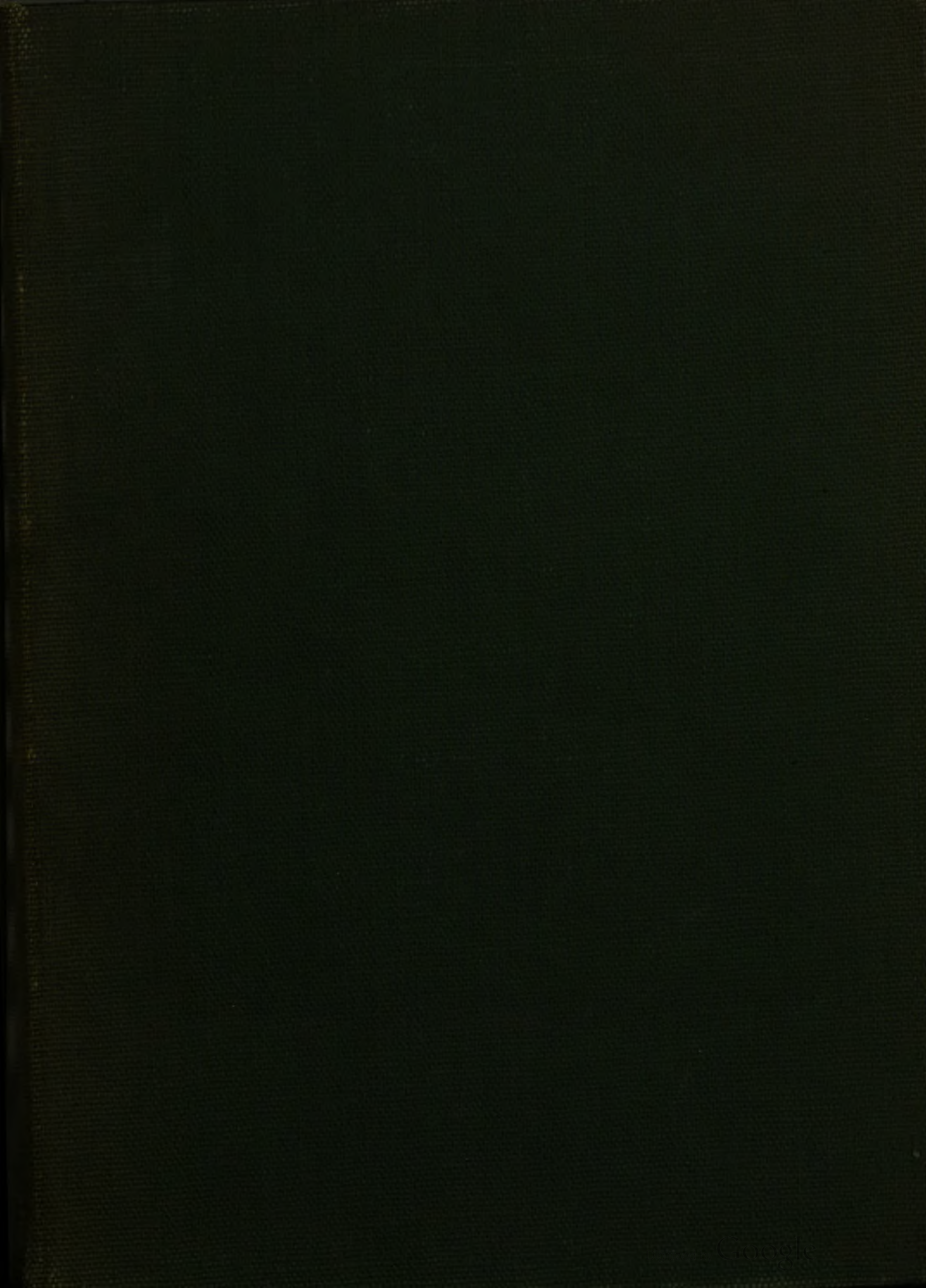










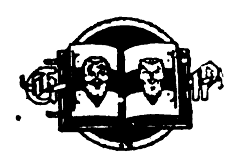


Der Türmer

Kriegsausgabe

Herausgeber: J. E. Freiherr von Grotthuß

Zwanzigster Jahrgang · Band I
(Oktober 1917 bis März 1918)



Stuttgart
Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze



Türmers Tagebuch

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Auf der Warte

Kunstbeilagen und Illustrationen

Notenbeilagen





Die Wehr — Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer



XX. Jahrg. Erstes Oktoberheft 1917 Heft 1

O Haupt voll Blut und Wunden!

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß



Ein seltsamer Spruch, mit dem ich diesen 20. Jahrgang des Türmers einläute? Und doch nicht so seltsam. Denn es geht heute nicht um eine Erinnerungsfeier mehr oder weniger, es geht um nicht Vergleichliches.

Der Spruch steht oben — heute und immerdar. Wir stehen unten, im tiefsten Tal. Sind wir darum verlassen?

Nicht verwunderlich wäre es, wenn manche Deutsche dies glaubten. Aber es wäre ein nur allzu schnell angezüchteter Aberglaube.

Soviel falschen „internationalen" Volkes, soviel betörter, aber auch handfester Verräter sich zwischen uns tummeln, soviel leitselige Schafe ihren nicht minder einfältigen Hämmeln nachlaufen mögen —: sie sind alle zusammen doch nur eine kärgliche Minderwertigkeit, — „ein Erdenrest, zu tragen peinlich", gegen unser an sich schon bedenklich überkluges, nur politisch abgründig aufklärungsbedürftiges Volk. Jene bedeutungslose Minderwertigkeit und Minderheit, die sich aus einer legendenhaft bemoosten Reichstagswahl krampfhaft als Mehrheit aufspielt, weil sie den schonungslosen Instinkt hat, ihre „Mehrheits"herrlichkeit müsse mit ihrer Krampfgebärde enden, — jene von eigenen Gnaden vorweggenommene, nicht einmal „Ersatz-Mehrheit" kann von königlichem Willen mit einer Handbewegung abgestreift werden, wie das sich eingiften wollende Insekt von einem

gesunden Körper. Wehe aber, wenn es sich erst in den Körper eingegiftet hat! Dann hilft kein Kammerjäger oder -diener mehr!

* * *

Nicht umsonst hat Gott den Menschen von den Tieren abgesondert, nicht umsonst die Familie von dem Volke; nicht umsonst die Völker aus dem Brei einer durcheinanderquirlenden Menschheit zu Gliedern dieser Menschheit gebildet. Wie Gott Wasser und Erde geschieden hat, obwohl sie doch zueinander kommen müssen, ohne einander nicht sein können. Wer sein Volk verleugnet, der verleugnet sich selbst, das göttliche Gesetz, aus dem er ist, und das hat sich immer grausam gerächt. Welch trübes Lied weiß unsere deutsche Geschichte davon zu singen! —

Bleibe, der du bist, aber beuge dich dem, der heute höher steht als du: deinem berufenen Lehrer und Erzieher beuge dich. Dann erst kannst du ihn überwachsen, dann erst ihn überschatten. Das ist das Los der Welt: zwar „neues Leben blüht aus den Ruinen", aber nie aus Ruinen, die — blühendes Leben sind . . .

* * *

O Haupt voll Blut und Wunden!

Erhebt sich dies dennoch strahlende Haupt nicht über eine aus Wut und Haß und Gier zusammengeballte Welt der Wechsler und Pharisäer —?

„Kreuzige! Kreuzige!"

Ja, kreuzige das deutsche Volk! Kreuzige es, weil es bei all seinem Erdgeborenen die gefährliche Lehre wieder aufgebracht hat von der allein Segen bringenden friedlichen Arbeit und vom Schutz des Friedens gegen Friedensbrecher! Dafür wird unser Volk in Millionen seiner Söhne, Töchter, Väter, Mütter, so gut es die Henker und Henkersknechte nur vermögen, ans Kreuz geschlagen —

„O Haupt voll Blut und Wunden!"

Sollte da unser Heiland nicht mitten unter uns sein? Wie denkt ihr katholischen, ihr evangelischen Christen darüber? Wie denkt auch ihr Nikodemusse aus allen Bekenntnissen, Weltanschauungen, Parteien? Seid wahr doch gegen euch selbst!

* * *

Die angestammte Macht, die vor Gott dem Herrn die höchste Verantwortung trägt, braucht nur eisern zu wollen, — und dann ist Judas, der selbst den Strick nimmt, noch nicht am schlimmsten dran!

Wie lange soll das noch so hingehen? Wie lange noch der offenen Angesichts unüberwindliche Siegfried sich dem tückischen Stoß hinterrücks feilbieten müssen? Sind die Männer im Trommelfeuer, unter See und in der Luft, — sind die etwa minderwertig gegen die heimkriegerischen Phrasendrescher und politische, jeweils aber auch solidere Geschäfte machenden „Mehrheitsführer"? Es ekelt einen, weiter darauf einzugehen, obwohl Herrn Erzberger zu seinen übrigen Titeln auch der eines „feisten Kriegshamsters" zugebilligt worden ist, Herr Erzberger sich weiter auch um Aufklärung über seine ersprießliche Tätigkeit in Holland für Schadloshaltung der finanziellen Interessen der Firma Thyssen in England und Amerika — bekanntlich uns befreundeten Staaten — nicht bemüht hat. Es ist

auch nicht bekannt geworden, daß Erzberger sein sich selbst gelobtes Gelübde, in der bekannten Diebstahlsangelegenheit nichts auszusagen, was ihm persönlich eine strafrechtliche Verfolgung zuziehen könnte, gebrochen hätte. —

* * *

Wir können jedem äußeren Feinde die Stirn bieten, dessen haben unsere hier allein maßgebenden Führer im Land- und Seekriege uns mehr als einmal und noch in allerjüngster Zeit versichert. Hindenburg und Ludendorff, Capelle und Admiral Scheer — gegen Erzberger und Scheidemann! Ein nicht ganz verdunkelter Menschenverstand würde sagen: das genügt, — nein, er würde lachen! Aber wie sieht es in Wahrheit aus? Welch betäubendes Gekläff einer von armselig hilflosen Händen losgeketteten, noch geliebkosten, noch aufgemästeten Meute giftigster Parteihaderer! Hunderttausende fragen sich — auch die Feinde staunen darüber! —, die ganze Welt fragt sich: wie ist das nur möglich? Ist das deutsche Volk wirklich so völlig verrückt gemacht worden, daß es auf Selbstmord ausgeht? Nach solchen Siegen? Nach solch unerhörter Widerstandskraft, wo wir mit unserer zwanzigfachen Übermacht erlahmen, bald in die Knie brechen?! — Dann freilich — um so besser, dann ist das ja die einzigste Gelegenheit und höchste Zeit — diesem Idioten gefällig zu sein — —:

O Haupt voll Blut und Wunden! ...

* * *

Christus wußte, was er tat, als er die alten Tafeln zerbrach. Er wußte, daß die Welt der Wechsler und Pharisäer ihn kreuzigen werde. Nicht dafür, daß er alte Tafeln zerbrach, sondern weil er die unzerbrechlichen der Ewigkeit vom Vater hatte.

Und doch: nicht seine hohen, heiligen Lehren, nicht sein übereifrig ausgebeutetes Sittengesetz sind das Höchste an ihm — das Höchste und Heiligste, das ist sein Leben und Sterben. So erwarb er, das Kind Gottes von Anbeginn, über die Zeitspanne seines urtiefen irdischen und doch ewigen Mitleidens und Mitsterbens, die Wiedergeburt der Gotteskindschaft durch sich selbst. So opfert sich Gott der Welt — gestern, heute und morgen.

Ohne Glauben ist es nichts auf dieser Erde. Ohne Glauben lebt man nicht in der Welt und nicht mit ihr, — nur als Parasit auf ihrer Oberfläche, ihrer Haut. Eine einseitige, wenn auch vielfach eingewurzelte Vorstellung: Christus sei nur das „Gotteslamm" gewesen. Christus war auch ein Kriegsherr ohnegleichen. Er überwand mehr als nur Tod und Hölle; er überwand das von diesem Erdendurchgang ihm Anhaftende: er überwand — sich selbst. Christus wehrte nicht einmal dem Teufel der Versuchung, er ließ sich von ihm auf den höchsten Berg führen und alle Herrlichkeiten der Welt zu Füßen legen. — Welche Versuchung für — Christus! Gottes Sohn — so könnte Nietzsche-Zarathustra aus seiner symbolisch verstiegenen Sprach- und Gedankenwelt sprechen — hätte auch gegen das Böse und Gute ein Reich „jenseits" von Gut und Böse, ein Mittelreich aufrichten können. — Aber er ließ sich kreuzigen, ehe er denn dem Bösen auch nur das Böse zugestand. Er sagte nur: „Weiche vor mir, Finsternis, ich bin das

Licht!" Weil er kein „Jenseits" von gut und böse, weil er nur ein Gutes kannte, das Böse für ihn nichts war, als der Schatten vom Licht und nur zum Guten da. Und dafür:

O Haupt voll Blut und Wunden!

Das ist für uns ein Bild, das uns vor lauter Scham vergehen lassen müßte, wenn es nicht ein — Vorbild wäre. So aber dürfen wir uns getrösten, daß dieses Vorbild zwar nie erreicht worden, aber auch nicht unbegriffen geblieben ist. Als Goethen-Faust das Wort erblitzte von „der Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft", da ist in diesem „alten Heiden" das Licht Christi so hell und klar und warm aufgeleuchtet, daß Christus selbst unsichtbar neben ihm gestanden haben mag und ihm die milde Hand auf die Schulter gelegt hat — —

* * *

Oh, es ist schön, einmal wieder in solchen abendrötlichen Feierstunden sich zu ergehen. Aber noch ist es leider nicht an dem. Wir haben kein Recht, um unserer lieben Ruhe willen einen Entsagungsfrieden zu „tätigen", dem wir die aufopfern müßten, die für uns nahezu alles geopfert haben. Wir haben kein Recht, auf die Lebensnotwendigkeiten des heranwachsenden und nach uns kommender Geschlechter zu verzichten, sie in Verzweiflungskriege zu treiben, die dann nur mehr Aufstände wären — um nicht gleich an Militärstreiks gegen Aushebung Deutscher als „farbige" Kolonialtruppen für die Sache der „Zivilisation" und „Menschheit" zu denken.

Vom neuen Reichskanzler erwarten manche, daß er in ein paar Monaten alles das wieder ins Gleis bringe, was sein Vorgänger in langen Jahren mit nie trügender Sicherheit auf immer den selben bekannten Strang geleitet hat. Ein unbilliges und unüberlegtes Begehren. Was wir von seinem Nachfolger erwarten dürfen, ist fürs erste, daß er sich von der, mit bemerkenswertem Zynismus angemaßten, verfassungswidrigen politischen Revolver- und Erpresserwirtschaft einer antiken Mehrheit befreit und kein rechtliches Mittel scheut, die verfassungs- und gesetzmäßige Ordnung wieder herzustellen. Denn die ist in der Tat durch die Willkürherrschaft einzelner Usurpatoren und Demagogen zurzeit aufgehoben. In die „mit leidenschaftlicher Anteilnahme" begrüßte russische Anarchie oder Despotie mit dem längst totgesagten, aber springlebendigen Überzaren, Großschlächter und Advokaten Kerenski wollen wir doch wohl nicht treiben? Es wird Zeit, mit der Scheidemannschen Fabel von der drohenden deutschen „Revolution" einmal gründlich aufzuräumen. Diese Fabel hat schon unsägliches Unheil angerichtet, ein Unheil, das sich annähernd nur an Hand der Zahlen ihr zum Opfer gefallener gesunder Menschenleben errechnen ließe. Es darf heute wohl als bekannte Tatsache vorausgesetzt werden, daß nichts den Krieg so vermessen und verhängnisvoll verlängert hat, wie die von den Scheidemann und Trabanten angedrohte deutsche Revolution.

So werden unseren Feinden aus Deutschland die Trümpfe in die Hand gespielt, ohne die sie ihr Spiel längst verloren gegeben hätten; aber sie haben ja nicht umsonst ihre zuverlässigen Partner bei uns: die würden sie schon nicht im

Stich lassen. Und ihr Vertrauen wird auch nicht getäuscht: ein Pfiff von Kerenski, Lloyd George oder Wilson, und schon kommt ihre wohl dressierte deutsche Hundekoppel schweifwedelnd angesprungen und „apportiert“ ihnen gehorsam die „deutsche Revolution“.

Und solcher Entartung sollte auch nur ein nennenswerter Bruchteil unseres Volkes, auch des sozialdemokratisch wählenden, verfallen sein? Das behaupten oder das Gegenteil erst begründen zu wollen, wäre eine schmachvolle Beleidigung für dieses Volk, das im Kampfe gegen eine Welt bewiesen hat und täglich aufs neue beweist, wie mannhaft gesund es ist. — Und da traut man sich nicht, mit einem Haufen fertig zu werden, der sein Ansehen nur von wüsten Drohungen und Einschüchterungen erborgt? Diesen Rattenhaufen in seine Löcher zu jagen, bedarf es noch lange keiner Reichstagsauflösung, nur eines festen Willens und einer festen und klugen Hand.



An meine baltische Heide · Von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Und in meiner Heimat fernem Lande
Blüht die rote Heide, märchensüß ...
Abertausend eisenschwere Bande
Ketten mich an alles, das ich ließ.

Meiner Kindheit heilig-stilles Träumen
Schläft im Heidekraut, und wird nicht wach.
Meines Herzens friedlos trotzig Bäumen
Geht dem Frieden meiner Kindheit nach.

Und ich suche meine Heimatheide,
Und mir ist das Herz von Sehnsucht schwer.
Meine Heide steht im Blütenkleide,
Meine Heide kennt mich nimmermehr!

Ferne Baltenheimat — süße, süße
Ostseeheide — komm mir doch im Traum!
Bis ich dich mit Jubelschluchzen grüße,
Rote, du — am Fichtenwaldessaum,

Bis dein märchenduftend Blütenprangen
Meiner Seele armes Wanderlied,
Meiner Seele wildes Heimverlangen
Leis mit Heimatglocken überblüht.



Kohle

Von Fritz Müller

Bei der gegenwärtigen Förderung werden die englischen Kohlenvorräte in 200, die deutschen in 1800 Jahren erschöpft sein. (The Coal Resources of the World. Toronto. 1913.)

In der Erde Eingeweiden war Generalversammlung. Das Magma, der zähflüssige Erdkern, präsidierte. Es schaute dunkelglühend in die Runde, sah das Urgestein, sah den Schwefel, sah das Eisen, sah die Kalke, sah die Kohle, sah Gold und Silber, sah die Diamanten, sah all die tausend Mineralien und gab mit einer Stimme, die schwer und langsam tropfte, zu Protokoll, das Mutter Erde führte: „Frau Mutter, ich stelle fest, alle Erdteilhaber sind zur Stelle. Darf ich jetzt beginnen?"

Die verhüllte Frau am Protokolltisch nickte schreibend, ohne aufzusehen. Das Magma ließ die Feueraugen über die Tagesordnung gleiten: „Punkt eins, Beschlußfassung über die Schuld am Weltkrieg. Wer meldet sich zum Wort?"

Unterm Kapland blitzte ein erhobner Finger auf, und eine goldne Ader an der Stirne schwoll. Das Magma sagte: „Gold hat das Wort."

„Es ist keine Frage: Deutschland hat die Schuld am Weltkrieg!"

Die verhüllte Frau am Protokolltisch schrieb: „Deutschland hat die Schuld am Weltkrieg."

Gold schwieg nach seinem Spruch, die geschwellte Ader glättete sich. Das Magma runzelte sich: „Wir Untergründige pflegen zur Behauptung auch die Gründe anzugeben."

„Gründe? Ist seine Kriegserklärung nicht genug an Grund?"

Das Magma winkte dem benachbarten Diamanten. Der ritzte den Grund. „Nein," sagte er, „der Grund gibt nach. Erklärungen sind Folgen, keine Gründe."

„Wer wünscht noch das Wort zur Schuld am Weltkrieg?" sagte das Magma. Eine spitze blaue Flamme glühte auf und stach:

„Frankreich ist am Weltkrieg schuld. Es bedurfte seiner, eine alte Rechnung zu begleichen", sprach der Schwefel.

Und die verhüllte Frau am Protokolltisch schrieb, ohne aufzublicken: „Frankreich ist am Weltkrieg schuld."

„Darf ich bitten, Diamant?" sagte das Magma. Der Diamant ritzte durch den Grund:

„Begleiterscheinung," sagte er, „kein Grund."

Eine erzgeballte Faust erhob sich: „Rußland ist am Weltkrieg schuld," donnerte das Eisen, „es hat zuerst die Ärmel aufgestreift."

Die verhüllte Frau am Protokolltisch schrieb: „Rußland ist am Weltkrieg schuld."

Der Diamant gab sich kaum die Mühe, das Gesagte aufzuritzen. „Aufgestreifte Ärmel?" sagte er lächelnd, „sind Symbole, keine Gründe."

„Nein, England hat am Weltkrieg schuld," grollte aus den hinteren Bänken das Urgestein, „ich muß es wissen, ich kenne es am längsten."

Und die verhüllte Frau am Protokolltisch schrieb: „England hat am Weltkrieg schuld." Dann meldete sie sich selbst zum Wort. Die Hülle hob sie langsam, still blickten ihre Augen: „Es war bisher bei uns nicht Sitte, Erdoberflächengründen nachzuspüren, wo das Innere entscheidet."

„Das Innere?" sagte das Urgestein. „Dann trägt unser Eisenbruder schwere Schuld, denn alle Waffen sind aus Eisen."

„Das Eisen trägt die Schuld am Weltkrieg", schrieb's am Protokolltisch.

„Ei, da muß ich bitten," wehrte sich das Eisen, „meine Flintenrohre blieben brav und friedlich, wenn nicht im Pulver der Schwefel —"

„Der Schwefel trägt die Schuld am Weltkrieg", schrieb's am Protokolltisch.

„Mit Verlaub," sagte der Schwefel, „mein lichtes Gelb bleibt harmlos, wenn nicht das dunkle, heiße Gelb des bestechenden Goldes —"

„Das Gold trägt die Schuld am Weltkrieg", schrieb's am Protokolltisch.

„Kinder," sagte das Magma, „wenn das so weitergeht, haben wir das Recht verwirkt, über manche Parlamentssitzungen da droben zu lächeln." Zum andernmal erhob sich Mutter Erde am Protokolltisch:

„Ich schlage einen alten Erdbrauch vor: der Schuldige bekennt sich selber. Geht mit euch zu Rate." Und es ward im großen Erdgewölbe ein Nachdenken von der Länge eines Kriegsjahrs auf der Erde. Dann und wann drangen mächtige Kanonenschläge von droben mit einem leisen Endgezitter ins Gewölbe, und das wütende Kriegsgeschrei, von Mitleidsadern durch den Fels geleitet, vertropfte am Gewölb in stillen Tränen über der schweigenden Generalversammlung. Da stand eine dunkle Masse auf und sagte:

„Ich bin schuld." Ein langer Blick vom Protokolltisch und ein Federzug: „Die Kohle ist am Weltkrieg schuld." Und es ward ein Staunen und Geraune: „Die Kohle also ... ei, die Kohle ... wer hätte von der Kohle je gedacht, daß ..."

„Halt," sagte das Magma, „nicht nur eine Klage, auch ein Bekenntnis muß man prüfen. Diamant, tu deine Pflicht!"

„Es ist meine Schwester, wir sind aus dem gleichen Stoff," erwiderte der Diamant, „erlaß es mir, sie aufzuritzen."

„So mag sie selbst uns überzeugen. Kohle, sprich!"

Da tat die Kohle langsam ihren dunklen Mund auf und sprach:

„Ich war nicht immer schwarz. Vor Jahrmillionen war ich grün. Tausend Jahre waren meine Bäume. Aber sie setzten keine Ringe an. Denn immerwährend war es Sommer auf der Erde. Meine Bäume wuchsen als Kathedralen in den heißen Himmel. Ich hatte nicht genug. Höher wollte ich. Den Himmel selber hab' ich stürmen wollen. Nur leben, leben! Da brach es über mich herein. Gebirge knieten sich auf mich, Ozeane drückten mir die Kehle zu: ‚Stirb!' schrien sie, ‚stirb!' Ich wurde schwarz und hart, ich bröselte. Sie hielten mich für tot. Aber ich hatte nur den Atem angehalten. Anderthalb Millionen Jahre. Bis ich es schaufeln hörte und hämmern. Sie gruben einen Schacht zu mir. Licht drang ein. Sie hoben mich hinauf.

‚Sonne, Sonne, meine alte Sonne!' schrie ich selig, ‚nur leben, leben!' Oh, wie lebte ich aufs neue! Die Menschen können's euch erzählen. Ich funkelte

in ihren Öfen, die sie umstanden. Vor der Kälte waren sie zu mir geflohen und tauten auf und rieben ihre Hände: das ist ihr Dankgebet zum Preis der Kohle. Ich brannte in den Küchen, briet den Hungrigen die Speisen. Ich dampfte in den Eisenhütten. Ich trieb die Dampfmaschinen. Ich pumpte Wasser aus der Tiefe. Ich jagte täglich Millionen Wagen über Eisenstraßen. Ich schaufelte die Schiffe um das Weltmeer. Ich webte Kleider, schmolz Metalle, hob mich selber an den Förderkörben aus dem Grabe, ich riß die Menschen mit mir in einen rasenden Tanz des tätigen Lebens. Ich wurde der Erde größte Kostbarkeit —"

„Nun, nun!" unterbrach das Gold.

„— der Erde größte Kostbarkeit", wiederholte die Kohle ruhig. „Das jährlich geförderte Gold ist nur ein kleiner Bruchteil meines Wertes, in Menschenmünzen umgerechnet."

„Und ich?" meinte das Eisen.

„Ich steige jährlich mit tausend Millionen Tonnen aus der Erde, du mit noch nicht hundert", sagte die Kohle. „Zwei Tonnen Kohle schmelzen eine Tonne Erz, fünf Tonnen Kohle walzen eine Tonne Schienen, zehn Tonnen Kohle hämmern —"

„Ja, wenn du's nach Gewicht nimmst."

„—zehnmal soviel Kohle schweißt einmal soviel Uhrfederstahl. Uhrfederstahl kostet dreimal mehr als Gold. Ich habe ihm den Mehrwert eingeschmolzen. Kein Ding auf Erden wird geschmolzen und gegossen, wird geschnitten und gewalzt, wird gehobelt und gestreckt, wird gehärtet und vergast, wird zerrissen und gepreßt, in dem ich nicht in irgendeiner Form verborgen sitze. Ist unterbrochnes Leben je zu einer gewaltigeren Nachblüte gekommen, als in mir? Und dennoch bin ich schuld am großen Kriege."

Erschüttert von dem Selbstbekenntnis schwieg es in der Erde Eingeweiden. Stumm neigten Magma, Gold und Silber, Erz und Urgestein die Häupter. Und nur am Protokolltisch hörte man's zum andern Male krizeln: „Die Kohle ist am Weltkrieg schuld."

„Fahre weiter, Kohle!"

„Noch hatte ich des Lebens nicht genug. Ich stülpte mich von innen um nach außen, wurde Gas, und Städte flammten täglich auf von mir, ohne zu verbrennen. Wurde Benzol und jagte ratternd die Kraftwagen durch die Straßen. Wurde Ammoniak und düngte Felder. Wurde Teer, schnellte Sprengstoffe in die Welt und versprühte einen Regenbogen schönster Farben um die Erde. Das alles tat ich für die Menschen. Die hatten mich verachtet, als sie noch glaubten, daß ich weiter nichts als rußen könne. Jetzt verehrten sie mich. Jetzt beteten sie mich an. Jetzt schlüpften sie mir nach durch alle deine Adern, Mutter Erde, Hände hebend mit den Hacken: ‚Heilige Kohle, komm zu uns!' Umsonst, daß ich mich manchmal hintet schlagenden Wettern schlafen legte: ‚Laßt mich jetzt, ich will ein wenig ruhen!' — sie leuchteten mir nach, sie fielen hundertweise in den Explosionen, noch im Tode mich umarmend: ‚Komm, ach komm!'

Und ich kam. Kam den Erfindern im Geleucht durchdachter Nächte: von ferne sahen sie die Wege, um meine Wärme nicht nur mit einem Zwanzigstel, wie die Hausfrau, nicht nur mit einem Zehntel, wie der Techniker, sondern ganz und

gar zu nützen. Im Wetterleuchten ihrer Zukunft sahen sie Petroleum, alle Öle aus mir fließen, sahen mich zu Alkohol und Zucker umgewandelt, und aus der fernsten Zukunft sahen sie gespenstisch eine goldne Bäckerschaufel durch den Luftstickstoff herüberlangen in meinen dunklen Leib und braune Laibe Brotes aus mir ziehen. Und eine zitternde Erkenntnis aus deiner Tiefe, Mutter Erde, flammte durch die Welt: wer Kohle hat, der hat die Welt. Ruß von dieser Flamme der Erkenntnis schlug sich nieder in der Politik: ein Wettlauf nach den Kohlenlagern der Erde vom Äquator bis zum Pol begann.

Um diese Zeit war's, Mutter Erde, daß fern vom Machtgetös der Politik die kühle Wissenschaft die Frage aufwarf: ‚Wie lange reichen wir mit unsrer Kohle?' Mit Grubenlampen fuhren sie hinunter, kreischend rissen Diamantenkronen ihrer Versuchsbohrungen unerforschte Tiefen auf, bohrten in den Schwemmsand, bohrten unterm Meer, und unablässig schrien ihre Bohrer: ‚Wieviel Kohlen? Wieviel Kohlen?' Und dann setzten sie sich in ihre stillen Stuben und hatten es herausgerechnet:

‚Unter Zugrundelegung der jetzigen Produktionshöhe werden die Kohlenlager der Erde in längstens 2000 Jahren völlig erschöpft sein. In England allein wird dies in 200 Jahren, in Deutschland in 1800 Jahren der Fall sein.'

Das war auf dem Weltkongreß für Kohle im kanadischen Toronto, im Jahre 1913. Ein Jahr später —"

„Halt, du überspringst die englische Vision!" ertönte es vom Protokolltisch.

„Ein halbes Jahr später stand über England eine Vision: 2113 nach Christi Geburt. Im Kensington-Museum liegt unter einer Glasglocke das letzte Stückchen englischer Kohle. Müßige Leute der entvölkerten Weltstadt gehen dran vorbei. Einer blättert seinen Katalog auf: ‚Nummer 62476? Mhm: Englands Grab — merkwürdig — muß verdruckt sein ...' Und dann steigt er auf den Hochturm des Museums, sieht weit hinaus ins Land: Öde, Leere, Stille, abgebrochene Kamine, grasüberwachsene Schienen. Sieht hinaus aufs Meer: Öde, Leere, Stille, abgebrochene Schiffskamine, Moostang rings um England. Vor Entsetzen weiten sich die Augen über den Kanal zum Rhein: Hämmern, Surren, Dröhnen, Klirren, Wimmeln und ein brausend Lied der Hoffnung über allem mit dem Kehrreim: ‚Noch anderthalb Jahrtausend!' Der Mann auf dem Turm greift sich an den fiebernden Kopf: ‚Glasglocke — letztes Kohlenstück — Englands Grab — jetzt versteh' ich — nicht verdruckt — die Wahrheit ist's — und doch, und doch, es kann nicht sein!' Herunter rennt er vom Turm. Über Land läuft er. Dort ragt ein Förderturm. Zahnluckig grinst er in die Landschaft. Das schnurrende Rad zerbrochen. Verbogen das Gestänge und verrostet. Halt, das Förderseil hängt noch straff in die Tiefe. Daran hinabgeklettert. Zerfallene Gänge. Eingestürzte Stützungspfeiler. Kahles Gestein. Auf einer Spalte sitzt ein Zwerg mit baumelnden Füßen, hat ein offnes Windlicht in den Händen. ‚Zwerg, weg mit dem Licht, wenn dir dein Leben lieb ist!' — ‚So lieb wie dein's.' — ‚So hüte dich vor schlagenden Wettern!' — ‚Schlagende Wetter? Hihihi, hat sich ausgewettert. Was suchst du hier?' — ‚Kohle.' — ‚Hihihi, komm, ich helf' dir suchen — hihihi, hat sich ausgekohlt — das letzte Stückchen liegt unter einer Glocke im Kensington-Museum.' —

‚Das letzte Stück! Du lügst, Zwerg!‘ — ‚Ja, ich lüge. Am Rheine drüben haben sie noch Kohle für sechzehnhundert Jahre.‘ — ‚Sie müssen uns welche geben, Zwerg!‘ — ‚Tun sie auch, wenn wir sie auf unsern Inseln abarbeiten. Und wenn wir brav sind, geben sie uns vielleicht auch eine Kohlenagentur, hihihi!‘ — ‚Zwerg, erstick' an deiner Lästerung: du sprichst vom stolzen England!‘ — ‚England? Was ist das? Hihihi — geh weg, ein Jahr ist um — ich muß mit meiner Hacke die Jahrzahl 2114 ins taube Gestein einhacken. Ich bin der Zeitzwerg — ohne meine Hacke kommt kein neues Jahr ins Land. Siehst du, da steht es schon. Wenn du noch einen Wunsch hast, Mensch, jetzt hab' ich Zeit.‘ — ‚Einen Wunsch? Leih mir deine Hacke — dank' dir — nun paß auf!‘ Und wütend und mit Riesenkräften splittert der Besucher die 2, die erste 1 vom Fels, gräbt eine 1 und eine 9 an ihre Stelle. ‚Menschlein, was machst du? Rückst ja die Zeit zurück — ha, Kohle schießt wieder an — Wagen rollen — Stimmen tönen unter Tag — was zischt da aus der Spalte?‘ ‚Schlagende Wetter, dummer Zwerg — puh, aus dein Licht! — Marsch, hinein in diese Felsenspalte — kannst dich nach zweihundert Jahren wieder melden — heda, Kohlenhäuer, haltet einen Augenblick, laßt mich aufsitzen auf den vollen Hund — hü, weiter — hinein in den Förderkasten — auf zieht! Die Mütze ab, ihr Kerle: Es lebe Englands Größe!‘

Oben stieg ein bleicher Mensch vom Förderturm, grüßte Englands Sonne, die blutrot durch Nebel schien, grüßte Englands brausenden Arbeitslärm: ‚Werkstätte der Welt! Du solltest in zweihundert Jahren untergehn? Nimmermehr! Zum König will ich, zum Minister. Erzählen will ich ihnen, was ich sah. Noch ist es Zeit. Noch können wir mit jenen drüben ihre sechzehnhundert Jahre Kohlenvorsprung teilen. Gerecht? Recht oder unrecht — zum Teufel auch: wir wollen leben!‘“

Die Kohle schwieg. Das Magma glühte dunkel. Das Gold blitzte. Das Silber glitzerte. Der Schwefel leuchtete. Das Eisen knisterte. Mutter Erde schrieb gesenkten Haupts ins Protokoll: „Schuld am Weltkrieg ist das Land, das den in der Natur liegenden Wettbewerb der Kräfte nicht dulden wollte.“

„Also hatte ich doch recht!“ grollte es vom Urgestein.

Da zuckte all der Reichtum und die Großmut einer versunkenen Welt durch die Kohle. Schwer atmend sagte sie: „Ich trage England und ich trage Deutschland — Mutter Erde, vielleicht bin ich am Weltkrieg schuld, weil ich mein vergangnes Leben wieder leben wollte? Weil es wieder schwoll in meinen Adern von aufgesparter Sonnenkraft? Geht auf die Seite — sickert es nicht rot durch das Gewölbe? — Erde, Mutter Erde, wenn ich schuld bin, gib mir meine Sühne!“

Die verhüllte Gestalt erhob sich. Lange sah sie der Kohle ins stumpfe Geleucht verweinter Augen: „Kohle, du verkennst die Dinge: arbeiten, wirken müssen, komme, was da wolle, ist noch keine Schuld — du bist nur der Hebel in den Händen eines Höheren — keine Buße lege ich dir auf, sondern eine neue Arbeit, die größte, seit ich von der Sonne in die Weltenräume tropfte: Schmelze die Herzen um nach diesem Weltkrieg, leuchte, werke, lebe einem reineren Geschlecht und gieße aus den Schlacken dieses Krieges den ewigen Arbeitsfrieden meiner Erde — Glück auf, Kohle, und schaff' zu!“



Die Tatze des Leoparden
Von einem Ostpreußen

Jedem, der das gaunerische Ränkespiel und Lügengewebe der Engländer mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, müssen in der Note des Papstes deutlich und klar Spuren von der Tatze des englischen Leoparden vor Augen treten. Der englische Gesandte gab den Bundesgenossen zuerst von dem Inhalt Kenntnis, und die gutgeschulte, stets vorzüglich eingepeitschte Presse der ganzen angelsächsischen Welt erhob alsbald einmütig wie auf geheime Verabredung mit gut verteilten Rollen und Stimmen ein harmonisch abgetöntes Wutgebrüll, wie günstig und erwünscht für Deutschland ein solcher Friede sein würde, ja stellt sogar dieses Friedenswerk als deutsche Mache hin und redet immer noch davon, solange wir uns nicht auf Gnade und Ungnade ergeben wollten, solange nicht unser Sinn ganz bußfertig und gebrochen wäre, könnte von Frieden keine Rede sein. — Diese Zeichen sollten genügen. Das ist alles abgekartet und mehr als auf das eigene Lager darauf angelegt, auf unsre leider auch den Gegnern nur allzu wohlbekannte Leichtgläubigkeit Eindruck zu machen und uns einzuschüchtern, zu bluffen und irrezuführen.

Auch der Augenblick ist zugunsten Englands treffend gewählt, und gerade diese Bedingungen, obschon von ihm gar nicht gesprochen wird und es wie gewöhnlich schlau sich im Hintergrunde hält, sind bekanntermaßen die seinigen. Wenn es ihm gelänge, diese durchzudrücken, so wäre das erstrebte Ziel der Weltherrschaft bereits erreicht, und niemand mehr vermöchte dem angelsächsischen Kommerzimperialismus Widerstand zu leisten.

England spürt mit wachsender Besorgnis die Folgen des Krieges, besonders dank den U-Booten, am eignen Leibe. Der Beitritt Amerikas übte bisher nicht so große Wirkungen aus, als man bei den Engländern und ihren Vasallen erhoffte. Rußland hat, obschon ihm unsrerseits unglaublicherweise reichlich Zeit gelassen wurde, sich zu neuen Angriffen zu sammeln, vorläufig auch keine Wendung zum Bessern im Sinne der Entente bringen können und wird es anscheinend in absehbarer Zeit nicht ernstlich wieder versuchen können. England selbst muß in viel höherem Grad, als es bei Beginn seines gleich jedem andern Geschäftsunternehmen kühl berechneten und insgeheim von langer Hand vorbereiteten Raubzugs glaubte, seine eigne Haut zu Markte tragen und muß auch dulden und bluten. Seine Bundesgenossen hat es genügend geschwächt und besiegt, vor allem Rußland. Nun, da dieses ihm ungefährlich erscheint und namentlich in Asien ihm nichts mehr anhaben kann, soll es in seinem Umfange nach Möglichkeit ungeschmälert und so kriegstüchtig wie möglich erhalten bleiben, um gegen Deutschland, wenn es je noch einmal nötig sein sollte, benutzt werden zu können. Dem russischen Koloß wird es vielleicht nicht mehr möglich sein, sich aus der Umschnürung von England, Japan und Amerika zu befreien. England aber hat sich dabei den überlegenen Teil zu wahren gewußt oder glaubt es wenigstens in Europa zu haben. In der Ostsee hat es Fuß gefaßt, die Befestigung der Aalandsinseln, die Pachtung be-

deutender Ländereien in Estland und Livland sichern seine dortige Stellung, in Archangelsk und an der Murmanküste hat es sich als Herr und Besitzer häuslich eingerichtet; Rußland hat sein Gibraltar und mit ihm die Länder an der Ostsee desgleichen. Wie Rußland in dieser und wahrscheinlich in jeder andern Form nur eine britische Kolonie zu werden Gefahr läuft, so stellt sich Frankreich ebenfalls nur noch als ein Anhängsel Großbritanniens dar. Die Küstengebiete zu räumen, wird sich England von keinem zwingen lassen, wenn wir es nicht vermögen; eine Pacht auf 99 Jahre bedeutet im Grunde schon festen Besitz, und wenn England gar den Tunnel unter dem Kanal zu seiner bequemen und unangreifbaren Verbindung mit Frankreich, also dem Festland überhaupt, hergestellt haben wird, wehe dann dem Festlande, zunächst aber dem verblendeten Frankreich!

Es kommt für England nun in diesem Krieg eigentlich nur noch darauf an, auch den Rest von der flandrischen Küste durch Freigabe Belgiens in seine Hand zu bringen; damit wäre dann auch Deutschland von allen Seiten umklammert und eingeschnürt, und könnte, wenn es je wieder wagen oder versuchen sollte, dem stolzen England lästig zu fallen durch friedlichen Wettbewerb in Handel und Industrie, mit Leichtigkeit erdrosselt werden. Vorläufig sind fast alle deutschen Handelsverbindungen über See vernichtet, Schiffe kaum noch zu beschlagnahmen, seit sogar China sich an dem allgemeinen Diebstahl beteiligt hat. In Ägypten, Arabien, Mesopotamien, Persien hat England sowohl die gegnerischen als die verbündeten Wettbewerber ausgeschaltet, jene lang erstrebte trockene Brücke von Ägypten bis Indien, wenn dort sich nichts ändert, geschlagen. Die deutschen Kolonien sind bis auf den kleinen Rest von Ostafrika wertvolle Faustpfänder in seinem Besitz. Alles in allem hat England schon jetzt von allen Kriegführenden trotz der geringen militärischen Erfolge die größten Vorteile für sich eingeheimst, und man sollte denken, daß ihm ein Friedensschluß auf dieser Grundlage, wobei von den Verhältnissen aller andern, nur nicht von den seinigen gesprochen werden dürfte, höchst erwünscht sein müßte. Zudem erfordern die bedrohlichen Zustände des eignen Innern, in Irland und Indien zumal, schärfste Beobachtung und Aufmerksamkeit. „Nationalitätenprinzip“, „Demokratie“, „Militarismus“, „Imperialismus“, alle diese Schlagworte sind nach längerem Gebrauch oder Mißbrauch abgenutzt; Wilson und Kerenski können's auch nicht schaffen; also wird von den geriebenen Gaunern an der Themse der Papst als letzter von Anbeginn aufgesparter Trumpf ausgespielt, um die deutschen Katholiken und Polen und Pazifisten und Sozialdemokraten herüberzuziehen, so die Einheit zu stören und unser Volk zu lähmen. Welch ein Triumph und Nimbus es für den römischen Stuhl sein würde, wenn es dem Einfluß des von reinsten und edelsten Absichten geleiteten, verehrungswürdigen Seelenhirten gelänge, den Frieden anzubahnen, darüber ist kein Wort zu verlieren. So könnte diese Friedensnote des Papstes, ohne daß dieser es merkte, sehr wohl einen schlauen Schachzug der Engländer darstellen.

Die fast gleichzeitig und parallel zur päpstlichen Friedensmahnung laufende Generaloffensive widerspricht keineswegs dieser Auffassung, sondern bestätigt sie vielmehr. Im feindlichen Lager hoffte man eben, daß die päpstliche Kundgebung

das Gewissen so guter Katholiken, wie Bayern und Österreicher, beschweren, ihre Widerstandskraft und Kampfesfreudigkeit vermindern, ja wohl gar von der gemeinsamen Sache sofort abtrünnig machen werde. Daß von den ganz maßlosen Entschädigungen und Plänen unsrer völligen Versklavung, wie die meisten Ententepolitiker uns androhn und uns aufzulegen keinen Augenblick anstehn würden, wenn sie könnten, in diesem Schriftstück unmöglich etwas vorkommen kann, versteht sich von selbst. Wenn aber die Rede davon ist, um wirtschaftlicher Belange willen dürfte der Krieg nicht weitergeführt werden, so sieht man förmlich die gleisnerischen Angelsachsen schmunzeln und sich die Hände reiben und sich zublinzeln, da dies ja für sie der einzige Zweck war und sie nach einem Friedensschluß, worin sie den Vorsitz in der Gerichtsverhandlung gegen die von vornherein für schuldig befundenen verbrecherischen Mittelmächte führen und Belgien frei, d. h. für angelsächsische Belange frei wird, uns von den Meeren und jedem wirtschaftlichen Wettbewerb auszuschließen imstande sind.

Wieder einmal haben Deutsche den Gegnern die Waffen geliefert. Ohne Scheidemann und Erzberger, den wahrscheinlich die Lorbeeren Philipps nicht schlafen ließen, wäre die Hereinziehung Elsaß-Lothringens in diesen Zusammenhang als Problem oder Streitfrage gar nicht möglich. Wenn das vor verletzter Eitelkeit rasende Frankreich sich einbildet oder so tut, als ob Elsaß-Lothringen von Rechts wegen ihm zukomme, wenn es die Tatsachen umdreht und ein urdeutsches Stück Land und Volk, das es selber gewaltsam vom Deutschen Reiche losgerissen hat, grundsätzlich als ihm gehörig, durch das Deutsche Reich ihm geraubt hinstellt, wenn es behauptet, auch die Bevölkerung dieser Lande wünsche den Anschluß an Frankreich, wie können die fixen Ideen eines Unzurechnungsfähigen oder eines eigensinnigen, kindisch gewordenen Gecken Anspruch auf Berücksichtigung erheben? Und nun bestärkt man Frankreich nicht nur von seiten seiner Verbündeten, obschon auch sie früher diesen Anspruch als völlig unbegründet, als toll und närrisch bezeichnet haben, während sie jetzt in diese Tollheit Methode bringen, um Nutzen davon zu ziehn — sondern auch sogenannte Deutsche wagen es, die er unehrlichen Spiegelfechterei Vorschub zu leisten.

Der einzige scheinbare Vorteil, der für Deutschland abfiele beim Friedensschluß, würde die Rückerstattung der Kolonien sein. Also nachdem Engländer und Franzosen um die Wette die Kolonisten ihrer Habe völlig beraubt, sie gepeitscht, unter Aufsicht von Schwarzen gestellt, schlimmer als früher die Sklaven mißhandelt — immerhin mußten diese ja gekauft und somit als Wertgegenstände geschont werden —, ja viele hingemordet und zu Tode gemartert haben, um sich ihres Eigentums ungestört zu bemächtigen, nachdem fast alle Staaten, von der Entente gezwungen oder angefeuert und verlockt, sich durch Raub deutscher Schiffe bereichert, deutsche Handelshäuser geschlossen, die Vermögen und Besitztümer beschlagnahmt, die Geschäftsbücher vernichtet, nachdem die von Zivilisation und Gerechtigkeit überfließenden Völker an wehrlosen deutschen Frauen und Kindern, Gefangenen und Kranken wie Schinderskenchte mit viehischer Lust unerhörte Greuel massenhaft verübt haben, nachdem die wackern Ostpreußen von den wilden Russenhorden unmenschliche, gar nicht wiederzugebende Scheußlichkeiten, Mord,

Brand, Verwüstung und Plünderung erduldet, wirkliche Menschenfresser und farbige Kannibalen sich an uns versucht haben und noch versuchen, soll Deutschland allenfalls die Kolonien wiederbekommen, die Kolonien, die von den Engländern ihrer ausgesprochenen Absicht gemäß, wenn sie dieselben herausgeben müßten, inzwischen so zugerichtet werden sollten, daß sie für jedermann entwertet seien! Wie lange würde diese koloniale Herrlichkeit bestehn, wenn die Seewillkür der Angelsachsen, von diesen Freiheit der Meere benannt, zugleich fortbestünde?

Was bliebe nun also für Deutschland als Ergebnis dieser heldenhaften Behauptung gegen eine Welt von verschworenen, seit Jahren vor dem Kriege planmäßig auf unsre Vernichtung durch gemeinsamen Überfall hinarbeitenden Mordbuben, was böte, wenn schon keine Genugtuung und keinen Schadenersatz dafür, so doch Sicherheit gegen eine Wiederholung, daß diese gaunerischen Geschäftsleute mit ihren räuberischen Spießgesellen, alle diese verlogenen und heuchlerischen Schurken, die unsere wehrlosen Brüder im Ausland und in den Grenzgebieten angespien und beraubt und gemordet und wie Hunde behandelt haben, alle Deutschen für Bestien oder Hunnen und Kannibalen und Verbrecher erklären, denen gegenüber alles erlaubt ist, von Belgiern und Russen und Serben und ihnen allen mit Einschluß ihrer farbigen, wilden und halbwilden Helfershelfer tatsächlich verübte Greuel uns andichten, daß diese nun schon gewohnheitsmäßigen Verbrecher ihr Handwerk nicht fortsetzen? Uns bliebe keine Sicherheit und nur als einziges Ergebnis die Genugtuung, Polen befreit zu haben, das unsern Edelmut mit Freuden anerkennen und mit steter Dankbarkeit lohnen wird, auf dessen Unterstützung wir stets werden rechnen können — wenn die menschliche Natur sich nur erst ganz verändert haben und nur Eintracht und Liebe bei den Völkern eingekehrt, wenn Dankbarkeit bei den Völkern ebenso selbstverständlich sein wird wie bei den einzelnen, wenn die Lehren der Geschichte länger als einen Tag, länger als von einem Abendblatt zum nächsten vorhalten werden. Von den besondern Eigenschaften der Polen soll hier nicht gesprochen werden. Polen als gutes Faustpfand gegen Rußland und gegen — Polen selbst in der Hand zu behalten, dagegen Finnland und Ukraine nach Möglichkeit in ihren Unabhängigkeitsbestrebungen zu stärken, das wäre zu hart gewesen — zumal gegen das nach der inneren Umwälzung schonungsbedürftige Rußland, in dessen Angelegenheiten sich einzumischen für korrekte Diplomaten Bethmannscher Observanz sich nicht schicken will. Wohl durften englische Staatsmänner mit grimmem Hohn und berechtigter Schadenfreude die deutsche Diplomatie von solcher Art stümperhaft nennen. Wenn aber in der Diplomatie jedes Mittel von Trug und Lug, von Meineid und Meuchelmord, von Hinterlist und Verleumdung als recht gilt, wenn Staatsverfassungen, Bündnisse, Kriege, Friedensverträge nur noch geschäftsmäßig in Rechnung gestellt und um wirtschaftlicher Vorteile willen, wenn auch mit Hinschlachtung von Millionen Menschenleben und Aufopferung von ganzen hochentwickelten Völkern, geändert werden, dann hat allerdings die britische Diplomatie gegen uns Meisterstücke vollbracht und als Krönung ihrer vollendeten Kunst — vielleicht durch Versprechen von löblicher Unterwerfung der ohnehin katholisierenden englischen Hochkirche — schließlich sogar den Papst für ihre Handels- oder See- oder Weltherrschaft, was ein und dasselbe bedeutet,

einzufangen gewußt. Schmach den Bluthunden in Menschengestalt, Schmach aber auch und vielleicht noch mehr den falschen Volksgenossen, die verblendet oder töricht genug sind, jenen Vampyren das eigne Volk in die Klauen zu liefern! Wenn sie nicht eher zur Einsicht kommen, als bis die Tatze des Leoparden am eignen Nacken zu spüren ist, wie die Pranken des russischen Bären in Ostpreußen oder Polen, dann ist es freilich zu spät.



Not und Größe · Von Paul Lingens

Nie hat ein Volk solche Not und Größe gekannt
Wie du, mein teures, deutsches Vaterland!

An allen deinen Grenzen trommelt der Tod.
Deiner besten Söhne Blut färbt den Boden rot.

Sie haben nicht Zeit zu beten, zu bitten!
Schneller als der Wind kommt der Tod geschritten. —

Hinter deinen Mauern taumelt die Not.
Deine Frauen und Kinder fiebern und gieren nach Brot.

Männer tun sterbend ihre eiserne Pflicht.
Frauen wirken darbend, Trostlächeln im Gesicht.

Wo ist eine Mutter, die klagte laut? —
Wo ist eine Braut, die nicht tapfer vorwärts schaut? —

Alles ist ein Wille, alles ein Gebet,
Alle Menschenkraft zu einem Ziele geht.

Weißt du noch, wie einst auf der Wagenburg
Deine Frauen standen, bis Manneskraft hieb sich durch?

Weißt du noch, wie Hagen und Volker hielten Wacht
Gegen König Etzels wilde Übermacht? —

Einsam frierst du, trotzest gegen eine Welt.
Da ist kaum noch einer, der es mit dir hält!

Nie hat ein Volk solch herbe Not gekannt.
Nie hat in deutschen Herzen solche Liebe gebrannt.

Nie hat auch ein Volk solche Größe eigen genannt
Wie du, mein teures, deutsches Vaterland!



Die Annelies!

Von J. Spier-Irving, München

Da steht im Vogelsberg irgendwo ein Bahnwärterhäuschen. Ganz weit weg von dem nächsten Dorf. Mitten im dicken Gebirgswald. Die Umgegend ist rauh und unwirtlich. Die letzten Wölfe vor vielleicht 100 Jahren, die es im Hessenland gab, sind dort geschossen worden. Nachts schreien die Marder und Iltisse noch in den Wäldern, und die Füchse spüren am hellen Tage durchs Dickicht.

Die Luft ist herb und frisch dort oben. Die Behn kommt selten. Nebengeleise liegen da. Und mühsam rackert dann das Züglein die Höhen hinauf...

Das Häuschen ist versteckt in Tannendickicht. Kaum kann man es finden. Einstöckig ist's. Ein Schuppen steht daneben. Zwei Schweine werden drin gefüttert und eine große scheckige Ziege. Die gibt beinahe so viel Milch wie eine frischkalbete Kuh. Der Stolz der Annelies ist sie...

Die Annelies besorgt das Bahnwärtergeschäft. Der Jorg ist seit zwei Jahren im Feld. Sie steht da, wenn die Zeit es gebietet, neben der Barriere. Sie schwenkt die Fahne. Sie geht die Strecke ab und hält Ordnung... In der freien Zeit besorgt sie den kleinen Gemüsegarten neben dem Häuschen und das Stückchen Land, das mit Kartoffeln, Kraut und Korn bepflanzt ist. Auch ein paar Sonnenblumen schwanken hochragend im Winde neben den Astern und den Reseden.

...Hie und da gibt's mal eine Zeitung. Einer von den Schaffnern, die durchfahren, wirft sie der Annelies hinunter. Auch mal ein Brief langt an. Vom Jorg. Oder von der alten Mutter, die im Dorf, sechs Stunden drüber weg, lebt... Sonst hört die Annelies nicht viel vom Leben und sieht auch nicht viel.

Die Annelies braucht das nicht... Sie war immer eine Stille. Auf der Kirmes hat sie am wenigsten getanzt. Und mit den Burschen hat sie sich kaum abgegeben. Nur der Jorg, der selbst ein Ruhiger ist, konnte sie ein wenig aus sich herausgehen machen.

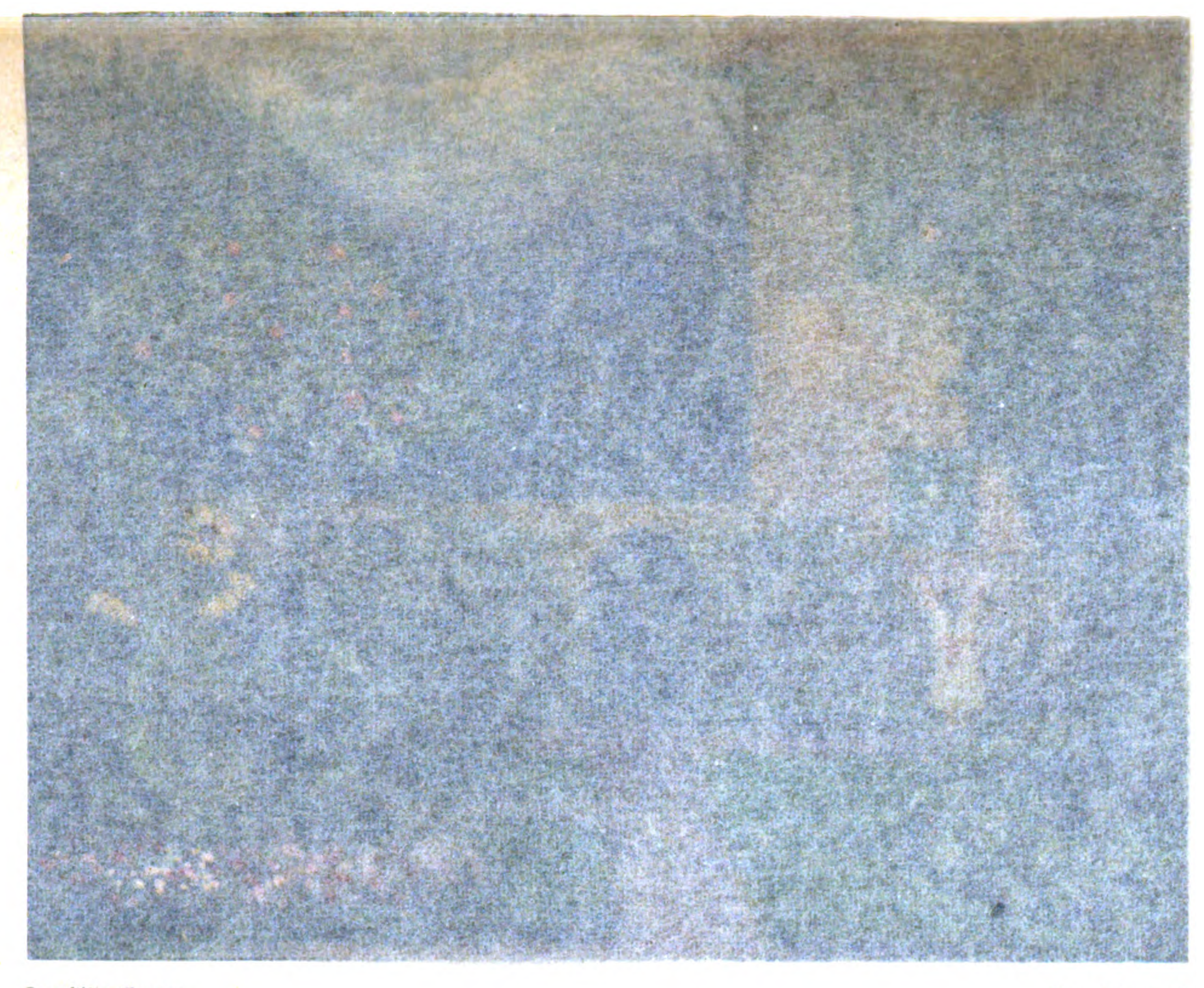
...Als sie beim Lehrer drunten im Dorfe diente, haben sie sich miteinander versprochen. Und kurz vor dem Krieg ist die Annelies hinaufgezogen, nachdem sie still geheiratet haben. Und sie war zufrieden mit dem braven, wortkargen Jorg da droben in der Einsamkeit. — — —

So vergehen die Tage... Die Annelies macht den Dienst. Besorgt die Wirtschaft... Abends liest sie ein bißchen, wenn sie nicht zu müde ist, bei der kleinen, alten Petroleumlampe, die noch von der Großmutter stammt...

Sie hat keine Furcht vor dem Alleinsein in der Öde... Groß und kräftig steht sie da, mit dem blonden Haar um das etwas harte Gesicht, ruhig, und wartet den Zug ab... Sie hat keine Angst, und die andern wissen es.

...Oft denkt sie an den Jorg... Viel schreibt er nicht. Er braucht die Post nicht zu oft. Grad wie sie.

...Die letzten Tage war die Annelies unruhig. Beinahe hätte sie einen Zug versäumt abzuwarten, was ihr nie bis jetzt vorgekommen. Die Schuld hatte



Der stille Garten — E. v. Khaynach

Beilage zum Türmer

[illegible]

[illegible] gezogen, [illegible]

[illegible] ren, [illegible]

[illegible]

[illegible]



Der stille Garten — E. v. Khaynach

Beilage zum Türmer

der Brief, den sie von einem Lazarett aus dem Westen erhalten hatte und in dem stand, daß der Georg Klingelhöfer an einer Verwundung in der rechten Brustseite dort liege. Der Georg selbst hatte nicht geschrieben...

Annelies hatte seitdem schon mehrere Nächte fast nicht geschlafen... Sie war anders wie sonst. Allerlei Gedanken gingen ihr durch den Kopf... Wenn sie wenigstens dort hätte bei ihm sein können...

Es war eine stürmische, regnerische Nacht. Die Annelies hatte die Strecke abgegangen... Und mit der Laterne alle die Weichen abgeleuchtet, die Schwellen hatte sie beklopft... Es rauschte in dem Walde nebenan... Die Bäume bogen sich unter der Last des Windes und der Nässe. Stockfinster war es. Die Kreatur hielt sich still und verborgen. Hie und da ächzte es wie von Menschenklage...

Da war es der Annelies, als wenn jemand neben ihr ging, leise und lautlos, auf unhörbaren Füßen... Der drückte ihr feucht und kalt die Hand... Und verschwand. Sie erschrak... Sie eilte wie gehetzt nach Hause. Es war ihr schwach und unheimlich...

Sie versuchte zu schlafen... Ihre Träume waren verwirrt.

... Plötzlich war es ihr, als wenn er riefe. Der Jorg; und ängstlich nach ihr verlange... Sie sprang auf... Nichts... Es war eine Täuschung, eine Einbildung gewesen... Ihr Herz ward ihr schwer.

... Am Morgen vergaß sie die Ängste im Dienst...

... Nach ein paar Tagen kam der Bürgermeister selbst. Er hatte ein Schriftstück. Der alte Bauer hatte sich den weiten Weg nicht verdrießen lassen. Er wollte es der Annelies selbst überbringen...

Sie wußte es schon. Der alte Bürgermeister mit dem bartlosen Gesicht und dem zahnlosen Greisenmund brauchte wenig zu reden.

Der Jorg war gestorben. Grad in jener Nacht... Hier war der Schein... Die Annelies weinte nicht. Der alte Mann tröstete sie auch nicht. Er konnte es nicht und es hatte ja doch keinen Zweck.

... „Aber die Stelle, die sollte sie behalten," sagte er, als er ging, „dafür wollte er sorgen."...

Die Annelies sagte nichts. Sie tat ihren Dienst. Zuweilen stand sie still. Und strich sich das Haar aus dem Gesicht... „Ä Kind, des hätt mer hamm solln. Ä Kind, dann hätt mers leichter getragn." Aber sie tat den Dienst wie früher.

Im Stall, wenn sie fütterte, streichelte sie die Tiere. „Nu krigt er ooch nischt mehr vo ihm. Nu sin mer alleen..." Die Tiere schnüffelten und raschelten mit den Schnauzen im Futter. Und schlürften schmatzend ihren Trank...



Auch das noch?

Von A. Ewald

Vierzehntägiges Trommelfeuer hat die letzte englische Offensive eingeleitet, mit einer selbst in diesem Kriege noch nicht erlebten Gewalt — unsere Truppen haben's ertragen in schweigendem, erprobtem Durchhalten! In unabsehbarer Zahl sind dann Sturmtruppen, Tanks, Reserven und alle die entsetzlichen Kampfesmittel moderner Schlachten über sie hereingebrochen, wollten den Durchbruch erzwingen, so wie deutsche Truppen ihn erzwangen, jedesmal, so oft es im Willen der Heeresleitung lag — — die deutsche Grenzmauer feldgrauer Männer stand fest wie aus Eisen! Abgeprallt und zurückgeworfen sind die Heereshaufen der britischen Schergen samt allen ihren Drahtpuppen, die nach angelsächsischer Pfeife tanzen müssen!

Genau so im Osten. Der Angriff, den der Stoß des russischen Prügelknaben in deutsche Lande von neuem mit aller Kraft durchsetzen wollte, ist aufgefangen, und statt dessen der Spieß umgedreht zur Befreiung Galiziens von russischer Knechtschaft!

Was das heißt, was unsere Soldaten damit leisten an heldenhafter Stoßkraft sowohl wie auch an unerschütterlichem Standhalten nach drei Jahren nervenzerrüttender Kriegstätigkeit, das ist kaum zu erfassen! Staunend muß man sehen, wie in einer stählernen Kraft, einer Unerschrockenheit ohnegleichen die härtesten Aufgaben geleistet werden, heute noch genau so wie in den ersten Wochen jubelnden Vorstürmens!

Was alles ist verlangt worden von **ihnen**, die Haus und Heim, die die Heimat und jede, aber auch jede Annehmlichkeit gewohnten Lebens missen; stumm und selbstverständlich, damit hinter ihrem Grenzwall deutscher, blühender Menschenleben ringsum, sich in der Heimat Leben und Arbeit, Gedeihen, Schaffen und Wirken, Blühen und Reifen entwickeln kann im täglichen Lauf — friedlich und ungestört, wie zu Friedenszeit!

Was alles haben die schweren Kriegsjahre von ihnen gefordert an Gesundheit und Entsagung, an Kampfkraft und Schneid — — sie haben es getragen mit nimmermüder Aufopferung, mit einer Selbstverleugnung, die die Geschichte einst zu glänzender Würdigung zusammenfassen wird — — und zu alledem, zu all ihrer Opferfreudigkeit, ihren Leiden ohne Zahl, was verlangt man **nun** noch von ihnen? — —

Vor einigen Tagen kam ein Brief aus dem Felde, von Westen her, dem furchtbaren Kampfgebiet. Ein junger Feldgrauer, dessen Mut und Zuversicht ungebrochen, frisch und freudig der Befreiung seines Vaterlandes aus den tückischen Ränken unserer Feinde entgegensieht, der voll Siegesfreude die Anzeichen verfolgte, die täglich mehr den Verfall des schwankenden Kartenhauses erkennen lassen, welches Albions großmäulige Verzweiflung auf den Trümmern verbluteter Macht über seinen Verbündeten aufbaut — heut spricht er von schweren Sorgen! Zum ersten Male liegt banges Verzagen auf der jungen, bis hierher so kraftvollen Seele:

„Glaubst du, daß jetzt hier die einzige Sorge herrscht, wenn nur die Heimat aushält, wenn nur die Heimat ruhig bleibt — wir bekommen gesagt, wer in Urlaub fährt, soll zu Hause aufklären und sagen, wie verwerflich es ist, Unruhe und Unzufriedenheit zu stiften, solange noch deutsche Soldaten im Kampfe stehen. Ich brauche es ja Gott sei Dank nicht, das haben mir erst eure kräftigen Worte am Rande der ‚XXX'-Zeitung gezeigt, die mir aus der Seele gesprochen waren. Was die ‚XX' sagt über das linke Rheinufer, ist so schön und richtig gegen das Geschwöge der ‚XXX', unpatriotisch im höchsten Sinn, und das noch dazu in der jetzigen schweren Zeit, wo niemand so berufen ist, das Volk und seine Stimmung zu stützen und zu bessern, als die Presse! Daß manche, oder besser gesagt, viele diese Aufgabe richtig erfaßt haben, zeigt ja der Vergleich dieser beiden Blätter am besten, aber um so schärfer gehört gegen die anderen und die Schreiber solchen Mistes im besonderen vorgegangen — —."

Welch ein ungeheurer Vorwurf spricht aus diesen Worten! Ein Vorwurf, so schwer, daß er die Zweifler und Miesmacher zwingen muß, ihre Blicke niederzuschlagen und keinem Soldaten, den braven, tapferen Jungen in die Augen zu sehen!

Zu alledem, was sie draußen auf sich nehmen voll Zuversicht und felsenfesten Vertrauens auf ihren ungeschmälerten Sieg, soll ihnen nun auch noch die Last aufgebürdet werden, die erbärmlichen Schwächlinge in der Heimat, die jämmerlichen Zweifler zu stützen, ihnen zuzureden, sie aufzuklären, was wir von einem faulen Frieden zu erwarten hätten — — das ist so traurig wie nur irgendetwas in diesem ganzen, fürchterlichen Krieg!

Statt daß im Gegenteil jeder Brief, der hinausgeht, ihnen Ruhe brächte und das Bewußtsein, wie die Heimat auf sie baut; statt daß wir sie zu stärken suchten in ihrem harten Nomadendasein, indem wir ihnen die Überzeugung geben: daheim glaubt man an unseren Schutz, man weiß, daß wir's packen, und harrt aus mit Geduld — jeder im Vaterlande weiß, eiserner Wille mit fest zusammengebissenen Zähnen durch alles Ungemach, an der Seite unseres Kampfesmutes hier draußen — das allein wird Herr werden über den Druck der Welt gegen deutsche Daseinsberechtigung!

Leider trägt tatsächlich große Schuld ein Teil der Presse. Weil sie ängstlich vermeidet, ein warmes Wort zu sprechen, ein klares Bild zu zeigen in faßlicher, zuversichtlicher Sprache. Was wir lesen, das ist in den knappsten Worten zusammengedrängt auf bureaukratische Weise, beschränkt auf Tatbestände, zu welchen wir uns selbst ein Bild machen müssen — zu welchen sich aber die große Menge der Bevölkerung kein Bild zu machen versteht! Sie liest es, wie sie es lesen muß, ohne Kommentar, ohne Führung, wenn die betreffende Zeitung sich nicht bemüßtigt fühlt, eine feste, ausgesprochene Richtung zu zeigen. Die Menge aber ist ein Kind, und bedarf der Führung!

Der ganze Grundzug vieler Zeitungen, wie ihr Inhalt sich augenblicklich darstellt, ist unwirklich und gemacht, wie es deutscher Art im Grunde gar nicht eigen ist. Wir lesen! Das sagt alles! Ja, wir lesen es, und müssen es lesen in der Form, wie es uns hinserviert wird in den meisten Zeitungen: lau, sachlich, trocken,

kaum verständlich, ohne die Hauptsache zwischen den Zeilen suchen zu müssen. Nur um alles kein warmes Wort zulassend, während sie doch eigentlich dazu da sind, dem Leser Mut zu geben und Zuversicht in dem Gefühl, daß er nicht allein dasteht mit seinem ursprünglichen Empfinden — sondern daß Millionen so denken wie er! Warm und zuversichtlich, voll Vertrauen auf unser Schicksal, das in den Händen unserer herrlichen Armee liegt und ihrer genialen Führer! Dankbar für alles, was auch die schwere Zeit uns an Gutem gebracht hat, und voll stolzem Rückgrat: wir sind deutsch!

Was haben wir Deutsche der Welt gezeigt an Können, an Willen und an Hochsinnigkeit im Gemeinsinn — jawohl, Hochsinnigkeit, wenn auch ein paar Dutzend Mäuler Schmutz und Unflat reden!

Aber was wir lesen, weiß wenig mehr davon in abstraktem Bureaukratismus, kühl und herzlos, oder aalglatt . . . allmählich abstumpfend. Es wäre ja nicht „journalistisch", sagen viele vom Bau, warmblütig zu schreiben, wie man denkt, überhaupt ein warmblütiger Mensch zu sein! Was ein richtiger „Journalist" ist, der soll möglichst plötzlich alles abtun, was Herz und Gemüt an ihm ahnen ließe, und sich streng in den Rahmen fügen von engherziger Gefühlslosigkeit, einer gemachten Gleichgültigkeit, die ihn nach wenig Jahren der Gewohnheit todsicher selbst am Kragen hat!

Das nennt die Welt der Miesmacher und Kriegsgewinnler dann ein „gemäßigtes" Blatt, zeitgemäß, ohne Hurrapatriotismus — passend für alle Parteien. Mit einem Wort: das Mäntelchen nach dem Wind gehängt — — wir hängen uns damit die Sonne zu, mit dicken, dunkelen Vorhängen — die wärmende, leuchtende Sonne, die in unser kurzes Leben scheinen will! Und rauben uns damit das Köstlichste des kargen Menschenlebens, die Wärme, sonnige, frische Herzenswärme, die unserer ganzen, so durchaus vornehm angelegten deutschen Gesinnung gewiß nicht zum Schaden gereichen würde!

Statt dessen befleißigt sich solch ein warmblütiger Mensch, die Hände über der Brust gekreuzt, gehorsamst seinen inneren Menschen unter die düstere Wolke zu beugen, die allgemach jede Wärme zu unterdrücken scheint. Und mit ihr jeden Stolz! Den so berechtigten, begreiflichen Stolz, den jedes deutsche Menschenkind in der Brust tragen darf! Den viele, viele auch tragen!

Wenn sie aber von ihrem Inneren etwas ahnen lassen, wenn sie es wagen, impulsiv und herzenswarm, voll feuriger Freudigkeit zu zeigen, was sie erfüllt... so werfen sich die „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute" in die Brust: hm, hm, ein ganz Alldeutscher! Und verstehen darunter so was wie einen Trottel, der beschränkt und veraltet keinen Sinn für zeitgemäße Weitsichtigkeit habe — — wir verstehen etwas anderes unter einem Deutschen!

Was alles geleistet worden ist, was wir erlebt haben in diesen Kriegsjahren, das muß frisch erhalten werden im Gedächtnis, das muß gepflegt werden in treuem Gedenken; immer größer muß es dastehen, immer höher heranwachsen im Verständnis der Zeitgenossen!

Stolz sind wir, das sollen unsere Truppen draußen wissen, in Ost und West, in Nord und Süd, unsäglich stolz auf das, was deutscher Geist, deutsche Größe,

Mut, Kraft, Willen und Heldensinn vollbracht haben und noch täglich vollbringen. Sie sollen wissen, daß es auch in der Heimat noch solche gibt, die die Kraft in sich fühlen, zu brechen mit dem Trommelfeuer der Gleichgültigkeit, die ein langsames Einebnen zur Folge hat all der unnachahmlichen Ereignisse, wie die Weltgeschichte nicht ihresgleichen kennt! Solche, die mit offenem Wort ihrer Auffassung Raum verschaffen, wie unser Geschick geborgen ist, solange deutsche Truppen unsere Heimat schützen, daß nicht ein Feind auf deutschen Fluren steht, solange nicht deutsche Arbeit, deutsches Schaffen der Willkür des weit mehr als tyrannischen, nein, des seinen unterdrückten Völkern gegenüber bestialischen Britannien steht . . . dank der Treue eherner Wacht!

Das sollen sie wissen, und sollen sie hören. Raum dem Stolze auf deutsches Können, und Raum der Herzenswärme, die bereit und fähig ist, die Zagenden zu stützen — — es wird uns manches leichter machen, als das Grau der erdrückenden Stumpfheit!



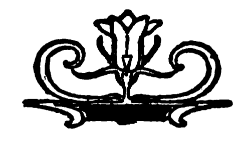
Im Volkston · Von Helene Brauer

Daß du so fern gegangen bist
Wohl eine fremde Straße,
Davon tut meine Seele mir
All' Tag' so wehe ohne Maße.

Davon sind allzu früh erbleicht
Der Rosen dunkle Wangen,
Davon ist meiner Freuden Tag,
Mein Lachen ganz in Leid zergangen.

Ich hab' zur Nacht gesehn im Traum
Herzroten Edelstein,
Der hat vor lauter Tränen bald
Verloren seinen schönen Schein.

Ich will um dich den Sommer lang
Im Trauerkleide gehen;
Und stirbt der Sommer, sterb' ich auch,
Weil mir so weh von dir geschehen.



Die kleine Fahne

Von Clotilde Brettauer

Eine einsame kleine Fahne flattert, müde und traurig wie ein kranker Vogel, vom First des Hauses nieder.

Man hat sie wohl abzunehmen vergessen. Vielleicht vergessen, weil der, dem ihr Grüßen und Jubeln hätte gelten sollen, nie wieder sagen kann: „Hab Dank, du kleine Fahne . . ."

Dezembernebel, Sturm und Schnee haben ihr die Freudigkeit genommen, mit der sie früher, gleich den andern Fahnen, mit stolzem Wehen in den Tag hinein verkündete: Sieg! Sieg!

Damals eine unter vielen. Wie auch „er" einer unter vielen gewesen. Jetzt sind sie beide ausgeschieden aus Reih' und Glied.

Kleine Fahne, du tust mir weh . . .

Ach, ich möchte der Mutter — die sie abzunehmen vergessen, weil ihre Augen so viel weinen mußten um den Sohn —, ihr möchte ich sagen:

„Frühlingsjung, wie er von dir gegangen, so wird er immer bleiben. Immer und immer. Auch bis alle andern alt sind. Er bleibt jung, so lange eines Menschen Stimme seinen Namen nennt. Und wenn einmal von allen Türmen die Glocken den Frieden der Welt verkünden — Mutter, dein Sohn ist mit dabei gewesen, da sie ihn erstritten haben! Auch ihm gelten die Fahnen, auch ihm läuten die Glocken, stolze — arme Mutter!

Und dein Sohn gehört wieder dir. Gehört dir wieder ganz allein. So wie er dir allein gehörte, da du ihn unter dem Herzen trugst.

Kann ihn niemand mehr kränken — kann nichts mehr ihm wehe tun . . .

Kleine Fahne, arme kleine Fahne — — ich — hab' — dich — lieb.



Alter Dorffriedhof · Von Hermine Ziegler

Von Immergrün und wilder Rosenblüh'
Sind Hügel, Kreuz und Steine überdrängt,
Zwei Linden schatten das Kapellendach,
In dem die Glocke ohne Klöppel hängt;
Um eingesunkne Fliesen wuchert Gras
Zu einer Wiesenfläche ungehemmt,
Und was von Trauer einst darinnen war,
Hat längst die Sonnenwelle fortgeschwemmt.
Kein Beter murmelt einen Bibelspruch,
Die bunte Wildnis träumt in sich hinein
Und kennt nicht Klagelaut, nicht Totenpsalm, —
— Da muß ein köstlich Schlafen sein! —



Das internationale Kapital

Von Max A. Tönjes

Der Krieg hat mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit eine Vermutung bestätigt, die schon vor dem Kriege in weiten Kreisen bestand, aber erst im hellen Lichte der Kriegsfackel in voller Klarheit hervortrat: ein Teil des Kapitals ist international, kennt keine Grenzen, auch wenn sie von beiden kriegführenden Parteien durch besondere Gesetze und Verordnungen aufgerichtet werden.

Zunächst kam dem internationalen Kapital der Krieg fraglos sehr gelegen. Der Krieg bringt Gewinnmöglichkeiten, also ist er gut. Überall wurde in vaterländischer Begeisterung gemacht. Amerika, als „neutraler“ Staat, vertrat die Interessen des internationalen Kapitals mit größter Schroffheit.

Da kam etwas Neues. Statt einer Verschiebung von Werten kam eine Vernichtung von Werten, es kam der U-Boot-Krieg. Er griff mit rauher Hand in den Verkehr des internationalen Kapitals hinein, indem er nicht Dörfer zerstörte oder Menschen tötete, sondern Schiffsraum. Sofort fühlte das internationale Kapital, daß jetzt an seinen heiligsten Rechten gerüttelt wurde. Menschenleben sind dem internationalen Kapital gleichgültig, Dörfer und Städte, die in Schutt und Trümmer gehen, gehören dem internationalen Kapital nicht, geben ihm sogar Aussicht auf neue Gewinnmöglichkeiten, aber Schiffe dienen dem internationalen Verkehr, sind unantastbar.

Sofort traten die Zeitungen des internationalen Kapitals in aller Welt gegen den U-Boot-Krieg auf und nicht nur im feindlichen und neutralen Ausland — das hätte man ohne weiteres verstanden —, nein, auch in Deutschland. Das „Berliner Tageblatt“ hat in tausend Notizen und Aufsätzen gegen den U-Boot-Krieg gekämpft und hatte alle Begründungen der feindlichen Presse zu seinen eigenen gemacht. Und ebenso rücksichtslos ist es für einen Frieden um jeden Preis ohne Rücksicht auf die Kriegslage und den Eindruck im Auslande eingetreten. Der Krieg, ganz besonders aber der U-Boot-Krieg, muß beendet werden, damit die Vernichtung der Handelsflotte aufhört. Was aus Deutschland und seinem Volke wird, ist ganz gleichgültig. Diese Art von Kapital ist international, es kennt keine Grenzen. Es wandert dahin, wo Gewinnmöglichkeiten winken, und wandert fort, wo diese nicht mehr vorhanden sind. Ob die deutschen Fabriken stillstehen, ob die deutschen Arbeiter brotlos werden, ist dem internationalen Kapital gleichgültig.

Und die andere Vermutung, die der Krieg zur Erkenntnis erhärtete, ist die, daß die Internationale, die Vertreterin des übrigens in Deutschland seit vielen Jahren nicht mehr vorhandenen Proletariats, an demselben Strange zieht wie das internationale Kapital. Der Kapitalismus ohne Grenzen, der angeblich so scharf bekämpft wird von den Sozialisten aller Länder, hat den Sozialismus längst in sein Joch gespannt. Er macht ja schon längst die dem Kapitalismus wünschenswerten Revolutionen.

Das ist das Satyrspiel der Tragödie.





Vom Wandel der Zeit

Zeitgemäße Betrachtungen

Wer eine gute Uhr kauft, dem weiß der Uhrmacher keinen besseren Rat zu geben, als sich so wenig wie möglich daran zu schaffen zu machen. Wir sollen sie, weil sie tagsüber in der Westentasche „steht“, während der Nachtzeit — auf weiche Unterlage — „legen“ und im übrigen ruhig „gehen“ lassen. Daß sie richtig geht, dafür sorgen ihre kunstgeübten Verfertiger. Die Glashütter Taschenuhren vor andern sind so sorgfältig zusammengesetzt, daß sie während eines ganzen Jahreslaufs nur um eine halbe Minute vor- oder nachgehen; weniger kann man billigerweise nicht verlangen! Die Einführung der Sommerzeit und Winterzeit nötigt nun leider jeden, jährlich zweimal einen Eingriff in den ruhigen Gang seiner Uhr vorzunehmen, sonst kommt man einfach nicht mit der Zeit mit.

Dieses allgemeine Umstellen aller Uhren ist in der Geschichte der Uhren und der Menschheit nicht ohne Beispiel. Die Japaner sind von jeher daran gewöhnt. Sie leben gewissermaßen immer noch im Zeitalter der Sonnenuhren. Wer sich nach einer Sonnenuhr richtet, kann sich natürlich nur an die Stunden halten, während die Sonne scheint. Im Sommer scheint sie nun bekanntermaßen viel länger, als im Winter; so hat für den Japaner der Sommer viel mehr Sonnenstunden, als der Winter, und dem trägt man im Lande der aufgehenden Sonne Rechnung, indem man die Uhren mehrfach umstellt. Auf den ältesten Zifferblättern der Sonnenuhren maß man übrigens in Wahrheit nicht die Sonne, sondern die Länge des Schattens, den der senkrecht auf ihnen aufgerichtete Sonnenweiser warf. Die älteste Sonnenuhr wird schon im Alten Testament erwähnt, und diese erste Erwähnung im 20. Kapitel des zweiten Buches der Könige, Vers 11, ist dem hier besonders bemerkenswerten Umstande zu verdanken, daß man sie umstellen mußte. Das war im Jahre 737 vor Christi Geburt. Sie eilte damals ihrer Zeit um 10 Grad voraus und wurde deshalb um so viel zurückgerückt. Die Erfindung der Sonnenuhr ist jedenfalls schon viel älter, denn man hat es sich sicher lange überlegt, ehe man einen solchen wichtigen Eingriff, der alle früheren Berechnungen über den Haufen warf, vornahm.

Seitdem hat man den Gang der Uhren noch manches Mal geändert. Und wo man das nicht mitmachte, traten sonderbare Verhältnisse ein. Ihnen verdankte im Mittelalter die Stadt Basel eine eigentümliche Berühmtheit. Die Basler Uhr ging zu Luthers Zeit allen andern Uhren im ganzen Deutschen Reiche eine volle Stunde voraus. Man war aber dort stolz darauf und hielt daran fest, soviel auch intra et extra muros darüber gewettert oder gespottet wurde, als ein besonderes Vorrecht, das die einen aus einem Wunder erklärten, durch das Gott die Stadt vor Verrat rettete, andere darauf zurückführten, daß die geistlichen Herren

während des Baseler Konzils möglichst bald aus der Sitzung vom grünen Tische zum gedeckten Tische kommen wollten. In Wahrheit lag die Sache wohl so, daß man mit „ein Uhr" zu zählen begann — genau wie an der letzten Jahrhundertwende, wo das zwanzigste Jahrhundert auf kaiserlichen Befehl in Deutschland mit dem 1. Januar 1900, in England aber, ebenfalls auf ausdrücklichen Wunsch König Eduards, erst am 1. Januar 1901 begann. Noch wunderlichere Verhältnisse schildert eine Zuschrift vom Jahre 1861 an die „Ostfriesische Zeitung" in Emden aus ihrem Leserkreise: „Frägt man hier jemanden, der eine Uhr hat, nach der Zeit, so erhält man wohl unter zehn Malen die Antwort: ‚Nach der Leerer Bahnhofsuhr ist es so viel, nach der Stickhauser Turmuhr ist es so viel, nach der Deterner Kirchenuhr ist es so viel.' Der Unterschied ist dann regelmäßig eine halbe bis dreiviertel Stunde, und die Ursache dieser Umständlichkeit ist, daß eigentlich niemand recht weiß, ob Stickhausen, wo die Behörden thronen, oder Detern, wo die Kirche steht, accessorium oder principale sei, oder ob die neuerlich hinzugekommene amtliche Leerer Bahnhofsuhr nun für alles maßgebend sei; es wird also wohl noch weiter so bleiben, ‚wie es schon immer war': die Post nach Leer wird nach einem dunkeln Gefühl abfahren und ankommen, die Gerichtssitzungen werden nach der Stickhauser Turmuhr eröffnet und die Kirche nach der Deterner Kirchenuhr beginnen." Die „gute alte Zeit"! — Ein vergilbtes Blatt, das vor mir liegt, bezeugt indessen, daß sie auch recht böse sein konnte. Als sich während des Dreißigjährigen Krieges der „Rädleinführer" Hans von Eisdorf, der damals die Gegend von Osterode am Harz brandschatzte, auf die Freiheit des Marktfriedens vertrauend, in einem Brauhause aufhielt, läutete man arglistigerweise die Glocken des Sankt-Egidien-Turms zwei Stunden vor Mittag, wo eigentlich der Markt aufhörte. So wurde er überrascht, dingfest gemacht und ohne weiteres Federlesen gevierteilt.

Um dieselbe Zeit, vor nun dreihundert Jahren, gab es im Deutschen Reiche auch schon einmal eine Sommerzeit, wie jetzt. Im Jahre 1620, am 13. April, bemerkte der damalige Student Hans Michael Moscherosch in Straßburg, der spätere Satiriker, in seinem Schreibkalender: „hat man morgens die klock umb ein stund geendert", und als er am 17. September desselben Jahres mit seinen Eltern und einer seiner Schwestern von einer Reise nach Hagenau zurückkam, trug er wieder ein: „sind wieder von hagenau kommen, hat man hie die stunden geendert". Da in Straßburg damals noch der julianische Kalender in Gebrauch war, so entsprechen die beiden Zeitangaben dem 23. April und 27. September des jetzigen Kalenders. — Merkwürdig ist, daß dies gerade in Straßburg geschah. Denn als am 1. April 1893 in ganz Deutschland die mitteleuropäische Zeit eingeführt wurde und deswegen sämtliche Uhren umgestellt werden mußten, machte einzig und allein die Straßburger Münsteruhr nicht mit. Das dortige Dombauamt beschloß nämlich damals in Übereinstimmung mit dem Stadtrat, daß die Uhr — als astronomische Uhr — weiter ihren eigenen Gang gehen sollte; so ging sie also seitdem hinter ganz „Mitteleuropa" eine halbe Stunde nach. Alle Straßburger wußten das, und alle Fremden lasen es in ihren Reiseführern. Erst als im Frühjahr 1916 zum ersten Male die neue Sommerzeit eingeführt wurde, beschloß man, diesmal auch die Münsteruhr damit in Einklang zu bringen, sonst begönne der Rundgang der zwölf Apostel und das Krähen des Hahnes jetzt erst 1½ Uhr statt um 12 Uhr.

Dieses wiederholte Berichtigen der Uhrzeit lag jedoch weniger an den Uhren, als an der Zeit. Auch die Zeit ist dem Wandel aller Dinge unterworfen. Ein alter griechischer Philosoph meinte sogar: Nichts ist dauernd als der Wechsel. Wogegen jedoch Bruder Studio entschiedenen Einspruch erhebt, wenn er bei einem gelegentlichen „Kassensturz" erkennt, daß ihm von seinem „Wechsel" nichts übrigblieb; er seufzt grimmig: Nichts ist dauernd — nicht einmal der Wechsel!

Dieser fortwährende Wandel der Zeit hat im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende eine Menge von Kalenderverbesserungen nötig gemacht — ohne daß der Kalender dadurch nun wirklich gut geworden wäre. Der jetzt gültige Kalender, mit dem bekanntlich

auch niemand zufrieden ist, wurde im Jahre 325 durch das Konzil von Nizäa bestimmt. Damals wurde festgesetzt, daß das Osterfest jeweilig auf den ersten Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond fallen sollte. Das ist aber leider auch alles, was an ihm „feststeht"; schon Luther schalt darüber und nannte Ostern ärgerlich ein „Schuckelfest". Neuerdings hat jemand ausgerechnet, daß das Kalenderjahr auf Grund dieser Bestimmung nicht weniger als 378 verschiedene Gesichter hat. Denn der Ostertermin, der seinen ganzen Verlauf bestimmt, hat einen Spielraum zwischen dem 22. März und dem 25. April. Er schwankt also innerhalb 35 Tagen. Daraus ergeben sich 35 verschiedene Arten des Jahreskalenders. Zieht man noch die für die einzelnen Tage fälligen Mondphasen in Betracht, so ergeben sich nach einer hier nicht näher darzulegenden Berechnung 189 nach Ostertermin und Mondphasenverteilung verschiedene Kalender. Diese Zahl muß wieder mit Rücksicht auf die Unterscheidung zwischen gemeinem Jahr und Schaltjahr verdoppelt werden, so daß im ganzen 378 verschiedene Jahreskalender herauskommen; ein vollständiger Kalenderalmanach müßte also 378 verschiedene Kalenderblätter haben. Wenn irgend etwas, dann beweist diese Feststellung die Nichtigkeit dieser „schwankenden Existenz", und daß wir endlich eines einfachen, fest verankerten Jahreslaufs mit Grundsteinen und Eckpfeilern bedürfen. Hierzu kommt — um dies nur zu streifen —, daß die amtliche, die bürgerliche, die kirchliche, die Handelswelt außer dem allgemein gültigen Jahreskalender noch mit ungefähr einem Dutzend andern, besonderen Kalendern rechnet.

Infolge dieser Unzulänglichkeiten hat man unaufhörlich an dem Kalender herumgedoktert. Was hat nicht z. B. der Februar alles über sich ergehen lassen müssen; das bekannte Los des Kleinsten! Zumeist hat er 28 Tage; jedes vierte Jahr aber 29 Tage; an jeder Jahrhundertwende wird ihm dieser 29. Tag abgezwackt; alle vierhundert Jahre aber nicht! Wer in einem Schaltjahr Ende Februar ostwärts um die Erde reist, kann sogar einen 30. Februar erleben; Tischkarten und Poststempel mit diesem Datum wurden mehrfach von solchen Reisenden mitgebracht. Es hat aber auch einmal einen Februar, der nur 18 Tage hatte, gegeben. Dieses abgekürzte Verfahren wurde am 20. September 1699 auf dem Reichstage zu Regensburg von den evangelischen Ständen beschlossen und dann von allen evangelischen Kanzeln des Heiligen Reiches herab verkündigt, daß im nächsten Jahre auf den 18. Februar sogleich der 1. März folgen sollte.

Das hatte jedoch schon einen Vorgang in der katholischen Welt. Nach einem früheren Beschlusse ließ man im Oktober 1582 zehn Tage, vom 5. bis 15. dieses Monats, ausfallen, weil dem Kalender die Zeit so weit vorausgeeilt war. Damals wurde auch bestimmt, daß von den Schlußjahren der Jahrhunderte nur diejenigen Schaltjahre sein sollten, die durch 400 teilbar sind: also 1600 und 2000; deshalb war 1900 kein Schaltjahr. Diesen Beschlüssen des Konzils zu Trient hat sich jedoch die katholische Welt nur sehr langsam und allmählich gefügt, weil sich der Abstrich ja auch auf den Kultus so vieler verlorener Tage, die zu überspringen waren, erstreckte. Zuerst nahmen nur Italien, Spanien und Portugal den neuen Kalender an, zuletzt unter den katholischen Ländern (im Jahre 1587) Ungarn; Rußland, Serbien, Bulgarien, Montenegro und Griechenland rechnen heute noch nach dem alten julianischen Kalender, der bekanntlich auf eine Kalenderreform Julius Cäsars zurückgeht. Das protestantische Deutschland wartete, wie gesagt, bis zur Jahrhundertwende und wählte dann, um dem lange hingehaltenen Protest noch einen besondern Nachdruck zu geben, als Beginn der neuen Zeitrechnung Luthers Todestag, den 18. Februar, 1700. In einigen evangelischen Ländern wurde jedoch der neue, nach Papst Gregor benannte Kalender erst viel später, in der Schweiz z. B. erst im Jahre 1789 eingeführt. In Leipzig wurde im Jahre 1700, nach damaliger allgemeiner Sitte, wie auf jedes wichtigere Ereignis, eine Denkmünze geprägt, die auf beiden Seiten einen Kalender zeigt. Auf der einen stehen die Worte: „Ei was erlebet man", auf der andern: „Und wie soll's künftig werden".



Man hatte ja auch mit früheren Kalendern schon allerlei wunderliche Erfahrungen gemacht. Ein ganz außerordentliches Vorkommnis, das die ganze Christenheit in Staunen und Verwirrung versetzte, ereignete sich im Jahre 992. Damals fielen die Mysterien der Empfängnis und des Todes des Weltheilands auf einen Tag. Man erwartete infolgedessen das Ende der Welt. Im Jahre 1429 wiederholte sich dasselbe Ereignis. Dieser Karfreitag, an dem sich das frohe Mysterium mit dem schmerzlichen wieder begegnete, wurde — nachdem man das Wunder schon einmal glücklich überstanden — der „Große Freitag" genannt und in allen Kirchen mit besonderer Feierlichkeit begangen. Im Jahre 1584 feierte man in allen Ländern, wo Katholiken und Protestanten zusammen wohnten, zweimal das Osterfest. Unweit des Schlosses Stolpen, in der Nähe der sächsisch-böhmischen Grenze, erinnert heute noch ein merkwürdiges Denkmal daran, die Lauterbacher Ostersäule, die die Inschrift trägt:

1584 Jar
Das ist war
Zvene Ostern
In einen Jar

Damals waren eben die Katholiken mit ihrem gregorianischen Kalender vom Jahre 1582 den Evangelischen, die bis 1700 nach dem julianischen Kalender rechneten, um zehn Tage voraus. Im Jahre 1744 wiederholte sich das in verschiedenen Landesteilen, wo man sich zu der Änderung nicht so schnell entschlossen hatte, noch einmal. Damals feierten die Lutherischen am 29. März, die Katholischen am 5. April Ostern. Am 9. Juni 1773 wurde deshalb durch Reichspatent bekannt gemacht, „daß, um der Unordnung mit den Osterfeiertagen, die 1778 und 1798 wieder eintreten würde, ein Ende zu machen, die Lutherischen die astronomische Berechnung fahren lassen und aus Liebe zum Frieden die katholische dafür angenommen hätten", wodurch die Verschiedenheit der Ostertage wegfiel. Im Jahre 1724 fielen sogar die christlichen und die jüdischen Ostern zusammen. Da ihm das sehr ärgerlich war, faßte das Corpus Evangelicorum den Beschluß: „daß, wenn nach dem gregorianischen Kalender der Ostervollmond auf einen Sonntag fällt, der 8. April für den Ostervollmond nach Keplers Tabulis Rudolphinis angenommen und Ostern auf den 9. April fallen soll". Wie diese Vorkommnisse beweisen, hatten die Leipziger Anno 1700 nicht so ganz unrecht mit ihren Bedenken. Im Jahre 1908 — um auch ein Kalenderkuriosum aus neuester Zeit zu erwähnen — konnte, wer in der Osterwoche von Hamburg nach Neuyork reiste, sowohl in der Alten, wie in der Neuen Welt, zweimal nacheinander „astronomische" Ostern feiern. Damals standen Sonne, Mond und Erde so zusammen, daß das Osterfest für Europa einen Sonntag früher, als in Amerika, fiel.

Die Folgen dieser Irrungen und Wirrungen sind heute noch in mancherlei Weise zu spüren. Heute noch rechnen die Marschbauern an unsrer Küste und ebenso die Schweizer Milchwirte mit dem „alten Mai". Das ist der 10. Mai, der früher auf den 1. Mai fiel. An diesem Tage, dem Walpurgistage, pflegten sie ihr Vieh auf die Weide zu schicken und gleichzeitig ihr Gesinde zu wechseln. Sie können aber nicht gut ihre kostbaren Tiere, nur dem Kalender zuliebe, zehn Tage eher austreiben, wenn auf den Wiesen noch nicht genug Gras wächst. Wir andern aber feiern jetzt unbekümmert den Walpurgistag am 1. Mai, also an einem falschen Tage, durch eine Fahrt auf den Blocksberg; von Wernigerode wird regelmäßig an diesem frühen Tage der erste Zug der Brockenbahn abgelassen.

Wer sich daraufhin den Kalender genauer besieht, findet noch manches andere verkehrt. Dadurch erklären sich mühelos die vielen Widersprüche, wegen deren unsre schönen alten Bauernregeln so oft, zu Unrecht, gescholten werden. In Wahrheit beruhen sie auf echter, zuverlässiger Naturbeobachtung; man wird ihnen aber nur gerecht, wenn man sie auf ihre ursprüngliche Zeitlage zurückführt. Vom Georgentage und Markustage (23. und 24. April) sagt eine Bauernregel: „Sankt Georg und Sankt Marks drohen noch viel Args." In der Schweiz, wo das Landvolk noch nach dem Kalender alten Stils rechnet, begeht man den „Jörritag" erst am 6. Mai;



das ist ein — im Hinblick auf die rasche Frühjahrsentwicklung — gewaltiger Unterschied. Wenn in den Zeitungen etwas über die drei Eisheiligen in der Mitte des Mai geschrieben steht, erscheint alsbald regelmäßig hinterher ein fachmännischer Artikel, der ausführt, daß der um jene Zeit erwartete „Kälterückfall“ erst später, Ende Mai oder Anfang Juni, eintritt. Natürlich haben die Fachleute recht; die alte Bauernregel hat aber auch recht, da sie eben mit einem späteren Termin der drei „gestrengen Herren“ oder „Weinmörder“ rechnete. Das Unrecht liegt einzig in dem geänderten Kalender! Ursprünglich rechneten unsre Ahnen nur mit drei Jahreszeiten: Frühling, Sommer und Winter. Als erster „Sommertag“ galt der Walpurgistag; nicht der 1., sondern der 10. Mai. Als letzter Sommertag — und erster, wichtiger Winterwetterprophet — galt der Bartholomäustag, der jetzt auf den 24. August, nach früherer Rechnung aber erst auf den 5. September fällt; auch das ein bemerkenswerter Unterschied! Und so geht es durch den ganzen Jahreslauf fort. In der Winterszeit macht es sich wieder besonders stark geltend. Der Tag der heiligen Lucia, jetzt der 13. Dezember, fiel früher auf den 23. des Christmonats, und der Thomastag, den man jetzt am kürzesten Tag begeht (21. Dezember), auf den Silvestertag; nach noch älterer Rechnung sogar auf den Tag nach Neujahr. Von diesen Tagen sagt der Volksmund: „Am Luzentage wird der Tag um einen Flohsprung länger, am Thomastage so viel, als ein Hahn den Fuß hebt.“ Auch eine andere Bauernregel: „Sankt Luzen macht die Tage stutzen“ wird durch diesen Hinweis verständlich. So erklärt es sich auch, daß man die vielbedeutsamen „Zwölf Nächte“ der Mittewinterszeit in verschiedenen Gegenden verschieden ansetzt. In einigen fallen sie alle vor Neujahr, in andern nach Neujahr, nach dem Kalender aber alle zwischen Weihnachten und Hohneujahr (Dreikönigstag), also um die Jahreswende gleichmäßig verteilt. Diese Beispiele ließen sich ins Ungemessene vermehren.

Und wie geht es uns denn, wenn wir, den Kalender in der Hand, zurückrechnen wollen, an welchem Tage man eigentlich geboren worden ist? Ein Fünfzigjähriger, dessen Wiegenfest der 10. Mai ist, kommt da bis in den März hinein — wenn er es nicht schon eher bleiben läßt! Denn was heuer Dienstags war, ist voriges Jahr Montags gewesen, und wenn es ein Schaltjahr war, gar schon Sonntags! Da findet sich kein vernünftiger Mensch hindurch! Kein Tag kehrt wieder, auch nicht im Jahreslauf, und es bleibt nichts anderes übrig, als ein wenig befriedigendes Kompromiß, um wenigstens ein Fest der Erinnerung zu begehen. Alle diese Uhr-, Kalender- und Zeitbetrachtungen ergeben, wie man sieht, so viele Sonderbarkeiten, daß sie den allgemeinen Wunsch begreiflich machen, diesen Unzulänglichkeiten einmal gründlich zu Leibe zu gehen und unsre Zeitrechnung wieder einmal — für absehbare Zeit — eindeutig und bestimmt festzulegen. Dr. Johannes Kleinpaul

Männermangel und Krieg

Daß in allen Staaten, die am Weltkrieg beteiligt sind, ein erheblicher Männermangel sich zeigen wird, ist eine Tatsache, die nicht bestritten werden kann. Wichtig ist es festzustellen, ob es Mittel und Wege gibt, diesem Männermangel zu begegnen. Wie früher schon, hat sich auch neuerdings Dr. Vaerting in seinen verschiedenen Schriften mit dieser Frage beschäftigt, welche mit der Bevölkerungspolitik eng zusammenhängt. Schon um 1700, sagt Dr. Vaerting, sind 262 Theorien aufgestellt, nach Wunsch Mädchen oder Knaben zu erzeugen. Correns, der größte Bearbeiter dieses Gebietes, hält die Bestimmung der Geschlechter je nach Wunsch praktisch für so unmöglich lösbar wie die Quadratur des Zirkels. Und doch muß sich diese Sache wissenschaftlich begründen lassen, weil es gewisse Bedingungen geben muß, nach dem sich das Geschlecht richtet. Es muß neben dem Mendelschen Gesetze auch noch andere Gesetze geben, nach dem sich die Fruchtwahl regelt. Aber wir kennen sie nicht. Vaerting gibt einen Weg an,

den Knabenüberschuß zu erreichen: Vaterschutz. Der junge Vater, sagt er, erzeugt mehr Knaben, als Mädchen. Deshalb muß die frühe Heiratsmöglichkeit des Mannes erreicht werden. Es leuchtet dies schon deshalb ein, weil in der Tat das frühe Heiraten des Mannes der beste Schutz gegen die Sexualkrankheiten ist. Aus psychologischen, ethischen und sexuellen Gründen sollte deshalb die frühe Mannesheirat gefördert werden. Das Heiratsalter der Frau herabzusetzen, sagt Vaerting, sei falsch. An vielen Zahlen wird das erhärtet, aber die Statistik täuscht oft. Die Richtigkeit der Ansicht, daß die Natur von selbst nach dem Kriege vieles wieder ausgleichen wird, läßt sich nicht beweisen. Daß an sich mehr Knaben geboren werden, aber auch mehr Knaben sterben, und daß das Verhältnis der Geschlechter etwa 1000 zu 1026 sich heute stellt, ist schon lange bekannt. Vaerting glaubt, daß das Verhältnis 1000 zu 1026 oder nach anderen 100 männlich zu 104 weiblich sich nach dem Krieg erheblich zuungunsten des männlichen Geschlechtes verschieben wird. Die heute verminderte Seuchensterblichkeit rafft weniger Frauen dahin, der Krieg tötet die Männer gerade im zeugungsfähigsten Alter von 20—40 Jahren. Das Anwachsen des Überschusses an Frauen wird also groß sein. Bekanntlich erreicht die Kurve der männlichen Sexualkranken mit 22 Jahren ihr Maximum. Hier muß eingesetzt werden. Eine frühe Mannesheirat vermindert an sich die Zahl der Sexualkranken. Durch Velden ist festgestellt, daß in den durch Sexualkrankheiten degenerierten Familien mehr Mädchen geboren werden. Der Krieg bedingt sicher einen Ausfall tüchtiger Männer. Was zurückkommt, ist zum Teil entartet durch Sexualkrankheiten, Strapazen und Nervenerkrankungen. Die Zahl der Nervenerkrankten ist sehr groß, wie schon jetzt durch die Generalmusterungen festgestellt ist. Jaeckel hat nachgerechnet, daß der Krieg das späte Heiratsalter des Mannes um 100% erhöht, und Vaerting sieht in der Erhöhung deshalb eine Gefahr, weil nur der junge Mann mit der älteren Frau mehr Knaben erzeugt. Die Beweise müssen in Vaertings neuester Schrift „Der Männermangel nach dem Kriege, seine Gefahren und seine Bekämpfung" (Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin, München, Preis 2 ℳ) nachgelesen werden. Mag man die Statistik und die Beweise anfechten, an der Tatsache des Männermangels ist nicht zu rütteln. Ebensowenig läßt sich die Tatsache bestreiten, daß die Prostitution viel Manneskraft verschlingt. Eine frühe Mannesheirat ist aber das beste Gegenmittel gegen die Prostitution und ihre Gefahren. Die Männernot fordert elementar die Abschaffung der Prostitution, der Kampf gegen sie ist aber identisch mit dem Kampf gegen die Sexualkrankheiten. Die Summe junger Männerkraft, die heute im Schoß des Dirnentums verloren geht, wird der gesunden Ehefrau erhalten. Die sich aus den Kriegsverhältnissen ergebenden Gefahren für die gesunde Frau durch Verschleppung der Sexualkrankheiten in die Familien werden andrerseits durch Frühheirat gemindert. Nicht die Frühheirat der Frau, sondern die des Mannes ist also physiologisch begründet. Bei der Frau erwacht die Sexualität relativ viel später als beim Mann. Jede gesteigerte Gefährdung des männlichen Lebens, sagt Vaerting, führt zu einer Verminderung der Zeugungsfähigkeit. Die Geschlechtskrankheiten sind die schlimmsten Folgen der Spätheirat des Mannes. Es wird von ihm berechnet, daß der Knabenüberschuß dort am stärksten ist, wo der Vater jünger ist, am schwächsten, wo er älter ist als die Mutter. Der Krieg verlangt als biologische und wirtschaftliche Forderung, den Männerreichtum wieder herzustellen, der durch den Krieg herabgesetzt worden ist. Mehr Schutz den Männern, mehr Fortpflanzungshygiene für diese, mehr Eugenik in jeder Weise für den Mann, der Knaben erzeugen soll.

Die Überzahl der Männer ist also naturgemäß. Die Frau will gewählt und erobert sein. Das ist in der ganzen Natur so. Unnatürlich und unweiblich ist es, daß die Frau sich anpreisen muß, um zur Liebe zu gelangen. Oder sie wirft sich weg und wird zur Dirne. Aus allen diesen Gründen ist der Männerüberschuß das Notwendige, das ethisch und physiologisch begründete. Der Mann ist der Werber. Die unnatürliche Frauenbewegung ist durch den Krieg gerichtet. Die Werbemöglichkeit des Mannes muß nach dem Krieg wieder einsetzen. Der Frauenüberschuß untergräbt die Intensität des männlichen Liebeswerbens. Das durch den Krieg be-



dingte große Frauenplus bringt rassehygienische Gefahren mit sich. Wichtige Fragen der Eugenik stehen zur Diskussion. Die beste Zeugungszeit des Mannes ist die Jugend. Mit dem Alter des Vaters verschlechtert sich die Rasse und vermindert sich also auch der Männerüberschuß. Die Bekämpfung des Männermangels ist ein wichtiges Problem für die Völker. Wir Deutsche sollten hier zuerst Hand anlegen und zu Taten schreiten. Mag man den Ansichten Vaertings auch nicht überall folgen können, so ist das Thema doch so wichtig und so zeitgemäß, daß es zur Erörterung zu stellen ist. Eine Verschleierung dieser wichtigen Dinge ist heute nicht mehr am Platze; wir müssen alles tun, um unseren künftigen Männerbestand zu sichern.

Oberstabsarzt Dr. Neumann



Völkerversöhnung und Magenfrage

Haben sich die Herren der „Mehrheitsparteien", bevor sie ihre weise Entschließung „Friede ohne Kriegsentschädigung und Landerwerb" faßten, wohl ein klares Bild von der finanziellen Lage des Reiches, der Einzelstaaten und der Kommunalverbände gemacht oder auch nur zu machen versucht, dem wirklichen Stande unserer Volkswirtschaft nachzuspüren? Schwer zu glauben.

Das deutsche Volksvermögen, so wird in der „Deutschen Zeitung" ausgeführt, wurde vor dem Kriege auf etwa 330 bis 390 Milliarden Mark geschätzt, wovon sich übrigens 50 Milliarden, Eisenbahnen, Bergwerke, Grundbesitz usw., schon in den Händen der Einzelstaaten und der Kommunalverbände befanden. Dies ganze Volksvermögen ist zur guten Hälfte bereits durch die Kriegskosten, Rentenverpflichtungen und viele, viele andere Ausgabeposten erfaßt. Die Zinsen, die Tilgungsraten und die, besonders im ersten Jahrzehnt nach Friedensschluß starken Verpflichtungen würden zunächst eine jährliche steuerliche Neubelastung von etwa 12 Milliarden erfordern, während die bisherige Jahresbilanz des Reiches sich nur auf 3½ Milliarden Mark belief. Wer soll diese enorme Last auf seine Schultern nehmen? Wiegt sich die Reichstagsmehrheit vielleicht in dem Glauben, welchen man sonst nur bei unbedachten und unbelehrten Menschen findet, daß die reichen Leute die Kriegskosten bezahlen werden? Mehr als einmal ist nachgewiesen worden, daß die großen Vermögen in Deutschland, selbst wenn sie ganz eingezogen werden könnten, nur einen Bruchteil der Kosten dieses Krieges wegzufertigen vermöchten, und daß es gerade die minderbemittelten Klassen sind, die von der nachhaltigen Teuerung und von den Zukunftslasten am schwersten betroffen werden, wenn nicht beizeiten Vorsorge getroffen wird. Über diese Erwägungen, über die Bedürfnisse der Witwen und Waisen, der Krüppel und Siechen aus diesem Kriege darf man doch nicht einfach hinwegschreiten wie über die Steine am Wege, um einer eingebildeten hohen Gebärde willen! Oder ist den Herren Abgeordneten rechnerisch klargelegt worden, womit die zukünftigen Ausgaben des Reiches und der sechsundzwanzig Bundesstaaten bestritten werden sollen, wenn keine Kriegsentschädigung den Finanzen zu Hilfe kommt? Lag ihnen ein Plan vor über die einzuführenden Monopole, Steuern, Zölle und Abgaben, ehe sie sich zu dem Verzichtfrieden entschlossen? Man hat nichts davon gehört. Wäre es geschehen, so hätte sich jedes Mitglied des Hauses davon überzeugen können, daß niemals zwölf neue Steuermilliarden jährlich aufgebracht werden können, sondern höchstens deren sechs, und diese nur unter der größten Überspannung aller Kräfte. Woher der Rest genommen werden soll ohne Kriegsentschädigung, bleibt das Geheimnis der Herren von der Reichstagsmehrheit. Dabei ist noch gar nicht in Anschlag gebracht, wie sehr die schwierigen Verhältnisse nach dem Kriege die Steuerleistung vieler Betriebe herabsetzen werden.

Diese Schwierigkeiten greifen naturnotwendig auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Einzelpersonen über. Darum ist unerfindlich, wie die Kaufkraft unseres Volkes, ganz besonders aber der mittleren Stände, wieder hergestellt werden kann, wenn die Teuerung der notwendigen Lebensmittel, vermehrt durch erhöhten Steuerdruck, neue Lasten zu den alten fügt. Wird hier keine Erleichterung geschaffen durch die Abwälzung der Kriegskosten auf das feindliche Ausland, so muß sich der Mittelstand noch viel größere Einschränkungen auferlegen als bisher, seine Kauffähigkeit wird weiter herabgedrückt, und der Kreis der Wohlhabenden, der Kaufkräftigen verengert sich immer mehr.

Diese Gefahren lassen sich nicht durch Parlamentsentschließungen beseitigen. Gegen die Not sind Beschlüsse so unwirksam, wie Proteste gegen das Einmaleins. Hier hilft nur energisches Erfassen der Gelegenheit. Denn ohne greifbare Gegenforderungen an das Ausland sind auch die verlorenen Absatzmärkte nicht mehr zurückzuerobern, sondern die Ausfuhrindustrie und der Ausfuhrhandel werden lahmgelegt durch den ausländischen Wettbewerb. Dann muß Deutschlands Produktionskraft aus Mangel an Rohstoffen zurückgehen und kann sich nicht mehr eine genügende Valuta zur Beschaffung der notwendigsten Waren auf dem Weltmarkte erringen.

Diese inneren Zusammenhänge des wirtschaftlichen mit dem staatlichen Leben sind in der Entschließung einfach außer acht gelassen, als ob sie gar nicht vorhanden wären. Im Gegenteil; es wurde verfahren, wie seinerzeit in der berüchtigten gesetzgebenden Versammlung vom 3. September 1791, wo den hungernden Parisern statt des Brotes, das sie verlangten, die Erklärung der Menschenrechte vorgesetzt worden ist. Ebenso will die jetzige Reichstagsmehrheit statt mit handgreiflichen Entschädigungen, welche das Los unseres Volkes verbessern können, mit großen Worten von Völkerversöhnung die Magenfrage lösen.

Die „Preußen des Balkans“

Die Bestrebungen, das Verhältnis der Mittelmächte zu Bulgarien über das rein militärische Zusammenwirken hinaus enger zu gestalten und fester zu vernieten, haben gerade in letzter Zeit eine bemerkenswerte Steigerung erfahren. Deutsche Abordnungen aller Art wandern zu den Bulgaren, diese ihrerseits kommen in Scharen, um sich auf jedwedem Gebiet deutschen Schaffens vertraut zu machen. Wir sehen Staatsmänner, Gelehrte, Kaufleute eifrig bemüht, die vor dem Weltkriege ziemlich oberflächliche Bekanntschaft beider Völker anzubahnen und zu vertiefen. Daß diese Fühlungnahme in einer so unerhört harten und ernsten Zeit geschieht, dürfte für das Ergebnis kaum ein Nachteil sein. Denn daß feierliche Empfänge, Festreden und Bankette keinen haltbaren Kitt für Völkerfreundschaften hergeben, hat uns die Vergangenheit in gar zu peinlicher Weise gelehrt. Je schlichter und schmuckloser der Rahmen ist, innerhalb dessen sich solche Annäherungen vollziehen, um so weniger Gefahr ist vorhanden, daß überspannte Hoffnungen schließlich in gegenseitiger Enttäuschung enden, daß durch aufdringliche Äußerlichkeiten die wirklichen Verhältnisse von vornherein in ein falsches Licht gerückt werden.

Gerade bei dem Bulgaren spielt die Realität der Dinge eine große, besser gesagt die entscheidende Rolle. Die Bulgaren sind ein nüchternes Volk im einfachen wie auch im tieferen Sinne. Es kann das nicht oft und stark genug betont werden, weil der Deutsche immer wieder geneigt ist, dem Gefühlsmäßigen in der Politik einen weiteren Raum zu gewähren, als das für die Beziehungen zu anderen Staaten günstig ist. Wir dürfen nicht in den alten Fehler verfallen und im blinden Vertrauen auf gegenwärtige, durch gemeinsame Erfolge erzeugte Sym-

pathien nun damit rechnen, daß Bulgarien für alle Ewigkeit den Mittelmächten verbunden sei. Die sicherste Bürgschaft für das zu erstrebende Zusammenwirken bis in ferne Friedenszeiten hinein bieten einzig und allein die realen Grundlagen, diejenigen Übereinkünfte, die sachlich Leistung und Gegenleistung festlegen und das Gefühlsmäßige möglichst aus dem Spiel lassen oder doch wenigstens erst in zweiter Linie berücksichtigen. Selbst eine oberflächliche Bekanntschaft mit der bulgarischen Volksseele wird den unvoreingenommenen Beobachter nicht im Zweifel darüber lassen, daß der Natur des Bulgaren nur eine praktische Politik zusagt. In dem historischen Augenblick, als Zar Ferdinand und sein einsichtsvoller Ratgeber Radoslawow sich entschlossen, mit Rußland zu brechen und an die Seite der Mittelmächte zu treten, haben sie diesen Schritt gewiß nicht um Deutschlands schöner Augen willen getan, sondern einfach, weil der größere Vorteil an der Seite der Mittelmächte winkte. Es zeugt für den gesunden politischen Sinn des bulgarischen Volkes, daß es diesen Entschluß gut hieß, obwohl ihm die Loslösung von Rußland sicher nicht leicht gefallen ist. Die Intrigen des russischen Botschafters in Sofia, die Wühlereien der russischen Agenten haben weder der Regierung noch dem Volke den klaren Blick für die Forderungen der Zukunft trüben können, während die ihrer Charakteranlage nach ganz anders gearteten, mehr dem Gefühl als der Vernunft gehorchenden Serben und Rumänen den russischen Einflüssen erlegen und blindlings in ihr Verderben gerannt sind.

Man hat die Bulgaren nicht ganz mit Unrecht als die „Preußen des Balkans“ bezeichnet. In der Tat scheint es, als wolle ihnen die Geschichte auf dem Balkan eine Aufgabe zuweisen, wie sie ähnlich der preußische Staat in Deutschland erfüllt hat. Daß das kleine Balkanvolk, das jahrhundertelang das drückende Joch der Fremdherrschaft getragen hat, ohne seine nationalen Merkmale einzubüßen, das Zeug zu einer vorherrschenden Stellung auf der Balkanhalbinsel besitzt, unterliegt keinem Zweifel. Alle die Kennzeichen, die das alte Preußentum zu seiner Führerrolle geeignet machten, sind auch bei dem Bulgaren vorhanden: der Wirklichkeitssinn, die Anspruchslosigkeit, die Eignung zu schwerer, zäher Arbeit. Ohne Frage macht der sehnige, schlanke Serbe mit seinen oft recht einnehmenden Gesichtszügen auf den ersten Blick einen günstigeren Eindruck als der stämmige, meist etwas schwerfällige Bulgare. Aber bei näherer Bekanntschaft wird man diesem doch den Vorzug geben. Er ist nicht leicht für eine Sache zu erwärmen, hat er sie aber einmal für gut erkannt und sie zu der seinigen gemacht, so darf man seiner Zuverlässigkeit gewiß sein. Da der Bulgare als echter Bauer überaus vorsichtig und mißtrauisch ist, wird er Leistung und Gegenleistung genau abwägen, ehe er zum Abschluß des Geschäftes schreitet. Diese Regel des praktischen Lebens hat sich automatisch auf die politische Betätigung übertragen. Das Gefühl tritt hinter dem Tatsachensinn zurück. In wie hohem Grade dieses doch noch ganz urwüchsige Volk seine Leidenschaften zu bezähmen vermag, lehrt die Geschichte des Balkankrieges 1912/13. Als das Eingreifen Rumäniens sie um die besten Früchte eines siegreichen Feldzuges zu bringen drohte, verlor die Regierung die Besonnenheit nicht, sondern fügte sich, den nutzlosen Kampf mit einer Übermacht vermeidend, in die Bedingungen eines schlechten Friedens. Parlament und Volk haben damals in derselben nüchternen Erkenntnis der Sachlage den Schritt der Regierung gutgeheißen, ohne daß es dabei einem Bulgaren eingefallen wäre, auf die Durchführung des nationalen Programms zu verzichten.

Annäherungspolitik haben wir ja auch im Frieden betrieben. In einem Maße sogar, das bei einsichtigen Kreisen Kopfschütteln, mitunter unwilliges Erstaunen hervorrief. Die deutsche Vertrauensseligkeit nahm wohlfeile Artigkeiten und höfliche Komplimente für bare Münze hin, und erst der Weltkrieg hat den gutgläubigen Veranstaltern die Augen darüber geöffnet, wie wenig Wert derartige Anbiederungsversuche haben, die der Schlauere lediglich zur Verschleierung seiner wahren politischen Absichten benutzt. Der Weltkrieg hat denn doch ganz andere Voraussetzungen für das gegenseitige Sichkennenlernen geschaffen. Was sich im Frieden auf kleine Teile der Oberschichten beschränkte, dehnt sich im Krieg auf alle Teile der Völker aus. Im Schützengraben und in den Etappen der besetzten Gebiete ist man in Kampf und

Arbeit angewiesen, sich aufeinander einzustellen. Daß dabei Mißgriffe und Fehler vorkommen, die ihren Grund in allzu einseitiger und schablonenhafter Einschätzung der Verhältnisse haben, ist leider nicht zu leugnen. Die Sucht des Deutschen, überall und unter allen Umständen als Kulturbringer aufzutreten und alles nach preußischen Grundsätzen umzumodeln, hat manche anfangs starke Sympathie für uns in das Gegenteil verkehrt. Unbewußt ist da oft genug gegen Anschauungen, Sitten und Überlieferungen verstoßen worden, von deren Vorhandensein sich zu überzeugen man im Gefühl der kulturellen Überlegenheit nicht für nötig gehalten hatte. Selbst bei unseren einfachen Soldaten ist dieses Überlegenheitsgefühl stark ausgeprägt. Es hat sich auf Grund der außerordentlichen militärischen Leistungen von vier Kriegsjahren unbestreitbar eine gewisse Überhebung im Verkehr mit unsern Verbündeten herausgebildet, die nicht gerade geeignet ist, wärmere Gefühle zueinander aufkommen zu lassen. Gerade weil das bulgarische Volk noch nicht auf der kulturellen Stufe des deutschen steht, sondern erst in der Entwickelung, im Aufstieg begriffen ist, darf es doch nicht mit deutschen Maßen gemessen werden. Wenn der gemeine Mann diesen Fehler begeht, so ist das noch erklärlich und entschuldbar, ganz unverständlich aber ist es, daß auch in verantwortlichen Stellen die Leute nicht eben selten sind, die sich durch diese ganz falsche Einstellung zu schiefen Werturteilen verleiten lassen.

Oft genug habe ich mich darüber geärgert, wie oberflächlich deutsche Soldaten über den bulgarischen Kameraden urteilen und wie oft eine einzige mißliebige Erfahrung zu ganz haltlosen Verallgemeinerungen führt. Solche Klugschmuse machen sich dann in der Heimat mit ihrer Meinung wichtig und ahnen nicht, welchen Schaden sie durch ihre Schwätzerei stiften. Gewiß mag manches am Bulgaren uns noch barbarisch anmuten, aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß der Balkan sich unserem Verständnis erst zu erschließen begonnen hat. So stand auch noch der erste Teil der militärischen Handlung auf dem Balkan der Kampfmethode vom Jahre 1912/13 sehr nahe und ließ den schneidigen Flankenangriff der Bulgaren voll zur Geltung gelangen. Unter denselben Voraussetzungen vollzog sich auch noch der überraschende bulgarische Vorstoß nach Griechenland hinein, der im August 1916 die bulgarische Linie bis in die Höhe von Florina vortrug. Der bulgarische Soldat zeigte sich dabei als der unwiderstehliche Sturmsoldat, als der er sich im Balkankrieg erwiesen hatte. Die Artillerie spielte damals noch eine nebensächliche Rolle. Erst mit dem Aufmarsch der Sarrail-Armee begann die moderne Form des Krieges. Der bulgarische Soldat mußte umlernen. Daß Rückschläge unter diesen Umständen nicht ausbleiben konnten, lag auf der Hand. Wenn Voreilige aber daraus den Schluß zogen, der bulgarische Soldat sei untüchtig, ein Soldat zweiten Ranges, so war das ebenso töricht wie ungerecht. Man darf doch nicht außer acht lassen, daß die deutschen Regimenter, die herangezogen wurden, um der andringenden Übermacht standzuhalten, schon seit Jahren mit der modernen Kriegsführung vertraut waren, während die Bulgaren doch erst ihre Anfangslektion nahmen. Die Folgezeit hat erwiesen, daß sie wohl imstande sind, auch im modernen Krieg ihren Mann zu stellen.

Sobald der Bulgare sein Mißtrauen abgelegt hat, ist er ein freundlicher und in jeder Beziehung gefälliger Kamerad. Wir haben das in zahlreichen Fällen erfahren. Die Besonderheiten des mazedonischen Kriegsschauplatzes erfordern mitunter Betätigungen, die uns Deutschen neuartig und ungewohnt sind. Die Bulgaren waren immer bereit, uns in ihren Balkankniffen zu unterweisen. Wie oft haben sie uns geholfen, die Tragtiere in richtiger Weise zu belasten, Schildkröten zu bereiten, Zigaretten zu drehen usw. Bevor der preußische Militärstiefel in dem bulgarischen Heer eingeführt wurde, bildete dieses Bekleidungsstück den Gegenstand kindlicher Sehnsucht eines jeden bulgarischen Soldaten. Sie selbst trugen im Anfang alle bis an die Knie reichende Gamaschen, die aus allerhand Stoffresten zusammengesetzt und mit starken Schnüren umbunden waren, dazu einfache Ledersandalen, Opanken genannt. Diese Tracht gab ihnen freilich in den Augen unserer Soldaten ein etwas unsoldatisches und wildes Aussehen. Obgleich der preußische Schaftstiefel längst seinen Sieges-



Götter- und Heldensagen nicht völlig gefangen, sobald er sie einmal kennen gelernt hat? Wie viel näher steht uns innerlich unsere germanische Götterwelt als die griechische! Man vergleiche nur einmal die Gestalten der beiden Götterkönige. Bei den Griechen: Zeus mit dem alles Menschliche verstehenden Lächeln, der vom Olymp in allwissender Weisheit die Welt regiert. Bei den Germanen: Allvater Odhin, mit seinem gedankenschweren Haupt, der vom Grübeln zerfurchten Stirn, der trotzig ankämpft gegen ein Schicksal, das er doch als unabwendbar erkannt hat. Was wir an den griechischen Göttergestalten wirklich verstehen und nachfühlen, das sind eigentlich nur ihre allgemein menschlichen Züge. Dem Griechen selbst haben sie vielleicht mehr gegeben. Denn die Mythologie eines Volkes strömt unmittelbar aus der seiner Rasse eigentümlichen Phantasie- und Gefühlswelt und verkörpert neben den sinnfälligen Erscheinungen der heimatlichen Natur vor allem doch die eigentümlichen Ideale des Volkes. Deshalb wird die Mythologie der eigenen Rasse von jedermann viel tiefer verstanden werden und wird für ihn viel zahlreichere und feinere Gefühlswerte bergen, als die Mythologie eines fremden Volkes; und welche Fülle sittlicher und völkischer Gedanken liegt auch wirklich in unseren altgermanischen Sagen und Mythen, die gerade jetzt in unserer schweren Zeit sich wieder als so urdeutsch erweisen. Ein Schatz liegt hier, unübertrefflich für Lehr- und Bildungszwecke, überreich an Gefühlswerten für jeden Deutschen, der wohl gehoben, aber dem deutschen Volke nicht zugänglich gemacht ist. Einmal hat ein großer Geist diese Tatsache erfaßt. Richard Wagner hat mit klarem Blick hier die Wurzeln des deutschen Gefühlslebens erkannt. Der große Erfolg, die ungeschwächte Zugkraft, die seine Schöpfungen immer wieder aufweisen, zeigen, wie kerndeutsch der Stoff seiner Werke ist. Allein sein Verdienst ist es, daß überhaupt etwas von unseren uralten Mythen und Sagen über die Kreise der Fachforschung hinausgedrungen ist in breitere Schichten. So wie durch die Gebrüder Grimm das deutsche Volk seine alten Märchen wiedergefunden hat, so muß ihm auch der Schatz der alten germanischen Götter- und Heldensagen wieder erschlossen werden, und hierzu ist in allererster Linie imstande und berufen unsere deutsche Schule.

Mit treffendem Spott sagt H. Schaeffer in der Vorrede zu seinen „Alten Germanen“:

Am Nordseestrand der Friesenknab'
Kennt nicht das Gudrunepos,
Er sitzt auf einem Hünengrab'
Und liest — — Cornelius Nepos —

und später

Schockschwerenot! Holt endlich nach
Das einst so schnöd Versäumte,
Vernehmet, was Walvater sprach
Und was Frau Saga träumte.
Die Mühe macht sich wohl bezahlt,
Forscht ihr auf heim'schen Bahnen,
Wie Welt und Menschheit sich gemalt
Im Schädel eurer Ahnen.

Mögen sich bei den nach dem Kriege ja offenbar bevorstehenden Schulreformen Männer finden, die diesen reichen Schatz an Zeugnissen deutschen Sinnes und deutscher Art zu schätzen und ihm den gebührenden Platz im Unterricht zu verschaffen wissen.

Gerhard Ockel, z. Zt. San.-Vize-Feldw.



Berlins Tierwelt einst und jetzt

Liebe, aber auch zugleich wehmütige Erinnerungen für die älteren, tierliebenden Berliner ruft nach einem Bericht der „Vossischen Zeitung“ eine kleine Schrift des Konsuls a. D. Emil Braß: „Aus der Tierwelt“ mit einem Geleitwort von Professor Paul Matschie aus der Zeit wach, da die steinernen Polypenfangarme der Stadt noch nicht in Feld und Wald hineinragten, da an Stelle des jetzigen hastenden Getriebes der Großstadt ruhige Gemütlichkeit der Kleinstadt Platz hatte. Gleichzeitig wird die Schrift aber auch zur

Anklage: die Naturschutzbestrebungen, die hier so viele und erlesene Vertreter aufweisen, haben leider in der allernächsten Nähe fast ganz versagt, ja manche Teile der Stadt und ihrer Umgebung zeigen geradezu, wie man es nicht machen darf, will man die einheimische Tierwelt erhalten.

Da ist zunächst der Tiergarten. Er bot, solange sein waldartiger Charakter bewahrt und die versumpften, schwer zugänglichen Wasserarme nicht reguliert waren, vielerlei Tieren Unterschlupf; Marder, Iltis und Fuchs machten auf Meister Lampe Jagd. Jenen Räubern wird man schließlich nicht viel Tränen nachweinen, sehr traurig aber stimmt es, daß all die schönen gefiederten Sänger: Buchfink, Stieglitz, Rot- und Blaukehlchen, Meisen und Zaunkönig, Goldhähnchen und Eisvogel dem auf Veranlassung der Tiergartenverwaltung vorgenommenen Ausroden zum Opfer fielen, wogegen sich als Folge dieses Fehlens die jährliche Raupenplage einstellte. Wir heutigen Bewohner der Stadt können uns kaum vorstellen, wie stark und zahlreich noch vor fünfzig Jahren die Tierwelt hier vertreten war. Nicht besser als dem Tiergarten ist es dem Grunewald ergangen, dem die Seenregulierung und die Tiefbrunnen der Charlottenburger Wasserwerke den Garaus machten.

Weit günstiger steht es mit der zweiten Lunge Berlins, der Jungfernheide, die ja noch heute ein gut Teil der Einwohner der Hauptstadt nie betritt. Und gerade sie ist in ihrem südlichen Teil noch gar nicht von der Großstadt berührt. Eichen, Eschen und Rüstern mit dichtem Himbeer- und Brombeergestrüpp geben Vögeln gute Nistgelegenheit. Spechte und Meisen, Kuckuck und Eichelhäher sind hier noch heute in reicher Zahl vertreten, von Raubvögeln Habicht, Bussard, Sperber und Käuzchen. Möchte man doch hier noch recht lange an stillen Nachmittagen den Rehbock beobachten können! Im Osten und Norden Berlins ist der Tierbestand auch arg zusammengeschmolzen. Höchstens auf den Feldern von Rudow, Britz und Buckow ist die Hasenjagd auch heute noch vorzüglich. Der Vogelwelt ist im Treptower Park und Plänterwald eine neue Heimat erschlossen: die Stadt hat hier im Gegensatz zur Tiergartenverwaltung das Unterholz nicht ausgerottet, und ihrem Bestreben ist voller Erfolg zu wünschen. Pankow, wo man einst in den klaren Fluten der Panke freibadete, Weißensee, wo ehedem ein Friedhofverwalter im Winter Hasen jagte, sie alle sind verödet, und selbst die Wuhlheide, in der sich neben Fuchs und kleinem Wiesel auch das Hermelin, das aber hier wohl selten sein weißes, schimmerndes Winterkleid anlegte, aufhielt, beherbergt fast nur wilde Kaninchen, Ratten und Mäuse, die sich beim Fehlen ihrer natürlichen Feinde, wie Marder und Iltis, desto ungestörter vermehren.

Der Fall Meyrink

Das Aprilheft der Monatsschrift „Deutsches Volkstum“ brachte aus der Feder Albert Zimmermanns einen Aufsatz über Gustav Meyrink. Aus dem gründlichen Studium der zum Teil in Riesenauflagen verbreiteten Werke des während des Krieges in Mode gekommenen Schriftstellers war Zimmermann dazu gelangt, in Meyrink einen „der geschicktesten und gefährlichsten Gegner des deutschen, des völkischen Gedankens“ zu sehen. Er begnügte sich nicht damit, diese Behauptung einfach aufzustellen, wie Hunderte ihre Beurteilung des „Golem“ als eines Buches von tiefgründiger Weisheit oder hinreißender künstlerischer Kraft, sondern Zimmermann erhärtete seinen Ausspruch durch Inhaltsangaben und ausgiebige Zitate. Die eine vom Türmer (2. Juniheft) unter dem Titel „Modergestank“ übernommene Stelle ist von so gemeiner Gesinnung und niederträchtiger Schamlosigkeit in der Verhöhnung der deutschen Pfarrfrau, daß man annehmen sollte, alle Leute von anständiger oder auch nur reinlicher Gesinnung müßten in der Verurteilung solcher Schmutzigkeit einig gehen.

Das ist nun doch nicht der Fall. Freilich, daß sich Herr Siegfried Jacobsohn von der „Schaubühne“ ausschließt, braucht nicht zu überraschen. Ihm haben wir sogar einen besonde-

ren Genuß bereitet. Nachdem er sich mit allen Qualen des Widerwillens durch das Türmerheft durchgewühlt hat — der Ärmste! Ich fange bei seiner „Schaubühne" immer auf den letzten Seiten an, bei den ergötzlichen Zuckungen, mit denen Herr Jacobsohn regelmäßig von seinem Größenwahn sich zu erleichtern sucht —, „sieht er plötzlich mit Freuden, wie durch tiefes Verderben ein menschliches Herz, in der letzten Spalte der letzten Seite einen vernünftigen Satz, einen einzigen. Aus Meyrinks ‚Golem' wird eine Stelle über schwangere deutsche Pastorenfrauen zitiert, bei der einem doch ein bißchen das Blut stockt" (Heft 26 der „Schaubühne"). Wir gönnen Herrn Jacobsohn seinen erlesenen Geschmack und begreifen, daß ihn in der Wonne, mit der er den Schmutz einschlürfte, sein „berühmtes" Gedächtnis im Stiche gelassen hat, so daß er die Stelle in den „Golem" verlegt, während sie der Novelle „Der Saturnring" entstammt.

Aber Herr Jacobsohn steht nicht allein. Der „Schutzverband deutscher Schriftsteller" hat folgenden Protest verbreitet: „Gegen den in Starnberg lebenden Dichter Gustav Meyrink richten seit Wochen gewisse Blätter heftige Schmähungen, die auf seine vor zwölf Jahren erschienenen satirischen Novellen zurückgreifend den Anschein zu erwecken suchen, als sei Gustav Meyrink ein Schädling der deutschen Literatur, als habe er ‚die deutschen Frauen teuflisch verhöhnt' und ‚Modergestank' um sich verbreitet. Dabei scheint die regelmäßig wiederkehrende Behauptung, Meyrink sei Jude — er ist weder Jude noch stammt er von Juden ab — zugleich eine Art antisemitischer Hetze gegen ihn in die Wege leiten zu wollen. Die Unterzeichneten, die Gustav Meyrink als einen Menschen von lauterster, vornehmster Gesinnung kennen und als einen unsrer hervorragendsten Erzähler hochschätzen, legen gegen jene niedrigen persönlichen Angriffe Verwahrung ein und betonen, daß sie in seinen Werken niemals irgendwelche Verunglimpfungen, sondern nur die jedem Dichter freistehende Satire gegen lächerliche oder unerfreuliche Erscheinungen der Zeit gefunden haben. Univ.-Prof. Dr. v. Aster u. Frau. K. Botschafter Graf Bernstorff. Frau Pastor F. Külpe. Univ.-Prof. Dr. Artur Kutscher. Heinrich Mann. Dr. Kurt Martens. Frau Adele von Moser. Herm. Frhr. v. Riese-Stallburg. Tilla Freifrau v. Roeder-Diesburg. Dr. med. Frhr. A. v. Schrenk-Notzing. Prof. Dr. H. Uhde-Bernays. Frank Wedekind. Felix Edler von Weingartner."

Über die merkwürdige Art, wie der „Schutzverband deutscher Schriftsteller" seine Schützlinge verteidigt, wird man sich seine eigenen Gedanken machen. Er versucht keine sachliche Widerlegung, sondern bringt ein — Leumundszeugnis bei. Dieses Zeugnis ist u. a. von mehreren Universitätsprofessoren, einer Pastorfrau, dem Grafen Bernstorff unterschrieben, die damit Meyrinks Ausfall als eine „jedem Dichter freistehende Satire gegen lächerliche oder unerfreuliche Erscheinungen der Zeit" bezeichnen.

Das Recht des Satirikers in Ehren. Dann hat dieser Satiriker für seine Satire einzustehen. Greift er irgendeine Erscheinung an, so hat er sich zu seinem Angriff zu bekennen und muß auf die Gegenwehr gefaßt sein. Läßt Meyrink seinen Helden in der deutschen „Pastorenweibse" den „gänzlich unnützen Menschen" finden, so muß er darauf gerüstet sein, daß sich Leute finden, die diese deutsche Pfarrfrau und damit das deutsche Pfarrhaus gegen einen solchen Angriff verteidigen und, wenn der Angreifer ekelhaften Unflat schleuderte, ihn als einen frechen Schmutzian bezeichnen. Entweder er selbst steht zu seinem Werke oder nicht. Keinem großen Satiriker der Weltliteratur ist es jemals eingefallen, seine Person von seinen Angriffen zu trennen. Das ist Gebot der Mannesehre. Wer sich da hinter Artistentum verstecken will, ist ein Feigling. Dagegen vermag kein Leumundszeugnis zu schützen.

Die Ehrenretter Meyrinks aber machen sich in ihrem Zeugnis seiner Beschimpferei teilhaftig. Es hilft nichts, wir müssen die Stelle aus Meyrinks Novelle noch einmal hersetzen.

Ein Astrologe gebraucht für gewisse Experimente ein menschliches Wesen, das getötet werden muß. Er will aber nur einen Menschen opfern, der wahrhaft unnütz ist. Er glaubt einen solchen leicht zu finden, aber der Mensch, der ganz und gar unnütz ist, kann nicht aufgetrieben werden.

„Mit der Freude der Gewißheit ging ich zu Rechtsanwälten, zu Medizinern und Militär —; unter Gymnasialprofessoren hatte ich ihn beinahe schon gefaßt — beinahe. — —

Dann kam die Zeit, wo ich endlich darauf stieß. Nicht auf ein einzelnes Geschöpf —, nein, auf eine ganze Schicht.

Wie man unversehens auf ein Heer von Mauerasseln stößt, wenn man im Keller einen alten Topf vom Boden hebt.

Die Pastorenweibse! Das war es! Ich habe eine ganze Schnur von Pastorenweibsen belauscht, wie sie rastlos sich ‚nützlich machen', Versammlungen abhalten zur Aufklärung von Dienstboten, für die armen Negerkinder, die sich der göttlichen Nacktheit erfreuen, warme, scheußliche Strümpfe stricken, Sittlichkeit verteilen und protestantisch baumwollene Handschuhe; und wie sie uns arme, geplagte Menschheit belästigen: man solle doch Stanniol sammeln, alte Korke, Papierschnitzel, krumme Nägel und anderen Dreck, damit — ‚nichts verkomme'. — —

Eine, — ein pinselblondes ‚deutsches' Biest, ein echtes Gewächs aus wendisch-kaschubischem Obotritenblut, hatte ich schon unter dem Messer, da sah ich, daß sie — — gesegneten Leibes war, und Moses uraltes Gesetz gebot mir Halt.

Eine zweite fing ich ein, eine zehnte und hundertste, und immer waren sie — — gesegneten Leibes!

Da legte ich mich auf die Lauer Tag und Nacht — wie der Hund mit den Krebsen —, und so gelang es mir endlich, im richtigen Augenblick eine direkt aus dem Wochenbett herauszufangen.

Eine glatt gescheitelte sächsische Betthäsin mit blauen Gänseaugen war es." — —

Also darin sehen die obengenannten Herrschaften „eine jedem Dichter freistehende Satire gegen lächerliche oder unerfreuliche Erscheinungen der Zeit". Sie haben kein Wort dafür gefunden, daß Meyrink sich im Ziel seines Angriffs vergriffen habe; sie stellen sich also dabei auf seine Seite. Ich denke, man wird sich in jenen deutschen Kreisen, die mit dieser Anpöbelung der deutschen Pfarrfrau nicht einverstanden sind, die Namen der Herrschaften, die sich der „Schutzverband deutscher Schriftsteller" als Kronzeugen einzufangen verstanden hat, merken.

* * *

Damit könnten wir den Fall Meyrink für uns als erledigt betrachten, wenn er nicht mit einer ganz andern Sache verquickt worden wäre. In der Erklärung des „Schutzverbandes" steht: „Dabei scheint die regelmäßig wiederkehrende Behauptung, Meyrink sei Jude — er ist weder Jude noch stammt er von Juden ab —, zugleich eine Art antisemitischer Hetze gegen ihn in die Wege leiten zu wollen." —

In dem Aufsatz Albert Zimmermanns steht die Stelle: „Den rechten Gesichtswinkel für die Bewertung einer solchen Leistung findet man aber erst, wenn man den Versuch macht, sich vorzustellen, daß ein deutscher Schriftsteller die niedrige Gesinnung und den schlechten Geschmack besäße, etwa die Rabbinerfrau zur Zielscheibe ähnlich roher ‚Späße' zu machen. Gustav Meyrink steht nämlich im Semi-Kürschner! Wir gestehen: mit einem deutschen Schriftsteller, der sich in nur halb so schlimmer Weise an Anstand und gutem Geschmack verginge, würden wir nichts, aber auch gar nichts mehr zu tun haben wollen." — Und unser Mitarbeiter, dem wir den „Warte"-Beitrag „Modergestank" verdanken — wir stellen ausdrücklich fest, daß der Artikel nicht in der Redaktion entstanden ist —, schloß seine Ausführungen: „Meyrinks ‚Golem' spielt im Prager Ghetto; er selbst ist Jude." —

Es ist begreiflich, wenn man nach einer Erklärung für einen so maßlosen Angriff auf eine typische Gestalt des deutschen Frauentums sucht und diese in der Blutsfremdheit des Schriftstellers zu finden glaubt. Da die Werke dieses Schriftstellers in einem jüdischen Verlag erschienen sind, sein verbreitetstes Buch ganz in jüdischer Umwelt spielt, die jüdische Presse fast einhellig das Lob Meyrinks verkündet hat, während ausgesprochene deutsche Kritiker ihn immer als wesensfremd abgelehnt haben, ist es leicht erklärlich, daß sich die Meinung festsetzen

konnte, Meyrink sei Jude. Noch bevor der Protest des „Schutzverbandes“ erschienen war, wurden wir von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht, daß Meyrink nicht Jude sei, und wir haben die nächste Gelegenheit benutzt, im 2. Juliheft des Türmers („Briefe“ S. 2) den Irrtum zu berichtigen. (Herr Jacobsohn geifert allerdings, der Türmer berichtige nie, dazu sei er „zu christlich“.)

Inzwischen haben auch jüdische Zeitschriften und Vereinigungen die Bezeichnung Meyrinks als Jude schroff zurückgewiesen und sogar reichlich energisch von den „Verbreitern dieser Verleumdung“ eine Berichtigung verlangt. Wir begreifen es sehr gut, daß die anständigen Juden Meyrink als groben Beschimpfer der deutschen Pfarrfrau von sich abschütteln, und freuen uns seiner Verurteilung, die darin liegt. Denn sonst hätten die Juden ja keinen Grund zur Empörung, wenn ihnen ein so „berühmter“ Schriftsteller zugerechnet wird, um so weniger, als zahlreiche jüdische Schriftsteller und Künstler alles mögliche anwenden, um ihr Judentum zu verschleiern. Gerade diese Tatsache erklärt es ja auch, wenn auf deutschnationaler Seite so oft das Judentum einzelner Männer betont wird, um ein das Deutschempfinden befremdendes Verhalten derselben leichter begreiflich zu machen.

Sie erklärt es, aber — wie wir ausdrücklich bekennen möchten — sie rechtfertigt es nicht. Nicht nur, weil da mancher Irrtum mit unterläuft. Diese Art, unschöne Erscheinungen unseres Lebens abzuwimmeln, ist zu bequem und ist ungerecht. Wir haben gerade im Türmer schon vor Jahren, z. B. in meinem Aufsatz „Noch einmal deutsch-jüdischer Parnaß“ (Mai 1912) betont, daß es das natürliche Recht der Juden ist, ihre Sonderart nach bestem Können auszuleben. Und wir haben damals und später immer wieder hervorgehoben, daß, wenn, wie das in der Hinsicht gewiß unverdächtige „Literarische Echo“ im 1. Septemberheft schreibt, 1917 „die Juden im Verhältnis zu ihrer Kopfzahl einen weitaus zu großen Teil unserer Presse und unserer Theater in Händen halten“, nicht den Juden ein Vorwurf zu machen ist, sondern den Deutschen. Im vorliegenden Fall ist unser Mitarbeiter, und wir mit ihm, auf diesen allzu bequemen Irrweg der Erklärung für die betrübliche Erscheinung Meyrinks geraten. In Wirklichkeit zeigt der Fall, daß die bejammernswerte Verleugnung deutscher Art sich viel tiefer eingefressen hat, als selbst schwarzsehende Beobachter sich immer gegenwärtig halten. Um so mehr wird die rücksichtslose Bekämpfung dieser Schädlinge Pflicht aller auf ihre deutsche Art Haltenden.

Nur noch zwei kleine Bemerkungen. Die Art, wie jetzt wieder der Fall Meyrink von der andern Seite mit dem Schrei „Antisemitismus“ auf ein falsches Geleise geschoben wurde, bestätigt aufs neue den Satz Moritz Goldsteins in seinem berühmten Aufsatz „Deutsch-jüdischer Parnaß“: „Greift ein Christ das Problem beim Schopf und sagt rücksichtslos seine Meinung, so wird er als Antisemit gebrandmarkt.“ Es ist längst erreicht, daß damit auch viele unzweifelhaft Deutschblütige kopfscheu werden.

Und dann nochmals Herr Siegfried Jacobsohn! Er schreibt, man müßte schon aus Meyrinks Behandlung des Judentums merken, daß er nicht Jude sei. „Er empfindet dieses durchaus als Exotikum. Der Jude dagegen empfindet noch das exotischste Judentum (etwa Kaukasiens) als zu ihm gehörig.“ Damit ist von diesem Juden die Tatsache ausgesprochen, daß die Juden ein Volk im Volke, ein Fremdkörper im deutschen Volke bleiben.

* * *

Nachschrift. Dieser Artikel war bereits gesetzt, als mir die Nr. 29 der „Schaubühne“ zu Gesicht kam, die mich zwingt, die Leser nochmals mit Herrn Siegfried Jacobsohn und seinen Praktiken zu behelligen. — Zunächst erscheint auf der Bildfläche Herr Julius Bab. Er hat Herrn Jacobsohn geschrieben: „Sie überschätzen immer noch den ‚Türmer‘. In so einer Notiz stimmt natürlich nichts. So wenig wie Meyrink ein Jude, ist die zitierte Stelle aus dem ‚Golem‘.“ — Herr Bab macht sich hier der groben Fahrlässigkeit schuldig, eine Behauptung seines Freundes Jacobsohn ohne Nachprüfung zu übernehmen. Denn nur Herr Jacobsohn selbst hat behauptet, daß die angegriffene Stelle im „Golem“ stehe. Im Türmer steht ausdrücklich: „Hier eine der

schamlosen Stellen aus einer Novelle dieses Herrn." Es ist dabei ausdrücklich auf den Aufsatz im „Deutschen Volkstum" verwiesen, der doch Ausgangspunkt der ganzen Polemik ist. Der Türmer wollte nur auf diese verdienstvolle Arbeit aufmerksam machen. In diesem Aufsatz ist aber natürlich die Quelle ganz genau angegeben. Es ist auch nicht etwa bloß diese eine Stelle herausgegriffen, vielmehr wird der Inhalt von sieben Novellen skizziert, um zu beweisen, daß „fast jede der zahlreichen Novellen Meyrinks den Neben- oder Hauptzweck hat, die Monarchie, die Offiziere, Vertreter des deutschen Volkes im Auslande, kurz irgend etwas Deutsches lächerlich zu machen". Das ist das Ziel des Aufsatzes. Herr Jacobsohn aber ereifert sich: „Aber es sind schon erfreusame Praktiken, eine Simplizissimus-Novelle des Jahres 1907 herzunehmen [die Novelle steht in Meyrinks dreibändiger Novellensammlung], einen Abschnitt daraus zu isolieren, den Eindruck zu erwecken, als entstamme er einem Roman, der im Kriege erschienen ist, den urchristlichen [„urchristlich" geht auf die Religion; es handelt sich darum, ob Meyrink, der Sohn eines bayrischen Aristokraten und der Schauspielerin Marie Meyer, deutschen Blutes ist] Autor einen Juden zu nennen und vergnügt zu verfolgen, was man mit alledem angerichtet hat." — Nun, wir überlassen jedem Unparteiischen das Urteil, wer sich in diesem Falle „erfreusamer Praktiken" schuldig gemacht hat.

Als Dritter im Bunde erscheint in derselben Notiz Herr Meyrink selbst. Nicht etwa, um seine Pöbeleien zu entschuldigen, sondern um zu verkünden, daß er eben dabei sei, „diesen und andern Berufsteutonen eines ihrer Wisenthörner herauszureißen". Wir glauben, daß nach der Art, wie Herr Meyrink und seine Freunde in diesem Falle sich benommen haben, sein künftiges Verhalten für alle Deutschbewußten von vornherein gerichtet ist.

Karl Storck



Apostel und Händler

Während wir jahrelang in der Bekämpfung des kapitalistischen Kunsthandels fast allein standen, vermehrt sich jetzt täglich die Kämpferschar. Leider sehr spät, vielleicht schon zu spät. Das muß man um so mehr befürchten, wenn sich auch jetzt der Kampf gegen ein vereinzeltes Anzeichen der Krankheit, statt gegen deren Ursache richtet. Und auch jetzt noch, nachdem sich in der Gier, die günstige Kriegskombination für sich auszunutzen, fast der ganze Kunsthandel als durchseucht erwiesen hat, bedarf es selbst für berufsmäßig im öffentlichen Kunstleben wirkende Männer der schmerzlichen Einzelerfahrung, bevor sie des Übels gewahr werden. Und auch dann noch bekämpfen sie einen Einzelfall, statt sich gegen das Ganze zu richten. Wir, die wir dieses auch dann im Auge hatten, wenn uns „teutsche" Sondergelüste und beschränktes Alldeutschtum nachgeredet wurden, buchen auch diese Einzelfälle mit Gewinn für „unsere" Sache.

Die am vorliegenden Fall Beteiligten sind vor der Verdächtigung „deutschnationaler" Gesinnung sicher. Der Kampfplatz ist die „Schaubühne" Siegfried Jacobsohns, der sich, was mit Achtung anerkannt sei, als „überzeugter Jude" bekennt; Angreifer ist Robert Breuer, der in früheren Jahren seiner Berliner Tätigkeit noch Friedländer hieß; angegriffen wird Herwarth Walden, dessen eigentlicher Name Georg Lewin ist; Ursache des Streites ist die schlechte Behandlung des Malers Oskar Kokoschka, von dessen Person ich nichts weiß. Doch ist die Kunst dieses (nach Breuer) „psychologisierenden Dämons und erotischen Mystikers der Farbe" noch niemals als deutsch empfunden worden.

In einer „Gesamtschau" der expressionistischen Malerei, die Herr Herwarth Walden, der geschäftliche Leiter des „Sturm", veranstaltete, war das einzige aufgenommene Bild Oskar Kokoschkas „in einem völlig verlorenen Winkel an einem dem Lichte abgekehrten Pfeiler" untergebracht. Diese Tatsache wirkt nach Herrn Robert Breuer „außerordentlich aufreizend".

Einmal, weil „Kokoschka zu den stärksten Künstlern gehört, die seit Bestehen des Waldenschen Unternehmens hier gezeigt worden sind ... Man weiß aber auch, daß die Beziehungen Kokoschkas zu Herrn Walden getrübt sind. Kokoschka wird jetzt von Paul Cassirer auf den Markt gebracht. Es ist ja nun verständlich, daß der Händler, wenn er kein Interesse mehr an einer Ware haben kann, diese Ware vernachlässigt und aus dem Bereich seiner Kundschaft auszuschalten versucht. Es ist aber nicht vorstellbar, daß ein Prophet, der mit der Heftigkeit eines Derwischs für seinen Glauben zu kämpfen pflegt, plötzlich, nur weil gewisse wirtschaftliche Verschiebungen vor sich gegangen sind, seine großen Leidenschaften abstreift ... Herr Walden hat bisher nicht nur Bilder verkauft, er hat auch (in seiner Zeitschrift ‚Der Sturm') mit einem ungewöhnlichen Aufwand an hitzigem Temperament versucht, den Objekten seines Handels die Zustimmung zu erkämpfen. Er hat sich dabei nicht immer besonders zarter Mittel bedient; er hat sich nie gescheut, auch die, die nur leisen Widerspruch wagten, als eine unheilbare Gattung von Halbidioten zu brandmarken. Ein Verfahren, das oft sehr peinlich empfunden werden mußte, das aber heute — nachdem das in die Dunkelheit hineinversteckte Bild des Kokoschka unwiderlegbar gezeigt hat, wie schnell und gründlich die Leidenschaft des Kunstfreundes abkühlt, wenn das Interesse des Händlers erloschen — ohne Vorbehalt ein kleiner Skandal genannt werden muß. Die Vermutung liegt nahe, daß Herr Walden sich auch bisher in aller seiner ekstatischen Propaganda weniger als Rasseltänzer einer neuen Magie, vielmehr und durchaus als Reklamechef betätigt hat. Die Möglichkeit dieses Verdachtes zwingt dazu, die Gelegenheit zu benutzen, um die Methode, wie sie Herr Walden bisher gepflegt hat, diese Verquickung von Merkantilismus und künstlerischer Begeisterung, von Handelsinteressen und rücksichtsloser Niederbrüllung jeder andern Meinung, einmal schonungslos zu beleuchten. Es kommt mir gar nicht so sehr darauf an, die Psyche des Herrn Walden zu entblößen: es handelt sich für mich darum, an diesem durch den Fall Kokoschka besonders klar gewordenen Beispiel aufzuzeigen, daß solch eine Durchbrechung des in Deutschland gültigen Prinzips der wirtschaftlichen Unintéressiertheit aller derer, die über Kunst und Künstler vor der Öffentlichkeit sprechen, nicht länger geduldet werden kann. Herr Walden muß sich entscheiden: entweder will er selbstlos eine Geistigkeit fördern, ohne deren Sein und Sieg er nicht zu leben vermag — oder er will seine Einnahmen pflegen. Eine Verquickung beider Absichten ist eine Unreinlichkeit und ist vor allem eine schwere Gefährdung nicht nur der unabhängigen Kritik, sondern auch der in solches Verfahren hineingerissenen Künstler. Wenn Herr Walden seine Übung, durch eine angeblich literarische Propaganda und durch eine fanatische Niederkämpfung jedes Widerspruchs die Preise der von ihm gehandelten Bilder zu steigern, nicht aufgibt, dann wird zu erwägen sein, ob es für die unabhängige und auf diese Unabhängigkeit eifersüchtig haltende Kritik nicht Pflicht sein muß, künftig über die derart in eine peinliche Zwitterstellung hineingedrängten Künstler zu schweigen. Es gibt hier keinen Kompromiß. Wir haben bisher jeden Kritiker, der es gewagt hat, nebenbei mit Bildern zu handeln, ausgestoßen; es ist nicht einzusehen, warum wir erlauben sollen, daß ein Kunsthändler im literarischen Nebenberuf das Publikum beeinflussen darf."

„Niemand kann leugnen, daß die Kritik preisbildend wirkt. Da ist es denn unerträglich, zu wissen, daß solche preisbildende geistige Funktion von jemand geübt wird, der an der Höhe dieser Preise interessiert ist. Selbst die beste Absicht vorausgesetzt, bleibt zum mindesten der Verdacht bestehen, daß das Urteil von Nebentendenzen beeinflußt wird, und daß der Ausleseprozeß, den die Kritik fördern will, und auch tatsächlich fördert, durch Händlertriebe eine Mißfärbung bekommt ..."

Ich fühle kein Bedürfnis, Herrn Walden zu verteidigen. Immerhin könnte er anführen, daß er bislang in seiner Eigenschaft als „Prophet" Herrn Kokoschka nicht verleugnet habe, sondern nur als „Händler". Als solchem aber war ihm zuvor von Herrn Kokoschka „die Treue gebrochen worden", der zu dem ihm offenbar größere Gewinne verheißenden Cassirer lief,

trotzdem sich Walden bis dahin für ihn mit der „Heftigkeit eines Derwischs" abgemüht und durch seine Rasseltänze dieser neuen Magie viele Gläubige geworben hatte.

Aber das Persönliche geht uns hier wenig an. Erstaunlich bleibt, daß Herr Breuer für seinen spät einsetzenden, durchaus berechtigten Kampf gegen eine Verquickung von Händlertum und Kunstkritik sich gerade den kleinen Herrn Walden aussucht, der doch schon deshalb der Sache weniger gefährlich werden konnte, da seine Doppelnatur als Händler und Apostel der von ihm gehandelten Ware immer offen zutage lag. Viel gefährlicher ist es, wenn die Kunsthändler vor der Öffentlichkeit nur Händler sind, aber zahlreiche Wege finden, um die Kunstkritik ihren Zwecken dienstbar zu machen. Das braucht ja nicht durch plumpe Bestechung zu geschehen, die bei uns wohl noch sehr selten ist, sondern kann in geschickter Ausnutzung der Kombinationen liegen. Herr Cassirer z. B., der oben als glücklicher Nachfolger Waldens im Apostolat für Kokoschka genannt wurde, ist auch Verleger einer Kunstzeitschrift und zahlreicher kunstwissenschaftlicher Werke. Er war Jahre hindurch mit und durch seinen Freund Max Liebermann der mächtigste Mann in der Berliner Sezession. Es wäre nach unserm Dafürhalten viel richtiger, an einem solchen Falle die Arbeitsmethode des Kapitalismus auf dem Gebiete des Kunsthandels aufzuhellen und die vielen Wege und Mittel, durch die er sich das öffentliche Kunsturteil dienstbar zu machen versteht, aufzuweisen, als einen schon durch sein „Derwischtum" sich kennzeichnenden Mann, wie Walden, abzutun. Es bot sich Breuer dazu gute Gelegenheit, da er zum Schlusse die große Gefahr hervorhebt, die dem Künstlernachwuchs droht, wenn er so früh in die Kunsthändlerspekulation hineingezogen wird. Hat doch Cassirer auch hier die bis dahin schüchternen Versuche in ein großes System hineinzubringen versucht.

Nur noch zwei von vielen sich aufdrängenden Bemerkungen. Mit Recht brandmarkt Breuer die wilde Derwischart Waldens in den Verzückungen für seine Erkorenen, wie der Anpöbelei alles ihm irgendwie im Wege Stehenden. Es gibt viele Leute, die diese Art als ausgesprochen „undeutsch" charakterisieren; sie hat im Deutschland der letzten Jahrzehnte so zugenommen, daß man dazu kein Recht mehr hat. Diese Art ist nicht schöner und auch nicht weniger verderblich beim Kritiker. Gerade für die Kunstkritik aber ist sie, zumal unter Meier-Graefes Einfluß, Mode geworden. Die Derwischnatur dieser Leute offenbart sich dabei immer darin, daß sie den einen mit Füßen treten müssen, wenn sie den andern anbeten wollen. Auch auf dem Kampfplatz, auf dem er antritt, kann Robert Breuer diese Art beobachten. Ich will nicht von ihm selber sprechen, obgleich ich auch bei ihm diese giftigen Anwürfe ihm mißliebiger Künstler (z. B. Böcklins) gelesen habe. Aber zum System ist es in der „Schaubühne" geworden gegen Richard Wagner. Es steht auch hier zu hoffen, daß das deutsche Anstandsgefühl durch diese ganze Art sich so angewidert fühlt, daß diese in gewissen Kreisen sehr beliebte Kampfweise in ihren innersten Triebkräften erkannt wird.

Seltsam berührt dann Robert Breuers „Drohung", die „in das Verfahren der Herren Walden und Genossen hineingerissenen Künstler" totzuschweigen. Was geht den Kritiker das Verfahren der bloß „handelnden" oder auch „schreibenden" Kunsthändler an, sobald er einem Künstler gegenübersteht? Ich denke, die Kritik ist eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit! Doch auch auf die Unabhängigkeit gegen das Derwischgeheul und die Rasseltänze von Kunsthändlern.

K. St.



Berufssängerin

Nun kommt wieder die neue Theaterspiel- und Konzertzeit. Unser nach außen hin so glänzendes Musikleben übt seine gefährliche Lockung aus. Die Zeitungen berichten von großen Triumphen und glänzenden Gagen. Der unkritische Leser, die unerfahrene Leserin überlegen nicht, von wie wenigen die Rede ist, und durchschauen noch

weniger, wieviel des Glanzes nur äußerer Schein ist, der der Reklame willen erborgt wird. Aber selbst wenn dieser Glanz noch echt wäre, er vermag dem schärfer Zusehenden das Dunkel nicht zu verhüllen, in dem Tausende stehen, die nach ihm gegiert haben, er kann und darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß es hier eine unendliche Masse von Elend gibt, unter dem neben den unmittelbar Betroffenen auch unser ganzes geistiges und seelisches Leben leidet.

Gleichzeitig mit der Eröffnung der neuen Musikzeit bringen die Zeitungen die Ankündigungen der Konservatorien und Musikschulen, der zahlreichen Gesangslehrer und Lehrerinnen; die Konzertagenturen strecken ihre Polypenarme aus, die Konzertsäle preisen sich an — kurz, wir stehen vor allen Merkmalen des kapitalistischen Geschäftsbetriebes. Warum ist dieser hier noch gefährlicher, als auf anderen Gebieten? — Weil das ganze Kunstleben zum Selbstbetrug und zur Heuchelei neigt, weil sich nirgendwo die Eitelkeit so leicht in den Mantel des Idealismus kleiden kann. Um so mehr ist es Pflicht aller jener, die auch für das Kunstleben an die Gesetze eines ethischen Sozialismus glauben, schonungslos die glänzende Decke wegzuziehen und die Verhältnisse zu zeigen, wie sie wirklich sind.

Ich bin im Laufe der zwanzig Jahre, in denen ich im öffentlichen Musikleben stehe, viele hundert Male um Rat angegangen worden, sollte Stimmen anhören, Lehrkräfte nachweisen und Ratschläge erteilen, wie man vorwärts komme. Eine schöne Stimme ist ein Gottesgeschenk, ein Talent, mit dem man wuchern muß, wie mit jedem andern, das zu vergraben eine Sünde wäre. So rate ich jedem, der eine schöne Stimme hat, für deren Ausbildung Mühe und Kosten aufzuwenden. Aber wohlverstanden, um der Kunst willen. Steht dabei von vornherein der Gedanke, dadurch Ruhm oder Geld zu erwerben, so geschähe dem Besitzer der schönen Stimme besser, es flöge ihm ein hartnäckiger Katarrh an den Hals, daß er von vornherein das Singen aufgeben müßte. Ich habe mir wenig Dank dadurch geerntet, daß ich bei fünfundneunzig von hundert Fragestellern von vornherein erklärte, sie möchten sich des Gedankens an eine öffentliche Gesangtätigkeit entschlagen, und daß ich den fünf übrigen sagte, sie sollten sich auf einen der schwersten Lebensläufe rüsten, die es überhaupt gibt. Trotzdem haben neunzig von hundert nachher „Gesang studiert“ mit dem Ziel, ihn zum Erwerbsberuf zu machen; sie haben es auch mit wenig Ausnahmen zu nichts gebracht. Ob ein einziger davon später zur Einsicht gekommen ist, daß die Schuld bei ihm liegt, weiß ich nicht. Getroffen habe ich diese zur Selbsterkenntnis gelangten Gesangsbeflissenen noch nie.

Es ist wie ein Fluch. Wenn einer und vor allem wenn eine erst einmal das Gesangsstudium begonnen hat, so scheint sie für jede vernünftige Erwägung verloren zu sein. Der „Künstlerfimmel“ ist gerade bei den Gesangsleuten unheilbar. Man kann von den berufsmäßigen Gesangslehrern nicht erwarten, daß sie die Schüler abweisen, nicht einmal, daß sie diesen von vornherein erklären: „Deine Stimme ist so, daß es sich wohl lohnt, sie auszubilden, unter der Bedingung, daß du niemals an eine berufsmäßige Ausübung der Gesangskunst denkst.“ Das hieße von den Gesangslehrern einen finanziellen Selbstmord verlangen, was selbst dann zu viel wäre, wenn nicht neunzig Prozent der in Gesang Unterrichtenden gescheiterte Gesangskünstler wären. Von ihnen ist also nichts zu erwarten. Im Gegenteil. Sie suchen jedem Stimmbegabten einzureden, es wäre doch jammerschade, wenn dieses kostbare Material nicht ausgebildet würde, und das bedeutet leider im Munde dieser Gesangslehrer immer: für die Öffentlichkeit ausgebildet würde. Dadurch behält man den Schüler ja viel länger, fast möchte man sagen: zeitlebens. Es wäre zum lachen, wenn es nicht so furchtbar traurig wäre. Aber ich kenne Dutzende von Leuten, die viele Jahre lang Gesangsunterricht haben. Als Mädchen haben sie angefangen, falls sie geheiratet werden, setzt es nach einigen Ehejahren wieder ein; sie nehmen als Mütter wieder Gesangsstunden, nicht einmal die Großmutterschaft bietet Schutz dagegen. Den wahren Satz, daß die Kunst ewig sei, verstehen sie dahin, daß sie ewig Schüler bleiben. Immer mit dem Hintergedanken, es doch noch einmal zu erzwingen. Denn es liegt ja nie bei ihnen, wenn sie keinen Erfolg haben.

Es muß wohl ein besonders schönes Empfinden sein, sich als „tragisches Opfer“ der Kunstbegeisterung zu fühlen. Dabei gibt es die Künstlertragik beim reproduzierenden Künstler überhaupt nicht. Wer da etwas kann, wird unbedingt sicher anerkannt. Wer nicht anerkannt wird, kann eben einfach nicht genug. Erfolg und Können stehen beim reproduzierenden Künstler genau auf gleicher Wage. Tragische Verkennung gibt es nur beim produktiven Künstler. Der nicht zu Erfolg gelangte reproduzierende Künstler ist einfach ein Gescheiterter und im Grunde eine gesellschaftlich sehr komische Figur. Denn die hohen Ansprüche, die solche Herrschaften immer stellen, ihr unentwegtes Selbstgefühl und die Atmosphäre von Kunstsnobismus, aus der sie nie herauskommen, wirken einfach lächerlich.

Nach meinem Empfinden kann die Öffentlichkeit dem reproduzierenden Künstler gegenüber auch gar nicht streng genug sein, und wir in Deutschland sind da viel zu gutmütig. Der schöpferische Künstler gibt sein Eigenes. Das von ihm Geschaffene löst sich von ihm ab, und seine Person hat eigentlich damit nichts mehr zu tun. Es entsteht hier also ein ganz sachliches Verhältnis des Kunstempfangenden zu dem Kunstwerke. Da mag des Dreizehnlinden-Dichters Wort gelten: „Gern gereicht ist unverächtlich auch des kleinern Dichters Gabe.“ Ganz anders der reproduzierende Künstler. Der tritt mit seiner Person zwischen mich und das Kunstwerk und sagt: „So gestalte ich dieses große, gewaltige, hehre Werk. Ich vermittle es dir.“ Wo das von Mensch zu Menschen geschieht, in der einsamen Stube, im engen Kreise, wo wir gewissermaßen gemeinsam, unserer Unzulänglichkeit bewußt, den Aufstieg zum Heiligtum versuchen, da ist der Vermittler immer mein Freund. Aber wenn einer öffentlich hintritt, die Massen zu sich heranruft und sich damit als berufenen Priester aufstellt — das ist ein so ungeheures Selbstbewußtsein, eine solche Anmaßung (im innersten Sinne des Wortes), daß auch ich als Empfänger nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet bin, das strengste Maß anzulegen. Die Hälfte dessen, was in unseren Konzertsälen geschieht, gehört streng angesehen in den Bereich der Frechheit. Und es ist geradezu grotesk, wenn solche Leute über strenge Kritik klagen. Als ob irgendein Zwang, eine Nötigung vorhanden wäre, sich derartig öffentlich bloßzustellen. Wenn sich ein Handwerker derartige Pfuschereien in den elementarsten Griffen seines Berufes zuschulden kommen ließe, wie die Hälfte der Sangesleute, die sich sogar „Künstler“ zu nennen wagen, er würde mit Schimpf und Schande zum Teufel gejagt.

Sieht man die Sache so an, so geht's dem großen Teil der sogenannten Berufssänger noch viel zu gut. Halten wir uns aber an die üblichen Ansprüche, so sind ihre Aussichten auf künstlerischen Ruhm sehr schlecht und auf finanziellen Erwerb noch viel schlechter. Man lasse sich da nichts vormachen. Selbst bei Jagdbeuten wird nicht so furchtbar aufgeschnitten, wie bei Künstlereinkommen. Vor allem halte man sich stets gegenwärtig, daß die wirklich großen Einkommen so selten sind, wie die Hauptgewinne in den Geldlotterien, daß dann vor allem im Konzertwesen die auskömmlichen Mittelstellungen, die das Theater hat, fast ganz wegfallen.

Die Bühnenverhältnisse brauche ich kaum zu berühren. Für ausgesprochene Tenöre und Bässe sind, wenn die äußere Erscheinung unterstützend hinzukommt und eine gute Gesundheit mithilft, die Aussichten auf der Bühne sehr gut, weil diese Stimmen selten sind. Schwerer hat es schon der Bariton, und von vornherein schlechter alle Frauenstimmen. Auch hier sind die ausgesprochenen Charakterstimmen: hoher Sopran, tiefer Alt und Koloratursopran als weniger häufig am besten dran. Das große Heer der Mezzosoprane, der Soubretten und jugendlich Dramatischen, sieht, selbst wenn es an der Bühne ankommt, Lohnbedingungen entgegen, für die sich eine bessere Verkäuferin bedanken würde. Daß das Theater im übrigen ein Boden ist, auf dem jede anständige Weiblichkeit schwerste Widerwärtigkeiten zu erdulden hat, sollte allgemein bekannt sein. Es sei nur bemerkt, daß diese Widerwärtigkeiten nicht nur in der geschlechtlichen Sphäre liegen.

Ganz falsche Vorstellungen bestehen hinsichtlich des Oratoriengesanges. Es ist viel schwieriger, als Oratoriensängerin zu Erfolg zu gelangen, als auf der Bühne. Es haben über-

haupt nur ausgesprochene Charakterstimmen Aussicht, und einige wenige Berühmtheiten können fast den ganzen Bedarf decken, zumal der Wettbewerb berühmter Bühnensänger hinzukommt. Der Mittelrang aber ist in der Regel von Lokalgrößen besetzt.

Wenn man die Aussichten noch um einige Stufen herunterschraubt, gelangt man auf die Linie der Konzertsängerinnen. Und gerade hier herrscht der verhängnisvollste Optimismus. Natürlich kann jede so viele Konzerte geben, wie sie nur will, d. h. so viele sie bezahlen kann. Der ganze Konzertbetrieb ist heute in der Hand von Konzertdirektionen, von Agenturen. Es kann gar nicht scharf genug eingeprägt werden, daß eine Konzertsängerin — ich spreche immer von Damen, weil sie ja weitaus die größte Zahl der Opfer sind — für die Agenturen gar nichts anderes sein kann, als ein Ausbeuteobjekt. Der Konzertagent will verdienen; er verdient an jedem Konzert, das er veranstaltet; solange ihm also jemand die Konzertkosten bezahlen kann, veranstaltet er für ihn Konzerte. Dieses „Interesse" hat der Konzertagent immer für die Künstler. Das andere, mit dem die Künstler rechnen, tritt dagegen erst dann ein, wenn der Konzertagent die feste Überzeugung hat, mit dem betreffenden Künstler Geld machen zu können, d. h. wenn der Künstler einen großen Erfolg gewonnen hat. Aber wohlverstanden, nur wenn er einen großen Erfolg hatte; halbe Erfolge sind im Konzertsaal Niederlagen. Das gilt auch hinsichtlich der Kritik. Man glaubt nicht, wie bescheiden da die Ansprüche der Konzertgeber werden. Jedes halbwegs günstige Wort wird herausgeklaubt. Das ist Selbstbetrug. Mit alledem ist nichts anzufangen, noch viel weniger natürlich mit dem Beifall der mühsam in den Konzertsaal zusammengebrachten Freunde und Bekannten. Seltsam, daß die sonst so stolzen Kunstbeflissenen das Demütigende nicht fühlen, das in diesem Heranziehen aller Bekannten in ihre Veranstaltungen liegt.

Nein, ich verkenne nicht den hingebenden Fleiß und die Opferfähigkeit, die von der Mehrzahl dieser Gesangsbeflissenen aufgebracht werden. Aber beides bleibt unfruchtbar, weil die Quelle einem ursprünglich trüben Grunde entspringt. Größenwahn und Eitelkeit wirken fast immer zu innerst, die Sucht, eine Rolle zu spielen, die Gier nach dem Glanze des öffentlichen Erfolges, die Hoffnung, „sich ausleben" zu können. Das alles ist Selbstsucht. Stolze Phrasen wie: „ich fühle, daß ich den Menschen viel zu geben habe" sind dafür ein löcheriger Mantel, der höchstens für den Träger selber die armseligen Blößen verdeckt. Wer der Menschheit etwas zu geben hat, findet die Gelegenheit dazu auch im engsten Kreise. Zur wahrhaft fruchtbaren Wirkung als öffentlich auftretende Sängerin gehört eine Reihe ganz besonderer Eigenschaften, von denen wenigstens die eine oder andere sich schon bei der unbeholfensten Anfängerin zeigt. Diese Eigenschaften helfen später sogar über große Mängel in Anlage oder Ausbildung der Stimme hinweg, während umgekehrt auch die besten stimmlichen Vorbedingungen nichts helfen, wenn diese eigentümliche Entzündungskraft, dieses nicht näher bestimmbare Zwangsvermögen dem Sänger fehlen. Ob aber gerade diese Kräfte vorhanden sind, zeigt sich sehr früh; das „lernt" sich nicht und bessert sich nicht mit der Zeit, das ist angeboren.

Wer diese Eigenschaften nicht hat, wird immer auf der Laufbahn der öffentlichen Konzerttätigkeit scheitern, selbst wenn er es dank besonderer musikalischen Fähigkeiten doch zu gewissen Erfolgen bringt. Denn diese Naturen erleben dann keine Freude am öffentlichen Wirken. Aber diese Fälle sind selten; in der Regel reicht eben alles für die Wirkung im großen Kreise nicht aus, wenn die entscheidende Vorbedingung in der Natur des Bewerbers nicht erfüllt ist.

Viel häufiger aber, als zugegeben wird, liegt der eigentliche Antrieb zur Wahl des Berufes der Konzertsängerin in der Hoffnung auf einen leichten und dabei sehr ehrenvollen Gelderwerb. Daß diese Erwartung in neunundneunzig von hundert Fällen täuscht, ist bereits gesagt. Schlimmer noch als diese Enttäuschung ist eine andere, weil sie zu einer Täuschung, zum Betrug der Gesamtheit wird. Es ist der Wahn, falls die Konzertlaufbahn sich

als ungangbar erweise, in den Lehrberuf als rettenden Hafen einmünden zu können. Leider läßt sich das äußerlich heute noch nicht verhindern. Noch ist der musikalische Lehrberuf ja vogelfrei, so daß das gröbste Pfuschertum sich in ihm breit machen kann. Gerade darauf beruht ja zum guten Teil das ganze Elend. Aber wenn nun auch den gescheiterten Konzertsängerinnen die Aussicht bleibt, Gesanglehrerinnen werden zu können, so täuschen sie sich doch in der Erwartung, auf diese Weise zu dem gedachten Erwerb zu gelangen. Gewiß gibt es viele Gesanglehrerinnen, die trotz ihrer Unfähigkeit zahlreiche Schüler haben. Das sind aber meistens altgewordene Größen der Bühne und des Konzertsaales, die ihre ehemaligen öffentlichen Erfolge als Aushängeschild benützen können. Das Publikum fällt auf sie herein, weil es nicht weiß, daß auch der beste Sänger noch lange kein guter Lehrer des Gesanges zu sein braucht, daß man eben auch zum Lehrer geboren sein muß. Bei jeden Lehrkräften aber, die lediglich aus Not zu diesem Berufe gekommen sind, fehlt auch dieses trügerische Reklamemittel, und so verfallen sie unrettbar dem verdienten Elend.

Den ganzen Jammer dieser Verhältnisse erfaßt aber erst, wer bedenkt, wie fruchtbar diese nun nutzlos oder gar schädlich vertanen Kräfte bei richtiger Verwendung hätten werden können. Im Hause und im Rahmen schöner Geselligkeit hätten diese Gesangstalente Schönheit und Glück verbreitet. Wie viele Freuden wären so zu gewinnen, wie mancher Abend wäre reich und unvergeßlich geworden. Gewiß nur für einige wenige Menschen. Aber, die ihr dem Phantome nachjagt, der Menschheit etwas bieten zu können, habt ihr die Gewißheit, auch nur einen einzigen Menschen voll zu beglücken, in seinem Innersten zu ergreifen. Wie ungünstig sind die Verhältnisse des Konzertsaals für eine tiefe künstlerische Wirkung im Vergleich zur heimischen Stube, in der einige sich liebende Menschen beisammen sind, alle gleich gewillt, den Weg zur Schönheit der Kunst zu finden, alle mit weit geöffneten Herzen nur dem einen edlen Ziele hingegeben. Fraget alle, denen wirklich die Kunst eine Lebensoffenbarung geworden ist, wo sie den tiefsten Trunk aus der reinsten Quelle getan haben. Fast immer wird die einsame Stube genannt werden. Und da Trankspenderin zu sein, für den Gatten, für die Kinder, für Freunde — ist das nicht tausendmal mehr, ist es nicht unendlich fruchtbarere Arbeit auch im Dienste der Menschheit, als das, was in neun von zehn Fällen im Konzertsaal erreicht wird? Nein, es soll kein Talent vergraben, es soll mit ihm nach Kräften gearbeitet werden. Aber Gewinn verspricht nur die richtige Anlage des Kapitals; der geschäftige und der Geschäftsgeist allein tun es nicht. Vergeuden ist noch schlimmer als vergraben. Denn im letzteren Falle bewahrt man wenigstens das anvertraute Pfund unversehrt, der Vergeuder aber verliert auch noch dieses.

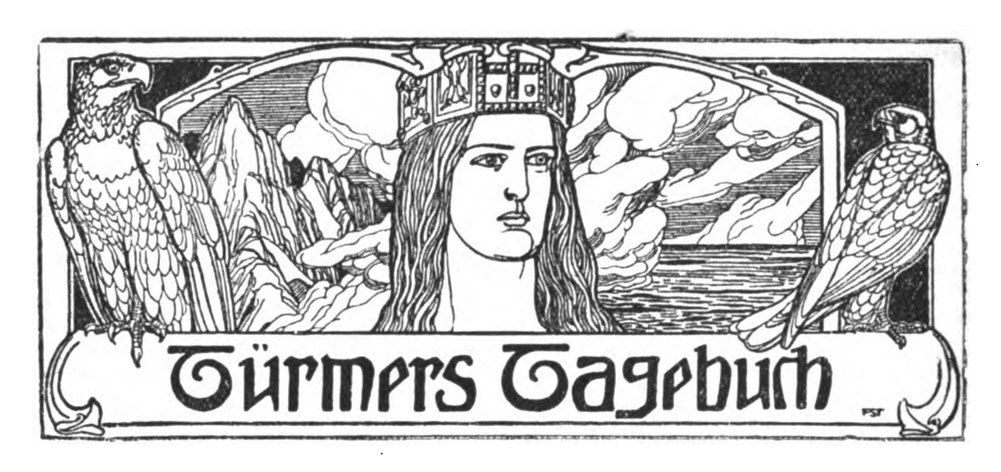
Karl Storck



Zur Notenbeilage

Was in Wort und Ton kraftstrotzende Lied vom „Landsknecht Luther“ steht an der Spitze der Notenbeilagen dieses Jahrgangs im Hinblick auf das nahe Reformationsfest, aber auch über den zeitlichen Anlaß hinaus, weil dieser deutsche Gottesstreiter einer der großen Nothelfer dieser Zeit ist. Daß wir einen Sang an Hindenburg anschließen konnten, schien uns ganz in harmonischem Geiste. Aber auch hier kommt der zeitliche Anlaß dazu. Das Lied ist eine kleine Huldigung zum 70. Geburtstage des großen Mannes. Ich benütze gern die Gelegenheit, auf eine Reihe männlich kräftiger, sangbarer Kriegslieder Hermann Kirchners empfehlend hinzuweisen, die zu Ratibor im Verlag des Komponisten erschienen sind.





Der Krieg

Riga! — Umrankt von alter deutscher Kaiserherrlichkeit aus den Tagen des großen Hohenstaufen Friedrich II., umrauscht von alter deutscher Hansaherrlichkeit —: so haben die Wellen, die an den Küsten von Baltenland branden, doch recht geraunt und gerauscht, Jahrhunderte um Jahrhunderte, — und du bist wieder deutsch! Wann jemals warst du nicht deutsch, du treue deutsche Stadt?

„Gott will es!" riefen die Kreuzfahrer. Gott wollte es, da kamen sie wieder, deine deutschen Brüder aus allen deutschen Gauen, dich zu befreien — und habt ihr euch nicht wiedererkannt, als sei es gestern gewesen, und es gingen doch so viele Jahrhunderte um, seit ihr — nicht im Herzen — voneinander scheiden mußtet. Nun walte Gott, daß ein deutscher Kaiser, wie weiland der Meister den Ritter in den heiligen Orden aufnahm, auch dir als Schützerin des deutschen Nordens das Schwert verleihe:

„Dies Schwert empfang von meiner Hand,
Zu schützen Gottes- und Marienland!"

* * *

Solches schaffen unsere Helden draußen. Sind es nicht in Wirklichkeit Taten, die, wenn wir sie nicht ganz vernüchtert, stumpfsinnig, an uns vorüberklirren lassen, wenn wir zu ihnen den uns so sehr geziemenden Abstand gewonnen haben, vom Sagenschimmer mittelalterlicher Heldensänge umglänzt sind? Und da müssen — ja leider müssen wir! —, ob uns noch so übel dabei wird, in die licht- und luftdicht von jedem freieren Horizont abgesperrten Philister- und Spießerstübchen unserer „Weltbefreier" untertauchen. Was macht der „Vorwärts" für seine bemitleidenswerten Leser — ist er selbst ein Tropf oder hält er seine Leser für Tröpfe? — aus der Befreiung von Riga? Die „Tägliche Rundschau" pfeift die Weise vor:

„Riga ist gefallen; aber der ‚Vorwärts' ist unerschüttert. Die Kriegskarte hat eine für die Russen peinliche Veränderung erfahren; aber Herr Scheidemann beteuert ihnen, daß sie von der Kriegskarte nichts zu besorgen hätten, denn die dürfe keinen Einfluß auf die Friedensbedingungen haben; Kerenski und Kornilow, die

Nationalhelden des neuen Rußland, sind geschlagen, aber noch stehen ungebeugt und wachen über Rußlands Unversehrtheit Philipp Scheidemann und sein Statthalter in der Lindenstraße. Don Quichotte und Sancho Pansa, nicht nur in der komischen, sondern auch in der tiefsten tragischen Bedeutung. Kein militärischer Erfolg, so läßt der neue Ritter von der traurigen Gestalt im ‚Vorwärts' seinen Sancho Pansa mit Tubaton kund und zu wissen machen, kein militärischer Erfolg könne ihn irremachen in seiner knechtischen Unterwürfigkeit für seine unvergleichliche Dulcinea von Toboso; keine Eroberung könne ihn vergessen machen, daß er alles ihr als Tribut schuldig sei; kein errungener Sieg könne ihn reizen, mehr zu wollen, als ihr die Schuhe zu küssen. ‚Kein militärischer Erfolg', schreibt das Blatt Philipp Scheidemanns zur Einnahme von Riga, ‚kann den Willen des deutschen Volkes erschüttern, so bald wie möglich zu einem Frieden zu gelangen, der kein Volk politisch unterdrückt und vergewaltigt, keinen Zwang zu Gebietsabtretungen und Kontributionen in sich schließt.' Während alles deutsche Blut von der Düna bis zur Maas höher schlägt und rascher umläuft, das die Stadt und Stätte uralter deutscher Kultur durch deutsche Waffen dem Moskowiterwesen abgewonnen ist, schlägt Herrn Scheidemann und seinem publizistischen Schildhalter die Angst bis in den Hals, daß dadurch der Gedanke an die Befreiung des deutschen Baltenlandes — deutsch durch Arbeit des Pfluges und des Schwertes, des Predigers, Kaufmanns, Lehrers, Ingenieurs und Bauherrn — eine Belebung erfahren könnte. Der ‚Vorwärts' fühlt, daß dieser Gedanke sich in dieser Stunde jedem natürlichen Empfinden aufdrängen muß; er fühlt es bis in die Herzen seiner vielgelobten Günstlinge Wilson und Kerenski hinein; und trostreich senkt er seine Worte in ihr erschrockenes Herz: Kein deutscher Sieg kann uns erschüttern in unserer Fürsorge für eure Wünsche. Über den alten Dächern Rigas flattern die fressenden Flammen wie Flaggen des russischen Hasses; aber über die Berliner Lindenstraße weht das Banner der deutsch-internationalen Völkerliebe, die auch in dieser Stunde nicht vergißt, daß Wilson und Kerenski unsere Brüder von Adam her sind. Die Entente befällt Schrecken von Moskau über Paris und London bis Washington; aber der ‚Vorwärts' legt den Erschrockenen die Hand tröstend aufs Herz und spricht ihnen Mut zu: ‚Kein militärischer Erfolg kann den Willen des deutschen Volkes erschüttern, Krieg zu führen, bis ihr alles wiederbekommt, was ihr in verbrecherischem Leichtsinn verspielt habt.'"

Was unterscheidet eigentlich Blätter wie den „Vorwärts" von andern Blättern der „Entente", außer der irreführend in Dienst gestellten deutschen Sprache und einer gewissen Rücksicht auf die in ihrer Mehrzahl trotz aller Ententebearbeitung immer noch deutschfühlenden Leser? „Der ‚Vorwärts'", kennzeichnet ihn die „Deutsche Tageszeitung", „hat für den deutschen Erfolg kein erfreutes, kein rühmendes Wort, wohl aber beginnt er seine Ausführungen damit: die Einnahme Rigas sei für die Entente ‚alles eher als ein freudiges Ereignis. Aber jedes Mitgefühl (!) für sie wird zurückgeschreckt (!) durch die Erwägung, daß sie sich diesen neuen Schmerz hätte ersparen können, wenn sie den Friedenswünschen des deutschen Volkes entgegengekommen wäre'. Das Mitgefühl des ‚Vorwärts' wird also nur ‚zurückgeschreckt', ist mithin vorhanden. Es genügt wohl, diese rühmliche Auffassung

festzunageln. Wie wenig wohl dem ‚Vorwärts‘ bei der ruhm- und erfolgreichen deutschen Offensive zumute ist, zeigt der andere Satz: ‚Liest man die Selbstanklagen, die das russische Heer in seinen Berichten erhebt, so kann man nicht an der Absicht der militärischen Kreise zweifeln, gerade durch eine krasse Schilderung der Mißerfolge, den Verteidigungswillen des Volkes neu aufzustacheln. Sicher wird auch die Einnahme von Riga diesen Zwecken dienen müssen.‘ — Das sind ja entsetzliche Aussichten. Wir hören hinter dieser erschreckenden Schilderung vom ‚Verteidigungswillen des Volkes‘ Herrn Scheidemanns Forderung im Ausschuß: es müsse dafür gesorgt werden, daß die Kriegführung die Bahn zum Frieden nicht versperre.“

Das Ei des Kolumbus! In Vertretung gelegt von Philipp Scheidemann: Einer muß im Kriege daran glauben, denn sobald eine von zwei kriegführenden Parteien erledigt ist, kann sie auch die Bahn zum Frieden nicht mehr versperren. Also einfach stillhalten und warten, bis der andere einen totschießt? Scheidemann, geh du voran, du hast die längsten Stiebeln an! ...

Eine andere Programmnummer aus demselben Kriegskabarett. Am 26. August erklärte ein ganz gewiegter sozialdemokratischer Volksredner auf einer in Bonn veranstalteten großen Volksversammlung nach der „Bonner Zeitung“ (Nr. 235) unter anderem:

„Das Schicksal Deutschlands hängt im kommenden Winter vom Brot, von den Kartoffeln und von den Kohlen ab. Gelingt es, vor allem die großen Städte damit genügend zu versorgen, so ist Deutschland vermutlich gerettet. Gelingt es der Regierung aber nicht, dann mag sich die deutsche Regierung selbst für den Zusammenbruch verantwortlich machen. Auf einen Ruf würden dann vielleicht viele Tausende Munitionsarbeiter die Arbeit niederlegen (!!!). Beförderungsschwierigkeiten darf es nicht geben, im Notfalle sollte man den gesamten Personenverkehr einstellen ... Das Dreiklassenwahlrecht zum Landtag und in den Städten sowie die Bureaukratie müssen beseitigt werden, sie dürfen diesen Winter nicht mehr überleben. Bringt man im Laufe des Winters nicht das gleiche Wahlrecht zustande, so ist das die Kriegserklärung der Regierung an das deutsche Volk (!!!), und diese Kriegserklärung wird das Ende des Reiches bedeuten. Die Regierungen sind unfähig, den Krieg zu beenden, weil sie den Sieg wollen. Ein Sieg im alten Sinne des Wortes ist aber in diesem Kriege überhaupt nicht möglich, auch nicht wünschenswert (!!!). ... Die Sozialdemokratie hat die Macht, das Reich zusammenbrechen zu lassen (?), sie hält aber durch im Interesse des deutschen Volkes, denn wenn Deutschland niedergeschlagen würde, so würden ihm zu den eigenen auch die fremden Kriegskosten aufgeladen werden, die deutschen Arbeiter würden dann neben der Knechtschaft der deutschen auch die der englischen und französischen Kapitalisten zu tragen haben. Die deutsche Arbeiterschaft muß vielmehr erwarten, daß der Weltmarkt wiedererobert wird, denn sonst müssen die deutschen Arbeiter auswandern oder zu Hungerlöhnen arbeiten. (Sehr richtig! Dazu brauchen wir aber einen Sieg!) ... Die Lichtblicke der letzten Monate sind die russische Revolution, die den Zarismus, eine der gewaltigsten der kriegstreiberischen Mächte, beseitigt hat, die Stockholmer Konferenz und die Friedensnote des Papstes ...

Dem Papst ist die Mehrzahl der Sozialdemokraten für seine Note dankbar, jeder Sozialdemokrat kann die päpstlichen Vorschläge bis auf das letzte Wort unterschreiben (?). Die rote und die schwarze Internationale mögen gemeinsam den Frieden herbeiführen ..."

Es soll nicht bestritten werden, daß der sozialdemokratische Redner in der Lebensmittelversorgung auf manchen wunden, nur allzu wunden Punkt den Finger legt. Das ist aber kein Monopol der Sozialdemokratie, das geschieht und geschah seit den ersten amtlichen Unterlassungen und Mißgriffen auch von anderen Seiten und mit größerer sachlicher Einsicht und wohl auch mit weniger getrübtem Willen zum Positiven, zum Besseren. Denn wozu muß letzten Endes auch diese Not des deutschen Volkes dem sozialdemokratischen Redner herhalten? Nicht nur zu unverantwortlicher Verhetzung, nein, ganz offenem Hoch- und Landesverrat! „Und da", stellt die „Bonner Zeitung" fest, „reden unsere Feinde von dem ‚unfreien' Deutschland! Wo derartige Reden gehalten werden dürfen, ohne daß dagegen eingeschritten wird. Wäre der betreffende Herr mit seiner derartigen Rede, natürlich mutatis mutandis, in England aufgetreten, so säße er dort heute hinter Schloß und Riegel, und wer weiß, was ihm noch alles bevorstünde. In Frankreich wäre er schon vor seiner Rede verhaftet worden und in Amerika vermutlich erschossen. Weil das alles ‚freie' und ‚demokratische' Staaten sind. Wir sind als wahre Demokraten selbst solchen Leuten gegenüber dafür, daß ihnen das Maul nicht verboten wird [Auch wenn es die grundlegenden Bestimmungen der geltenden Strafgesetzgebung verhöhnt? D. T.], aber wir schämen uns, daß es in Deutschland Leute gibt, die in der entscheidenden Stunde des Krieges es über sich bringen, das Volk zu verhetzen und unseren Brüdern an der Front in den Rücken zu fallen. In den Rücken zu fallen durch die perfide Art, einzelne berechtigte Klagen in gehässiger Weise auszubeuten. Warum schaffen denn die Sozialdemokraten da nicht Wandel? Sie können es und tun es nicht. Sie, die vereinte und eng verbündete ‚schwarze und rote Internationale', wie der Redner (Namen von Herostraten nennt man nicht!) sich so schön ausdrückte, haben die Macht in Händen, sie hatten es unter Bethmann seligen Angedenkens noch viel mehr: warum denn also kein Nachlassen der von dem Redner so beklagten Ernährungsnot, des von ihm mit Worten so scharf angegriffenen Kriegswuchers? Wenn der Redner sagt, ‚man solle für unsere Ernährungsnöte nicht die Engländer so stark verantwortlich machen', so stimmen wir ihm zu und sagen: Sie, Herr Redner, Sie, die ‚rote Internationale' mit Ihrem jetzigen Freunde, der ‚schwarzen Internationale', haben die Macht, die Mehrheit im Reichstage! Trotzdem hat sich nichts an dem von Ihnen angegriffenen Kriegswucher geändert, trotzdem dauern unsere Ernährungsnöte an! Also, Herr Redner, herab von Ihrer Anklagekanzel und herunter auf die Anklagebank neben Ihren Engländer! Sie konnten im Reichstage laut und offen reden, Sie konnten daneben im stillen bei den maßgebenden Stellen Ihr eindringliches und durchschlagendes Wort erheben! Wo sind die Ergebnisse, Herr Redner? Erst wenn Sie diese vorzeigen können, können Sie wieder die Anklägerrolle spielen. Erst dann ist Ihr Platz nicht mehr neben den Engländern und den von Ihnen nur in Hetzreden, aber nicht mit der Tat angegriffenen Wucherern!

Noch mehr aber schämen wir uns, daß unter uns Deutschen solche Herostraten frei reden dürfen, nicht von Regierungs wegen — wir sind, wie gesagt, für volle Redefreiheit —, sondern von Volks wegen. Das ist tieftraurig, denn das deutet auf einen moralischen Tiefstand, auf einen Mangel an nationalem Selbstbewußtsein, der recht bedenklich ist.

Was der Redner im weiteren sagte, war der nackte Hochverrat. Wenigstens jetzt im Kriege, in der größten und schwersten Krisenzeit des Krieges. Oder ist das die Drohung nicht, daß ‚auf einen Ruf dann vielleicht viele Tausende von Munitionsarbeitern die Arbeit niederlegen würden', wobei wir allerdings hoffen, daß diese Tausende von Munitionsarbeitern mehr Verständnis für des Reiches und ihre eigene Not haben und nicht ihren Brüdern im Felde in den Rücken fallen werden; denn jeder streikende Munitionsarbeiter bedeutet zehn, ja Hunderte von gefallenen deutschen Soldaten, da sie, wenn sie keine Munition haben, mit ihrem Leib und Leben für diese einspringen müssen, soll nicht Verwüstung und Mord und jedes Verbrechen sich über Deutschland ergießen.

Ist es nicht nur schmählichste, weil unwahrhaftige und hetzerische Flaumacherei, sondern auch Hochverrat, wenn der Redner sagte: ‚Ein Sieg im alten Sinne des Wortes ist aber in diesem Kriege nicht möglich'? Wenn das wahr wäre, dürfte das bei der jetzigen Weltlage ein deutscher Mann nicht aussprechen, um wieviel schwerer ist die Schuld des Redners, wo es nicht wahr ist! Oder will er Hindenburg, Ludendorff, Mackensen, Capelle, alle unsere Helden Lügen strafen ...?

Ein doppelter Hochverrat aber ist es, wenn der Redner sagte: (ein solcher voller Sieg im alten Sinne) ist ‚auch nicht wünschenswert'. Also dem Redner ist es lieber, wenn Deutschland unterliegt, wenn es aller Früchte verlustig geht, die Tausende seiner Brüder mit ihrem Blute, ihrem Leben bezahlt haben! Pfui einer solchen Schande! In die gleiche Kerbe haut er, wenn er sagt: ‚Die Sozialdemokratie hat die Macht, das Deutsche Reich zusammenbrechen zu lassen. Wirklich, man kann sich über einen solchen Menschen nicht mehr entrüsten, man kann ihn nur verachten.

Und deshalb kein Wort mehr, als ein kräftiges Pfui!"

Wie ich bereits in der Einschaltung angedeutet habe, halte ich bei aller Wahrung der freien Rede, bei schärfster Zurückweisung jeder gewaltsamen Beschränkung ehrlicher Aussprache, eine „volle" Redefreiheit nicht für vereinbar mit der bürgerlichen und staatlichen Ordnung und Selbsterhaltung. Denn eine solche schrankenlose Redefreiheit läßt sich ohne Vergewaltigung des Rechtes und der Freiheit anderer nicht denken. Dann wäre ja jeder anständige Bürger der öffentlichen Beleidigung und bewußten Verleumdung jedes Lumpen, der Staat aber jedem öffentlichen Verrat preisgegeben. Das hat der Verfasser der trefflichen Abfertigung des Bonner Hetzpredigers sicher auch nicht im Sinne gehabt. Weiter möchte ich die „rote" und „schwarze" Internationale denn doch nicht in einen Topf werfen, ja ich kann weder die deutschen Sozialdemokraten noch die deutschen Katholiken als solche überhaupt als „Internationale" gelten lassen. Ebenso tut man vielen deutschen Juden bitteres Unrecht, wenn man sie als „Internationale" — mit dem bekannten Beigeschmack — bezeichnet. Verallgemeinerungen sind

immer vom Übel, in Jahren, wie wir sie durchleben müssen, und wie sie uns nach Friedensschluß noch bevorstehen, sind sie überdies mehr als unklug.

Die innere Front müssen wir halten, davon hängt alles ab. Dafür muß ein jeder von uns Opfer, auch seiner vermeintlich besseren Einsicht tragen. Ohne Kompromisse geht es nur im Märchen ab, und besser ist es wohl auf alle Fälle, seinem Nächsten, mag er sich auch noch so absurd gebärden, Zugeständnisse zu machen, als dem Feinde. Auch der wüsteste „internationale" deutsche Hetzapostel hat immer noch ein Lebensinteresse an der Erhaltung und Entwicklungsmöglichkeit unseres Volkes, und sollte er es ehrlich nicht haben, so muß er es doch vertreten, denn sonst würde er von seinen bis dahin gutgläubigen Genossen die Jacke so vollgehauen bekommen, daß sie ihm bald zu eng würde. Der Feind aber hat nur einen Trieb: den zu unserer Vernichtung. Da kann uns die Wahl nicht schwer fallen.

Also: nachdem einmal Se. Majestät der König von Preußen, aus welchen Gründen auch immer, die Änderung des preußischen Landtagswahlrechts auf den bekannten Grundlagen hat verkünden lassen, soll sie auch nach dieser königlichen Willenskundgebung ohne Rückhalt und ohne Hintergedanken genau so durchgeführt werden, wie sie verkündet worden ist. Nicht in willkürlich geforderter Überhastung, nicht in unbegründeter Verlangsamung, sondern, wie es sachlich und Rechtens vorgeschrieben ist, keinem zuliebe, keinem zuleide.

Damit ist das Versprechen des Königs von Preußen erschöpft. Die Initiative Sr. Majestät des Deutschen Kaisers steht auf einem anderen Blatte. Sie bedeutet und kann nur bedeuten den persönlichen Willen, das Volk, mehr als es bisher geschah, an der Beratung über die Fragen der Reichspolitik teilnehmen zu lassen. Alles, was darüber hinausginge, müßte vom Bundesrat genehmigt werden. Aber an einem Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln, also ist es an dem, daß auch die kaiserliche Initiative ihre Weihe durch Tatsachen erhalten muß. Ist das aber nicht bereits geschehen? In einem Maße, das in seiner großzügigen Anwendung schon Mißverständnissen und Mißbräuchen ausgesetzt ist? Dennoch: bleibe es dabei! Es ist dem Kaiser, den Bundesstaaten, dem Volke gut, wenn immer weitere Kreise des Volkes zur Verantwortlichkeit erzogen werden. Sowenig künftig ein Monarch die Verantwortung auf sein Volk wird abwälzen dürfen, sowenig ein Volk die Verantwortung auf seinen Monarchen.

Nur auf dem Grunde der Gegenseitigkeit, des altgermanischen Treueides, den der Mann seinem Herzoge, der Herzog seinen Mannen leistet und hält, läßt sich das neue Deutsche Reich errichten.

Darum — wie Hindenburg prophetisch uns gemahnt hat: „Vergeßt den Geist von 1914 nicht!" Nein, laßt ihn wieder auferstehen, es liegt nur an euch! Ihr habt so lange durchgehalten, ihr werdet's auch noch ein Weilchen länger durchhalten. Jetzt reifen euch ja erst die Früchte. Denn seht doch um euch: wie bröckelt es da allerorten! Ihr seht ja nicht, wie es auch innen bei unseren Feinden bröckelt. Die russische Riesenmauer — erst war sie eine Dampfwalze — ist brüchig durch und durch! Italien muß Hungers sterben, wenn es auch nur ein Halbjahr noch mitmachen will und kein Wunder geschieht. Frankreich —? Nur euer jämmerliches Gewinsel, die aufgefundenen Briefe und sonstigen Stänkereien

eurer weiblichen und männlichen Klageweiber haben dem schon verzweifelnden, meuternden Poilu wieder Mut gemacht. Heute erfrischt und erquickt ihren und der anderen Sieges- und Vernichtungswillen nur noch die Zuversicht auf eure Selbstvernichtung, auf eure amtlich beglaubigte Dummheit, deren Valuta einen schwindelhaften Kurs erreicht haben. —

Könnte doch noch einmal ein Handschlag gewechselt werden, wie an jenem ewig denkwürdigen Augusttage! Auch viele unserer Unentwegten sind ja mehr politisch beschränkt als „schlecht". „Schlecht" sind sie meist überhaupt nicht. Nur haben sie es mit dem ewigen Mißtrauen: was wir jetzt nicht heimbringen, schaffen wir nimmer. Sie denken an nicht eingelöste Versprechungen früherer Zeiten, verkennen aber dabei, daß, was damals noch in der Macht Widerstrebender lag, heute ganz anderen Gewalten unterworfen ist; daß sie, die Mißtrauenden, also nichts zu befürchten haben. Mit den meisten — auch der Führer — dieser nur Mißtrauenden wäre immer noch ein Burgfriede bis zum Kriegsende möglich. Ist es ein siegreiches, bringt es uns eine Befestigung und Erweiterung unserer Macht, dann wird es wohl kaum ein Bäckerdutzend deutscher Narren geben, die nicht gern von dieser Macht Besitz ergreifen und sich ihrer Wohltaten ohne Gewissensbisse erfreuen werden. Den Betrübten, denen durch einen solchen starken Frieden die internationalen Felle weggeschwommen sind, wird dann kein Deutscher, in dem noch deutsches Empfinden lebt, eine Mitleidsträne nachweinen. Sie werden dann nur ein Gelächter, ein schlechter Scherz von gestern sein.

Und lasse man endlich die Hoffnung fahren, mit den Art- und Geistesfreunden, mit den Leuten, die außerhalb unserer Volksgemeinschaft ihr Heil suchen, die kaltschnäuzig nicht davor zurückschrecken, ihren Eitelkeits- und Herrschergelüsten das Wohl des eigenen Volkes zu opfern, durch irgendwelche, nicht geradezu selbstmörderischen Zugeständnisse zu jenem Burgfrieden zu gelangen. Nur durch Isolierung kann man sie dazu zwingen, und dafür gibt es — verschiedene Mittel und Wege.

* * *

Auch die Blechtrompete jener angeblichen Friedensentschließung einer angeblichen Reichstagsmehrheit sollte nun zu dem übrigen Blech gelegt werden. Dieses Instrument ist nun doch wohl ausgespielt genug — nach dem bekannten Widerhall, den seine süßen Lockrufe in der gesamten feindlichen und neutralen Welt gefunden haben. Und gar nach den letzten großen Waffentaten unseres herrlichen Hindenburgheeres —: was soll uns da diese Kindertrompete noch? Hat man denn gar kein Gefühl für die schreiende Komik — für uns leider mehr Tragik als Komik! — dieses Bildes: draußen stürzt in Blitz und Donner das stärkste nordöstliche Bollwerk des russischen Riesenreiches, wird die uralte deutsche Hansestadt, die größte deutsche Stadt des Nordens, wird Riga, das Kleinod des ganzen weiten Ostseegestades, aus der Krone Rußlands gebrochen — drinnen vergnügt sich das Volk, dessen Heerscharen solches verrichten, mit dem Tuten von Harmlosigkeiten auf einem Kinderspielzeug, das schon mehr zum Kinderspott geworden ist?

„Ein Kind, das gerne bettelt," unterrichtet in der „Deutschen Zeitung" (Nr. 453) der gute Lehrer Prof. Dr. Hans Frhr. von Liebig die politische Kinderstube, „gewöhnt es sich ab, wenn ihm vier- bis fünfmal auf das Händchen geklopft

wird. Ein kluger Hund, der an derselben Unart leidet, wird acht- bis neunmal gezüchtigt werden müssen, bis er sie läßt. Auf niedrigerer Verstandesstufe stehen die Fische. Immerhin gelang es einem Naturforscher, einem Hecht das Haschen nach Forellen abzugewöhnen, indem er zwischen Hecht und Forellen eine Glasplatte schob. Nachdem sich der Hecht einige zwanzigmal das Maul krumm gestoßen hatte, ließ er die Forellen in Ruhe, auch nachdem die Glasplatte entfernt war. In dem wettlustigen Amerika sollen hohe Wetten abgeschlossen sein, wie oft die Deutschen Zurückweisungen erfahren müssen, bis sie zu der Erkenntnis gelangen, die Methode des billigen Jakob, der mit Friedensangeboten schnorrt, sei nicht der Weg zum Frieden, sondern verlängere den Krieg.

Sämtliche Amerikaner und übrigen Bewohner der Welt mit Ausnahme einiger deutscher Staatsangehöriger fassen selbstverständlich auch die Friedensresolution der deutschen Reichstagsmehrheit vom 19. Juli 1917 als ein erneutes Friedensangebot auf, und ihre Achtung vor Deutschland ist schon weit genug gesunken, um sogar hinter der Papstnote ein deutsches Angebot zu vermuten. Sie nehmen also an, die Verzweiflung der Deutschen habe sich bereits bis zu Selbstmordgedanken gesteigert.

Der wirkliche Weg zum Frieden geht stets über das Bewußtsein des einen Kriegführenden, bei weiterer Fortsetzung des Kampfes den schon verlorenen Krieg zur unheilvollen Katastrophe zu gestalten. Das unfehlbarste Mittel, einen in dieser Lage befindlichen Gegner zu weiterem Ausharren zu ermutigen, besteht in dem Angebot billiger Friedensbedingungen. Daraus muß er den Glauben schöpfen, der Anbietende sei in noch viel schlimmerer Lage als er selbst. Zu der Überzeugung des Verlustes des Krieges und der unvermeidbaren Katastrophe bringt man den Gegner entweder auf rein militärischem Wege oder auf diplomatisch-politischem; in einem leidlich gut regierten Staate durch das Zusammenwirken von Heer und Staatskunst. Die enge Verknüpfung des Wirkens eines Feldherrn mit der Kunst des leitenden Staatsmannes, der ihm zur Seite steht, wird gewöhnlich zu gering bewertet. Zunächst leidet auch die Leistungsfähigkeit des genialsten Feldherrn, wenn ihm jede Anregung durch den Staatsmann fehlt und er von dieser Seite nur Lähmung und Hemmnisse zu erwarten hat; seine volle Kraft wird er immer nur an der Seite eines begabten und tatkräftigen Staatsmannes entfalten. Auch die Hemmnisse, welche der Staatsmann der Kriegführung zu bereiten vermag, werden bei uns gewöhnlich unterschätzt. Zur Erläuterung seien einmal zwei willkürlich gewählte Beispiele herausgegriffen. Es sei angenommen, ein Staatsmann erkläre im Hauptquartier eines Kriegführenden, eine militärische Handlung werde den Berichten seines Gesandten zufolge die Kriegserklärung eines bis dahin noch neutralen Staates nach sich ziehen. Dann wird, wenn der Feldherr gerade keine Truppen für diese Grenze übrig hat, diese Nachricht den Verzicht auf die kriegerische Handlung oder ihren Aufschub nach sich ziehen. Oder umgekehrt, der Staatsmann erkläre, der Friede mit einem der Feinde sei auf dem besten Wege; jede kriegerische Handlung werde den Feind zu neuem Widerstande aufstacheln und das beinahe vollendete Werk des Staatsmannes gefährden. Solche Dinge muß der Feldherr berücksichtigen. Ob er die Ansicht der Regierung teilt oder annimmt, nachdem sich die Regierung in neun Fällen von

zehn falsch unterrichtet gezeigt hat, wird sie sich auch in diesem Falle irren, ist, was der Außenstehende leicht vergißt, gleichgültig. Solange der betreffende gewohnheitsmäßig nach der falschen Seite tappende Staatsmann die politische Leitung innehat, muß sich ihm der Feldherr in politischen Dingen unterordnen, weil er nicht gleichzeitig die Verantwortung für das Heer und für die Politik des Landes übernehmen kann. Es wäre sonst dem Staatsmann ein leichtes, alle üblen Folgen, die sich aus seinen eigenen Mißgriffen ergeben, als Folgen des militärischen Eingriffes hinzustellen und so schließlich den Feldherrn als den allein Schuldigen an allen kommenden Zusammenbrüchen erscheinen zu lassen. Versuche dieser Art waren in der Weltgeschichte schon da. Die einzige Möglichkeit, die in solchen Fällen dem Feldherrn zur Verfügung steht, ist dessen rechtzeitiges Verlangen nach einem Wechsel in der Staatsleitung.

Für den Weg zum Frieden muß einer Staatsleitung derselbe Gesichtspunkt maß- und richtunggebend sein wie dem Militär: man greift den Feind an seiner schwächsten Stelle an. Um ein konkretes Beispiel an der Hand einer vergangenen Lage zu geben, die leicht wieder Gegenwart werden kann, sei auf das Frühjahr 1917 hingewiesen. Damals bot die politisch-diplomatisch schwächste Stelle auf der Ententeseite Rußland, und an Rußland war wieder die schwächste Stelle das Fremdvölkertum. Alle Fremdvölker Rußlands streben nach Selbständigkeit, und alle brauchen, um sie erringen und bewahren zu können, die Anlehnung an eine Großmacht. Ihr natürlicher Feind ist der Groß- oder Altrusse, und dieser Feind ist gleichzeitig unser wahrer Feind im Osten. Wenn man der Ansicht ist, die Demokratisierung und Republikanisierung eines Staates bedeute die Stärkung und Kräftigung eines Volkes, und man begrüßt, wie der ‚Vorwärts', die Petersburger Revolution mit ‚leidenschaftlicher Anteilnahme', so ist das ungefähr ebenso, wie wenn deutsche Schwärmer für militärische Erziehung des Volkes die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England ‚mit leidenschaftlicher Anteilnahme' willkommen geheißen hätten. Denn die Petersburger revolutionäre Bewegung war von vornherein rein großrussisch ‚orientiert' und mindestens ebenso deutschfeindlich, wie es die zaristische war. Wenn die Sozialdemokratie nicht unter einer Leitung stünde, von der man ihrer Blutbeschaffenheit wegen ein natürliches Empfinden für deutsche Angelegenheiten billigerweise nicht verlangen kann, so hätte sie den ganzen Schatz ihrer demokratischen Leidenschaft ausnahmsweise auch einmal zu deutschem Nutzen ausgießen können, indem sie mit glühender Begeisterung die Sonne der Freiheit besang, die nun über Finnen, Balten, Ukrainer, Kirgisen und die Völker des Kaukasus und Zentralasiens aufging, und diese Freiheit als selbstverständliche Vorausbedingung nahm, um auch den revolutionären Befreiern Großrußlands mit gutem Gewissen um den Hals fallen zu können.

Die Fremdvölker waren auch der Punkt, an dem die deutsche Diplomatie schon lange offen hätte einhaken müssen. Sie hätte sofort das deutsche Heer und das deutsche Volk als die Kräfte hinstellen müssen, welche allen Völkern Rußlands die Freiheit brachten und bringen würden, Esten und Letten und teilweise den Polen Freiheit unter dem Schutze Deutschlands, allen anderen Völkern unbeschränkte Freiheit. Dabei hätte sie keineswegs den Großrussen vor den

Kopf zu stoßen brauchen; sie mußte sie nur in eine Linie stellen mit den anderen Völkern. Niemals aber durfte sie den Petersburgern die Rolle der alleinigen Machthaber zuschieben und die Fremdvölker als zu vernachlässigende Anhängsel behandeln. Die Großrussen wären dadurch vielleicht nicht gewonnen worden; wohl aber die Fremdvölker, während durch die von der deutschen Regierung befolgte Politik die Fremdvölker sich im Stich gelassen fühlten und die Großrussen in den Wahn gewiegt wurden, sie seien trotz allem noch eine Macht, um deren Gunst Deutschland betteln müsse. Die Folge einer Fortsetzung dieser Politik würde sein, daß Finnen und Ukrainer Anschluß an England suchen. Hätte sich Deutschland offen zum Freund der russischen Fremdvölker erklärt, den baltischen Völkern die Vorteile klar gemacht, die ihrer unter deutscher Oberherrschaft harrten, und den anderen, soweit Polen nicht besondere Maßregeln erforderte, völlige Selbständigkeit und ein Bündnis angeboten — auch die Erfüllung ihrer Landforderungen hätte man z. B. den Ukrainern durch Überlassung des großrussischen und polnischen Latifundienbesitzes und der deutschen Kolonistenhöfe in ihren Gebieten versprechen können —, so wäre der Zerfall des russischen Heeres und des russischen Staates in einer Weise beschleunigt worden, welche auch die Petersburger Regierung zum raschen Frieden gezwungen hätte. Waren aber Finnland und die Ukraine für uns gewonnen, so wäre übrigens Großrußland wahrscheinlich auch zum Bündnis mit uns bereit gewesen; alle wirtschaftlichen und machtpolitischen Gründe hätten es dann auf den Anschluß an die Mittelmächte hingewiesen.

Nach dem Frieden im Osten hätte Deutschland die Hände frei, den Frieden im Westen und Süden zusammen mit seinen Verbündeten zu erzwingen. Diplomatisch hätte hier vorgearbeitet werden müssen, indem man den Franzosen bei jeder Gelegenheit nicht unsere Versöhnlichkeit, sondern die Unersetzlichkeit des Blutes, das sie mit jedem Tage weiterer Kriegführung dahingeben, vor Augen gehalten hätte. Die schwache Seite des Südens liegt in der Unfähigkeit der Entente, ihm wirtschaftlich einen Ausgleich für einen wirtschaftlichen Boykott durch die Mittelmächte zu bieten, der ihm fortwährend angedroht werden müßte. Die Ausnützung der irischen und indischen Wunde Englands ist durch die Amerikapolitik von Bethmann Hollweg unmöglich gemacht worden; an seinen übrigen schwachen Punkten arbeiten die U-Boote.

Wie für unsere Kriegsziele darf es eben auch für die diplomatische Arbeit niemals heißen: West oder Ost, sondern immer nur: West und Ost. Es ist eitel Selbsttäuschung, zu glauben, durch Verzicht auf der einen Seite diese Seite für sich gewinnen zu können und dadurch dem Ziele auf der anderen Seite, sei das nun der Friede oder Landgewinn, näher zu kommen; wer so denkt, arbeitet nur dem Verzicht auf jeden Kriegsgewinn an beiden Seiten in die Hände und verlängert den Krieg. Nur Kraft und Wucht des Handelns — man kann es nicht oft genug wiederholen — bringen Macht, Besitz und Freundschaft; niemals Verzichtbereitschaft und Lakaientum. Den Weg zum Frieden führt uns nur die starke Hand, niemals die opfernde und dienende."





Deutschlands Rettung, Ehre und Zukunft!

Diese Losung schmettert der Aufruf der Deutschen Vaterlands-Partei in alle deutschen Gaue hinaus, soweit die deutsche Zunge klingt! Treue und tapfere Volksgenossen im so fürchterlich heimgesuchten Ostpreußen haben aus dem Vorsaal der Ostpreußischen Landschaft, am Tage von Sedan, 1917, den Rolandsruf ertönen lassen. Entsprungen ist er den unanfechtbaren Tatsachen: daß weite Kreise des deutschen Volkes mit der gegenwärtigen Reichstagsmehrheit in den wichtigsten Lebensfragen des Vaterlandes nicht übereinstimmen; daß wir alle mit heißem Herzen den Frieden ersehnen, der Friede aber durch nervenschwache Friedenskundgebungen nicht herbeigeführt, sondern nur immer weiter verschleppt wird; daß unsere Regierung sich nach den Geschehnissen der Vergangenheit in einer Zwangslage befindet, deren sie nicht Herr werden kann ohne einen starken Rückhalt im Volke, daß eine kraftvolle Reichspolitik auch ein kraftvolles Werkzeug braucht, ein solches Werkzeug aber nur eine große, auf weiteste vaterländische Kreise gestützte Volkspartei sein kann.

Soll die Deutsche Vaterlands-Partei nun etwa irgendeine „neue Partei" sein?

Nichts weniger als das! Nein! Nicht Sonderbestrebungen zur Erringung parteipolitischer Macht dürfen jetzt das Deutsche Reich zersplittern, — der unbeugsame, nur auf des Vaterlandes Sieg bedachte Wille muß es einen. Die Deutsche Vaterlands-Partei will mit vaterländisch gerichteten Parteien nicht in Wettbewerb treten, sie will — im Gegenteil! — alle vaterländischen Kräfte ohne Unterschied politischer Parteistellung zusammenfassen. Sie sieht deshalb von der Aufstellung eigener Kandidaten für die Volksvertretung ab, und mit dem Tage des Friedensschlusses löst sie sich auf.

Wörtlich sagt der Aufruf:

„Wir wollen keine innere Zwietracht! Über innerem Hader vergessen wir Deutsche zu leicht den Krieg. Der Feind vergißt ihn keinen Augenblick! Die in der Deutschen Vaterlands-Partei zusammengeschlossenen Deutschen verpflichten sich, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß bis zum Friedensschluß der innere Zwist ruht. Mag der einzelne zu den innerpolitischen Streitfragen stehen, wie er will, die Entscheidung hierüber ist der Zeit nach dem Kriege vorzubehalten. Dann sind unsere Tapfern aus dem Felde

heimgekehrt und können am inneren Ausbau des Reiches mitwirken. Jetzt gilt es nur zu siegen!"

Es führt kein anderer Weg zum Frieden! Es sei denn, wir verstünden unter „Frieden" die blinde, die selbstverblendete Unterwerfung unter den Vernichtungswillen unserer Feinde. Unsere Friedensangebote ließen sich, moralisch und religiös, das eine und das andere Mal noch verantworten; ihre weitere Wiederholung wäre auch moralisch und religiös nicht mehr zu rechtfertigen. Denn wir wissen doch, daß diese gehäuften Angebote von den feindlichen Regierungen geradezu als Rettungsmittel begrüßt und benützt werden, sich selbst in der Macht zu erhalten und ihre schon versagenden Völker immer von neuem zu wütenden Angriffen gegen uns aufzupeitschen. Und wer es noch nicht wahr haben will, der — will es eben nicht wahr haben, der wird auch gegen alle noch so einmütigen Zeugnisse aus feindlichen und neutralen Ländern taub bleiben. Aber das läßt noch keines der Opfer dieser freiwilligen Selbstentblößungen aus allzu früher Gruft zum lieben Sonnenlicht erwachen!

Wollen wir endlich zum Frieden kommen, so dürfen wir vor allem unserer Obersten Heeresleitung nicht in den Arm, unserem Heere nicht in den Rücken fallen; so dürfen wir uns nicht anmaßen, unseren großen Heerführern mit Gesindestuben-Weisheiten herrisch, wie nur je ein Knecht sein kann, der seine Glieder einmal frech auf dem Herrensessel rekeln darf, in ihr furchtbar ernstes und verantwortungsvolles Gedankenwerk zu pfuschen, bei dem es nicht Herren noch Knechte gibt, nur den gemeinsamen heiligen Dienst am todbedrohten Vaterlande.

Wollen wir aber siegen, so müssen wir dem Feinde zeigen, daß wir nicht nur ein kleines Häuflein sind, in denen dieser Wille der herrschende ist, sondern daß wir in Wahrheit das deutsche Volk in seiner entscheidenden Mehrheit sind; so müssen wir zugreifen, wo sich uns die Gelegenheit einer Tat bietet, dies vor aller Welt, nach außen und nach innen, zu bekennen und kundzutun. Der Rolandsruf aus Ostpreußen ist solche Tat. Da kann der Türmer, der noch nie einer Partei dienstbar war, noch nie für eine Partei geworben hat, in dieser Stunde, wo der Zeiger um Deutschlands Rettung, Ehre und Zukunft zum Schlage ausholt, euch allen nur die Bitte ans Herz legen:

Türmerfreunde! Tretet alle, Mann für Mann, der Deutschen Vaterlands-Partei bei! Tut mehr noch! Werbt für diese „Partei" des deutschen Volkes! Ihr könnt viel, wenn ihr wollt!

Stoßen wir uns nicht an nebensächlichen Bedenken, stolpern wir nicht über Strohhalme! Halten wir uns an das Entscheidende, das Willkommene. Hier ist die Gelegenheit, auch die Geschlossenheit unserer großen inneren Front zu offenbaren, die Zuversicht unserer Feinde zu zerstören: wir würden, wenn durch sie auch unbesiegbar, von unserer eigenen Narrheit oder Heimtücke ihnen verraten und ausgeliefert werden. Zerstören wir diese Zuversicht nicht — und wer dürfte leugnen, daß ihre Feuerzeichen von deutschem Boden aufsteigen! —, dann freilich bedarf es keiner Deutschen Vaterlands-Partei, denn dann werden wir bald kein deutsches Vaterland mehr haben, das zu verteidigen es noch lohnt.

Wie nötig aber eine solche „Partei“, wie wohlbegründet sie ist, beweist zur Stunde der „Vorwärts“ des Herrn Philipp Scheidemann, des künftigen Präsidenten der Deutschen Republik, der dem Reichskanzler die geballte Faust unter die Nase hält und ihm Fürchterliches, Unausdenkbares droht, falls der Reichskanzler „gedenken“ sollte, „von der Hilfe, die ihm Herr Kapp gegen den Reichstag anbietet, Gebrauch zu machen“. Generallandschaftsdirektor a. D. Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat Dr. Kapp ist Zweiter Vorsitzender der Deutschen Vaterlands-Partei. Ehrenvorsitzender ist Johann Albrecht Herzog zu Mecklenburg, Erster Vorsitzender Großadmiral von Tirpitz. Warum also nur „Herr Kapp“ und nicht der Herzog und nicht der Großadmiral?

Es ist wahrlich höchste Zeit, daß die vaterländisch gerichteten Mitglieder aller Parteien, gleichviel wie sie sonst zu innerpolitischen Fragen sich stellen, dem schmachvollen Schauspiel ein derbes und jähes Ende bereiten, als bestehe die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes hinter der Front aus Wucherern, Klageweibern und sonstigen moralisch, völkisch und politisch mehr oder minder — Zurückgebliebenen, der Franzose sagt Kretins. — —

Beitrittserklärungen sind zu richten an die Hauptgeschäftsstelle der Deutschen Vaterlands-Partei, Berlin W 10, Viktoriastraße 20. Zahlstellen: Kaiserl. Postscheckamt Berlin, Nr. 35300; Deutsche Bank, Depositenkasse C., Berlin W 9, Potsdamer Straße 134 a. Jahresmitgliedsbeitrag 1 M. Die Organisation wird sicher noch ausgebaut werden. Der Aufruf ist erst am 9. September ergangen, ich schreibe dies unter dem 10.

Türmerfreunde! Tut für die Deutsche Vaterlands-Partei, was ihr könnt! Laßt euch nicht irreführen und abwendig machen durch verlogene Schlagworte, die ihr ja alle kennt, und die heute schon mächtig geschwollen einsetzen — kein besserer Beweis für die Bedeutung der Sache! Ratet und tatet mit! Mit Gott für Volk, Kaiser und Reich!

J. E. Frhr. v. Grotthuß

* * *

„Wer ist Kapp?“

So läßt der heute noch demütige Verehrer, morgen aber sicher kräftige Kollege Mr. Wilsons seinen Offiziosus im „Vorwärts“ schreiben und er glaubt, — „Kapp“ zu vernichten, wenn er den abgestandenen, längst abgelehnten Brei der Bethmannschen Reichstagsrede vom 5. Juni 1916 über die „Piraten der öffentlichen Meinung“ wieder aufwärmt. In Fettschrift und mit eingezogenen Zeilen druckt der „Vorwärts“ die gröblichsten Anschuldigungen seines früheren Gönners (oder Schützlings) ab, um dann auf einen Stuhl zu steigen und von ihm herab, mit dem Finger zeigend, zu krähen: „Dieser so gezeichnete Herr Kapp ist die Seele der neuen Partei. Dieser Herr Kapp gibt jetzt vor, ‚keine innere Zwietracht‘ zu wollen, und versucht darum, den neuen Reichskanzler gegen den Reichstag aufzuhetzen!“

Scheidemann-„Vorwärts“ weiß sehr genau, daß „dieser so gezeichnete Herr Kapp“ Herrn von Bethmann sehr ernstlich zur Rede zu stellen — versucht hat und, als ihm das nicht gelungen war, weil Herr von Bethmann als damaliger Reichskanzler sich alles erlauben durfte, ohne befürchten zu müssen, zur Rechenschaft gezogen zu werden, — Herrn von Bethmann auch die Quittung über diesen verunglückten Versuch nicht schuldig geblieben ist. Worüber dann Herr von Bethmann dem „so gezeichneten Herrn Kapp“ auch seinerseits die Quittung nicht schuldig blieb, indem er —

dessen Wiederwahl zum Generallandschaftsdirektor die Bestätigung verweigerte. Die so schwer geprüfte ostpreußische Landschaft verlor in dem „so gezeichneten Herrn Kapp" ihre anerkannt beste Kraft, die sich hohe Verdienste besonders um den wirtschaftlichen Wiederaufbau Ostpreußens erworben hatte. Diese rein wirtschaftliche, so nützliche Tätigkeit, durch deren Kaltstellung viele Leute sich geschädigt fühlten, hatte ja nicht das geringste mit den politischen und persönlichen Auseinandersetzungen der beiden Herren zu tun. Herr von Bethmann muß der selben Ansicht gewesen sein, als er die so sehr bezeichnenden rhetorischen Wendungen gebrauchte: „Meine Herren, nicht meine Person ist in Frage; was hat der einzelne zu sagen in dieser Zeit, wo draußen die ganze waffenfähige Mannschaft Deutschlands tagtäglich dem Tode ins Auge sieht? Nein, nicht die Person, die Sache des Vaterlandes ist es, die Schaden leidet ... Und so auffällig es sein mag (also doch?), daß ich hier Ihre Zeit in Anspruch genommen habe, ... meine Pflicht ist es, für das Vaterland einzutreten" usw. Oder genügt das noch nicht, um die Nichtbestätigung des „so gezeichneten Herrn Kapp" als Generallandschaftsdirektor durch die „Pflicht des Eintretens für das Vaterland" zu beweisen?

Scheidemann-„Vorwärts" hätte doch allen Grund, Herrn von Bethmann von Herzen dankbar zu sein. Und nun tut er ihm diese Aufwärmung an? Niemand sonst wäre das eingefallen, aber wo ein makelloser Ehrenmann, mag man sich zu seinen politischen Anschauungen stellen, wie man nur wolle, in so unverantwortlicher Weise als „Gezeichneter", also Gebrandmarkter an den öffentlichen Pranger gestellt werden soll, da ist es verdammte Pflicht und Schuldigkeit — seine Pflicht zu tun, ohne damit gleich „für das Vaterland eintreten" zu müssen. —

Also das ist die „Freiheit, die sie meinen"? Auch die persönliche, die private Ehre darf durch die Gosse geschleift werden, wenn man sich davon erwünschte politische Abschreckungen erhofft? Kommt das nicht schon wieder der politischen Erpressung bedenklich nahe?

Scheidemann-„Vorwärts" fragt: „Wer ist Kapp?" Andere werden nach solchen Genüssen vielleicht fragen: Wer ist Scheidemann? Was ist „Vorwärts"? Was ist Rizinusöl?

Gr.

*

Reichstagsauflösung

Jetzt, wo dieser Gedanke einer immer größeren Zahl deutscher Bürger als Möglichkeit einer Erlösung auftaucht, ist es angebracht, nochmals einen der Beschlüsse des Reichstags-Verfassungsausschusses unter die Lupe zu nehmen. Wir meinen den Beschluß, der Reichstag dürfe während der Dauer eines vom Deutschen Reiche geführten Krieges nicht ohne seine Zustimmung vertagt oder geschlossen werden. Dieser Beschluß leuchtet blitzgleich in die innerste Gesinnung derer, die ihn faßten. Denn was bedeutet eine Reichstagsauflösung? Doch unzweifelhaft dies, daß sich der Kaiser, wenn ihm ein wichtiger Beschluß des Reichstages dem Willen des Volkes nicht zu entsprechen scheint, an das Volk wendet, damit es seinen Willen in der Neuwahl kundtue. Eine Reichstagsauflösung ist das Zurückgehen auf eine Volksabstimmung. Dies soll nun nach dem Beschluß des Ausschusses in Zukunft während eines Krieges von der Zustimmung des Reichstages abhängen. Der Gewählte soll also entscheiden, ob er den Willen des Wählers noch vertritt, nicht der Wähler selbst. Der Beschluß des Verfassungsausschusses richtet sich nicht bloß gegen den Kaiser, sondern auch gegen das Volk, dem man für die Zeit des Krieges das Recht der Willensäußerung auf kaiserlichen Anruf zu beschränken sich anschickt. Der Reichstag soll selbstherrlich fortbestehen. Ein Reichstag, der unter dem Einfluß anders gearteter Wahlparolen zustande gekommen ist, soll die Geschicke des Volkes in seinen schwersten Stunden in der Hand behalten und dem Volke die Gelegenheit zu erneuter Willensäußerung nach eigenem Ermessen nehmen können.

Das ist Parlamentarierwahn, nicht minder übel als Cäsarenwahn! Das ist Parlamentarierwahn, dessen grauenhaftes Walten der Krieg jedem, der sehen will, an unseren

westlichen Feinden und ihren Nachahmern bis zur Augenscheinlichkeit gezeigt hat.

Daß man während eines Krieges Neuwahlen zu vermeiden sucht, versteht sich schon wegen der ungeheuren Ausführungsschwierigkeiten. Um so überflüssiger war der Beschluß des Verfassungsausschusses. Aber er war leider etwas Schlimmeres. Wie man in der gefährlichsten Stunde vor einer Verfassungsänderung nicht zurückschreckt, um auf Kosten der Krone die eigene Macht zu mehren, so wagt man auch den Schlag gegen das Volk, als dessen Willensverkörperung man sich hinzustellen wagt. Hier zeigt der Teufel der Machtgier seinen Pferdefuß. Oberstes Volksgebot aber muß es bleiben, daß die Möglichkeit der Volksabstimmung durch Neuwahlen unter keinen Umständen von denen abhängig sein darf, die am Ausfall dieser Wahlen persönlich interessiert sind.

*

Demokratische Verdächtigung der Balten

In seiner Abneigung gegen völkisches Denken und Handeln erlaubte sich das „Berliner Tageblatt" anläßlich der erhebenden Gewinnung von Riga folgende Verdächtigung des baltischen Deutschtums:

„Leichtfertige Aufrufe bei Kriegsausbruch nach Deutschland geflüchteter Balten, die mit unbedachtsamer Offenheit ihr Deutschtum an den Klöppel der lautesten Glocke hingen und aus ihrer Stammessympathie eine politische Tendenz machten, haben ihren Brüdern in Rußland sehr geschadet und viel Erbitterung gegen diese Schreier erregt, die den Kern der baltischen Deutschfreundlichkeit damit gewiß nicht trafen. Wer noch kurz vor Ausbruch des Krieges die politische Stimmung des Livländers beobachten konnte, mochte wohl eine starke Liebe zum deutschen Geiste, aber ebenso oft ein ehrliches Bekenntnis zur russischen Staatszugehörigkeit vernommen haben. Die große Hetze gegen die Balten in Rußland war zum Teil eine unmittelbare Folge dieser Aufrufe. Denn mußte man aus ihnen nicht heraushören, daß der Balte nichts lieber täte, als sofort und im Laufschritt dem deutschen Bruder in die Arme zu desertieren? Nun, man frage unsere Soldaten, wie sich die Regimenter aus den Ostseeprovinzen schlugen. Und man wundere sich heute nicht, wenn auch für den einziehenden Deutschen in Riga noch manche Häuser verschlossen sind."

Inzwischen haben die Bewohner Rigas die deutschen Truppen mit Jubel als Befreier begrüßt, ihnen ihre Häuser geöffnet, die alte deutsch-baltische Zusammengehörigkeit neu bekräftigt und die ganze Niedrigkeit der „demokratischen" Verdächtigung ins hellste Licht gerückt.

*

Bis zur Lächerlichkeit!

Gegen die aberwitzige Forderung — Marke Scheidemann-Erzberger-Hausmann —, „Belgien" wieder mit Haut und Haaren an die Engländer auszuliefern, wendet sich kräftig die „Post":

„Nirgends offenbart sich die gute alte deutsche Michelei offenkundiger und trauriger als in diesem Zusammenklang der sozialdemokratisch-freisinnig-zentrümlichen Gedankenwelt. Daß nur ja den anderen Staaten kein Haar gekrümmt werde! Daß nur ja Deutschland alle seine Kräfte aufbiete, um der anderen Glück und Wohlergehen zu sichern! Wo Deutschlands eigene wichtigste Interessen und dringendste Lebensbedürfnisse bleiben, scheint diesen Menschheitsbeglückern völlig gleichgültig. So benommen sind die Vertreter der deutschen Rechtlichkeit von der naiven Angst, das Deutsche Reich um keinen Preis als Gewalttäter unter den Nationen erscheinen zu lassen, daß sie völlig blind an der grundsätzlich gewalttätigen Richtung der belgischen Politik selbst vorübergehen! In Wirklichkeit droht nicht das Deutsche Reich dem belgischen Staate mit Bedrückung, sondern vielmehr dieser belgische Staat selbst hat seit seines Bestehens nichts anderes getan, als selber die brutalste Bedrückung gegen einen wesentlichen Teil seiner Bevölkerung, gegen den vlamischen Stamm, ausgeübt! Es hieße doch wirklich die deutsche politische Enthaltsamkeit bis zur Lächerlichkeit

übertreiben, wollte das Deutsche Reich die aus dem Weltkrieg geborene Forderung der Stunde unberücksichtigt lassen, das stammverwandte vlamische Volk von der Gewaltspolitik seiner französisch-wallonischen Zwingherren zu befreien und damit, im eigenen Interesse wie in dem der Vlamen, ein Unrecht wieder gutzumachen, mit dem die Existenz des belgischen Staates von seiner Geburtsstunde an aufs schimpflichste belastet ist!!!"

*

Logik, Herr Scheidemann!

Herr Scheidemann hat die Losung ausgegeben: jetzt brauchen wir nicht gute Verwalter, sondern „politische Köpfe" in der Regierung.

Darauf hält ihm der Sozialdemokrat Ernst Heilmann in der „Glocke" entgegen: „Das ist nicht Scheidemannsche Originalleistung. Das mit den politischen Köpfen habe ich schon einmal gehört. Wo war es doch? Richtig! Auf dem Chemnitzer Parteitag 1912, als wir uns das neue Parteistatut gaben. Damals hieß es auch, wir brauchen in der Parteiregierung nicht die alten treuen Parteibureaukraten, die Moltenbuhr und Pfannkuch, die Ebert und Scheidemann, die Braun und Müller, sondern politische Köpfe. Der das gesagt hat, war — Georg Ledebour, und er wurde verdientermaßen weidlich ausgelacht; der sich kraftvoll und klug dagegen gewehrt hat, war — Philipp Scheidemann. Das hätte uns während der Kriegszeit gerade noch retten können, statt der treuen Parteiverwalter ein Dutzend Nichts-als-Agitatoren, die sich für politische Köpfe halten, an der Spitze zu haben! Was für die Partei zu schlecht war, soll das für Deutschland gut genug sein?! In der deutschen Verwaltung leisten Hunderttausende von Beamten, von unten bis oben für geringen Lohn — gering von oben bis unten im Vergleich zu den entsprechenden Klassengenossen im freien Wirtschaftsleben — ein wackeres Stück ehrlicher und guter Arbeit. Denen sollen wir ein Dutzend ‚politischer Köpfe' auf die Nase setzen? Das hieße sie entehren und korrumpieren. Unsere Gewerkschaftler mögen doch einmal an sich selber denken! Wie gefiele es ihnen, wenn man ihnen sagte: Haltet die Kasse und die Organisation hübsch in Ordnung, die ‚großen Richtlinien' für eure Arbeit bekommt ihr schon von den politischen Köpfen fertig geliefert, die in den Versammlungen und bei den Wahlen gewaltig die Menge mit sich reißen. Ich denke, die kleine Probe beim Berliner Munitionsarbeiterstreik könnte von solchen Vorstellungen selbst die kurieren, die hartnäckig auf politische Köpfe schwören. Und wiederum: was die Gewerkschaftsbeamten für sich nicht nur persönlich, sondern auch für ihre Sache als das größte Unglück ansehen, das sollten sie dem Deutschen Reiche antun?!"

Was hat Herr Scheidemann darauf zu entgegnen?

*

Die „Tat"

Der Schaden, den die Scheidemann-und-Kumpanei-Politik uns im feindlichen und neutralen Auslande bereitet hat, ist nach Gebühr gewertet worden. Hat sie doch erst jüngst wieder Amerika den Riß gezeigt, wo dieses nun den Keil zur Spaltung Deutschlands einzutreiben gedenkt, wie die Antwort auf die Papstnote zeigt. Wie schwer diese „Politik" auch unmittelbar unsere Kriegführung schädigt, zeigt die Erörterung Dr. Duisburg—Scheidemann über den Rücktritt des Generals Gröner. In der „Antwort auf die Rechtfertigung Scheidemanns" berichtet Geheimrat Dr. C. Duisburg, die von ihm auf den 19. August nach Düsseldorf einberufene Versammlung von Vertretern der Rüstungsindustrie habe sich damit beschäftigt, wie man die — infolge der Scheidemann-und-Kumpanei-Politik — erheblich zurückgegangene Arbeitsfreudigkeit der Munitionsarbeiter heben und damit deren Leistungsfähigkeit steigern könne. „Gelänge es nun," heißt es weiter, „durch Hebung der Stimmung die Leistung der Rüstungsindustrie, wenn auch nur um 10 %, zu heben, so bedeutet dies einen Kräftezuwachs von vielen Hunderttausend Mann." Hunderttausende von Manneskräften entzieht hiernach die Scheidemann-Politik

unserem deutschen Vaterlande in seiner schwersten Zeit. Das also ist die „Tat“ dieser Herren. Wie lange soll denn aber solches Treiben noch geduldet werden?

Schn.

*

Ein Skandal

Oder ist es nicht etwa ein Skandal empörendster Art, fragt die „Deutsche Tageszeitung“, daß in dem Reiche, das sich auf dem Boden von Bismarcks genialem Lebenswerk aufbaut, daß in dem Heimatlande der Philosophie und der Reformation, dieser beiden Erscheinungen, in denen sich das deutsche Wesen zu höchster Geistesblüte entfaltet, nunmehr Leute von geradezu grandioser Bedeutungslosigkeit auf der Bühne und hinter den Kulissen tätig sind? Leute ohne jegliches moralisches Anrecht zur Führerschaft dürfen heute einen bestimmenden Einfluß ausüben. Bohrt es sich nicht allen königstreuen Vaterlandsfreunden wie ein Stachel ins Herz, wenn sich des Deutschen Reiches Friedenshoffnungen öffentlich mit dem Namen eines Scheidemann verknüpfen, ausgerechnet desselben Parteipolitikers, der zu Beginn des jetzt noch tagenden, anscheinend in Permanenz tagenden, Reichstages die Hohenzollernmonarchie angepöbelt hat? Man muß die Kränkung und Unbegreiflichkeit um so bitterer empfinden, als jetzt die Ententepolitiker den alten Scheidemann-Standpunkt in dem Ruf erneuern: „No terms with the Hohenzollern!“, d. h. keine Friedensverhandlungen mit einer Hohenzollernregierung! Und diese politischen Gernegroße, aus deren Parteiarsenal die Feinde ihre schärfsten Waffen entlehnen, behaupten angeblich, durch eine Unterredung mit dem britischen Staatsleiter eine Weltwendung herbeiführen zu können? Fürwahr, in diesen und ähnlichen Vorgängen handelt es sich nicht um eine erhabene Schicksalstragödie, sondern um einen ganz gewöhnlichen Skandal, einen Skandal, dagegen sich das nationale Gewissen empört, und der sich ausschließlich als das Ergebnis einer unverzeihlichen Schuld darstellt.

*

Neutralitätsverletzungen

In letzter Zeit häuften sich die unverschämten Verletzungen neutraler Gebiete. Holland, Norwegen, Dänemark und Schweden sahen sich durch die Angriffe englischer und russischer Kriegsschiffe oder Flieger auf deutsche Handelsschiffe oder selbst auf das eigene Landgebiet schwer verletzt. Sie haben dagegen Verwahrung eingelegt, die, wie immer, von den für die Rechte der kleinen Völker kämpfenden Feinden verächtlich in den Papierkorb geworfen wurden. Denn die edlen Briten haben ja selbst ganz offen zynisch erklärt, daß man unbekümmert um neutrales Gebiet feindliche Schiffe zerstören müsse, denn dann brauche man sich nur einfach zu entschuldigen, und die Sache wäre erledigt, die Hauptsache aber erreicht, nämlich das feindliche Schiff zerstört. So hat Deutschland gleich zu Beginn des Krieges den großen Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große“ in spanischen Gebietsgewässern, dann den Kreuzer „Dresden“ in chilenischen, kleinere Fahrzeuge und Handelsschiffe in holländischen, griechischen, dänischen, norwegischen und schwedischen Gebietsgewässern verloren, ohne daß die betreffenden Staaten mehr als ohnmächtigen und schwächlichen Protest erhoben hätten, während die Feinde nur lachten, Deutschland aber den Schaden behielt.

Da fragt es sich nun doch, ob Deutschland gezwungen ist, sich derlei ruhig gefallen zu lassen. Wenn in Friedenszeiten deutsches Vermögen oder Leben durch feindselige (z. B. aufständische) Handlungen verlorenging, so fand man es selbstverständlich, daß der betreffende Staat für den auf seinem Gebiet entstandenen Schaden aufkam. Weshalb sollte also dieser Grundsatz nicht auch auf den Krieg Anwendung finden? Dort sogar um so mehr, als es Pflicht eines jeden neutralen Staates ist, die Kriegführenden auf seinem Gebiete gegen den Feind zu schützen. Wo er dies nicht tut oder nicht kann, muß er für den Schaden aufkommen. Ich bin daher der Ansicht, daß die deutsche Regierung nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet wäre, von den betreffenden neutralen Staaten zu verlangen, daß sie allen

Schaden ersetzen und sich ihrerseits dann an jene feindlichen Regierungen halten, die das Völkerrecht gebrochen haben. Würde dies den neutralen Regierungen sofort zur Kenntnis gebracht, so würden diese vermutlich mehr darauf sehen, daß auf ihren Gebieten solche Vorfälle sich nicht wiederholen, oder wenn doch, dann ihrerseits vom Verletzer des Völkerrechts unter Androhung von Gegenmaßregeln oder Vergeltungen Rückersatz erzwingen. Das Deutsche Reich, das überall siegreich dasteht, kann sich wohl erlauben, seine Rechte gegen die Neutralen tatkräftig zu wahren! Wollte man aber vielleicht aus gewissen Gründen nicht während des Krieges den Neutralen mit Entschädigungsansprüchen an den Leib rücken, so würde es genügen, vorläufig den Neutralen den Grundsatz mitzuteilen und die bestimmten Ersatzbeträge nach dem Kriege einzufordern, so wie es seinerzeit ja auch die Vereinigten Staaten wegen der „Alabama" England gegenüber und mit Erfolg gemacht haben. Prof. Dr. Leo Brenner

*

Das Verhängnis des Nordens

Die Zeitschrift „Deutsche Politik" weist auf eine Schrift des norwegischen Obergerichtsadvokaten Dr. Hermann Harris Aall hin, in der versucht wird, den Norwegern die „übermütige und rücksichtslose Behandlung" begreiflich zu machen, die sie durch England erfahren. Es ist ein Unglück, daß die Schiffsreeder ohne Widerspruch von seiten der öffentlichen Meinung die Oberhand erlangt haben, und daß die Regierung sich diesen Privatinteressen nicht widersetzt hat. Es ist ein Unglück, daß die Entente sich nicht einem geeinigten Norden gegenüber gesehen hat. Hätten die drei skandinavischen Reiche fest zusammengestanden, so hätten sie ihre unabhängige Stellung behauptet. So stehen sie unter dem Druck Englands, das einen zersplitterten, schwachen, unselbständigen Norden wünscht, um ihn ganz nach Gutdünken zu behandeln. Das Interesse der Ententemächte widerspricht in allen wichtigen Punkten dem der nordischen Reiche, während das der Mittelmächte mit dem der übrigen in allen wichtigen Punkten übereinstimmt, nämlich dem Verlangen nach Freiheit der Meere und der völkerrechtlichen nationalen Freiheit ihrer Länder.

*

Ein unleidlicher Zustand

Herr Philipp Scheidemann, schreibt der „Deutsche Kurier", fordert von der Reichsregierung — er nennt das ihre „Pflicht" —, daß sie öffentlich erkläre, sie habe mit dem „alldeutschen Geschrei" nichts zu tun. Der Reichskanzler soll, so wünscht es Scheidemann, „von den Desperados mit hörbarem Ruck abrücken". Möglich, daß in der nächsten Zeit irgendein „Abrücken" erfolgt. Aber keins, wie Herr Scheidemann es verlangt. Daß eine Klarheit darüber geschaffen wird, wohin wir steuern, darin können wir Herrn Scheidemann einmal ausnahmsweise zustimmen. Aber auch eine Klarheit darin, daß endlich einmal dieser unleidlichen Anmaßung der Scheidemänner, die tun, als ob sie nur noch allein die Herren im deutschen Hause seien, ein Ziel gesetzt wird. Was ist das für eine Art, wenn Philipp Scheidemann von oben herab im „Vorwärts" dem Kanzler eine Rüge erteilt, weil dieser auf die Äußerung des edlen Mr. Asquith im englischen Unterhause nicht bereitwilligst sofort versicherte, daß „an eine Vergewaltigung Belgiens, gleichviel in welcher Form immer, nicht zu denken ist". Hätte der Kanzler das getan, so hätte das an Vaterlandsverrat gegrenzt. Daß Herr Scheidemann aber seinen Schulmeisterbakel über der gesamten Regierung und unserer ganzen Politik weiter zu schwingen beliebt, ist ein so unleidlicher Zustand, daß ihm schleunigst ein Ende bereitet werden muß. Und daß das schon in allernächster Zeit geschehen wird, das erhoffen wir. Sonst könnten wir lieber gleich einpacken.

*

Mehr Öffentlichkeit!

Was Bismarck an der Regierungsform der Neuzeit besonders schätzte, die unbedingte Öffentlichkeit, ist durch den Krieg in bedenklichem Maße beseitigt worden. Hun-

derte von Kriegsgesellschaften bestehen in Deutschland, ergreifen einschneidende Maßregeln auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens, machen Umsätze nach Milliarden, arbeiten aber unter gänzlichem Ausschluß der Öffentlichkeit und ohne Verantwortlichkeit. Was gelegentlich von ihnen bekanntgegeben wurde, waren wenige, einseitig zusammengestellte Zahlen, die kein Urteil gestatteten. Im allgemeinen haben sich die Kriegsgesellschaften das öffentliche Vertrauen nicht erworben und vielfach Mißtrauen hervorgerufen.

Das parlamentarische Regierungssystem hat die Öffentlichkeit zur Voraussetzung. In kritischen und kriegerischen Zeiten mögen geheime Parlamentssitzungen ausnahmsweise zulässig sein. Allein der allzu weitgehende Ausschluß der Öffentlichkeit von den Verhandlungen des Reichstagsausschusses über die Kriegsziele, über die Zukunft Polens, Kurlands, Belgiens usw., wie er im Einvernehmen mit der angeblich parlamentarisch gesinnten Reichstagsmehrheit beliebt ward, läßt sich nicht in Einklang bringen mit den Interessen und Rechten des deutschen Volkes.

Die Führer der parlamentarisch gesinnten Reichstagsmehrheit überschätzen das Vertrauen, das ihren geheimen Ausschußverhandlungen entgegengebracht wird, und beachten nicht die große Unzufriedenheit, die in England, Frankreich und Italien wegen der geheimen Parlamentssitzungen entstanden ist, obwohl dort die Kriegsziele der Öffentlichkeit nicht so ängstlich vorenthalten wurden.

D.

*

Ein guter Rat für Herrn Erzberger

Die sächsische Zeitschrift „Das Vaterland" erteilt ihn, und wir geben ihn gern weiter: Herr Erzberger „erfreut sich des glücklichen Alters von 41 Jahren, denn er ist erst am 20. September 1875 geboren. Äußerlich macht auch Herr Erzberger einen außerordentlich rüstigen und kriegsverwendungsfähigen Eindruck. Wir hätten gehofft, daß Herr Erzberger nun auch dazu berufen sein würde, wie so viele deutsche Männer, die älter als er sind, die Auszeichnung zu genießen, im Schützengraben seinem Vaterlande Dienste zu leisten. Was soll Herr Erzberger noch hier? Das von ihm benutzte Auto wird zweifellos militärischen Zwecken besser dienen als bisher als Beförderungsmittel eines Abgeordneten; Herr v. Bethmann Hollweg ist nicht mehr in der Lage, sich der diplomatischen Fähigkeiten des Herrn Erzberger in Rom, Rumänien, Stockholm, Wien und an anderen Orten, wo das Deutsche Reich nicht gerade gefördert worden ist, zu bedienen. Der überreiche Schwerindustrielle August Thyssen wird ja wohl für seinen im feindlichen Ausland liegenden Besitz einen anderen Sachverwalter finden können, und das berühmte Restaurant von Hiller in Berlin, in dem Herr Erzberger angeblich als Stammgast die Entbehrungen des Krieges bisher ertragen hat, ist durch die rauhe Hand des Kriegswucheramtes geschlossen worden. Wäre es da nicht schön und erhebend, wenn Herr Erzberger sich auch einmal auf dem Gebiete betätigen wollte, auf dem schon so viele für ihr Vaterland das Letzte hingegeben haben: auf dem Felde der Ehre?"

Also, Herr Erzberger, wie wäre es?! Auf diese Weise wäre vielleicht auch die Gelegenheit zur ersehnten Aussprache mit — Engländern möglich, wenn auch nicht gerade mit Lloyd George oder Balfour.

St.

*

Volksentrechtler

Die Siege unserer Truppen will die Kompromißmehrheit eines nicht mehr im Mandat befindlichen Reichstags — er ward 1912 gewählt und nicht für diese neu entstandenen weltgeschichtlichen Fragen — vernichten durch einen Frieden, dessen Jämmerlichkeit sie im voraus der eigenen Staatskunst bleiern auferlegt. Bei allem, es gibt Verständnisse dafür, wenn sie auch kümmerlich sind. Aber schon schamlos wird die Ungeduld dieser Vollmachtlosen, die bereits die Konstituante spielen, sich die Taschen parlamentaristisch vollzustecken, ihre tatterige Nervosität, es fertig zu bringen, eh' der Mann nach Hause kommt.

So hat am 23. August im Hauptausschuß laut Wolffbericht ein Fortschrittler erklärt: man müsse „so bald als möglich“ fertig werden, man „sei es dem Volksheer schuldig, das Haus wohnlich einzurichten, daß es nach seiner Rückkehr nach ungeheuren Opfern ein wohnlich eingerichtetes Staatswesen vorfinde“.

In Frankreich usw. schmiert man dem Volke auch Phrasen um den Mund, um ihm darüber, daß es nichts zu sagen hat, mit sonstigen Genugtuungen wegzuhelfen. Aber diese alten Freiheits- und Erleuchtungslügen wahren noch einen letzten Anstand, sie erreichen nicht die schmusige Widerwärtigkeit des obigen Zynismus. — Oder will man einwenden: Das ist naiv, ist gutgemeint zu nehmen! Dann hört sich aber erst recht alles auf, wie es mit Rechtlichkeit und Logik dieser Leute beschaffen ist. Genau so naiv und wohlgemeint und wohlgefällig ist dann auch zu sagen: „Wir wollen den lieben Familienvater, wenn er nach drei Jahren endlich zurückkehrt, durch einen prächtigen Säugling, an dem er seine Freude hat, willkommen heißen! Wir wollen es dem lieben Vater im voraus recht häuslich und bequem machen!“ — O Michel, Michel, wenn du's nur anders verdientest! Ed. H.

*

Also sprach Bernhard Shaw

Zufolge „Times“ vom 10. August hat Bernhard Shaw in einer Versammlung der sozialdemokratischen „Fabian Society“ einen Vortrag gehalten, in dem er ausführte: „Ich sehe nicht ein, warum wir nach Stockholm gehen sollten. Krieg ist ein Ding, das nicht in ein sozialistisches Schema paßt ... Sie mögen es glauben, wenn die Deutschen siegen, werden sie uns bei lebendigem Leibe schinden. Und wenn wir die Deutschen schlagen, werden wir sie bei lebendigem Leibe schinden. Wir können nicht anders. Keine Agitation von Sozialisten, Pazifisten oder sonst jemand wird uns daran hindern, aus unserm Siege das denkbar Möglichste herauszuholen. Ihr werdet den Krieg nicht beenden, wenn ihr das nicht wollt. Einmal im Kriege, muß man ihn auskämpfen. Darum nochmals: hat es Zweck, nach Stockholm zu gehen, um den Deutschen das zu sagen?“ —

Warum verschweigt unsere sozialdemokratische Presse diese Ausführungen ihres Parteigenossen? Und „Berliner Tageblatt“, „Frankfurter Zeitung“ e tutti quanti, warum berichten sie nicht diese Sätze des von ihnen so hoch bewerteten, sonst so gern zitierten „irischen“ Dichters?! St.

*

Auch eine deutsche „Frage“!

Es ist ja eigentlich eine Schmach und Schande, daß in deutscher Öffentlichkeit auch nur die Vokabel Elsaß-Lothringische „Frage“ aufflackern durfte. Völkisch war Elsaß-Lothringen niemals französisch. Würden die internationalistischen Friedensverkündiger, diese Wölfe im Schafspelz, ehrlicher sein und nicht, wie insgeheim ihr Vorsitzender Branting in Stockholm, der Pantoffelmann einer Französin, in englischem Solde stehen, so hätten selbst sie die Erörterung einer solchen „Frage“ ablehnen müssen. Auch nach dem Raube durch Frankreich blieb Elsaß-Lothringen deutsch mit seiner Bevölkerung, in Abstammung, Sprache und Sitte.

Als der Straßburger Magistrat im Jahre 1750 vernahm, Marie Antoinette, die Gemahlin des späteren Königs Ludwig XVI., werde auf der Durchreise von Wien nach Paris die Stadt berühren, ersuchte er die Universität, ihm einen Professor zu nennen, der die französische Sprache hinreichend beherrscht, um die Fürstin anzureden. Anscheinend war ein solcher Professor nicht zu finden, denn das Stadtoberhaupt begrüßte die Fürstin mit einer deutschen Ansprache, die Marie Antoinette mit den Worten unterbrach: „Sprechen Sie nicht deutsch, von heute ab verstehe ich nur französisch“. (Echt — —!) So berichtet Krug-Basse in seinem Buche: „L'Alsace avant 1789“ (Paris und Colmar 1877).

Damals wurde das Französische in den elsässischen Schulen kaum gelehrt. Erst seit 1751 erschien es in dem Lehrplan des protestantischen Gymnasiums zu Straßburg. Die Elsässer sprachen französisch überhaupt nicht oder nicht geläufig. Goethe hörte in Straß-

burg nur deutsch reden. Die Französierung des Landes begann erst mit und nach der französischen Revolution von 1789, doch blieb deutsch die Sprache des Volkes, insbesondere das Elsasser „Ditsch“. Seit 1840 wurde Französisch als Lehrfach in den Volksunterricht eingeführt, seit 1860 Unterrichtssprache. Man verbot den Kindern das Deutschreden außerhalb der Schule. Trotzdem sprachen 1870 nur die obersten Schichten der Bevölkerung französisch.

Im Jahre 1867 veröffentlichte L. Cazeaux, Ehrenkanonikus am Münster zu Straßburg, eine Schrift unter dem Titel „Versuch über das Beibehalten der deutschen Sprache im Elsaß“ (Straßburg 1867 bei Silbermann) und verteidigte darin die deutsche Sprache, da sie „heftig angegriffen und sogar mit allmähliger und bereits begonnener Ausrottung bedroht“ werde. Zwei Jahre vorher war Rektor Delcasso von der Straßburger Akademie für die deutsche Sprache eingetreten. In seiner Schrift führte Cazeaux auch die zunehmende Sittenverderbnis im Elsaß auf die Versuche zurück, die Verbreitung der französischen Sprache auf Kosten der deutschen zu erzwingen. Diese Versuche hätten in den Familien einen zwar stillen, aber doch ernsten Widerstand hervorgerufen.

Und dann kamen — siehe Polen — nach der militärischen unsere „moralischen Eroberungen“ . . .

*

Gemeingefährliches Gelichter

Aus einer märkischen Sommerfrische erzählt Karl Strecker in der „T. R.“:

Einem betagten Häusler, der ein paar Morgen Land sein eigen nennt, erzählte ich, während er unter seinem großen Birnbaum die Sense dengelte, vom Fall Rigas.

Er nickte beifällig, fügte aber sogleich hinzu: „Das wird wohl auch viel Verluste gekostet haben.“

„Bei den Russen“, erwiderte ich und setzte ihm auseinander, wie geschickt unsere Strategen den Feind aus Riga und Dünamünde herausmanövriert hatten.

„Ja,“ meinte er und befühlte die Schneide seiner Sense mit dem hornharten Daumen, „Hindenburg muß doch ein ganz schlauer Kopp sein. Was sie auch alles von ihm reden mögen.“

Ich sah ihn erstaunt an. „Von Hindenburg? Was redet man denn von dem?“

„Na, daß er den Krieg bloß verlängern will und von der Schwerindustrie gekauft ist.“

Ich traute meinen Ohren nicht. Wie kam dieser Graukopf, den ich seit Jahren als einen ruhigen, besonnenen Mann kenne, zu solchem empörenden Wahnwitz? Natürlich sagte ich ihm meine Meinung nicht durch die Blume. Es gelang mir auch anscheinend, ihm begreiflich zu machen, daß sicherlich gerade Hindenburg Tag und Nacht an nichts weiter denkt, als wie er den Krieg schnell zu Ende, zu einem wirklichen Ende bringt, und daß die Verleumdung von seiner Bestechung die niederträchtigste Gemeinheit ist, die an diesem Vorbild eines Ehrenmannes wie ein Kotklümpchen abprallt. Das Schlagwort „von der Schwerindustrie gekauft“, das man jetzt in gewissen „deutschen“ Blättern als vornehmste Waffe gegen Andersdenkende anwendet, schien mir auf eine bestimmte Spur zu weisen. Ich fragte ihn, wo er denn diese Verleumdung gehört habe. Ohne auch nur zu zögern, antwortete er: „Hier kommen so viele aus Berlin — die erzählen so was.“ Und bevor ich noch Zeit fand, weiter zu fragen, fuhr er schon fort: „Sozialdemokraten meistens, die Unabhängigen.“ Die andern nicht? fragte ich. Er schüttelte den Kopf. Er glaube nicht; ich glaubte es auch nicht. Es seien auch nicht bloß Sozialdemokraten, meinte er, die so etwas herumtragen.

*

Die Kohlennot in Bayern

Unter dieser Überschrift findet man folgende Randbemerkung in der vom Grafen Bothmer (München) herausgegebenen Zeitschrift „Die Wirklichkeit“:

Die Frage der Kohlenversorgung wird immer ernster, und man soll nur nicht meinen, daß die Behörden den Schwierigkeiten auch nur annähernd gewachsen sein können. Daß

wir eine Kohlennot haben, das danken wir im wesentlichen folgendem Umstand:

Die ganze Kriegsindustrie wurde fast ausschließlich aufgebaut auf der Krafterzeugung durch Kohle, und nicht auf der Ausnutzung der natürlichen Wasserkräfte. So ist der größte Teil der Stickstoffindustrie, damit er nur ja nicht nach Bayern herunterkommt, auf die Kohlenerzeugung angewiesen. Wir haben vor dem Krieg jährlich 2,3 Milliarden Kilowattstunden in Deutschland erzeugt, heute sind es 9,3 Milliarden Kilowattstunden. Diese Vermehrung elektrischer Kraft ist wiederum fast ausschließlich auf Kohlenverwertung aufgebaut. Darum fragen wir heute bei der Bayerischen Staatsregierung an: Hat die Bayerische Staatsregierung diese Entwicklung verfolgt und hat sie rechtzeitig dem Reiche die großen Wasserkräfte des bayerischen Landes angeboten? Wenn die Bayerische Staatsregierung mit dem nötigen Nachdruck rechtzeitig darauf hingewiesen hat, daß die wichtigen Kohlenvorräte des Landes gespart werden können, sobald man die natürlichen Wasserkräfte für die erhöhte Krafterzeugung verwendbar macht, warum hat dann die Berliner Regierung sich dieser Aufgabe entzogen?

Es gäbe keine Kohlennot, wenn in diesem Kriege der planmäßige Ausbau der Wasserkräfte durchgeführt worden wäre.

*

Frech!

Dafür, daß es immer noch Leute gibt, welche lästige Verfügungen, Strafen und andere „Unannehmlichkeiten“ geschickt umgehen, ein kleines Beispiel. Es ist in seiner naiven Frechheit so sehr bezeichnend!

Das „Wittenb. Tagebl.“ vom 25. August 1917 berichtet auf Seite 2, daß das Feinkostgeschäft von Frau Marie Böttcher, Markt 14, polizeilich geschlossen wurde; „die Schließung ist eine dauernde, da die Inhaberin dem die Feststellungen persönlich vornehmenden Polizeiverwalter falsche Angaben gemacht und Käufer zu unrichtigen Angaben des von ihnen bezahlten Preises verleitet hat“.

Auf der dritten Seite erscheint die amtliche Bekanntmachung; das Geschäft ist wegen wiederholter Überschreitung der Höchstpreise dauernd geschlossen worden. Alles ist in Ordnung, wieder ist jemand unschädlich gemacht worden. Aber nein! Ich wende das Blatt und finde auf der vierten Seite (derselben Nummer, lieber Leser!) eine große Anzeige: „Mache hiermit den geehrten Einwohnern von Wittenberg bekannt, daß ich das Geschäft meiner Frau mit dem heutigen Tage weiterführe, und bitte weiter um geneigten Zuspruch. Hochachtend Otto Böttcher, Markt 14.“ Wo bleibt nun die „dauernde Schließung“, wenn das Geschäft „mit dem heutigen Tage“ weitergeführt wird? Muß man in einer solchen Anzeige nicht eine freche Verhöhnung der Behörde sehen, besonders wenn derselbe tüchtige Geschäftsmann noch eine „tüchtige Verkäuferin“ sucht? Es scheint, wir haben noch zu wenig Paragraphen! W. P.

*

Auch ein Zeichen der Zeit

Man muß manchmal den — „Reichsanzeiger“ lesen, wenn man sich gut unterhalten will. In der Nr. 188 finden wir wieder solch ein treffliches Beispiel trockensten Humors. Inhalt: Im Berliner Handelsregister ist die Firma Union Opern- und Operetten-Filmgesellschaft mit beschränkter Haftung umgeändert in Union Suppenwürfel-Fabrik, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, wozu der gewissenhafte Registermann noch bemerkt: „Den Gegenstand des Unternehmens bildet nicht mehr die Herstellung von Lichtbildern, sondern Erzeugung und Vertrieb aller Arten von Suppenwürfeln.“ Das ist auch zweifellos wesentlich nahrhafter, nicht wahr?

*

Wissenschaft und Politik

In alle Lebensverhältnisse greift der Krieg mit seinen Rückwirkungen ein, zieht jedwede Tätigkeit, auch die wissenschaftliche und künstlerische, in seine Kreise und zwingt zu einem Zusammenwirken aller Kräfte bis zu einem guten Abschluß und selbst darüber hinaus. In dieser Erkenntnis stellte die Heidel-

berger Universität folgende Preisaufgabe: „Der Vorwurf der Heuchelei sowie der Typus des Heuchlers sind in der englischen Literatur nachzuweisen und in ihren geschichtlichen und psychologischen Grundsätzen zu untersuchen."

Etliche Blätter der friedensseligen Reichstagsmehrheit äußerten ihre Bedenken gegen solche Preisaufgabe und bestätigten dadurch nur ihre Weltfremdheit. Leider scheinen nicht wenige andere Universitäten dem großen Kriege noch teilnahmslos gegenüberzustehen. So hat die Münchener Universität einen Preis von 2000 ℳ ausgeschrieben für die beste Arbeit über: „Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck des sittlichen Sollens." Wäre es nicht zweckmäßiger gewesen, den Ausdruck des sittlichen Sollens außerhalb des romanischen Futurums zu behandeln?

D.

*

Geistige Prostitution

In Nummer 434 der „Feder" (15. Juli 1917), der „Halbmonatsschrift für die deutschen Schriftsteller und Journalisten", finden wir in einem Aufsatze „Die Einnahmequellen des freien Schriftstellers" folgende Stelle: „Schließlich müssen wir auch die sogenannte Schundliteratur ins Auge fassen. Es ist leicht gesagt und ist auch natürlich, daß der anständige Schriftsteller sich damit nicht befassen darf, aber es gibt Zeiten, in denen der Hunger über den Anstand den Sieg davonträgt, und jedenfalls möchten wir der Vollständigkeit halber auch diesen Zweig der Schriftstellerei erwähnen. Die Bezahlung ist eine elende, aber man kann doch nicht von Hungerlöhnen sprechen, weil bei einiger Übung von diesem Zeug so viel zusammengeschmiert werden kann, daß es mitunter mehr einträgt, als die gewöhnliche Handwerksschriftstellerei, jedenfalls mehr, als die idealen Werke eines unbekannten Verfassers."

Die „Feder" wird von einem Dr. Max Hirschfeld herausgegeben, der, selber nicht Schriftsteller, sich eine große Gefolgschaft in Schriftstellerkreisen zu schaffen verstanden hat, indem er seinen „Klienten" kleine Vorteile zu gewinnen verstand. Man sieht aber am obigen Beispiel, wohin eine rein geschäftliche Auffassung der Vertretung von Standesinteressen führt. Die angesehenen Schriftsteller, die Herrn Dr. Hirschfeld als Aushängeschild dienen, werden nicht umhin können, zu dieser Rechtfertigung geistiger Prostitution Stellung zu nehmen.

St.

*

Gefährliches Zuckerbrot

Es ist eine kleine literarische Erscheinung, aber eine auffallende! Als der Krieg etwa ein Jahr währte, tauchte in der Tagesliteratur die Frau auf, die ihrem im Felde stehenden Gatten oder Bräutigam untreu wurde. Da und dort. Und nicht, ohne daß eine rächende Nemesis sie traf.

In letzter Zeit aber taucht diese Frau nicht nur da und dort auf, sondern ist eine Gattung unter den Heldinnen der Novellen und Skizzen geworden, die aus den zweifelhaften Schätzen der Feuilleton-Korrespondenzen den Zeitungs-Redaktionen zufliegen und auf diesem Wege so recht ins große Publikum dringen. Besonders bemerkenswert ist auch, daß Gesicht und Geschick der Heldin sich erheblich geändert haben. Sie zeigt keineswegs mehr die unsympathischen Züge von früher. Hat einen Leidenszug wie die Mater dolorosa und Augen, die um Mitleid flehen. Hat einen Mund mit wehem Lächeln und durchsichtig zarte Nüstern mit dem Zucken krankhafter Sehnsucht. Erhebt Zug für Zug Anspruch auf Nachsicht! Und keine rächende Nemesis streckt mehr die Hand nach ihr aus, wenn sie fällt. Höchstens sinkt sie hin in unendlich rührendem Ende. Überwindet sie aber die Versuchung, so wird ihr Haupt gekrönt mit strahlender Märtyrerkrone ...

Es ist keine Frage, daß das Motiv der verlassenen Frau ein verlockendes ist. Es ist aber ein trauriges Zeichen, daß seine Auffassung sich in solcher Weise geändert hat. Und es in dieser Aufmachung der deutschen Frau so reichlich vorzusetzen, das heißt ihr ein gefährliches Zuckerbrot verabreichen.

Ein Zuckerbrot, ganz geeignet, sie auf Abwege zu locken, die ihr von Natur fern liegen. Denn zur Ehre der deutschen Frau sei es gesagt, daß es nur schmähliche, in dunklen Tiefen

vegetierende Ausnahmen sind, die bis zur Untreue gegen den fernen, sein Leben einsetzenden Gatten oder Bräutigam sinken. Und kein Mensch, der die Psyche der Völker kennt, wird bestreiten, daß gerade Untreue der deutschen Frau am allerwenigsten liegt. Ganz abgesehen von dem glänzenden Zeugnis, das ihr Geschichte und Dichtung im Kampfe gegen Versuchungen zur Untreue ausgestellt haben. Sie hat sie sich in Friedenszeiten von modernen Schriftstellern und Dichtern leider nach französischem Muster aufpfropfen lassen. Jetzt aber Fehltritte in dieser Richtung so zu verallgemeinern, mag es noch so poetisch schön oder psychologisch folgerichtig geschehen, das ist eine literarische Spielerei, die jede echte deutsche Frau nur mit Empörung zurückweisen kann. Denn sie beleidigt die Starken und verwirrt die Schwachen.

H. Hermann

*

Das Literatenherz

Innerhalb eines Aufsatzes von Hans Franck „Der Kampf um das Theater", mit dem das „Literarische Echo" das 1. Septemberheft eröffnet, stoßen wir auf die Bemerkung: „Weil wir in einem Krieg stehen, dem das Herz des Volkes längst nicht mehr gehört." Man stutzt und glaubt, nicht recht gelesen zu haben; aber die Worte bleiben stehen. Innerhalb eines längeren Satzes, der die Zwangslage der Theater beklagt, Stücke von Autoren nicht spielen zu dürfen, weil wir mit dem Volke des Dichters „in einem Kriege stehen, dem hüben wie drüben das Herz des Volkes längst nicht mehr gehört, der sich nur noch weiterschleppt, weil niemand da ist, mit seinem Machtwort den rasend gewordenen Knecht wieder in die Leblosigkeit zurückzuzwingen". Über die Tiefe der Einsicht in die furchtbaren Triebkräfte dieses entsetzlichen Krieges, die der Verfasser in diesem Satze bekundet, wollen wir kein Wort verlieren. Jeder blamiert sich, so gut er kann, und Literaten brauchen schließlich nicht durch historisches Gefühl und politische Einsicht beschwert zu sein. Um so aufreizender wirkt der Satz vom Kriege, dem das Herz des Volkes nicht mehr gehört. Also das Herz des Volkes gehört einem Kriege nicht, von dessen Ausgang Wohl oder Wehe für die ganze Zukunft dieses Volkes abhängt! Das Herz des deutschen Volkes gehört einem Kriege nicht, der über Deutschlands Bestehen entscheidet. Das Herz des Volkes gehört einem Kriege nicht, in dem Millionen deutscher Herzen zu jeder Stunde für das Leben ihrer liebsten Angehörigen zittern! — Wie kann jemand mit gesundem Menschenverstand einen solchen lästerlichen Satz überhaupt nur denken, geschweige denn niederschreiben, wie kann er in einer führenden literarischen Zeitschrift gedruckt werden? Kann es eine schlimmere Brandmarkung jenes Literatengeistes geben, den wir auch sonst in unserer zeitgenössischen Literatur und Kritik so oft zu spüren bekommen? Hochmut, blinde Selbstsucht und völlige Entfremdung von den innersten Volkskräften zeigt sich da in lieblichem Bunde. Da lernt man erst begreifen, weshalb das Volk das verächtliche Wort „Schreiberseele" geprägt hat.

K. St.

*

Deutsche Kunstpolitik bei den Neutralen

Deutsche Opern-, Schauspiel- und Konzertunternehmer haben Vorführungen im neutralen Auslande, in der Schweiz, Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen veranstaltet und sich dazu auch in Bulgarien erboten in der Meinung oder unter dem Vorwande, dadurch für Deutschland bei den Neutralen Stimmung zu machen und die öffentliche Meinung für die deutsche Sache zu gewinnen. Anfangs ließen sich diese Veranstaltungen nicht beanstanden. Indessen scheint es, als ob sie zu häufig, zu aufdringlich und zu erwerbsmäßig geworden wären. Auch waren sie nicht überall diplomatisch geschickt genug vorbereitet. Unbedingt mußte vermieden werden, daß in Christiania die Abhaltung eines deutschen Konzerts verboten und in Kopenhagen die Veranstaltung deutscher Schauspielaufführungen beanstandet wurde. In Zukunft ist größere Zurückhaltung zu empfehlen. Auch wurden durchaus nicht überall deutsche Kunstwerke vorgeführt, was doch eine selbstverständliche Bedingung war.

Abgesehen davon hat man die Erfolge dieser Art von Kunstpolitik bei den Neutralen überschätzt. Mochten auch die deutschen Vorführungen guten Zuspruch und großen Beifall finden, die maßgebenden Politiker wurden nicht im geringsten davon berührt, die öffentliche Meinung nicht beeinflußt. Die englische Diplomatie ging kaltlächelnd über die deutschen Theatervorstellungen und Konzerte hinweg, beherrschte nach wie vor Norwegen und Dänemark und hat in Schweden und Holland Erfolge erzielt, die zu denken geben, weil sie ungleich entschiedener und tatkräftiger arbeitet, weil sie Interessen ausspielt und sich nicht auf „Sentiments“ beschränkt.

Mitte Mai gab die Reinhardttruppe, da ihr Gastspiel in Kopenhagen nicht zustande kam, einige Vorstellungen in Malmö. Ein Berliner Tageblatt ließ sich am 22. Mai berichten, Reinhardt habe von Malmö aus Kopenhagen „erobert“, obwohl nur eine kleine dänische Vertretung aus Kopenhagen erschienen war. Derlei Berichte dienen nur der Reklame. In Wirklichkeit waren und sind die deutschen Theatervorstellungen im neutralen Auslande politisch so wertlos wie die Austauschprofessoren und die Besuchsreisen von Bürgermeistern, Geistlichen, Schriftleitern usw.

*

Dem deutschen Simpel ins Stammbuch

„Es werden aufstehen solche, die unter schönen Scheinen von Gerechtigkeit und Milde, unter schönen Namen von deutscher Treue und Sitte dich wieder in das alte Elend hineinlocken und hineingaukeln wollen; die dir mit den heiligen Worten Milde, Menschlichkeit, Christlichkeit das stolze Herz brechen wollen, daß du lieber dienest als herrschest. Siehe, solche sind unter scheinbaren Vorwänden Aussäer der Zwietracht und Lähmer deines Zornes und deiner Macht. Auch wird deine alte Pest nicht fehlen, deutsches Volk, jenes kakelnde und schnatternde Geschlecht der Vielseitigen. Kaum wird dein Schwert rot sein von dem Blute deiner Peiniger, so werden sie ‚Mäßigung, Mäßigung!‘ schreien und dir mit Halbheit und Jämmerlichkeit die Seele füllen wollen. Wehe dir, wenn du das Geringste glaubst von dem, was diese predigen, und dreimal wehe dir, wenn du kleinmütig ablässest von dem Kampf, ehe er durchgestritten ist! Ergreife das Glück, welches Gott dir geben will; ergreife die neue Zeit, aber die neue deutsche Zeit und nicht die neue französische Zeit! Du gutmütiges Schaf hörst dich von den eitlen und übermütigen Fremden jeden Tag dummes deutsches Vieh nennen und meinst, sie rühmen die Tugend der Sanftmut und Geduld an dir! Wahrlich, ich sage dir: Zu lange, zu lange wandelst du in diesem Irrtum. Auf, ermanne dich! Fasse dir eine deutsche und männliche Zuversicht und sieh über das Kleine hinweg, und du wirst Großes gewinnen!“

Vielen Türmerlesern werden diese Worte Ernst Moritz Arndts noch im Gedächtnis haften, man kann sie aber gar nicht genug verbreiten und einhämmern. Deshalb weise ich gern darauf hin, daß sie in Postkartenform von dem Verlage der „Ärztlichen Rundschau“, Otto Gmelin (München), zu beziehen sind. Man sollte mit einer solchen Karte ab und zu den einen oder anderen deutschen Simpel zu frischer Schreib- oder Redetat anfeuern.

Gr.

*

„Copyright“

Der „D. T.“ wird geschrieben:

Wenn auch früher im Frieden eine Berechtigung für das „copyright by“ in Büchern usw. begründet gewesen sein sollte, so ist es doch unverständlich, daß es nach der Kriegserklärung Nordamerikas immer noch aufrechterhalten und abgedruckt wird. Wann wird der Deutsche aufhören, so bescheiden und gefügig zu sein? Er allein fordert in der Welt für seine Leistung keine Gegenleistung, stellt auf Bedingungen keine Gegenbedingung.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Sinkende Sonne

Beilage zum Türmer

L. Fahrenkr[o]g



XX. Jahrg. Zweites Oktoberheft 1917 Heft 2

Deutsche Vaterlands-Partei und Deutscher Volksrat

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Großadmiral von Tirpitz betonte in den Versammlungen der Deutschen Vaterlands-Partei in Berlin mit besonderem Nachdruck: „daß die Deutsche Vaterlands-Partei in bezug auf Einzelfragen und besonders in bezug auf unsere Politik jedwedem seine persönliche Überzeugung läßt, daß sie auch in keiner Weise in die vielfachen Verbände und Einzelorganisationen eingreifen will. Sie ist eine Einigungspartei, die alle Kräfte für das große Ziel versammelt, sich aber nicht identifiziert mit den einzelnen Organisationen. Die Deutsche Vaterlands-Partei nimmt auch zu der angekündigten Wahlrechtsreform in Preußen keine Stellung. Die geht nun ihren Gang."

Danach und schon nach dem Aufrufe zur Gründung der Vaterlands-Partei sollte es überflüssig sein, dem Mißverständnisse vorzubeugen, als verfolge die Vaterlands-Partei irgendwelche politischen Sonderzwecke oder gar innerpolitische „reaktionäre". Es sollte! In der Tat wird dieses Mißverständnis nicht nur erregt und geschürt, sondern auch von vielen Anhängern fortschrittlicher und sozialdemokratischer Anschauungen ehrlich gehegt. Von denen, die grundsätzlich mißverstehen wollen, sei hier abgesehen.

Der Vorstand der liberalen Arbeitsgemeinschaft in Bayern hat nach dem „Berliner Tageblatt" („Telegramm unseres Korrespondenten, Augsburg, 26. September") in seiner letzten Sitzung einstimmig eine Entschließung angenommen, in welcher der „Vorstand" — immer nur der „Vorstand" — u. a. feststellt, „daß hinter diesen neuen Gründungen (gemeint ist die Deutsche Vaterlands-Partei, wie das ‚Berl. Tageblatt' durch die Überschrift ‚Eine Warnung vor der Vaterlands-Partei' selbst zugibt) keineswegs nur patriotische Sorge, sondern vielfach auch die offenkundige Absicht steckt, dem deutschen Volke einen der besten Teile seines Siegespreises vorzuenthalten: den verfassungsrechtlichen Fortschritt."

Vorher heißt es in der Entschließung: „Die bayerischen Liberalen sind einig in dem Gedanken, zu dem sich beide liberale Parteien bekannt haben, daß dieser Krieg durch einen Frieden beendet werden muß, der die Lebensnotwendigkeit des deutschen Volkes und die Freiheit seiner Entwicklung politisch, wirtschaftlich und militärisch sicherstellt, zugleich aber eine Wiederversöhnung der Völker ermöglicht."

Und am Schluß: „die Gesinnungsgenossen werden aufgefordert, unentwegt festzuhalten an dem gemeinsamen Wahlspruch: Stark nach außen, frei nach innen!"

Welcher nicht von allen guten Geistern verlassene Deutsche würde dem nicht zustimmen: „Ein Friede, der die Lebensnotwendigkeit des deutschen Volkes und die Freiheit seiner Entwicklung politisch, wirtschaftlich und militärisch sicherstellt, aber auch eine Wiederversöhnung der Völker ermöglicht?" Und: „Stark nach außen, nach innen frei"? Das ist doch ein so offenes und entschlossenes Bekenntnis zu einem deutschen Frieden im wahren Sinne des Wortes, daß dagegen die „Warnung vor der Vaterlandspartei" als ein Widerspruch in sich selbst erscheinen müßte, wenn eben nicht das Mißtrauen wäre, das Mißtrauen des Deutschen gegen den Deutschen. Darüber wird der tertius gaudens vergessen, der „lachende Dritte", der schadenfrohe gemeinsame Feind —: „Hab' ich doch meine Freude dran!"

Ein Beispiel nur, aber der Fall ist typisch. Hier „entschließt" nur der Vorstand einer liberalen Arbeitsgemeinschaft, und auch dieser Vorstand fußt auf gut vaterländischem, deutschem Boden, nur glaubt er sich gegen eine „Arbeitsgemeinschaft" mit der Deutschen Vaterlands-Partei verwahren zu müssen, weil er sie im Verdacht innerpolitischer reaktionärer Umtriebe hat. Diesem — typischen — Verdacht kann die Vaterlands-Partei, ohne sich auch nur den geringsten Gewissenszwang aufzuerlegen, den Boden abgraben, indem sie etwa in einem erneuten Aufrufe an das deutsche Volk feierlich auf ihr Gewissen erklärt, daß sie einzig und allein das deutsche Volk ohne Unterschied der Partei, der Klasse oder des Bekenntnisses zur Erringung eines Friedens zusammenschmieden will, der seiner Opfer würdig ist, der seine Ehre und sein Ansehen nicht beschädigt, seine Lebensnotwendigkeiten und die Freiheit seiner Entwicklung nach außen und nach innen politisch, wirtschaftlich und militärisch so sicherstellt, daß sein Wort auch gewichtig, gewichtiger als 1914, in die Wagschale des Völkerfriedens fällt.



Wie unser deutscher Frieden aussehen soll, das im einzelnen zu umschreiben, kann und darf nicht Aufgabe der Deutschen Vaterlands-Partei sein. Es muß ein Friede sein, der nichts preisgibt, was wir in Händen halten und auch in festen Händen behalten können. Ein Friede, der uns freie Entwicklung sichert, also auch gesicherte wirtschaftliche und gesicherte Siedlungsmöglichkeiten. Darüber hinaus kann die Deutsche Vaterlands-Partei die Frage aufwerfen:

Wer soll es sein, aus welchen Kreisen sollen die genommen werden, die für uns diesen Frieden vorbereiten und bei seinem Abschlusse mitwirken?

Die Aufgabe, die Verantwortung, die Folgen für unser Volk, für die Menschheit auf Geschlechterreihen hinaus sind so außerordentliche, daß sie auch einer außerordentlichen Vertretung, einer zu diesem außerordentlichen Zwecke besonders einberufenen Körperschaft bedürfen. Weder Reichstagsausschüsse, noch Kronräte genügen hier. Aus sämtlichen Berufsständen des deutschen Volkes, Militär- und Beamtenstand, Industrie, Arbeiterschaft, Handel und Handwerk, Wissenschaft, Presse, Künste, sollten Vertreter herangezogen werden, die so Berufenen dann aus ihrer Mitte eine begrenzte Zahl von Vertrauensmännern wählen. Diese Vertrauensmänner, unter dem Vorsitze des Kaisers oder des Reichskanzlers, könnten einen Deutschen Volksrat bilden, von dem zwar keine ideale Lösung der Friedensfrage zu erwarten wäre, doch aber eine sachlichere, dem deutschen Volkswillen verwandtere, als von den heute gegebenen, auf so Außerordentliches gar nicht eingestellten, nur eben aus ahnungslosen Friedenszeiten überlieferten Vertretungen. Die Männer aber, die höchste Verantwortung tragen, nicht nur mit ihr sich schmücken, die nichts ehrlicher ersehnen, als einen Frieden, der wirklich ein Friede ist und nicht nur neues, noch fürchterlicheres Blutvergießen heraufbeschwört und namenloses Elend hinterläßt, die klarer und weiter schauen, als wir alle zusammen, die sollen und werden auch in einem Deutschen Volksrat das letzte Wort behalten, — freiwillig, aus erlöster Seele würde es ihnen gegeben werden. Gern hörten diese Männer das Herz des deutschen Volkes an ihrem eigenen Herzen schlagen. Noch hören sie es schlagen — weh uns, wenn sie es einmal nicht mehr schlagen hörten!

Abendfrieden · Von Fritz Alfred Zimmer

In des Tages Strenge
Drückte mich der Sorgenschuh —
Weiche Glockenklänge
Singen alles sacht zur Ruh'.

Komm mit in den Garten!
Will, mein Haupt in deinem Schoß,
Still auf Sterne warten,
Himmelhell und hoffnungsgroß.

So nach Lust und Leide
Lauscht des Schweigens zarte Pracht.
Draußen in der Heide
Sinnt die Seele der Nacht.



Christus

Eine Legende aus der Zeit

Von Karl Röttger

Es war, als ob bei manchem mit der langsamen Genesung ein langsames Aufwachen nebenher ging. Ein Aufwachen — oder ein Besinnen auf die Dinge, an denen sie vordem (ehe der Krieg war) teilgehabt hatten, und die dann im Taumel und wilden Rhythmus der ersten Kriegszeit wie ausgewischt gewesen waren. Ein Besinnen, etwa auf geistige Dinge, oder auf Dinge der Kunst, oder auf Gott oder auf Christus. Gleichgültig vielleicht am Ende: auf was — ein Besinnen war es. Und man besinnt sich gern — nach solcher Zeit (wie lange war es? das wußte keiner), nach solcher Zeit, da sie außerhalb der Heimat mit ihrer beseligenden Fülle gestanden waren — nur manchmal mit einem leisen Traum, — welcher schwand, wenn die Geschütze zu dröhnen begannen.

Nun fing ihrer einer an zu sprechen von solchem. Es war kein großer Raum. Ein halbes Dutzend Betten, Licht hing wo an den Decken und übergoß alles Weiße: die Bettstellen, die weißen Bezüge, die Stühle und Schränkchen. Der eine (er durfte schon im Zimmer hin und her gehen) saß gerade auf dem Rand seines Bettes. Er sagte: wenn man so müßig läge, noch nicht ganz gesund, aber gewiß, daß man es würde, kämen einem so allerhand Gedanken, von denen man oft nicht wisse, ob sie dumm seien oder nicht.

Was es denn sei?

Nun, jeder Mensch, oder die meisten doch, dächten sich jeder das Seine über die Welt oder über die großen Dinge, Gott und Christus. — Ob Christus so etwas wie diesen fürchterlichen Krieg vorausgesehen habe; oder wie er dazu stehe. Darauf antwortete eine Stimme sehr bald fest und halb ärgerlich: nein, er habe das nicht vorausgesehen. Sei kein Gedanke daran. Was denn das überhaupt solle? —

Nun, er denke das nur so. Es sei ihm so gekommen.

Ob er im Kriege auch solche Gedanken gehabt habe?

Nein! Da sei keine Zeit gewesen zum Denken.

Nun also. — Krieg sei Krieg. Da dürft's solche Gedanken nicht geben. Da könnt's nur ein Denken geben: wie kriegen wir die feindlichen Kerls unter? Wie der Krieg eine unbezweifelbare, furchtbare Realität sei, in die jeder Soldat sich einfüge, so dürfe es auch keinen Zweifel geben, daß das an den Krieg führen müsse, wenn er nun einmal da sei.

Gewiß! Gewiß! Und doch, man habe doch solche Gedanken. Warum seien sie auf einmal da; doch wohl, weil einem Christus etwas Hohes sei — und der Krieg auch. Und da suche man wohl, was diesen Gegensatz (der vielleicht am Ende gar keiner sei) ausgleiche.

Hierauf sagte ein dritter: So ist es. Auch darf man kaum sagen, daß Christus dies nicht vorgesehen habe, wie der Kamerad dort sagte. In seiner Lehre (wir können das gar nicht anders denken) ist schließlich alles vergessen. Wenn auch

nicht den Worten nach (was ja eine Unmöglichkeit ist), so doch im Geiste. Seine Lehre umspannt die Welt. Christus verneint keineswegs die Welt. Aber er fühlt die Welt als schmerzlich und als der Genesung bedürftig — als krank an der Unvollkommenheit.

Aber: er sagte doch: mein Reich ist nicht von dieser Welt? fragte einer. Das ist richtig. Und es widerspricht dem nicht, was ich sagte. Sein Reich, wie er es sah, war etwas, das anders war als die Welt, die er vorfand; aber er setzte nicht neben die Welt eine andere (wie hätte er seines Vaters Schöpfung so verneinen können?), sondern: was ihm als sein Reich vorschwebte, war — die Welt, aber in Reinheit und Güte, die neue Welt, die neue Erde mit den neuen Menschen. Und zugleich die alte Erde, die Gott einst auch so gemeint hatte. Wie hätte er sonst sagen können: das Reich Gottes ist inwendig in euch? Die Menschen wußten es ja nur noch nicht in sich zu finden, da sie so schlecht zu hören und zu schauen verstanden (außer die wenigen, die ihn verstanden). Darum, wenn wir dies begreifen, dürfen wir uns Christen nennen. Auch wenn wir im Kriege waren und teilnahmen am Schießen und Sturmlauf, mit dem Bajonett in der Hand. Ich habe gefunden, daß nichts, was diesen Krieg ausmacht — im Guten wie im Bösen —, nicht vorher auch in der Welt gewesen sei, im Frieden; in den Menschen; die guten und die schlechten Eigenschaften, die man nun kennen lernt. Es war alles da, nur nicht so gehäuft, nur nicht in so riesigen Massen. Und wenn wir da bei all dem im Frieden nicht zweifelten, daß wir Christen seien, oder uns wenigstens so nennen dürften, so brauchen wir nun auch trotz des Krieges nicht zu zweifeln, daß wir Christen sein können.

Nun aber fragte eine Stimme: Was heißt denn Christ sein?

Da war's erst eine Weile still. Dann sagte eine Stimme: Das Herz Christi verstehen.

Die Stimme fragte ruhig weiter: Was ist das Herz Christi?

Darauf kam die Antwort: Ein großes süßes Geheimnis. Worte können es schwer sagen. Kamerad, du mußt das Buch lesen, dann weißt du es.

Welches Buch?

Die vier Evangelien. Danach weißt du alles; auch was wesentlich ist und unwesentlich.

Es war eine ganze Weile Stille. Dann: Jeder Mensch darf, wenn er mag, sich Christ nennen. Wenn er über aller Tragik sich das größere Fühlen bewahrt, welches sagt: ich steh' und kämpfe, denn ich bin meinem Lande treu. Was die Gerechtigkeit Gottes ist, oder der Wille Christi sagen würde, das weiß ich jetzt nicht. Wenn ein Franzose so spräche oder ein Engländer — und wüßte er selbst seines Landes Unrecht und seiner Führer Verrat an der Menschheit —, wäre er nicht ein echter Gegner, wenn er nun doch kämpft, wenn er seinem Lande treu ist? Aber es vermögen ihrer wohl nicht viele also zu sprechen.

Und doch: wir Menschen finden schwer das Einigende und was uns erlöst vom Zweifeln und vom Irrtum. Wenn es geschehen könnte, daß er unsereinem entgegenträte und sagte in seiner Art das, was wir brauchen ...? Aber das wäre wohl ein Wunder, und die Wunder sind unsern Zeiten fremd.

Weil wir sie nicht zu sehen vermögen, sonst nicht, sagte einer.

Die andern sahen ihn erstaunt an, er sprach darum weiter: Es ist nicht anders als damals. Es stehet geschrieben, daß er ging wie ein Mensch, unscheinbar, arm und als einer, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlege. Aber er hatte die Kraft. Das, nur das, war sein Wunder. Aber es war bei ihm zugleich eine große Selbstverständlichkeit. Nur: die Menschen (die meisten) merkten gar nicht, was da um sie war und geschah, und darum sahen die meisten damals auch keine Wunder. —

Aber etliche doch —!

Das ist wahr. Aber etliche sehen sie vielleicht auch heute. Christ ist Kraft. Kraft aus Gott. Gott trat für Menschensinn noch nicht in die Erscheinung, es sei denn in dem Symbol einer Größe, eines ungeheuerlichen Geschehens, eines Namenlosen — oder in ihm: Christ. Der aber, in dem die Kraft war, war Mensch unter uns, und so vermögen wir ihn durch alle Zeit in einer Erscheinung zu denken. Er ist damals entwichen in die Himmel; aber seine Kraft (wir können das gar nicht anders denken) ist irgendwie und wo in der Welt. Und wo sie sich äußert, in Erscheinung tritt, darf sein Geist vermutet werden. Aber er selbst, als Erscheinung, ist das noch nicht (so groß unsere Sehnsucht danach ist). Er selbst . . . war einmal unter den Menschen. Darum werden auch wohl alle Berichte, die von ihm künden, diesen Ton haben: er war und tat . . .

Könnte es denn aber doch nicht einmal sein, daß er ist und tut — heute, morgen, gestern, und nicht bloß in der Zeitlosigkeit war und tat? Daß jemand ihm so nahe käme, ihn erreichte, daß er sähe: er ist — er ist da?

Der andere sprach: Ja, so quälen wir uns. Aber wenn wir es recht bedenken, da er Kraft ist, kann er nicht nur nicht vergehen, sondern muß sich sogar vervielfältigen. Denn das ist das Wesen der Kraft Gottes, im Gegensatz zur Kraft der Menschen. Aber das kann doch nicht heißen, daß da, wo seine Kraft in Dingen und Verhältnissen mitwirkt, daß da er auch schon sei, wohl gar gestalthaft sei. Da ist er schon — irgendwo, aber gestalthaft kann man ihn in der Gegenwart vielleicht nicht fassen oder sehen; sondern nur in der Vergangenheit und — in der Zukunft. —

Man soll sich ja auch kein Bildnis noch Gleichnis machen, sagte einer.

Aber das gilt nur von Gott, antwortete ein anderer.

Christus war Gott —

Gewiß, aber ist auch unser leiblicher Bruder gewesen, außer daß er Gott war — und so muß dennoch eine Möglichkeit sein, ihn zu erschauen. —

Die Möglichkeit ist — sprach nun eine Stimme, die bis dahin geschwiegen hatte. Alle sahen hin. Ein junger Mensch lag da, regungslos; beide Beine in großen Verbänden; doch das sah man nicht, man wußte es nur.

Er hatte die Decke etwas von der Brust zurückgeschlagen. Seine Hände lagen auf der Decke. Seine Augen sahen die andern nicht; sie hingen irgendwo an der Zimmerdecke, an einem Punkt der weißgestrichenen Fläche da oben.

Er sprach so: Als ich niederfiel, das ist wie eine ferne Erinnerung; dumpf und undeutlich. Wir waren im Sturmlauf, irgendwo, im Raum, im Chaos.

Aber man war nicht allein. Es gab keine Umwelt, aber es waren Mitstürmende da, Kameraden. Dies aber wußte nur das Gefühl, das Auge war weit vorauf; da — da — der Feind, der Feind, fast schon unpersönlich, als ein die Seele erbitterndes ungeheuerliches Etwas, an das man heran müsse, damit es entweiche ins Nirgendwo und Niemehr. Und dann: nichts mehr — — ein dumpfes, fernes, undeutliches Erinnern, daß ich hinfiel — aber dann: nichts mehr. —

Doch war danach ein Aufwachen, ein Zurückfluten der Besinnung. In Schmerzen, in erster Dämmerung . . . Und Stille umher, bis man aufhorchend noch fernes Schießen erlauschte, und unter schweren Lidern hervor das Auge einen fernen Brand ersah.

Danach kam der Blick aus der Ferne zurück und sah die Nähe an. Ich lag an einem Stein, auf einer Stufe, gegen den seitlichen Pfosten einer Pforte gelehnt. Ich tastete mit den Händen, ja, das war ein Gitter, da war eine Mauer. Ich konnte unter den Schmerzen soviel denken: dies war der Eingang zu einem Garten wohl; hier war ich nicht hingestürzt, wie kam ich hierher? Nun, jemand hat mich hergeschleppt. Aber wer? Es war doch Stille umher und Dämmerung. Also, wie kam ich her? Aber die Schmerzen waren groß; wenn ich nur nicht die Nacht liegen blieb. Es ist nichts Furchtbareres, als in der Not einsam und verlassen zu sein. So mochte es sein, daß ich stöhnte oder vielleicht ein wenig weinte; da fragte eine Stimme auf mich nieder: schmerzt es so? Hab' Geduld, du bleibst nicht liegen die Nacht, ich winke sie schon heran. Jetzt sind sie noch ferne und suchen, aber sie kommen noch. Du bleibst nicht vergessen.

Ich sah schräg zur Seite hinauf. Wer sprach da? Und da sah ich: es lehnte einer an der Mauer; der sah auf mich herab und versuchte zu lächeln. Danach hob er wieder sein Gesicht und sah ins Land, und da war sein Gesicht wieder ernst und groß, und seine Mienen waren unbeweglich.

Wer ist bei mir, fragte ich, ein Kamerad?

Ein Kamerad, Bruder; aber kein Krieger. Ich habe nie Waffen getragen. Von Anfang an nicht; durch die Jahrtausende nicht.

Wer ist da? schrie ich.

Da neigte er sich nieder und sagte ganz sanft: Still, still; nicht erschrecken; ein Lebendiges ist da. Siehe ich bin, daß ich verstünde, daß ein Leben sei zwischen dem Tod und hinter dem Tod. Ich komme und gehe, zu suchen mein Werk.

Wer bist du?

Der eine, der immer sein wird.

Und da erkannte ich . . . ihn. Und da war ich ganz still und legte diese Hand auf die Augen.

Danach sagte ich: Herr, du bist es. Ich erkenne dich. Man braucht nicht zu erschrecken vor dir.

Warum sollte ein Erschrecken sein? sprach die Stimme. Ich habe die Menschen immer geliebt um ihrer Not willen.

Das ist dein Größtes, Herr, daß du den Menschen nahe kommst. Sieh, als wir in der Schlacht waren, da hat unser keiner an dich gedacht, sondern nur, wie unserm Müssen, unserer Wut und, ja, auch unserer Not ein Ziel würde, so stürzten

wir zueinander, Feind zu Feind; aber ich glaube, wir trugen wohl eine Ahnung in unserem Blut und im Herzen (dachten aber nicht daran), denn sieh: ich bin doch kein Tier, ob ich gleich töte. Sieh, ich ging in den Krieg, wie man zu schwerem, aber gutem Werk geht. Sieh, ich bin nun nur ein Mensch und habe Schmerzen.

Ja, große Schmerzen, sagte er. Ich weiß es. Auch zürne ich keinem der Menschen, die da kämpfen und Schweres auf sich nehmen und gar tot hinfallen. Denn ich weiß, daß es euch treibt. Nur bleibt die Trauer und die große Schwermut. Mein Werk ist anders. Mein Werk ist: den Traum zu erträumen von der Vollendung des Geistes, von der Vollendung der Liebe; von dem Werden des reinen Herzens. Ich habe nie Waffen getragen von Anfang an.

Ja, sagte ich, du bist anders. Wir wissen es wohl; und wir wissen, daß du über die Maßen gut bist. Aber sieh, als ich ein Kind war, da habe ich viel geträumt von Waffen und von einer Lanze und von einem Pferd, und daß ich reiten möchte — wohin? Wohl in das Märchen und da streiten . . . Die meisten Kinder träumen so. Ich weiß es wohl oder denke es mir: deine Träume waren anders, da du Kind warst . . . Und doch warst auch du ein Streiter.

Ja, meine Träume waren anders. Dennoch stand ich gern in der Welt, und keines der Schicksale, die meinem Auge vorüberzogen, zog vorüber, ohne daß ich daran teilgenommen hätte, ohne daß ich versucht hätte, das Schwerste davon mit mir zu nehmen. So habe ich des menschlichen Leides viel erfahren und viel davon getragen. Und sieh, das ist mein Werk: des Leides immer mehr aus der Welt zu nehmen, von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrtausend zu Jahrtausend — bis dann — irgendwann — mein Reich erstanden ist.

Dann ist die Erde nicht mehr, sprach ich. Du sagtest ja, mein Reich ist nicht von dieser Welt.

O, sprach er und lächelte, verstehe es nur recht. Diese Welt und diese Menschen brauchen nicht ausgewischt zu sein, daß mein Reich sei. Mein Reich kann jederzeit beginnen, und beginnt auch da, wo die Vollendung des Geistes und der Güte anhebt. Denn da ist alles Leid, aller Schmerz, alle Tragik überwunden.

O, sagte ich, Herr, ich möchte es wohl einmal so fühlen, wie du sagst.

Da lächelte er: Warte nur.

Hast du die Schlacht gesehen, Herr, fragte ich. Oder hast du dein Haupt verhüllt?

Er sprach: Ich verhülle nie mein Haupt vor der Welt. Ich habe mit klarem, großem Blick hingesehen. Ich war einen Augenblick hinübergetreten in das Morgenrot und hinter das Blau des Horizonts, als es begann. Es war klare, herbe Morgenfrühe . . .

Ja, sprich weiter, Herr.

Nun, da trat ich wieder hervor, durch das Tor, dahinter die Ewigkeit liegt, die mir allezeit offen liegt, trat hervor in eure kleine Zeit und sah es alles an.

Und da graut dich der Menschen, weil sie rasten und stürmten wie die Tiere?

Nein, mein Herz klopfte nur machtvoll und hoch in der Brust, und meine Arme breiteten sich aus, als müßte ich die Schlacht, die verkrampfte Menschheit in meine Arme schließen und an diese Brust hier nehmen, auf daß sie still würde. Denn sieh, das ist doch meine Lehre, daß immer ein Ausgleich da sei für alles Schicksal, für alle verkrampften Triebe der Menschen, für alles Leid. Denn ich sah wohl, es war leidende Menschheit, die da im Feld wogte. Und die da tot hinfielen, litten am wenigsten.

Das sagst du, Herr?

Ja. Die da bleiben, leiden mehr. O, ich weiß die Schwere des Tods. Ich bin doch auch gestorben (dies sagte er ganz leise). Aber ich versagte mich dem Tod nicht. Darum kann ich mit euch reden, die ihr dem Tod euch nicht versagen wolltet. Es liegen viele hier herum, viele. Ich werde nachher zu ihnen allen gehen und sagen: stehet auf und gehet mit mir. Ihr steht am Tor — so gehet nun hinein und schauet, was dort ist. Dort ist das Licht.

Ich schauerte wohl zusammen oder fröstelte. Denn er beugte sich über mich. Du liegst kalt, sagte er, komm, ich hebe dich und trage dich von diesem Stein dort ins Sommergras. Sieh, das Tor ist hier, und es ist nur ein Friedhof, alt und einsam, und die Bäume rauschen mit schweren Kronen darüber hin. Ich will dich mit dem Haupt an einen Hügel lehnen, auf diesen meinen Mantel. Und so tat er, und ich lag ganz still.

Darauf sagte er: sie kommen nun bald und holen dich. Dann kehrst du vom Tor in das Leben zurück. Ich gehe nun, zu sammeln die, die schon ganz still sind.

Und da ging er.

Danach aber, nach langer, langer Zeit, wie es mir erschien, kam er zurück, und da war die Nacht schon da und groß der Himmel, und meine Schmerzen so, daß ich immerdar schrie. Und ich sah, daß ich in einem Tor lag, hoch, schwarz aufragend, oben gewölbt, und das war der Übergang von dem Leben in das andere Leben. Und ich lag auf diesem Übergang, auf der Schwelle, und sah das alles. Und er kam, und sein Angesicht leuchtete. Und hinter ihm kamen sie alle, wie ein Heerzug, wie ein Strom, und sie folgten ihm nach. Da erhob ich mich auf diesen Händen ein wenig, auf daß ich sähe, wohin sie gingen. Da sah ich, wie er voraufschritt und in die unermeßliche Ferne zeigte, als wollte er sagen: dort, dort, sehet, es beginnt zu tagen, das neue Licht! Denn es ging nun ein Licht dort auf; in unermeßlicher Ferne; golden und riesengroß eine Sonne der Sonnen.

Der Erzähler schwieg eine ganze Weile. Da mahnte einer: Weiter! Und dann? Dann, sagte er — dann schrie ich: Herr, ich gehe mit dir. — Aber ich konnte ja nicht. Und da zog es mich schon an der Schwelle hoch und hob mich auf, daß ich brüllte vor Schmerz. Und dann war es, wie da ich hinfiel: Nichts! Nichts! Kein Denken und kein Wissen. Bis ich erwachte und irgendwo in einem Raume lag, in weißen Decken und mich lange, lange besann, wo ich gewesen sei.

Als die andern eine ganze Weile still gewesen waren, fragte einer: Und er? Hast du ein Erinnern, wie er aussah? War er groß? Wie war sein Angesicht? Sein Rock? Sein Haar?

Da lächelte der Kranke und sprach: Das kann ich nicht sagen. Und niemand könnte es wohl sagen, der ihn so gesehen hat. Wie soll man solches auch hinterher wissen? Es ist unmöglich. Man sieht, daß seine Augen lächeln, daß sein Blick gut ist, daß sein Angesicht ernst und ein wenig blaß ist, vielleicht auch schmal, daß es aber auch schön heiter sein kann; manchmal aber auch den Hauch der Schwermut hat. Aber nur den Hauch. Und seine Hände sind weich und gut. Auch fest; aber gut. Mehr kann niemand wissen und behalten. In seines Wesens Hauch ertrinkt schauend die Seele und behält darum wohl nicht seiner Erscheinung Außen so genau — ob er groß war oder klein oder mittelgroß — man spürt nur seine Seele, seiner Seele Kraft, und das ist genug, um zu wissen: Er ist in der Welt. —



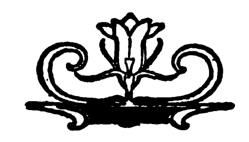
Auf ein Grab · Von Roderich Ley

Ich weiß im fernen Westen
Ein halb zerfall'nes Grab.
Es birgt in seinen Resten
Wohl einen von den Besten,
Die uns der Himmel gab!

Ich hab' die heil'ge Stätte
Mit Augen nie geschaut,
Und kenn' sie doch, als hätte
An ihrem Erdenbette
Ich selber mitgebaut!

Es ist von rauhen Winden
Der Hügel bald zerweht.
Die letzten Spuren schwinden . . .
Und dennoch würd' ich's finden,
Weil mir's im Herzen steht! —

Ich weiß ein Grab im Westen,
Das mich ins Wasser trieb!
Es birgt in seinen Resten
Wohl einen von den Besten . . .
Und diesen — hatt' ich — lieb!



Die Gesamtkriegslage Mitte September 1917

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne

Generalfeldmarschall v. Hindenburg hat bei Beginn des vierten Kriegsjahres dem deutschen Volke die erfrischende Kunde gebracht, daß unsere Kriegslage besser stünde denn je. Seit den ersten Augusttagen, an welchen diese gewichtigen Worte gesprochen wurden, sind wiederum 1½ Monate verflossen, diese haben hingereicht, um unsere militärischen Verhältnisse noch wesentlich zu verbessern. Die Mittelmächte gleichen einer gewaltigen uneinnehmbaren Festung, aus deren Toren machtvolle Ausfälle stattfinden, die an einer Seite die Belagerer soweit zurückgescheucht haben, daß sie selbst zu Belagerten geworden sind. Im Westen und Südwesten gleichen unsere Heere einem starken Schild, im Osten einem scharfen Schwert, das so gewichtige Hiebe geführt hat, daß unsere slawischen Feinde bereits für die Hauptstadt ihres Riesenreiches zittern. Der Schild hat nun zwar ganz gewaltige Stöße auszuhalten gehabt, aber er hat ihnen getrotzt, die Spitze der feindlichen Waffe hat sich verbogen und ist stumpf geworden.

Dieses Bild erfordert eine Erklärung. Anfangs dieses Jahres hatten unsere Feinde, die man mit dem albernen Namen „Entente" bezeichnet, einen gleichzeitigen Angriff auf allen Fronten geplant. Sie nahmen an, daß die Mittelmächte nicht überall so stark sein könnten, um nicht an der oder jener Stelle überrannt zu werden. Es sollten also Durchbruchsoffensiven in allergrößtem Maßstabe in die Wege geleitet werden. Der Ausbruch der russischen Revolution ließ nun für die erste Hälfte des Jahres 1917 auf der deutschen Ostfront eine unwillkürliche Waffenruhe eintreten, die den Feinden das Konzept bereits in seinen Anfängen verdarb und für Deutschland und seine Verbündeten wesentliche strategische Vorteile im Gefolge hatte. Mit desto größerem Eifer versuchten deshalb unsere Gegner ihre Absichten an der Westfront durchzuführen. Der franko-englische Angriff war auf Anfang Februar festgesetzt; der durch Organisationsschwierigkeiten verzögerte italienische sollte baldmöglichst folgen. Die Vorbereitungen für diesen Angriff waren ganz ungeheuer. Es wurden Artilleriemassen von einer Menge und Kaliberstärke an die Front geschleppt, wie man es früher nicht für möglich gehalten hätte. Japan und Amerika waren Mitlieferanten. Truppen wurden aus allen Winkeln der über die halbe Welt verstreuten Kriegsschauplätze zusammengeholt, um neue Millionenheere zu schaffen, Luftfahrzeuge und Panzerwagen wurden zu vielen Hunderten gebaut und dazu ebensoviel Kilometer Schienenstränge gebaut, um alle Truppenteile und Kommandostellen unter sich und mit der oberen Heeresleitung zu verbinden; — ja, mehr noch! — um die eigentliche Gefechtsfront mit „Ringbahnen" zu versehen, die ein plötzliches Einsetzen von Truppen an beliebiger Stelle, somit eine Rochade mit Leichtigkeit gestatteten. Diese feinen Pläne durchkreuzte nun Feldmarschall Hindenburg mit einem höchst

gewandten Schachzug. Der große Kriegsmeister war am 27. August 1916 zum Chef des Generalstabes der Armee ernannt worden, an dem Tage, wo Rumänien an die Habsburgische Monarchie und Italien an Deutschland den Krieg erklärt hatten. Der Feldmarschall war bisher nur auf den östlichen Kriegsschauplätzen zur Verwendung gekommen. Nach einer Besichtigung der Kampfgebiete an der Somme und Ancre erkannte er die Mängel unserer dortigen, saillantartig vorspringenden Stellung. Er bereitete in aller Stille 10—30 Kilometer weiter östlich ein in annähernd geraden Linien verlaufendes neues Verteidigungssystem in der ungefähren Linie Arras—la Fère vor, die den Sammelnamen „Siegfriedstellung" im Soldatenmunde erhielt. Dieses System gab die Grabenbefestigung im allgemeinen auf und ersetzte sie durch schachbrettförmig angeordnete, in vielen Reihen aufeinanderfolgende Stützpunkte, von den Granattrichtern der vordersten Linie anfangend bis zu dem geräumigen betonierten und mit Eisenschienen belegten Unterstand für die Reserven. Die Verteidigung wurde damit dezentralisiert und nachhaltiger deshalb gemacht, weil ein Teil verloren gehen konnte, ohne daß der Rest seine Verteidigungsfähigkeit verlor. Gerade als die Armeen der Westmächte sich zum Angriff nach wochenlanger Artillerievorbereitung in Bewegung setzen wollten, als nach der Äußerung eines englischen Befehlshabers man nur noch auf den Knopf zu drücken brauchte, um die ungeheure Explosion zum Ausbruch zu bringen, entzog sich die deutsche Abwehrarmee durch einen stillen unbemerkt bleibenden Abzug zunächst dem drohenden Angriff, wie ein geschickter Fechter, der eine Passade rückwärts vornimmt, um den folgenden Ausfall desto kräftiger gestalten zu können. Die Feinde waren über die ganze meisterhaft durchgeführte Bewegung so im unklaren, daß sie noch 2 Tage lang gegen die verlassenen deutschen Stellungen ungeheure Mengen von Munition verschwendeten. Sie mußten nun den deutschen Nachhuten folgen und ihre Angriffsmaßnahmen ganz neu gestalten. Die Arbeit von Monaten war vergeblich gewesen, kostbare Zeit verloren gegangen. Diese arbeitete jetzt für die Deutschen, insofern als der einsetzende rücksichtslose U-Bootkrieg die Engländer zur Eile zwang, wenn sie vor dessen Endwirkungen noch einen namhaften Erfolg im Landkriege erzielen wollten. Die Spanne Zeit, die die Rückmarschkämpfe in die Siegfriedstellung ausfüllten, war eine Erinnerung an den Bewegungskrieg, der nach dem langen Grabenkrieg eine wahre Erholung für die deutschen Krieger war. Sie zeitigte eine Fülle von ruhmvollen Einzelkämpfen, die von trotzigem Siegesbewußtsein, höchstem taktischen Geschick und übermütigem Wagemut zeugten. Nach einer Äußerung der Heeresleitung werden später erst die Regimentsgeschichten sie zu allgemeinerer Kenntnis bringen können.

Es dauerte volle 2 Monate, bis die franko-englische Front wieder soweit war, um an eine gemeinsame Offensive denken zu können. Diese war diesmal als eine konzentrische gedacht. Im allgemeinen sollten die Engländer von Westen, die Franzosen von Süden her angreifen. Die deutschen Stellungen zeigten die Form eines stumpfen Winkels. Der Nordflügel, von der Meeresküste bis etwa La Fère reichend, galt den Engländern als Operationsziel, der Ostflügel von dem Vorgelände von Soissons, die Wasserscheide zwischen Oise und Aisne (dem

Damenweg) entlang, quer durch die Champagne, das Kampfgebiet von Verdun bis zur Schweizergrenze blieb den Franzosen vorbehalten. Der erste Angriff sollte gleichzeitig erfolgen, blieb aber zeitlich getrennt. Die Engländer griffen am 9. April beiderseits Arras, die Franzosen am 16./17. April in der Breite von Soissons bis zur Suippes — etwa 60 Kilometer — an. Es war ein furchtbares Ringen. Die Engländer drängten einige deutsche Divisionen durch Gasangriffe, überlegene Artilleriewirkung 4 Kilometer weit zurück. Schon nach 2 Tagen stießen die Engländer aber auf den Riegel der deutschen Reserven, den sie nicht durchbrechen konnten, auch in allen den Kampfmonaten nicht, die dem ersten Großkampftage folgten. Die Franzosen griffen ihrerseits mit 23 und am 17. April mit 7 weiteren Divisionen an. Sie erzielten einen leichten Geländegewinn am Damenweg, sodann nordöstlich Reims und im Hügelgelände östlich dieser Stadt. Sie kamen aber kaum 1—2 Kilometer selbst an den von Erfolg begünstigten Stellen vorwärts. In der Folge wurden ihnen diese Geländegewinne wieder abgenommen. Eine Reihe von Großkampftagen, deren zeitliche Zwischenräume immer größer wurden, wurde ergänzt durch Dutzende von Teilangriffen, die sich mehr und mehr zugunsten der deutschen Waffen entschieden. Der französische Heerführer Nivelle hatte die schwersten Opfer nicht gescheut, um im Kampfgebiet Fortschritte in nördlicher Richtung zu machen. Da sie erfolglos blieben, nannten seine Soldaten ihn den Bluttrinker. Er hatte das Blut von 200000 Soldaten vergießen lassen. Nach seiner Ablösung im Juni gestalteten sich aber die Einzelkämpfe nicht weniger verlustreich. Die Franzosen mögen reichlich eine Viertelmillion Krieger allein auf dieser Front verloren haben, die sich — ursprünglich auf 60 Kilometer angesetzt — zurzeit auf 6 Kilometer beiderseits Craonne als Kampffeld zusammengezogen hat. Ein plötzliches Aufleben an der Front von Verdun gab dem französischen Führer Pétain Gelegenheit, die deutsche Abwehrlinie mit bemerkenswertem Schneid ein Stück nordwärts zu drängen. Die historischen Schlachtfelder, die Höhe 340, der Tote Mann, der Pfefferrücken und die vielumkämpften Wälder von Avocourt, der Chaumes-, Fosse- und Caillette-Wald wurden deutscherseits geräumt, da eine Belagerung von Verdun nicht mehr in der Absicht der deutschen Heeresleitung liegen konnte. Hart nördlich der genannten Geländestreifen hielt aber die deutsche Abwehr stand. Ihre Gefechtstätigkeit blieb durchsetzt von Teilerfolgen, die der deutschen Initiative und Stoßkraft ein glänzendes Zeugnis ausstellten. Die französische Armee zeigte trotz der Verstärkung, die sie von Saloniki aus erhalten hatte, eine zunehmende Kampfesmüdigkeit. Bereits anfangs September konnte auf der französischen Front die große Offensive als gescheitert angesehen werden. Auf der englischen Seite gestalteten sich die Kämpfe, von einem 1½ Millionenheer durchgefochten, noch weit ernster. Seit der Feldmarschall Haig, der britische Generalissimus, eingesehen hatte, daß er von Arras aus, also im Artois, den beabsichtigten Durchbruch nicht würde ausführen können, beschloß er, seine Versuche mehr nördlich, nach Flandern zu verlegen. Dabei leitete ihn neben der militärischen auch eine schwer ins Gewicht fallende politische Rücksicht. Der deutsche U-Bootkrieg fing an, England fürchterlich zu werden. Die Tauchboote hatten in den flandrischen Häfen Zeebrügge, Blankenberghe, Ostende eine willkommene

Operationsbasis gefunden. Diese zu zerstören war die anfänglich geheimgehaltene, später offen ausgesprochene Absicht der englischen Strategie. Diese versuchte daher, im sog. Wytschaete-Bogen, d. h. dem Geländeteil der deutschen Stellung, der sich, nach Westen vorspringend, halbkreisförmig um die gleichnamige Stadt zieht, diejenigen Absichten durchzuführen, die ihr bei Arras versagt geblieben waren. Nach einem Feuer ohnegleichen, das allein von 700 schweren Batterien genährt wurde, brach der englische Massenangriff am 9. Juni los. Wie bei allen dergleichen großzügigen, mit gewaltiger Übermacht ausgeführten Durchbruchsversuchen wurde die gegnerische dünne vorderste Verteidigungslinie überrannt — diesmal nach gewaltigen Sprengungen, Entwickelung von Gaswolken, einer Schar von Fliegern und dem Einsatz von gegen hundert Panzerwagen (Tanks). Die deutsche Heeresleitung zog die Abwehr in die Kanallinie Hollebeke—Warenton zurück und hielt diese allen folgenden Sturmangriffen zum Trotz. In dem Trichterfelde, das teilweise wieder gewonnen wurde, hielten sich die vom Feinde rings umspülten kleinen Besatzungen bis zu 3 Tagen lang — ohne Verpflegung und ohne Wasser —, bis sie durch deutsche Gegenangriffe befreit wurden. Ein Beispiel wahrhafter Heldengröße. Daß die Engländer nicht weiter kamen, war auch das Verdienst der deutschen Artillerie, die die feindliche Infanterie in ihren Versammlungsstellungen niederhielt und die englischen Batterien verhinderte, ihr Vernichtungsfeuer gegen die deutschen Infanteriebataillone ausgiebig spielen zu lassen. Nachdem in wochenlangen Kämpfen die Unmöglichkeit für die Engländer sich herausgestellt hatte, unmittelbar nördlich der Lys ihre Anfangserfolge auszubauen, verlegten sie nunmehr ihr taktisches Operationsfeld in das östliche Gelände von Ypern mit einem Ausläufer einerseits bis zur Meeresküste bei Nieuport, andererseits in südlicher Richtung über Lens bis St. Quentin und noch weiter bis zum Anschluß an die französische Front. Besonders bei Lens waren die Entlastungskämpfe äußerst heftig. Man kann die dortigen Schlachtfelder als das Grab der kanadischen Divisionen bezeichnen. Östlich und nordöstlich von Ypern aber tobte der Kampf seit dem 31. Juli wochenlang in einer selbst in diesem mörderischsten Kriege ungewohnten Stärke. Die alten Schlachtfelder von Bixschoote, Langemark, Poelkapelle, St. Julien, Sonnebeke, Westhoek, Landvoorde feierten eine tragische Auferstehung. Auch auf dem Landfinger östlich Nieuport, der den schmalen Raum von Lombartzyde und Westende ausfüllt, wurde erbittert gestritten. Die Engländer wurden dort verhindert, längs der Meeresküste auch nur einen Fuß Gelände zu gewinnen. Die Straße nach Ostende blieb ihnen aber von höchstem Wert. Ihr Besitz konnte jedoch auch nicht durch die englische Kampfflotte errungen werden, so fest auch ganz England auf ihr Eingreifen gerechnet hatte. Sie erschien nicht, weil sie vielleicht aus den sie umgebenden Minenfeldern nicht herauskonnte oder aber weil sie die Verluste einer dann unvermeidlichen großen Seeschlacht oder endlich die bereits empfundene Wirksamkeit der deutschen Batterien an der flandrischen Küste fürchtete. Genug, weder die britische Land- noch die Seemacht konnten maßgebende Erfolge erzielen: die Hoffnung, die jetzt in England auftauchen soll, durch eine Landung in Holland den Rücken der deutschen Westfront zu bedrohen, gehört in den Bereich gehaltloser Utopien: die Aus-

führung eines solchen Versuchs würde der deutschen Heeresleitung höchst willkommen sein.

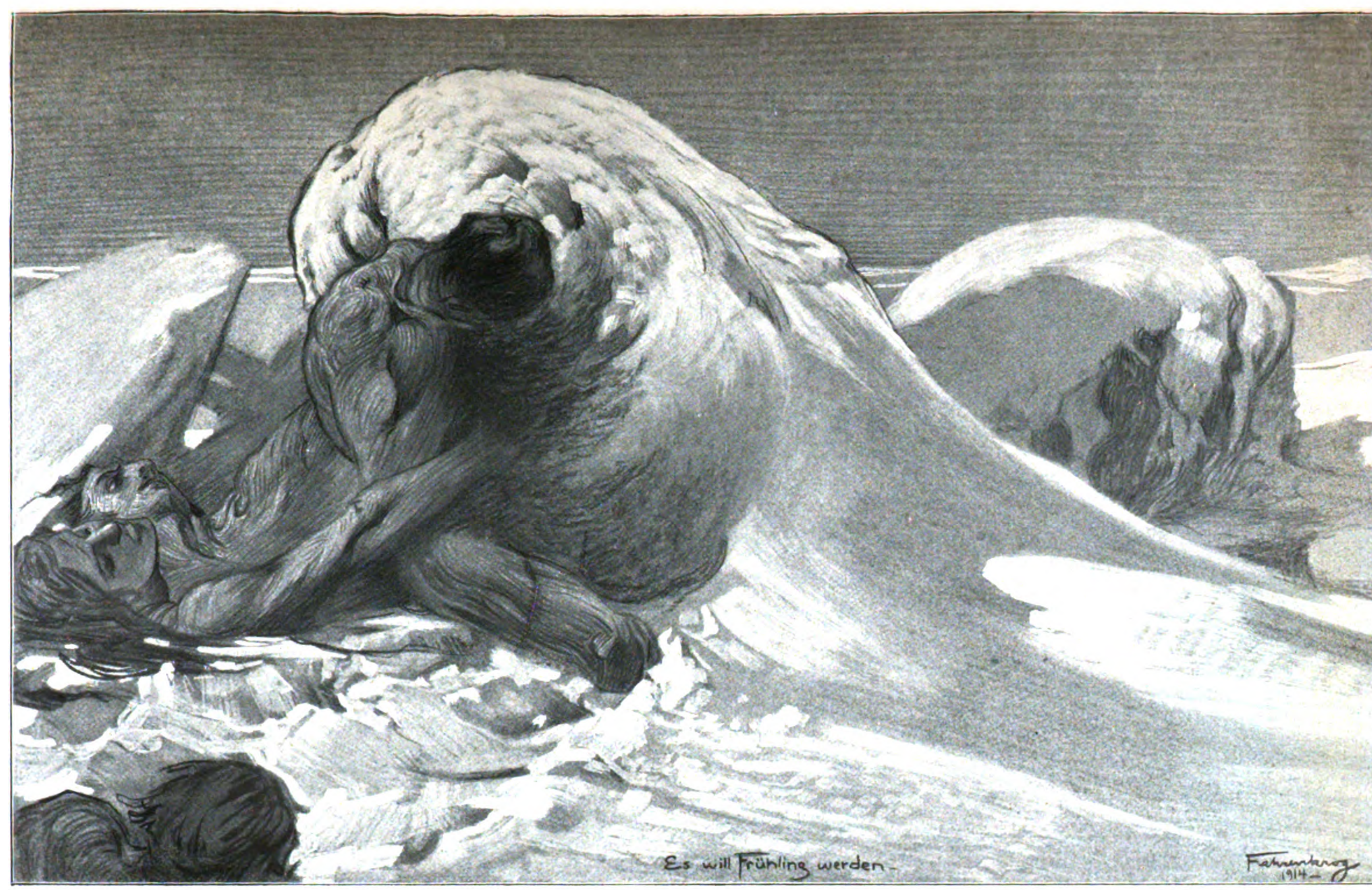
Somit ist die groß angelegte Offensive der Westmächte nach einem halben Jahr ganz unerhörten Kampfes auf den toten Punkt angelangt. Die Gefechtstätigkeit wird noch eine Weile nachzittern, wie die englischen großzügigen Angriffe am 20. und 26. September beweisen, aber ihr Grollen wird dem verhallenden Donner eines abziehenden Gewitters gleichen. Da aber, wo es mit voller Kraft gewütet hat, ist das Land zu einem ungeheuren Kirchhof geworden. Wohl eine Million der beiderseits kämpfenden Krieger hat dort ihr Blut gelassen. Das unserer deutschen Helden ist aber nicht vergeblich geflossen.

Unsere treuen Verbündeten haben in gleich heißem Ringen am Isonzo, ihrer bedrohten Südwestfront, mit dem gleichen Endergebnis gekämpft. Die 11. Isonzoschlacht hat ihre Vorgängerinnen, was die Großzügigkeit der eingesetzten Machtmittel anbetrifft, noch übertroffen. General Cadorna brachte diesmal 750000 Mann Sturmtruppen zusammen. Auf dem Südflügel der Schlachtenfront haben auf beiden Seiten nicht weniger wie 7000 Geschütze um die artilleristische Überlegenheit gerungen. Die italienischen Infanterieangriffe tasteten die ganze Front, die in einer Breite von 60 Kilometer von Tolmein bis Monfalcone reichte, an den verschiedensten Stellen ab. Stellenweise zerschellten sie auf dem Karst, an dem Querriegel der Hermada, vor Konstanjevica, hauptsächlich aber nördlich der Wippach am Monte San Gabriele, der als Eckpfeiler der k. und k. Abwehrfront anzusprechen ist. Wenn nördlich desselben das Gelände östlich Plava von General Borovic, der den Oberbefehl mit gewohnter Meisterschaft führt, geräumt worden ist, so geschah das, um die gewinkelte Verteidigungsfront zu glätten und zu verkürzen, eine Maßregel, deren Folgen sich ebenso bewährten wie bei der Einnahme der Siegfriedstellung und der Aufgabe des vorspringenden Geländewinkels innerhalb des Wytschaete-Bogens. Seit dem 18. August ist die 11. Isonzoschlacht im Gange. Die Italiener rühmen sich der Einnahme des M. Santo, eines Vorbergs des M. Gabriele. Sie haben aber von da aus ihre kargen Anfangserfolge ebensowenig ausbauen können, wie von dem eingenommenen Kuk-Berg aus, dessen Besitznahme sie einer früheren Kampfperiode verdanken. Die lange Angriffsfront ist wesentlich zusammengeschrumpft. Die Gefechtstätigkeit konzentriert sich jetzt fast ausschließlich um das Vorgelände des M. Gabriele, und das alles nach einem italienischen Verlust von ¼ Million Streitern. Wenn es auch noch verfrüht zu sein scheint, von einem Ende der Schlacht zu sprechen, so sind die italienischen Angriffe doch sichtlich matter geworden. Das Auffüllen der abgekämpften Divisionen begegnet offenkundigen Schwierigkeiten und die Kampflust scheint zu verflackern. In den Tagen vom 12.—15. September gingen sogar die k. und k. Truppen auf dem Nordflügel der Isonzofront zur Verbesserung ihrer Stellungen zum erfolgreichen Angriff über. Den Verlust dieser Schlacht wird die italienische Heeresleitung nur schwer verwinden.

Noch mehr in die Augen fallend sind die glänzenden Erfolge, die die Westmächte im Bewegungskriege an der Ostfront erstritten haben. Der Bewegungskrieg ist diejenige Kampfform, in der unsere Heere eine unbestreitbare Überlegen-



heit über alle unsere Gegner entwickeln. Das zeigten schon die als Musterbeispiele geltenden Feldzüge gegen Serbien und Rumänien. Im letzten Vierteljahr trafen aber Rußland die vernichtenden Schläge. Nach dem Friedenstaumel, den die ersten Monate der russischen Revolution gezeitigt hatten, wurde die Welt durch eine voreilige Offensive überrascht, die die russischen Machthaber in Szene zu setzen für gut befunden hatten. Der militärische Führer war General Brussilow, der mit seinem ungleich mächtigeren Angriff im Sommer 1916 sich bereits einen Namen, aber keinen glücklichen, gemacht hatte. Der geistige Vater des Angriffsgedankens war aber der jetzige Diktator Kerenski, der sich jetzt an die Spitze der von ihm geschaffenen russischen Republik gesetzt hat. Anfangs Juli dieses Jahres brach das neue Ungewitter los. Es richtete sich in der Hauptsache gegen die austro-deutsche Besetzung des Frontstückes Zborow—Brzezany südöstlich von Lemberg mit der erkennbaren Absicht, diese Hauptstadt des Kronlandes Galizien zurückzuerobern. Nebenangriffe wurden an der ganzen russischen Front, hauptsächlich südlich des Dnjestr, angesetzt. Der Angriff erfolgte in einer Breite von 30 Kilometern. Das vorgelagerte Dorf Koniuchi wurde nach schwerstem Kampf von den Russen erobert. Sie setzten von Zborow bis zu diesem Dorf 20 Divisionen ein, 16 weitere gegen die Höhen bei Brzezany. In immer neuen Wellen und unter wahrhaft riesigen Verlusten stürmten die Angreifer heran. Deutsche und osmanische Divisionen hielten stand. Südwestlich Zborow wurden k. und k. Truppen ein wenig zurückgedrängt. Hierbei ging eine heldenmütig ausharrende ungarische Division verloren. Das Eintreffen von Reserven auf austro-deutscher Seite setzte dem weiteren Vordringen des Feindes am 4. Juli ein Ziel. Es galt nun für die deutsche Heeresleitung, den russischen Angriff durch einen Gegenstoß zu erwidern, dem aber nicht nur taktische, sondern höhere strategische Ziele zugrunde lagen. Er wurde in wahrhaft meisterhafter Weise in Szene gesetzt. Die nördlich des bisherigen Schlachtfeldes stehende XI. russische Armee wurde in der Richtung Zaloszе—Tarnopol angegriffen. Es war ein ganz großzügiger Durchbruchsversuch in der Breite von 40 Kilometern. Er begann am 19. Juli. Es lag in der Absicht, nach Durchstoßung der feindlichen Front nach der rechten Flanke einzuschwenken und die sämtlichen russischen Streitkräfte nördlich des Dnjestr aufzurollen. Es war ein ungeheures Unternehmen, das nur gelingen konnte, wenn die Truppe eine ganz außergewöhnliche Stoßkraft und Nachhaltigkeit im Angriff, eine Widerstandskraft gegen voraussichtlichen Mangel und eine Marschfähigkeit entwickelte, wie sie sonst ein Feldherr nur selten verlangen kann. Die Truppe ließ aber ihren Feldmarschall Hindenburg nicht im Stich. Sie überrannte am 19. Juli das ganze, dreifach gegliederte System der russischen Front, erstürmte die Zlota Gora und stieß in den folgenden Tagen bis zum Sereth vor. Tarnopol wurde genommen und damit ein Schild geschaffen, unter dessen Schutz die deutschen Kolonnen nunmehr nach Südosten einschwenken konnten. Die XI. russische Armee war vernichtet, ihre Reste kampfunfähig geworden. Es begann nun das Aufrollen der benachbarten VII. russischen Armee. Dieses geschah deutscherseits in einer Staffelformation mit vorgebogenem linken Flügel. Die Russen kamen daher in die Notwendigkeit, nach zwei Fronten zu schlagen. Die VII. Armee



Es will Frühling werden

Beilage zum Türmer

L. Fahrenkrog

wurde so in Auflösung bis zum untern Zbruz, dem Grenzfluß. getragen. Südlich des Dnjestr erlitt auch die VIII. russische Armee gewaltige Stöße, die sie die Bukowina aufgeben und das schwer geprüfte Czernowitz wieder in die Hand seiner rechtmäßigen Besitzer fallen ließen. Auch in der südlichen Moldau und auf dem nördlichen Kampfgebiet östlich Wilna wurden mächtige Vorstöße der russo-rumänischen Armeen abgeschlagen. Das Endergebnis dieses Bewegungsfeldzuges war ein glänzendes. Es sollte aber noch ein weiteres Seitenstück erhalten. Deutschland wurde auf das freudigste durch die Einnahme von Riga überrascht. Sie erfolgte am 2. September. Die alte Hansestadt wurde 8 russischen Armeekorps entrissen, und zwar durch einen mehrtägigen konzentrischen Angriff, dem auf dem rechten Flügel ein ungemein schwieriger Übergang über die Düna vorhergehen mußte. Es war eine Waffentat ersten Ranges. Die Meeresfeste Dünamünde fiel am nächsten Tage. Einzelheiten hier zu geben verbietet der Raummangel. Erwähnt sei nur, daß der panikartig ausgeführte Rückzug der Russen auf der Eisenbahn nach Petersburg und den sie parallel begleitenden beiden großen Heerstraßen den Verfolgern noch 9000 Gefangene und 325 Geschütze als Beute überließ.

Überblicken wir die Gesamtlage in besonderer Berücksichtigung dieser beiden letzten großen Erfolge, die durch die bald nachfolgende Eroberung von Jakobstadt noch vervollständigt wurden und somit weit über 10000 Geviertkilometer, die der Feind noch besetzt gehalten hatte, in den Besitz der Mittelmächte brachten, so überkommt uns ein stolzes Siegesbewußtsein. Dieses muß sich aber verschwistern mit dem festen Entschluß, der Arbeit für den Sieg auch den Lohn folgen zu lassen. Unser Siegespreis muß den ungeheuren gebrachten Opfern entsprechen. Das ganze Gefasel vom Verzichtfrieden, das schwachherzige Seelen sehr zur Freude unserer Feinde angestimmt haben, muß verstummen vor dem dröhnenden Ruf unserer Helden: „Wir kämpfen für das Vaterland und seine in Zukunft gesicherten Grenzen!“



Das Weiblein im Wald · Von Karl von Eisenstein

Glaubst du im tiefsten Walde dich allein,
o sicherlich
erfaßt dich wild die Lust,
dein ganzes banges, stets verhehltes Ich
herauszuschrein
aus der beengten Brust.
Sieh zu: Dann taucht gewiß, irgend im Hintergrund
ein altes Weiblein auf, das tief gebückt
Heilkräuter sammelt oder Beeren pflückt —
Und ängstlich schließt ein Grauen dir den Mund.



Politische Offensive

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Ein nie zu tilgender Posten in unserem politischen Schuldbuch; vom ersten bis zum heutigen Tage des Weltkrieges aufgehäuft durch immer wieder neue Posten „zu Lasten unseres werten Kontos", mit Zins und Zinseszinsen. Irgendwelche auch nur angedeutete Vergleiche mit unserer militärischen Offensive wollen wir lieber unterlassen, schon aus Gründen des guten Geschmacks, weil es nachgerade abgenützt ist, und wir es nicht nötig haben, uns noch lächerlicher zu machen.

Gegen diese, mit oder ohne Tarnkappe gleichermaßen unsichtbare „politische Offensive" zieht Dr. Paul Rohrbach in der „Deutschen Politik" (Heft 36) leidenschaftlich vom Leder. Daß er in der Sache selbst unbedingt recht hat, daß er sie mit guten, ja unanfechtbaren Gründen vertreten kann — wer möchte das bezweifeln? Aber man fragt sich doch: warum erst jetzt? Warum nicht schon unter Herrn von Bethmann? Oder war es nicht Herr von Bethmann, der gleich zu Anfang des Krieges mit seiner — leider historischen — Erklärung über das „Unrecht an Belgien" nicht nur auf jede politische Offensive verzichtete, sondern sich unaufgefordert auf die Anklagebank setzte, sich schuldig bekannte und nur noch Buße und Sühne gelobte? Hätte er das alles für seine Person bekannt und gelobt: wir hätten seiner Tugendhaftigkeit nichts hinzufügen können, begeisterte Altphilologen hätten ihn um seiner antiken Seelengröße willen gepriesen, höchstens daß noch ein Streit entbrannt wäre, ob er zu der Schule der Stoiker oder der Kyniker zu rechnen sei, deren Meister Diogenes ja auch nur einen „Platz an der Sonne" — vor seiner Tonne begehrte. Aber was hatte denn das deutsche Volk eigentlich verbrochen, daß es von seinem verantwortlichen Führer und Vertrauensmann vor der ganzen Welt bloßgestellt, in alle Ewigkeit schuldig gesprochen, zu Buße und Sühne verurteilt wurde? Nur weil es nicht selbst den Hals in die Schlinge stecken, von Feinden rings umstellt, nicht abwarten wollte, bis es von ihnen gemeuchelt wurde?

So weit greift aber Dr. Rohrbach leider nicht zurück. Er geht erst von den am 29. August 1917 bekannt gewordenen Geständnissen des früheren russischen Kriegsministers Ssuchomlinow aus: „Wir warteten, was nun von seiten unserer Regierung geschehen würde. Die Lage war klar — es mußte sofort gehandelt werden. Der Vermittlungsversuch des Papstes war im Gange. In der Öffentlichkeit stritt man sich darüber, ob die Entente oder die Mittelmächte dahinter steckten und wer den größeren Vorteil von der Sache für sich erwarte. Für jeden aber, der mit der politischen Methode unserer Gegner vertraut war, mußte es klar sein, daß die Entente, mochte die Papstnote ihr dienlich sein oder nicht, in jedem Fall mit ihrer Beantwortung eine ‚moralische Offensive' gegen Deutschland verbinden würde. Für die Rückzugskanonade wie für neue Angriffsschlachten auf politischem Gebiet ist und bleibt ihr dies Mittel gleich unentbehrlich. Ebenso war kein Zweifel, daß Ssuchomlinows

Geständnis bei den wahren Schuldigen am Kriege drüben wie ein Donnerschlag wirken und daß der Vielverband sofort etwas gegen die Folgen dieses Zwischenfalles unternehmen würde, damit keine Katastrophe daraus würde. Schon der folgende Tag hätte daher eine machtvolle Kundgebung des deutschen Reichskanzlers an die Welt sehen müssen, die das Geschenk des Himmels ausnutzte, um der feindlichen Aktion zuvorzukommen. Was aber geschah? Nichts! Statt dessen war von der Gegenseite prompt am Tage nach unserer verpaßten Chance da, was zu erwarten stand: der ‚moralische' Angriff in Gestalt der ungeheuren Unverschämtheit der amerikanischen, im Haag veröffentlichten Antwort an den Papst: Die deutsche Reichsregierung trägt die Schuld am Weltkrieg und Rechtsbruch, das Wort der ‚jetzigen Beherrscher Deutschlands' kann nicht als Friedensbürgschaft betrachtet werden!

Wie stände die deutsche Regierung gegenüber diesem Anwurf perfider, aber psychologisch nur zu richtig rechnender Heuchelei jetzt da, wenn sie im Augenblick, da die Gelegenheit sich bot, in einem wuchtig geführten Angriff des Reichskanzlers von der Tribüne der Öffentlichkeit ihrerseits dem Feind im Angriff zuvorgekommen wäre! Wie matt wäre Herrn Wilsons Giftpfeil zu Boden gefallen. Statt dessen gab es einen Artikel in der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung'. Was soll man zu dieser politischen Methode sagen? Ist überhaupt noch Hoffnung, daß wir je etwas Rechtes mit einer Gelegenheit werden anzufangen wissen? Schweigen! — Schweigen ist auch eine Antwort...

Vom ersten Tage des Krieges an hat man es verstanden, uns als die Gewalttäter und Zerstörer des Friedens hinzustellen. Fast die ganze Welt glaubt es heute von uns, und es ist schon ein wohlwollendes Urteil, wenn jemand draußen sagt, die Schuldfrage sei unklar oder die Schuld liege auf beiden Seiten. Nur politische Kinder können sich einbilden, die Wahrheit werde siegen, ohne daß wir etwas dazu tun, und die Welt müsse doch jetzt selber sehen, wo die Schuld sitzt. Unsinn! Der Durchschnitt der öffentlichen Meinung ist zu träge, um sich aus eigenem Antrieb mit solchen Untersuchungen zu befassen. ... Es gibt für uns schon seit lange nur ein Mittel, die Welt, auch die feindliche und neutrale, zur Aufmerksamkeit zu zwingen. Unsere leitenden Staatsmänner müssen selbst öffentlich das Wort nehmen. Sie müssen angreifen und immer wieder angreifen. Es ist genug Material für einen moralischen Offensivfeldzug im Hindenburgischen Stil vorhanden. Man unternimmt aber nichts damit, sondern läßt es in den Ecken liegen und schimmeln. Was hätte die englische Taktik des moralischen Angriffskrieges aus einem Funde gemacht, wie jenem Bekenntnis des späteren Ministers Miljukow im Jahrbuch seiner ‚Rjetsch', Serbien habe einen Anspruch auf die Hilfe Rußlands gehabt, als es vor der Frage stand: mit dieser Hilfe durch Zertrümmerung der habsburgischen Monarchie seine nationale Einigung zu erlangen oder in Österreich aufzugehen! Wiederholt ist von Unterrichteten öffentlich und nichtöffentlich in dringlichster Weise auf diese und auf zahlreiche andere Gelegenheiten zur offensiven politischen Kriegführung hingewiesen worden. Umsonst! Die Erfahrung zeigt, daß jedes Wort eines deutschen Staatsleiters, öffentlich und eindringlich gesprochen,

auch jetzt im Kriege den Erdball umfliegt. Jedes solche Wort tut es, aber nur ein solches! Was unsere Zeitungen schreiben, ist so viel wie ein Monolog in unsern vier Wänden, wenn es unsrer Sache gilt, und nur wenn es gegen uns ausgenutzt werden kann, ist es wie eine Trompete auf dem Markte der Welt. Es gibt kaum einen Engländer, Franzosen, Amerikaner, der zu lesen bekommt, was die ‚Norddeutsche Allgemeine' schreibt. Der Reichskanzler, der Vizekanzler, der Staatssekretär des Auswärtigen, sie selbst müssen heraus und den Angriff führen, wiederholt, mit unermüdlichen Streichen. Lächerlich, zu denken, daß es für Herrn Lloyd George oder Herrn Wilson als Zuhörer geschehen soll! Auf die Kriegsmacher machen Gründe keinen Eindruck, die wissen selber genau genug, wo der Krieg herkommt. Die andern aber, die an den Frieden denken, die ihre Gründe zur Opposition gegen ihre Kriegsregierungen haben, dazu das verstreute Häuflein der gerecht und billig Empfindenden in aller Welt, sie horchen auf, sie nehmen die von uns geschleuderte Waffe in die Hand, sie prüfen und benutzen deren Wucht für ihre Zwecke, sie machen den Verbrechern, die den Krieg nicht beenden wollen, ihr Bluthandwerk schwer und schwerer.

Ist es nötig, noch deutlicher zu werden? Ist es nötig, nun schon zum unzähligsten Male zu wiederholen, daß die Leitung unserer auswärtigen Politik endlich zeigen muß, wozu sie da ist? Wir haben genug und übergenug von der bisherigen Defensivmethode, wir wollen wirkliche Angriffe gegen den Feind sehen, nicht hier einen kleinen Anlauf und da noch einen, sondern einen organisierten Feldzug. Wer das nicht begreift oder nicht versteht, taugt nicht zum Lenker unsrer Politik. Es handelt sich um deutsches Blut, das draußen fließt, an dem gespart werden kann, wenn wir das Gesetz der politischen Offensive erfassen. Wir stehen nicht so da, um Waffen am Boden liegen zu lassen, deren Gebrauch den Krieg früher und erfolgreicher beenden helfen kann. Der Feind zittert davor, daß sie besser gebraucht werden könnten als bisher, und er höhnt und segnet uns im stillen wegen unsrer Hilflosigkeit in ihrer Anwendung.

Im Reichstag ist jetzt ein Hilfsausschuß zum Betrieb unserer Politik, auch der auswärtigen, eingerichtet worden. Werden die Männer, die darin sitzen, es der Regierung sagen, was sie tun soll? Haben sie selber eine Vorstellung davon, was politische, was moralische Offensive bedeutet? Wissen sie etwas von dem Material, den Mitteln, den Methoden, die bereit liegen, die man anwenden muß? Es ist zum Verzagen, wenn man sieht, was geschehen könnte und nicht geschieht, welche Erfolge gepflückt werden könnten und verloren gehen. Warum? Weil von den Männern an der Spitze die einen das politische Handwerk nicht gelernt haben und die andern nicht als politische Künstler geboren sind."

Zunächst eine Frage: Hatte Herr von Bethmann etwa „das politische Handwerk gelernt", oder war er „schon als politischer Künstler geboren"? Dafür, daß er als politischer Künstler nicht geboren war, konnte er nichts, aber Zeit, das politische Handwerk zu lernen, hat er reichlich gehabt, und gar in den drei langen, lehrreichen Kriegsjahren hätte ein anderer — er brauchte nicht gerade „ein Künstler" zu sein — sich wohl auch belehren lassen, mancherlei Irrtümer einsehen können. Ohne dem Herrn Reichskanzler Dr. Michaelis unberufen Wechsel auf die Zukunft

ausstellen zu wollen, wage ich doch die Behauptung: Dr. Michaelis hätte diese Zeit und diesen Lehrmeister Krieg besser genützt. Aber Herr von Bethmann war noch in besonderer Weise begünstigt. Der „Vorwärts“ — man geht heute am sichersten, wenn man sich auf Herrn Matthias Erzberger oder Herrn Philipp Scheidemann beruft —, der „Vorwärts“ also „verlautbarte“: noch drei Stunden vor der Ernennung des Herrn Dr. Michaelis zum deutschen Reichskanzler habe Se. Majestät der Kaiser an Herrn Dr. Michaelis als möglichen Anwärter auf diesen Posten gar nicht gedacht. Daß Herr von Bethmann in einem engen Vertrauensverhältnis zu Sr. Majestät gestanden habe, dürfe wohl als bekannt vorausgesetzt werden; das gleiche aber von Dr. Michaelis zu behaupten, würden nicht einmal die „Alldeutschen“ wagen. Herr Philipp Scheidemann muß es ja wissen, und das soll beileibe kein Scherz sein.

In Rußland haben sie die Republik verkündet; das neue Deutschland soll auf Aktien gegründet werden. Ein vernünftiger Monarch, so geht die neue börsenrepublikanische Lehre, zieht sich klugerweise vom Geschäft zurück, wälzt alle Verantwortung auf das Volk ab und sichert so seinen Erben „ihre Rente“, der Aktiengesellschaft ewigen Bestand. Daß doch der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I., der alte Fritz, Wilhelm I. diesen großen Tag nicht mehr erleben durften! Sie würden sich im Grabe umdrehen vor lauter Sehnsucht nach der Aktiengesellschaft „Deutsches Reich“ — sie könnte auch ruhig als „Deutsches Vaterland A.-G.“ „firmieren“. Auf das Vaterland käme es dann nicht mehr an, nur auf die „gesicherte Rente“ und das angenehme Pöstchen als Aufsichtsrat — für die Erben des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, Wilhelms I., des Unvergeßlichen!

Diesen Zynismus wagt man heute den deutschen Fürsten, dem deutschen Volke zu bieten? Ist das nicht auch „politische Offensive“, gefährlicher noch als die unserer auswärtigen Feinde? Denn — solange es eine deutsche Geschichte gibt — unsere schlimmste Gefahr erwuchs uns immer aus eigenem Schoße. Hielt je unser Volk zusammen, dann trotzte dieser Ritter Dürers jedem Tod und Teufel. Das wissen unsere — immer noch stammverwandten — angelsächsischen Vettern und Feinde auch heute. Darum das Vortragen ihrer politischen Offensive in unsere eigenen Reihen hinein.

Und mit welchem Erfolge! Hätte man's nicht schwarz auf weiß vor sich, würde es auch nur bestritten, man könnte es nicht für möglich halten! Wir wissen ja alle, welche Tragödie sich mit uns abspielt, aber man traut doch seinen Augen nicht, wenn man etwa vor einer Erklärung des Abgeordneten Pieper steht: „Wir haben *kein Interesse* daran, *Englands Schiffsraum*, dieses Volkes Lebensnotwendigkeit, auch im Frieden, nach und nach zu vernichten und damit seine *Lebenskraft anzugreifen*. Wir haben *kein Interesse* daran, *Frankreich und Rußland sich verbluten zu lassen* und dem Staatsbankerott zuzutreiben. Das bekräftigen wir, indem wir nach drei Kriegsjahren zum Friedensschluß aufrufen.“ — Also „wir“ haben „kein Interesse“ an unserem U-Bootkrieg, „kein Interesse“ an den Siegen Hindenburgs; lieber lassen wir uns von England aushungern, lassen wir die Engländer und Franzosen mit ihren farbigen Brüdern, lassen die russische „Dampfwalze“ ihr „Kulturwerk“ an uns

verrichten! Wenn das auch nicht so gemeint ist, was ich gern glaube, so zeugt es doch von unbegreiflicher politischer Kindsköpfigkeit, um nicht zu sagen Unzurechnungsfähigkeit, derartige Behauptungen aufzustellen, ohne sich über die unabweisbaren logischen Schlußfolgerungen klar zu werden. Gewiß würden wir „kein Interesse“ haben, wenn es sich nicht eben um nackte Lebensfragen für uns handelte, wenn die anderen uns nicht nach dem Leben getrachtet hätten, heute und noch für absehbare Zeit nach dem Leben trachten würden, falls es uns nicht gelingen sollte, ihnen diese Niedertracht so gründlich wie nur möglich auszutreiben. — Mit der selben Seelenruhe könnte ein ahnungsloser Bürger, der von einer Räuber- und Mörderbande überfallen wird, mit verklärtem Lächeln und himmelblauem Augenaufschlag versichern, er habe „kein Interesse“, von seiner Waffe Gebrauch zu machen. Diese selbstgefälligen Harmlosen würden wohl weniger sanfte Töne finden, wenn sie den Russeneinfall in Ostpreußen an ihrem eigenen Leibe verspürt, oder in französischer Gefangenschaft gesteckt, oder unter den Peitschenhieben schwarzer Aufseher eine Tropenreise in Afrika angetreten hätten. Hindenburghiebe, U-Bootarbeit, opfernde Liebe und Treue unserer gesamten Wehr waren es, ihr zarten Seelen, die euch vor diesen Schicksalen bewahrt haben, nicht euer unverantwortliches, kindisches Friedensgeschwätz, das nur das Elend des Krieges hat alt werden lassen und nun noch gar all die Opfer in einem leichtfertigen Verelendungsfrieden verenden zu lassen droht. — „Wer in Deutschland“, erklärte der Abgeordnete Fehrenbach, „denkt heute noch daran, Kurland zu behalten!“ Ein russischer oder französischer oder englischer Volksvertreter hätte an solchen freiwilligen Verzicht auch nicht gedacht, aber wenn es ihnen von euch „Erwählten des deutschen Volkes“ selbst angetragen wird —? Vom „Berliner Tageblatt“ begreift man es eher, daß es in fanatischer, fast schon hysterischer Begeisterung für die Kriegsziele unserer Feinde in den Ruf ausbricht: „Nein, wir wollen Belgien nicht haben, wir dürfen es nicht haben wollen. Der Standpunkt des Rechtes und der politischen Moral ist in diesem Falle gleichzeitig der Standpunkt der Voraussicht und der politischen Vernunft. Wir wollen Belgien nicht haben und wir dürfen es auch nicht haben wollen.“ Bei der Unterstellung, als ob wir „Belgien“ „haben“ wollten, brauchen wir uns hier ebensowenig aufzuhalten, wie England es nötig hat, in Deutschland Hilfstruppen gegen Deutschland erst anzuwerben. Freiwillige braucht man nicht zu pressen.

Flechten wir in diesen Ruhmeskranz noch die erlesenste Blüte: daß einer Erscheinung wie Herrn Matthias Erzberger solche Bedeutung eingeräumt, solche Huldigungen dargebracht werden, wie besagter Herr ihrer tatsächlich sich erfreuen darf, dann wird man sich kaum einer Selbsttäuschung noch hingeben können, wessen Hände sich des Steuers der deutschen Reichspolitik bemächtigt haben, und man wird billigerweise auch in seinen Forderungen an die „politische Offensive“ des gegenwärtigen Reichskanzlers etwas bescheidener werden. Herr Erzberger jedenfalls würde sich ganz zuletzt wundern, wenn er der Nachfolger von Dr. Michaelis würde. Denn, wie der „Täglichen Rundschau“ von „sehr, sehr glaubwürdiger Seite“ erzählt wird, „hat Herr Erzberger die große kritische, ja

die Sterbestunde des Kanzlers bereits auf den Tag genau festgesetzt". Die „T. R." erklärt, auch das Datum Herrn Erzbergers verraten zu können, sie wolle es aber „den Nerven der Nation zuliebe nicht tun". Immerhin möchte es diese Nation interessieren, „mit was für Kerenski-Manieren Herr Erzberger bereits über ihre Schicksale verfügt". Wie sollte er auch nicht? War er nicht bereits Vertrauensmann, Gesandter, Gehilfe eines deutschen Reichskanzlers? Ist er nicht von Herrn von Bethmann mit wichtigsten politischen Missionen betraut worden? Hat ihm nicht Herr von Bethmann 28 (achtundzwanzig) Millionen Mark zu dem wohltätigen Zwecke der Aufklärung des neutralen Auslandes über unsere unbegrenzte Friedfertigkeit und Tugendhaftigkeit (etwa, daß wir nicht Frauen die Brüste abschneiden, Kinder zum Frühstück am Spieß rösten usw.) zur Verfügung gestellt? Die Wirkung dieser, von dem großen Doktor Erzberger für 28 Millionen Mark verabfolgten Aufklärungspillen ließ nichts zu wünschen übrig: — „da wendet sich der Gast mit Grausen". Die neutralen Patienten waren von allen krankhaften Gelüsten nach deutscher Aufklärung gründlich kuriert. Mit weniger Aufwand hätte sich diese Wirkung auch erzielen lassen, aber vielleicht nicht so durchschlagend? — Das alles sind keine „Erzbergerschen Indiskretionen", wie die in Biberach verübten; es ist durch weitverbreitete große Blätter gegangen, nie beanstandet, nie bestritten worden. Und wenn Herrn Erzberger dann noch — in dieser Zeit der Kohlennot, wo alle den Winterfrösten nur mit Sorge entgegensehen — Sonderzüge und Regierungsautos bereitwilligst zur Verfügung gestellt werden, wie nur einem gekrönten Haupte, — dann könnte ja auch eine weniger unbedeutende Persönlichkeit vom Größenwahn befallen werden.

Aber vielleicht ist es gar kein Wahn, von dem Herr Erzberger und die anderen, wie die Pilze emporgeschossenen Größen dieser Tage beherrscht werden, sondern ein — subjektiv-wohlbegründetes Bewußtsein? Das meine ich nämlich auch. Nein, täuschen wir uns nicht: der verflossene Reichskanzler, Herr von Bethmann, hat die Zügel der Regierung seinen Händen entgleiten lassen, andere Hände haben sie an sich gerissen und halten sie nun fest. Das erachten sie als ihr gutes Recht, weil doch nun einmal die Zügel am Boden schleiften. So freilich hatte es Herr von Bethmann auch nicht gemeint, wie es dann gekommen ist. Er wollte sich nur eine „Mehrheit" sichern, die wiederum ihm seinen Posten sichern sollte, weil er eben von seiner Unabkömmlichkeit so gläubig durchdrungen war, wie er das selbst bekannt und durch stand- und seßhaftes Dauer-Durchhalten löblich bewiesen hat. Darum brachte er den vermeintlichen Stützen seines unabkömmlichen Systems Opfer um Opfer an Reichs- und Kaiser-, sogar an Kanzlerherrlichkeit —: „Der Jüngling und der Greis am Stabe, ein jeder ging beglückt nach Haus." Aber er hatte des Guten zuviel getan. Denn als die Stützen alles, was sie nur von ihm erwarten durften, in sich hatten, da kam ihnen die reife Erkenntnis: wer so nach allen Seiten sich verausgabt, es allen recht machen will, der kann am Ende auch nicht unser Vertrauensmann sein. Und nach alledem —: „Was kannst du, armer Teufel, geben?"

So aber ungefähr sieht die Erbschaft aus, die Herrn von Bethmanns Nachfolger hat übernehmen müssen. Es ist nicht gerade leicht, mit so „schönen Resten"

politische Offensiven zu unternehmen, leichter war es, aus dem Vollen zu wirtschaften. Aber nur das Schwere ist des Schweißes der Edlen wert, die Persönlichkeit entscheidet, die aber wägt nicht nur, sondern wagt auch. Es gibt Augenblicke, wo man zugreifen, es darauf ankommen lassen muß, nie aber auf blasse, blutlose Hirngespinste, auch nicht auf das Vertrauen, das man in andere setzt, mag es sonst vielleicht auch begründet sein. Nur das Vertrauen zur eigenen Kraft, zu Gott und der gerechten Sache, schlägt den Funken des Vertrauens noch aus schlafendem Gestein, rafft ihn zur Flamme empor, reißt mit und reißt fort —: ich will's und darum werde ich's schaffen!

Diese Sprache will unser Volk hören, die versteht es zu jeder Zeit, und je schwerer die Zeit, um so tiefer sehnt es sich nach solcher Sprache. Unseres Volkes Seele dürstet nach befreiendem Führerwort, bange und kleinmütig wird es nur, wenn es ihm daran mangelt. Der kennt des Deutschen Innerstes nicht, der da meint, das ewige Salbadern vom Duckmäusertum, Verkrüppeln- und Vertrocknenmüssen in seinem dürftigen Reichsstübchen weise ihm das gelobte Land. Viel dergleichen Zeug ist ihm auf- und eingeredet worden von Leuten, denen es als Schemel für ihre Füße gerade gut genug ist, aber nur wie ein Alp lastet dies Kauderwelsch auf ihm. Wie ist unser Volk mitgegangen, als es in den Augusttagen 1914 zu Höherem aufgerufen wurde, und doch ging's mit klaren Augen in Not und Tod! Und — man lasse nur abstimmen — zu wem hat es mehr Vertrauen, wer steht ihm näher: die Scheidemann, Erzberger, Haußmann usw., oder — Hindenburg? Habt Vertrauen zu unserem Volke! Wenn ihr es nicht verlaßt, — das Volk verläßt euch nicht!

Herrenrecht · Von Joachim Kurd Niedlich

So schmäht nicht uns zuliebe die Armen,
Die um ihr teures Leben barmen
Und sich mit lustigen Listen und Tücken
Täglich um neue Tode drücken.
Und nennt nicht mit zürnendem Händefalten
Schamloses Glück und treuloses Spiel,
Daß grade die Schelme ihr Leben behalten,
Wo draußen den Besten ward Sendung und Ziel.
Ihr stellt nur jenen zur Ehre Knechte
Gleich einem freien Herrengeschlechte.
Wir neiden, weiß Gott, dem armen Wicht
Sein liebes bißchen Leben nicht.
Modernder Dreck ist das nackte Leben
Und hat noch niemandem Adel gegeben!
Leben müssen — muß der Knecht!
Leben verschenken ist Herrenrecht!!



Baltische Heimat

Von W. A. Krannhals, Riga-Lübeck

Mein' Fahn' ist Rot-Grün-Weiß,
Mein Herz für Livonia flammend heiß.
(Dörptsches Farbenlied.)

Schlittenfahrt

Wir sind gefahren mit Schellengeläut!
Heiho! Du Schwarzer!
Halt straff! Du Brauner!
Ruhig! Ruhig! Seid nicht so wild!
Schlagt an das Netz, daß von den Hufen
Im Eisklang die Funken sprühn —
Halt euch der Teufel!
Soll ich noch rufen?! —
Heiho! Du Schwarzer!
Halt straff! Du Brauner!
Wir fahren mit Schellengeläut!
Kling, kling! —

Hussah! — Der Wald!
Seht, nun könnt ihr bedächtig traben! —
Gott! Ist das kalt!
Sieh, die Pferde dampfen mit Schnauben!
Nun, du Süße, nun mußt du es glauben!
Gib deinen Mund! — Die Tannen sind still!
Süße! Blonde!
Ich will! —
Gott! Bist du kalt!
Hussah! — Der Wald!
Krugwirt! Heraus!
Führ' mir die Pferde zum warmen Stalle! —
Und dann! Was da ist! Du auch! Ihr alle!
Kommt, wir singen bei heißem Trank
Ein Liedlein süß, ein Liedlein krank —
Kling, kling!
Mit Schellengeläut!

Nun ist es Nacht! —
Weiße Seide auf allen Wegen,
In dämmernden Bäumen ein heimliches Regen,
Als wäre das silberne, glitzernde Kleid
Gewebt aus Sehnsucht und Herzeleid. —
Ganz fern — da liegt unser Haus!
Schwarzer! Brauner! Greift aus! Greift aus!
Schlagt an das Netz, daß von den Hufen
Im Eisklang die Funken sprühn! —
Hört ihr das Rufen? —
Hört ihr das zärtliche, süße Klingen,
Wie Kinderstimmen, die bange singen:
Komm heim! Komm heim!
Der Weg! So weit! — —
Heissah! Wir fahren mit Schellengeläut!

*

Mutter, harr' aus!

Mutter, als ich bei dir war —
Fern, fern ist die Zeit —
Trugst du im dunklen Witwenkleid
Alle Liebe und alles Glück
Unter die grünenden Bäume zurück
Wo Vater schläft.

Nun ist Lärm um die Stadt!
Die Kanonen schreien,
Und unsere Brüder ringen in Wald und Moor,
Stehen dicht, dicht vor dem trutzigen Tor,
Das uns Fessel ist, Fessel den freien
Söhnen im rot-grün-weißen Land;
Stehen und spähen über das silberne Band,

Das zum Meere will mit heimlichem Raunen.
Und deine Augen, Mutter, die gütigen, lichten, reinen,
Sind trocken vom Weinen
Und staunen,
Staunen über das Kämpfen und Leiden,
Über die blitzenden, tötenden Waffen,
Die zwischen uns eiserne Mauern schaffen,
Zwischen uns beiden!

Mutter, Mutter, harr' aus, harr' aus! —
Nah', nah' ist die Zeit! —
Dann trägt uns der Sieg im strahlenden Kleid
Alle Liebe und alles Glück
Unter die grünenden Bäume zurück,
Wo Vater schläft! —
Mutter, harr' aus!

*

Lied der Hoffnung

Es ist eine Mauer errichtet,
Die steht zwischen dir und mir, mein Land,
Aus Blut und Eisen geschichtet,
Das steht zwischen dir und mir, mein Land.

Ich kann die Stimme nicht hören
Zwischen dir und mir, mein Heimatland;
Ich kann den Tränen nicht wehren
Um dich, um dich, mein heilig Land!

Es klingt so selig-süße
Ein Liedlein, still und rein — —
O Mutter, all meine Grüße
Verhallen in Blut und Schrei'n! — —

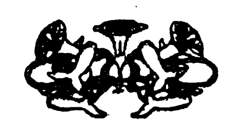
Es klingt wie Orgelbrausen,
Wie wilder Schwäne Zug,
Wie zorniger Stürme Sausen,
Wie hehrer Adler Flug. —

Sturm, Sturm!
Die Mauern schreiten!
Harr' aus,
Die Mauern gehn!
Sturm, Sturm
In allen Breiten!
Harr' aus,
Du wirst erstehn!

Die Mauern werden wandern,
Das Wunder wird geschehn!
Wir werden mit den andern
Im großen Bunde stehn!

Befreit durch deutsche Söhne
Des großen Vaterlands,
Befreit zu neuer Schöne,
Befreit zu neuem Glanz!

Rot glüht die Sonne wieder,
Grün schimmern Berg und Strand,
Weiß sprüht die Woge nieder! —
Wir kommen! Heimatland!



Englands Weltfriedenskongreß-absichten · Von Paul Dehn

Nahezu in alle Länder der Erde hat England die Kriegsfackel getragen. Im Kriegszustand mit Deutschland stehen dreizehn Staaten: Rußland, Frankreich, Belgien, Serbien, Montenegro, Japan, Portugal, Italien, Rumänien, die Vereinigten Staaten, Kuba, Panama und China. Zehn andere Staaten haben die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland abgebrochen: Brasilien, Bolivia, Guatemala, Honduras, Nikaragua, Liberia, Haiti, San Domingo, Siam und Griechenland.

Nicht genug damit, ist die englische Diplomatie eifrig bemüht, mit Hilfe der Guineen auch die übrigen Staaten aus ihrer Neutralität herauszulocken und in den Krieg gegen Deutschland hineinzutreiben, in Amerika die größeren Republiken Mexiko, Argentinien, Chile und Peru, selbst die kleinen Venezuela, Kolumbien, Ekuador, Kostarika, San Salvador, Paraguay und Uruguay, und nicht zuletzt die sechs europäischen Staaten Spanien, Holland, Schweden, Norwegen, Dänemark und die Schweiz. In den amerikanischen Staaten arbeitet die englische Diplomatie unter eifriger Mitwirkung der nordamerikanischen Union mit Guineen und Versprechungen, bei den europäischen Neutralen mit Guineen und Drohungen. Argentinien will sich nicht vor den englischen Wagen spannen lassen, aber die Guinee ist mächtig. Spanien, Holland und Schweden werden durch englische Sendlinge beunruhigt und sollen äußerstenfalls mit nordamerikanischer Hilfe durch eine Hungerkur zur Aufgabe ihrer Neutralität genötigt werden, Dänemark und Norwegen fallen dann ohne Zwang.

Weshalb sucht England so viele Staaten als nur möglich auf seine Seite zu bringen? Nicht aus Bedürfnis nach Hilfe, denn sie verfügen, abgesehen allenfalls von Spanien, nur über verhältnismäßig geringe Streitkräfte. Andere Gründe sind für die englischen Politiker maßgebend.

England will Deutschland als See- und Handelsmacht niederringen und führt wie schon in früheren Jahrhunderten gegen gefährliche Mitbewerber einen Handelskrieg. „Wir sind“, sagte Minister Carson, „in diesen Krieg gegangen, um Deutschlands Handel zu zerschmettern.“

Wie Professor Seeley-Cambridge in seinen Werken „Die Ausdehnung Englands“ und „Das Wachstum der britischen Politik“ dargetan hat, war England schon vordem zugleich auf den Handel und auf den Krieg erpicht, kam durch seinen Handel zu Krieg und förderte durch Krieg seinen Handel. In seinem Krieg gegen Deutschland ist England mit allen Mitteln bestrebt, den deutschen Handel in den neutralen Staaten zu unterdrücken und arbeitet dabei besonders mit der Ausspäherei, mit Wegnahme von Depeschen und Briefen, die von besonderen Ämtern durchgesehen und den englischen Interessenten mitgeteilt werden, mit Schwarzen Listen und Trustgesellschaften. Um noch rascher zum Ziele zu kommen, drängt es die neutral gebliebenen Staaten zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Deutschland, womöglich zum Eingreifen in den Krieg, damit deutsche Geschäfte als feindliche möglichst überall gefährdet, geschlossen, aufgelöst und veräußert,

deutsche Kaufleute als Feinde ausgewiesen oder interniert werden, damit an die Stelle des deutschen Handels der englische eintreten kann. Deutschland soll mit seinem Handel möglichst geschädigt und von allen Märkten abgeschlossen werden. Nur um die deutschen Geschäftshäuser in Mongrovia zu zerstören, wurden die Herren der Negerrepublik Liberia mit dem Überredungsmittel der Guineen veranlaßt, den Krieg gegen Deutschland zu erklären, und nach längerem Feilschen auch die Machthaber in Peking dazu gedrängt. Als China die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland abbrach, siedelten viele Deutsche nach Bangkok über, wo sie sich sicher glaubten, nachdem Siam mit deutscher Hilfe seine Staatsverwaltung erfolgreich organisiert hatte. Bald darauf setzten es die englischen Diplomaten mit Hilfe ihrer Guineen durch, daß auch Siam in den Krieg eintreten und die Deutschen Bangkoks internieren lassen mußte. Ein Stein des Anstoßes ist den Engländern in Ostasien die Neutralität der niederländischen Inseln.

Noch aus einem anderen Grunde sucht England auch die neutralen Staaten in den Krieg hineinzuzwingen. Deutschland soll in der ganzen Welt, auch politisch, in Verruf gebracht und als Feind des Weltfriedens und der Menschheit gebrandmarkt, England dagegen als das auserwählte Volk hingestellt werden, das als Werkzeug der Vorsehung für Ehre, Freiheit, Völkerrecht usw. kämpft und das ländergierige, gottlose Hunnenvolk, die „Pest der Welt", den „Feind des Menschengeschlechts" („Westminster Gazette" vom 12. Mai 1915) niederringt. Ein großer internationaler Friedenskongreß unter Teilnahme von Vertretern aller Staaten der Erde wird schließlich unter Englands Vorsitz zusammentreten, eine Art von Weltgericht über Deutschland und seine Verbündeten halten, alle Fragen entscheiden und die Friedensbedingungen feststellen. Dieses internationale Weltgericht rückte Lloyd George in Sicht, als er die russische Friedensformel „Keine Annexionen" sozusagen akademisch annahm, aber für gewisse Fragen über die von England eroberten Gebiete in Afrika und Asien und über die Aufteilung der Türkei den Vorbehalt machte: „Lösung durch internationale Entscheidung." Gestützt auf seine Bundesgenossen und auf alle jene Länder, die es durch Versprechungen, Drohungen oder Guineen auf seine Seite gebracht hat, erwarte England, daß Deutschland mit seinen Bundesgenossen auf dem gedachten Weltkongreß sich der „Autorität der Völker" fügt und das englische Urteil in Ergebung hinnimmt.

Bereits ist der englische Weltfriedenskongreßgedanke weiter ausgestaltet worden. In einer Schrift „The bases of an enduring peace" (Neuyork 1917) verlangt der nordamerikanische Professor Giddings nach einem Bunde demokratischer Völker, der unter Führung Englands und der Union den Frieden aufrechterhalten und Deutschland für immer niederzwingen soll. Und nach dem Siege des Vielverbandes will die Pariser „Liga der Menschenrechte" eine „Gesellschaft der Völker" auf demokratischer Grundlage aufrichten, um Deutschland als Friedensbrecher zu bestrafen, zu entkräften und zu ächten.

Leopardi nannte einmal die Welt einen „Geheimbund von Schurken gegen die wackeren Leute, von Gemeinen gegen die Edlen". Die englische Politik mit Gefolgschaft erinnert an dieses Wort.



An Julius Mosen, den Dichter des deutschen Heimwehs

Zu seinem 50. Todestage am 10. Oktober 1917

Von Kurt Arnold Findeisen (z. Zt. im Felde)

Die Ferne blaut. Der Südwind weht.
Die Seele sucht ihr Kanaan:
Ich denk' an dich, Heimwehpoet,
Kreuzträger und Schmerzensmann. —

Aus deines Kinderkirchleins Glockenturm
Versehnt schon lugtest du und streutest Wünsche
Wie Apfelblüten in den Frühlingssturm.

Aus deinen Vogtlandwäldern flog auf breiten,
Verzückten Schwingen deine Knabenseele
Schon in das Reich der Unermeßlichkeiten.

Die große Unrast kam dir früh. Das Glück,
Das hinterm Berg liegt, sang. Der Sehnsuchtsgeiger
Ersann auch dir ein Königelfenstück.

Und wie dein Ritter gingst du auf die Suche
Nach ewigem Besitz; wie Ahasver
Schweiftest du weit wie unter einem Fluche.

Und neues Sehnen war's, was du errangst
Auf deiner Fahrt. In allen deinen Häfen
Saß je und je die dunkle Wanderangst.

So liebtest du auch alle, die verstohlen
Ein dumpfes Heimweh trugen durch die Welt,
Die Juden, die Zigeuner und die Polen.

So gingst du auch nicht ohne Schmerz den Pfad,
Der rückwärts leitet in die Kinderwonne,
Nachdem die grauen Tage sich genaht,

Die grauen Tage und die leidverbrämten
Umflorten Nächte deiner Abendzeit,
Die deine trunknen Wünsche mählich lähmten. —

So sehn wir heut' dein Bild in leisem Licht,
Wie du dich mühst, die Tränen dir zu trocknen
Mit siecher Hand; und es gelingt dir nicht.

Doch glimmt ein Hirtenfeuer fern am Hügel,
Aufrauscht der Wald der Heimat: Komm nach Haus!
Und deine Seele spannt erlöst die Flügel —
— — — — — — — — — — — — — —

Aufrauscht der Vogtlandwald. Der Südwind weht.
Der Sehnsuchtsgeiger hebt zu fiedeln an. —
Ich denk' an dich, Heimwehpoet,
Kreuzträger und Schmerzensmann!



Friedensbeschwörer
Von Otto Corbach

Wer sich während des Krieges über die Stimmungen im feindlichen Auslande unmittelbar aus deren Presse unterrichten konnte, wird, wenn er deutsche Zeitungen beiseite legte und in feindlichen zu lesen begann, zu seiner Beschämung immer wieder eine Empfindung gehabt haben, wie wenn es um ihn plötzlich heller würde. Was diese Presse auch an Entstellungen, Verdrehungen und Verschleierungen für Deutschland und seine Verbündeten günstiger Tatsachen leistete, wieviel Lügen und Verleumdungen sie auch verbreitete, um unser Ansehen in der Welt zu zersetzen und aufzulösen, so wußte sie doch von ihrem Standpunkte aus die jeweiligen kriegerischen Ereignisse und ihre Wirkung auf die politischen Machtverhältnisse innerhalb und außerhalb des Kreises der Kriegführenden richtiger zu beurteilen als unsere öffentliche Meinung. Das war ja zum Teil eine natürliche Folge der englischen Blockadepolitik, die sich nicht nur auf die leibliche, sondern auch auf die geistige Nahrung der Völker des Vierbundes erstreckte. Gewiß kamen nach Ausbruch des Krieges nach wie vor Nachrichten, Zeitungen, Bücher in Massen über unsere Grenzen. Das konnte England im großen und ganzen nicht hindern, und es wollte es auch nicht. Aber bei alledem handelte es sich doch um die Vermittelung von Kenntnissen, die in der Regel nicht uns, sondern unsern Feinden dienlich waren. Sehr wohl konnte England dafür sorgen, daß wir aus dem Auslande nur sehr wenig mehr von dem erfuhren, was gerade uns zu wissen nützen mochte. Schon im Frieden war es uns ja durch die Kraft und Ausdehnung des britischen Pressewesens sehr erschwert, uns über die politischen Vorgänge im Auslande aus eigener Anschauung zu unterrichten. Unmittelbar oder mittelbar stammte ein großer Teil des Rohstoffes unserer politischen Literatur, besonders der Tageszeitungen, aus britischen Nachrichten- und Meinungsquellen. Allein die englische Sprache, die die Muttersprache von 125 und die Verkehrssprache von 550 Millionen Menschen auf Erden ist, verbürgte der britischen Presseorganisation einen unvergleichlichen weltpolitischen Einfluß. Ihr standen aber auch gewaltige Kapitalien, die in wenigen Händen vereinigt waren, sowie die meisten Kabel des Erdballs zur Verfügung, und ihre Schriftleiter und ständigen Mitarbeiter waren in der Regel Personen von starkem politischem Instinkt und hohem politischem Ansehen. Die Hauptblätter in Paris wie in Petersburg und Rom, die maßgebendsten Organe der amerikanischen öffentlichen Meinung, die Zeitungen Japans, Chinas, Arabiens und Mesopotamiens waren ihr unterworfen, und durch eine enge Verbindung mit dem Havasbureau und der Agentur Stefani war sie imstande, sowohl Süd- und Mittelamerika wie Griechenland, Portugal und den Balkan stark zu beeinflussen. Nach Ausbruch des Krieges nun konnten die wenigen Kabelverbindungen, über die Deutschland verfügte, zerstört, deutsche Nachrichtenquellen verschüttet, deutschfreundliche Schriftsteller geächtet, konnte jene ganze Presseorganisation in den Dienst sowohl der Verleum-

dung des Deutschtums, wie der Abblendung möglichst alles Lichtes, das den Deutschen eine unmittelbare Anschauung von Dingen und Vorgängen des Auslandes zu vermitteln vermochte, gestellt werden.

Es wäre eine große und schöne Kriegsaufgabe für unsere Diplomatie gewesen, die deutsche Presse fortlaufend mit zuverlässigen Nachrichten über Dinge und Vorgänge im feindlichen Auslande, worüber keine oder falsche Darstellungen zu uns gelangten, zu versehen, ihre Mitglieder zu eifriger Mitarbeit an der Tagespresse anzuregen, den deutschen Journalistenstand in der richtigen Beurteilung ausländischer Verhältnisse schulen zu helfen. Wie wenig ihr daran gelegen gewesen ist, geht allein daraus hervor, daß das von militärischer Seite organisierte Kriegspresseamt und nicht das Auswärtige Amt auf den Gedanken kam, der Presse regelmäßig zum Abdruck oder nur zur Aufklärung für die Schriftleitungen geeignete Auszüge aus fremden Zeitungen zu liefern. Vielfach ist auch das feindliche Ausland in dem Bestreben, uns über die Dinge und Vorgänge in seinen Gebieten in Unkenntnis zu halten oder zu täuschen, unter dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg durch die deutsche Regierung unbewußt unterstützt worden. Herr v. Bethmann Hollweg stand nun einmal der Erscheinung dieses Krieges fremd gegenüber. Wie er sich auch abmühte, nachträglich ein unmittelbares persönliches Verhältnis zu ihm zu gewinnen: es wollte ihm nicht gelingen. Er hatte mit England noch kurz vor Ausbruch des Krieges ernsthaft zu dauerndem, friedlichem, mit den Lebensinteressen des deutschen Volkes verträglichem Einvernehmen gelangen zu können geglaubt, obgleich die einzig möglichen Gelegenheiten dazu längst verpaßt worden waren. Was Wunder, daß ihn der Eintritt Englands in den Krieg erschütterte wie einen unglücklichen Liebhaber die Entdeckung erschüttert, daß ein leidenschaftlich geliebtes Weib, das auf seine Annäherung scheinbar einging, mit ihm nur ihr Spiel trieb. Ein „Staatsmann", der unsern Hauptfeind im Frieden so gründlich verkannte, konnte ihn unmöglich im Kriege richtig einschätzen. Ein reifer Mann hat politischen Instinkt oder er hat ihn nicht; noch so erschütternde Erlebnisse können solchen in ihm nicht mehr entwickeln. Das Wesen unserer andern Feinde blieb Herrn v. Bethmann Hollweg natürlich ebenfalls verschlossen. Ein solcher Kanzler aber mußte unbewußt geneigt sein, der deutschen Öffentlichkeit gerade Nachrichten aus dem Auslande fernzuhalten, nach denen wir die wirklichen Stimmungen und Meinungen von Feinden oder Neutralen beurteilen konnten; denn diese waren immer anders, als er sie wünschte, drohten also, wenn sie in der deutschen Presse richtig dargestellt wurden, einer richtigen und daher ungünstigen Beurteilung seiner auf nur eingebildete Zustände berechneten „Politik" nachzuhelfen. So stark wurde in ihm schließlich der Drang, sein empfindliches Ansehen als Kanzler vor jedem schädlichen frischen Luftzug zu bewahren, daß er nur die ihm persönlich willkommenen Urteile über seine „staatsmännischen" Leistungen durchließ, die andern aber verbot.

Unter solchen Umständen mußte es geradezu zu einem Verhängnis für das deutsche Volk werden, daß schon im Frieden fast alles unterlassen worden war, weite Kreise zu einem sicheren Urteil über außenpolitische Dinge zu befähigen.



Es konnte nur verhältnismäßig wenige Leute in Deutschland geben, die über genügend politischen Instinkt und Vorstellungskraft verfügten, um sich jeweils aus den wenigen zuverlässigen Nachrichten der Presse ein Bild von den wahren Kraft- und Machtverhältnissen unserer feindlichen Umwelt bilden zu können. Wie viele Deutsche gibt es, die nicht die Macht des alten Rußland ebenso überschätzt, seine unterirdischen, jetzt vorherrschenden Kräfte dagegen unterschätzt haben, wie unsere Diplomatie? Hätten die maßgebenden Kreise in Japan das alte Rußland mit denselben Augen gesehen wie unsere Diplomatie und unsere maßgebenden öffentlich Meinenden, sie würden nie den Mut gefunden haben, gegen seinen Anspruch auf die Vorherrschaft auf dem asiatischen Festlande aufzubegehren, und es gäbe heute keine gelbe Großmacht. Hätten die Machthaber und maßgebenden Kreise bei uns andererseits das alte Rußland so eingeschätzt, wie es die Japaner einschätzten, so hätten wir diesen Krieg vielleicht überhaupt nicht, unter keinen Umständen aber unter annähernd so ungünstiger weltpolitischer Konstellation wie jetzt zu führen brauchen.

Was Wunder nun, daß die große Mehrheit des deutschen Volkes seit Kriegsbeginn so hilflos der Aufgabe gegenübersteht, die politischen Folgerungen aus den kriegerischen Ereignissen zu ziehen. Wieviel Lärm wurde nicht während der ersten Kriegsjahre darum gemacht, daß die Erörterung über Kriegs- und Friedensziele immer länger untersagt blieb! Wie wenig aber hat die Presse von ihrer Freiheit einen vernünftigen Gebrauch zu machen verstanden, als diese Erörterung endlich freigegeben wurde! Spätestens von dem Augenblick an, wo der Verlauf der Marneschlacht die Rechnung auf einen kurzen Krieg als falsch erwies, hätte es die Hauptaufgabe der Regierung und der Presse sein müssen, das deutsche Volk zur Geduld für einen langen Krieg zu erziehen. War es nicht möglich, auf allen Fronten rasche, wirklich entscheidende Erfolge zu erzielen, so konnte man damit rechnen, daß die Gelegenheit zu einem günstigen Frieden für Deutschland sich erst einstellen würde, wenn die für uns denkbar schlechte weltpolitische Konstellation, unter der der Krieg begann, einer uns günstigen gewichen sein würde. Man brauchte aber nur zu verfolgen, in wie rasch zunehmendem Tempo im fernen Osten die gelbe Großmacht auf Kosten des Ansehens und der Macht sowohl Englands wie Amerikas wuchs und wuchs, um dessen gewiß zu sein, daß jener Umschwung der weltpolitischen Konstellation erfolgen müßte, sobald die Bedrohlichkeit japanischer Ansprüche in China, Sibirien, Indien, im ganzen Stillen Ozean, gegenüber Australien, Kanada, der Union, Mittel- und Südamerika eine gewisse Größe angenommen haben würde. Staatsmänner mit weltpolitischem Blick würden von vornherein bei uns erkannt haben, daß wir diesen Krieg politisch verloren geben müßten, sobald wir uns auf Friedensunterhandlungen einlassen würden, bevor den britischen Staatsmännern die japanische Gefahr auf den Nägeln brannte. Die großen englischen und französischen Blätter haben ihre Leser von Kriegsbeginn an auf einen langen Krieg vorbereitet und von einem jahrelangen Kriege gesprochen, sobald die deutschen Waffenerfolge bewiesen, daß man mit Deutschland nicht so leicht fertig werden könnte, wie man erwartet haben mochte. Bei uns konnten schon im ersten Kriegs-

jahr in weiten Kreisen der Bevölkerung immer wieder Hoffnungen auf baldigen Frieden aufflackern, ohne beizeiten erstickt zu werden, so daß ihnen natürlich um so niederdrückendere Enttäuschungen jedesmal rasch folgen mußten. Daran hat sich, wie die Erfahrungen der letzten Monate beweisen, bis heute nichts geändert.

Der gesunde Friede ist etwas, das gewissermaßen von selbst reif werden will. Die Aufgabe leitender Staatsmänner ihm gegenüber muß darin bestehen, wachsam dem Zeitpunkt entgegenzuharren, wo die Reife sich ankündigt. Unsere politischen „Führer" erschöpfen nun seit mehr als drei Jahren ihre Kunst darin, den Frieden mit Beschwörungsformeln zu nötigen, in die Erscheinung zu treten, bevor seine Zeit gekommen ist. Man würde die Wirkungen ihres Verhaltens überschätzen, wenn man behaupten wollte, daß ihr Treiben den Krieg verlängere, wohl aber ist es geeignet, unsere Nerven zu überreizen, unsere Sinne zu verwirren, unsere Augen zu umnebeln und es den Feinden zu erleichtern, uns zu übertölpeln, sobald die Stunde für den Beginn ernsthafter Friedenserörterungen da ist. Eine gerade entgegengesetzte Wirkung übt es auf die Feinde aus: Seit Beginn des Krieges stärkt und beruhigt es ihre Nerven, nährt ihren Willen zur Fortsetzung des Krieges. Wenn sie schon von der Stärke der deutschen Machtorganisation eine deutliche schmerzhafte Vorstellung empfingen, so machte dafür das Verhalten der deutschen Regierung und des größten Teils der deutschen öffentlichen Meinung nicht den Eindruck, als ob jener Machtorganisation ein Machtinstinkt im deutschen Volke entspreche, der dieses diejenigen politischen Ansprüche mit genügendem Nachdruck geltend machen ließe, zu denen es seine Siege berechtigten. Bethmann Hollwegs ängstliches Bemühen, eine öffentliche Erörterung von Kriegszielen so lange wie möglich zu unterdrücken, mußte auf das sowieso erst schwache politische Selbstbewußtsein des deutschen Volkes betäubend wirken. Ein leitender Staatsmann, wie ihn das deutsche Volk brauchte, hätte vom Beginne des Krieges an keine Gelegenheit vorübergehen lassen, den Anspruch des deutschen Volkes auf Gebiet- und Machtzuwachs oder auf reichlichen unbedingt sicheren Mitgenuß des Überflusses der feindlichen Weltreiche an Bodenschätzen und Bodenerzeugnissen so nachdrücklich zu betonen, daß die feindlichen Staatsmänner daraus den Eindruck gewinnen mußten, das deutsche Volk würde nie in dem Bestreben erlahmen, Genugtuung für seine Ausschaltung bei vergangenen Verteilungen der Welt und ihrer Schätze zu erlangen, auch wenn es das in diesem Kriege noch nicht durchsetzen sollte. Die schlimmste Folge des völligen Mangels an Zielstrebigkeit bei unserer politischen Führung war eben die, daß sich weite Kreise des deutschen Volkes vom feindlichen Auslande unter Nachhilfe der Miesmacher im eigenen Lande zu den bescheidensten Friedenswünschen ein schlechtes Gewissen einreden ließen, denn es brauchte um unserer Zukunft willen weniger darauf anzukommen, in diesem Kriege alles zu erreichen, worauf wir mit gutem Gewissen Anspruch machen können, als vielmehr darauf, in unserem Willen bestärkt zu werden, beharrlich um eine Überwindung aller Hemmungen für eine freie Entfaltung unserer Kräfte bemüht zu sein. Hätten wir bei unseren Feinden den Eindruck solcher Zielstrebigkeit hervorrufen können, so würde ihnen jener Glaube genommen worden sein, der jetzt die stärkste Triebfeder ihres Willens zur Fortsetzung des

Krieges bildet: daß unser Wille zur Macht in diesem Kriege ein für allemal gebrochen werden könne, so daß sie auf immer vor ihm Ruhe haben würden. Da nun die Hauptschuld an einem etwaigen faulen Frieden, der diesen Weltkrieg ablösen mag, jener notorisch schlechten politischen Führung anzukreiden wäre, der das deutsche Volk in den letzten Jahrzehnten vor dem Frieden wie während des Krieges preisgegeben war, so hatte die Mehrheit des deutschen Reichstages wohl nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, darauf zu dringen, daß sie den kommenden Frieden mit gestalten dürfe, und zwar in entsprechender Weise, wenn sie sich die Fähigkeit dazu zutraute, aber durch ihre Friedensresolution hat sie bewiesen, daß sie sich diese Fähigkeit selbst nicht zutraut. Sie konnte, wenn sie das Zeitalter einer parlamentarischen Regierungsweise in Deutschland vorbereiten wollte, nichts Törichteres tun, als der Regierung im voraus das Odium für einen Frieden abzunehmen, der, wenn wir wirklich auf einen besseren verzichten müßten, doch bei nur etwas besserer Führung der politischen Geschäfte des Deutschen Reiches vor und nach Ausbruch des Krieges hätte vermieden werden können. Es gibt keine denkbaren deutschen Friedensbedingungen, die bescheiden genug wären, daß sich englische Staatsmänner darauf einlassen würden, solange ihnen der kriegerische Atem noch nicht ausgegangen ist. Und der hellsichtigste Politiker kann nicht voraussagen, welche Bedingungen wir durchzusetzen imstande sein werden, sobald die Engländer ein Spiel verloren geben müssen, bei dem sie einen gewaltigen Einsatz nur deswegen daranwagten, weil sie hofften, Deutschland politisch und wirtschaftlich für absehbare Zeit lahmlegen zu können. Von dem gleichen Augenblick an, wo die englischen Staatsmänner ihre ursprünglichen Kriegsziele aufgeben, sind sie auch leicht zu weitgehenden Zugeständnissen zu bringen, wenn wir nur den Mut haben, zu fordern, was wir zu gesunder Entwickelung unseres Volkstums brauchen. Die Reichstagsmehrheit glaubte sich dennoch für ihre etwaige entscheidende Mitwirkung bei den Friedensunterhandlungen selbst die Hände zu einer Zeit binden zu müssen, als noch keinerlei bestimmte Anzeichen für eine ernsthafte Friedensbereitschaft auf feindlicher Seite wahrzunehmen waren.



Abend · Von Friedrich W. Wagner

Der Tag verklingt
In einem zitternden Ton.
Das Wasser singt
Sich müde. Es dämmert schon.

Im dunklen Park erwacht
Ein leises Graun.
Vor dem Hauche der Nacht
Fröstein steinerne Fraun.





Friedrich der Große über Politik

Wohl mancher hat in diesen schweren Jahren vor seinem Lenbachschen Bismarck und seinem Menzelschen Friedrich dem Großen gestanden, und allerlei Gedanken gingen ihm durch den Kopf. —

Wohl mancher griff in diesen Jahren wieder zu Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", und mancher las wohl auch in den uns neu geschenkten „Ausgewählten Werken Friedrichs des Großen". Aus politisch trüber Gegenwart flüchtete er zu den ewigen, großen Führern unseres Volks, suchte er Trost und Aufrichtung. —

Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" sind ja wohl in jedem deutschen Haus; auch die „Ausgewählten Werke Friedrichs des Großen" sollten es sein! In vorzüglicher deutscher Übertragung haben wir hier in zwei Bänden zusammengefaßt die wichtigsten Schriften des großen Königs, Feldherrn und Staatsmanns. (Herausgegeben von Gustav Berthold Volz, bei Reimar Hobbing, Berlin, 1916.)

Wie tritt uns aus ihnen, aus all diesen Schriften der verschiedensten Art, die bedeutende, vielseitige Persönlichkeit des Einzigen entgegen; was umfaßte dieser Geist nicht alles, worüber wußte er nicht als ein Kluger und Meister zu reden! Auch der **Politiker** spricht hier zu uns. Und es ist einem in dieser Zeit eine zugleich wehmütige und erhebende Empfindung, zu lesen, was er über Politik gesagt, wie er über Staatskunst gedacht. Wie er das alles in die Tat umgesetzt, wie er als Politiker, als Staatsmann gehandelt, das steht ja mit unvergänglichen Zügen in den Blättern der Geschichte Preußens und Deutschlands geschrieben, wirkt noch bis auf diesen Tag. Ohne Friedrich den Großen hätten wir kein Preußen, keinen Bismarck, kein Deutschland, könnten wir jetzt nicht diesen ungeheuren Kampf kämpfen, der in so vielem an seinen ungeheuren Kampf erinnert. Was er als Politiker, was er über Politik gesagt, das sei hier aus seinen Ausgewählten Schriften zusammengestellt. Wie könnte es zur Lehre und Mahnung für unsere Zeit, für unser Geschlecht dienen! In dem Vorwort zu dem Werk heißt es mit Recht: Was der große König gelebt, was er zur Nachwelt gesprochen, was er für sie geschrieben hat, es ist recht eigentlich für diese schwere Gegenwart bestimmt.

Hören wir nun, was Friedrich uns zu sagen hat.

In seinem „Politischen Testament" sagt er ganz allgemein über Politik: „Sie ist die Kunst, mit allen geeigneten Mitteln stets den eigenen Interessen gemäß zu handeln" — wobei wir an so manche geeignete Mittel denken, die wir nicht, oder zu spät, angewandt. Und er stellt ihr als Ziel — was unsere Anti-„Annektionisten" sich merken könnten: „Die **Sicherheit des Staates** zu befestigen und, soweit möglich, die Zahl der Besitzungen, die **Macht und das Ansehen** des Fürsten (also nach heutigem Sprachgebrauch: des Staates) zu mehren." Und weiter schreibt er wie für unsere Staatsmänner, die durch die Ereignisse

des August 1914 so gänzlich aus der Fassung gebracht waren, ihre Politik wie ein Kartenhaus zusammenstürzen sahen: „Ein Staatsmann darf niemals sagen: ich habe nicht geglaubt, daß dieses oder jenes geschehen könnte. Sein Beruf verlangt, daß er alles vorhersieht und auf alles gerüstet ist." Und wie geschrieben für unsere Tage, im Blick auf Polenpolitik und Kriegsziele und „Neuorientierung" ist auch dies: „Eine gut geleitete Staatsregierung muß ein ebenso fest gefügtes System haben wie ein philosophisches Lehrgebäude. Alle Maßnahmen müssen gut durchdacht sein, auf ein gemeinsames Ziel steuern, nämlich die Stärkung des Staates und das Wachstum seiner Macht."

In der „Geschichte meiner Zeit" spricht er es unumwunden aus: „Wäre ein Fürst weniger auf seinen Vorteil bedacht als seine Nachbarn, so würden sie immer stärker, er zwar tugendhafter, aber schwächer werden" — auch ein Wort, das sich mancher Diener eines Fürsten und Staates merken könnte. Wieder wie gemünzt auf unsere Zeit in den Jahren vor dem Krieg und immer während des Kriegs (siehe Friedensangebote!) klingt es: „Seine Nachbarn werden sich seine Rechtschaffenheit nur zunutze machen und man wird ihm auf Grund falscher Vorurteile und verkehrter Meinungen das als Schwäche auslegen, was nur Tugend ist." Und was für ein cavete! müßte sein Wort unseren Staatslenkern sein: „Machiavell sagt, eine selbstlose Macht, die zwischen ehrgeizigen Mächten steht, müßte schließlich zugrunde gehn. Ich muß leider zugeben, daß Machiavell recht hat."

Und ob Friedrich nicht auch recht hat in seinem „Antimachiavell": „Auch Angriffskriege gibt es, die ihre Rechtfertigung in sich tragen. Es sind das die vorbeugenden Kriege, wie sie Fürsten wohlweislich dann unternehmen, wenn die Riesenmacht der großen europäischen Staaten alle Schranken zu durchbrechen und die Welt zu verschlingen droht" — ob er nicht recht hat, auch trotz Bismarcks gegenteiliger Stellung zu einem Präventivkrieg; jedenfalls, wenn die Lage so ist, wie in dem letzten Monat vor dem Weltkrieg mit seiner russischen Mobilisation und Truppenanhäufung an unserer Grenze?

Nicht fehlen mag auch hier, jetzt in unseren Tagen, in diesem Krieg, im Blick auf die Friedensverhandlungen, die doch einmal kommen müssen, was Friedrich im „Grundriß der preußischen Regierung" über die englische Politik, aus eigener bitterer Erfahrung, sagt: „Die Engländer sind gewohnt, Subsidien zu zahlen, und opfern ihre Verbündeten beim Friedensschluß, um ihre eigenen Interessen zu fördern" — womit er vor dem „perfiden Albion" überhaupt eine Warnungstafel aufrichtet für jeden, der mit ihm beim Friedensschluß zu tun hat. Und auch jene Bemerkung mag noch angeführt sein, die Friedrich in seiner Schrift „Über die deutsche Literatur" sich auch nicht versagen kann: „Als ich einmal mit Gelehrten zusammen war, fragte jemand, welche Sprache wohl die Schlange gesprochen hätte, die unsere Urmutter verführte. Sie sprach englisch, antwortete einer, denn die Schlange zischt!" Auch diese Bemerkung zeigt, wie Friedrich auf die Engländer zu sprechen war. —

Und in seinen „Gedanken und allgemeinen Regeln für den Krieg" spricht Friedrich einfach und selbstverständlich ein Wort aus, das so manchem amtlichen und nichtamtlichen Politiker in den Ohren gellen müßte: „Jeder Krieg, der nicht zu Eroberungen führt, schwächt den Sieger und entnervt den Staat!"

Nachdem wir so Friedrich den Politiker selbst gehört, wollen wir noch hören, was ein Berufener, wohl der Berufenste von allen in dieser Frage, Treitschke, über Friedrich den Politiker sagt, und was ihn uns noch mehr ins rechte Licht stellt.

Treitschke urteilt über Friedrichs Schriften selbst: Der springende Punkt in dieser mächtigen Natur bleibt doch die erbarmungslos grausame deutsche Wahrhaftigkeit. Friedrich gibt sich wie er ist und sieht die Dinge wie sie sind ... Wie in der langen Bändereihe seiner Briefe und Schriften keine Zeile steht, darin er versuchte, seine Taten zu beschönigen, sein eigenes Bild für die Nachwelt auszuschmücken, so trägt auch seine Staatskunst, wenngleich sie die kleinen Künste und Listen des Zeitalters als Mittel zum Zweck nicht verschmäht,

das Gepräge seines königlichen Freimuts; so oft er zum Schwerte greift, verkündet er mit unumwundener Bestimmtheit, was er von dem Gegner fordert, und legt die Waffen erst nieder am erreichten Ziel. (Worte, die wir heute nicht ohne Bewegung lesen können.) In den schweren Machtkämpfen der Staaten achtet er nur das Lebendige, nur die von rascher Tatkraft klug benutzte Macht. „Unterhandlungen ohne Waffen sind wie Noten ohne Instrumente", sagt er unbefangen, und auf die Nachricht von dem Tode des letzten Habsburgers fragt er seine Räte: Ich gebe euch ein Problem zu lösen: wenn einer im Vorteil ist, soll man sich dessen zunutze machen oder nicht? . . . Die Tatenscheu, die ihre Ratlosigkeit hinter leeren Formbedenken verbirgt, fand niemals einen stolzeren Verächter . . . Nichts halb zu tun, gilt ihm als die oberste Pflicht des Staatsmannes, und unter allen denkbaren Entschlüssen scheint ihm der schlimmste — keinen zu fassen. (Worte, die auf einen nun vergangenen „Staatsmann" unserer Tage wie gemünzt klingen.) Der Staatsmann Friedrich, jedes Hasses, jeder Liebe bar, gleichsam unpersönlich, wollte nur immer, was die klar erkannte Lage seines Staates gebot. — Wie treffend kennzeichnet Treitschke mit solchen Worten den großen königlichen Staatsmann, wie hält er mit ihnen unserer Staatskunst einen Spiegel vor! Mit welchen Empfindungen lesen wir in unseren Tagen die Worte: Er trat den alten Mächten mit so festem Stolz entgegen, daß selbst Horatio Walpole gestehen mußte, dieser Preußenkönig halte jetzt die Wage des europäischen Gleichgewichts in seinen Händen. Und im Gedanken an unsere heutige Polenpolitik lesen wir mit Neid, was von dem damals neu erworbenen Schlesien gesagt wird: das von unheimischen Gewalten schon halb überflutete herrliche Grenzland wurde durch das preußische Regiment dem deutschen Volkstum zurückgegeben. Und wie beschämt müssen wir dastehen, wenn wir an unsere streikenden Munitionsarbeiter, an den Kriegswucher und die Gewinn- und Genußsucht weiter Kreise jetzt im Kriege, an das Murren so vieler im Land, an den politischen Schacher unserer Parteien mitten in aller Volks- und Kriegsnot denken (zum großen Teil doch auch Folgen einer falschen, schwachen Politik), und lesen, was Treitschke von jener Notzeit unter dem großen König, als Folge seiner richtigen, starken Politik sagt: In der Schule der Leiden und Kämpfe erwuchs dem Volke Preußens eine lebendige Staatsgesinnung, sie berechtigte den König, von seiner nation prussienne zu reden. Ein Preuße zu sein, war vordem eine schwere Pflicht, jetzt ward es eine Ehre. Der Gedanke des Staates, des Vaterlandes drang erregend und stärkend in Millionen Herzen; auch die gedrückte Seele des kleinen Mannes spürte einen Hauch von dem antiken Bürgersinn, der aus den schlichten Worten des Königs sprach: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht tue und für mein Vaterland kämpfe." Überall in Preußen regte sich unter den steifen Formen des absoluten Königtums der Opfermut und die große Leidenschaft des Volkskrieges. Sechs Jahre lang empfingen die blutarmen Beamten kein Gehalt und versahen ruhig ihren Dienst, als verstände sich's von selber. Wetteifernd taten alle Provinzen ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, wie die neue Redensart der Preußen lautete. —

Friedrich der Große, der große Staatsmann, steht hier vor uns, in dem Bilde, das er selbst von sich gezeichnet in seinen eigenen Worten, und das einer unserer größten Historiker seinen Worten und Taten nachgezeichnet hat. Möge dieses Bild manchem politischen Sinn und politisches Urteil für die großen Fragen unserer Zeit klären und stärken! Wohl kann es politische Sorgen der Gegenwart vertiefen, wenn wir sehen, wie heute so manches anders ist als damals, als einer der größten Staatenbauer aller Zeiten und der — neben Bismarck — größte Staatenbauer der neueren Zeit Schwert und Zepter führte, sein und unser Preußen baute, zur Großmacht erhob, — wenn wir sehen, wie man heute vielfach politisch so ganz anders denkt und handelt als er. Aber es kann uns auch wieder Trost und Hoffnung geben: dieser Geist, dieses Weistum kann doch nicht umsonst gewesen sein, nicht verloren gehen!

Albert Klein



Die Freiheitsbewegung der Ukraine

Unter den über ganz Deutschland verbreiteten zahlreichen Gefangenenlagern beherbergen diejenigen von Salzwedel, Wetzlar und Rastatt ausschließlich Ukrainer, von den Großrussen (Moskowitern) irreführend Kleinrussen genannt. In ihrer Heimat nahm inzwischen die Freiheitsbewegung einen so ungestümen Fortgang, daß die Petersburger Regierung mit geradezu beschwörenden Worten an die Bevölkerung der Ukraine der Lostrennung Einhalt zu gebieten versuchte, ohne indes die Ukrainer in ihrem Ziele, der Befreiung von der russischen Fessel, aufhalten zu können. Ob unsere unaufhaltsam vordringenden Heere ihnen zur ersehnten Freiheit verhelfen werden?

Ihre auf eigenem Willen beruhende Entschließung bekundeten die Ukrainer wiederholt im Laufe des Krieges, indem sie sich in Gemeinschaft mit anderen russischen Völkern in der „Liga der Fremdvölker Rußlands" im Mai 1916 an Woodrow Wilson mit einem Aufrufe wandten, der mit der dringenden Bitte: „Helft uns zur Freiheit!" ungehört verhallte. Im besonderen aber hatte nach Ausbruch des Weltkrieges der „Bund zur Befreiung der Ukraine" einen eindringlichen Aufruf an die öffentliche Meinung Europas gerichtet. „Nie wird Europa zur Ruhe kommen, nie von der drohenden Invasion des Zarismus freigemacht, nie seiner Kulturgüter sicher sein, bis auf den weiten Steppen der Ukraine ein Bollwerk gegen Rußland errichtet werden wird. Der Bund der Befreier der Ukraine harrt sehnsüchtig der Zeit entgegen, wo auf den Trümmern des russischen Despotismus, dieses Gefängnisses der Völker, die freie, unabhängige Ukraine errichtet ist." Mit einem besonderen Appell an die deutsche Nation schloß dieser Aufruf, der hierbei noch ausdrücklich betonte, daß zwischen Deutschland und der Ukraine keine Gegensätze bestehen.

Nicht weniger als 32 Millionen zählt dieses Volk, das ein volles Fünftel des europäischen Rußlands besiedelt und einen Raum einnimmt, der sich vom Kubangebiet im Südosten entlang an der (mit Ausschluß der Krim) über 1000 km lang ausgedehnten Küste des Schwarzen Meeres bis hinauf zum Pripjet und ostwärts hin bis zum Don erstreckt, ein Gebiet, das 1½mal so groß ist wie Deutschland. Die Ukrainer besitzen ihre ethnographische Selbständigkeit ebenso wie andere slawische Völker, also die Bulgaren, Tschechen und Polen. Ihre Sprache ist kein russischer Dialekt, sondern eine eigene, selbständige Sprache, welche eine stark aufblühende Literatur zeitigte, die von den Zaren jedoch lange Zeit, neuerdings im Jahre 1876, durch Verbot des Druckes von Büchern in ukrainischer Sprache und der Einführung solcher unterdrückt wurde. In diesen Maßnahmen und in dem Gebrauch der unverstandenen russischen Sprache in den ukrainischen Schulen liegt die Ursache des starken Analphabetentums in der Ukraine. Erst bei Gelegenheit der revolutionären Bewegung im Jahre 1905 wurde das Verbot der ukrainischen Literatur in Rußland außer Kraft gesetzt.

Dieses an Zahl und Gebiet heute weitaus stärkste der osteuropäischen russischen Fremdvölker besaß in früheren Jahrhunderten allerdings mit wechselnden Grenzen ein eigenes, selbständiges Staatsgebilde, das seine Wurzeln in dem im 9. Jahrhundert begründeten alten Reiche von Kyjiw (Kiew) hatte, im Laufe der Jahrhunderte zunächst von tatarisch-mongolischen Einfällen heimgesucht, dann von den Polen, Türken und Moskowitern bedrängt, dauernd harte Kämpfe um seine Selbständigkeit zu bestehen hatte, die schließlich in der Schlacht bei Poltawa 1709 gänzlich verloren ging. Der Held und Hetman Mazeppa mußte mit seinem Verbündeten Karl XII. in die Türkei flüchten, der ukrainische Aufstand gegen das russische Joch wurde von Peter dem Großen unterdrückt und die Autonomie der Ukraine durch ihn und letzten Endes durch Katharina II. aufgehoben.

In den Teilungen Polens 1772—95 kam dann das ganze ukrainische Gebiet unter die Herrschaft Rußlands mit Ausnahme der Westukraine, des heutigen Ostgaliziens und der Bukowina, die an Österreich fielen. Hier leben — als Ruthenen bezeichnet — etwa 3½ Mil-

lionen Ukrainer in Ostgalizien, während der westliche Teil Galiziens überwiegend polnische Bevölkerung enthält, weshalb die galizische Frage: die beabsichtigte Schaffung einer Automie mit Vorherrschaft der Polen in dem Gegensatz der sich feindlich gegenüberstehenden Polen und Ukrainer gipfelt. Nordungarn ist mit 480000 und die Nordbukowina mit 400000 Ukrainern bevölkert.

Nachdem im 19. Jahrhundert bereits frühzeitig wieder der Freiheitsgedanke in der Ukraine lebendig geworden war, bereitete sich hier in Österreich, im Kronland Galizien, eine starke ukrainische Nationalbewegung aus, auf Grund deren auch die Bewegung in der russischen Ukraine zunahm. Die Eroberung Galiziens war einer der Hauptgründe, die Rußland zum Kriege bestimmten, um dem letzten Bollwerk des Ukrainertums den Todesstoß zu versetzen. Lemberg und seine Universität war die Pflanzstätte des ukrainischen Befreiungsgeistes, der in gesellschaftlichen Vereinigungen gepflegt und verbreitet wurde. In Deutschland blieben jene Vorgänge ziemlich unbekannt.

Was der Ukraine, die nebenbei nichts geringeres ist als die Völkerbrücke zum Orient und Rußlands Sprungbrett nach Konstantinopel, einen außerordentlichen Vorzug verleiht, ist ihr ungewöhnlich großer wirtschaftlicher Wert. Neunzehntel des ukrainischen Volkes beschäftigen sich mit dem Ackerbau, der jedoch auf niedriger Stufe steht. Der Boden der Ukraine ist einer der fruchtbarsten auf dem ganzen Erdenrund. Aber Mangel an Aufklärung und ungesunde Besitzverhältnisse sind die Ursache des traurigen Zustandes der ukrainischen Landwirtschaft. Mit großem Erstaunen nehmen die gefangenen ukrainischen Russen die intensive deutsche Landwirtschaft wahr und geben in ihren Briefen nach der Heimat ihre Verwunderung darüber kund. Die Ukraine ist die Korn-, Erz- und Kohlenkammer Rußlands. 60 v. H. seines Weizens, 70 v. H. seines Tabaks, 80 v. H. seines Zuckers entnimmt es der Ukraine, 70 v. H. seiner Steinkohle, fast den gesamten Bedarf an Koks gewinnt es aus den Tiefen des Donezgebietes, und nicht weniger als 70 v. H. aller Eisenerze Rußlands lagern in ukrainischem Boden.

Nicht mit Unrecht weist zusammenfassend auf alles dies der Professor der Freiburger Universität Karl Guenther am Schluß seiner sehr bemerkenswerten kleinen Schrift: „Die Ukrainer" hin, indem er ausführt: „Rußland verdankt seine Großmachtstellung in erster Linie der Ukraine. Zunächst wegen der reichen Bodenschätze des Landes und seiner Ausfuhrhäfen, dann wegen der 32 Millionen Ukrainer und endlich wegen der Lage der Ukraine. Von ihr aus kann Rußland die Türkei und das Mittelmeer bedrohen, Persien bedrängen und den nächsten Weg zum Indischen Ozean suchen. Ohne die Ukraine wäre der Wunsch Rußlands nach Konstantinopel gegenstandslos. Würde die Ukraine hingegen den Mittelmächten angeschlossen, dann wäre der russische Druck endgültig gebrochen, Mitteleuropa hätte ausreichende Ernährung und den direktesten Weg nach Asien."

Dr. Johannes Tschierschky

Eine Forderung ohne Herz

Als solche bezeichnet die vom Grafen von Bothmer (München) herausgegebene Zeitschrift „Die Wirklichkeit" die Ablieferung unserer Kirchenglocken:

„Bei dem ungeheuren Materialaufwande des Krieges ist das Reich genötigt, auf die verarbeiteten Vorräte an Kupfer, Bronze, Messing, Tombak, Rotguß usw. zurückzugreifen ... Es haben tatsächlich die Haushaltungen zuerst ihre Kupfervorräte geopfert. Später ist man daran gegangen, die Kupferbedachungen der Schlösser und öffentlichen Gebäude abzudecken, endlich ging man daran und entnahm den Kirchen Orgelpfeifen und Glocken.

Dieser Eingriff in das Gemütsleben der Landbevölkerung ward als äußerst hart empfunden. Die Kirchenglocken sind die Stimmen der Landschaft. Das Abendläuten, der Ruf zur Messe und all die anderen unterschiedlichen Klänge bedeuten für den Landmann nicht nur die Erinnerung an das Gebet, sie mahnen, von der Scholle zum Himmel zu sehen. Glockenklang ist ihm Heimatsklang, und der Urlauber, der aus dem Felde heimkommt und diese Klänge vermißt, fühlt erst, wenn sie ihm fehlen, was sie ihm waren und bedeuteten.

Die Bauern wurden durch die Not der Zeit gezwungen, ein Stück Heimatgefühl für das Vaterland zu opfern.

Nun ist das Heimatgefühl eine Voraussetzung des Vaterlandsgefühls. Macht ihr das Heimatgefühl schwach, so schwächt ihr auch die Vaterlandsempfindung. Es ist das Heimatsgefühl, das den Bauern vor dem Städter auszeichnet.

Und diese Verordnung, die so tief in das Gemütsleben der Bauern eingriff, ward in der Stadt erfunden.

Wir fragen: Ist es nötig, daß die kostbarsten seelischen Werte unseres Volkes vernichtet werden müssen, wenn — und das ist die Bedingung — auch mit anderen Mitteln sich Rat schaffen ließe?

Wir haben in München die Bavaria, wir haben in Berlin den Roland, den entsetzlichen, wir haben das Kanonengut der Siegessäule, wir haben die gewaltige Berolina, wir haben Kriegerdenkmäler schrecklichster Art, Fürstendenkmäler, die ein Hohn und Spott auf die Dargestellten sind, in allen kleinen Nestern und Winkeln, aus denen viel mehr Kanonen, Bronze und Kupfer gewonnen werden könnte als aus den Glocken, die unseren Landleuten wirklich etwas sind. Wir behaupten nicht, daß ein wirklich großes Denkmal, wie der Große Kurfürst von Schlüter auf der Langen Brücke zu Berlin, eingeschmolzen werden müsse. Aber wenn der Begasbrunnen vor dem Schlosse dieses Schicksal hätte, so würden wenige ihm nachjammern. Das Denkmal Friedrich Wilhelms IV. vor der Nationalgalerie dürfte auch verschwinden. Das Denkmal Friedrichs des Großen unter den Linden hat eine zu starke Bedeutung unserem Empfinden nach für unsere Zeit, als daß es angetastet werden könnte. Allein Berlin könnte Hunderttausende von Kilogramm zu Kitsch verarbeiteten Bronzegutes hergeben.

Wir haben in den verschiedenen Landesmuseen und Armeemuseen, Zeughäusern, eine ungeheure Masse von altem Bronzegut in Waffenstücken, die jetzt ihrem kriegerischen Berufe ruhig wieder zugeführt werden könnten. Eine Glocke, die eine Talschaft von achthundert Menschen zusammenberuft und die seit Generationen mit ihren Klängen fortlebt in den Erinnerungen der Leute, ist mehr wert als eine alte, vielleicht sehr kunstvoll gefertigte Feldschlange aus dem 17. Jahrhundert, die in irgendeiner Ecke eines Museums verstaubt.

Die Regierung des ledernen Kanzlers hat es verstanden, Raubbau mit dem Gemütsleben des Volkes zu treiben. Eine dieser bureaukratischen Maßregeln, die der Forderungen ohne Herz, war die Ablieferung der Glocken. Noch sind Hunderte von Stücken nicht abgeliefert, seit Wochen stehen sie zum Erstaunen der Bevölkerung, die es nicht begreifen kann, daß die Glocken stumm am Boden liegen.

Wenn Herr Dr. Michaelis es ermöglichen kann, der Landbevölkerung die Stücke, die noch nicht eingeschmolzen sind, zurückzugeben, so wird das Spiel dieser Glocken ihn in die Herzen der Landbevölkerung einläuten, die Menschen werden Vertrauen haben, denn sie werden sich sagen: So schlimm steht es noch nicht um Deutschland, daß man uns selbst unsere Glocken nimmt.

Ersatz für die so entgangenen Zentner Glockengutes ist genug und aber genug in deutschen Landen. Es heißt der Bureaukratie nur eine Laterne anzünden, mit der sie sich leuchten kann.





L. Fahrenkrog

Der junge Tag

Beilage zum Türmer

Zu den Kunstbeilagen

Ludwig Fahrenkrogs 50. Geburtstag

„Nachdem ich meines Wesens Kern erkannte, konnte ich ihn auch trotzig hinsetzen: Hier stehe ich! Macht, was ihr wollt. Und du, liebe Umwelt, wenn du wirklich etwas von mir haben willst, dann nimm mich, wie ich bin. Du hast nichts davon, wenn ich auch noch zu den Allzuvielen die neueste Mode nachäffe . . . In welchem Rechenbuch steht denn die dogmatische Weisheit, daß dies oder das nicht sein darf? Laßt doch jede Seele in ihrer Weise reden und verstopft ihr den Ausgang nicht mit Schlagworten.“

Man kann nicht duldsamer, aber auch nicht herrischer sein, als Ludwig Fahrenkrog in diesen, seinem Vorbericht zu „Lucifer“ entnommenen Sätzen. Diese soeben veröffentlichte (bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart), aber in ihrer Entstehungszeit bis zwanzig Jahre zurückreichende „Dichtung in Bild und Wort“ offenbart eine auch für die deutsche Kunst, in der die „Malerpoeten“ so häufig sind, seltene Vereinigung von Dichter und Maler, der die beiden Instrumente je nach Bedarf handhabt, um die Musik seiner Seele zur Mitteilung zu bringen. Denn das steht freilich am Anfang der Kunstauffassung Fahrenkrogs: „Kunst kommt von innen — nie von außen. Im Anfang aller Kunst steht der Mensch — nicht der Künstler — d. i. die reiche, überreiche empfindsame Seele sucht nach einem Ausdruck, um die Überfülle in die Schwesterseele zu tragen. Gelingt ihr das, dann wird auch wohl die Form gut sein, d. i. der inneren Gesetzmäßigkeit des Erlebens entsprechend — mehr, sie wird als Selbstverständlichkeit mit dem intuitiven Leben geboren sein —, und so wird die Seele nur sich geben, und mehr kann sie wirklich nicht.“

Und ein andermal heißt es: „Kunst ist Entäußerung eines innerweltlichen Geschehens, ist Versinnlichung der Seele.“

Wir haben im Türmer im Laufe der Jahre so viele Bilder Fahrenkrogs gezeigt, daß wir jetzt zu seinem 50. Geburtstag eine mehr theoretische Würdigung uns erlassen können. Aus schwerer Jugend hat er sich den Weg zur Kunst frei gemacht. Er war ein selbstsicherer Mensch, als er, 1887, zwanzigjährig an die Berliner Akademie kam, auf der er als trefflicher Schüler galt, wie die zahlreichen ihm verliehenen Preise bezeugen. Aber aus seinem Schaffen konnte man schon damals nicht auf die Lehrer (Woldemar Friedrich, Hugo Vogel, Anton von Werner) schließen, so wenig, wie später ein Aufenthalt in Italien seine echt norddeutsche Art — er stammt aus Rendsburg — beeinflußte. Er versuchte eben sein seelisches Erleben mitzuteilen. Das war zunächst beherrscht von christlich-mystischen Vorstellungen. Der Kampf zwischen Licht und Finsternis, Gut und Böse, zwischen Gott und Luzifer — aber nicht um des Kampfes, sondern um der Entwicklung des zwischen beiden stehenden Menschen willen. So wendet sich der Künstler von Anfang an der Gestalt des „Mittlers“ bei, und es ist bezeichnend, wie ihm Jesus aus dem menschgewordenen Gotte zum göttlichen Menschen wird. Mit diesem inneren Erkenntnisvorgang hängt Fahrenkrogs vielberufene Gestaltung des Christustypus eng zusammen. Der „Lucifer“ und „Die Geschichte meines Glaubens“ sind der dichterische und philosophische Niederschlag dieser Entwicklung.

Nachdem so der Mensch in den Mittelpunkt seines Schaffens getreten, gibt ihm das Leben der Natur die Formensymbole seiner Bilder und damit auch als Niederschlag uralter Natursymbolik die germanische Mythologie. Diese wird dadurch ganz „modern“. Das bezeugen die Dramen noch offenkundiger als die Bilder. „Wölund“ ist der geniale Mensch, der zum Erfinder wird, um Vollmensch sein zu können. „Baldurs“ göttliche Sonnigkeit beruht darauf, daß er die Fähigkeit des Feuerzündens entdeckt und damit in des Menschen Macht gebracht hat, was bisher ein Geschenk der Götter gewesen. —

Als Vollmensch erlebt Fahrenkrog auch als Künstler seine Zeit. So hat er in seiner Art das Kriegsgeschehen begleitet mit einem urgesunden Optimismus, der weiß, daß das

Gute nicht sterben kann. Er steht in der höchsten Schaffensfülle als Maler und Dichter, ein wahrhafter Bildner des eigenen Erlebens, das dank seiner starken Mitteilungskraft Leben wird für die Allgemeinheit. St.

Zur Notenbeilage

Hermann Drechsler

Die Fülle des deutschen Musikschaffens ist so groß, daß selbst der Fachmann sich kaum mehr die Übersicht wahren kann. Die Masse des Gleichgültigen droht allzuoft auch das Wertvolle zu ersticken. So stieß ich in diesem Sommer ganz überraschenderweise auf einen Tonpoeten, welcher berechtigt und berufen ist, die Aufmerksamkeit aller ernsten Musikfreunde auf sich zu lenken. Der in der alten Hansastadt Bremen rüstig schaffende Hermann Drechsler dürfte bis heute unserer Türmergemeinde unbekannt geblieben sein. Wer seine Liedmuse kennen lernt, wird bald aufhorchen, ihn gern hören und singen und in seiner treuen Gefolgschaft bleiben. Das Studium, das Versenken in die dichterischen Vorwürfe läßt uns diesen feinsinnigen und zugleich humorvollen „Bremer Stadtmusikanten“ lieb gewinnen. Wie weiland Ludwig Uhland in Worten weiß er in Tönen gar hold und lieblich zu singen von „Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit“. Ganz selten vergreift sich Hermann Drechsler in der Wahl des dichterischen Vorwurfes; nirgends habe ich den künstlerischen Ausdruck des Philistertums gefunden. Bei unseren besten Lyrikern ist Einkehr gehalten, und manches innerliche Gedicht erstrahlt in H. Drechslers musikalischer Gewandung in hoher Schönheit. Auf der Wanderung durch unsern neuen Liedergarten begegnen wir u. a. Goethe, Heine, Mörike, Marie von Ebner-Eschenbach, Rückert, V. Blüthgen, H. von Gilm, P. Heyse, Liliencron, R. Dehmel, Bierbaum.

Ungefähr die ersten 17 Werke gehören der ersten Schaffenszeit an; sie sind größtenteils für eine Singstimme mit Klavierbegleitung geschrieben und enthalten durchweg einfache, meist ausgesprochen melodische Lieder. Hier und da läßt eine schlichte Weise wohl noch leise die straffe Hand des gestrengen, überlegenen Meisters vermissen. Manchmal glaubt man sich in die beseligende Lyrik eines Robert Schumann und Karl Loewe versetzt. Allen Gesängen eignet jedoch eine besondere Physiognomie, ein poetischer Charakter. Überall, wo die Gesänge Opus 10, 11, 12, 13, 15, 16, 22, 23, 25, 26, 29, 30, 32, 36, 37 und 38 gesungen wurden — wie im Oktober 1916 in Berlin und Hamburg — wurden sie bleibende Gäste. Publikum und Presse anerkennen einmütig die gesunde, einfache, natürliche Melodik sowie die klare, ziemlich leicht spielbare, die textliche Vorlage sinnig ausdeutende und veranschaulichende Klavierbegleitung. Viele dieser Lieder sind, wie ich aus der Erfahrung im eignen häuslichen Kreise bestätigen kann, für die Gebrauchs-, Hausmusik wie geschaffen. Wahre Liedperlen sind z. B. Opus 17, 1 u. 2: Ein kleines Lied — Frühling, Liebster. H. Drechsler wollte allerdings nicht allein das musikalische Haus durch seine Muse bereichern. Sein nimmer rastender Sinn setzte sich höhere Ziele. Dem Drange des Herzens folgend wählte er in der Folgezeit Texte, die ihn innerlich besonders stark berührten. Schicksal und Not begleiteten sein inneres Leben und fanden den Niederschlag in den neuen Liedern, seinem Herzblut. Nicht lockte es ihn, ein Allerweltsschreiber zu werden und billigen Erfolgen nachzujagen. Das innere Ringen und Werden des Tonkünstlers H. Drechsler verraten die Geleitsprüche zu den 5 Gesängen Opus 40: „O schwarzes Buch, mit Flammenschrift gesetzt; du bist ein Siegel, wie es Gräber tragen“ — Opus 45: „Leben, du fließendes Gold, das ewigen Schächten entrollt, ströme mir mächtig herbei! Daß dich zu schmieden der Hammer ich sei; denn ich bin frei!“ — Opus 54: „Kein Gut wird dir umsonst, drum lerne Fuß und Hand und Kopf und Herz zum Werke brauchen. Die bunten Muscheln wirft das Meer an seinen Strand, doch nach den Perlen mußt du tauchen.“



„Licht übers Land, das ist, was ich gewollt" — diese Worte aus „Leuchtende Tage" von Jakobowski bezeichnen Richtung und Ziel des musikalischen Schaffens von H. Drechsler aus der letzten Zeit seiner künstlerischen Betätigung. Auf den Schultern von Hugo Wolf und Richard Strauß lernte er von ihnen Inbrunst und Farbenpracht, um sie mit Brahmsscher Vertiefung und Innerlichkeit zu vermischen, die R. Wagnersche Polyphonie aufs Klavier zu übertragen, wie wir diesen Vorgang bei H. Wolf sehen, um das Musikdrama in den Konzertsaal zu verpflanzen. Wie sehr H. Drechsler dieses hohe Vorhaben gelungen ist, erhellt aus Opus 46: Lyrisch-dramatische Szenen aus Ada Negris „Schicksal und Stürme".

Die fürs musikalische Haus sich sehr empfehlenden früheren Werke sind bei F. W. Haake-Bremen, die späteren, durchweg für den Konzertsaal bestimmten, also eine geschulte und sichere Singstimme voraussetzenden Lieder bei Ries & Erler-Berlin erschienen. Beide Verleger machen jedem Musikfreund gern eine Ansichts- und Auswahlsendung.

Noch sei es mir gestattet, nachdrücklich auf einige wirkungsvolle Konzertlieder hinzuweisen. Es sind die herrlichen Liliencron-Lieder Opus 43, 44, 48, 56; zwar schwierig, aber interessant, namentlich Opus 43: Hans der Schwärmer; die zwei Lieder Opus 48 und 56: „Unter Goldregen und blauen Syringen", ein entzückendes Liebesidyll aus der Heide; das zeitgemäße Lied „Die Wasserschwertlilie" und das humoristische, echt Liliencronsche „Das Gewitter". Auch Opus 49, 51, 53, 54, 55 bergen eine Fülle von ausdruckstiefen, wirkungssicheren Konzertliedern; die Ausführenden müssen aber künstlerisch und geistig über der Sache stehen und keine Schwierigkeiten kennen.

Hermann Drechsler (geboren 30. November 1861) kämpft seit einem Vierteljahrhundert um sein Lebenswerk. In seinen Liedergarten, der vor wenigen Jahren zu grünen und blühen begann, griff der Krieg mit rauher Hand hinein und zerstörte lang gehegte, frohe Hoffnungen. Erst im letzten Winter 1916/17 erinnerte man sich im Konzertsaal wieder des Bremer Tondichters, der nun aufs neue zu hoffen wagt, daß man in weiteren Kreisen seiner ernsten, gediegenen Muse die verdiente Beachtung schenken wird.

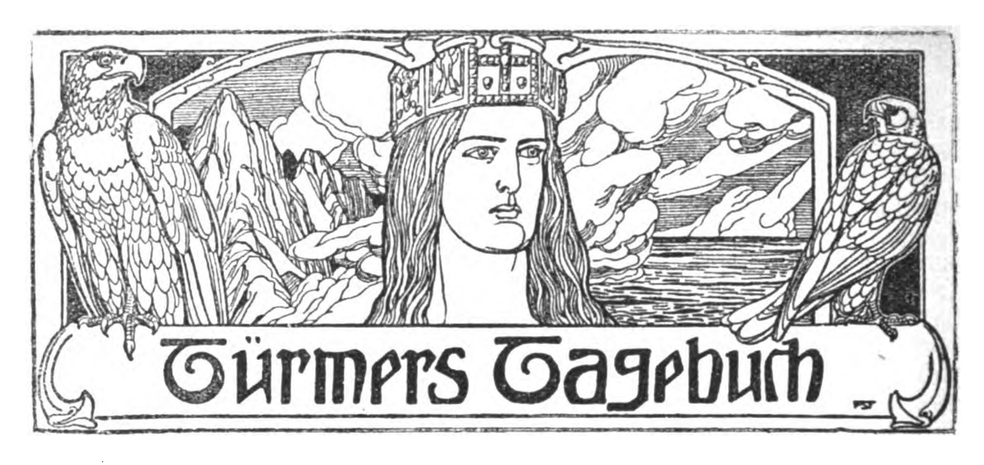
* * *

Unsere Notenbeilage bringt aus Opus 29 „Begegnung" von H. Heine und Paul Heyses „Kurzes Gedächtnis" aus Opus 36. Dem kleinen, stimmungsvollen Gedicht Heines hat der Bremer Tondichter eine melodische Einkleidung verliehen, die sich innig und natürlich an den sprachlichen Tonfall anschließt. Nach dem Vorbilde Karl Loewes (siehe dessen „Viktoria, der kleine Zahn ist da", das allerdings keineswegs hier bewußt oder unbewußt nachgeahmt ist!) biegt sinnigerweise in Strophe 2 „Dann drehest du dich um" die Melodie aus C-Dur in E-Dur (der strahlenden Tonart: vergleiche den Text „und schaust mich mit den großen Augen an") um, während sich der Schluß naturgemäß wieder an das melodische Gebilde des einleitenden Verses fast notengetreu anschließt. Die Singweise erhält eine aus einfachen musikalischen Mitteln gebildete, gefällige Ausdeutung. Weder für Gesang noch Spiel bietet sich irgendeine Schwierigkeit. Diese hübsche Probe Drechslerschen Stiles wird den Musikfreund gewiß anregen, sich eingehender mit den bei F. W. Haake-Bremen erschienenen Liedern des Verfassers (Preis je nur 0,60—1,00 ℳ) zu beschäftigen.

Größere Ansprüche an den Sänger und Begleiter stellt das dem eigentlichen Kunstliede angehörige Heysesche „Kurzes Gedächtnis". Der humorvolle Charakter der Dichtung ist durch die angewandten melodischen, rhythmischen, harmonischen und modulatorischen Mittel trefflich zum Ausdruck gebracht. Mit feinem Gefühl, sicherem Griff und überlegener Meisterschaft meidet der Tondichter überall jede Geschraubtheit, Schwulstigkeit und äußere Mache. Der gebildete Musikfreund wird die kleinen technischen Schwierigkeiten leicht überwinden und sodann den Weg zu den anspruchsvolleren, eine gefestigte Lebens- und Weltanschauung atmenden Werken der reifen Manneszeit unsres hochstrebenden Künstlers finden.

H. Oehlerking





Der Krieg

Wie der „Kreuzztg." aus Bern geschrieben wird, sprechen die dortigen Angehörigen des Verbandes, namentlich diejenigen, die in den französischen und englischen Gesandtschaften und Konsulaten in der Schweiz tätig sind, jetzt unverhohlen die Ansicht aus, daß der Krieg in wenigen Monaten, vielleicht noch in diesem Jahre beendet sein werde. Sie sagen dies in einem Tone schmerzlicher Ergebung, zu der sie durch die allgemeine militärisch-politische Lage verurteilt zu sein erklären. In diesen Kreisen erwartet man mit Sicherheit, daß Rußland binnen kurzem aus der Reihe der Kriegführenden ausscheiden wird, da es wegen der inneren Wirren den Krieg nicht fortsetzen kann. Mit, wenn möglich, noch größerer Bestimmtheit behaupten sie gleiches von Italien. Die Zustände in Italien seien mehr als elende und verschlimmerten sich von Tag zu Tag. Nur die ausgiebige militärische Hilfe Englands habe den Italienern die 11. Isonzoschlacht ermöglicht, die sie ohne die englische Artillerie und ohne englische Offiziere nicht mehr hätten schlagen können. Seither hätten aber die Zustände in Italien eine solche Wendung genommen, daß der Zusammenbruch Italiens und daher auch sein Ausscheiden aus der Reihe der Kämpfenden voraussichtlich noch vor Neujahr erfolgen müsse. Der gleichen Anschauung wie diese Vertreter der Entente seien auch über Italien gut und zuverlässig unterrichtete Schweizer Persönlichkeiten. In London rechne man heute schon mit dieser Entwicklung der Dinge und sage sich, daß das Ausfallen Rußlands und Italiens die Kräfteverteilung ungemein zuungunsten der Entente verschieben müsse. Außerdem würden die Folgen des U-Bootkrieges in England immer stärker fühlbar und man fürchte, durch den U-Bootkrieg schließlich doch erschöpft zu werden. Man werde dies in London nicht abwarten wollen, sondern trachten, zu einem Frieden zu gelangen, der Englands „Prestige" nicht allzu sehr schädige. In weiten englischen Kreisen schätze man überdies die Hoffnung auf die Hilfe Amerikas nur sehr gering ein. — Allen solchen Stimmungsberichten steht die „Kreuzztg." mit großem und begründetem Mißtrauen gegenüber. Indessen wäre es ebenso falsch, sie unbeachtet zu lassen, wie sie ohne weiteres als bare Münze hinzunehmen.

„Wir glauben, daß man auch in unterrichteten Verbandskreisen die Aussichten der Entwicklung in Rußland nicht viel besser beurteilen kann als bei uns. Ihre Befürchtung, daß Rußland in nicht zu ferner Zeit aus der Reihe der Kriegführenden ausscheiden werde, ist gewiß nicht grundlos. Vielleicht kann man sagen, es ist wahrscheinlich, daß die Schwierigkeiten des bevorstehenden Winters in Rußland nicht mehr überwunden werden. Man müßte das sogar erwarten, wenn einigermaßen zutrifft, was über den Zustand der russischen Bahnen berichtet worden ist. Andererseits wird man die Möglichkeit einer Regeneration nicht ganz von der Hand weisen können. Der Entschluß, die Stärke des Heeres wesentlich einzuschränken, zeugt jedenfalls von richtiger Erkenntnis der Lage und auch von dem moralischen Mut, das Nötige zu tun. Was an Stimmungsäußerungen in letzter Zeit aus Rußland bekannt geworden ist, ist im allgemeinen genommen noch nicht derart, daß man daraus auf eine verzweifelte Lage des Landes schließen müßte. Die Zustände in Italien sind schon seit langem als unhaltbar bezeichnet worden, und gerade das mahnt zur Vorsicht gegenüber der Meldung, daß nun der Zusammenbruch unmittelbar bevorstehe. Es ist allerdings erstaunlich, daß das Land mit seinen geringen wirtschaftlichen Hilfskräften den Kriegszustand nun bald zweieinhalb Jahre hat ertragen können. Finanziell zugrunde gerichtet ist es schon jetzt, und die wirtschaftlichen Nöte müssen durch den U-Bootkrieg allerdings von Tag zu Tag wachsen. Daß dessen Folgen auch in England immer stärker fühlbar werden, wissen wir. Es gehört nicht zu seinen geringsten Wirkungen, daß er auch zur finanziellen Verarmung des Landes beiträgt, indem er durch die Beschränkung der Rohstoffe und Inanspruchnahme von Arbeitskräften die Ausfuhr lahmlegt. Die Erkenntnis aber, daß der Krieg längst aufgehört hat, ein Geschäft zu sein, hat in England ihr besonderes Gewicht. Daß die Stimmung in den unteren Klassen Englands immer gereizter wird, ist vielfach bestätigt worden. Schon im Juli wies ein Artikel der kriegsfreundlichen nationalsozialistischen Justice darauf hin, daß der unterdrückte Ärger und die beginnende Panik in den großstädtischen Massen das Land jeden Augenblick vor sehr häßliche Ereignisse stellen könnten. Vor der Zwangsrationierung und dem Kartensystem, die diese Stimmung sicher nicht verbessern würden, ist man in England immer noch zurückgeschreckt. Aber die Höchstpreise scheinen auch dort schon Unheil anzurichten. Wenigstens hat der Ausschuß des Nationalverbandes englischer Landwirte nach Mitteilung der Times in einer Sitzung vom 18. d. M. scharfe Kritik an ihnen geübt und erklärt, daß sich als ihre Folge Knappheit an einheimischem Fleisch in nächster Zukunft ergeben müsse. Über den schlechten Ausfall der englischen Getreideernte ist erst kürzlich berichtet worden. In Frankreich tritt zu allen wirtschaftlichen Nöten noch die weitgehende militärische Erschöpfung hinzu. Mag also die Lage des Verbandes auch noch nicht so hoffnungslos und verzweifelt sein, wie sie in unserem Berner Bericht geschildert wird, so ist sie doch jedenfalls derart, daß wir begründete Aussicht haben, unsere Gegner zum Nachgeben zu bringen, wenn wir nicht durch unzeitige Friedenskundgebungen wieder alles verderben und uns durch vorzeitige Zugeständnisse die besten Aussichten für die Friedensverhandlungen ver-

scherzen, wie wir es in der belgischen Frage nach dem Wunsche der Reichstagsmehrheit tun sollen. Es ist vollkommen berechtigt, wenn ein Berliner Telegramm der Kölnischen Volkszeitung sagt: Wer die deutsche Regierung zwingen will, jetzt schon einen Verzicht auf Belgien auszusprechen, gibt Lebensinteressen des deutschen Volkes preis, bevor noch seine Unterhändler an den Friedenstisch treten; er würde die deutsche Regierung zwingen, den höchsten Trumpf von vornherein aus der Hand zu geben, den wir bis zum letzten Wort am Friedenstische fest in der Hand behalten müssen."

Wenn nun die selben Kreise, die unsere Regierung zu solchem wahnwitzigen Beginnen zwingen wollen, in einer gewissen Milderung der feindlichen Anmaßlichkeit eine Wirkung der Friedensentschließung des Reichstages erblicken wollen, so gehört dazu, wie der „Schwäbische Merkur" deutlich bemerkt, schon eine starke Dosis Unverfrorenheit. „Alle Redekünste des Abgeordneten Erzberger werden die Wahrheit nicht austilgen, daß diese Resolution mit ihrem Drum und Dran im Gegenteil unseren Feinden ein hochwillkommenes Mittel zur Wiederaufrüttelung des gesunkenen Kriegsgeistes ihrer Völker gewesen ist. Beweise dafür, daß die Kundgebung des Reichstags im Ausland, und nicht nur im feindlichen, sondern auch im neutralen, so gut wie ausschließlich als ein Zeichen unserer Schwäche, ja unseres nahe bevorstehenden Zusammenbruchs aufgefaßt worden ist, liegen zu Tausenden vor; die Behauptung, daß sie überall eine ‚mächtige Friedenswelle' entfacht und gefördert habe, steht lediglich in der Luft, und alle Wahrscheinlichkeit spricht gegen sie. Wundern muß man sich nur, daß in der berühmten Biberacher Versammlung niemand Herrn Erzberger daran erinnert hat, wie in den letzten 9 Monaten seit der Zurückweisung des Verhandlungsvorschlags der Mittelmächte doch noch einiges andere vorgegangen ist, als die Friedensresolution, einiges, das die hochfliegenden Hoffnungen unserer Feinde doch vielleicht wirksamer als diese gedämpft hat. Freilich, mit seinem Urteil über den verschärften U-Bootkrieg war Erzberger ja schon bei seinem Vorstoß im Hauptausschuß vom 6. Juli fertig. Er leugnete nicht, daß diese Art der Bekämpfung unserm Hauptfeinde großen Schaden zufüge; aber daß sie entscheidend seinen Lebensnerv treffe, zog er zum mindesten in Zweifel. Diejenigen, die etwas davon verstehen, sind zwar ganz anderer Meinung; aber was sind Autoritäten, wenn überlegene Geister es besser wissen! Kurz, der U-Bootkrieg kommt für Herrn Erzberger unter den Ursachen der bei unseren Feinden angeblich zu beobachtenden Sinnesänderung offenbar nicht in Frage. Wie steht es aber mit dem, was sich alsbald nach der Friedensresolution auf den Schlachtfeldern ereignet hat? Mit der glänzenden Zurückwerfung der russischen Offensive in Galizien? Mit der Eroberung Rigas? Mit dem Scheitern der ungeheuren Offensiven in Flandern, vor Verdun und am Isonzo? Kein Vernünftiger ist im Zweifel darüber, daß diese Vorgänge in Verbindung mit den ununterbrochenen und unveränderten Erfolgen des U-Bootkrieges mehr als ausreichen, um der Entente den Gedanken nahezulegen, daß es nachgerade Zeit werde, durch einen Friedensschluß zu retten, was noch zu retten ist.

Bei dieser Sachlage erscheint es als eine geradezu lächerliche Kühn-

heit, das Verdienst, unsere Feinde auf andere Gedanken gebracht zu haben, für die Friedensresolution des Reichstags beanspruchen zu wollen. Die Rolle, die sie in Wahrheit gespielt hat und noch weiter zu spielen sollen scheint, ist leider eine ganz andere. Die Kriegslage ist so unzweideutig wie möglich: Mit dem Abschluß dieses Sommers steht die Entente unerbittlich vor der Erkenntnis, daß sie den Krieg verloren hat. Das Ungeheuerliche, was sie in diesem Jahre an Ausrüstung und Durchführung des Angriffs geleistet hat, in Zukunft noch zu überbieten, ist unmöglich. Mit der Annahme, daß Rußland bis zum nächsten Frühjahr wieder vollauf kampffähig sein werde, mit der Hoffnung auf die amerikanische oder gar die bereits zur Mythe gewordene japanische Hilfe wird kein verständiger und gewissenhafter Feldherr oder Staatsmann rechnen, wie sehr auch die feindliche Presse eine derartige Überzeugung zur Beschwichtigung ihrer Völker immer wieder heucheln muß.

Die einzige Möglichkeit, von der die Entente eine Wendung ihrer aussichtslosen Lage erwarten könnte, wäre der innere Zusammenbruch der Widerstandsfähigkeit der Vierbundsmächte, in erster Linie Deutschlands. Und da ist der Punkt, an dem die Friedensresolution des Reichstags ihre verhängnisvolle Bedeutung gewinnt. Es hilft nichts, wenn ihre Verteidiger immer wieder auf den Schlußsatz verweisen, nach welchem, solange sich unsere Feinde zu einem Verständigungsfrieden nicht bereit zeigen, die deutschen Waffen wie bisher in Gebrauch bleiben sollen, das ist eine Selbstverständlichkeit, die unsern Feinden nicht den geringsten Eindruck machen kann. Für sie kommt lediglich in Betracht, daß eine solche Resolution von der deutschen Volksvertretung überhaupt beschlossen werden konnte. Da in unserer militärischen Lage ein Anlaß dazu schlechterdings nicht zu erblicken war, so mußte der Ausländer auf die Vermutung kommen, daß innere Verhältnisse bei uns einen raschen Friedensschluß notwendig erscheinen ließen, und er konnte nicht anders, als in dem ganzen Vorgang einen untrüglichen Beweis unserer Schwäche (Ohnmacht! D. T.) erblicken. Für die Erzbergersche Dialektik, die aus ihm im Gegenteil einen Beweis der Stärke machen will, können Engländer und Franzosen nur ein Lächeln haben. Darüber hinaus aber machte der Ausländer die Beobachtung, daß die Resolution je länger je mehr zum Ferment eines heftigen Streites im deutschen Volke wurde, und selbstverständlich ergab sich daraus sofort eine erhebliche Stärkung der Spekulation unserer Feinde auf den Zerfall unserer inneren Einigkeit. Als eine erste Wirkung davon darf man die kühle Entschlossenheit ansehen, mit der das neue französische Ministerium soeben feierlich ein Kriegsziel verkündet, das hoffentlich auch Herrn Erzberger wohl nicht als geeignete Unterlage für Friedensverhandlungen erscheinen wird. Was ist also mit der Politik der Friedensresolution in Wirklichkeit erreicht? Nach außen hin die Aussicht auf eine Verlängerung des Kriegs, nach innen aber die Hervorrufung von Gegensätzen, die, wenn sie sich weiter in der bisherigen Weise verschärfen, eine Gefahr erzeugen könnten, aus der unsere Feinde allerdings neue Nahrung für ihre kühnsten Träume schöpfen dürften. Nicht bloß im Hinblick auf unsere Uneinigkeit über das Kriegsziel, sondern mehr noch direkt im Hinblick auf unsere Widerstandskraft

in der letzten Phase des Kriegs. Die ganze Art, wie Erzberger in Biberach die Friedensfrage behandelte, mutet fast wie eine planmäßige Schwächung des Siegeswillens an. Soll das wirklich so weitergehen?"

Wie diese ganze Art nach außen wirkt, das kann einem kaum deutlicher, aber auch kaum beschämender vor Augen geführt werden, als durch eine Veröffentlichung der „Kreuzzeitung": „Studien aus Feindesland" (August 1914 bis 1917). Darin (Nr. 476) gibt der Verfasser u. a. den wichtigsten Teil zweier Unterredungen wieder, die er mit höheren Persönlichkeiten drüben über die Fragen, die (leider) heute an der Spree „aktuell" sind, gehabt hat: „Das erste Gespräch fand statt, als Lloyd George einen so überaus perfiden Schachzug begann, um die lang bewährten deutschen politischen und staatsrechtlichen Einrichtungen zu ‚demokratisieren'. Ich fragte also zunächst den Herrn, mit dem ich sprach, ob es wirklich ernst gemeint sei, daß man den Frieden mit einem demokratischen Deutschland eher schließen würde, wie mit dem kaiserlichen. Ein herzhaftes Lachen unterstrich die Antwort! Selbst wenn die Deutschen morgen eine Republik einführten, würde uns dies bis ins Herz hinein kalt lassen. Es ist eine eigene Borniertheit dieser Nation, zu glauben, wir hätten keine anderen Sorgen, als die Verbesserung und Bekräftigung unseres Todfeindes. Ich muß dabei einer ganz pudelnärrischen, unglaublich blödsinnigen Einbildung der Deutschen erwähnen: sie haben wirklich die Idee, uns zu einer Versöhnung zu gewinnen. Unseren eigentlichen Standpunkt können sie einfach nicht begreifen! Es kommt mir wirklich vor, wie wenn sie politisch Kinder wären, und jede richtige Urteilskraft ihnen abgehe. Daß man den Feind, mit dem man doch im Kriege ist, haßt, — das verstehen sie nicht. Und von Absurdität zu Absurdität sind sie jetzt nach ihren eigenen Angaben beim Verrücktesten angelangt, was es überhaupt in der Weltgeschichte (Kapitel Krieg) gibt: sie ‚kämpfen', sagen sie, nicht etwa, um zu siegen, sondern um sich mit dem Feinde zu versöhnen. Der Krieg wird also wegen einer ‚Akkolade' zwischen Kaiser Wilhelm und Monsieur Poincaré geführt. Der Gedanke sieht einer Hanswurstiade verteufelt ähnlich. — Um auf Ihre Frage zurückzukommen: die Einrichtungen der Deutschen sind uns vollständig Hekuba. Doch haben wir unzweifelhaft ein natürliches Interesse daran, daß Deutschland demokratisch regiert wird. Dennoch würden wir dann doch nicht um Haaresbreite mehr Entgegenkommen zeigen als jetzt; dies erhoffen kann nur ein politisches Kind. Aber das demokratische Regime bedeutet in Deutschland die Abschwächung der deutschen Nation, ihrer Widerstandskraft und infolgedessen auch ihrer Armee. Deswegen haben wir ein Interesse daran, daß Deutschland demokratisch regiert werde, und nicht weil wir es mit einem besseren Regime beglücken möchten. Wenn das, was Scheidemann und Erzberger behaupten, wirklich wahr wäre, daß wir mit einem demokratischen Deutschland den Frieden viel eher schließen würden, und daß wir uneigennütziger weise Deutschlands politische Auferstehung anstrebten, dann hätten wir nur zwischen zwei Erklärungen zu wählen. Nämlich, entweder wären wir vollständig hirnverbrannte politische Idealisten (oder Narren, was im Grunde dasselbe), reif fürs Irrenhaus, oder wir müßten Vaterlandsverräter sein, reif fürs Kriegsgericht. Nun sind wir aber keines

von beiden. Aus welchem dieser beiden Lager aber die sehr gemischte Gesellschaft der deutschen Pazifisten sich zusammensetzt, das mögen die Deutschen untereinander ausmachen. Deutschland ist nur durch seine stramme Organisation und seine bleibenden, den Launen des Augenblicks entzogenen Einrichtungen, wie Bismarck sie geschaffen, stark geworden, doch dies gehört gottlob bereits zur Vergangenheit. Ein Deutschland aber, wo nicht Hindenburg, sondern Scheidemann und Erzberger maßgebend sind, wäre über kurz oder lang (ersteres eher) einfach verloren. Deswegen wünschen wir von ganzem Herzen den Herren Erzberger und Scheidemann Erfolge. Sie fragen mich, ob wir für diese Politiker oder deren Parteien Sympathien hätten? Scheidemann und Erzberger arbeiten so, als wenn sie durch Telepathie von uns geleitet wären; ich greife mir selbst manchmal an den Kopf und frage mich, ob das Wirklichkeit ist, so verrückt, so hirnverbrannt ist die Geschichte. Doch kann dabei von Sympathie gar keine Rede sein, denn diese setzt Achtung voraus, und daß wir solche Geschöpfe, deren französische oder englische Übersetzung erschossen zu werden verdiente, nicht achten können, das wird jeder Mann, der seine fünf Sinne beisammen hat, zugeben. Wir freuen uns ob deren Tätigkeit, weil sie die Kraft unseres größten Feindes abschwächen und unterminieren; sie sind sozusagen unsere geheimen Verbündeten, aber es gibt sogar Agenten, deren man sich bedient, denen man aber die Hand nicht reichen kann. So ist es mit Erzberger & Komp. So sehr ich dem Manne Erfolg wünsche, so wenig kann ich ihn achten.

Ich habe mich vergewissern wollen, ob diese Ansichten bei der Entente noch weiter fortdauern, und in dem neutralen Lande, wo ich mich derzeit aufhalte, benutzte ich die Gelegenheit des Besuches einer Persönlichkeit, die aufs beste informiert zu sein in der Lage ist. Ich legte ihm die oben angeführte Äußerung seines hervorragenden Landsmannes vor und fragte, ob seiner persönlichen Ansicht oder der Meinung der führenden Kreise nach eine Änderung seit dem 19. Juni eingetreten sei. Gar keine, war die Antwort, nur höchstens eine Verschärfung der geäußerten sehr zutreffenden Ideen, weil Herr Erzberger in den letzten Tagen uns sehr befriedigt hat. Wir haben hier Gelegenheit, die Ansicht unbefangener Neutraler zu hören. Gibt es aber einen vernünftigen, umsichtigen Neutralen, der nicht zugeben wird, die Krise in Deutschland sei ein sicheres Zeichen innerer Zersetzung und, genau besehen, der Anfang vom Ende? Wenn ein Land erst so weit gekommen, daß man einen Minister des Äußern deshalb wählt, weil er mehr oder weniger Sympathien für den Hauptfeind zu hegen verdächtig ist, dann ist dieses Land dort angelangt, wo wir es haben wollen. Ich kann Sie nur versichern (und ich spreche so offen wie unter Eid), nie hat unsere Sache so gut gestanden wie jetzt. Nie war ich so sicher, daß wir die Deutschen kleinkriegen werden. Der Vierzehnerausschuß bedeutet für uns, genau eingeschätzt, mehr als eine gewonnene Schlacht. Das alles kommt davon, weil Deutschland politisch unreif ist. Die Römer setzten beim Ausbruche eines Krieges einen Diktator ein, der, solange der Krieg währte, das Land drakonisch zu führen hatte, und dessen Haupttätigkeit die starke Leitung des Krieges und Be-

seitigung alles dessen sein sollte, was lähmend wirken könnte. Dieses System herrscht eigentlich in der ganzen Welt, und sogar in England, das seiner demokratischen Einrichtungen und seines Parlaments sich so rühmt, ist Lloyd George nichts anderes als Diktator im römischen Stil. In Frankreich und Italien hat die Regierung fast unbeschränkte Vollmachten. Ja, gehen wir weiter. Ich führe Ihnen ein klassisches Beispiel an. Die Schweiz ist doch das Muster einer Demokratie. Die Schweiz ist außerdem nicht im Kriege. Und doch: sehen Sie sich einmal die Machtbefugnisse des Bundesrates an. Kein Herrscher des Vierbundes hat solche Machtvollkommenheiten wie der Bundesrat der Schweizer Republik. Und jetzt soll gar der Vierzehnerausschuß eine ständige Einrichtung werden. Wissen Sie, was das bedeutet? Das bedeutet den Reichstag in Permanenz, oder genauer: die Krise in Permanenz. Und da sollen wir mitten auf dem Wege stehen bleiben und Frieden schließen? Wir sollen nicht die wenigen Monate abwarten, bis die Desorganisation des Musterlandes der Organisation vollständig geworden? Wenn wir das täten, so wären wir gerade solche politischen Kinder, als welche die Deutschen sich heute, Gott sei Dank, erweisen. Deutschland ist beim ‚Harakiri' angelangt: wir sehen ruhig zu und warten. Das weitere wird von selbst kommen, denn unser Weizen blüht. Nehmen wir den Fall von Haldane in England. Der Übersetzer von Goethe galt vor dem Kriege für einen Anhänger Deutschlands. Ich weiß, daß es eine grundlose, böswillige Verdächtigung ist. Haldane kann Deutsch, hat aber keine anderen Kriegsziele als Grey, Asquith, Balfour oder Lloyd George. Trotzdem hat das leere Gerücht genügt, um den verdienstvollen Mann aus dem Amte zu treiben, wo er ganz Ersprießliches geleistet, und solange der Krieg dauert (und darüber hinaus), ist Haldane ein politisch toter Mann. Warum? — Weil er Deutsch kann, und weil man glaubt, er hätte vor dem Kriege Sympathien für Deutschland gehabt. Obwohl er heute in allen wichtigen Punkten mit Lloyd George einig ist, so will man trotz alledem von ihm nichts wissen, weil man befürchtet, er könne möglicherweise ein Land nicht so sehr hassen, wie es nötig ist, da er früher Neigungen dafür gehabt hat. Nun beurteilen Sie selbst den Unterschied in England und Deutschland! Dort wird Kühlmann gerade deshalb ernannt, weil man glaubt, er sympathisiere mit England, und in England ist Haldane aus dem umgekehrten Grunde politisch erledigt. Noch ein bezeichnender Fall! Die österreichische Zensur hat eine Notiz der Wiener Presse gestattet, wonach man den früheren Bevollmächtigten des Kaisers beim Zaren deshalb nicht zum Minister des Äußern ernennen wolle, weil dieser bei den russischen Revolutionären nicht ‚persona grata' sei! Wenn man an der Spree so weit gekommen ist, daß man bei der Wahl eines eigenen Ministers nach Petersburg und London schaut, dann muß doch recht bald unsere Stunde schlagen und wir haben allen Grund, zufrieden zu sein.

Ich fragte meinen Gewährsmann, was er von einem Verständigungsfrieden halte? Wenn die Deutschen, meinte er, damit einverstanden sind, daß wir ihre Kolonien behalten, außerdem Elsaß-Lothringen an Frankreich zurückgegeben wird, Galizien und die alten polnischen Provinzen Preußens den Polen

zurückerstattet werden, dann können wir natürlich sofort einen Verständigungsfrieden schließen. Hat Erzberger dies gemeint beim Audienzansuchen durch die Presse bei Lloyd George? Wenn ja, dann müßte ihm mitgeteilt werden, er möge nur kommen und die Zustimmung Deutschlands zu einem solchen Frieden bringen. Aber auch dann gibt es eine Versöhnung — nicht! Sie wissen, wie in Frankreich und England alle Maßnahmen getroffen werden, um nach dem Kriege für Jahrzehnte hinaus die Deutschen, weder in Person noch ihre Waren zu dulden. Diese Politik ist jetzt auch in Italien angenommen, und infolgedessen ist es wieder ein Stück deutschen Schildbürgertums, wenn sie von Versöhnung träumen. Gewiß kann und wird der Krieg nicht ewig dauern, wohl wird er mit einer Einstellung des Kampfes, aber nicht mit einer Versöhnung der Völker seinen Abschluß finden. Dies ist kein gewöhnlicher Krieg. Es ist ein Kampf der Völker, und das englische und französische Volk haben ein ganz anderes Gedächtnis als das deutsche. Sie haben die Gesellschaften in Frankreich bei der Arbeit gesehen, die nichts anderes bezwecken, als den heiligen Haß zu schüren und wachzuhalten. Es muß für ewige Zeiten dem Franzosen und dem Engländer wie eine persönliche Schande, wie ein Fleck auf der Ehre erscheinen, mit einem Deutschen auch nur zu sprechen. Wie Sie wissen, wird dies schon den Kindern im zartesten Alter diesseits wie jenseits des Kanals auf das schärfste eingeimpft. Erfreulicherweise sind die Frauen in diesem Punkte noch weit gründlicher und konsequenter als die Männer. Sie lassen ja selbst ihre nächsten Verwandten einsperren, wenn diese nicht die nötige Energie bei ihrer Pflichterfüllung für den Krieg zeigen. Ich habe eine Frau gesehen, die in Paris einen Soldaten, einen Urlauber auf offener Straße einsperren ließ, weil dieser gesagt hatte, er sei kriegsmüde und sehne sich nach Frieden.

Ich will diesen beiden Äußerungen von sehr hoher zuständiger Seite vorläufig nichts hinzufügen, denn jeder Kommentar würde den Eindruck dieser Stimmen aus dem Feindeslande nur abschwächen. Nur soviel sei gesagt: man kann die Richtigkeit seiner Handlungsweise daran ermessen, ob der Feind sich darüber ärgert oder freut. Die Freude des Feindes müßte aber die Denkenden stutzig machen und die Verantwortlichen zur ungesäumten Abänderung ihres Kurses veranlassen, diejenigen aber, denen das Wohl des Vaterlandes und sein Sieg höher stehen als parteiegoistische Eroberungen gegen die eigene Regierung im kritischsten Augenblicke des Krieges, dürfen sich nicht auf Klagen oder Warnen beschränken, sondern müssen auf das energischste für die gefährdete gute Sache eintreten und sich mit aller Macht gegen ein weiteres Vordringen des Übels stemmen. Dies tut dringend not, und da ich, nach jahrelanger persönlicher Erfahrung und Beobachtung direkt aus Feindesland kommend, die Gefahr sozusagen handgreiflich sehe, das Frohlocken des Feindes täglich sehen und hören muß, erachte ich es als eine heilige Pflicht, meine Stimme warnend zu erheben. Mögen nun die Einsichtigen und Treuen im Vaterlande ihrerseits auch ihre Pflicht tun. Es ist höchste Zeit."

* * *

Auch ein starker und klarer staatsmännischer Wille kann sich unter den heute gegebenen Verhältnissen nicht durchsetzen, wenn sich ihm blöde Unvernunft, hartnäckige Selbstverblendung, eigennütziger Parteiwahn einer „Mehrheit“ seines eigenen Vo:kes entgegenstemmen und dieser angeblichen Mehrheit nicht eine andere gegenübertritt, die ihm den festen Rückhalt und das nicht abzustreitende Recht geben, seiner besseren Einsicht Bahn zu brechen. Daß der Herr Reichskanzler Dr. Michaelis dieser Einsicht oder dieses Willens ermangele, wird man sachlich nicht behaupten dürfen, noch weniger begründen können. Wer Ohren nicht nur für die gesprochenen Worte hat, sondern auch für die Voraussetzungen, die Begrenzheiten, unter denen s e gesprochen werden müssen, der wird zu solchen Annahmen schon nach dem ersten Auftreten des Kanzlers im Reichs:ag nicht geneigt gewesen sein, und in den Erklärungen des Kanzlers im Reichstagsausschusse am 28. September wird er nur eine Bestä igung dieses Urteils gefunden haben. Immer bleibt noch das Spiel der Kräfte; bleibt ihre endgültige Auswirkung abzuwarten. Aber mit dem War en allein ist es nicht getan, wir müssen selbst zugreifen, selbst uns in das Spiel der Kräfte mischen, denn wir, das Volk, jeder einzelne von uns, sind die Entscheidenden. Und es wird um unser Schicksal, um das Schicksal jedes einzelnen von uns, gespielt! —

Nicht ohne Reiz liest sich, was Graf Revent ow bei aller Zurückhaltung über die Reden des Reichskanzlers Dr. Michaelis und des Staatssekretärs Herrn von Kühlmann (Nr 197 und 198 der „Deutschen Tageszeitung“) zu sagen hat. Jedenfalls sei der Reichskanzler der im Befehlstone wiederholt erhobenen Forderung der sogenannten Reichstagsmehrheit und ihrer Presse, „klar und bestimmt auf Belgien zu verzichten“, nicht nachgekommen. Der Kanzler richtete sich gegen diejenigen Kritiken an der deutschen Antwort auf die päpstliche Note, welche darin bestimmte Angaben über deutsche Ziele — das heißt in der Sprache jener Kritiken: „Verzichte“ —, vor allem den Verzicht auf Belgien in jeder Hinsicht, tadelnd vermißte ... In diesem Sinne ist Graf Reventlow mit dem Herrn Reichskanzler ganz einverstanden, wenn er sagt: „Ich muß den Standpunkt der Reichsleitung klar feststellen, von dem wir uns nicht abdrängen lassen werden, daß ich es zurzeit ablehnen muß, unsere Kriegsziele zu präzisieren und unsere Unterhändler festzulegen.“

Trotz einiger Bedenken und Vorbehalte „kann es uns nur zur Genugtuung gereichen, daß der Reichskanzler hier endlich in einer an Bestimmtheit nicht zu überbietenden Form dem drohenden Drängen der Hungerfriedensmehrheit und ihrer Presse die Absage erteilt hat. Man darf schließlich auch nicht außer acht lassen, daß die Rede des Kanzlers in diesem Teile von der Beantwortung der Note des Papstes ausging, also keine allgemeine Kriegszielerörterung bedeutete.

Die Absage des Kanzlers galt, und auch das muß hervorgehoben werden, nicht nur den Forderungen der Hungerfriedensmehrheit, sondern auch denen unserer Feinde. Die Feststellung dieser Identität ist nicht erhebend, aber die Identität besteht, denn sowohl die Hungerfriedensmehrheit wie unsere Feinde stellen seit Monaten immer wieder diese Forderung.

Erfreulich und der Lage sehr angemessen war auch das Eingehen des Reichskanzlers auf die wirtschaftlichen und finanziellen Zustände in den feindlichen Ländern. Nach dem von der Rede des Kanzlers vorliegenden, in diesem Teile ganz summarischen Auszuge hat er die wachsende wirtschaftliche Not bei unsern Feinden sachlich geschildert. Diese Not ist in der Tat groß. Wir möchten anregen, daß eine offiziöse ausführliche Darstellung zur Aufklärung der Bevölkerung weit verbreitet werde. Ganz besonders aber angebracht war die Erklärung des Kanzlers: ‚In England übt unser U-Boot-Krieg seine sichere, unerbittliche Wirkung aus. Nur die trügerische Hoffnung auf einen Zwiespalt bei uns läßt die leitenden britischen Staatsmänner an solchen Kriegszielen festhalten oder doch solche verkünden, die mit den politischen und wirtschaftlichen Lebensnotwendigkeiten Deutschlands völlig unvereinbar sind.‘ Das ist in jedem Punkte richtig. Auch das vom Reichskanzler gebrauchte Wort ‚trügerisch‘ wird zutreffend, wenn die Reichsleitung tatsächlich die Führung in der Hand behält und wenn sie unbeirrt durch Mehrheitsgeschrei das deutsche Volk hohen positiven Zielen entgegenführt, welche die Lebensfrage des Deutschen Reiches und seine Zukunft verlangt. Einem besonders gern gebrauchten Argument der deutschen Flaumacher wirkte der Reichskanzler entgegen, als er sagte: ‚Wir sehen dem angekündigten militärischen Kräfteeinsatz der Union ruhig und zuversichtlich entgegen.‘

Abgesehen von dem erwähnten Bedenken und Vorbehalte verzeichnen wir die Rede des Reichskanzlers nicht ohne Genugtuung. Sie ist klar, sachlich und einfach. Aus diesen Gründen erklärt das ‚Berliner Tageblatt‘ bereits: ‚Die Rede, die der Kanzler ablas, enttäuschte allgemein, es ertönte denn auch, nachdem er geendet hatte, kein Zeichen des Beifalls.‘ Es steht gewiß frei, diese Dinge vom Bühnenstandpunkt zu betrachten.

Um so blumenreicher war die Rede Herrn von Kühlmanns ... Nach einer milden Bemerkung über die Rede von Asquith: ‚So glaube ich jedenfalls behaupten zu können, daß er uns auf dem Wege, der für Europa (!) nötig ist, um keinen Schritt förderte — ging der Staatssekretär auf die Note des Papstes und die deutsche Antwort ein. Mehr als den Papst pries er aber die Hungerfriedensmehrheit des Reichstages, und zwar derart, daß man selbst von seinem Standpunkte sagen müßte: weniger wäre mehr und klüger gewesen. Im übrigen bemerkenswerterweise stellte er sich auch auf den Boden der Bethmann Hollwegschen Friedensangebotpolitik und sprach wie der Graf Czernin von ‚ehrenvollem‘ Frieden. Herrn von Kühlmann ist die Papstnote ein ‚Markstein für die deutsche Entwicklung‘, weil ‚alle Faktoren der Regierung und des deutschen Parlaments‘ zusammen zum ersten Male versucht haben, auf sie zu antworten. Nach der sachlichen und klaren Rede des Reichskanzlers wirkt diese Überschwenglichkeit und dabei Unsachlichkeit um so drastischer.

Schließlich führte der Staatssekretär in schmeichelnder Breite aus, daß die Regierung eine auswärtige Politik nur ‚unter Zustimmung der erwählten Vertreter des Volkes‘, also der im Jahre 1912 gewählten Fraktionsmehrheit auswärtige Politik treiben könne. Hier stellt sich Herr von Kühlmann anscheinend mit bewußter Absicht vor die Resolutionsmehrheit und gegen den Reichskanzler,

denn wenn Herrn von Kühlmanns Ausführungen gemäß gehandelt würde, so müßte die Regierung gehorsam den Forderungen der Resolutionsmehrheit und ihrer Presse den ‚klaren Verzicht auf Belgien‘ öffentlich aussprechen und sich zum ganzen Scheidemann-Erzberger-Friedensprogramm bekennen, sich überhaupt von ihr regieren lassen. Der Reichskanzler hat sich unmittelbar vor Herrn von Kühlmanns Rede dagegen erklärt. So bezeichnet die Kühlmannsche Rede wieder sehr deutlich, was wir vor seinem Amtsantritte sagten, daß er eine Politik zu vertreten versucht, welche mit den vom Reichskanzler bezeichneten Grundsätzen, Methoden und Zielen unvereinbar wäre. Um so bezeichnender ist es, daß Herr von Kühlmann sich so breit über die ‚Harmonie‘ der ‚leitenden Männer‘ in der Reichsleitung ausließ, aber vielleicht betrachtet er sich noch nicht selbst als ‚leitenden‘ Mann. Unter dieser Voraussetzung glauben wir, daß er mit der Behauptung einer vollen Harmonie der leitenden Männer recht habe ...

Gegen den Schluß der Debatte im Ausschuß sind noch zwei Erklärungen gegeben worden. Die eine war die des Reichskanzlers. Herr Dr. Michaelis stellte in Abrede: ‚daß die Reichsleitung bereits mit dieser oder jener feindlichen Regierung in Verbindung getreten sei und daß hierbei nach einer — wie ich höre — ziemlich weit verbreiteten Auffassung die deutsche Reichsleitung von vornherein besetzte Gebiete und somit die wertvollsten Verhandlungsvorteile für kommende Friedenserörterungen preisgegeben haben sollte, ist unzutreffend. Ich stelle fest: die Reichsleitung hat für mögliche Friedensverhandlungen freie Hand. Dies gilt auch für Belgien.‘

Der Kernpunkt ist und bleibt immer Belgien. Wenn die deutsche Regierung der Ansicht ist, hinsichtlich Belgiens für die Friedensverhandlungen ‚freie Hand‘ zu haben, d. h. diese oder jene Entscheidung zu wählen, so könnte eine solche Handlungsfreiheit doch nur die Alternative einschließen: Belgien als Ausgleichsgegenstand zu behandeln oder nicht. Ein Drittes gibt es nicht, jedenfalls nicht in Wirklichkeit, denn alle sogenannten Garantien ohne eine deutsche Oberherrschaft über Belgien sind und bleiben Schall und Rauch. Hält man das aber fest, so erscheinen die Erklärungen des Reichskanzlers in dieser Beziehung für deutsche Unterhändler nicht als günstig und stärkend für ihre Position, wenn sie den Auftrag hätten, unter allen Umständen die deutsche Oberherrschaft über Belgien in irgendeiner Form zu vertreten; also liegt die negative Folgerung nahe. An Positivem bleibt immerhin in der Schlußerklärung des Reichskanzlers bestehen, daß eine Bindung irgendwelcher Art hinsichtlich Belgiens anderen Mächten gegenüber nicht erfolgt ist. Das ist immerhin etwas. Die Resolutionsmehrheit des Reichstages ist ihrerseits bekanntlich der Ansicht, die Reichsleitung sei hinsichtlich Belgiens ihr, der Resolutionsmehrheit gegenüber, gebunden, und damit auch dem Auslande, und der Abg. Erzberger ist seiner Sache so sicher oder tut aus durchsichtigen Gründen so, als ob die Reichsleitung nunmehr ganz fest und in allen wesentlichen Punkten auf dem Boden der Resolution stehe und durch sie völlig festgelegt sei. Erzberger fügt hinzu, daß die Hungerfriedensmehrheit unter diesen Umständen sich ‚gern hinter die Regierung stelle und ihr die Füh-

rung in den Einzelheiten überlasse'. Das würde eine Figurantenrolle bedeuten, für deren Übernahme der deutsche Reichskanzler sich hoffentlich bedanken wird. Immerhin ist sehr verständlich, daß Herr Erzberger jetzt das Bedürfnis hat, das Bild so zu verschieben. Wenn Herr Erzberger im übrigen sagt, die Resolutionsmehrheit sei nunmehr bereit, die Einigkeit des deutschen Volkes zu schaffen, und die Gegner der Resolution trügen eine schwere Verantwortung, so bemerken wir nur, daß die Tätigkeit und Tendenz des Herrn Erzberger unter dem Gesichtspunkte des vaterländischen Wohles eine so unverantwortliche und verderbliche ist, daß wir der Zukunft die Entscheidung nur zu überlassen brauchen, auf welcher Seite Pflichtbewußtsein und auf welcher Seite das Fehlen dieser Eigenschaft und an ihrer Stelle bedenkenloses Streben nach persönlicher Macht vorhanden sei.

Auch Herr von Kühlmann gab zu guter Letzt noch eine Erklärung ab, nämlich: jener Artikel der ‚Münchner Neuesten Nachrichten' über die belgische Frage (nach dessen Darstellung Belgien bereits — erledigt war!) sei lediglich Redaktionsarbeit. Die Reichsleitung könne keine Verantwortung für ihn übernehmen. Die Verbreitung durch das WTB. sei ohne Kenntnis des Reichskanzlers oder einer anderen ‚leitenden Reichsstelle' erfolgt. Daß der Reichskanzler nichts von jenem unerhörten Artikel gewußt hat, ist selbstverständlich. Wen oder was Herr von Kühlmann unter einer ‚leitenden Reichsstelle' verstanden wissen will, hat er nicht gesagt. Versteht er sich selbst und seine Organe auch darunter? Daß der Artikel keine ‚Redaktionsarbeit' gewesen ist, kann schwerlich durch irgendwelche Erklärungen aus der Welt geschafft werden."

Gegen die Logik dieser Darlegungen läßt sich nicht viel einwenden, auch nicht gegen die Behauptung, daß die Sitzung des Reichstagsausschusses am 28. September Klarheit noch lange nicht geschafft habe. Die Sorgen — schwere, sehr schwere Sorgen — bleiben nach wie vor auf uns lasten. Ich möchte es nicht auf mein Gewissen nehmen, sie als unbegründet hinzustellen. Wie unsere politische Karre nun einmal verfahren ist, wie die „Mehrheits"- und andere Verhältnisse bei uns liegen, dürfen wir uns politisch eher auf Schlimmes und noch Schlimmeres gefaßt machen. Wir dürfen, aber wir müssen nicht. Noch einmal und immer wieder sei es gesagt: selbst zugreifen, selbst mit Hand anlegen! Haben wir in der Deutschen Vaterlands-Partei nicht ein großes Heerbanner, unter dem wir alle, ohne Unterschied engerer Parteizugehörigkeit oder des religiösen Bekenntnisses — auch dies im weitesten Sinne — uns scharen können? Diese „Partei" ist ja gar keine Partei, sie hat den Namen nur gewählt, damit er jedem Deutschen zum Bewußtsein bringe, daß er für ein sieghaftes, aufrechtes, freies Volk und Vaterland Partei ergreifen muß! Oder sollte auch der deutsche Sieges- und Freiheitsgedanke schon zur „Parteifrage" zusammengeschrumpft, erniedrigt worden sein?! Dann wollen wir doch lieber gleich unsere Schwerter, Hämmer, Pflüge und Federn zerbrechen und uns dem hohnlachenden Feinde freiwillig als die verachtetsten unter seinen verachteten Knechten und Sklaven feilbieten! Dann blühe und trage tausendfältiges Korn, englischer Weizen, aus dem Blute unserer Brüder, das dann für dich geflossen ist, als Dünger, als Jauche für deine gesegneten Äcker! — Und da gingen Tausende unserer schönsten

und edelsten Jugend — ein einiger Jung-Siegfried — in treuem Kinderglauben an ihr Volk und Vaterland in den Tod — — Langemarck —: „Deutschland, Deutschland über alles!“ — — „Verrückt!“ — nicht wahr, Herr Erzberger? Man bleibt im Lande und nährt sich mehr oder weniger redlich. Und fährt mit Sonderzügen und Regierungsautos, aber nicht — nach Langemarck.

Wer von uns will denn etwas anderes, als einen Frieden, so gut, wie wir ihn eben bekommen können? Das ist doch selbstverständlich, und ebenso selbstverständlich ist, daß der eine sich mehr von ihm erwartet als der andere. Sobald aber unsere Oberste Heeresleitung unmittelbar mit ihrer prachtvollen Schlichtheit und Geradheit uns verkünden würde: Wir billigen die Friedensbedingungen der politischen Reichsleitung, sie sind mit unserer vollen Zustimmung festgesetzt worden, wir bekennen uns zu ihnen, — dann würde es wohl keinen Deutschen geben, der solchem Worte nicht felsenfesten Glauben schenkte, und sollte darüber auch mancher schöne Herzenswunsch zu Grabe getragen werden. Das Unerträgliche aber ist die durch nichts Sachliches begründete diktatorische Zumutung einer „Mehrheit“, das gesamte deutsche Volk solle sich ihrem Willen fügen, und die kaiserliche Regierung, auf Gnade und Ungnade ihr ergeben, diesen souveränen Willen am Volke vollstrecken! Dies Volk kämpft um Dasein, Freiheit, Ehre, um die Zukunft seiner Kinder und Kindeskinder, dies Volk blutet und stirbt vor den Fronten, darbt und friert hinter den Fronten. Warum nimmt es alle diese Opfer auf sich? Weil es die Zuversicht zu seiner eigenen, wunderbar erhöhten Kraft hat, in der es Gottes Kraft sich auswirken fühlt, und weil es in dieser Zuversicht von gottbegnadeten Führern fort und fort in Treuen bestärkt wird. Da wird dies Heldenvolk, als sei's ein Hundevolk, von einer gleichgültigen „Mehrheit“, die sich auf nichts berufen kann, als daß sie für irgendwelche Parteiwichtigkeiten im ahnungslosen Friedensjahre 1912 „gewählt“ worden ist, mitsamt seiner Regierung angeherrscht: „Duck' dich! Wir sind deine Herren, wir haben deinen Frieden zu beschließen, wir hängen dir den Brotkorb höher oder niedriger!“ Ja, ist es denn nicht schon ein weltgeschichtlicher Skandal, daß Vertreter einer solchen „Mehrheit“ es wagen dürfen, im dreistesten Widerspruch gegen die Kundgebungen unserer Obersten Heeresleitung — gegen einen Hindenburg! — ihre so maßgeblichen militärischen Urteile mit unerschütterlichem Autoritätsbewußtsein, wenn auch erschütternder Lächerlichkeit, als Trümpfe auszuspielen? Woher nehmen denn diese Armen im Geiste den Mut, woher das Gewissen, die große, starke Zuversicht des Volkes, das sie angeblich „vertreten“, als dessen „Erwählte“ sie nun von Herrn von Kühlmann beglaubigt sind, in graue Elendsstimmung aufzulösen, seine Hand zu lähmen, seinen Nacken zu beugen, solange noch Held Hindenburg für uns grade steht, solange noch Vater Hindenburg, der Siebenzigjährige, nicht müde wird, die Last für uns zu tragen?

Friede! Wer wollte ihn nicht und so früh wie möglich? Auf das „Möglich“ kommt es aber an. Das weiß doch jedes Kind, daß etwas an sich möglich ist, aber dennoch unmöglich sein kann, weil man platterdings dabei „kaputt“ gehen muß. Möglich ist es schon, von einem Kirchturm auf das Pflaster zu springen, aber das tun nur Wahnsinnige oder Selbstmörder. Möglich ist es auch, einem Raubmörder

in edler Aufwallung des Gefühls alles wiederzuschenken, was man ihm in blutiger Notwehr mit Lebensgefahr abgerungen hat; ihm die Waffen, mit denen man sein Leben und seinen Besitz verteidigt hat, auszuliefern, in dem unübertrefflichen Vertrauen, daß der Raubmörder gerührt in sich gehen und einen „neuen Geist" einnehmen wird. — Es ist tief zu bedauern, daß so zarte, religiöse Keime mit so derben Händen zu „diplomatischen" Augenblickszwecken angefaßt werden; das kann ihr Wachstum nicht fördern. Kein Mensch glaubt doch daran, daß just am Tage des Friedensschlusses eine neue „Ära" der Völkerversöhnung und -verbrüderung einsetzen wird, wenn bei diesem Frieden nicht reiner Tisch gemacht worden ist. Ein unentschiedener Krieg ist der Vater neuer Kriege, im brodelnden Kessel kann sich nichts absetzen, und solange das Feuer nicht gelöscht ist, wird der Kessel brodeln. Das Kriegsfeuer ist aber ein Brand, keine elektrische Lampe, die sich mit einem Handgriff abdrehen läßt.

Sollen wir nun den Krieg auf unbegrenzte Zeit fortsetzen, so lange, bis aus Deutschland „Europa", ein einziger großer Friedhof geworden ist? So albern wird nämlich manchmal gefragt. Dabei wird vergessen, daß nicht nur wir die Leiden des Krieges tragen, sondern unsere Gegner auch, und da münden wir wieder in den tiefen, aber ruhigen Strom der Hindenburg-Weisheit: „Der wird siegen, der die stärkeren Nerven behält." Wenn man schon, wie unsere Reichstagsmehrheit, die schwächeren Nerven zu haben glaubt, so sollte man es doch nicht mit ununterbrochenen Fanfarenstößen in alle Welt hinausschmettern. Schon die Rücksicht auf die — Nerven der „Menschheit" sollte das verbieten, dann aber doch auch ein wenig die Rücksicht auf die Folgen für das eigene Land und Volk, und schließlich — auf sich selbst. Denn mit Ruhmeskränzen pflegt diese schnöde Welt nicht den zu bedecken, der die letzte Kraft seiner Lungen zusammenreißt, um die Welt mit einer gewissen unwahrscheinlichen Unermüdlichkeit von der Aufrichtigkeit des Geständnisses seiner Minderwertigkeit und Unterwürfigkeit zu überzeugen.

Nein, wir sollen und werden den Krieg nicht noch jahrelang führen. Wir werden den Frieden um so früher haben, je weniger wir von ihm reden. Nur die unheilkündenden Kolkraben mit ihrem Friedensgekrächze haben die Friedenstaube immer wieder verscheucht. — Ich weiß keinen anderen Rat, und es gibt wohl auch keinen besseren: warten wir auf Hindenburgs Rat. Vater Hindenburg hat uns noch immer am besten beraten, und nicht nur beraten! Er hat uns nie in die Irre geführt, und recht hat er immer behalten. Wäre es nach ihm gegangen, wir hätten längst Frieden, und er konnte seinen siebzigsten Geburtstag im Friedensfeierabend erleben. Gott, der ihn uns in tiefster Not gesandt hat, Gott erhalte ihn uns noch lange, lange! Wo wären wir geblieben ohne Hindenburg!





Herr von Kühlmann

In der „Deutschen Zeitung" (Nr. 494) macht Ewald Beckmann folgende Anmerkung:

„Man mache sich einmal die Mühe, die Rede des Herrn von Kühlmann im Hauptausschuß des Reichstages und die des Großadmirals von Tirpitz bei der ersten Kundgebung der deutschen Vaterlandspartei nebeneinanderzustellen, und man wird erschreckt sein über den Mangel an positiven deutschen Gedanken, den die Rede des neuen Staatssekretärs des Äußern aufweist. Die Ausführungen des Großadmirals atmeten staatsmännischen Geist und ließen uns erkennen, daß wir es hier mit einer starken und überzeugten Persönlichkeit zu tun haben, während die Ausführungen des Staatssekretärs von Kühlmann lediglich beweisen, daß er als kluger Geschäftsmann, der wortgewandt ist, um die Gunst der Parteiführer der Reichstagsmehrheit wirbt, die ihm nach seiner Meinung unter den heutigen Verhältnissen den persönlichen äußeren Erfolg verschaffen können."

*

Die Befreiung der Fremdvölker Rußlands

Ein Jahr vor Ausbruch des Weltkrieges veröffentlichte „Danzers Armee-Ztg." in Wien einen Aufsatz unter dem Titel „Vor dem Befreiungskriege 1913". Am Schluß dieses Aufsatzes hieß es: „Wenn es zum Kriege kommt, dann soll er ein Freiheitskrieg werden. Wir werden ja sehen, unter welchem Banner sich die Freiheit scharen wird. Uns fällt die heilige Aufgabe zu, die mit Blut und Strick zu Boden gehaltenen Polen und Wolhynier, die Litauer, Kurländer und Esten und Finnen zu befreien und das ganze geknechtete russische Volk aus mittelalterlichem Dunkel zum Licht zu führen. Österreich-Ungarn hat die Sendung, dem letzten Finsterling Europas das Licht aufzustecken und die letzten Tataren über den Ural zurückzudrängen. Ein Schattenkaiser spielt mit dem Feuer, er wird Brand sehen. Aber so will es die Geschichte: was morsch ist, muß fallen, auf dem Humus russischer Tyrannei sollen freie, glückliche Völker ihren Acker bestellen."

In dieser Überschwenglichkeit steckte ein richtiger Kern. Die Loslösung der Fremdvölker von Rußland liegt im Interesse der habsburgischen Monarchie, sollte noch heute zu ihren Kriegszielen gehören und steht nicht im Widerspruch mit dem von den revolutionären Russen geprägten Schlagwort: Keine Annexionen!

*

Traurige Gesellen

In einer vom nationalliberalen Hauptverein in der Berliner Philharmonie veranstalteten mächtigen Kundgebung gegen die Antwort Wilsons auf die päpstliche Friedensnote sagte der Abgeordnete Dr. Stresemann u. a. — und Jubelstürme durchbrausten den weiten Saal —: Man spricht viel von Frieden, aber davon kommt er nicht. Auch nicht von der Reichstagsentschließung. Eine Persönlichkeit, die ihr innerlich zugestimmt hatte, sagte mir neulich: er sei entsetzt über die Wirkung der Entschließung im neu-

tralen Auslande, wo man sich diese Entschließung nicht anders erklären kann, als daß man glaubt, wir seien am Ende unserer Kräfte. Die Entschließung ist ein Freibrief für die Feinde, den Krieg ungestraft beliebig zu verlängern. Wir dürfen uns nicht bluffen lassen durch die Reden Lloyd Georges; die sind ja nicht für London, sondern für Berlin. Wo bleibt aber unsere Regie? Warum lassen wir diese Reden wochenlang unbeantwortet? Veröffentlichen wir unsere besten Aktenstücke erst nach dem Kriege? Wir waren lange Ambos, jetzt sind wir Hammer gegen England! Der 1. Februar 1917 ist ja der Wendepunkt im Weltkriege. Die Flandern-Offensive ist der verzweifelte englische Aufschrei. Unsere Lage im Osten ist glänzend. Ein trauriger Geselle, der da meint, daß wir Riga je wieder herausgeben könnten.

*

Verpaßt?

Das Organ des Bundes zur Befreiung der Ukraine, die „Ukrainische Korrespondenz“, fordert die Freunde der Ukraine in Deutschland auf, fortan auch durch Taten die Sympathie der Ukraine zu erobern; die Gegner der ukrainischen Bewegung in Deutschland dagegen, die die Tragweite der ukrainischen Frage nicht rechtzeitig erkannt hätten, möchten umlernen. Es fährt dann wörtlich fort: „Wer seinen notorischen Feind mit Wohltaten überhäuft, den natürlichen Freund dagegen abstößt, indem er ihn der Vormundschaft des gemeinsamen Feindes ausliefert, hat für eine großzügige Politik kein Verständnis. Diesen Grundsatz der vernünftigen Politik sollten endlich einmal jene kurzsichtigen deutschen Diplomaten beherzigen, die ihre Kenntnisse über die Dinge in Osteuropa aus polnischen Quellen schöpfen und in der Wiederherstellung eines historischen Polens die Rettung Europas erblicken.“

Es ist zu beachten, bemerkt Prof. Dr. J. Reinke, Mitglied des Herrenhauses, im „Tag“, daß sich die ukrainische Politik besonders gegen die Polen richtet; einen Zankapfel bildet das Cholmer Land, das beide Nationen für sich beanspruchen. Während nach ukrainischer Auffassung dieser Landstrich ganz überwiegend von Ukrainern bewohnt ist, scheinen polnischerseits die dort zahlreichen römisch-katholischen Ukrainer den Polen zugerechnet zu werden. Die russophilen Elemente unter den Polen haben kürzlich auf einem „polnischen Kongresse“ zu Moskau einerseits gegen die Ukrainer Stellung genommen, andererseits die Mündungen der Weichsel für das Königreich Polen beansprucht, was beachtenswert ist. Für Deutschland ist die Entstehung eines unabhängigen ukrainischen Staates neben dem polnischen von großer Bedeutung, und die deutsche Politik wird seine Förderung ins Auge zu fassen haben.

Inzwischen ist es in Kiew zu einer „politischen Krisis“ gekommen, durch die scheinbar wieder engere Beziehungen zwischen der ukrainischen und der Petersburger Regierung geknüpft werden. Kaum war die Selbständigkeitserklärung der Ukraine erfolgt, als, wie zu erwarten war, sich Agenten der Entente (Engländer, Amerikaner, Japaner) in Kiew einstellten, um die Mitglieder des Zentralrats in ihrem Sinne zu bearbeiten und um zugleich im trüben zu fischen mit wirtschaftlichen Angeboten aller Art, namentlich auf dem Gebiet des Eisenbahnbaus. So fand Kerenski den Boden schon bereitet, als auch er sich nach Kiew begab, wo es ihm am 16. Juli gelang, einen Vertrag mit der ukrainischen Regierung abzuschließen, den der Zentralrat, d. h. der vorläufige ukrainische Landtag, mit geringer Majorität genehmigte. Durch diesen Vertrag wurde das ukrainische Ministerium in ein „Generalsekretariat“ umgewandelt, das als Organ der Petersburger Regierung fungieren soll. Während Kerenski auf innerem Gebiet weitgehende Konzessionen machte, gelang es ihm, die Ukrainer zum Verzicht auf eine selbständige Außenpolitik zu bewegen. In einem Aufsatze des österreichischen Reichsratsmitglieds Dr. Lewyzkyj, Präsidenten des Allg. ukrainischen Nationalrats, über diese Vorgänge heißt es unter ausdrücklichem Hinweis auf die deutsche und

österreichische Polenpolitik: „Leider ist nicht zu verschweigen, daß die Stimmung zugunsten der Mittelmächte, die im Anfange des Krieges in der russischen Ukraine verbreitet war, stark im Abflauen begriffen ist.“ — Hoffentlich sind wir an der Arbeit, diesem Abflauen entgegenzuwirken; die von uns Ende August gespendete magere Wolff-Depesche, wonach „die Zentralmächte zwar gegen die russischen Machthaber Krieg führen, aber keine Veranlassung haben, die Freiheit der neuen Ukraine zu bedrohen“, dürfte dafür allerdings nicht ausreichen; ganz andere Worte sind nötig, wenn wir uns die so wertvollen Sympathien der Ukrainer nicht verscherzen wollen. — —

Weiß Gott, unserer Politik können die gebratenen Tauben in den Mund fliegen und sie fliegen ihr, gebraten wie sie sind, doch wieder fort!

*

Geschichtliches

Zum Aufruf der Deutschen Vaterlands-Partei bemerkt Graf Bothmer in der „Wirklichkeit“:

„Dort, wo einst die nationale Erhebung des Jahres 1813 begann, weil der preußische General Graf York am 30. Dezember 1812 auf der Mühle zu Poscherun bei Tauroggen die bekannte Konvention von Tauroggen abschloß, in der er seine Verbinduug mit dem französischen Heere ohne Rücksicht auf das Gebot seines obersten Kriegsherrn brach, haben sich jetzt wiederum zunächst ostpreußische Männer zusammengefunden. Sie haben sich einmal daran erinnert, daß dieser Graf York, der heute in allen deutschen Schulbüchern als Vorbild vaterländischer Pflichttreue geschildert wird, einstmals von seinem Könige entsetzt und vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. Sie haben sich dann daran erinnert, daß der Freiherr vom Stein am 5. Februar 1813 nach Königsberg ohne königlichen Befehl, auch nicht mit königlicher Genehmigung, den Generallandtag der Provinz Ostpreußen einberufen hat, nicht etwa, um ‚der Herren Stände besondere Interessen und Gerechtsame zu vertreten‘, sondern um zu beschließen, die allgemeine Waffenpflicht, Landsturm und Landwehr sofort einzuberufen und mit dieser Entschließung unverzüglich zu beginnen. Unter deutlichem Hinweis auf diese großen Tage Ostpreußens sind solche Männer heute wieder zusammengetreten. Es ist notwendig, daß wir ihren Ruf nicht überhören und daß wir uns ihnen zur Verfügung stellen. Wollen wir haben, daß unser ganzes öffentliches Leben organisch werde, dann müssen wir es begrüßen, wenn Männer wie Tirpitz und Geheimrat Kapp endlich den Entschluß fassen, in das öffentliche Leben einzutreten. Das öffentliche Leben wird dann gut, wenn wir es nicht mehr als Tummelplatz von Mittelmäßigkeiten erscheinen lassen, sondern wenn die Besten des Volkes als gerade gut genug erkannt werden, Führer im öffentlichen Denken und Wollen zu sein.“

Da haben Sie recht, Graf!

*

„Wenn Ihr's nicht fühlt“ —!

Von seinem Aufenthalt im wiedereroberten Riga erzählt Georg Wasner im „Berliner Lokal-Anzeiger“:

Am Nachmittage des ersten Tages sprach ich, der ich nicht gleich hatte Quartier finden können, auf der Straße aufs Geratewohl einen Herrn an. Er war sofort bereit, mich bei sich aufzunehmen. Aber er wohnte weit draußen, und in seiner Wohnung stellte es sich heraus, daß ihm seine schon sehr betagte Mutter den Haushalt führte. Der mochte ich nicht zur Last fallen. An der nächsten Haltestelle der Elektrischen erzählte ich das einer Dame, die mit ihren beiden Töchtern wie ich wartete. „Oh,“ rief sie, „da kommen Sie doch zu uns! Wir haben uns gleich gewünscht, einen Deutschen im Quartier zu haben.“ So sagte sie, deren Sohn russischer Offizier ist. Gestern vor dem Dom sagte eine Dame, die mich gefragt hatte, woher ich wäre: „Oh, Sie haben das Glück, ein Deutscher zu sein!“ Und sie sagte es, als ob sie damit das Selbstverständlichste von der Welt ausspräche. Und am Abend rief mir ein Herr über den

Tisch zu: „Aber wir haben die Goldrubel doch zurückgehalten. Warum teilt man uns denn nicht mit, wo wir sie gegen Papiergeld eintauschen können?“ Tatsächlich haben die Deutschen sogar das Steuerzahlen verzögert, um damit zu warten, bis wir kämen.

So also ist die Stimmung hier in dieser Stadt, die schon über 700 Jahre alt ist, seit über 200 Jahren zu Rußland gehört und doch gewußt hat, deutsch zu bleiben. Aber: Sie haben das Glück, ein Deutscher zu sein. Ein gutes Wort. In dieser Welt von Feinden ein doppelt gutes Wort.

So, wie Wasner sie andeutet, so ist die Stimmung dort. Und. wie man sieht, ist es nicht nur „Stimmung“. Wenn diese Treuesten der Treuen ihre Söhne dem Russen gegen ihr eigenes Blut abliefern mußten, so bluteten die Herzen der Söhne nicht minder schwer als die ihrer Väter, Mütter und Geschwister. Man hat ja im Reiche noch immer keine annähernde Vorstellung davon, was dieses baltische Deutschtum gelitten und freiwillig geopfert hat, nur um deutsch zu bleiben. Wie sollte man auch! Weite Kreise im Reiche glauben einfach nicht, daß dergleichen möglich sei. Sie lächeln ungläubig-überlegen. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen.“ Gr.

*

Die Trauer der „Frankfurter Zeitung“

Als Riga genommen worden war, schrieb die „Frankfurter Zeitung“ einen höchst bedenklichen Artikel, in dem sie einmal auseinandersetzte, die Einnahme von Riga sei nichts wert, bedeute außerdem nur deutschen „Pfandbesitz“, ferner sei Petersburg sehr weit entfernt. Das Blatt warnte indirekt, aber autoritativ ganz nach Scheidemannschem Muster die deutsche Heeresleitung vor einem Zuge auf Petersburg, denn dann würde man Kerenski und (!) Kornilow durch die Parole: „Petersburg in Gefahr!“ eine Kraft geben, die sie sonst nicht hätten. Damit aber noch nicht genug, setzte die „Frankfurter Zeitung“ diesmal nicht nur in staatsmännischer, sondern auch in strategischer Autorität der deutschen Heeresleitung auseinander, daß sie mit der gelungenen Operation auf Riga und Üxküll einen tadelnswerten Fehler gemacht habe. Den eigentlichen militärischen Erfolg habe Kornilow davongetragen, denn er habe die Deutschen veranlaßt, die Dünalinie zu nehmen, es stecke also eine ganz bedrohliche Hinterlist hier verborgen, die deutsche Kriegführung sei in eine Falle gegangen. „. . . es bleibt die Tatsache: Kornilow hatte Zeit, Truppen und Talent. Was ist seine Absicht?“

Die „F. Z.“ stellt zur Erwägung, ob es nicht dringend ratsam sei, einen Vertreter des Frankfurter Blattes als staatsmännisch-strategischen Beirat, unterstützt durch die Herren Scheidemann, Cohn und Erzberger, mit Veto-Recht der Obersten Heeresleitung beizugeben. Der „Frankfurter Zeitung“ ist die erfolgreiche deutsche Offensive bei Riga ebenso unerwünscht und betrübend gewesen wie dem „Vorwärts“. —

*

Scheidemann-Erzbergers Klage

(Nach der Einnahme von Riga)

Nun mußte auch diese Prüfung noch kommen,
Riga, ach Riga ist eingenommen,
Und vor des schrecklichen Hindenburg Streichen
Mußte der tapfere Russe weichen,
Und mußte, kaum kann ich das Furchtbare fassen,
Dreihundert Kanonen im Stiche lassen!
Und gerade die konnt' er so schwer entbehren,
Um sich des bösen Feinds zu erwehren!
Der Hindenburg bringt die Tragödie zum Schluß,
Bringt nicht bald Rettung der „Hauptausschuß“?
Der muß, den Deutschen zu Nutz und Frommen,
Sofort in Berlin zusammenkommen
Und muß, den Blick aufs Weite gerichtet,
Erklären, daß Deutschland auf Riga verzichtet,
Und daß es — auch darüber läßt sich reden —
Ersetzen wird etwaige Schäden!
Dann kann nicht nur der Russe, nein,
Auch Deutschland kann wieder ruhig sein!

— — — — — — — — — — — — — —

Doch immer noch ist das Herz mir schwer:
Riga, ach Riga liegt ja am Meer,
Und das Meer gehört doch unbestritten
Seit ewigen Zeiten dem stolzen Briten.
Wenn der erst hört, was in Riga geschehen,
Dann mag ich den grimmigen Zorn nicht sehen!
Das Vaterland ist sicher verloren,
Wird die Gefahr nicht sofort beschworen!
Es gilt, den Briten milder zu stimmen
Durch ein Votum gegen den Marschall, den grimmen.
Nie darf er in Zukunft den Feind mehr schlagen,
Ohne zuvor den Reichstag zu fragen.
Und eh' ihm gesagt durch Mehrheitsbeschluß,
Welche Rücksicht er notwendig nehmen muß.
So rette ich Deutschland mit meinem Gewinsel
Und danken soll's mir der deutsche Pinsel!

Georg Heinrich
(in der „Deutsch. Tageszig.")

*

Knoutez! Sabrez!

Im „Tag" schreibt Karl Eugen Schmidt: Der grimmigste Kämpfer für die Sache der Freiheit, den das Frankreich des zwanzigsten Jahrhunderts bisher aufgebracht hat, Gustav Hervé, der um seiner unentwegten Bekämpfung des französischen Militarismus willen zusammen an die sechs Jahre Gefängnis eingeheimst hat, schreibt in seiner „Victoire": nur eins könne die russische Freiheit retten, und er beschwört seinen Parteigenossen Kerenski, dieses Mittel alsbald mit vollster Energie anzuwenden. Hetzt die Kosaken auf die Gegner der Revolution! schreibt er und meint damit die Gegner des Krieges: Knoutez! Sabrez!

Das erinnert mich an das Wort eines weisen Mannes, dessen Name mir nicht einfallen will — oder bin ich es am Ende selber gewesen? — La liberté c'est l'esclavage des autres. Die russische Revolution gibt dafür die beste Gewähr, deren es aber nicht bedurfte, denn die ganze Geschichte der Menschheit zeigt uns das gleiche: eine jede, im Namen der Freiheit kämpfende und zum Siege gelangte Partei verwirklicht ihre freiheitlichen Ideale, indem sie die Gegner dieser Ideale in Ketten und Banden schlägt. Knoutez! Sabrez! . . .

*

Nur Menschenleben!

In seiner Antwort auf die Unterwürfigkeitsentschließung des Reichstages sagte Sir Carson u. a.: „Wir sehnen uns nach dem Frieden, um unsere Männer zurückzubringen. Aber die, die wir nicht zurückbringen können, verlangen von uns, daß der Frieden ein dauernder sein muß, und daß ihr Opfer nicht vergeblich gewesen ist." — So der Engländer. Ich wünschte, daß man in Deutschland auch schon zu dieser Einsicht gelangt wäre. Steht denn bei uns das Menschenleben so niedrig im Kurse (mit Absicht gebrauche ich dies geschäftsmäßige, häßliche Bild), daß wir über die Aufopferung Tausender und aber Tausender unserer Besten nichtsachtend hinwegschreiten können, um unseren Meuchelmördern nur nicht die Freundschaft aufkündigen zu müssen? Schol.

*

Anglo-Amerikaner über Gerard

Dem Türmer liegt folgendes Schreiben eines hervorragenden Amerikaners vor: „Gerards Indiskretionen im Philadelphia Ledger und Londoner Telegraph sind von den anständigeren Zeitungen Amerikas sehr abfällig besprochen worden. Die sonst sehr vornehme Evening Post, das älteste Blatt Neuyorks, verurteilte nicht nur die diplomatische Indiskretion seiner Veröffentlichungen, sondern wies noch überzeugend nach, daß er ein Lügner sei.

Einer unserer amerikanischen Konsuln schrieb mir aus der Schweiz, daß man sich Gerards schämen müsse."

*

Wir Ahnungslosen!

Die „Deutsche Tageszeitung" (Nr. 479) stellt fest, daß auf ihre wiederholte Anfragen, ob der Vertreter der amerikanischen „United Press", dem bekanntlich Herr Scheidemann über deutsche po-

litische Fragen sein Herz ausgeschüttet hat, noch immer hier weilt, und ob auch englische und französische Pressevertreter hier weilen, keine Antwort erfolgt ist. „Ist," so fragt die „D. T.", „der Amerikaner etwa Herrn Scheidemann persönlich attachiert, oder gehört er ihm und Herrn Erzberger gemeinsam?" — —

Keine Antwort ist auch eine Antwort. Und die ist ja die denkbar erfreulichste, weil daraus hervorgeht, daß wir mit Amerika, England und Frankreich im schönsten Frieden und brüderlicher Eintracht leben. Also ist der Friede schon da?! Wir Ahnungslosen!

Gr.

Unsere verbrecherische Gefühlsduselei

Wir haben die Erfahrung nun so oft gemacht, daß es auch Begriffsstutzigen klar geworden sein müßte, daß wir nur durch strengste Vergeltungsmaßregeln unsere Feinde zu einem Benehmen zwingen können, wie man es bei gesitteten Völkern als das von Natur gegebene ansieht. Wieder einmal liegen uns Zeugnisse über die schlechte Behandlung unserer Kriegsgefangenen vor, die wir hier in der Hoffnung, dadurch ein Eingreifen herbeizuführen, zur allgemeinen Kenntnis bringen.

Der Briefschreiber gehört zu jenen Deutschen, die bereits im August 1914 bei dem Versuche, von Amerika aus zur Fahne zu eilen, in englische Gefangenschaft gerieten. In der letzten Zeit mehren sich die Andeutungen — klare Angaben läßt die Zensur ja nicht durch —, wie schmählich die Behandlung durch die Engländer sei. Ohne die heimatliche Unterstützung mit Lebensmitteln würde er nicht leben können. Es ist ihm, der von Beruf Ingenieur war, daraufhin von Hause aus der Versuch angeraten worden, der besseren Ernährung wegen irgendwo landwirtschaftliche Arbeit zu bekommen. Darauf schreibt er am 27. Juli 1917 — der Brief ist offenbar vom Zensor nicht gelesen worden —: „Meine Lieben! Nach langem Warten auf Nachrichten von drüben kam heute Walters lieber Brief vom 8. Juni. Wenn ich wie der selige Jason Drachenzähne säen könnte, so wollte ich hier Tag und Nacht Äcker bestellen, aber nur dann! Gebt Euch nur keine Mühe, unsere Lage zu begreifen und Ratschläge zu geben. Vielleicht kommt man mal wieder lebendig zusammen, um Aufklärung zu geben. Aber es wird mir dann lieber sein, nicht mehr an diese Zeit im Fegfeuer erinnert zu werden. Schreibt (mir) auch nie mehr wieder über das (gute) Leben der Gefangenen bei Euch. Es ist nur mit Eurer Unkenntnis zu entschuldigen. Die Milch der frommen Denkart wird uns Deutschen schlecht vergolten und wir könnten einmal daran zugrunde gehen. Der Krieg wäre ohne unsere Gefühlsduseleien schon beendet. Draußen lernt man mit anderen Augen sehen. Laßt's Euch nur recht gut gehen und bleibt gesund. Bis zum Wiedersehen wird's wohl noch ein Jährchen dauern."

Im letzten Brief vom 1. August schreibt er: „Scheinen viele Briefe zu verschwinden, daher schwierig, auf dem Laufenden zu bleiben. Meine Gesundheit ist noch die gleiche gute ... (hier sind zwei Reihen gestrichen) ... Gegenmaßregel drüben wäre das Beste. Regierung scheint nichts davon zu wissen, und kein Teufel kümmert sich darum ..."

Es ist ein Verbrechen an unsern Braven, die in feindlicher Gefangenschaft schmachten müssen, wenn nicht alle Mittel zur Erleichterung ihres harten Loses ergriffen werden. Man darf den lakonischen Berichten: „mir geht es gut" nicht ohne weiteres glauben. Die Franzosen zumal scheinen die Gefangenen geradezu zu zwingen, das zu schreiben. Wie das „gut" zu verstehen ist, zeigt ein Fall, der kürzlich zu meiner Kenntnis gelangte. Da schrieb ein Gefangener: „Mir geht es gut. Wenn es mir besser ginge, hätte ich es fast so gut wie daheim der Rentier Lehmann." Es sollte mich nicht wundern, wenn die Franzosen diese Briefstelle zur Selbstreklame verwerten würden. Sie (und ihr Zensor) können freilich nicht wissen, daß mit „Rentier Lehmann" im Heimatort des Briefschreibers die Insassen des dortigen — Zuchthauses bezeichnet werden.

K. St.

Die „freie" Schweiz

Die „Vossische Zeitung" (Nr. 479) berichtet:

So sehr man den Schweizer Behörden zu Dank verpflichtet sein muß für ihr menschenfreundliches Verfahren gegen Angehörige aller Kriegführenden, so sind doch bei manchen politischen Handlungen der Schweiz Bedenken nicht ungerechtfertigt, da sie das erste Erfordernis der Neutralität, nämlich unbedingt gleichartige Behandlung aller Parteien, vermissen lassen. Ein Vorgang aus letzter Zeit beweist von neuem, wie sehr sich die Schweiz von der Forderung, nur mit einem Maß zu messen, nach und nach entfernt hat. Mildernd, aber für einen freien Staat beschämend fällt dabei allerdings ins Gewicht, daß die Schweiz unter die Fuchtel des Herrn Wilson geraten ist, der sie zu gehorchen hat. Als unlängst die Schweizer Behörden eine Haussuchung bei dem in Bern erscheinenden, zwar deutsch geschriebenen, aber Deutschland und das Deutschtum in den Kot zerrenden Blatte „Freie Zeitung" veranstalteten, kam aus Amerika der gemessene Befehl, in keinem Falle gegen diesen journalistischen Wechselbalg einzuschreiten. Der Befehl wurde glatt befolgt. Die „Freie Zeitung" ist am Weitererscheinen nicht behindert. Dagegen wurde dieser Tage die Genfer „Indépendance Helvétique", das einzige Blatt der Westschweiz, das im Gegensatz zu den dortigen zahlreichen Hetzblättern für eine unbefangene Würdigung Deutschlands eintrat, kurzerhand unterdrückt. Doch wohl wegen seiner allgemeinen Haltung — was die Schweizer Behörden natürlich nicht eingestehen können, weshalb sie angebliche Beschimpfungen des Präsidenten Wilson durch die „Indépendance Helvétique" zum Vorwand nahmen. Wilson, der auf die Schweiz drückt, wird auf diese Weise in der Schweiz eine geheiligte Person. Die Berner „Freie Zeitung" aber darf in der Hauptstadt der freien Schweiz die Oberhäupter der Mittelmächte frei beschimpfen ...

*

Wortkünstler

Der „Vossischen Zeitung" wird aus Wien gemeldet: „Dieser Brief (des Kaisers an den Papst), der auch die katholische Antwort darstellt, in jenem glänzenden Französisch geschrieben, wie es die alte Tradition der Wiener Diplomatie heute noch pflegt, liest sich auch noch in deutscher Übersetzung flüssiger als die reichsdeutsche Antwort, mehr als ein Brief, weniger als ein Aktenstück."

Dreimal habe ich diesen Satz gelesen, zuerst in ungläubigem Staunen, dann mit Entrüstung und Empörung. In Wiener amtlichen Kreisen legt man — 1917!! — Wert auf „glänzendes Französisch", pflegt man — im vierten Kriegsjahr! — die Sprache unserer glühendsten Feinde wie ein zartes Treibhauspflänzchen! Im deutschen Wien, in der Residenz, die von allen Großstädten mit am meisten deutsche Bücher kaufte! Und das Deutsch, das im „amtlichen Österreich" verzapft wird? „Verlautbarung, Instradierung, Superarbitrierungskomitee" sind wirklich Proben „glänzender" Sprachkunst ...

Wie glatt, wie „elegant" das Wiener Französisch sein muß, kann man aus dem Bekenntnis schließen, daß der Brief sich „auch noch" (die beiden Wörtchen sprechen Bände!) in deutscher Übersetzung „flüssiger" liest als die reichsdeutsche Antwort. Da haben wir's, wir sind eben zu plump, zu grob, wir kennen keine „Nuancen". Schade, daß wir die Note, nein, den Brief, nur in der plumpen deutschen Übersetzung kennen lernten; für einen Sprachkenner wäre das Lesen des Originals eine Offenbarung gewesen, ein Wundertrank, den er mit Schauern der Ehrfurcht, mit verzückten Augen genossen hätte. Wo sind Corneille, Molière, Maupassant, die armen Schächer? Was sind sie gegen Wiener Diplomaten? Veröffentlicht den Brief doch auch im französischen „Urtext", vielleicht erwerbt ihr euch Sympathien, vielleicht hält man euch nicht für Barbaren.

Nicht wahr, ihr Diplomaten, mit den lieben Tschechen redet ihr auch in eurem ölig-glänzenden Französisch? Schade, nicht wahr, daß man nicht alles in der graziös plaudern-

den Art erledigen kann, von der die Briefe des Abbé Galiani ein Beispiel geben; zu dumm, ihr „Soignierten", daß irgendwo Schlachten geschlagen, eure Brüder zu Tausenden geopfert werden! Hättet ihr nur deutsch — deutlich — gesprochen, bei Gott, jetzt klänge nicht in euer Kabinett, in dem ihr französische Perioden drechselt, das Stöhnen Sterbender, das Heulen der Granaten. Geht in den Schützengraben und lernt da zunächst mal Deutsch! Ihr Diplomaten, auch jetzt muß das Schwert gut machen, was eure „glänzende" Feder verdarb! Z.

*

Schluß mit den „Barbaren"!

Das „Großenhainer Tageblatt" vom 20. Juli 1917 brachte folgende Notiz:

„Meißen. Ein deutsches Barbarenstückchen führte der Vizefeldwebel Zocher, Sohn des verstorbenen Tischlermeisters Z. in Meißen, aus, indem er drei russischen Kindern, die in einem Flusse dem Ertrinken nahe waren, das Leben rettete."

Was soll nun eigentlich die fortgesetzte Anspielung auf die niederträchtige Verleumdung unserer Feinde? Sieht das am Ende nicht so aus, als ob wir selbst unserer Sache nicht recht sicher wären und nun krampfhaft nach Beweisen suchten, um das Gegenteil zu beweisen? Oder glaubt etwa der Berichterstatter besonders geistreich zu sein, wenn er bis zur Ermüdung immer wieder derartige Anspielungen bringt?

Mehr Selbstbewußtsein und nicht immer Verbeugungen vor dem Auslande und nun gar vor unseren Feinden! Wir sind keine Barbaren, das wissen wir — und damit nun auch endlich Schluß damit! H. M.

*

O heilige Justitia!

Der Redakteur Heckmann von der „Waldkircher Volkszeitung" hat fünf Tage in der Zeugniszwanghaft aushalten müssen, weil er in einer Plauderei über die vielen Anliegen, die dem Redakteur vorgetragen werden, den Satz gebracht hatte:

Ein Beamter hat sich unter dem „Sounbso" erkannt — vermutlich nicht ohne Ursache —, hat sich beleidigt gefühlt, und da der Redakteur den Fragesteller nicht nennen wollte, kam er in die Zeugniszwanghaft, in der er noch länger hätte schmachten müssen, wenn sich nicht der Gewährsmann des betreffenden Artikels selbst dem Gericht gestellt hätte."

Hier erleben wir wieder einmal in voller Schärfe diese moderne Foltereinrichtung, die ein Ausnahmegesetz gegen einen einzigen Beruf ist, dem sie seine treue Pflichterfüllung denkbar erschwert. Es wird wirklich allerhöchste Zeit, dieses üble Rechtsinstrument in die dunkelste Ecke zu werfen.

Aber eine andere Erwägung ist nicht von der Hand zu weisen. Wie rasch ist man hier mit Gefängnisstrafe zur Stelle, wo der Redakteur doch in keinem Falle etwas Unehrenhaftes getan, sondern nur das Redaktionsgeheimnis pflichtschuldig gewahrt hat. Und die Herren Hamster, Kriegsgewinnler und Wucherer, nach deren schärfster Bestrafung das ganze Volksgewissen nun seit drei Jahren schreit, kommen nach wie vor mit Geldstrafen davon, die — wenn äußerlich auch zuweilen hoch — noch nicht einmal die ergaunerten Gewinne vollständig erfassen. Wer kann das verstehen?

Vermutlich fehlt hier der Paragraph, der dort zuviel ist. O arme, heilige Justitia! R. St.

*

Aufklärung

Seit zwei Jahren und mehr häufen sich die Verordnungen, häufen sich die Schwierigkeiten, häufen sich die Beschlagnahmungen. Aber immer hat man noch nicht eingesehen, daß Aufklärung das wichtigste Mittel ist, um die willige Mitarbeit des Volkes zu gewinnen und die Ungeduld hintanzuhalten. Nur im höchsten Drange der Not, wenn Außenstehende bereits das Gefühl haben, daß die Verantwortlichen sich nicht mehr zu helfen wissen, dann ringt sich aus der Beamtenseele endlich ein beschwörender Aufschrei, der wohl oder übel Licht über die

Lage der Dinge werfen muß. Daß aber das Volk von vornherein ein Anrecht darauf hat, ein klein wenig zu erfahren, warum dies so sein, warum jenes anders werden muß, das muß sich als Grundsatz erst noch durchsetzen. Die Behörden arbeiten hinter dichten mystischen Schleiern, aus denen dann wie Blitze die Verordnungen durchbrechen. Die ganze Maschinerie bleibt so geheim wie möglich, und nur die fertigen Fabrikate kommen sichtbar zutage. Im eigenen Interesse übrigens sollten die Behörden mehr „im Lichte“ arbeiten. Denn wer kann es dem Publikum verargen, wenn es nun allenthalben Fäulnis und Verderbnis wittert? Der naive Sinn nimmt eben an, daß man etwas zu verstecken hat, wenn man sich versteckt. Allenthalben hört man, daß die Oberbürgermeister mit Schmähungen überschüttet, mit Anzeigen und Gefängnis, ja mit Gewalttätigkeiten bedroht werden; wie der Obrebürgermeister von Stettin angibt, durchaus nicht nur von dem sogenannten Pöbel; derselbe Oberbürgermeister hat sich darüber geäußert, was für Märchen selbst bei den sogenannten Gebildeten Glauben finden. Ja wundern sich die Herren darüber? Wenn man der Öffentlichkeit nichts Tatsächliches an die Hand gibt, dann glaubt sie eben Märchen. Wenn die Magermilch urplötzlich lautlos aus der Meierei verschwindet, wird sie eben den Schweinen vorgeworfen oder der Oberbürgermeister samt Familie trinkt sie persönlich aus. Will man dies Märchen vermeiden, dann muß man schon erklären, daß Käse daraus gemacht wird. Gibt's in der einen Stadt 2½ Pfund Einmachzucker, in der andern 5, so sage man den Grund, wenn man Klagen und Erbitterung vermeiden will. Oder die Milchration wird allgemein gekürzt, dann teile man mit, daß man einem andern bedürftigen Kommunalverband aushelfen muß. Schlägt mit einemmal die Zuckernot wie eine Bombe herein, so erzähle man dem Volk, wie es bei uns, dem zuckerreichsten Land Europas, dazu kommen mußte. Aber seltsam, gerade die Kommunalverbände, die doch in unmittelbarer Beziehung zum Publikum stehen, also auch unmittelbar verantwortlich gemacht werden, arbeiten meist schweigend wie das Grab und bombardieren das Publikum nur immer mit Inseratverordnungen. Wenn nur dementsprechend auch die Mitteilungsspalten der Zeitungen in Anspruch genommen würden!

In vielen Fällen freilich liegt es daran, daß die Städte selber von seiten der Landesbehörden ohne die nötige Aufklärung bleiben. Bisher scheint die Besorgnis vor dem Ausland ein Hemmschuh gewesen zu sein. Das Ausland aber glaubt so viele Märchen über uns, daß diese von der schlimmsten Wirklichkeit nicht überboten werden können. Außerdem werden sich die maßgebenden Kreise des Auslandes aus den Verordnungen und Beschlagnahmen die allgemeine Lage wohl ungefähr herzuleiten wissen, wenn sie nicht noch ganz andre Quellen dafür haben. Drittens endlich wird man die wirklichen Staatsgeheimnisse ja aus der öffentlichen Erörterung zu ziehen wissen. Das scheint der Staat stellenweise auch allmählich einzusehen. Etwas lichtvoller ist unsere Wirtschaftshaltung in letzter Zeit geworden. Die Hauptsache aber ist, daß nicht nur ein paar Eingeweihte näher unterrichtet sind, daß vielmehr das ganze Volk in großen Zügen den Sinn der Verordnungen und den allgemeinen Hintergrund der Maßnahmen sieht. So fiel z. B. die Aufklärung über den Ledermarkt, die jetzt an den Anschlagsäulen klebt, wie ein Linderungsregen in das Publikum, und man geht noch einmal so gern auf Holzsohlen, wenn man hört, daß unsere U-Bootsleute von oben bis unten in Leder gekleidet werden müssen. Warum nicht mit allem so? Die Kohlenfrage wäre z. B. auch so ein Kapitel. Anscheinend werden für diesen Winter in Kohle- und Gasverbrauch erhebliche Forderungen an das Volk gestellt werden müssen. Aber dann bitte nicht wieder als rein militärisches Kommando, ohne die breite Öffentlichkeit über Kohlenerzeugung, Kohlenverbrauch, Lieferung an das neutrale Ausland usw. aufzuklären. Die Lieferung an das neutrale Ausland z. B. würde das Volk trotz aller Sympathie für die Schweiz und Schweden nicht so ohne weiteres verständlich finden, wenn man ihm nicht die Notwendigkeit und unsern Vorteil dabei auseinander-

setzt. Bei den freiwilligen Ablieferungen, des Goldes zum Beispiel, hat man den Zweck ja so überzeugend darzutun gewußt. Man soll aber nicht vergessen, daß man auch da, wo man verordnet, die „freiwillige“ Mitarbeit des Volkes nötig hat. E. K.

*

Prophezeiungen

Die Frage nach der voraussichtlichen Dauer des Krieges, die aller Herzen bewegt, verlockt selbst namhafte Politiker immer wieder zu Äußerungen, die allerhand unbestimmte Hoffnungen wachrufen. So hat sich erst kürzlich wieder der konservative Abgeordnete v. Heydebrandt in einer Versammlung zu Militsch dahin geäußert, daß über diesen Winter, vielleicht sogar über dieses Jahr hinaus der Krieg nicht dauern kann. Kurz vordem ist der neue Staatssekretär des Auswärtigen v. Kühlmann im Reichstagsausschuß mit der Ansicht hervorgetreten, daß wir nunmehr gewißlich im letzten Kriegsjahr stünden.

Im Frühjahr gab es Prophezeiungen ohne Ende. In sechs Monaten, so hieß es, würden wir die Engländer auf die Kniee gezwungen haben. Den Soldaten wurde es in den Feldpredigten verkündet. Herr v. Bethmann Hollweg und der damalige Staatssekretär Zimmermann gaben ihrer Überzeugung Ausdruck, daß der Krieg in diesem Sommer beendet sein würde. Der Krieg ging zwar nicht zu Ende, aber die Hundstage setzten der Tätigkeit der beiden Propheten ein Ziel. Frhr. v. Hertling, der bayerische Ministerpräsident, sah die goldene Friedenszeit im Herbst anbrechen. Der Hinweis auf „den baldigen Frieden“ klang zuversichtlich aus allen Kundgebungen der Verantwortlichen der Mittelmächte.

Allein der Friede kam nicht, und die Propheten verstummten für eine Weile. Wenn ein Ende sein wird, weiß nur „der da droben“, vertröstete eine Kaiserrede die Soldaten.

Was ist nun mit all den schönen Friedensvoraussagungen erreicht worden? Nichts weiter, als daß böse Zungen behaupten durften, diese Prophezeiungen wären nur dazu bestimmt, für die jeweils fälligen Kriegsanleihen Stimmung zu machen. Da sie unerfüllt geblieben sind, haben sie statt Zuversicht nur Zweifel und gefährlichen Argwohn gesät. Warum, so fragen unsere Feldgrauen, gaukelt man uns das süße Bild des nahen Friedens vor, wenn er uns doch so fern ist? Besser die bittere Wahrheit zu kennen, als dauernd genasführt zu werden. Wir sind doch keine alten Tanten. Oder meint man, die Eroberer von Riga werden in Ohnmacht gefallen sein, als der Kaiser ihnen gegenüber jetzt die Erwartung aussprach, daß sie weiterkämpfen würden, „wie lange der Krieg auch noch dauern mag“?

Die einzige Prophezeiung, die bisher von der Weltgeschichte noch nicht widerlegt worden ist, stammt von Lord Kitchener. Der erklärte schon im Anfang: Dieser Krieg wird 5 Jahre dauern. Kurz vor seinem Tode soll er dann die Möglichkeit zugegeben haben, daß der Krieg auch schon bereits nach 4 Jahren beendet sein könne.

Daß diese Voraussagen des britischen Lords in Deutschland allgemein mit spöttischem und ungläubigem Lächeln aufgenommen wurden, macht unserem politischen Verständnis keine Ehre. Z. N.

*

Auf de schwäbische Eisebahne!

Wer kennt nicht das schöne Lied von „de schwäbische Eisebahne“ mit de viele Statione?! Jetzt aber wird aus dem lustigen Liede ein hohes Lied werden. Ein hohes Lied von der Wertschätzung des Parlamentarismus, verkörpert in der gepriesenen Gestalt des Herrn Matthias Erzberger. Am 16. September hatte dieser „heimliche Kaiser“ Deutschlands in Biberach eine Rede angekündigt. Biberach bibberte vor Erwartung. Aber Herr Matthias saß in Ulm. Der Berliner Zug war dem Gewicht der ihm anvertrauten Persönlichkeit des Herrn Erzberger erlegen und kam mit Verspätung in Ulm an. Aber, fürchte nichts, mein deutsches Vaterland! Eine Rede des Herrn Matthias Erzberger darf nicht verloren gehen, sie darf nicht

einmal verspätet erklingen. Da war Gefahr im Verzuge. Herrn Erzbergers Genosse Scheidemann hat uns nicht umsonst das drohende Gespenst der Revolution an die Wand gemalt. Wer weiß, wozu die sonst so gutmütigen Biberacher imstande gewesen wären, wenn Herr Erzberger zu spät gekommen wäre. So erhielt Herr Erzberger einen Extrazug!

Wir leiden unter so schwerem Wagenmangel, daß die notwendigste Zufuhr von Kohlen und Nahrungsmitteln stockt. Aber für Herrn Erzberger steht natürlich ein Extrazug bereit.

Jeder Deutsche schaut mit Bangen dem kommenden Winter entgegen, wie er sich die notwendigsten Kohlen beschaffen soll. Für Herrn Erzberger wird eine Lokomotive angeheizt, damit er rechtzeitig eine Rede loswerden kann.

Der deutsche Reichskanzler kam unlängst zu einer wichtigen Reichstagssitzung zu spät, weil der Zug einige Stunden Verspätung hatte. Ja, der Reichskanzler! Der hätte eben früher abfahren sollen. Von Herrn Erzberger kann man das nicht verlangen. Er bekommt einen Extrazug. Wir haben's ja, denn wir haben ihn. Heil uns! Heil den braven schwäbischen Eisenbahnen, die diesen Wert so trefflich erkannt haben! K. St.

*

Hochgefühle!

In Nr. 448 der „Münchener Neuesten Nachr." vom 5. September steht in einem Artikel „Über die Herstellung der Semmeln" folgender Satz: Wer Zeuge der freudig erregten Stimmung (im Original gesperrt) war, welche an dem Tage des ersten Erscheinens der Semmeln in Wasserburg herrschte, die der schönste Sieg nicht hätte überbieten können, der usw."

Man könnte dem Blatt raten, diesem Schmock bei der Fassung der aus der Tiefe seiner Seele gehobenen Perlen etwas schärfer auf die Finger zu sehen, wenn es sich nicht durch den breiten Raum, den es in der Zeit der Papiernot für die Behandlung der Semmelfrage übrig gehabt hat, an dieser Verphilisterung des Zeitempfindens schuldig gemacht hätte. Man mag sich vorstellen, mit welchen Gefühlen unsere Feldgrauen, deren einer uns den Ausschnitt zuschickte, derartige Geständnisse über die Anlässe „freudig erregter Stimmungen" in der Heimat lesen. Hie Hindenburg, hie der Bäckermeister von Wasserburg! K. St.

*

Stilgerecht

Es wird im Buchhandel eine mit allem Luxus ausgestattete „künstlerische Ausgabe" von Gerhart Hauptmanns Schauspiel „Die Weber" mit Bildern von Käthe Kollwitz angekündigt. Was Druck, Papier und Einband an Kostbarkeiten hergeben können, ist aufgeboten. Heliogravüre und Handkupferdruck für die Bilder; Japanpergament, Japanbütten und (als gewöhnlichstes) handgeschöpftes Büttenpapier. Ganzmaroquineinband mit Handvergoldung. Das Ganze eingehüllt in japanisches Seidenpapier. Die eigenhändigen Unterschriften des Dichters und der Zeichnerin fehlen natürlich auch nicht.

Wir lassen dahingestellt, ob das vierte Kriegsjahr die rechte Zeit für solchen Bücherluxus ist, der zweihundert Büchersnobs beglücken soll. Aber wie kann man auf den Gedanken kommen, eine Dichtung und Bilder verzweifelten menschlichen Elends in höchstem Luxus aufzumachen!? Wo bleibt da der vielgerühmte Stil?

Oder ist es am Ende gerade stilgerecht? Offenbart sich da ein Einblick in Urgründe künstlerischen Schaffens, deren Unwahrhaftigkeit erschrecken müßte? — Jedenfalls offenbart sich hier in beschämender Nacktheit die innere Gefühlsroheit des Ästhetentums. K. St.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Nachrichten des Deutschen Bundes

zur Bekämpfung fremden und Förderung deutschen Wesens

Herausgegeben im Auftrage des Arbeitsausschusses

Nr 5 Oktober 1917

Der Herausgeber der Nummern 1 bis 4, Professor Albert Kochendörfer in Stuttgart, ist zum Heere eingezogen. An seiner Stelle hat die Herausgabe der Nr 5 unser Mitglied Frl. L. Sachs übernommen.

Der Arbeitsausschuß.

Erziehung und Schule

„Soll das jetzt erwachte Deutschbewußtsein zur dauernden Wiedergeburt unseres Volkstums fruchtbar werden, so muß der Geist dieser Tage in unserer Jugenderziehung feste Wurzel schlagen, und es muß die höchste entscheidende Aufgabe unserer Bildungsstätten werden, diesen Geist sich zu eigen zu machen, ihn der Jugend in Fleisch und Blut übergehen zu lassen. Denn wenn auch mannigfache Kräfte unseres Volkslebens bei der Erziehung mitwirken, so bleibt doch die Schule stets der eigentliche und einheitliche Mittelpunkt dieses großen volkserhaltenden Werkes.“ So schreibt Prof. Dr. Joh. Georg Sprengel in seinem beachtenswerten Aufsatz „Die Erneuerung der höheren Schule aus deutschem Geiste“ (Deutschlands Erneuerung, 5. Heft). Das allgemeine Ziel unseres Bundes und die in den „Satzungen“ genannten einzelnen Ziele sind, dessen sind wir uns bewußt, nur allmählich zu erreichen und vollständig gewiß nur auf dem Wege über die Schule. Aus dieser Erkenntnis erwächst dem Bund die Aufgabe, zu den Schulfragen der Gegenwart Stellung zu nehmen. — Darüber, wie sich unsere höheren Schulen gegenüber der bewußt deutschen Erziehung bisher verhalten haben, läßt Sprengel den jüngst verstorbenen angesehenen Schulmann Adolf Matthias zu Worte kommen: „Wir haben kaum ein Seitenstück eines solchen Vorgangs in der Geschichte, daß ein eigenartiges Volk mit einem solch stolzen Besitz an eigener Sprache und Poesie ein geistiges Joch fremder Kultur so willig auf sich genommen hat, und daß es . . . auf die Herrschaft eigenen Volkstums und eigener Sprache im eigenen Schulhaus vollkommen verzichtet hat.“ Auch für den Laien steht es außer Frage, daß die höhere Schule der Erneuerung aus deutschem Geist bedarf. Wohl haben unsere Schulen vaterländische Gesinnung gepflegt, aber der Geist bewußten Deutschtums ist nicht beherrschend gewesen. „Die Einstellung des vaterländischen Herzschlags auf die Tatsachen des Lebens, dessen Durchdringung mit deutschem Fühlen und Denken hat unsere höhere Schule bisher durchaus verabsäumt.“ Die Not des Kriegs hat uns aufs eindringlichste erkennen lassen, daß der Daseinszweck des Einzelnen mit dem Wohl und Wehe des Volkes eins ist, da der Einzelne dem Geisteserbe unseres Volkes alles verdankt, was er ist und hat. Darum muß die Grundforderung der staatsbürgerlichen Erziehung, die als Aufgabe unserer Erziehungsanstalten gel-

ten mag, sein: Erkenntnis des deutschen Wesens von heute. Um das deutsche Leben und Wesen der Gegenwart zu verstehen, müssen wir beide als ein Gewordenes begreifen lernen. Unsere völkische Eigenart und die Besonderheit des Deutschen in seinem Wesen und Werden, in seinen Vorzügen und Fehlern, vor allem in seiner einzigartigen und großen Menschlichkeit, lebendig in den Geisteswerken der Besten unseres Volkes, „diesen unermeßlichen und durch nichts ersetzlichen Schatz deutschen Volkstums in die eigene Seele einzusaugen und darin neues Leben gewinnen zu lassen zu fruchtbarer Fortwirkung, das ist die unmittelbare Quelle und Kraft unseres Menschwerdens. Mit harten Schlägen hat unser gegenwärtiges Erleben uns die unumstößliche Wahrheit eingehämmert: Nur als wahre und echte Deutsche können wir gute und echte Menschen sein. Darum muß die Erziehung in jedem deutschen Knaben und Mädchen aus innigem Einleben ein tiefes und starkes Empfinden vom deutschen Wesen und ein herzliches Gefühl der Verpflichtung erwecken gegenüber dem großen Vätererbe, es zum Eigenbesitz zu erwerben und seiner wert zu sein." Sprengel weist hin auf die bestimmenden Kräfte in unserem völkischen Dasein, die zur Erziehung des deutschen Menschen besonders befähigt und berufen sind: durch Kenntnis des deutschen Landes in seiner Besonderheit und Mannigfaltigkeit, in seiner Wirkung auf die Bewohner, in der Gestaltung, die es unter ihrer Hand erfahren hat, gelangt die Jugend zu lebenswarmen Vorstellungen von Heimat und Vaterland. Die Verbreitung der deutschen Menschen über die Erde und unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu andern Ländern führen zu einer deutsch eingestellten Erdkunde. In enger Beziehung zu dieser steht Geschichte, die zeigen soll, wie die deutschen Stämme allmählich zu einer Volkseinheit verwuchsen, die ihre eigenen Wege ging. Dabei muß notwendig das Verhältnis zu den Staaten und Völkern Europas und der Erde, mit denen sich das Werden des deutschen Volkes auseinanderzusetzen hatte, behandelt werden. So gelangt der Geschichtsunterricht im Zeichen der Deutschkunde zu einer staatsbürgerlichen und politischen Erziehung. Beherzigen wir die Mahnung: „Nur ein bewußt ausgestalteter deutscher Geschichtsunterricht kann uns künftig die furchtbare Enttäuschung ersparen, die wir im Weltkrieg zu erfahren hatten, kann uns davor bewahren, daß wir wiederum den Mangel an geschichtlichem Denken mit Strömen deutschen Blutes wettzumachen haben." Einen bedeutsamen Beitrag zur Deutschkunde liefert der Religionsunterricht, indem er die Eigenart deutschen Christentums in seinen verschiedenen Ausprägungen zeigt. Als den Kernpunkt der Erneuerung der höheren Schule betrachtet Sprengel unsere deutsche Sprache. Er sagt, „der eigentliche Ausdruck alles Menschseins, also auch unseres Volksseins, ist die Sprache; nirgends anders als im deutschen Wort haben wir den Träger und geradezu den Schöpfer unseres geistigen Volkstums zu erblicken" und weist darauf hin, daß aus dem deutschen Laut zuerst das Bewußtsein der völkischen Gemeinschaft erwachsen und auf die Sprache der Begriff deutsch zuerst angewandt worden sei; besonders aber auf das uns von Luther geschenkte köstliche Gut der deutschen Gemeinsprache. „Sie war der Wurzelboden, in dem das Bewußtsein der Volkheit sich lebendig erhielt in

schlimmster Zeit der Selbstentfremdung unseres Volkes, und sie wurde zum Jungbrunnen, aus dem ein neues verjüngtes Deutschtum emporstieg. Denn aus den Sprachschöpfungen unserer Dichter und Denker ist es vor allem andern hervorgegangen. Wie es in der Gegenwart um unsere Sprache steht, darüber hat der Bund in Nr 4 seiner Nachrichten bereits Eduard Engel zu Worte kommen lassen. Das Übel bei der Wurzel erfassen, heißt aber beim heranwachsenden Geschlecht zu beginnen. Der Sprachunterricht auf den höheren Schulen verwendet für die fremden Sprachen so viel Zeit, daß dem Deutschen (in Württemberg) $^1/_5$ bis $^3/_7$ aller den Sprachen gewidmeten Zeit zugeteilt ist (in Preußen $^1/_6$ bis $^1/_3$). Auch ist der Sprachunterricht immer noch in das fremde „System" der lateinischen Schulgrammatik gepreßt und bietet nur wenig von der Eigenart der lebendigen Muttersprache. Überdies hat der deutsche Unterricht in dem ihm zugewiesenen Hungeranteil von Unterrichtszeit noch die gesamte Einführung in das deutsche Geistesleben wahrzunehmen. Und dieses geistige Erbteil unserer Jugend so unverkürzt wie nur möglich zugute kommen zu lassen, sollte die höchste Aufgabe unserer Jugenderziehung sein. Das bedeutet keineswegs den Umsturz des Bestehenden, sondern lediglich „gesunde Weiterentwicklung der höheren Schule, wozu eine Verschiebung von Deutsch und Fremd in vernünftigen sach- und zeitgemäßen Grenzen und eine Neueinstellung des Sehwinkels in allen Fächern gehört". Möge unser Daseinskampf, der soviel Mannigfaltigkeit und Heldenmut an den Tag gelegt hat, auch den Mut und festen Willen hervorbringen zu einer ernsthaften völkischen Erneuerung aller Schulerziehung.

Deutsche Schrift

Auf Einladung des Schriftbunds deutscher Hochschullehrer hat der Arbeitsausschuß an die Eisenbahnverwaltungen Preußens und Württembergs je folgende Eingabe gerichtet:

Durch die bevorstehende Erhöhung der Eisenbahnfahrgelder wird die Herstellung von Millionen neuer Fahrscheine nötig. Die bisherigen Fahrscheine sind in lateinischer Schrift gedruckt. Wir bitten nun, in Erwägung zu ziehen, den Neudruck in deutscher Schrift ausführen zu lassen. Sollten die etwa im Wege stehenden technischen Hindernisse in der jetzigen Kriegszeit sich als unüberwindlich herausstellen, so bitten wir, den Druck in deutscher Schrift wenigstens in Zukunft für die Friedenszeit bestimmt vorzusehen. Die Bestrebungen, deutsche Sprache nur in deutschen Schriftzeichen zu schreiben und zu drucken, gewinnen nach unseren Wahrnehmungen im Deutschen Reich und in Deutsch-Österreich trotz lebhafter Gegenbewegung mehr und mehr Boden. Das Buchdruckergewerbe ist durch Metallbeschlagnahme und steigende Rohstoffpreise veranlaßt, künftig nur eine einzige Schrift, die deutsche, für deutsche Sprache zu verwenden und dadurch gewaltige Kapitalien zu sparen. Schreibmaschinen mit deutschen Zeichen sind während des Krieges in Deutschland hergestellt worden und liefern bekanntlich eine schöne, leicht lesbare und dem Auge zuträgliche Schrift. Einen gewaltigen Antrieb aber würde die Bewegung für die deutsche Schrift erhalten, wenn die größte Eisenbahnverwaltung mit der Einführung von Fahrscheinen in deutscher Schrift voranginge. Wollen Sie sich vergegenwärtigen, welchen Eindruck „neutrale" und deutsche Reisende empfangen,

wenn plötzlich deutsch gedruckte Fahrscheine im ganzen Bahnverkehr aufträten! Es wäre eine „moralische Eroberung" seltener Art. Jedenfalls versprächen wir uns davon einen bedeutenden Gewinn für das deutsche Volksbewußtsein.

*

Bismarck: „Lateinisch geschriebene Briefe lasse ich zurückgehen oder antworte nicht; wer von meinen Beamten zum erstenmal lateinische Schriftzeichen anwendet, wird mit fünf Talern bestraft, zum zweitenmal mit fünfzig. Ich lasse mir niemals ein lateinisch gedrucktes deutsches Buch widmen."

* * *

Deutsche Sprache

„Telegramm" hält gewiß mancher für ein „unentbehrliches Fremdwort". Der große Feldmarschall beweist in einer seiner jüngsten Kundgebungen, daß dies ein Irrtum ist. Er drahtet am 16. September an die wirtschaftlichen Vereine des Saarreviers und Lothringens: Der Handelskammer und den Mitunterzeichnern herzlichen Dank für ihr Fernschreiben. Der plumpe Versuch Wilsons, Kaiser und Volk zu trennen, konnte nur mißlingen . . . Fester noch schart sich das deutsche Volk um den Kaiser. Es hält seine alte Treue dem Kaiser und dem Reich.

*

Bismarck 1880: Ein Freund hat mir neulich seinen Sohn für den diplomatischen Dienst empfohlen, namentlich hinweisend auf seine Sprachgewandtheit, worauf ich ihm sagte: Die hat jeder elegante Oberkellner auch. In seiner Muttersprache muß man sich vollkommen ausdrücken können, was verhältnismäßig nur wenigen gegeben ist. Das Französische muß man allerdings auch kennen, jedoch nicht vollkommen, nur gute Gedanken eben auszudrücken verstehen.

* * *

Eine Berliner Modezeitung bringt folgende Anzeige:

Französ. I. Kraft
Robes Kostume
Madame Marie Louise
Clausewitzstr. 3 (Kurfürstendamm).

Wie der Franzose über derartigen deutschen Mangel an Stolz denkt, beweist folgender Auszug aus dem Matin vom 13. August; unter der Abbildung eines kleinen Papiersäckchens, dessen Aufdruck das englische Wappen zeigt und darunter die Worte „Tooth Powder", schreibt er: „Bis Gott England straft, nimmt die Gesellschaft Union Fabrik pharmazeutischer Bedarfsartikel in Berlin es unter ihren Schutz. Sie bietet den Schweizer Apothekern ‚englisches Zahnpulver' in Säckchen mit einem Aufdruck an, den wir hier abbilden. Die Berliner Gesellschaft läßt da das englische Wappen triumphieren mit seinen Wahlsprüchen ‚Gott und mein Recht, und ‚Ein Schelm, wer Übles davon denkt'. Man stelle sich vor, daß ein französischer Geschäftsmann in der Schweiz ‚deutsches Zahnpulver' mit dem Schmucke des preußischen Adlers verkaufen wollte — wie würde es dem bei uns ergehen? In Deutschland setzt ein solches Vorgehen niemand in Erstaunen. Das ist Geschäft, und zwar betrügerisches Geschäft, also geheiligt. ‚Ein Schelm, wer Übles davon denkt', druckt mit einer gewissen Unverfrorenheit der deutsche Fabrikant. Nun gut, wir wollen übel davon denken, und selbst wenn wir deshalb in Berlin als Schelme gelten sollten."

Anschrift des Herausgebers der Nachrichten: Lehrerin L. Sachs, Stuttgart, Alter Schloßplatz 5 A. F 9150/22.
Druck von Greiner u. Pfeiffer, Kgl. Hofbuchdrucker, Stuttgart.

Das Zeitalter der Reformation







Zum Türmer

Wilhelm v. Kaulbach



XX. Jahrg. Erstes Novemberheft 1917 Heft 3

Luther

Von Hans Freiherrn von Wolzogen

Bedeutungsvoll richtet sich Luthers Gestalt inmitten unserer Tage auf. Ein Vorbild und ein Mahnzeichen! Das ist deutsch — und das soll es sein. Mit heller Freude dürfen wir es erkennen, wie das Deutschland, das da draußen im Weltkampf steht, den alten Luthergeist herrlich zweifellos bewährt. In den Führern, in den Kämpfern ist der Glaube lebendig, der sich den Mut nicht brechen läßt und das Opfer bis in den Tod nicht scheut. Das Vorbild Luthers ist wieder zum Vorbild geworden für alle Zukunft. Wir fühlen's, wir sehen's: „der alte Gott lebt noch“, der deutsche Geist ist nicht erstorben. Er hat die Kraft der steten Wiederkehr. Aber wie tut das auch so not! Denn anders, gar anders schaut sich so vieles an, was uns im eigenen Lande nicht gefallen will. Da fehlt es am Glauben, am Mute, am Führertum, am Opferwillen, an Wahrhaftigkeit, Treue, Pflichtgefühl, an Luthergeist, am deutschen Geist! Da richtet sich nun die Gestalt des großen deutschen Mannes als Mahnzeichen auf: seht, so soll es sein, was deutsch ist, — so soll der Deutsche sein! Feiert euren Luther, indem ihr wieder lutherisch werdet. Dann braucht's auch nicht der lauten Feiern, welche heut' eure Furcht vor Rom in die Kirchenmauern sperren möchte. Wie einst die Apostel hinter verschlossenen Türen saßen „aus Furcht vor den Juden“, ehe der Pfingstgeist kam. Hoffen wir auf ein deutsches Pfingsten, die wir doch Söhne sind von Luthers Stamm und Art! —

Was heißt das: Luthers Art? Fragt ihr noch? Diese Art war eines vor allem: ganz Persönlichkeit. In allem Fühlen, Denken, Reden, Tun: ganz er selbst, „hier steh' ich, ich kann nicht anders“, ein ganzer Mann. Wo sind heut' unter uns die Persönlichkeiten, die ganzen Männer, sie, die „nicht anders können“? Draußen, jawohl: da führen sie zum Siege, da will ein jeder uns den rechten Frieden bringen. Und sollte — könnte nicht auch ein jeder daheim, der Kleinste an seiner engen Stelle im Leben, vor allem er selber sein, eine Persönlichkeit, ein ganzer Mann? Warum denn nicht? Man darf dem einzelnen nicht die ganze Schuld geben, wenn im Ganzen und Allgemeinen der Schade liegt und um sich frißt: der Mangel eben am Luthergeist, am Selbstsein, an Persönlichkeit. —

Aus der Persönlichkeit quellen die köstlichen Eigenschaften: die schöne Wärme des Gefühls, die bis zur leidenschaftlichen Glut, zur zehrenden und reinigenden Flamme sich steigert, — die freie Wahrhaftigkeit, die allen Schein von den Dingen streift und ihren Kern enthüllt im Guten und im Bösen, — der wundervoll heldische Mut, jener Doppelmut des Erlebens und des Erkennens. Denn es gehört auch Mut zum Erleben, der höchste Mut, der sich nicht vor sich selber scheut, der den Lebenskampf aufnimmt mit aller Welt, außen und innen, um nur erst zu sich selbst zu kommen. Zu sich selbst aber, zum „Erkenne dich selbst“ kommt man nur durch das Erleben. Wer sich da herumdrückt, in der Furcht, „was er erleben könnte“, der wird niemals ein Selbst sein, höchstens ein Ich, das sich „ausleben“ will — das Gegenteil von einem Luther, dessen großes Erlebnis, darin er sich selber fand, der Glaube war. —

Der Glaube Luthers — versteht man denn noch, was das bedeutet, welche Kraft das ist? Wer dabei an Dogmen, Lehrsätze, Katechismen denkt, der hat den Menschen nicht gesehen, der dahinter steht und dem das alles nur Mittel zur Verständigung waren. Mittel, welche wesenlos blieben, wenn nicht die Verständigung zugleich Verlebendigung würde, wenn nicht das Leben, die ganze lebendige Seele des gläubigen Menschen sie durchpulste und ihrer im Grunde nicht bedürfte, um das zu sein, was sie ihrem Wesen nach ist: innige Einheit mit dem Ewigen. Das ist die Kraft des Glaubens, wodurch die menschliche Persönlichkeit befähigt wird, in ihrer äußersten Hingabe an die ewige Macht zum äußersten Bewähren ihres Selbst zu gelangen. Jeder Kämpfer im Felde ist dafür ein Beispiel, wie die willige Hingabe alles hergibt, was Bestes und Kräftigstes im Menschen ist. Im Dienst der Sache. Das war Luthers Glaubenserlebnis. —

Im Dienst der Sache. Ja, auch dies ist wesentlich für die deutsche Art, die wir in unserem Vorbild vor uns sehen. „Die Sache um ihrer selbst willen tun.“ Aus innerem Drange, nicht nur, weil es ein Gesetz befiehlt. Denn diese beiden Vorbedingungen sind in jeder rechten Sachlichkeit erfüllt: Selbstvergessen und Selbstwollen. Nicht an sich denken, wenn es „die Sache will“; aber alles selber wollen, was die Sache will. So war Luther. So schlug er die Thesen an die Kirchentür. Die Sache wollt's, und es war sein Wille. Kein Gesetz befahl ihm, vor Kaiser und Reich zu bekennen: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders.“ Das Gesetz hätte ihm den Mund verboten. Er aber fühlte sich überall nur an seinen

Gott gewunden; mit seinem Gott war er eins im Glauben. So war der Ausdruck seines Glaubens höchste Freiheit; so war er durch seinen Glauben an das Rechte, das Gott nur wollen konnte, gerechtfertigt wider alles Gesetz, auch die Gesetze des eigenen Fleisches, wenn sie in seiner Menschlichkeit dem Rechten widerstritten oder dem Dienst der Sache nicht voll genügen mochten. Wer wie er will, was die Sache will, an die er glaubt, der ist gerechtfertigt und frei. Wer noch unfrei-unwillig müssender Gesetzesmensch ist, der hat nicht Lutherart, ist nicht, was der Deutsche sein soll. —

Der Deutsche nimmt es ernst mit den Dingen, vor allem mit seinem Glauben, seinem Gott. Das betonte Wagner, der es selbst mit seiner Sache so ernst nahm wie Luther mit der seinen; und beides war unsere Sache: deutscher Glaube und deutsche Kunst. Wer nimmt es im deutschen Land und Volk noch ebenso ernst mit den Dingen? Wer versteht überhaupt — oder will verstehen —, was eigentlich seine, nämlich unsere Sache, die deutsche Sache ist? Wer es mit dem Glauben so ernst nimmt, wie es Luther getan, der fühlt sich auch gedrängt, den Glauben auszuwirken in der Liebe, in allen hilfreichen Tätigkeiten des Lebens. Denn der „Glaube wirkt der Liebe Werke", sagt Luther. Dazu bedarf er der Welt. Auch sie wird ihm eine Sache, die er ernst nimmt. Das ist nicht Verweltlichung; denn in aller Welt erkennt das Auge des Gläubigen die Ordnung Gottes. Wo sie mangelt, hat er die Pflicht, an seinem Platze im Leben sie wiederherzustellen, ihr seine Dienste zu weihen, so gut er kann. Das ist Weltdurchdringung. Das Gegenteil von der Abkehr, welche über Gott die Welt vergißt, dahinein wir gesetzt sind, um durch diesen Zugang zu Gott zu gelangen, als Auswirker seines Geistes und Vollführer seines Willens. Nicht unsere Flucht will Gott, vielmehr unsere Frucht, die wir gewinnen aus der Arbeit am Leben und in der Welt. Darin wurzelt das Pflichtbewußtsein des Menschen, das uns Luther wieder erweckt, begründet und zu religiöser Bedeutung erhoben hat. Wie sehr tut es not, daß wir seine Lehre uns einprägen und danach handeln, ein jeder an seiner Stelle!

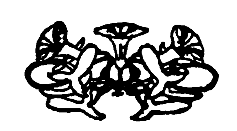
Hiermit nun hat Luther uns zwei große Arbeitsfelder, ja Lebensgebiete erschlossen. Indem er uns die Welt, als Gottes Ordnung, wieder zu einer Sache erhob, die wir ernst zu nehmen haben, gab er uns die Pflichten gegen den Staat, ein neues, freies Staatsbewußtsein, und vor allem das rechte, natürlich-sittliche Familienleben. Wer könnte an Luther denken, ohne ihn als Familienvater inmitten der Seinen, mit Frau und Kindern, im deutschen Hause zu sehen. Das deutsche Haus! Das Familienleben! Die fromme Ehe! Die sittliche Zucht! Wo sind sie in der Breite des modernen Lebens noch so lebendig, rein und stark geblieben, wie unser Vorbild sie uns zeigt? Hier ist viel verloren gegangen, viel wieder zu gewinnen, wenn wir rechte Deutsche und Menschen nach Luthers Sinn sein wollen. Und damit zugleich würden uns noch andere köstliche Güter zuteil.

Wir erkennen auch im Familienleben Luthers den Glauben, der die Liebe wirkt. Man darf wohl sagen, daß diesem Verbande die Hoffnung entsprießt; und gewiß ist Hoffnung eine Kraft, welcher die Menschen zur Familiengründung ebenso sehr bedürfen, wie sie das Familienleben immer neu beseelt und weiterführt. Aber es gibt noch eine andere Frucht des liebevoll wirkenden festen Glau-

bens: die Heiterkeit. Der wahrhaft fromme, der lutherisch fromme Mensch ist heiter, und wenn er von seinem festen Glauben aus freundlich verstehende Blicke in das Weltgetriebe wirft, dann äußert sich seine Heiterkeit im gesunden Humor. Kennen wir noch die rechte, freie Herzensheiterkeit, noch diesen gesunden, echt deutschen Humor? Den lehrt uns Luther kennen. Durch den erquickt er uns noch heute inmitten aller entheiterten oder nur unrein und zwanglustigen Welt. Wohl muß ein jeder seinen eigenen Humor haben, und so hatte Luther den oft unmaßen derben seines Bauerntums und seiner Zeit. Nachahmen wäre eitel Narrheit und ein rechter Gegenstand für den Humor! Der Humor erhebt sich auf Flügeln einer inneren Freiheit über die Welt, ohne sie zu verachten, aber mit hellem, heitrem Blick scheidend, was groß und was klein ist, und vor allem das Kleine richtig schätzend, was sich groß dünkt und große Worte führt. Da hat der rechte Humor in unserer Zeit ein reiches Feld! Nur haben wir ihn uns eben dadurch schon zu arg verderben lassen. Das sollte nicht sein; wir sollten uns an Luther ein Vorbild nehmen. Aber dazu gehört eben seine Freiheit, die er aus seinem Glauben sich gewann. Dies alles ist untrennbar eins, ist — Luther: der ganze Mensch, der deutsche Mann. —

Endlich ist noch ein herrliches Gut zu nennen, welches wir aus Luthers Glauben wie aus seinem Liebesleben erblühen sehen: die Kunst. Sie war ihm der höchste Ausdruck für das Heilige und für das Heimische; in Kirche und Haus mußte er sie haben, für sie wirken, an ihr sich erheben und erfreuen. Eine Weltdurchdringung auch hier, eine Beseelung, eine Innerlichkeit, die nach außen dringt, eine schöne Freiheit des Gefühls, die, einer selbstgewollten Form sich fügend, sie zu neuem Leben, zu einem unendlich fruchtbaren Weiterleben befähigt: das war für Luther die Musik, das ist sie durch ihn auch für uns geworden. Das sollte sie wieder werden und alleinig sein: heilig und häuslich. Eine Sache, eine Freude, ein Schmuck des Lebens, den wir ernst nehmen sollen, nicht ohne Glauben noch ohne Liebe treiben und pflegen, Gott zu Lob und unserem Leben zum Fest. Auch für die Kunst hat uns Luther zu sittlichen Menschen befreit. Vergessen wir das nicht!

So haben wir alles beisammen: die selbsteigene Persönlichkeit, die Innerlichkeit, die Wahrhaftigkeit, den Mut, den Glauben, die Sachlichkeit, den Ernst, die Liebe, die Weltdurchdringung, die Heiterkeit, die Kunst und in allem die „Freiheit des Christenmenschen" und das Deutschtum! Das haben wir in Luther, als Vorbild und als Mahnung. Das ist deutsch — und das soll es sein. Es ist einmal Mensch geworden. Nun ist es Menschenpflicht, ihm nachzustreben, in seinem Sinne zu leben, nicht zu verlieren, was darin durch Gottes Gnade uns geoffenbart worden: daß es unser sei! Dort steht Luther — da liegt die Welt. Tapfer hinein mit seinem Glauben, seiner Liebe, seiner Freiheit! Geben wir der deutschen Welt die deutsche Seele wieder! —



Wirrnis und Weg

Von Karl Frank

Ich war gestorben, und mir ward die Genugtuung, als Belohnung für die Jahre der Trübsal und etliches Ungemach, so ich da unten in harter Schule erduldet, alsbald in den Himmel versetzt zu werden. Indessen wartete da meiner eine recht unangenehme Überraschung. Das himmlische Leben sah, in der Nähe betrachtet, doch wesentlich anders aus, als ich mir's mit meinem irdischen Verstande in guten und bösen Stunden einst ausgedacht hatte. Soviel ich in der ersten Bestürzung und Überraschung begreifen konnte, war da seit einiger Zeit so eine Art Zivildienstpflicht eingerichtet. Man beriet hin und her, was für eine Stelle für mich am geeignetsten wäre, und schließlich kam ich als Sekretär des Herrgotts auf eine, gerade durch Beförderung freigewordene Stelle, um die sich, wie man mir sagte, viele gerissen hätten. Ich muß sagen, mir war bei der ganzen Sache mehr als beklommen zumute.

Noch unbehaglicher aber ward mir, als ich von „Kollegen" vernahm, wie streng es im Dienste zugehe und was für ein scharfes Regiment oben geführt würde. Keine Sekunde Verspätung sei erlaubt, Dienst bis zum Umfallen, wahnsinnige Peinlichkeit, ein Zopf- und Gamaschenwesen sondergleichen. Zum Donnerwetter, das war ja wie ...! Fast hätte ich in recht unhimmlischer Weise losgezogen, aber von allen Seiten mahnte ein bestürztes „bst, bst, um Gotteswillen!" zur Ruhe. Na, das waren ja schöne Aussichten! Ganz zerknirscht nahm ich meine Tätigkeit auf und begann, auf Anraten eines recht amerikanisch aussehenden, knochigen Herrn, zunächst die stattlichen Hefte der Dienstordnung, der Hausordnung, der Rangordnung und etlicher Bände „Handakten" durchzusehen, die mir besonders warm ans Herz gelegt worden waren. Wie gesagt, ich war über die himmlischen Zustände gewaltig enttäuscht und ernüchtert. Geradezu bestürzt aber wurde ich, als ich dann allmählich einen genaueren Einblick in den Gang und die Art der Geschäfte bekam. Da wurden so merkwürdige Prozesse geführt und die Vorschriften und Verträge alle in einer Weise vollzogen, daß dem Buchstaben nach alles aufs Tüpfelchen stimmte, während der Sache nach alles verkehrt und verdreht ging, so daß die bösesten Dinge herauskamen. Mir ward immer unheimlicher. Es kamen Weisungen von oben, die oft geradezu alles auf den Kopf stellten.

Einmal wagte ich es, einer solchen Weisung zuwiderzuhandeln, und das war dann die Veranlassung, daß ich zum erstenmal meinen hohen Herrn zu Gesicht bekommen sollte. Türen wurden aufgerissen, ein grollendes Donnern lief die Gänge des Hauses entlang, magisches Leuchten drang durch die Wände, und plötzlich stand eine feuerumglühte Gestalt vor mir. Während meine Kollegen sich alle bis auf den Boden neigten, erhob ich neugierig die Augen. Das war ja ... Unmöglich, unmöglich! Wie vom Blitz getroffen starrte ich die Erscheinung an.

Dann trug man mich ohnmächtig hinaus. — Ich erwachte in einem märchenhaften Blütengarten. Ein herziger Engel mit verweinten Augen fächelte mir wunderbar würzige Luft zu. Als ich sprechen und ihn um eine Erklärung bitten

wollte, legte er indessen den Finger an den Mund und sagte nur das Wort: „Dienstgeheimnis". Da beschloß ich zu entfliehen von dieser Stätte und suchte, nachdem mich der Engel verlassen, einen Weg durch die blühende Wildnis des Gartens. Nach langem Umherirren kam ich auf eine blaue Lichtung, auf der ein reizendes, schneeweißes Häuschen stand. An einem der zahlreichen Fenster saß ein ehrwürdiger alter Herr mit langen weißen Haaren und rauchte gar friedlich aus einer langen Pfeife, daß die weißen Wölkchen in die Luft wirbelten. Er winkte mir, einzutreten, setzte sich dann behaglich zu mir an einen runden Tisch und begann in ungezwungenster und freundlichster Weise zu plaudern, während singende Vögel zu den offenen Fenstern herein- und heraushuschten und die Stube mit süßem Gezwitscher erfüllten. Der alte Herr trug ein goldgesticktes Hauskäppchen, das wie die Sonne glänzte.

„Das ist doch auch eine schöne Sache," bemerkte er einmal so beiläufig, „nach getaner Arbeit der Ruhe zu pflegen und der Welt ganz von ferne nur noch zuzusehen. Ganz besonders, wenn man sieht, wie alles gedeiht und alles sich bewährt, was man einst selbst erschaffen. Und es geht ja alles ganz vorzüglich. Es war doch ein guter Gedanke von mir, gerade jenen zum Nachfolger zu wählen. Es ist ja durch Verträge und durch meine Vertrauensleute trefflich dafür gesorgt, daß alles in meinem Geiste weiterbetrieben wird. — Ich hatte, offen gestanden, doch keine rechte Freude mehr am Weltregieren; einmal überlebt sich schließlich alles. — Und wirklich, man muß es sagen, er spielt seine Rolle recht gut, der andere, ich glaub', ich könnt's selber nicht besser machen." — Während der Alte das in gütigem Tone, fast mehr zu sich selbst, als zu mir, sprach, schoß mir eine furchtbare Erkenntnis durch den Kopf: Der Herrgott hatte seine alte Schöpfung dem Teufel überlassen, und der Teufel regiert jetzt die Welt und spielt Herrgott! Jetzt waren mir alle die Dinge klar, die ich in der Himmelskanzlei gesehen und so merkwürdig gefunden hatte. Jetzt hatte ich den Schlüssel für all das Unerklärliche, das mich gequält hatte. Da brach es in leidenschaftlichem Schmerz aus mir hervor: „O, warum hast du die Erde verlassen! Welchem Unglück und Jammer hast du deine gute Schöpfung überantwortet? Nein, es geht nicht gut, die Verträge werden nicht ehrlich erfüllt, deine guten Vertrauensleute werden schändlich betrogen, und die Welt wird teuflisch zugrunde gerichtet. Der Teufel ist Teufel geblieben in der Maske des Herrgotts. Tue Einhalt dem frevlen Spiel und entreiße jenem die Herrschaft wieder! So kann es nicht mehr weiter gehen! Rette deine Erde vom Untergang, rette sie, rette sie aus den Händen des Schändlichen, der deinen Namen mißbraucht. Stürze ihn wieder und setze Wahrheit und Recht und Redlichkeit wieder ein auf der Welt!" —

So weit war ich gekommen, als irgend jemand mich ganz entsetzt frug, warum ich denn so auf den Tisch hämmere und was denn eigentlich wieder los sei. Da kam ich wieder zu mir und sah mich in meiner Arbeitsstube, und vor mir lag nichts als die Zeitung, deren noch fast feuchte Druckerschwärze nach Wagenschmiere roch. Ich war also wieder einmal von jenem merkwürdigen Zustand befallen worden, wegen dessen ich erst vor kurzem einen Nervenarzt zu Rate gezogen hatte. Der hatte von Bewußtseinsstörungen und Wach-Träumen gesprochen und mich vor jeder Aufregung, vor allem aber vor aufregendem Lesestoff gewarnt. — Nun hatte ich

aber doch bloß die tägliche Zeitung gelesen, und in dieser Zeitung stand zudem eine äußerst sanftmütige und lehrreiche und ganz „unparteiische“ Friedensrede eines überseeischen Staatshauptes. — Damit konnte aber mein Anfall ganz gewiß in keinem Zusammenhang stehen, und noch weniger konnte ich meinen merkwürdigen Traum damit in Verbindung bringen, soviel ich mir auch den Kopf zerbrach. Die Sache gab mir noch lange zu denken. — —

* * *

Auf nächtlicher Straße schritt ich bergan und ließ die Eindrücke und Stimmen des Tages in mir verklingen. Der Wind brauste wie ein Wasserfall, und feiner Regen sprühte durch die nebeldunstige Luft. Die ganze Natur schien in Aufruhr zu sein und stand mit meinem Innern in Einklang; denn ich war trüb und schwer gestimmt, und wie eine Ratlosigkeit war es über mich gekommen. Wenn der Wind schwieg, glaubte man im Westen dumpfe Donnerschläge zu vernehmen' den furchtbaren Pulsschlag des Krieges. Da fiel mir jenes Traumgesicht wieder ein, das ich vor ein paar Tagen gehabt hatte. Wie ein aufdringlicher Weggenosse lief der Gedanke im Dunkeln mit mir und setzte sich wie eine Zwangsvorstellung in meinem Hirn fest: Wenn es nun wirklich wahr wäre, daß der Teufel die Welt regierte und daß die Erde ihm gehört? Ich sah das blutige Schauspiel des wilden Völkerkampfes, der die Erde Tag und Nacht aufpeitscht, ich sah Brand und Verwüstung und namenloses Leid in dunklen Wolken aufsteigen und Sonne und Mond verdüstern. Und ich sah garstiges, ekles Getier aus dunklen Höhlen kriechen und sich über Schlachtfelder dahin wälzen, um sich vom Blute der Erschlagenen zu mästen. — Ich hatte an diesem Tage der Gerichtsverhandlung gegen einen Kriegswucherer angewohnt und trug noch schwer an den gewonnenen widerlichen Eindrücken. Was mich zuerst am meisten empört hatte, war, daß der Mann ganz kaltblütig seinen Standpunkt verteidigt hatte. Geschäft sei Geschäft, meinte er, und niemand könne von ihm verlangen, daß er auf eine günstige Gelegenheit, sich zu bereichern, verzichte. Ich überlegte mir nochmals die Worte des Staatsanwalts, der das Treiben des Angeklagten aufs schärfste gegeißelt hatte. Ich fand jetzt auf einmal, daß das offene Bekenntnis des Angeklagten zu seinem Wucherstandpunkt auch von einer andern Seite angesehen werden könnte und daß es dann vielleicht gar nicht das Zeichen der größten Verworfenheit, sondern vielmehr gerade noch der letzte Rest einer mißverstandenen Ehrlichkeit gewesen sein könnte. Wäre es vielleicht schöner gewesen, wenn er den Heuchler, oder den unschuldig Verfolgten, oder den Scheinheiligen gespielt hätte? Und es gibt solche und der falschen Propheten gerade genug auf dem Erdenrund. —

Die Stadt blieb hinter mir, und dunkel stieg mein Weg den Berg empor. Mir war, als hörte ich in all meiner Ratlosigkeit durch die Jahrtausende hindurch die nie verstummende Frage: „Was sollen wir tun, Meister?“ Und auch in mir fragte eine Stimme: Was sollen wir tun? Dreinschlagen, daß die Fetzen fliegen? „Ach, es wird geschlagen genug, und bald wird es nur noch Fetzen geben“, wimmerte eine Vogelscheuche, die noch vom Herbst her in einem Garten am Wege stand. — Dulden und Leiden? „Ach, es wird gelitten genug auf dieser Welt, daß man oft glaubt, sie könne das Unmaß all ihrer großen und kleinen Leiden nicht mehr fassen“,

flüsterte es über den Gräbern eines Friedhofs, an dem ich jetzt vorbeikam. — Da fiel es mir ein: „Arbeiten und nicht verzweifeln“, rät der praktische Philosoph gerade jenes Volkes, das es von jeher am besten verstand, andere für sich arbeiten zu lassen. „Ach, es wird wahrhaftig auch genug gearbeitet auf dieser mühseligen Welt und vielleicht mehr, als zu unserer Seelen Heil nötig oder gut ist“, hörte ich's aus dem Talkessel brodeln, in dem die Stadt lag. —

Weiter stieg ich zur Höhe hinan, bis wo die Tannen im Winde wetterten wie alte, grimmige Haudegen. Da war mir, als hielten mir die Bäume im brausenden Sturmwind der Höhe eine polternde, zürnende Standrede über alle Zweifelsucht, alle Ratlosigkeit und allen Kleinmut. Und ich horchte und verstand, und in mir ward Klarheit und Ruhe, und über mir aus den düstern Wolken brachen die hellen Sterne der Zuversicht. Alles ward mit einemmal wieder ganz einfach. Stark und frei stand ich im Sturm; und ruhige und stille und tapfere Gedanken gaben mir das Geleite wie gute Freunde, als ich die Schritte wieder hinablenkte: Der Kampf ist heilig, das Leiden ist heilig, und die Arbeit ist heilig; was also kümmert's uns viel, selbst wenn die Welt des Teufels wäre? Der Weg zur Seligkeit muß wohl durch Unseligkeiten führen. Irgendwo hinter aller Trübsal, hinter allen Leiden und Kämpfen dieser Welt ist doch ein Ziel, dem wir zusteuern; hinter aller Heimsuchung liegt eine Heimat, die wir unablässig suchen. Laßt uns die Erde lieben als Weg; und alle Not und Kampf und Leid laßt uns tragen des fernen Zieles zuliebe, das wir nicht kennen.

Darum gibt es nur eine Antwort auf alle Fragen unterwegs: Wir müssen hindurch! Wir müssen die Welt mit all ihren Mängeln und Nöten und Schrecken und uns selbst überwinden. Fühlt ihr ihn nicht, den Windhauch aus dem Schoß der Ewigkeit? Jeder fühlt ihn, und jeder kann die Stimme der Überwindung hören, die durch den Lärm der Welt tönt und heim ruft. Lasset uns kämpfen und leiden und arbeiten, und wir sind des Sieges gewiß! — —



An der Wiege · Von Reinhold Braun

Wir saßen Haupt an Haupt geschmiegt in tiefem Glück.
Da glitt von dir zu mir des lieben Kindleins Blick
und ward mit einem Male groß und wunderklar,
wie wenn's des Seelchens erstes, leises Ahnen war
von Mutter, Vater ...
Und im Blick des Kindeleins
sanft strömten unsre Seelen strahlenvoll in eins,
und wurden eine güldne Flamme ich und du.
Sie stand so selig-klar in ihres Leuchtens Ruh'.
Ach, da erfühlte unsre Seele ganz und rein,
Gott nahe,
aller Wunder tiefstes: Mensch zu sein ...



Offener Brief an den Reichstags-abgeordneten Gothein

Von Otto Grund

Werter Herr Parteifreund!

Ich schreibe absichtlich: Parteifreund, um nicht etwa von vornherein als „Alldeutscher“ und „Reaktionär“ abgetan zu werden, wenn ich mich nachstehend zur Friedenszielpolitik der Reichstagsmehrheit stark kritisch äußern muß. Ich schreibe es aber auch formell wie sachlich mit Recht, denn ich bin nicht nur heute noch eingeschriebenes Mitglied der Fortschrittlichen Volkspartei, sondern war jahrelang in ihr weit mehr als ein ziffernmäßiges Mitglied, habe ihr als Parteisekretär, aber viel mehr noch freiwillig und auf verschiedenen Ehrenposten auf das eifrigste und — wie Näherunterrichtete wissen — mit erheblichem Erfolg gedient. Es gab sogar eine Zeit, in der ich als zu demokratisch von einigen Parteikreisen bekämpft wurde, und ich stehe heute noch völlig zu den Grundzügen meiner früheren politischen Weltanschauung, wenn ich auch im Laufe der drei Kriegsjahre manche Dinge anders anzusehen gelernt habe. Jedenfalls bin ich kein „Reaktionär“ und kein „kriegshetzerischer Heimstratege“, der „die ganze Welt verschlucken“ möchte.

Verzeihen Sie die Einleitung! Mir erschien sie nötig. Denn wer heute über die Kriegszielfrage schreibt, der muß nach Nam' und Art bekannt sein oder sich zuvor bekannt machen, sonst wird er bei der ersten Äußerung für oder gegen sofort von der Gegenpartei erbittert bekämpft und als erledigt in einen bestimmten Topf geworfen.

Und nun zur Sache! Mein Brief ist nicht allein an Sie gerichtet, sondern an alle Ihre Gesinnungsgenossen in der Kriegszielfrage; und ich nenne nur deswegen Ihren Namen, weil die Anregung hierzu von Ihrem Artikel „Der Kampf gegen den Frieden“ in einem großen Berliner Blatte ausging. Sie schreiben darin u. a.: „Es (das deutsche Volk) weiß, daß der Friede nur dann ein Dauerfriede sein kann, wenn er ein für alle Teile ehrenvoller ist.“ Wunderschön gesagt, Herr Gothein! Aber doch eben nur gesagt, nicht getan. Und wenn irgendwo, so können wir uns hier bei dem „leichter gesagt als getan“ nicht begnügen; der Friede kann nicht erredet, nicht „resolutioniert“, er muß errungen, er muß geschaffen werden. Ein für „alle Teile ehrenvoller Friede“ ist eine vielleicht klangvolle, aber völlig inhaltlose Redensart, ja ein in sich ganz unmögliches Ding. Wenn die Reichstagsmehrheit, die ja von ihnen mit vertreten wird, einen solchen Frieden für möglich hält, dann hat sie sich eben an einem schönen Traum berauscht wie ein kleiner Junge, der das bunte Pappschloß unterm Weihnachtsbaum in seiner Phantasie für ein wirkliches Schloß hält. Der kleine Junge darf das, ihm schadet's nicht; ein großes Volk aber darf die Dinge nicht so phantastisch ansehen. Verständigung und Versöhnung — ja wie denn? Ich habe vor dem Kriege zu den eifrigsten „Pazifisten“ und Verständigungspolitikern gehört, habe noch drei Tage vor Kriegsausbruch öffentlich den Krieg für Wahnsinn erklärt; und als ich

zur Zeit der gegenseitigen Versöhnungsbesuche während der Deutschlandreise englischer Geistlicher mit dem ersten Prediger der Londoner Paulskirche durch das Elend der Bodelschwinghschen Anstalten in Bethel ging, als jener Herr schaudernd von dem Unglück der verkrüppelten Menschen sprach und uns später in fließendem Deutsch eine salbungsvolle Predigt hielt über das die Völker verbindende Mitgefühl mit den Ärmsten, da war ich wie alle Hörer hingerissen und felsenfest von dem Wahnsinn eines Krieges besonders zwischen Deutschland und England überzeugt. Der Wahnsinn ist eingetreten, Herr Gothein! Nicht durch Zufall, wie wir heute wissen, sondern auf Grund kaltherzigster Berechnung grade der englischen Moralprediger. Darin sind wir uns ja heute wohl alle einig? Nun denn: Wie soll ein Friede, der für Deutschland ehrenvoll ist, es für England sein? Von Frankreich ganz zu schweigen! Sehen wir einmal von dem lächerlichen Zerschmetterungs-Kriegsziel Englands ab — von dem England bekanntlich noch lange nicht abgesehen hat! — stellen wir uns theoretisch auf den Boden eines Verständigungsfriedens, der alles wieder herausgäbe, was gewaltsam genommen wurde. Ich will die Frage, ob das nach den Riesenopfern für uns ehrenvoll wäre — die ich für meinen Teil verneine —, gar nicht näher untersuchen. Aber glauben Sie, Herr Gothein, daß England, wenn es alle geraubten Kolonien, wenn es Ägypten und Mesopotamien herausgeben, wenn es von einem seiner Hauptziele: der Zerschmetterung der deutschen Flotte absehen, Deutschlands freien Wettbewerb weiter erdulden und unsere starke Weltstellung wie vorher mit ansehen müßte — glauben Sie, daß England solchen Frieden von seinem Standpunkte aus als ehrenvoll ansehen würde? Glauben Sie, daß das (so oder so betrachtet) wie eine ausgepreßte Zitrone verblutete Frankreich, von all seinen Eroberungszielen abgedrängt, in einem solchen Frieden eine Ehre für sich erblicken würde? Das können Sie nicht glauben, so blind für alle Tatsachen sind Sie nicht. Eine ehrenvolle Verständigung wäre vielleicht vor Beginn des Krieges möglich gewesen; jetzt nach drei so fürchterlichen Opferjahren, in denen alle Opfer umsonst waren, werden unsere Feinde nur zähneknirschend und unter dem äußersten Zwange der Not eine solche „Verständigung" hinnehmen, niemals freiwillig oder gar mit ehrenvollen Gefühlen. Und damit fällt m. E. der ganze Verständigungsgedanke, er ist ein Spiel mit Worten. In gewisser Beziehung beruht natürlich jeder Friede auf „Verständigung", nur daß eben böswillige und vernichtungswütige Gegner gezwungen werden müssen, Verstand anzunehmen. Tausend Gotheinsche Zungen können diese harte Tatsache nicht aus der Welt schaffen, können nicht einen „für alle Teile ehrenvollen Frieden" herbeiführen.

Sehr treffend schrieb zu gleicher Stunde, als Ihr Aufsatz erschien, ein Herr Dr. Leo Gottstein in einem Aufsatz des „Tag": „Worüber wollen wir uns schließlich noch verständigen, wenn wir schon vorher auf jede Sicherung und Entschädigung verzichtet haben?" Wir predigen Verständigung und wollen die Freiheit der Meere durch Papier-Verträge sichern; unterdessen aber fährt England in der Welt herum und bringt durch List oder Gewalt immer mehr wertvolle Küstenpunkte in seinen Besitz. Es pfeift auf Verträge und freut sich dabei unbändig über den vertrags- und verständigungsseligen deutschen Michel.

Ein „Bild für Götter“, wenn es nicht so unendlich traurig wäre, wenn wir nicht dabei unsere kostbare Haut zu Markte trügen, aus der England Riemen schneidet, um die Völker weiter damit zu fesseln. Glauben Sie, Herr Gothein, glaubt die Reichstagsmehrheit wirklich, daß ein Volk, das jahrhundertelang seine Ziele nur durch Raub, Mord und Brandstiftung angestrebt und das seine ebenso uralte wie „vornehmste“ Waffe der Lüge und Verleumdung in ungeheuerlichster Weise gegen Deutschland gebraucht hat, nun plötzlich moralisch wird und sich ehrlich verständigen will, bloß weil die Reichstagsmehrheit das so wünscht? Ach, du lieber Gott! Weiter mag ich dazu nichts sagen.

Sie schreiben, die Reichstagsmehrheit wolle, „daß Belgien als unabhängiger Staat wiederhergestellt werden soll. Freilich so unabhängig, daß er auch kein Einfallstor für England ist.“ — Ja, wie soll das denn anders geschehen, als durch dauernden Einfluß der deutschen Macht? Der Satz ist so oder ähnlich, wie Sie ihn schreiben, oft geschrieben und gesprochen worden, aber niemals habe ich dabei etwas von dem Rezept der praktischen Ausführung vernommen. Das ist aber doch die Hauptsache, ohnedem bleibt das Bild von der belgischen Unabhängigkeit genau ebensolche schöne aber leere Phrase, wie das von dem für alle Teile ehrenvollen Frieden. Mancher Parteifreund, der wie ich einen allseitig ehrenvollen Verzicht- und Verständigungsfrieden für eine wirklichkeitsfremde Fata Morgana hält, hat schon gefragt — und auf den Lippen vieler anderer, die keine Gelegenheit zum öffentlichen Reden haben, mag unausgesprochen die gleiche Frage schweben —: Wie denken sich unsere Führer im Reichstag den Schutz der belgischen Unabhängigkeit vor englischer Raubgier ohne Einsatz der deutschen Macht? Jeder Verständigungspolitiker, der über Belgien spricht, sagt immer bloß A, vor dem viel wichtigeren B scheut er zurück. Grade ein Parteimann sollte wissen, daß dies gefährlich ist. Wenn ich in einer Wahlversammlung des Gegners Handlungen für falsch erkläre, dann wird mir sofort die Frage entgegenschallen: Ja, wie willst du's denn besser machen? Und kann ich das nicht sagen, dann bin ich erledigt. Man möchte der Reichstagsmehrheit zurufen: Heraus mit dem Flederwisch des belgischen Rezeptes! Die Erörterung der Kriegsziele ist ja frei. Und es besteht die Pflicht, das Rezept aufzudecken, wenn nicht die Unzufriedenheit immer weiter fressen und zu einer gefährlichen Krankheit werden soll. Wenn die Herren uns sagen können, wie Belgien unabhängig bleiben kann (auch von England und Frankreich), wenn wir es völlig aus der Hand geben, dann lassen wir uns vielleicht überzeugen. Wir sind nicht begriffsstutzig, auch nicht „eroberungswütig“; nur von der schönen Phrase allein halten wir gar nichts. Einstweilen sehen wir keinen Mittelweg zwischen diesen beiden Tatsachen: Entweder wir geben Belgien völlig preis und dann wird es, besonders angesichts der Deutschfeindlichkeit seiner Regierung und seines Königs, die naturnotwendig nach der andern Seite drängt, Englands bedingungsloser Vasall; oder wir müssen, wenn wir das letztere nicht wollen, Belgien in irgendeiner Form selbst in der Hand behalten. Wer die Möglichkeit eines dritten tatsächlichen Weges kennt, an dem mehr als schöne Wunschblumen blühen, der hat die Pflicht, es zu sagen, wenn er über Belgien weiter mitreden will. In Heft 6 der „Sozialistischen Monatshefte“ äußert sich der Sozialdemo-

krat Emil Kloth sehr logisch und klar über diese Frage wie folgt: „Daß, was belgisch war, auch belgisch bleiben soll, ist ein Anspruch, den wir allein gar nicht einzulösen vermögen. Belgien wird infolge seiner geographischen Lage und Kleinheit entweder ein Vorwerk des englischen Imperiums oder ein Glied des mitteleuropäischen Imperiums. Ein Mittelding gibt es nicht. Deshalb ist es für uns notwendig, daß in Belgien die Sicherung gegen England getroffen wird, ohne die nationale Freiheit Belgiens anzutasten." Das ist ein Weg. Wir können und wollen die Freiheit der in Belgien wohnenden beiden Nationalitäten schützen, aber Sicherungen gegen England müssen wir uns dort selber schaffen, die kann uns kein unabhängiges Belgien etwa durch Verträge gewährleisten . . .

In dem stark resignierenden Schlußabsatz Ihres Artikels, dessen Unterton ja überhaupt so klingt, als ob Sie selbst nicht an die Erfüllung Ihrer schönen Wünsche vom ewigen Völkerfrieden glaubten, steht auch der Satz: „Jeder Vergewaltigungsfriede aber legt den Keim zu neuen Kriegen." Mit Verlaub: dieser Keim kann in jedem Friedensschluß liegen und grade auch in dem sogenannten Verständigungsfrieden der Reichstagsmehrheit. Nehmen wir an, er käme zustande: Müssen England (wenn es alle Kolonien wieder herauszugeben und Deutschlands freie und starke Stellung weiter zu dulden hätte) und vor allem Frankreich (wenn es Sinn und Zweck seines ganzen Krieges, Elsaß-Lothringen und das linke Rheinufer, trotz aller entsetzlichen Opfer nicht erreichte), müssen sie beide ebenso wie Italien und die andern Raubgesellen sich nicht als die Besiegten fühlen? Und kann das ein harmonisches und zufriedenes Gefühl sein? So oder so bleibt ein Stachel zurück, der schon wieder ein neuer Kriegskeim ist. Es gibt eben am Schlusse eines Krieges überhaupt keine harmonische Verständigung, weil der angreifende Teil, wenn er trotz riesiger Opfer sein Ziel nicht erreicht, immer der unterlegene ist; es gibt nur eine Verständigung auf Grund der tatsächlichen Machtverhältnisse. Der Reichstag kann noch so viel beschließen, „daß das Verhältnis der Staaten zueinander in Zukunft nicht ein Machtverhältnis, sondern ein Rechtsverhältnis sein soll". Das glauben Sie und Ihre Mehrheitsgenossen, Herr Gothein, aber deswegen ist es noch nicht so. Denn zur Gültigkeit eines solchen Rechtsverhältnisses gehören zwei Parteien, und die andere Partei will nicht. Sie wird erst wollen, wenn sie muß; und das wäre dann doch wieder ein Zwang, aber nicht Verständigung. Das Ende dieses Krieges wird nur auf Grund von Tatsachen, d. h. letzten Endes von Ergebnissen unserer Waffenerfolge kommen, denn wenn er durch Wünsche und Werte und Entschließungen herbeigeführt werden könnte, dann müßte er längst da sein, geredet und geschrieben ist mehr als in allen früheren Kriegen zusammengenommen.

Schließlich noch eins, werter Herr Gothein, und, wie mir scheint, für uns nicht Unwichtiges: Wie mag die fortschrittliche Wählerschaft zur Kriegszielentschließung ihrer Reichstagsfraktion (und der Mehrheit) stehen? Man kann dabei nicht ohne weiteres von sich auf andere schließen, aber noch viel weniger wiegen m. E. die Dutzende oder Hunderte oder auch Tausende von Zustimmungserklärungen, die für die Reichstagsmehrheit oder für die Minderheit abgegeben werden. Mit einem Stoß Zustimmungen kann schließlich bei jeder Streitfrage

jede Richtung aufwarten, aber was bedeuten bestenfalls Tausende, die schreiben oder reden, gegenüber vielen Millionen, die nichts äußern, aber doch auch ihre Meinung haben? Man ist bei der Beantwortung der Frage: „Steht das Gros unserer Partei zur Reichstagsfraktion oder zu Heckscher und Traub?“ auf Vermutungen und Gedankenschlüsse angewiesen. Ich habe noch keinen politischen Freund gesprochen, der mit dem Verzicht- und Verständigungsfrieden einverstanden gewesen wäre. Das kann Zufall sein, gewiß; aber merkwürdig ist es doch, daß grade in den sonst am weitesten links stehenden Kreisen unserer Partei, deren Stimmung mir ziemlich genau bekannt ist, die Reichstagsfraktion so viel Gegnerschaft hat. Und ich sage mir: wenn schon diejenigen, die früher häufig als „zu rot“ verketzert wurden, so gegen den Verzichtfrieden sind, dann werden es die übrigen erst recht sein. Die „Freisinnige Zeitung“ nannte Wilson nach seiner Antwort auf die Papstnote einen Stallknecht, einen Flegel und einen dummen August. Sehr forsch und schließlich ja auch zutreffend. Jedoch: wie kann man sich mit Stallknechten und Flegeln verständigen? (Denn die französischen und englischen Machthaber sind doch von gleichem Kaliber.) Solcher Sorte von Menschen imponiert keine Versöhnungsgebärde, sondern lediglich die Faust unter die Nase. Und wir sind mit Heckscher und Traub der Meinung, daß das erneute Ausstrecken der Versöhnungspatschhand durch den Reichstag zum mindesten überflüssig war, denn die Hand ist bis zum Überdruß genug über alle Grenzen gestreckt worden; ferner, daß mit der Verzichterklärung ein Fehler begangen wurde, denn er sichert den Feinden trotz aller schon begangenen und noch zu begehenden Schandtaten von vornherein zu, daß sie dafür keine Vergeltung zu fürchten haben, daß wir auf allen Lohn für unsere Blutopfer verzichten, daß alles wieder in seine früheren Grenzen zurückgehen soll. Nimmt man damit den Feinden nicht einen Teil ihrer Sorgen ab, bringt man ihnen nicht die Meinung bei: Nun, wenn uns doch nichts weiter passieren soll, dann können wir ja ruhig noch länger kämpfen? Und das soll geschehen gegenüber Feinden, deren gemeine Niedertracht zum Himmel schreit, denen die Anstiftung des Kriegsverbrechens nachgewiesen ist, die unsere wehrlosen gefangenen Brüder schlimmer als wilde Tiere behandeln?

Nein, Herr Gothein, wir können die Entschließung der Reichstagsfraktion nicht gutheißen, so sehr wir auch in der Frage der inneren Neubildung Preußens und Deutschlands auf ihrer Seite stehen. Aber wir sind der Meinung, daß dies beides gar nichts miteinander zu tun hat, obwohl es leider — und zwar durch Schuld von links und rechts — durch gradezu widerliche Zänkereien miteinander verkettet worden ist. Dieser klägliche innere Streit — die „Deutsche Tageszeitung“ brachte es neulich schon fertig, eine gar nicht politische Meldung mit der Überschrift „Demokratie und Einbrecher“ zu versehen; aber auch links ist nicht weniger gesündigt worden —, dieser Streit ist wahrscheinlich noch die einzige Hoffnung der Feinde, von der sie Rettung vor ihrem Zusammenbruch erwarten. Haben wir ein Interesse daran, ihnen diese Hoffnung zu stärken? Ich für meinen Teil muß sagen, daß mir, trotzdem ich entschiedener Anhänger weitgehender innerer „Neuorientierung“ bin, alle inneren Fragen im Augenblick nicht so wichtig sind wie das siegreiche Ende dieses Krieges. Und

ich sehe nicht ein, warum wir uns jetzt so eigensinnig auf die völlige Durchfechtung des inneren Kampfes versteifen müssen, der doch nun einmal, wie man's auch drehen mag, den Feinden eine Quelle steter Hoffnung ist. Diese Hoffnung gilt es zu vernichten, unter allen Umständen, das ist der erste und brennendste Wunsch deutscher Herzen. Trauen wir uns wirklich nicht zu, die innere Neugestaltung selbst, wenn es sein muß, erst später ganz durchzusetzen? Dann stünde es traurig um unsern Glauben an die für recht erkannte Sache und an unsere eigene Kraft! Zunächst scheinen sich ja unter der Demokratisierung die verschiedenen Gruppen der Reichstagsmehrheit selbst etwas ganz Verschiedenes vorzustellen. Schrieb der „Vorwärts" doch zu der unverschämten Forderung in der Wilson-Antwort an den Papst (daß sich das deutsche Volk erst von seiner Tyrannenregierung und von den Hohenzollern trennen müsse, ehe man mit ihm verhandeln könne): daß Wilson völlig im Recht sei, wenn er ein derartiges Verlangen stelle, und daß man ihm schleunigst folgen müsse! Abgesehen davon, wie das Zentrum sich dazu stellt, mich interessiert vor allem die Frage: denkt sich die fortschrittliche Reichstagsfraktion die Demokratisierung auch so? Das halte ich für ausgeschlossen. Denn es wäre eine nicht ausdenkbare Schmach, wenn das deutsche Volk den Träger seiner Kaiserkrone, der mit so unendlicher Ausdauer um die friedliche Entwicklung des Reiches gerungen hat, grade während dieses uns schmählich aufgezwungenen Krieges auch nur mit einem Gedanken im Stiche lassen könnte, bloß weil ein „Stallknecht" und „Flegel" es so wünscht! Hätten wir nicht umgekehrt ein größeres Recht, zu verlangen, daß die feindlichen Völker sich erst von ihren führenden „dummen Augusten" und Raubgesellen befreien müssen, ehe wir als erwiesenermaßen unschuldig Überfallene mit ihnen verhandeln könnten? Wir sind heute noch so gutmütig, ein derartiges Verlangen nicht zu stellen; die andern mit viel weniger Berechtigung aber tun es, und es gibt deutsche Volksgenossen, die darauf hineinfallen. Weiß Gott, du lebst noch, dummer deutscher Michel!

... Damit Schluß, verehrter Herr Gothein. Manches hätte ich noch auf dem Herzen, aber der Brief ist ohnehin schon lang genug geworden. Ernste Gedanken haben ihn mir diktiert, nicht Oppositionsgelüste. Die soll man meiner Meinung nach jetzt, wo das feindliche Ausland auf jedes unzufriedene Wort lauert, um es kriegsverlängernd auszunutzen, überhaupt tief in sich verschließen. Es geschieht deshalb auch heute zum erstenmal, daß ich mich vor einer breiteren Öffentlichkeit zur Kriegszielfrage äußere, obwohl ich als Tagesschriftsteller Gelegenheit genug dazu hätte. Aber wenn ich die wüsten Ausartungen des deutschen Streites um die Kriegsziele ansehe — welch ein Götterschauspiel für England! —, dann möchte ich bei aller schärfsten grundsätzlichen Gegnerschaft gegenüber jeder Zensur doch beinah wünschen, sie hätte diesen Streit überhaupt nicht zugelassen. Man hat in allen Lagern längst wieder vergessen, daß noch immer und jetzt nicht weniger als im August 1914 das Wort gilt: Erst das Vaterland, dann die Partei!



Feldgraue Ketzereien

Von Reinhard Weer

Es hat sich so vieles gewandelt im Laufe dieses langen, langen Krieges. Auch wir hier draußen empfinden es, daß die Größe und Erhabenheit der ersten Feldzugszeit sich verflacht hat. Der Sache zu dienen, ihr allein, der Wunsch war damals jedem Guten brennend in die Seele geschrieben; der Sache zu dienen, ob als General, Leutnant oder Musketier; nach Vorwärtskommen, Auszeichnungen, angenehmer Dienststellung fragte der rechte Soldat nicht, wenn nur die große, gemeinsame Sache vorwärts ging. Wie mächtig stehen jene Dinge, die uns Nichtigkeiten waren und noch sein sollten, heute wieder da! Man muß es mit Bedauern feststellen: sie sind, noch im Dröhnen des Krieges, aufs neue zu Grund- und Eckpfeilern unsrer militärischen Lebensführung geworden.

* * *

Wer die Kampf- und Todesbereitschaft unsrer Besten in den ersten Kriegsmonaten hier draußen sehend und fühlend miterlebt hat, kann sich eines leisen Gefühls der Ernüchterung angesichts der heutigen Soldatenpsyche nur schwer erwehren. Damals eine jauchzende Hingabe, ein Hineinwühlen in alle Gefahren — jeder ein Winkelried, ein strahlender Siegfried! —, heute bei denselben, soweit sie noch leben (ich spreche von den Besten, tiefinnerst Pflichtbewußten), eine Art ingrimmiger Resignation: anständig seine Schuldigkeit tun, Herrgott sackerlot!, und dann — wenn's denn durchaus sein muß — auf anständige Art hinüber in den Soldatenhimmel, wo's keine nächtlich bellenden Kanonen und keine Rikoschette-Granaten gibt! Damals: vor allen Dingen etwas schaffen, etwas zuwegebringen — heute: vor allen Dingen mal Ruhe haben! —

Keine Sorgenfalten, Leser und Leserin: wir leisten's auch so!

* * *

Gibt es Mut? Ich sage: nein. Es gibt Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe und Ehrgeiz und Stolz und den Rausch des Kämpfens und Vorwärtstürmens und in kurzen Augenblicken ein mächtig aufwallendes Gefühl heißen Zornes; es gibt Kaltblütigkeit und Abstumpfung gegen Gefahren. Damit werden die sogenannten Heldentaten verrichtet, und die schönsten, reinsten sind noch die aus dem Pflichtgefühl fließenden. Wie es mit dem Mut bestellt ist, weiß nur, wer einmal sterneneinsam, ungesehen von Freund und Feind, in großer Gefahr geschwebt hat. Dann vergißt man Pflicht und Vaterland und Ehrgeiz und den Rausch des Kampfes, und alle Stumpfheit gegenüber der Gefahr fällt ab wie eine zerschlissene Hülle. Es bleibt ein armes, nacktes, um sein Leben bettelndes Menschenkind. Alle Kompliziertheiten des Denkens und Fühlens gehen unter in dem einen Wunsch: Rettung! (Genug mit der Andeutung. Erzählt man davon, so ist es schon halb nicht mehr wahr.)

Mut wäre die Verneinung des Selbsterhaltungstriebs, die Negation alles Lebens, ein Gipfel von Unlogik. Wozu brauchen wir die Phantasmagorie „Mut", da wir mit ihren Surrogaten Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe, Ehrgeiz, Stolz und

allen Verästelungen und Verquickungen dieser Surrogate so gut auskommen, daß wir mit ihnen Europa in Schach halten?

Mut ist Negation, Feigheit aber ein Negativum: Mangel an Pflichtgefühl, an Impulsen des Ehrgeizes, des Stolzes, der Vaterlandsliebe. Keine Eigenschaft, sondern ein Fehlen von Eigenschaften. Hemmungsloses Hingegebensein an den Selbsterhaltungstrieb.

Es gibt keinen Mut und keine Feigheit. Mut ist nichts als eine falsche Vorspiegelung, ein Täuschungsversuch oder ein Selbstbetrug der eitlen Menschheit. Herunter mit der selbstgefälligen Maske! Feigheit ist wenigstens ein brauchbares Wort zur Bezeichnung eines Vakuums. Ein Schuft und Schwächling, wer nicht seine Schuldigkeit tut! Mag er ruhig mit dem Schimpfnamen des Feiglings gebrandmarkt werden!

(Ich bin darauf gefaßt, für diese Ketzereien gründliche Lästerung zu erfahren.)

* * *

Bei der Pflichterfüllung im Felde lehrt Erfahrung, daß man eigentlich nie genug leisten, nie genug wagen kann. Das Pflichtbewußtsein des rechten Soldaten ist so merkwürdig elastisch: wenn du vermeinst, heute einmal deine Schuldigkeit bis zum äußersten, ganz restlos erfüllt zu haben, meldet sich gewiß die Mahnung: „Halt, du vorschnell Selbstzufriedener, dies oder jenes hättest du noch tun, leisten, wagen können! — Überhaupt: warum bist du nicht gemeiner Infantrist und täglich vorn auf Patrouille — oder warum bist du nicht Kampfflieger? Schau hin: Bölcke und Immelmann gaben sich auch mit dem vierzigsten und sechzehnten feindlichen Flugzeug noch nicht zufrieden . . ."

Je mehr man leistet, desto weiter spannen sich dem wahrhaft Pflichttreuen die Möglichkeiten neuer Pflichterfüllung, und man kommt, wenn man der Sache recht nachgeht, wohl schließlich dazu, hier ein Feld ohne Grenzen zu sehen. —

So ähnlich ist es wohl: du atmest tief, noch tiefer, füllst dir die Lungen bis in ihre innersten Kammern mit Luft, noch mehr, noch mehr — und immer hast du das Gefühl, noch ein weniges an Luft hineinpressen zu können. Oder, sinnfälliger noch: du spannst einen Gummifaden lang und immer länger; und immer noch glaubst du die Spannung um eine Kleinigkeit und noch um eine kleine und kleinste Kleinigkeit steigern zu dürfen. Bis er — ja, bis er reißt — —

Bis er reißt — soll man daraus den Schluß wagen, daß es doch auch für die Pflichterfüllung irgendwo ein Äußerstes, eine Grenze gibt? Dann wäre die Folge: Pflichterfüllung bis zum äußersten führt notwendig — denn eher ist ihre Erfüllung nicht restlos — zum Zerreißen, zum bitteren Ende!

Man erschrickt vor der Unerbittlichkeit dieses Weges. Zum Zerreißen, zum bitteren Ende. . . Dem aber der wahrhafte Pflichtmensch kühl und unbewegt ins eherne Antlitz schaut. Ob sich der Pflichtenkreis, der ihm das Leben ist, früher oder später schließt und zur Erfüllung rundet — was liegt daran? —

Eine andere Beschränkung und Begrenzung kann es für die Pflichterfüllung im Kriege nicht geben. Wer nach ihrem Gesetz angetreten (Bölcke und Wintgens und Immelmann und so viele andere minder berühmte sind Blutzeugen dieser Wahrheit), dem vollendet sich die Bahn mit harter, unausweichlicher Konsequenz.

* * *

Dem rechten Soldaten steht **Mitleid** mit den Tieren über dem mit den Menschen. Daß der Krieg den Kämpfern Not und Leiden bringt, ist eine Selbstverständlichkeit, der er gelassen ins Auge sieht. Dafür sind wir, die Kriegerkaste, da. „Unser Lebenszweck ist, uns totschießen zu lassen", sagte mein gefallener Oberst, der in seinen Redewendungen die Dinge auf die Spitze zu treiben liebte; Spartanertum von heute. Der Soldat bringt es fertig, nach der ersten Gewöhnung an das Schreckliche, bei der freilich manches Feine und Zarte in ihm zerbricht, achtlos an menschlichem Leiden vorüberzugehen; er hilft wohl, wenn Zeit und Gelegenheit zum Helfen, aber ohne das tiefe, heiße Brennen des Mitleids, mehr aus Kameradschaft und einem Gefühl allgemeiner Menschenpflicht heraus. Erst, wenn ihm sein Hund, sein Pferd draufgeht, fällt ihn mit einem Male der ganze Jammer des Krieges an. Der Soldat fühlt mit der Kreatur. Ein Tierquäler und -schinder ist nie ein guter Soldat.

* * *

Die Technik unserer heutigen Kriegführung entbehrt durchaus der **Ritterlichkeit**. Ganz zu schweigen von Minierarbeiten, Gasangriffen, Flammenwerfern — schon der gewöhnliche Artilleriekampf kann, auch vom begeistertsten „Bombenschmeißer", nicht als ritterlich bezeichnet werden: man liegt sich möglichst versteckt gegenüber und bewirft sich heimtückisch unter Anwendung höchst listiger Methoden mit todbringendem Eisen. Ich werbe Anhänger für eine „Verritterlicherung" (Wort gesetzlich geschützt) des Artilleriekampfs, die, wenn erst einmal gelungen, zweifelsohne auch auf die anderen Verfahrensarten moderner Kriegführung einen veredelnden Einfluß ausüben wird. Die Grundlage wäre, daß man sich gegenseitig die Streitkräfte mitteilt, die Batteriestellungen und die Beobachtungsstände der Batterieführer und Beobachtungsoffiziere genau nach der Karte bezeichnet und sich dann höflich auffordert: „So, nun trefft uns, wenn ihr könnt!" Beiderseitige Wahrheitsliebe setze ich bei dem hohen Moralniveau unsrer Zeit als selbstverständlich voraus. Da hätten wir dann das „Artillerieduell" im eigentlichsten, ritterlichsten Wortsinne.

Solches Verfahren würde in letzter Linie eine Vergeistigung der Kriegführung zur Folge haben: Vergleich der beiderseitigen Kräfte, Feststellung, daß nach Art und Zahl der Batterien und nach dem Stande der Ausbildung von Führern und Mannschaft der eine Gegner dem andern überlegen ist, Verzicht des schwächeren auf das für ihn aussichtslose Messen der Kräfte und Bekenntnis des Geschlagenseins. Von da ist's nur noch ein Schritt zum ewigen Frieden.

Zu demselben Ziel gelangt man auf einem andern Wege, auf den Theoretiker des Krieges wohl schon hingewiesen haben. Kein Zweifel, daß unsre schweren Geschosse, Maschinengewehre, Minenwerfer, Flammenspeier gegen früher eine Verrohung der Kampfmethoden (wenn auch eine Vervollkommnung und Verfeinerung der Kampfmittel) bedeuten. Und doch weisen selbst diese Symptome und Werkzeuge der Verrohung in der Richtung einer Vergeistigung des Kriegführens. Es kämpft nicht mehr die Körperkraft, es kämpft die Technik, die Chemie und Physik, die Wissenschaft, mit anderem Worte: der Geist. Man wird sich künftig, statt Kriege auszufechten, mit der theoretischen Feststellung begnügen können: von den streitenden

Völkern ist dieses jenem an Wissen, an Tüchtigkeit, an Geist überlegen. Woraus die ganze Aussichtslosigkeit und Torheit der Hoffnungen unsrer Feinde erhellt.

* * *

Jemand sagte, die heimkehrenden Feldzugsteilnehmer ließen die Abgeklärtheit vermissen, die ein großes Erleben den Menschen zu verleihen pflegt, und eine Jemandin schrieb, sie finde die Feldpostbriefe und sonstigen Stilübungen der uniformierten Menschheit nicht genügend abgeklärt. Das sind Ansichten, die widerlegen mag, wer Lust dazu verspürt. Zum Teufel mit aller Abgeklärtheit! Wir sind nicht alt und morsch genug, um abgeklärt zu sein! Es lebe das Draufgängertum!



Novembernacht · Von W. A. Krannhals

Die Türme tauchen tief ins Nebelgrau,
Es schwillt der Fluß im stöhnenden Nordost.
Schür', Alte, schür' das Feuer unterm Rost!
Die Möwen jagen weiß in wirrer Schar
Die Krähen auf, —
Es sinkt das müde Jahr.

Schür', Alte! Hei, die Funken stieben rot.
Laß die Kartoffel schwarz sich in der Pelle dehnen!
Hörst du den Wind? Unheimlich faucht sein Stöhnen
Und schlägt die Flamme nieder in dem Ofenschlot.
Huiju, — halt fest die Läden! Schließ die Tür!
Steck' an das Licht!
Die Funken, Alte! — Schür' das Feuer, schür'!

Rot ist die Glut, und warm ihr Atem weht.
Beißt dir der Rauch die Augen, daß sie tränen?
Geh, Alte, laß! Wie heimlich singt das Sehnen
Im Ofenrohr! — Wo wohl der Junge steht? —
Das wird ein böses Wetter heute nacht! —
Der Holzwurm tickt! —
Das Fenster, Alte! — Hab' aufs Feuer acht!



Unser Freund a. D. Gerard

Noch einmal müssen des früheren amerikanischen Botschafters Gerards 200 „gestohlene“ Pässe hier auftauchen — früher durften sie nur in englischen und russischen Händen „auftauchen“. Ohne jeden Zusatz, nur mit der Bemerkung, daß die Sperrungen vom Herausgeber herrühren, folgt hier in Übersetzung das an ihn gerichtete Schreiben:

Neutrales Fürstentum Liechtenstein.
Vaduz, den 9. September 1917.

Freiherrn von Grotthuß, Herausgeber des Türmer.

Sehr geehrter Herr!

Wie mir mitgeteilt wurde, veröffentlichte Ihr geschätztes Blatt vor kurzem einige Zeilen aus einem Briefe, den ich an Professor Dr. Werner, Mitglied Ihres Reichstags, geschrieben habe in Berichtigung der Antwort auf eine Interpellation Ihrer Regierung betreffs der vermutlichen Kenntnis Ihrer Regierung von dem Verschwinden von 200 amerikanischen Botschaftspässen, die vom Botschafter Gerard in Berlin während der ersten Mobilmachungstage der deutschen Militärmacht in diesem Kriege in blanco unterzeichnet waren und deren nachheriges verdächtiges Wiederauftauchen bei Engländern und Russen.

Ich verstehe nicht, warum eine Erörterung dieses Paß-Skandals entstehen konnte, da er in Europa sowohl wie in Amerika lange allgemein bekannt und meines Wissens weder vom amerikanischen Botschafter noch vom amerikanischen Staats-Departement öffentlich abgeleugnet worden ist, nachdem der erste Bericht über diese Affäre mit meiner Unterschrift versehen in den leitenden Regierungsblättern in Washington und Neuyork veröffentlicht worden ist.

Das einzige Versehen in Ihrem Bericht über diese Angelegenheit war die harmlose Wiederholung des Fehlers, daß ich meinen Originalbericht über den Mißbrauch von Gerards Pässen im August 1915 eingesandt hätte, während ich tatsächlich meinen Bericht im August 1914 von Deutschland telegraphierte, d. h. ein Jahr vorher. Dies gibt Ihrer Schlußfolgerung, daß Ihre Regierung früher Kenntnis von diesen verirrten Pässen gehabt haben müsse, noch mehr Nachdruck.

Natürlich besaß Ihre Regierung diese Kenntnis. Ich behaupte dies mit solcher Bestimmtheit in Anbetracht der Tatsache, daß ich mein Telegramm über Gerards verlorene Pässe auf einem Ihrer staatlichen Telegraphenämter aufgab, wo meine Mitteilung zu jener Zeit (August 1914) der Durchsicht Ihrer militärischen Zensur unterlag. Später erhielt ich als offene Postsendung, nachdem sie ihrerseits auch von der Zensurbehörde durchgesehen war, ein Exemplar der „New York World“, auf deren ersten Seite meine Mitteilung in großen Lettern stand, und worin hervorgehoben wurde, daß es eine zensurierte Mitteilung aus Deutschland sei. Dieselbe Nummer der Zeitung habe ich im Amerikanischen Institut und an anderen Plätzen in Deutschland gesehen, wo amerikanische Zeitungen damals gewöhnlich durch die regelmäßige offene Post ankamen.

Es kann also kein Zweifel darüber bestehen, daß der berichtete Verlust der Gerardschen Pässe Ihrer Regierung seit August 1914 bekannt war, zu welcher Zeit diese Angelegenheit zuerst als ein diplomatischer Skandal in Holland, Skandinavien, der Schweiz, England und Amerika bekannt wurde. Es war auch eine allgemein bekannte Tatsache, daß jene verloren gegangenen Pässe in den Händen von Engländern und Russen wieder zum Vorschein kamen.

Ich selbst traf im September 1914 im Hotel Bristol in Berlin den Berichterstatter eines antideutschen Neuyorker Blattes, von dem ich wußte, daß er ein Engländer war. Als ich meine Überraschung zum Ausdruck brachte, in diesen Kriegstagen einen Engländer mitten in Feindesland anzutreffen, erzählte er mir gleichgültig, daß er für einen Amerikaner gelte und daß er einen amerikanischen Paß besäße. Auf meine Bitte zeigte er mir das Dokument. Es trug die Unterschrift von James W. Gerard. Bei meiner nächsten Begegnung mit Botschafter Gerard sprach ich mit ihm über diesen in unsere Farben verkleideten Engländer, worauf Gerard tiefe Verstimmung darüber zeigte, daß man mir seinen Paß gezeigt hatte. Als loyaler Amerikaner verlor ich keine Zeit, diese Angelegenheit meiner Regierung in Washington zu berichten; aber der Engländer wurde in ungestörtem Besitz seines amerikanischen Passes gelassen und blieb persona grata bei Gerard.

Ich weiß auch noch von einem anderen Engländer, der im September 1914 von Deutschland unter dem Schutze eines amerikanischen Passes abreiste, der ihm durch Gerard ausgestellt worden war. Sobald dieser Engländer die holländische Grenze passiert hatte, zerriß er lachend seinen amerikanischen Paß mit der Bemerkung, daß er ihn nicht mehr brauchte.

Im Winter 1916 traf ich im Hotel Adlon jemand, den ich lange als Korrespondent von Reuters Bureau gekannt hatte, der jetzt aber zwischen Berlin und London hin und her fuhr unter dem Schutze eines besonderen Passes für einen amerikanischen Gesandtschaftskurier, der ihm durch Gerard ausgestellt war. Während meines kurzen Zusammenseins mit diesem Manne versuchte er, von mir Nachrichten herauszubekommen über den genauen Zeitpunkt des nächsten Zeppelin-Angriffes auf England. Es ist unnötig, hinzuzufügen, daß ich keine Nachrichten über diesen Angriff hatte, noch daß ich sie ihm nicht mitgeteilt hätte, wenn ich zufälligerweise irgendetwas gewußt hätte.

Als der Botschafter Gerard mir zuerst erzählte, wie die oben erwähnten 200 vermißten Pässe aus der Botschaft „gestohlen" waren, glaubte ich ihm nicht; aber ich berichtete getreulich seine unwahrscheinliche Geschichte nach Amerika in der einzig möglichen offiziellen Form eines außerordentlich unangenehmen diplomatischen faux pas.

Mein Verdacht über den angedeuteten „Diebstahl" von Gerards in blanco unterzeichneten Pässen wurde bald bestätigt, als ich einen unserer amerikanischen Gesandtschaftsattachés in Berlin nachlässig zugestehen hörte, daß er amerikanische Pässe an Engländer verabfolgt hätte, „nur um den armen Teufeln fortzuhelfen".

Dieser Attaché machte dasselbe Eingeständnis gegenüber zwei ausländischen Freunden von mir, die sich beide noch in Deutschland aufhalten. Derselbe Attaché füllte in Gegenwart zweier anderer Freunde von mir, die ebenfalls noch in Deutschland sind, von Gerard unterzeichnete Gesandtschaftspässe für einen Bittsteller aus, der nicht imstande war, seine amerikanische Staatszugehörigkeit zu beweisen, aber eingewilligt hatte, 2 20-Mark-Goldstücke in eine Sammelbüchse zu tun, die ihm vom Gesandtschaftsattaché unter die Nase gehalten wurde.

Das war derselbe Attaché, der auch einen Gesandtschaftspaß für einen Ausländer ausstellte, der offen zugab, daß er nicht amerikanischer Bürger sei, aber nachdem er dem Attaché eine Schachtel mit Seife geschenkt hatte.

Während diese amerikanischen Pässe so bereitwillig und profitbringend an Ausländer ausgeteilt wurden, von denen bekannt war, daß sie keine Amerikaner waren, beraubte Botschafter Gerard eine Anzahl gutgläubiger Amerikaner ihres rechtmäßigen Passes, oder enthielt sie ihnen ungerechterweise vor, aus keinem anderen Grunde, als weil sie gewagt hatten, Wilsons ausgesprochenen früheren Widerstand gegen Deutschland als unneutral zu charakterisieren.

Alles dies sind alte Geschichten, die Tausenden von Deutschen und Amerikanern längst bekannt sind, besonders seit Joseph Sharps amerikanische Bloßstellung des Botschafters Gerard in Deutschland wieder veröffentlicht wurde. Daher plaudere ich keineswegs aus der Schule, wenn ich Ihnen diesen ausführlichen Brief schreibe.

Nichtsdestoweniger mögen Sie oder Ihre Leser sich vielleicht darüber wundern, wie ich, ein Amerikaner, mich dazu entschließen kann, so frei über die schändlichen Taten eines früheren amerikanischen Botschafters zu schreiben. Zur Erklärung versichere ich Sie, daß es Millionen von Amerikanern gibt, die ebenso wie ich es für ihr Recht halten, frei darüber zu sprechen und für ihr Recht, nein, für ihre Pflicht, unsere Regierung und unsere öffentlichen Beamten frei zu kritisieren, wenn sie im Unrecht sind. Da ich weiß, daß Amerikas Eintritt in diesen Krieg von Grund aus unrecht ist, und da ich weiß, daß Botschafter Gerard äußerst handgreifliches Unrecht getan hat, bin ich durchaus nicht geneigt, zu glauben daß zwei solche Ungerechtigkeiten eine Gerechtigkeit ausmachen.

Betreffs Botschafter Gerard gibt es ebenfalls viele Millionen guter Amerikaner, die sich von Grund ihrer Seele schämen über das skandalöse Schauspiel von Hemdsärmel-Diplomatie, wie man es sich nicht schlimmer vorstellen kann. Mit unzähligen anderen Amerikanern glaube ich, daß der gegenwärtige verderbliche Bruch von jahrhundertealten guten Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern sich niemals ereignet haben würde, wenn das amerikanische Volk in Berlin durch einen wahren Diplomaten oder geschulten Herrn, wie Bancroft, Motley, Bayard Taylor, White oder Charlemagne Tower, vertreten worden wäre, als durch einen reichen, aber jammervoll ordinären Parvenü, einen Mann, der in seinem eigenen Lande nicht nur für gesellschaftlich unmöglich gehalten wird, sondern auf dem die Schande ruht, daß er öffentlich als Lügner gebrandmarkt ist.

Ich habe die Ehre, mit der größten Hochachtung zu verbleiben

Ihr

gez. Edwin Emerson.





Valuta und Warenverkehr

Von ausschlaggebender Bedeutung für die Überleitung der Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft ist die Frage, wie die Auslandskurse sich nach dem Friedensschlusse stellen werden. Maßgebende Kreise vertrauen darauf, daß die Normalkurse alsbald wiederkehren werden. Was muß aber geschehen, wenn das etwa nicht der Fall sein sollte? Zur Verbesserung der Auslandskurse genügt durchaus nicht die Ausfuhr von Spargel, wie im vorigen Jahre; auch noch nicht diejenige von Steinkohlen und anderen Landeserzeugnissen, die wir jetzt mit mehr oder weniger Schmerzen entbehren könnten. Der Krieg brach so unerwartet aus, daß die verschiedenen Staaten ihre Verbindlichkeiten nicht im entferntesten gegeneinander ausgleichen konnten. Also nicht die während des Krieges vom Auslande aufgenommenen Reichsmarkwerte kommen allein für den Stand der Valuta in Betracht, sondern der ganze Besitz, den das Ausland schon vorher an Aktien, Obligationen, Buchforderungen und allem sonstigen deutschen Papiereigentum innehatte, und daher beruhen die Auslandskurse in erster Linie auf dem Vertrauen des Auslandes in unsere Zahlungsfähigkeit. Alle Warenausfuhr während des Krieges kann hierbei immer wieder nur wie ein Tropfen im Meer wirken. Nun werden aber sämtliche am Kriege beteiligten Staaten beim Friedensschlusse mehr oder weniger finanziell geschwächt sein. Es ist daher noch gar nicht vorauszusagen, wie sich Reichsmark, Pfunde, Franken und Dollar alsdann zueinander stellen werden, soweit der Staatskredit in Frage kommt. Während des Krieges mußte man mit einem Zwangszustande rechnen und manchen Schaden mit in den Kauf nehmen. In der Kriegszeit konnte das neutrale Ausland manche Ware mit großem Vorteil für sich und demselben Nachteil für uns kaufen, als wenn es etwa deutsches Gold zu einem schlechten Kurse erworben haben würde; denn Ware und Gold sind in dieser Hinsicht identisch. Gold ist nichts anderes als Ware zum Einheitspreise. Die von Reichs wegen empfohlene Notierung der Ware in ausländischer Münze schützt uns nicht, weil der ausländische Käufer sich ja, dem deutschen Verkäufer unbewußt, eines Vermittlers bedienen kann, der in Reichsmarkwährung einkauft. Da das Ausland aber wegen des schlechten Kurses für deutsche Ware sehr hohe Marktpreise bezahlen kann, so wird der Preis, der Münzentwertung entsprechend, hochgetrieben, so daß es endlich gleichgültig bleibt, ob der deutsche Verkäufer — auch bei direkten Verkäufen — in Reichsmark oder in ausländischer Münze notiert. Durch die Preistreiberei ist der Kursverlust wettgemacht, die Valutaentwertung aber vollzogen worden.

Der schädliche Goldexport wurde noch einigermaßen rechtzeitig verboten. Die Wareneinfuhr und Warenausfuhr aber blieben längere Zeit frei bestehen. So mußte der Deutsche die ausländische Ware zum schlechten Kurse unverhältnismäßig teuer bezahlen und bekam

für deutsche Ware zu wenig an ausländischer Münze, wenn auch der Reichsmarkpreis gegen frühere Zeiten angemessen erschien. Man könnte die Preistreiberei in Deutschland einen unbewußten Trust deutscher Erzeuger nennen. Zur Vermeidung der Kursverluste blieb schließlich nichts anderes übrig, als von Reichs wegen den ganzen Einfuhr- und Ausfuhrhandel durch Erlaubnisscheine zu regeln und den Hauptteil desselben in den Händen der Kriegsgesellschaften zu vereinigen; denn nur so konnte ein Tausch der Waren ohne Kursverlust zustande kommen. Weil die Preise der Waren und natürlich auch diejenigen der Arbeitslöhne als Ausdruck einer Münzentwertung sprungweise in die Höhe gegangen sind, so bietet sich uns gegenwärtig ein Zustand dar, den wir eigentlich als den Zustand der Papierwährung bezeichnen können. Die Goldwährung ist tatsächlich ausgeschaltet. Es ist ja auch klar, daß bei einer Schuldenlast von 65 Milliarden ein Goldvorrat von 2½ Milliarden seine Bedeutung für die Valuta verloren hat, wenn auch Goldbesitz und Golderwerb wichtig bleiben für dringende Einkäufe im neutralen Auslande, soweit unsere Ausfuhr an Waren für den Augenblick nicht ausreichen sollte. Wenn nun nach dem Friedensschlusse nicht die reine Goldwährung, namentlich zwischen Pfund Sterling und Reichsmark, wieder in Kraft tritt, so könnten schlimme Nachteile für uns daraus erwachsen, und jeder ehrbare Handel müßte durch wilde Kurs- und Warenspekulationen geschädigt werden. Zunächst ist zu beachten, daß Deutschland sofort ein ungemein großes Bedürfnis nach fremden Rohstoffen haben wird, und daß es erst viel später verarbeitete Stoffe als Gegenwert ans Ausland liefern kann. Hier müssen der Terminhandel und die Großbanken ihre Schuldigkeit tun, die unter Anbietung jeder gesetzmäßigen Sicherheit die Ausfuhr erst zu schaffender Werte als bereits vorhandene Werte in die Wagschale werfen. Geht nun der Auslandskurs nicht auf den Normalkurs herunter, und höchstwahrscheinlich wird er es nicht tun, dann scheint nichts anderes übrigzubleiben, als den gesamten Handel auch ferner in der bisherigen Weise fortbestehen zu lassen. Mit diesem Gedanken liebäugelt man auch wohl an maßgebender Stelle. Das wäre aber ein Unglück für Deutschland; denn der staatliche Handel könnte die jahrzehntelange Erfahrung und Praxis unseres durch Hunderttausende von Köpfen hier und auswärts in vorbildlicher Weise geleiteten und ausgeübten Handels nicht ersetzen. Wir würden sehr bald durch fremde Staaten, die es besser machen, überflügelt und ausgeschaltet werden. Der Handel gehört nicht zu den Beschäftigungen, von denen man sagen kann, sie üben sich besser aus, wenn der Blick nicht durch Sachkenntnis getrübt wird.

Es gibt nur einen Weg, den wir gehen dürfen. Der Handel muß frei werden und in die Hand der Handeltreibenden zurückgegeben werden. Sollten dann die Auslandskurse sich nicht bis auf eine Bankierprovision dem Normalkurse nähern, dann hilft nur, unter Freigabe des Goldes, ein Ausfuhrzoll auf Gold und alle Waren, verbunden mit einer gleichen Einfuhrvergütung, beide genau in Höhe der jeweiligen Kursdifferenz gegen den Normalkurs. Dieser Zoll muß also täglich wechseln und offiziell täglich neu festgesetzt werden. Alles das ist technisch vollkommen ausführbar. Die Folge dieser Zölle und Vergütungen würde sein, daß die Preise aller Waren vom Auslandkurse unabhängig werden und, wie in der vergangenen Friedenszeit, dem reinen Goldpreise entsprechen werden. Allein dadurch kann der legale Auslandshandel wieder in sicherer Weise in Gang kommen. Alle heutigen Preise, alle Arbeitslöhne werden natürlich erheblich sinken. Mancher Spekulation wird Abbruch getan, mancher Besitz anscheinend entwertet werden; aber hierin liegt eine Gesundung des jetzt bestehenden unnatürlichen Zustandes. Von besonderer Wichtigkeit ist, daß wegen der zunächst überwiegenden Einfuhr die für die Einfuhrvergütung auszugebenden Summen die Einnahme aus dem Ausfuhrzoll weitaus übersteigen werden. Es bleibt nichts anderes übrig, als die erforderlichen Summen durch Reichsanleihe zu decken. Der Krieg hat ja so ungeheure Anforderungen an unsere Zahlungskraft gestellt, daß einige Milliarden mehr gar nicht mehr in Betracht kommen können. Bei der großen Wichtigkeit, so künstlich eine sichere Goldbasis für alle Warenpreise zu schaffen, kann und darf uns kein Opfer dafür zu groß erscheinen. Um ein Opfer handelt es sich übri-



gens gar nicht einmal, sondern um eine Ausgabe, die uns durch ihren Nutzen auf andere Weise wieder entschädigt.

Es ist oft auf die Bedeutung des Goldvorrates als Notenreserve hingewiesen worden. Dieser Vorrat würde aber im freien Verkehr bei schlechten Kursen sofort abfließen, wenn er nicht durch die vorgeschlagene Steuereinrichtung geschützt würde. Sobald das Ausland keinen Vorteil darin erblicken kann, unseren Goldvorrat an sich zu ziehen, wird ein gewisser Goldvorrat sich immer in der Reichsbank ansammeln, ohne daß unsere Staatsschulden hierauf einen Einfluß ausüben.

Den Gedanken des finanziellen Ausfuhrzolles und der Einfuhrvergütung habe ich bereits früher vorgeschlagen — siehe „Hamburger Fremdenblatt", Abendausgaben vom 29. Juni 1915, S. 6, und vom 30. Dezember 1915, S. 7 —, indessen ist die technische Ausführbarkeit des öfteren angezweifelt worden. Setzen wir einstweilen für den Übergangszustand größere Kursschwankungen voraus, so kann der Verkaufspreis der Ausfuhrware vom Ausführenden selbst immer in Auslandsmünze gestellt werden. Ein gleichzeitiger Verkauf der Devise und die Anmeldung zur Ausfuhr sichern den Verkäufer vor jedem Kursverlust. Der Tag der Anmeldung zur Ausfuhr entscheidet über die Höhe des Ausfuhrzolles. Bei triftigen Gründen für die Aufhebung des Geschäftes sollte die Anmeldung zurückgezogen werden können. Eine Kontrolle der wirklich ausgeführten Ware, wie etwa bei der bisherigen Einfuhrverzollung, erscheint unnötig. Die Kontrolle der Ladungspapiere und der Fakturen sollte genügen. Unredlichkeiten aus dieser Ursache kommen im Kaufmannsgeschäft viel seltener vor, als man von Amts wegen gemeinhin glaubt. Die Denunziationsgefahr ist für den Kaufmann viel zu groß. In ähnlicher Weise kann die Kursvergütung für die Einfuhr auf Grund beglaubigter Fakturen erfolgen und im Anschluß an den Kauf der Devise. Es wird also der sonderbare Fall eintreten, daß für eine Ware gleichzeitig der bisherige Einfuhrzoll gezahlt und die neue Einfuhrvergütung eingezogen werden. Durch das vorgeschlagene Mittel allein wird es möglich sein, den Warenhandel in viele tausend Hände zurückzugeben und doch den Schaden eines schwankenden und schlechten Kurses auszuschalten. Das Bankiergeschäft, der Einkauf und Verkauf der Devisen, sollte allerdings, schon wegen der täglichen offiziellen Bestimmung der Kurshöhe, einstweilen, wenn auch nicht in bisheriger Weise, so doch unter Reichsaufsicht fortgeführt werden. Es würde nicht nur kein Hindernis für den Warenhandel bilden, sondern im Gegenteil eine wichtige Sicherstellung desselben.

Von vielen Geschäftsleuten wird eine Änderung der jetzt bestehenden hohen Preise als verhängnisvoll und ein Fortbestehen dieser Preise als geradezu erwünscht angesehen werden. Eines aber ist wohl klar. Die hohen Warenpreise können nur fortbestehen bei den schlechten Auslandskursen. Sobald die Kurse sich den normalen nähern, müssen die Warenpreise wegen des billigeren Auslandsangebotes fallen. Wollte man dann etwa die Wareneinfuhr erschweren, so würde der Wirrwarr vollkommen werden. Vor allen Dingen müßte das Volk hungern, weil der Warenaustausch mit dem Auslande billige Gestehungskosten für die inländische Ware voraussetzt. Es wird mithin das beste sein, wenn wir die Annäherung der Kurse an die Normalkurse nicht lange vergebens erwarten, sondern sofort durch den vorgeschlagenen Zollausgleich die reine Goldbasis aller Preise herbeiführen.

Die Berechnung des Ausfuhrzolles und der gleichen Einfuhrvergütung würde in folgender Weise zu geschehen haben:

Fakturenwert	ℳ 10000.—
Normalkurs für Franken 81,40	Fr. 12285.—
Amtlicher Devisenkurs für die Schweiz 140	ℳ 17199.—
Minus Fakturenwert	„ 10000.—
Zoll	ℳ 7199.—

oder 71,99 % als Ausfuhrzoll und Einfuhrvergütung. Der Satz für Dänemark würde bei einem Normalkurs von 112½ und einem amtlichen Devisenkurse von 203 80,44 % betragen. Nun wird vielleicht Frankreich nach dem Friedensschlusse finanziell mehr geschwächt sein als die Schweiz, so daß der amtliche Kurs für Frankreich etwa nur 120 wäre. Dann würde der Zollsatz für Frankreich nur 47,42 % sein.

Verschmähen wir diese finanzielle Vorsichtsmaßregel, so bleiben uns nur zwei Auswege offen. Entweder müssen wir Gold auf Agio gehen lassen und eine Papierreichsmark neben der Goldreichsmark schaffen. Das würde zu wilden Spekulationen, großen Kapitalverlusten und zu einer großen Unsicherheit in Handel und Verkehr führen, wie seinerzeit in Argentinien. Oder wir sind gezwungen, deutsche Ware in ausländischer Münze zu handeln, vornehmlich in Pfund Sterling, wie seinerzeit in Portugal. Das würde doch geradezu beschämend für uns sein.

Es würde richtig sein, diese vorgeschlagene Zollneuerung noch während des Krieges einzuführen. Der Übergang zur Friedenswirtschaft würde dadurch sehr erleichtert werden. Alsbald nach Friedensschluß werden wir mit einer erheblichen Änderung der Auslandkurse zu rechnen haben, die freilich noch nicht annähernd zu bestimmen ist. Die Herstellung der reinen Goldpreise noch während des Krieges würde auch die Beschlagnahme und die Höchstpreise, diese beiden entsetzlichen Werkzeuge aus der Folterkammer des Handels, entbehrlich machen. Die Kriegsgesellschaften könnten schon jetzt abgebaut werden, und die Lebensmittelverteilung würde, freilich unter Beibehaltung der Karten, eine gleichmäßigere werden. Ganz Deutschland könnte trotz der schweren Zeiten etwas aufatmen.

J. A. F. Engel



Rußland vor dem Staatsbankerott

Nach einem Bericht von Vertretern des russischen Finanzministeriums und der russischen Reichsbank, erstattet in einer Besprechung von Ende August, wird Rußlands Staatsschuld Anfang 1918 voraussichtlich auf 60 Milliarden Rubel angewachsen sein und eine Verzinsung von 3½ Milliarden Rubel gegen 400 Millionen Rubel vor dem Kriege jährlich erfordern. Bis 1914 war Frankreich der Hauptgläubiger Rußlands und hatte das Bündnis durch Anleihen in Höhe von 17,2 Milliarden Franken fester verkittet. Nach Kriegsausbruch ließ sich auch England zu Vorschüssen an Rußland herbei. Am 7. September 1917 berechnete die Londoner „Financial News" Frankreichs und Englands Vorschüsse an Rußland auf 24 Milliarden Mark. Dazu kam die Anlage französischer und englischer Privatkapitalien in Rußland, an denen englische Unternehmer mit 10 Milliarden Rubel beteiligt waren. Mit der Papiergeldpresse hatten alle Petersburger Regierungen gearbeitet und den Notenumlauf der Staatsbank allmählich bis September auf nahezu 16 Milliarden Rubel, d. i. um das Achtfache vermehrt!

An den ausländischen Börsen kam die Verschlimmerung der russischen Finanzen ziffernmäßig zum Ausdruck. Der Kurswert des Rubels sank, da die russische Ausfuhr nahezu abgeschnitten, die Einfuhr aber im Zunehmen war, fast auf ein Drittel seines Standes vor dem Kriege, in der Schweiz von 266 auf 99 Franken für 100 Papierrubel. Auch die Kurse der russischen Staatsanleihen wichen. In Amsterdam war Mitte 1917 die russische 4½prozentige Anleihe von 1905 auf 54½, die 4prozentige Goldanleihe auf 54 und die 4prozentige Staatsrente auf 35 zurückgegangen, der Staatsbankerott demnach schon fast zur Hälfte diskontiert.

Unter diesen Umständen hegt man in Washington begreifliche Bedenken, der russischen Republik in ihrer trostlosen Finanzlage zu helfen. Nach englischen Blättern erhielt Rußland

bis Ende August 1917 von der nordamerikanischen Union an Vorschüssen nur 1,3 Milliarden Mark. Mit der Bewilligung einer Anleihe von weiteren 3 oder 5 Milliarden Mark zögert man in Washington, da das neue Rußland offenbar außerstande ist, die oberste Anleihebedingung zu erfüllen, das Heer wieder kampffähig aufzustellen und den Sieg des Vierverbandes im Osten zu sichern. Finanziell und militärisch ist die russische Republik nicht kreditwürdig und hat auf amerikanische Gelder nicht mehr zu rechnen.

Bei Besprechung der Finanzlage gestand die „Nowoje Wremja" am 16. August, daß keine noch so erhöhten Steuern auf reich und arm imstande seien, die durch Krieg und Revolution hervorgerufenen maßlosen Ausgaben zu decken. Somit bleibt dem neuen Rußland kein anderer Ausweg als der Staatsbankerott, d. h. Herabsetzung oder Einstellung der vertragsmäßigen Zinszahlungen an seine Gläubiger zunächst im Auslande. Nach der Abhandlung des Geheimen Oberfinanzrats Dr. O. Schwarz-Berlin über „Die Finanzen der europäischen Staaten" (in Schanz, Finanzarchiv, 1916, S. 334) waren von den Zinsen der russischen Staatsschuld vor dem Kriege jährlich etwa 170 Millionen Rubel an Frankreich, 80 Millionen Rubel an Deutschland und 50 Millionen Rubel an England und Holland zu zahlen.

Paul Dehn



Wie China gekauft wurde

Als man in Washington entschlossen war, die Beziehungen mit Deutschland abzubrechen, suchte man zunächst auf Andrängen und mit Unterstützung Englands das, was man öffentliche Meinung nennt, durch die bekannten Verdächtigungen und Greuelmären gegen Deutschland zu entrüsten, fand es aber bald für zweckentsprechender, einige der maßgebenden Persönlichkeiten für die Beteiligung Chinas am Kriege zu kaufen. Nach ziemlich übereinstimmenden Meldungen sollen seit Anfang Februar 1917 an Mitglieder des chinesischen Ministeriums und Parlaments rund 100 Millionen Mark ausbezahlt worden sein.

Baron Feng-Kuo-chang erhielt schon im Frühjahr 10 Millionen Mark, weil er als Vizepräsident die beschlagnahmten Opiumvorräte englischer Händler in Schanghai im Wert von 32 Millionen Mark freigab und den Verkauf dieses Opiums an die chinesische Regierung vermittelte. England stand hinter dem Opiumring und hinter England der Präsident, der ehrenwerte Baron Feng.

Nach der Gewinnung der käuflichen Minister und Abgeordneten mußte die nordamerikanische Union mit ihren Verbandsgenossen auch dem chinesischen Reich und seinen Finanzen besondere Zugeständnisse machen. Man bewilligte ihm die Erhöhung des Einfuhrzolles um 5 Prozent und stundete ihm die Bezahlung der Schadenvergütung aus dem Boxeraufstand auf 5 Jahre, Rußland nur für ein Drittel seines Anspruchs. Lange wurde darüber gefeilscht. China hatte eine 7½prozentige Zollerhöhung und Stundung auf 10 Jahre verlangt, konnte aber beides nicht durchsetzen. Immerhin fand es seinen Vorteil. Die Zinsenzahlung für das deutsche Guthaben von 620 Millionen Mark konnte es vorläufig einstellen, deutsche und österreichische Schiffe mit zusammen 40000 Tonnen beschlagnahmen und das wertvolle deutsche Konzessionsgebiet in Tientsin besetzen. Ende 1900 wurden die deutschen Interessen in China halbamtlich auf 350 Millionen Mark geschätzt. Wie eine hochgestellte Persönlichkeit im Londoner „Observer" vom 12. August 1917 versicherte, wird Deutschlands Stellung im chinesischen Handel, der riesig angewachsen war, völlig gebrochen sein. Im Wettstreit um das Erbe stehen Nordamerika, England und nicht zuletzt Japan.

Paul Dehn



Die Triebkräfte unseres öffentlichen Kunstlebens

Nur sehr ungern entschließe ich mich zu den folgenden Ausführungen. Wenn man sich vom offiziellen und geschäftlichen Betriebe immer möglichst ferngehalten hat, um sich ungestört und ungehemmt durch irgendwelche Rücksichten dem Studium der Künste hingeben zu können, so empfindet man den Zwang, sich mit den äußeren Verhältnissen der Kunst beschäftigen zu müssen, nicht nur als Hemmung der eigenen persönlichen Wünsche, sondern auch als Störung in der Aufgabe, zu der man den Beruf in sich empfindet. Aber es ist Krieg, und — da haben die eigenen Wünsche zu schweigen. Wenn wir schon mit Ausbruch dieses Krieges überzeugt waren, daß es in ihm nicht bloß um Deutschlands Machtstellung in der Politik, sondern um das Deutschtum selbst gehe, so hat sich im Verlauf der Kriegsjahre immer weiteren Kreisen die Erkenntnis aufgedrängt, daß wir in einem Existenzkampf um das deutsche Wesen stehen. Mehr als das Gebaren unserer äußeren Feinde haben uns zahlreiche Lebenserscheinungen innerhalb der deutschen Grenzen gezeigt, wie stark die als selbstverständlich vorauszusetzenden Instinkte des deutschen Empfindens auf den verschiedensten Lebensgebieten getrübt sind. Was dem unverbildeten deutschen Standpunkt als das von der Natur Gebotene und Nächstliegende erscheint, unterbleibt, dafür geschieht immer wieder, was uns schon darum deutschwidrig erscheinen müßte, weil unsere Feinde es als das uns Notwendige oder doch Zukommende bezeichnen.

Es geht zurzeit um so gewaltige politische Dinge, daß es begreiflich ist, wenn die national bewußten Kreise ihre ganze Aufmerksamkeit der Politik zuwenden und alle Kräfte dafür verbrauchen, der deutschen Sache hier den Sieg zu gewinnen oder, wie man ja wohl leider schon sagen muß, für sie zu retten, was noch zu retten ist. Darüber nimmt man gar zu leicht, was auf kulturellem Gebiete geschieht. Und doch sollte man hier gewarnt sein. Denn, wenn die deutsch-nationalen Kreise immer die Herrschaft des internationalen Judentums in Presse, Literatur, Theater und Kunst beklagen, so müssen sie sich doch endlich sagen, daß das Judentum zu dieser Herrscherstellung nie gelangt wäre, wenn die deutsch-nationalen Kreise auf diesen Gebieten des deutschen Lebens ihre Schuldigkeit getan hätten. Es ist ein unsinniges Verlangen an die in Deutschland wohnenden Juden, nicht alle ihre Kräfte zur stärksten Entfaltung zu bringen. Das ist vielmehr des Juden gutes Recht, genau wie es für ihn Naturgebot ist, seine jüdische Art für die wertvollste zu halten, er also nur einem ihm eingeborenen Gesetze folgt, wenn er dieser seiner Art zur Herrschaft zu verhelfen sucht, wo immer er nur kann. Man mag die Formen dieser Betätigung verurteilen, die Wege, auf denen sich das Judentum die Macht zu gewinnen sucht, nach deutschen Begriffen ungangbar finden, — das alles ändert nichts am Recht des Juden, jüdisch zu sein und zu handeln. Man muß sich doch auf den Boden der tatsächlichen Verhältnisse stellen. Da wir deutsche Staatsbürger jüdischer Rasse haben, genießen sie das Recht, ihre Art im deutschen Staate auszuleben. Wie fast alle Anti-Bewegungen im geistigen Leben, ist auch der Antisemitismus Schwäche. Stärke liegt nur in der Betätigung der eigenen Art. Das fühlt man auch auf der gegnerischen Seite. Daher die geifernde Wut über das Alldeutschtum, das doch für den Deutschen nur die Weltauffassung ist, deren Gegenstück für alle national bewußten Völker und z. B. auch für die Juden das natürliche Gebot der Selbsterhaltung darstellt. Da aber der Gang unserer Geschichte das deutsche politische Leben erst zu einer Zeit auf diesen natürlichen Standpunkt gelangen ließ, als andere gegnerische Kräfte des Internationalismus bereits in großer Macht standen, müssen wir um diesen nationalen alldeutschen Standpunkt in der Politik einen erbitterten Kampf führen, während sich, wie jeder Tag zeigt, auch bei den „Internationalsten" unserer Gegner das Nationale in der Tat von selbst versteht. Dieser politische Kampf verzehrt dann so viele Kräfte, daß für den kulturellen wenig übrig bleibt. Gerade die deutsch-nationale Männerwelt



hat sich um die kulturellen Dinge seit Jahrzehnten viel zu wenig gekümmert, und so ist es gekommen, daß hier die internationalen Kräfte die Herrschaft erlangt haben.

Sie verstehen auch, das eroberte Gebiet zu verteidigen. Sie nutzen die suggestive Kraft des immer wiederholten Wortes, für die wir aus den bittern Erfahrungen dieses Krieges hellhörig geworden sein sollten, nachdem sie sich als bester Bundesgenosse unserer Feinde erwiesen hat. In der Kunst sind im eigenen Lande dieser Suggestion des Wortes weite nationale Kreise erlegen. Hier wird die Phrase von der Internationalität der Kunst auch in gut deutschen Kreisen nachgebetet und leider auch danach gelebt. Man hat es glücklich erreicht, daß die Betonung des Nationalgefühls (sie nennen es natürlich Nationalismus) in der Kunst als kunstfeindlich verschrien ist. Es trifft zu, was Moritz Goldstein in seinem Aufsatze „Deutsch-jüdischer Parnaß“ („Kunstwart“ 1912, März) ausführte: „Greift ein Christ das Problem beim Schopfe und sagt rücksichtslos seine Meinung, so wird er als Antisemit gebrandmarkt, und Höfliche übergehen seine Schrift mit Stillschweigen.“

Deutsch-jüdischer Parnaß, so triumphierte Moritz Goldstein von seinem Standpunkte aus mit Recht über die Herrschaft, die das Judentum auf dem Gesamtgebiete der deutschen Literatur ausübt. Es reicht aber schon längst nicht mehr aus, von einem deutsch-jüdischen Parnaß zu reden; man muß schon noch den Helikon und seinen Musenhain dazunehmen. Die Herrschaft, die heute das Judentum in Deutschland auf dem Gebiete der bildenden Kunst ausübt, ist noch unumschränkter, jedenfalls tyrannischer. Die Gefahr, die unserem deutschen Kunstleben dadurch droht, ist so groß, daß es unverantwortlich wäre, zu schweigen, so peinlich einem auch diese Beschäftigung mit Persönlichem sein mag.

Es kommt mir nun heute keineswegs auf eine systematische Darstellung der Gesamtverhältnisse an. Ich greife aus dem riesigen Material nur einige Einzelerscheinungen der letzten Zeit heraus, die aber, außer ihrer Bedeutung für das Kunstleben, zeigen, daß auch von diesem kulturellen Gebiete allerlei Fäden zur Politik hinüberspinnen.

Politische Bedeutung gewinnt ja ohnehin während eines Krieges manches, was in Friedenszeiten viel harmloser angesehen werden könnte. So sind die mancherlei Kunstunternehmungen im neutralen Auslande während des Krieges als politische Arbeit zu werten, schon weil sie ohne besondere staatliche Vergünstigungen gar nicht möglich wären, zumeist auch von der Regierung finanziell sichergestellt sind und im Auslande als offizielle Kundgebungen bewertet werden. Natürlich benutzen auch unsere Feinde diese Waffe, allerdings durchweg viel geschickter und erfolgreicher, weil national bewußter. Denn was das sogenannte Deutsche Theater des Herrn Max Reinhardt im Auslande spielte, vermied jede scharfe Betonung deutscher Kunst so sehr, daß die Werke Nichtdeutscher im Spielplan überwogen, und selbst für die Vortragsfolgen der Konzerte reichte die deutsche Musik nicht aus. Nun, über den politischen Unwert, ja die Schädlichkeit dieser Veranstaltungen sind wir ja in zum Teil recht unliebsamer Weise aufgeklärt worden. Jetzt versucht man es mit der bildenden Kunst. In mehreren Städten der Schweiz ist eine Ausstellung des deutschen Werkbundes gezeigt worden, ihr folgte eine Ausstellung deutscher Malerei des 19. und 20. Jahrhunderts, die in Zürich gezeigt wurde und zurzeit wohl in Basel steht.

Doch genug des Allgemeinen. Zunächst zwei Tatsachen. Erstens: Als deutscher Regierungskommissar dieser Ausstellung deutscher Malerei in der Schweiz amtet Herr Paul Cassirer. Ihm zur Seite steht der Direktor des Bremer Museums, E. Waldmann. Zweitens: Zum Leiter der persönlichen Stelle im Pressedienst des Auswärtigen Amtes wurde der Mannheimer Museumsdirektor Dr. Wichert ernannt. Die beiden Tatsachen stehen zunächst in keinem anderen Zusammenhange, als daß in beiden Fällen die Wahl der Personen eine sehr merkwürdige ist. Bei Herrn Wichert leuchtet das von vornherein ein. Es wird hier an eine Stelle, die nur ein politisch durch und durch gebildeter Pressemann ausfüllen kann, wie die Düsseldorfer Ztg. richtig bemerkte, ein Dilettant berufen. Die Sache gewinnt dadurch an

Humor, daß Herr Wichert zu den Leuten gehört, die die Gegner ihrer Kunstarbeit dadurch unschädlich machen zu können glauben, daß sie sie als „Dilettanten“ verschreien. Das war jedenfalls die einzige Verteidigung, die er gegen die Angriffe des ihm an kunstphilosophischer Schulung und ästhetischer Klarheit weit überlegenen Dr. Alt aufzubringen wußte, genau so wie zuvor im vielberufenen Bremer Kunststreit Gustav Pauli auf diese Weise des unbequemen Gegners ledig zu werden hoffte. Hierbei hatte Herr Dr. Wichert den Schürer gespielt durch eine telegraphische Auskunft über Dr. Alt, die „ebensoviele höchst gehässige Unwahrheiten wie Worte enthielt“. (Piening: „Der Kunstapostel Meier-Gräfe und der Bremer Kunststreit“, S. 32.) Die Gegnerschaft zwischen Dr. Alt, dem Verfasser des aufklärenden Buches „Die Herabwertung der deutschen Kunst durch die Parteigänger des Impressionismus“, und Dr. Wichert beruht auf der Bekämpfung von Wicherts Mannheimer Museumstätigkeit durch den daselbst als Rechtsanwalt wirkenden Dr. Alt. Für den Namen Dr. Wicherts wurde zum erstenmal die in gewissen Kreisen beliebte lärmende Reklame gemacht, als er von dem Kunsthändler-Konsortium Cassirer, Bernheim jeune und Durand Ruel Manets Bild „Die Erschießung des Kaisers Maximilian“ um neunzigtausend Mark für die Mannheimer Galerie angekauft hatte. Damals wurde unter Max Liebermanns Führung dieser Ankauf als eine Großtat gepriesen und geweissagt, „Mannheim werde durch dieses Bild bei jedem Kunstverständigen zum erhabensten Wallfahrtsorte werden“. Die Mannheimer haben davon bis jetzt nur wenig gemerkt, und wenn die hier geschilderte Gruppe nicht so ausgezeichnete Beziehungen zur „maßgebenden“ Presse hätte, würde schon dieser Abderitenstreich Herrn Wichert in seiner Stellung als deutschen Museumsleiter unmöglich gemacht haben. Wer aber den Papst zum Vetter hat, braucht um den Kardinal nicht lange zu sorgen. Es trifft auch für den Kunstpapst zu. Trotzdem man sich allgemein darüber einig ist, daß man um diese riesige für französische Kunst aufgewendete Summe ein für Manet nicht charakteristisches, ja geradezu schlechtes Bild erworben hatte, konnte Herr Wichert in Mannheim weiterwirken. Wie er es getan hat, wie der Kunstsnobismus blühte, welche Unduldsamkeit gegen jede andere Meinung er betätigte, wie trefflich er andererseits für die Mehrung des eigenen Ruhms zu sorgen wußte, mag man in der trefflichen Broschüre „Kunst und Geschäft“ von Oskar Graß nachlesen. Hier sei nur die kennzeichnende Tatsache festgehalten, die in der Mannheimer Bürgerversammlung vom 27. November 1912 zutage trat, daß Herr Wichert bis dahin 288000 ℳ für französische Kunst, für deutsche aber nur 74000 ℳ ausgegeben hatte. Bis jetzt hat es Herr Dr. Wichert, der durch einen Manet eine deutsche Stadt zum Wallfahrtsorte für deutsche Kunstfreunde machen wollte, nicht für der Mühe wert gehalten, für die ihm unterstellte Galerie auch nur ein einziges Werk von Böcklin, Leibl, Menzel oder Uhde zu erwerben. Er hat sich offenbar von Meier-Gräfes Wort benebeln lassen, „Franzosen vierten Ranges stehen über den Bildern von Menzel“. Daß Herr Wichert zu den Leuten gehört, die, wie Julius Elias in der „Frankfurter Ztg.“ vom 8. Dezember 1915 einem anderen Herrn aus diesen Kreisen nachrühmte, sich von „nationalistischen Wallungen, denen schwächere Köpfe in diesen verwirrten Tagen so leicht nachgeben, unberührt“ zu erhalten wissen, hat er damit bewiesen, daß er im letzten Winter als erster Herrn Meier-Graefe Gelegenheit gab, mitten im Kriege seine trunkene Verhimmelungsrede auf den Franzosen Paul Cézanne zu halten. Das eine steht fest, Herr Wichert hat alles getan, um die ihm als Fachmann obliegende Aufgabe, eine deutsche städtische Galerie auszubauen und zu leiten, in geradezu grundsätzlich undeutschem Geiste zu erfüllen. Wie diese, wenn nicht antinationale, so doch mindestens anationale Haltung ihn derartig herausheben konnte, daß man ihn jetzt ausgerechnet ins Auswärtige Amt beruft, ist unerfindlich.

Oder ist das Anationale eine Empfehlung geworden? Fast möchte man es glauben angesichts der Tatsache, daß man ausgerechnet Herrn Paul Cassirer von Staats wegen zum Kunstkommissar einer Ausstellung gemacht hat, die während dieses Krieges im neutralen

Auslande die deutsche Kunst als Werbemittel für deutsches Wesen ausnutzen soll. Zum Überfluß hat auch der „vorgeschobene wesenlose Schein", Herr E. Waldmann aus Bremen, hinlänglich bewiesen, daß er von „nationalistischen Wallungen unberührt ist". Auch er hat schon im Frühjahr 1915 im „Kunstfreund" unter dem Titel: „Nationale und internationale Kunstpflege" die nationalen Bestrebungen in unserem Kunstleben dadurch zu verlästern gesucht, daß er als ihre Triebfeder die Geldfrage hinstellte. „Man kann sagen," so wagte er damals zu schreiben, „daß das nationale Herz erst jenseits der Zehntausend-Mark-Grenze zu schlagen anfängt." Diese ungeheuerliche Beleidigung ist Herrn Waldmann ungestraft durchgegangen, und es hat sich dabei wieder einmal gezeigt, daß Herr Meier-Graefe doch einmal recht hatte, nämlich als er aus eigener Erfahrung schrieb: „Man kann in Deutschland über die elementarsten Grundsätze der Kunst den unerschrockensten Unsinn veröffentlichen, ohne in die geringsten Fährnisse zu geraten." Ja, wenn sich diese Schreibleistungen in der „von nationalistischen Wallungen unberührten" Richtung bewegen, ist man nicht nur ungefährdet, sondern in bestimmten „maßgebenden" Kreisen sogar sehr gut empfohlen. Anders ist es, wenn man sich auf diesem Gebiete national zu betätigen wagt. Als Karl Vinnen seinen Protest deutscher Künstler veröffentlichte, drahtete eine Berliner „Größe" nach Bremen: „Karl Vinnen muß in vierundzwanzig Stunden moralisch tot sein." (Piening a. a. O. Seite 7.)

Also Herr Waldmann ist schon recht am Orte und gehört in jenen Kreis, dessen schriftstellerischer Prototypus Herr Julius Meier-Graefe, laut Kürschner geboren zu Resitza an der serbischen Grenze, ist, während er im Kunsthandel am machtvollsten vertreten wird von Herrn Paul Cassirer, dem Ehrenmitgliede der Berliner Sezession. Die innige Verbindung dieser beiden Männer ist seit Jahren so oft zutage getreten, daß darüber nichts mehr zu sagen bleibt. Cassirer hat im Kunsthandel in die Praxis umgesetzt, was Meier-Graefe als Schriftsteller verkündet hat. Aus dieser Botschaft Meier-Graefes sei hier nur der eine Satz festgenagelt: „Sie alle, Böcklin, Klinger, Thoma usw., mit ihrem billigen barbarischen Anthropomorphismus zeigen uns, daß der ‚Fall Böcklin' der Fall Deutschlands ist. Was diesen Männern völlig fehlt, das heißt Kultur, Kultur fehlt auch den Deutschen." Wundert ihr Deutschen euch noch, wenn eure Feinde euch Barbaren schelten?! Sie wären wahrscheinlich gar nicht auf den Gedanken gekommen, wenn es nicht Leute laut hinausgeschrien hätten, die sich Deutsche zu nennen wagen. Und einen solchen Mann, dessen ganze Tätigkeit die Umsetzung der Lehren Meier-Graefes in die kunsthändlerische Praxis war, schickt jetzt im vierten Kriegsjahre die deutsche Regierung nach dem Auslande, ausgerechnet um diese deutsche künstlerische Kultur zu vertreten. Ist noch einer da, der darüber lachen kann? Herr Cassirer aber hat Glück. Sein Aufenthalt in der schönen Schweiz gibt ihm Gelegenheit, die Ausstellung französischer Kunst zu bewundern, zu deren Zusammenstellung er sich nach seiner bisherigen Tätigkeit und nach Herzensneigung viel eher berufen fühlen durfte, als zur deutschen.

Doch genug für dieses Mal. Nur noch einige Tatsachen, die sich beim Suchen nach Erklärungen für so auffallende Erscheinungen aufdrängen. Als ich oben vom Kunstpapst sprach, dachte ich nicht an Paul Cassirer, auch nicht an Meier-Graefe, sondern an Max Liebermann. Der Geheime Legationsrat Dr. Riezler, dessen unheilvollen Einfluß als Vertrauensmann Bethmanns die Öffentlichkeit jetzt kennt, ist ein Schwiegersohn Max Liebermanns. — Es ist bei uns auch bekannt geworden, daß, als der russische Bevollmächtigte, der in Stockholm Friedensverhandlungen anbahnen sollte, unverrichteter Sache nach Rußland zurückkehrte, die dortigen konservativen Blätter empört schrieben, warum Deutschland, wenn es in ernsthafte Verhandlungen eintreten wolle, den Juden Warburg schicke. Herr Warburg hat eine Schwester Max Liebermanns zur Frau. Man sieht, es fehlt nicht an Wegen, auf denen die Empfehlung eines dem Kreise Liebermann-Cassirer-Meier-Graefe genehmen Mannes an entscheidenden Stellen anzubringen ist, und wer die jüdischen Tugenden des Familiensinnes

richtig einschätzt, weiß auch, daß diese Wege ausgetreten werden. So sitzt im gleichen Amte des Auswärtigen schon längere Zeit ein anderer Kunstschriftsteller dieses Kreises, Herr Friedländer, der sich den Namen Robert Breuer beigelegt hat. Max Liebermann aber hat zu seinem 70. Geburtstage zwar den Pour le mérite nicht erhalten, weshalb die Cassirersche Zeitschrift „Kunst und Künstler" in Wut schnaubt, aber dafür ist er doch jetzt endgültig zur Verkörperung der deutschen Kunst emporgelobt, d. h. es ist Karl Scheffler, der literarische Leiter des Verlags Cassirer, der am Schlusse des erwähnten schmerzdurchwühlten Artikels in „Kunst und Künstler" in die Worte ausbricht: „Wir wollen in die Ausstellung gehen und angesichts des Lebenswerkes von Liebermann stolz und freudig empfinden: wir haben eine deutsche Kunst." Viel schärfer umschreibt diesen Besitz, den wir an Liebermann haben, sein Verwandter, Walther Rathenau, in der Festnummer von „Kunst und Künstler": „In Menzel hatte das alte Preußen sich sein Denkmal gesetzt, . . . in Liebermann malt das neue großstädtisch mechanisierte Preußen sich selbst . . . In allen kommenden Zeiten wird diese preußische Kunst Max Liebermanns leben." Ja, freilich, wenn wir so glücklich sind, in Max Liebermann gleichzeitig das Preußentum und das Deutschtum künstlerisch verkörpert zu haben, dann kann auch nichts Besseres geschehen, als daß wir allenthalben, wo die Vertretung deutscher Kunst in Betracht kommt, von ihm und seinen Leuten vertreten werden.

Karl Storck



Die Musik der Reformationszeit

„Für allen Freuden auf Erden
Kann niemand kein feiner werden,
Denn die ich geb mit meine Singen
Und mit manchem süßen Klingen.
Hie kann nicht sein ein böser Mut,
Wo da singen Gesellen gut;
Hie bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid
Weichen muß alles Herzeleid."

Es ist kein vereinzeltes Lob, das Luther der „Frau Musica" in diesen Versen singt. Immer wieder hat er in Wort und Schrift die Kraft der Musik gepriesen. Er hätte Shakespeares Wort aus dem „Kaufmann von Venedig", wonach man dem nicht trauen dürfe, der keine Musik in sich habe, gleich unterschrieben. Jedenfalls war er überzeugt, daß im Gegenteil „der Same vieler guter Tugenden in solchen Gemütern stecke, die der Musik ergeben sind". Er, der so viel mit Anfechtungen aller Art zu kämpfen hatte und dessen leidenschaftlicher Geist und glühendes Herz gewaltig aufwallten und sein Inneres dem sturmdurchwühlten Meere gleich machten, schätzte an der Musik vor allem die Kraft, „Ruhe ein fröhliches Gemüt zu verschaffen". Er rät darum die Pflege der Musik geradezu als Hilfsmittel gegen Anfechtungen aller Art an. „Denn ihr traurig seid", heißt es in einem Briefe an einen gewissen Matthias, „und will überhand nehmen, so sprecht: Auf! Ich muß unserm Herrn Christo ein Lied schlagen auf dem Regel (Zimmerorgel); denn die Schrift lehret mich, er höre gern fröhlichen Gesang und Saitenspiel. Und greift frisch in die Claves (Tasten) und singet drein, bis die Gedanken vergehen, wie David und Elisa taten."

Luther hatte die Musik als Beruhigungsmittel von früh an erprobt, und seine Umgebung mußte immer wieder staunend gewahren, daß er in den gefährlichsten Augenblicken seines Lebens, wenn die anderen schier verzagen wollten, zur Laute griff und zu singen anfing, bis er den Teufel der Zaghaftigkeit vertrieben und die Ruhe der vertrauten Gotteskindschaft sich wieder gewonnen hatte. So ist natürlich auch Luthers Haus eine Heimstätte edler Musikpflege geworden. Er tat nicht nur selber nach besten Kräften mit, sondern zog auch

Musikverständige ins Haus und pflegte vor allem nach dem Abendessen „mit denen, so zur Musika Lust hatten, eine Musikam zu halten".

Diese außerordentliche Bedeutung der Musik für Luthers Persönlichkeit selbst mußte natürlich über allen Offenbarungen dieser Persönlichkeit zutage treten. Wenn er nach dem Berichte Johann Walthers „vom Singen so lustig und fröhlich im Geiste ward, daß er des Singens schier nicht konnte müde und satt werden", so offenbart sich uns hier der Urgrund, aus dem die Quelle seiner Gottseligkeit und Fröhlichkeit aufstieg. Die einseitig religiöse, ja leider sogar meistens konfessionelle Einstellung, in der wir Luther zu nahen gewohnt sind, ist schuld daran, daß wir in ihm nicht den ersten bahnbrechenden Vertreter des deutschen Idealismus sehen. Dieser deutsche Idealismus aber wurzelt in der Herzensfröhlichkeit, im sicheren Geborgensein bei einer allen irdischen Zufällen entrückten Macht. Luthers Gottvertrauen führt nirgends zur weichlichen Ruhe, sondern zum tatfreudigen Mut, und so weit die Zeit- und Lebensabstände sind, muß man doch bei vielen Aussprüchen Luthers an Schiller oder Beethoven denken.

Über diese Wichtigkeit für Luthers persönliche Haltung wird seine Musikliebe bedeutsam für die ganze Reformation, deren wirklich lebenspendende Kraft ja trotz der hundert anderen Strömungen und Wallungen doch die Persönlichkeit Luthers ist. Vielleicht hat die Musikfreudigkeit und damit Kunstempfänglichkeit Luthers überhaupt die Kunst für die neue Kirche gerettet. Jedenfalls ist es ihr zu danken, daß die Musik in der neuen Kirche eine Stellung gewann, durch die auch die Kunst als solche gefördert wurde. Im gewaltigen Strome der Renaissancebewegung hat die Kunst in der katholischen Kirche nach Art und Umfang einen „heidnischen" Charakter angenommen. Es ist von symbolischer Bedeutung, wenn Tetzels Ablaßhandel als äußere Veranlassung für Luthers Hervortreten mit der Kunst in Verbindung steht, insofern durch ihn die Mittel zum Bau der Peterskirche beschafft werden sollten. Wenn die aufrührerischen Bauern mit solcher Wut gegen die Kunstwerke in der Kirche vorgingen, wenn sie schon im Zerstören und Niederreißen ein Stück Befreiung empfanden, geschah das nicht, wie bei einzelnen verstandesnüchternen Theologen, im Zorn über die „götzendienerische" Versinnlichung des Christlich-Geistigen, sondern weil an diesen Bau- und Kunstwerken ihre Fronarbeit und mit tausend Mitteln erpreßten Stiftungsgelder klebten. So gab es der geistigen und sozialen Gründe genug für eine Kunstfeindlichkeit der reformatorischen Bewegung, genau wie einst in der jungchristlichen Kirche. Hat Luthers Gottfreudigkeit, die in Gott die Quelle alles wahrhaft Schönen sah, die Folgerung gezogen, daß dieses Schöne seinerseits nun auch wieder gleich aller geschaffenen Kreatur zum Danke an Gott verpflichtet sei, war er darum in seinem ganzen Wesen kunstfreudig, so steht ihm doch über allem anderen die Musik, weil sie sich als Mittel zur Gottfreudigkeit erwies und damit zur Quelle alles Guten hinführte. Auch die Kirchenväter der frühchristlichen Kirche hatten der Musik eine Sonderstellung in den Künsten angewiesen und sie in den christlichen Gottesdienst aufgenommen. Aber man braucht nur an die berühmte Stelle in den Bekenntnissen des heiligen Augustinus zu denken, die die seelischen Zweifel kündet, in die sich dieser musikalische Mann dadurch versetzt fühlt, daß ihm die Musik Genuß bereitet, um den himmelweiten Unterschied zwischen dem frühchristlichen und dem lutherischen Standpunkte zu erkennen. Der frühchristlichen Kirche war die compunctio cortis, die Zerknirschtheit der Seele, der gottgefällige Zustand. Die Musik sollte dazu beitragen, diesen weltfeindlichen Zustand zu erhöhen, und wir haben darum in der frühchristlichen Kirche die ständige Angst vor den sinnlichen Wirkungen der Musik und einen für den Zuschauer einer späteren Zeit fast komisch wirkenden Kampf gegen diese von aller wahren Musik untrennbare Macht. Für Luther im Gegenteil war die Fröhlichkeit des Herzens der fruchtbarste Boden für ein gottgefälliges Leben. Es offenbart sich hier der grundlegende Unterschied zwischen orientalischem (man denke an Buddhas Verneinung) und romanischem, das Irdische rein sinnlich empfindende Weltanschauen einer-



Der Thesenanschlag zu Wittenberg 1517 A. Kampf

Beilage zum Türmer

seits und der germanischen Weltauffassung andererseits, die Erde und Himmel als Einheit zu erfassen strebt. Da für Luther die innere Unrast eine Versuchung des Teufels war, mußte ihm die Musik als Scheuchmittel dieses quälenden, gottfeindlichen Zustandes eine köstliche Erziehungskraft zum christlichen Leben und vorzügliche Betätigung christlicher Empfindung sein. Er förderte darum mit allen Mitteln die Pflege des Gesanges in Schule und Kirche: „Man soll die Jugend stets in dieser Kunst üben, denn sie macht fein geschickte Leute. Man muß die Musik von Not wegen in Schulen behalten, ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an." Das Wort „behalten" zeigt schon an, daß Luther hier allerdings nichts Neues schuf. Die Musik war seit dem frühen Mittelalter „Bildungsfach" gewesen, und praktisch hatten die Singeknaben seit Gregors des Großen Zeiten sich weidlich um den Kirchengesang plagen müssen. Luther war selbst Kurrendejunge gewesen und hatte dieses durch die Unfreundlichkeit der älteren Chorschüler zur Plage ausgeartete Mittel ärmerer Jungen, sich durch die Schulzeit durchzuhelfen, in Eisenach kennen gelernt. Kein Wunder, daß er sich jetzt der Kurrende annahm. Auch den alten Kantoreien, den freiwilligen, von sangeskundigen Bürgern einer Stadt mit Beihilfe der Schüler gebildeten Kirchenchören, wendete er sein Augenmerk zu und sorgte dafür, daß die dafür gestifteten Vermächtnisse der Pflege des Kirchengesanges zugute kamen und sich nicht, wie früher so oft, in fette Pfründen für „Chor"-Herren umwandelten.

Der Kirchengesang lag ihm von Anfang an am Herzen. In Luthers Vorrede zum „Geistlichen Gesangbüchlein", das 1524 in Wittenberg herauskam, heißt es: „Daß geistliche Lieder singen gut und Gott angenehm sei, acht ich, sei keinem Christen verborgen, dieweil jedermann nicht allein das Exempel der Propheten und Könige im Alten Testament (die mit Singen und Klingen, mit Dichten und allerlei Saitenspiel Gott gelobt haben), sondern auch solcher Brauch, sonderlich mit Psalmen, gemeiner Christenheit von Anfang kund ist. Ja, auch St. Paulus solches 1. Cor. 14 (Vers 15) einsetzt und zu den Colossern gebietet 3 (Vers 16) von Herzen dem Herrn singen geistliche Lieder und Psalmen, auf daß dadurch Gottes Wort und christliche Lehre auf allerlei Weise getrieben werde. Demnach habe ich auch, samt etlichen andern zum guten Anfang und Ursache zu geben denen, die es besser vermögen, etliche geistliche Lieder zusammengebracht, das heilige Evangelium, so jetzt von Gottes Gnaden wieder aufgegangen ist, zu treiben und in Schwung zu bringen, daß wir auch uns rühmen möchten, wie Moses in seinem Gesang thut 2. Mos. 15, daß Christus unser Lob und Gesang sei, und nichts wissen sollen zu singen noch zu sagen, denn Jesum Christum, unsern Heiland, wie Paulus sagt 1. Cor. 2."

Neben diesem Hauptzwecke der Verbreitung des Heiligen Wortes betont das Vorwort noch einen andern. Die Gesänge seien in vier Stimmen gebracht, „nicht aus anderer Ursach, denn daß ich gerne wollte, die Jugend, die doch sonst soll und muß in der Musik und anderen rechten Künsten erzogen werden, etwas hätte, damit sie der Buhllieder und fleischlichen Gesänge los würde, und an derselben statt etwas lernte, und also das Gute mit Lust, wie es den jungen gebührt, einginge." — Der musikgeschichtliche Laie erfährt hier vielleicht zu seiner Überraschung, daß dieses erste gewissermaßen offizielle Gesangbuch der Reformation vierstimmige Gesänge enthielt, woraus hervorgeht, daß hier also an Kunstgesang gedacht war.

Ich will noch gleich aus Luthers Lobrede auf die Musik (Forkel, Musikgeschichte II, 76) eine Stelle hersetzen, die sein feines Gefühl für das Wesen der Mehrstimmigkeit bekundet: „Denn wo die natürliche Musik durch die Kunst geschärft und poliert wird, da siehet und erkennet man erst zum Teil (denn gänzlich kann's nicht begriffen noch verstanden werden) mit großer Verwunderung die große und vollkommene Weisheit Gottes in seinem wunderbarlichen Werk, der Musica, in welchem vor allem das seltsam und zu verwundern ist, daß einer eine schlichte Weise oder Tenor (wie es die Musici heißen) hersinget, neben welcher drei, vier oder fünf andere Stimmen auch gesungen werden, die um solche schlichte einfältige Weise oder Tenor gleich als mit Jauchzen gerings herum her spielen und springen, und mit

mancherlei Art und Klang dieselbige Weise wunderbarlich zieren und schmücken, und gleich wie einen himmlischen Tonreihen führen, freundlich einander begegnen und sich gleich herzen und lieblich umfangen. Also daß diejenigen, so solches ein wenig verstehen und dadurch bewegt werden, sich des heftigs verwundern müssen und meinen, daß nichts Seltsameres in der Welt sei, denn ein solcher Gesang mit vielen Stimmen geschmückt. Wer aber dazu keine Lust noch Liebe hat, und durch solch lieblich Wunderwerk nicht bewegt wird, das muß wahrlich ein grober Klotz sein, der nicht wert ist, daß er solche liebliche Musik, sondern das wüste Eselsgeschrei des Chorals (gemeint ist der damals entartete gregorianische Choral, wie er vor allem in den Klöstern und Stiftskirchen ohne Liebe und Sorgfalt abgeplärrt wurde), oder der Hunde oder Säue Gesang und Musik höre."

Es ist merkwürdig, daß diesen Aussprüchen Luthers gegenüber sich die herkömmliche Ansicht über Luthers Tätigkeit in der evangelischen Kirchenmusik und ihrer Gesamtstellung trotz aller Aufklärung in Fachwerken behaupten konnte. Luther war ja nirgendwo ein gewaltsamer Neuerer, und so gewaltig sein Zorn aufflammen konnte, war er niemals ein unfruchtbarer Hasser. So wollte er auch nicht das von der alten Kirche Übernommene grundsätzlich zerstören, sondern es im Geiste des reinen Wortes läutern und seinem Dienste weihen. Er hätte selber müssen ein „grober Klotz" und den „Stöcken und den Steinen" gleich sein müssen, wenn er für das Herrliche, was die Musik in der alten Kirche geschaffen hatte, taub gewesen wäre. Nein, er wollte hier nichts zerstören, wollte nicht einmal etwas ausgesprochen Neues schaffen, sondern nur das Vorhandene für seine Ziele ausnutzen. Man muß sehen, wie zögernd er an die Gestaltung der neuen Messe ging, wie er sich schwer von der lateinischen Intonation der Messe trennte, um das glänzendste Beispiel dafür zu erhalten, daß in der Kunst der Geist das Leben bestimmt und nicht die Form. Denn der neue Geist hat tatsächlich aus der alten Form allmählich etwas Neues gemacht. Es ist durchaus zutreffend, Luther als den Schöpfer des evangelischen Kirchenliedes zu bezeichnen, aber er ist nicht der Schöpfer des deutschen Kirchenliedes, das lange vor ihm da war. Gerade weil er diese alte Übung aufnahm, weil er die Kräfte der bisherigen Kunstmusik für die neue Kirche zu gewinnen vermochte, wurde diese eine so fruchtbare Pflegestätte für die deutsche Musik überhaupt.

Demgegenüber ist es fast gleichgültig, wie weit Luthers eigene musikalische Fähigkeit reicht; ob er auf Laute und Querpfeife mehr als ein eifriger Liebhaber gewesen, ob er selbst ein Melodienschöpfer war, ist nur für seine Biographie, nicht aber für die Entwicklung des evangelischen Kirchengesanges von Bedeutung. Früher hat man ihm 32 der Melodien zu seinen Kirchenliedern zugeschrieben. Eine vielleicht allzu peinliche Kritik läßt heute bei keinem einzigen seine Urheberschaft unangetastet. Doch scheint es mir sogar besonders wertvoll, daß Luthers Fähigkeit in der Zusammenstellung älterer Melodiemotive lag, wie z. B. Bäumker für „Ein' feste Burg" Bestandteile des gregorianischen Gloria im Credo nachwies. Denn gerade in einer solchen Neugestaltung alten Gutes liegt ein Geheimnis der Volkswirkung, solche Gesänge wirken gleich beim ersten Hören vertraut und altbekannt, sind aber doch neu. Das alte Volkslied hat immer so gearbeitet, und das ist allerdings von entscheidender Wichtigkeit, daß Luther ein Lyriker im echten Volksliedsinne war. Die Noten machen den Text lebendig, war sein Wahlspruch. Gelesene Lyrik gab es für ihn nicht, sondern nur gesungene. Seine Kirchenlieder sind aus musikalischem Untergrunde entstanden. Wie er als Vierzigjähriger bei seinem ersten Gedicht von den zwei Märtyrern zu Brüssel den Ton des geschichtlichen Volksliedes ausgezeichnet traf, so hatte er auch das musikalische Ohr für Rhythmus und Tonfall der Volksmelodie. Und so stimmt dann der alte Bericht über die Art der musikalischen Arbeit für das erste Gesangbuch. Die Fachmusiker Konrad Rupf und Johann Walter durchsuchten mit ihm das vorhandene Melodiegut und paßten es den neuen Texten an. Es heißt dabei, daß Luther, während die beiden anderen am Tische beim Notenpapier saßen, singend oder die Querpfeife blasend in der Stube auf und ab ging, bis er die Melodie richtig

beisammen hatte. Er traute sich mit vollem Recht darin ein sichereres Gefühl zu als den Fachmusikern, wie er es ja auch in sprachlicher Hinsicht so meisterlich verstanden hatte, „auf die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markte zu hören und den selbigen auf das Maul zu sehen".

Luthers Zeit besaß den riesigen Melodienreichtum, den das deutsche Volkslied im vorangehenden Jahrhundert aufgehäuft hatte. In diesem glänzenden Besitz achtete man das Erfinden der Melodien und damit das Eigentumsrecht an ihnen gering. Die „Parodie" in der Form der Übernahme weltlicher Melodien in die Kirche, der Neudichtung auf alte Weisen, der Verkoppelung von Bruchstücken verschiedener Melodien war eine gewohnte Übung. Die musikalische Kunst sah man erst im mehrstimmigen Satze.

Für die Melodien der neuen Kirche boten sich nun drei Quellen. Da war zunächst der alte lateinische Kirchengesang, der ja auch dem Dichter Luther viele Ausbeute geboten hatte. Wie man manche der alten Dichtungen nur zu übersetzen brauchte, so konnte man auch die Melodien übernehmen, entweder ganz oder in den mit den verschiedenen Kirchentonarten verbundenen Tonformeln. Aber auch die Melodien deutschte man ein, indem man sie in Rhythmik und Gliederung dem deutschen Volksgesang entsprechend umbildete. Zweierlei erreichte man dadurch. Gewisse Tongänge, die durch jahrhundertelange Gewöhnung jedem vertraut waren, wurden so in den Volksgesang gerettet, andererseits gewannen die alten Kirchentonarten hier ein neues Leben. Dabei muß man sich gegenwärtig halten, daß im sechzehnten Jahrhundert der protestantische Choral nicht wie jetzt durchgängig gerade Taktart und gleichen Zeitwert aller Töne zeigte, sondern im Anschluß an den Volksgesang, dessen Strophenbau die protestantische Kirchenliederdichtung übernommen hatte, rhythmisch viel belebter und mit der Verwendung auch ungerader Taktarten in den Zeitwerten der Töne sehr mannigfaltig war. So konnte man aus dem altlateinischen Melodienschatz vor allem Hymnen und Sequenzen brauchen. — Viel einfacher war die Übernahme aus dem deutschen vorreformatorischen Kirchenliede, das seit dem neunten Jahrhundert gepflegt worden war. „Dieser Gebrauch (des deutschen Volksgesanges) ist allezeit für löblich gehalten in der Kirche", sagt Melanchthon. Damit enthüllt sich die irrige Meinung, Luther habe das deutsche Kirchenlied überhaupt erst geschaffen; er hat vielmehr als einen der Werte der alten Kirche anerkannt „die vielen guten Lieder und Gesänge, beide, lateinisch und deutsch". Der wesentliche, allerdings außerordentlich folgenreiche Unterschied zwischen den beiden Kirchen bestand darin, daß was in der alten neben dem offiziellen lateinischen Ritus geduldet war, jetzt herrschend wurde. Dabei darf man nicht vergessen, daß auch in der protestantischen Kirche vom Chore noch lange auch lateinische Gesänge vorgetragen wurden, wie schon aus der Tatsache hervorgeht, daß das Luther-Walthersche „geystliche gesangk Büchleyn" in der ersten Auflage von 1524 neben 38 deutschen 5 lateinische, in der fünften von 1551 neben 78 deutschen 47 lateinische Stücke enthält.

Am ergiebigsten wurde die dritte Quelle: der weltliche Volksgesang, dessen schönste Perlen nun geistlich gefaßt wurden. Auch diese Übung war schon altgewohnt, gewann aber jetzt in der neuen Kirche durch das große Bedürfnis an neuen Weisen und die bevorzugte Stellung des deutschen Gesanges eine ganz andere Bedeutung.

Sie wuchs ins vorher Ungeahnte, als in den furchtbaren Wirren und im entsetzlichen Jammer des Dreißigjährigen Krieges der einst so blumenreiche Garten des deutschen Volksliedes vollständig verödete. Je weniger man in der Welt sang und je roher das Lied wurde, das sich in diesem Lärm noch behauptete, um so mehr wurde das deutsche Kirchenlied zum musikalischen Nibelungenhorte unseres Volkes, aus dessen Goldschatze die Geschlechter der kommenden Tonmeister immer wieder schürften. Der steten Wirkung dieses altüberkommenen Melodienschatzes und der ihm verwachsenen evangelischen Kirchenmusik ist es zu danken, daß die deutsche Musik der von Italien ausgehenden Monodie nicht in der Weise erlag, wie die

der übrigen Welt. Man kann geradezu von einem evangelischen Kulturkreise der Musik sprechen.

Auch auf die katholischen Kreise hat sich diese Einwirkung der evangelischen Kirchenmusik erstreckt, und zwar nicht nur auf dem rein musikalischen Wege der Wirkung evangelischer Musiker auf katholische (Händel-Mozart). In der Bewegung der Gegenreformation steht auch die Reform der katholischen Kirchenmusik mit Palestrina. In Deutschland, wo man den Protestanten, wie tausend Jahre früher den Arianern, vorhielt, sie hätten ihren Zulauf mehr ihrem Kirchengesange als ihrer Kirche zu danken, suchte man natürlich dieselben musikalischen Kräfte für die alte Kirche nutzbar zu machen. So finden wir eine gesteigerte Pflege des katholischen Kirchenliedes in der Landessprache.

Das Reformationszeitalter erblickte allerdings seinen wertvollsten musikalischen Besitz nicht im einstimmigen Gemeindegesang, sondern im kunstmäßigen Chorgesang. Aus Luthers oben angeführten Worten vernehmen wir die helle Begeisterung für diese von den niederländischen Meistern zur glänzendsten technischen Vollendung gesteigerten Kunst. Die evangelische Kirche brauchte also auch hier nichts Neues zu schaffen, sondern übernahm die längst gewohnte Übung, und zwar zunächst so treu, daß z. B. in den Tonsätzen von Luthers vertrautestem Musikhelfer Johann Walther die Melodie nur selten in der Oberstimme liegt, sondern gleich dem cantus firmus der katholischen Kirchenmusik im Tenor, um den dann die andern Stimmen — als Gesang oder Instrument — „ringsherum her spielen und springen". Aber auch hier waltete in alter Form ein neuer Geist. Entgegen der ursprünglichen Verwendung des cantus firmus war in den letzten hundert Jahren in der katholischen Kirchenmusik die dafür gewählte Melodie lediglich musikalisches Material, mit der der Komponist nach seinem Willen schaltete. Die Melodie stand in keiner geistigen Beziehung zu dem Texte, dem sie nunmehr diente. Die Tatsache, daß man zum Tenor für Messen weltliche, ja sogar liederliche Melodien benutzte, zeigt, wie wenig die ursprüngliche Haltung dieser Melodie zu bedeuten hatte. Sie erschienen ja auch losgelöst von ihrem Texte und jetzt einem Texte verbunden, der dem Volke gleichgültig war, einmal weil er lateinisch war, dann auch, weil die ständige Wiederholung (etwa des Messetextes) für seine Bedeutung abgestumpft hatte. In der evangelischen Kirche lag der Fall ganz anders. Hier handelte es sich um kunstmäßige Bearbeitungen der Kirchenlieder, die mit ihrem allen vertrauten und wertvollen Texte den zum cantus firmus dienenden Melodien unlösbar verbunden waren. Diese Kirchenlieder wollte man hören; ein noch so kunstvolles Gewand durfte sie wohl schmücken, aber nicht verhüllen, geschweige denn verzerren. Ja, das Volk wollte die ihm vertraute Melodie selber mitsingen, und der Sängerchor oder die Instrumente (vor allem die Orgel) spielten dann die anderen Stimmen drumherum. Gerade dieser Anteil der Gemeinde bewirkte dann, daß bald die Melodie fast regelmäßig in die Oberstimme verlegt wurde. Gerade diese Choralbearbeitungen, die in unendlicher Fülle geschaffen wurden, brachten ein zuvor ungeahntes lebendiges Verhältnis der Gesamtheit zur Kunstmusik.

Wir brauchen hier diesen Weg nicht weiter zu verfolgen. Auch auf den anderen musikalischen Gebieten gewahren wir, wie der veränderte Geist oder die andersgeartete Aufgabe den Charakter der an sich gleichen musikalischen Formen verändert. Die Orgel gewinnt in der evangelischen Kirche eine größere Bedeutung, weil ihr das Betätigungsfeld nicht so eingeengt ist, wie im katholischen Gottesdienst. Auch ist das Gefühl ein anderes, mit dem die Gemeinde ihr Spiel verfolgt, wenn sie zum Gemeindegesang die kunstmäßige Erweiterung zur Vielstimmigkeit spielt, oder mit der Gemeinde abwechselnd den Choral vorträgt. Auch als dann der neue monodische Stil durchdringt, bekommt das „Kirchenkonzert" in der protestantischen Kirche eine ganz andere Bedeutung. Während es in der katholischen Kirche auf Nebenandachten verwiesen war, konnte die evangelische Kirche die „Kantate" zum kunstvollen Mittelpunkt ihres kirchlichen Lebens ausbauen, indem sie mit Instrumentalspiel, Solo-, Chor-



und Gemeindegesang die Predigt einrahmte. Von einfachen Gebilden bis zu den Prachtwerken der Bachschen Kantatenwelt ist uns ein ganz unübersehbarer Reichtum evangelischer Kirchenmusik erhalten, die in stets neuen Wendungen alle kirchlichen Anlässe verherrlicht, vertieft und durchgeistigt. Dabei bleibt auch hier, wie in der großen Passion, der Choral das herrliche Mittel, die Gemeinde zum mitwirkenden Teile am Kunstwerke zu machen und dieses in seinen höchsten Kunstformen im sichern Boden des Volkstums zu verankern.

Die Musik der heutigen evangelischen Kirche läßt die Mannigfaltigkeit und den Reichtum ihrer früheren Musikpflege nicht ahnen. Wie es der katholischen Kirche seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gelungen ist, durch den Cäcilienverein ihrem Kirchenmusikbetrieb neue Lebenskräfte zuzuführen, sollte das Reformationsjubiläum in evangelischen Kreisen die Erkenntnis dafür wecken, welche religiöse und soziale Aufgabe eine wahrhaft kunstvolle Kirchenmusik in der Gegenwart zu erfüllen hat.

Auch in rein musikalischer Hinsicht müßte es große und segensreiche Wirkung üben, wenn unsern Komponisten auf diese Weise ein Betätigungsfeld eröffnet würde, auf dem mit technischen Sensationen nichts zu ernten ist. Wir brauchen für die Musik heute Gebiete des geistigen und seelischen Lebens, damit wir aus der Übermacht des Technischen erlöst werden. Die evangelische Kirche der Reformationszeit hat schon einmal diese Erlösung von der Technik gebracht, deren Übermacht in der Musik der Niederländer ebenso groß war wie in der heutigen. Sie war damals gleichzeitig die Behauptung der ernsten Geistigkeit gegen die weltliche Sinnlichkeit. Der deutschen Musik ist auf diese Weise die Spaltung des deutschen Volkes zum Heile ausgeschlagen. Wie Bach und Händel uns in einer evangelischen, sind Mozart und Schubert nur in einer katholischen Welt denkbar. Beethoven gewinnt dann aus beiden Kräfte.

Warum sollte sich heute der Vorgang nicht wiederholen, daß einer übermächtig gewordenen einseitigen Weltlichkeit in den Kirchen ein geistig-seelisches Gegengewicht erwüchse? Es kommt nur darauf an, das durch die furchtbare Gegenwart geweckte religiöse Bedürfen tief genug zu erfassen.

Karl Storck

Zu den Bild- und Notenbeilagen

Wilhelm Kaulbachs großes Wandgemälde im Treppenhause des Berliner „Neuen Museums" gibt eine Vorstellung von der großen Zahl genialer Persönlichkeiten, die im Zeitalter der Reformation zur Wirkung gelangten. Um den Mittelpunkt Luther scharen sich rechts (vom Beschauer aus) seine treuesten Anhänger Jonas, Bugenhagen und die sächsischen Fürsten, gleich dahinter an der Säule steht Gustav Adolf, neben ihm Albrecht von Brandenburg und Vertreter der Reichsstädte. Links von Luther sehen wir Zwingli, Calvin und eine Gruppe von Elsässern und Schweizern, zu denen sich Hugenotten gesellen, aus der wir Coligny und Moritz von Sachsen erkennen. Nach unten der Mitte zu schließen sich an Wilhelm von Oranien, Olden Barnevelt und als Gruppe zu Füßen Luthers: Melanchthon, Eberhard von Tann und Ulrich Zasius. Den Kranz hinter Luther bilden die Vorreformatoren Wiclef (links), Geiler von Kaisersberg, Hus, Petrus Waldus, Arnold von Brescia, Abälard, Savonarola und Tauler (rechts). Vor der Säule links steht Elisabeth von England, links von ihr die Gruppe der Engländer, etwas abgesprengt Cranmer und Thomas Morus. In der linken Halle selbst drängen sich die Astronomen Tycho de Brahe, Kepler, Kopernikus, Galilei. Um den Globus zur Linken, auf den Kolumbus seine Hand gelegt hat, stehen die Entdecker auch auf philosophischem Gebiet (Bacon von Verulam), etwas nach rechts die Naturforscher (Paracelsus). Zu unterst in der Mitte des Vordergrundes sitzt unser Hans Sachs, dann zusammengedrängt Shakespeare, Cervantes und bei ihnen auch Hutten, der zur Humanisten-

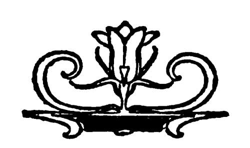
gruppe hinüberleitet, unter denen Petrarka und Jakob Balde und darüber stehend Erasmus von Rotterdam und Reuchlin am schärfsten hervortreten. In der Halle rechts sind dann die bildenden Künstler, über allen thronend Albrecht Dürer. — Es ist leicht, künstlerische Einwände gegen solche Kompositionen zu erheben, aber ich glaube, unsere „dekorative“ Monumentalmalerei ist im allgemeinen nicht malerischer, dafür aber von einer öden Inhaltslosigkeit, die man nicht aus grundsätzlicher Gegnerschaft gegen alles „Literarische“ zu einem Vorzug hinaufloben sollte.

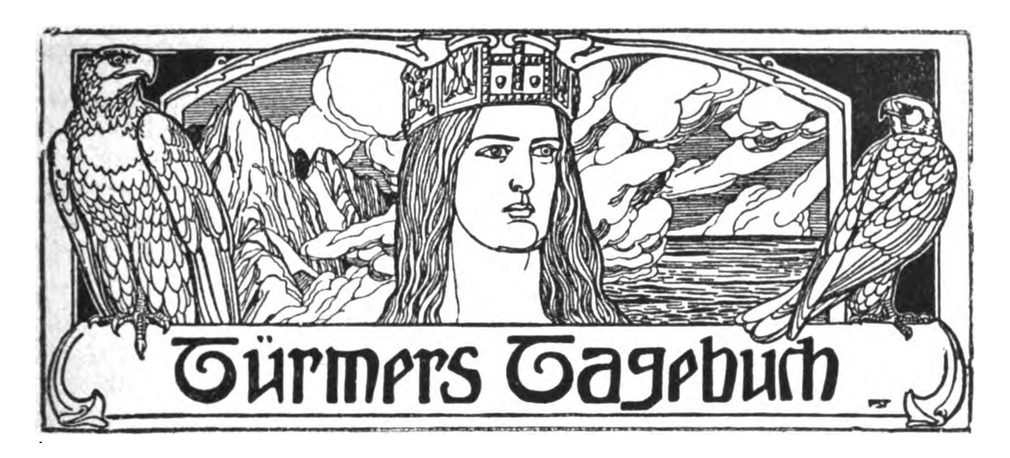
Artur Kampfs „Thesenanschlag zu Wittenberg“ zeigt die großen Vorzüge dieses bedeutenden Malers in der kraftvollen Charakteristik der Menschen und des Geschehens, der feinen Komposition und den starken malerischen Werten, die ja allerdings in unserm Schwarzdruck sich nur in der warmen Tonigkeit kund tun. Großartig ist Luthers Gestalt herausgearbeitet. Wie er es mit dieser kühnen Tat getan, ist er auch im Bilde herausgelöst aus der Gesamtheit. Er geht von jetzt ab seinen Weg. Aber auf allen Stationen desselben schart sich das Volk, dem all sein Tun gilt. Es ist ein ausgezeichneter farbiger Lichtdruck dieses Bildes im Verlag von Franz Schneider in Berlin-Schöneberg erschienen. Trotz der Bildgröße 58 × 83 cm ist der Preis für die einfache Ausgabe mit 15 ℳ, der für die auf Kupferdruckkarton mit 25 ℳ so billig angesetzt, daß auch ärmere Gemeinden das Bild, das auch ein wertvoller Wandschmuck des evangelischen Wohnhauses ist, für Schulen und Versammlungssäle anschaffen können. —

* * *

Die Notenbeilage bringt zunächst einen kurzen vierstimmigen Satz, der in letzter Zeit erneut als Komposition des Reformators angesehen wird. Sowohl Dr. Theodor Kroyer in den „Denkmälern der Tonkunst in Bayern“ (Jahrgang III, Bd. 2), wie vor allem Otto Richter in seiner Neuausgabe für den praktischen Gebrauch (Leipzig, Breitkopf & Härtel; 1 ℳ) halten die alte Überlieferung für zutreffend, die diesen einfachen Satz Luther selber zuteilt. Mit eigener Hand habe Luther 1530 diese Bearbeitung des auf den 8. Kirchenton gesungenen Psalmverses an die Wand seines Gemaches auf der Feste Koburg geschrieben und sich mit den zuversichtlichen Worten den eigenen Mut in dieser harten Prüfungszeit des Augsburger Reichstags gestärkt.

J. S. Bachs 1739 entstandene Kantate bringt den Choral in mehreren Sätzen, dabei die erste Strophe in einem kunstvoll getürmten Stimmenaufbau, zu dem selbst sein Wunderwerk nicht allzu viele Seitenstücke bietet. Die Strophe, die wir bringen, bringt den Gesang einstimmig, wild umwogt vom Orchester. R. St.





Der Krieg

Der Reichstag hat sich vertagt — nachdem er die Büchse der Pandora geöffnet und alles Unheil auf unser armes, schwergeprüftes Volk losgelassen hat! Aber, wie in der griechischen Mythe: Eines ist uns geblieben — die Hoffnung, die trügerische. Die Hoffnung auf einen „neuen Geist“ und eine „neue Weltordnung“ mit Völkerfrieden und Völkerverbrüderung, die Hoffnung auf alles Schöne und Gute, was immer nur eine freie, fröhliche Phantasie, unbeschwert von den Tatsachen tausendjähriger Geschichtserfahrung und den harten Geboten naturgesetzlicher Entwicklungsmöglichkeiten, in leichtem Fluge erhaschen und in blumenreicher Sprechkunst aus dem leeren Raume hervorzaubern kann.

In der Tat: „Der Aufbau einer neuen Weltordnung“! So lautet die Überschrift eines Aufsatzes der dem Vatikan und Herrn Erzberger nahe stehenden „Zürcher Neuesten Nachrichten“ über die „weltgeschichtliche Rede“ des Grafen Czernin: „Die Rede des österreichisch-ungarischen Außenministers ist ein allergrößtes Zeitereignis. Sie ist nicht nur eine Friedenskundgebung, die an Bedeutung an die Papstnote vom 1. August heranreicht, sondern auch eine programmatische, ebenbürtig der letzteren und gewichtiger noch als die Wilson-Botschaft vom 22. Januar d. J. Czernins Rede öffnet dem Frieden Türen und Tore weit, und zugleich proklamiert sie, gestützt auf die Papstnote, die künftige, bessere Weltordnung in klaren und festen Umrissen. Graf Czernin hat schon längst die Steuerung der Friedensfrage im Vierbund mit starker und gleichzeitig geschmeidiger Hand geführt; in solcher überwältigenden Größe noch nie. Da türmt sich förmlich Quader auf Quader, bis vor dem Geiste eine Friedensburg ersteht, die Jahrhunderten standhält.

Was er über die allseitige Abrüstung sagte, über ihre absolute Lebensnotwendigkeit für Staaten und Völker, ist zwingend, nicht weniger zwingend, da er das obligatorische Schiedsverfahren als unabweisbare Voraussetzung und Folge der allseitigen Abrüstung proklamiert. Gleichsam von selber wachsen neben diesen beiden Friedenspfeilern die anderen auf, der Dahinfall des bisherigen Begriffes

der territorialen militärischen Sicherungen, die Ausschaltung der Wirtschaftskriegsmöglichkeiten, die Freiheit auf hoher See und der Verzicht auf alle Annexions- und Entschädigungspolitik. Die Rede Czernins ist der völlige Bruch mit der bisherigen, mit der historischen politischen Maxime und Methode, ist neuer Kurs im Zeichen eines Völkerausgleiches und einer Völkeraussöhnung in erhabener Größe. Wie das Neue Testament den Grundsatz der Liebe an die Stelle jenes der Rache im Alten setzte, so setzt Czernins Programm, in dem er sich zum Herold des Papstes und seines Kaisers macht, an Stelle des Prinzips des Schwertes jenes der Völkerversöhnung und des dauernden Weltfriedens.

Überragend groß wie der Gehalt der Czernin-Rede ist auch ihre Form. Mit mehr Schonung, die fast zu Liebenswürdigkeit und zum Zartgefühl sich steigert, läßt sich gegenüber dem Feinde nicht reden, mit mehr gerader Offenheit auch nicht. Schonung und Milde übt Czernin selbst jenen gegenüber, die im Verhältnis des Bündnisbruches zu Österreich-Ungarn stehen, indem er sie mit vornehmem Stillschweigen übergeht und so in Parität mit den anderen ‚heutigen' Gegnern setzt, und verzeihende Schonung und Milde auch gegenüber jenem Kleinstaate, der Österreich-Ungarn und seiner Dynastie das bitterste Leid antat. Ein ungewöhnlich feiner Zug liegt dann darin, daß Czernin für seine Friedensprogrammrede, die so sorgfältig ausstudiert und abgewogen war, wie kaum je eine Parlamentsrede, die für die andere Seite genießbarste Form der Tischrede wählte, die aus diesem Munde gleich verbindlich ist, aber leichter jede Härte vermeiden läßt als alle anderen Formen.

Wird die Rede den Frieden bringen? Das ist freilich noch lange nicht gewiß. Aber sie bringt ihn gewaltig näher. Denn es ist nicht zu vergessen, daß, bis Czernin so reden konnte, vieles und Verheißendes hinter den Kulissen innert und wohl auch zwischen den beiden Parteien sich abgespielt haben muß. Mögen Leid und Qual zur Stunde und eine nächste Zeit auch noch so groß sein und vorübergehend sogar noch größer werden, öffnet sich dem Auge nun doch die Aussicht auf einen großen, auf einen wahrhaftigen Frieden, an dem beide Parteien einen Verdienstanteil haben werden, auch die Entente, die in diesem Fall auch Salz dazu geliefert hätte.

Es geht nach menschlichem Ermessen dem Frieden zu. Der bulgarische Ministerpräsident Radoslawow hatte vor einigen Tagen ein ‚großes Ereignis' in naher Zeit in Aussicht gestellt. Im Bundespalais zu Bern schwirren Friedenstauben. Aus Washington wurde dieser Tage gekabelt, Mr. Wilson habe Oberst House, den die Amerikaner den ‚einzigen Freund' Wilsons nennen, und der ein Mann edelster und großer Gesinnung ist, beauftragt, alle auf den Frieden bezüglichen Dokumente zu studieren. Nun kommt noch diese Czerninrede, die eine Friedenstat ersten Ranges ist.

Wir dürfen hoffen. — — — — —"

Die „Deutsche Zeitung" versteht nicht, warum dies Artikelchen in dem Schweizer Blatte, das dem Vatikan und Herrn Erzberger so sehr nahe stehe, nicht mit dem Namen des Herrn von Kühlmann unterzeichnet sei. „Denn in diesem Artikelchen wird der hohen staatsmännischen Weisheit des Grafen Czernin Ge-

rechtigkeit zuteil, wie sie ihm Herr von Kühlmann auch nicht vollständiger schenken kann. Die Rede des Grafen Czernin sei ein allergrößtes Zeitereignis. Sie sei sogar der Papstnote ebenbürtig und gewichtiger noch als die Botschaft des amerikanischen Präsidenten Wilson. Sie öffne nicht nur dem Frieden Türen und Tore, sondern sie proklamiere auch die künftige bessere Weltordnung in klaren und festen Umrissen. Graf Czernin habe schon längst die Steuerung der Friedensfrage im Vierbund mit starker und gleichzeitig geschmeidiger Hand geführt, aber doch in solch überwältigender Größe noch nie. Und der Herr von Kühlmann nennt diesen Größten der Weltgeschichte: ‚Mein verehrter politischer Freund Graf Czernin.‘

Der verehrte politische Freund des deutschen Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes hat als das Kriegsziel Österreich-Ungarns und Deutschlands die Aufgabe eines Teiles der staatlichen Selbständigkeit bezeichnet. Aber trotzdem sind wir, wie Herr von Kühlmann als seine öffentliche Meinung ausgibt, dem Frieden nicht näher gekommen. Aus der Asquithschen Frage nach den deutschen Absichten in Belgien hätte man hoffnungsvolle Schlüsse auf den Friedenswillen dieses englischen Parlamentariers gezogen. Aber, die letzte Rede Asquiths habe es bewiesen: die ‚Frage‘ (!), um die die Völker Europas kämpften, sei die Zukunft Elsaß-Lothringens. Deutschland könne, sagt der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen, in Elsaß-Lothringen Frankreich nicht irgendwelche Zugeständnisse machen. Und zur Bekräftigung schlägt er mit der Faust auf den Tisch, ruft in den lauschenden Saal hinein: Nein, niemals! denkt aber im selben Augenblick an seinen verehrten politischen Freund, den Grafen Czernin, denkt daran, wie der ‚Vorwärts‘ jüngst auseinandersetzte, daß die einzige Garantie, Belgien nicht zu einem Brückenkopf Englands auf dem Kontinent werden zu lassen, für Deutschland nur die sei, Belgien militärisch in der Hand zu halten, und erklärt, die Grundzüge für unser Verhalten seien ein für allemal festgelegt, die Wendungen von der freien Hand bei Ablehnung unseres neuesten Friedensangebots seitens unserer Feinde seien eitel Humbug, die politische Haltung Deutschlands könne durch die ferneren Kriegsereignisse nicht mehr beeinflußt werden, es gebe eben außer Elsaß-Lothringen kein Hindernis für den Frieden ...

Nachdem Herr von Kühlmann in aller Form vor dem Deutschen Reichstage (am 9. Oktober) erklärt hat, die Grundzüge des deutschen Verhaltens in der Friedensfrage seien festgelegt, außer dem französischen Wunsche auf Elsaß-Lothringen gebe es kein Hindernis für den Frieden, darf man wohl an die Meldungen erinnern, die vor einiger Zeit von der Festlegung des deutschen Standpunktes in der belgischen Frage durch einen sogenannten Kronrat sprachen, und an die weiteren Meldungen, die zu behaupten wußten, über die in dem Kronrat festgelegte Politik Deutschlands in der belgischen Frage seien unsere Feinde bereits unterrichtet. Von Garantien, wie es früher hieß, die wir haben müßten, damit Belgien nicht wieder zum Brückenkopf Englands auf dem Festlande werde, ist keine Rede mehr, und nach der Entwicklung, die die deutschen Absichten in Belgien genommen haben, werden die Feinde auch den Wert der großen Geste des Herrn

von Kühlmann beurteilen, wenn er im Zusammenhang mit der Frage nach deutschen Zugeständnissen in bezug auf Elsaß-Lothringen auf den Tisch schlägt und sein ‚Nein, niemals!‘ in den Saal hineinruft.

Herr von Kühlmann ist ein guter Redner, und er weiß seine Worte recht wirkungsvoll zu setzen, aber wenn ihm gestern die deutschen Volksvertreter stürmischen Beifall zollten, da er sagte, mit aller Schärfe und Deutlichkeit wolle er es dem Inlande und noch mehr dem Auslande gegenüber unterstreichen: wir kämpften und würden kämpfen bis zum letzten Blutstropfen nicht für phantastische Eroberungen, sondern für die Unversehrtheit des Deutschen Reiches, wenn die deutschen Volksvertreter ihm für solche und ähnliche Worte stürmischen Beifall zollen, so haben sie ihm diesen auch für das dem anderen nicht widersprechende Wort seines verehrten politischen Freundes gezollt, wir kämpfen für die Aufgabe eines Teiles unserer staatlichen Selbständigkeit. Herr von Kühlmann nannte eine solche Politik real und nüchtern, es sei eine Politik, die mit den Tatsachen rechne, wie sie seien. Bekanntlich hat kürzlich die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung‘ zu der Rede des Grafen Czernin gesagt, der österreichisch-ungarische Staatsmann stehe mit seinen Forderungen auf festem, durch Kriegsereignisse nicht zu erschütterndem Boden ...

Die ‚Zürcher Neuesten Nachrichten‘ schlossen das erwähnte bezeichnende Artikelchen: ‚Nun kommt noch die Czerninrede, die eine Friedenstat ersten Ranges ist. Wir dürfen hoffen. — — — — —‘

Dürfen unsere Feinde wirklich hoffen? Herr von Kühlmann wird die Sache schon mit seinem verehrten politischen Freund bereden. Und Graf Czernin beredet sich lieber mit Herrn von Kühlmann als mit Herrn Michaelis.

Die deutsche Politik ist festgelegt. Nur um Elsaß-Lothringen kämpfen wir noch.

Wie lange noch?“

Der „Deutsche Kurier“ kann es nicht für einen Ausdruck von imponierendem Selbstbewußtsein gelten lassen, wenn der diplomatische Vertreter des siegreichen Deutschen Reiches, dessen unbezwingbare Heere tief in Feindeslanden stehen, so viel billiges, hohles Pathos aufbietet und solchen fulminanten Theaterdonner abrollen läßt, um eine groteske Ungereimtheit zurückzuweisen und eine elementare Selbstverständlichkeit zu betonen. Die von Herrn von Kühlmann für angemessen erachtete Behandlung der elsaß-lothringischen Nicht-Frage berührt aber nicht nur das Gebiet der nationalen Würde, sondern wirft zugleich ein bezeichnendes Licht darauf, ob und wieweit ihr Urheber den diplomatischen Kriegsplan unserer Gegner durchschaut hat.

„Vor einigen Monaten schon, als die großbritannischen Staatsmänner plötzlich begannen, Elsaß-Lothringen vor Belgien in den Vordergrund der Kriegszielerörterungen zu rücken, haben wir hier auf die geschickte Fallenstellung, die in solchem Vorgehen lag, warnend hingewiesen. Für jedermann, der englische Politik aus der Geschichte kennt, kann gar kein Zweifel daran bestehen, daß die Staatsmänner in London im entscheidenden Augenblick der Friedensverhandlungen sich nicht das geringste Gewissen daraus machen werden, unerfüllbare

Ansprüche eines Bundesgenossen (oder hier zutreffender: eines für britische Ziele bis zur Blutleere ausgesogenen Vasallen) preiszugeben, wenn sie damit ihre eigenen Vorteile sichern können. Wenn also England nach drei Kriegsjahren plötzlich die französische Forderung nach Elsaß-Lothringen so ostentativ zu der seinigen machte, so mußte für jeden tiefer blickenden Politiker die englische Absicht klar liegen, sich hier kostenlos ein ‚Kompensationsobjekt' zu schaffen, für dessen spätere Wiederaufgabe die britische Politik alsdann ‚entsprechende' deutsche Verzichte auf deutsche Kriegsziele an einer Stelle einhandeln könnte, wo Englands Interessen wirklich in einem entscheidenden Punkt berührt werden: in Belgien.

So leicht dieser diplomatische Feldzugsplan Englands zu durchschauen war, so einfach war es, ihn zu durchkreuzen: die deutsche Politik brauchte nur zu erklären, daß Elsaß-Lothringen aus der politischen Erörterung von vornherein ausscheide, was abgesehen von allen Imponderabilien um so selbstverständlicher war und ist, als Frankreich dies heißersehnte Ziel ja keineswegs mit Waffengewalt auf seine Seite der Kriegslandkarte gebracht hat, wie wir das mit deutschem Blut gedüngte ehemalige Königreich Alberts, des frankobritischen Vasallen. Die Presse der deutschen Verzichtsparteien aber erleichterte im Gegensatz zu solchen elementaren Folgerungen einer ihr auch hier mangelnden politischen Einsicht das britische Spiel bereitwilligst, indem sie lang und breit über die elsaß-lothringische ‚Frage' hin und her schrieb, die von London aus als Köder für politisch naive Gemüter hingeworfen war. Und die ganze Aufmachung, in der Herr von Kühlmann in seiner gestrigen Reichstagsrede seine Abweisung irgendwelcher Zugeständnisse in reichsländischen Dingen vorbrachte, schmeckte ebenfalls nur zu sehr nach der englischen Leimrute. Seine Erklärung, Elsaß-Lothringen sei der Kernpunkt des ganzen Krieges, leitete in vollen Strömen Wasser auf die Mühlen der britischen Diplomatie, spielte England für seine belgischen ‚Kompensations'-Pläne einen neuen wertvollen Trumpf in die Hand. Ja, mehr als das: des deutschen Staatssekretärs feierliche Bekundung, daß es außer dem französischen Verlangen nach dem Reichsland ‚kein absolutes Hindernis für den Frieden' gebe, muß ja England geradezu ermuntern, Deutschland in der belgischen Frage so viel wie möglich abzuhandeln."

Kurz bevor Herr von Kühlmann zum Staatssekretär ernannt wurde, wies die „Deutsche Tageszeitung" auf seine politische Vergangenheit hin und erinnerte daran, daß er als Träger und Verfechter der Bethmannschen Politik einer „Verständigung" mit Großbritannien nach der Losung „deutsche Weltpolitik und kein Krieg" geneigt gewesen sei; daß er kurz vor dem Bruche mit England erklärt hat, Großbritannien denke nicht daran, am Kriege teilzunehmen, daß er nach dem Bruche erzählte, leider sei er zu spät nach London zurückgekehrt, sonst würde es ihm (!) gelungen sein, den Bruch zu vermeiden; daß er schließlich das Wort vom „Wahnsinn des U-Boot-Krieges" gesprochen und als Gesandter in den Niederlanden deren Bruch mit dem Deutschen Reiche voraussagte, falls man den uneingeschränkten U-Boot-Krieg führe.

„Für Herrn von Kühlmann bedeutet der Krieg mit England auch heute noch nichts als ein ‚Mißverständnis‘, dessen Eintreten durch seine rechtzeitige Rückkunft nach London vermieden worden wäre. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes sieht die tiefen Gründe und Ursachen und britischerseits die Zwecke des Krieges gegen das Deutsche Reich nicht. Oder will er sie nicht sehen und ebensowenig den gerade insofern weltgeschichtlichen Charakter dieses Krieges? Er hat aus dem gleichen Grunde kein Verständnis oder will es nicht haben für die deutsche Lebensbedeutung der belgischen Frage. Sie ist ihm eine Nebensache und für den Friedensschluß unerheblich. Wir brauchen unser Urteil über eine solche Politik wohl nicht mehr ausführlich darzulegen und können es kurz dahin beschränken, daß wir diese Politik für kurzsichtig, vor allem für oberflächlich und in ihren Folgen für verhängnisvoll halten. Diese Kühlmannsche Politik hat aber offenbar neben ihrer auswärtig-politischen Seite auch eine innerpolitische.

Seinerzeit haben wir ebenfalls gesagt, daß, wenn Herr von Kühlmann seiner politischen Vergangenheit konform jetzt als Staatssekretär auswärtige Politik triebe, so könne nicht ausbleiben, daß er sich in Gegensatz zur Politik des deutschen Reichskanzlers bringe. Heute ist dieser Gegensatz ganz offenbar, ja, man muß sagen, daß Herr von Kühlmann Wert darauf gelegt hat, diesen seinen Gegensatz zum Kanzler der Hungerfriedensmehrheit im Reichstage deutlich zu machen. Nicht nur in seiner Eingangsrede, sondern auch in seiner letzten Rede betont er mit einer sonst ganz zwecklosen, sehr nachdrücklichen Deutlichkeit: erfolgreiche auswärtige Politik könne nur mit Zustimmung ‚der breiten Menge des deutschen Volkes‘ getrieben werden, sie müsse ‚den Willen des Volkes in seiner wesentlichen Gesamtheit vertreten‘ und verkörpern. Diese Worte fielen unmittelbar, nachdem der Staatssekretär die territoriale Unversehrtheit des Deutschen Reiches als das Ziel des Krieges bezeichnet hatte und mit der von uns charakterisierten bombastischen Aufmachung und mit Faustschlägen auf den Tisch erklärt hatte, man werde in Elsaß-Lothringen Frankreich keine Zugeständnisse machen. Durch diesen Inhalt seiner Rede hat Kühlmann der Hungerfriedensmehrheit ihre ständige Forderung erfüllt, die belgische Frage öffentlich aus den deutschen Kriegszielen auszuschalten. Darauf verbeugte er sich vor der Hungerfriedensmehrheit, spricht vom ‚Vertrauen der breiten Menge‘ in die auswärtige Politik: Habe ich es recht gemacht? Begeisterte, beinahe zärtliche Zustimmung mit halbverborgenem Lächeln in Gedanken an vorher vertraulich festgelegte Abmachungen sind dem Staatssekretär des Auswärtigen nicht nur ein schöner Lohn für seine innerpolitische Arbeit, sondern dürften ihm und der sogenannten Mehrheit der ‚breiten Menge‘ als ein Sprungbrett für die Zukunft Herrn von Kühlmanns erscheinen. Die ‚Germania‘ erklärt, Herr von Kühlmann sei der Mann, wie ihn das deutsche Volk brauche, und auffallenderweise findet man in der holländischen Zeitung ‚Tijd‘ aus der Feder ihres Korrespondenten in Deutschland eine niedliche kleine Auslassung: Es sei jetzt in Deutschland eine starke Bewegung unter den Friedensfreunden vorhanden, die dahin gehe, daß Herr von Kühlmann an die Stelle des Reichskanzlers

gelange, weil er gerade diejenigen erforderlichen Eigenschaften besitze, welche der Reichskanzler Dr. Michaelis vermissen lasse. Es ist ja, wie wir häufig schon im Laufe des Krieges namhaft gemacht haben, ein üblicher Brauch, Mitteilungen und Nachrichten über deutsche Dinge in die neutrale Presse zu lancieren. Weshalb hier gerade die holländische in Betracht kommt, braucht wohl nicht mehr dargelegt zu werden. [Siehe Erzberger! D. T.]

Es sei daran erinnert, daß der Reichskanzler zunächst erklärte, er sei nicht gewillt, sich die Führung aus der Hand nehmen zu lassen, daß er später sagte: Die Resolution, ‚wie ich sie auffasse', daß er dann, was ihm die sogenannte Mehrheit besonders übelnahm und als napoleonisches Gelüst deutete: von unbedingter Notwendigkeit deutscher Grenzsicherung gesprochen hat. In seiner letzten Rede hat er, der Reichskanzler, gesagt: ‚Wir müssen weiter ausharren, bis erreicht ist, daß das Deutsche Reich auf dem Kontinent und Übersee seine Geltung behält. Wir müssen ferner danach streben, daß der Waffenbund unserer Gegner nicht zu einem wirtschaftlichen Trutzbund sich auswächst.' Der Reichskanzler meinte, man könne diese Ziele aus der Verzichtresolution herauslesen. Gewiß, man könnte das, wenn die Resolution ‚ein Ding an sich' wäre, und wenn man nicht die oft ausgesprochenen Ziele und Wünsche der Richtung Scheidemann-Erzberger usw. kennte. Herr von Kühlmann ist ein gewandterer und zweckvollerer Zeichendeuter als der Kanzler. Er läßt sich von der Mehrheit tragen und schwimmt auf ihr mit dem bescheidenen Motto: Unversehrtheit der deutschen Grenzen, und — unausgesprochen — ‚Verständigung' mit den angelsächsischen Mächten um jeden Preis. Vielleicht wird ja Herr von Kühlmann so ‚der Mann der breiten Menge des deutschen Volkes'. Die Konjunktur scheint günstig, und dann kommt der ‚Geschäftsfrieden mit Hin- und Herschieben' und allen anderen glorreichen Attributen, und als Reinertrag ein niedergehendes Deutsches Reich in der Abhängigkeit des angelsächsisch geleiteten Kapitalismus."

Man braucht nicht viel Worte zu machen, um den „neuen Geist", der in der Reichstagsmehrheit herrscht, die „Temperatur" dieser merkwürdigen „deutschen (!) Volksvertretung" zu kennzeichnen. Es genügt die Tatsache, daß dort Leute sitzen, deutsche Volksvertreter! —, die in engster Verbindung mit zum Tode und Zuchthaus wegen vollendeten Landesverrats verurteilten deutschen Matrosen gestanden haben! Sie sind und bleiben deutsche Volksvertreter, und es kann ihnen kein Haar gekrümmt werden. Noch mehr: der Marinestaatssekretär von Capelle muß sein Abschiedsgesuch einreichen, weil er es beim Vortrage dieser Harmlosigkeiten an zarter Rücksicht auf das moralisch auf der Anklagebank sitzende Kleeblatt Dittmann, Haase, Vogtherr hat fehlen lassen!! Dittmann, Haase, Vogtherr — die Mannen wollen wir uns merken. Aber — sind es die einzigen von den „Unabhängigen"? Haben wir es nicht mit Bethmann als Erzieher herrlich weit gebracht?

In der Presse der Linken wird der Regierung ein schwerer Vorwurf daraus gemacht, daß sie diese Angelegenheit im Reichstage zur Sprache gebracht hat.

Die „Berliner Börsenzeitung“ sagt, die durch nichts zu erschütternde Disziplin und Treue des deutschen Heeres und der deutschen Flotte gehörten zu den Axiomen für die internationale Welt. Daß man nun selbst durch eigene Unklugheit und infolge völligen Mangels an politischem Sinn den Gegnern eine entstandene Blöße preisgebe, sei wohl noch kaum dagewesen. Der Geduld unseres Volkes mit dem bei uns herrschenden Regierungssystem werde wahrhaftig reichlich viel zugemutet. „Diese Kritik“, bemerkt die „Kreuzztg.“, „ist einigermaßen naiv. Die ‚Börsenzeitung‘ muß das Ausland für schlecht unterrichtet halten. Wir wissen nicht, ob es die tatsächlichen Vorkommnisse im einzelnen gekannt hat. Sicher aber sind ihm die darüber umlaufenden Gerüchte durch seine Agenten zugetragen worden. Und wie gewöhnlich hatten auch in diesem Falle die Gerüchte stark übertrieben. Deshalb konnte die Mitteilung des wirklich Vorgefallenen im Auslande höchstens günstig wirken. Vereinzelte Fälle von Disziplinwidrigkeit sind auch im preußischen Heere von Zeit zu Zeit immer wieder vorgekommen und aller Welt bekannt geworden, haben aber den Glauben an seine innere Kraft nicht erschüttern können, weil man wußte, daß es sich um Ausnahmeerscheinungen handelte und der Geist des Heeres gesund geblieben war. Andererseits war es von innerpolitischem Gesichtspunkt aus notwendig, ein Warnungssignal aufzustecken und der Öffentlichkeit, die die Bewegung der Unabhängigen Sozialdemokratie denn doch gar zu harmlos nimmt, zu zeigen, welche Gefahren sie in sich birgt. Der Plan der schuldigen Matrosen ging sehr weit. Sie wollten durch Vertrauensmänner auf allen Schiffen die ganze Mannschaft der Flotte zur Gehorsamsverweigerung bringen. Und ihre schriftlich festgelegten Aussagen scheinen zu beweisen, daß sie dabei die Unterstützung der drei Abgeordneten der Unabhängigen Sozialdemokratie gefunden haben. Heißt es doch in der Aussage eines Hauptschuldigen, die drei Abgeordneten hätten sich dahin ausgesprochen, daß er eine verbotene und strafbare Handlung begehe, und ihm geraten, sich sehr vorzusehen, sie würden ihn aber in jeder Weise durch Schriften usw. unterstützen. Danach ist kaum zweifelhaft, daß die genannten Abgeordneten sich auch rechtlich schwer strafbar gemacht haben. — Indessen kann die Beantwortung dieser Frage nach der einen oder anderen Seite das Urteil über die politische Schuld der Unabhängigen Sozialdemokratie nur dem Grade nach beeinflussen. Denn wenn Angehörige der Marine mit derartigen Plänen sich an die Abgeordneten einer politischen Partei wenden, in ihnen also ihre natürlichen Vertrauensmänner sehen, so beweist das, in welcher Richtung die von dieser Partei betriebene Agitation wirkt, welche Früchte auf dem von ihr beackerten Boden erwachsen. Dadurch erledigt sich u. E. die für die ‚Germania‘ ‚mindestens‘ noch offene Frage, ob es angängig ist, das eventuelle Verbrechen einzelner der Partei als solcher anzuhängen. Überhaupt ist es ja für die deutsche Nationalschwäche, der Klopstock einst mit der Mahnung: Sei nicht allzu gerecht! entgegentrat, höchst bezeichnend, wie ein großer Teil des Reichstages die Feststellungen des Staatssekretärs des Reichsmarineamts aufgenommen hat. Man stelle sich nur vor, was im ähnlichen Falle in der französischen Kammer oder



im englischen Unterhause geschehen wäre. Der Abgeordnete Naumann aber erklärt den Reichstag jetzt sozusagen für moralisch verpflichtet, für die Unabhängige Sozialdemokratie einzutreten. Eine schroffere Bekundung jeglichen Mangels an nationalem Instinkt ist nicht denkbar. In jedem national halbwegs gesund empfindenden Volke wirkt eine Verletzung der nationalen Gemeinbürgschaft, wie sie hier der Unabhängigen Sozialdemokratie zur Last fällt, schlechthin infamierend. Aber das ist ja unsere große Schwäche, daß uns dieses gesunde nationale Empfinden so sehr mangelt. Nur deshalb können selbst in so schweren äußeren Kämpfen, wie wir sie jetzt zu bestehen haben, immer wieder die Kleinheiten des Parteiegoismus den einen großen Gesichtspunkt, der alles beherrschen sollte, in den Hintergrund drängen."

„Und dieser Mehrheit sollte von Capelle geopfert werden —?" fragen die „Berliner Neuesten Nachrichten", dabei gibt es doch eigentlich nichts mehr zu fragen, worauf man noch die entsprechende Antwort erwarten dürfte. „Grundsätzlich bekämpfen wir es, daß eine Parlamentsmehrheit den Anspruch erhebt, über Bleiben, Kommen und Gehen von Mitgliedern der Regierung zu entscheiden. In diesem besonderen Fall aber müßte uns gerade das Mißtrauen gegen Herrn Dr. Michaelis dazu veranlassen, dem Kanzler noch eine weitere kurze Frist zu gewähren, sich das Vertrauen unseres Volkes zu verdienen. Entsprachen seine Taten bisher auch keineswegs unseren Erwartungen, so muß man doch zugestehen, daß er sein Ziel bisher erreicht und die Stimmung im Lande monatelang ohne große Erschütterungen gleichmäßig und zuversichtlich erhalten hat. Von da bis zum vollen Vertrauen in ihn als den Staatsmann, der auf den Siegen unserer Waffen weiterbauend unserm Volk einen Frieden sichert, wie wir ihn brauchen, ist freilich noch ein weiter Weg. Immerhin — dem Kanzler steht dieser Weg noch offen, während der Staatssekretär des Auswärtigen von Kühlmann sich den Weg zum Vertrauen unseres Volks mit seiner ersten und letzten Rede schon verbaut hat. Wer den Beifall der Reichstagsmehrheit und der Presse unserer Feinde findet, verdient von selbst unser stärkstes Mißtrauen. Nicht nach Volkstümlichkeit darf in dieser Zeit ein Staatsmann mit billigen Hoffnungen und schönen Wendungen streben, er muß viel eher den Mut haben, der Mehrheit entgegenzutreten, wenn das Schicksal und Wohl des Volkes das zu erfordern scheint. Wie Herr von Kühlmann um den Beifall der Reichstagsmehrheit geworben hat, war schon nicht mehr schön und entsprach ganz gewiß nicht den Lebensnotwendigkeiten des Deutschen Reiches..."

Nicht vergessen wollen wir auf der einen Seite das prächtige Auftreten des Kriegsministers von Stein — ein ganzer Mann, ein aufrechter Soldat vom Scheitel bis zur Sohle — auf der anderen Seite den rüpelhaften Ton, dessen sich einige „deutsche Volksvertreter" ihm gegenüber erfrechten. Leute, die nicht an seine Stiefelspitzen heranreichen, die aber offenbar durch ihr flegelhaftes Benehmen sich als „die Erwählten des Volkes", wie Herr von Kühlmann sagte, ausweisen und ihre völlige „Unabhängigkeit" von Anstand und Erziehung betonen wollten. Überhaupt — der gute Ton im Reichstage! Der verdiente einmal ein besonderes Kapitel. Was lassen sich die Regierungsvertreter, auch der Herr Reichskanzler,

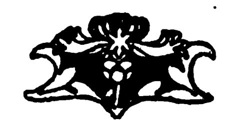
da alles bieten! So verständlich und anerkennenswert diese Geduld und Selbstbeherrschung an sich auch ist, so muß doch schließlich alle Autorität zum Teufel gehen, wenn da nicht endlich einmal der immer dreister auftrumpfende Übermut und Größenwahn kräftig geduckt und unter eine gehörige kalte Dusche gehalten wird.

Die „B. N. N." machen auf einige Aufsätze der „Deutschen-Nachrichten-Verkehrs-Gesellschaft" aufmerksam, die sich mit der Reichstagsverhandlung über die vom Abgeordneten Landsberg begründete sozialdemokratische Interpellation gegen die Deutsche Vaterlandspartei beschäftigen. Kein Wort gegen das schmähliche Verspritzen von Gift durch Herrn Landsberg, kein Wort gegen die überhebenden, kaum mehr versteckten, aber auch kaum mehr erträglichen Angriffe gegen die allverehrten Führer unserer Wehrmacht aus den Mehrheitsparteien, dafür aber Beschimpfungen der Vaterlandspartei, wie „Unfug der V.-P.", „Sprengmittel ganz unverantwortlicher Art", „Agitatoren wildgewordener Anmaßung". Es sei die „Pflicht aller Regierungsstellen, nicht zum wenigsten des Reichskanzlers und des Kriegsministers, das deutsche Volksheer gegen derartige Demagogie zu schützen". Großmütig wolle die Korrespondenz „sogar (!) vergessen, daß der Kriegsminister sich hier und da ein wenig im Ton, wie er dem deutschen Parlament gegenüber angemessen (!) ist, vergriffen" habe. Der Reichskanzler wird getadelt, daß er das Versprechen, die alldeutsche Agitation in der Armee nicht weiter zu dulden, nicht selbst, sondern nur durch seinen Stellvertreter, „und so (!) in einer zwecklos aufreizenden Form" gegeben habe. Aber nicht nur in der Form, sondern auch in der Sache ist die „Deutsche Nachrichten-Verkehrs-Gesellschaft" mit der Reichsleitung unzufrieden, sie hätte einen Strich zwischen sich und den Alldeutschen ziehen sollen. Der ganzen Schreibereien sehr einfacher Sinn ist eben kein anderer, als Herr Dr. Michaelis solle sich der „Mehrheit" glatt und platt unterwerfen, Kotau machen, oder sich als in der „Krisis" befindlicher, halb schon aufgegebener Patient betrachten.

Von bestrickendem Reiz ist die Wandlung der „Deutschen Nachrichten-Verkehrs-Gesellschaft". Als Schutztruppe der Politik des Herrn von Bethmann Hollweg durch den „Deutschen Nationalausschuß" oder zugleich mit ihm begründet, hat sie zu Zeiten des vorigen Reichskanzlers jeden aufs schärfste bekämpft, der an der Politik der Reichsregierung etwas auszusetzen wagte. Sie hat es geradezu als ein nationales Verbrechen betrachtet und behandelt, in diesen Kriegszeiten sich gegen die Reichsregierung zu stellen. Was sie heute aber selbst an oppositioneller Kritik gegen die derzeitige Reichsleitung sagt, kann auch von dem „Vorwärts" nach seinem Eintritt in die Opposition nicht überboten werden. Wie wir aus dem Lande erfahren, werden die Provinzzeitungen, namentlich die kleineren Blätter, mit Artikeln der „Deutschen-Nachrichten-Verkehrs-Gesellschaft" überschüttet. Es ist anzunehmen, daß diese Korrespondenz aus den früheren Zeiten, wo sie eine Hauptstütze der Reichsregierung war, auch Eingang in manche amtlichen Organe, wie besonders die Kreisblätter, gefunden hat. Die „Nachrichten-Verkehrs-Gesellschaft" hat sich stets dagegen verwahrt, daß amtliche Gelder ihr zur Verfügung gestellt worden seien. Man muß also annehmen, daß sich edle Menschenfreunde gefunden haben, die

die Verbreitung der Artikel dieser Korrespondenz als eine Förderung ihrer politischen Interessen ansehen. Solche Förderung zu suchen und zu bewirken ist ihr gutes Recht. Interessant ist nur, daß man diese politischen Interessen unter der Reichskanzlerschaft des Herrn von **Bethmann Hollweg in dem reinsten Gouvernementalismus und in der Bekämpfung jeder Opposition gesucht hat, während man sie heute mit den übelsten Allüren der Demokratie in der schärfsten Opposition gegen die Reichsregierung zu finden** meint. Das läßt einige Rückschlüsse zu auf Hoffnungen, die man in gewissen Kreisen an die Reichskanzlerschaft des Herrn von Bethmann Hollweg geknüpft hatte. Es zeigt weiter, daß die Kreise, denen die ‚Deutsche-Nachrichten-Verkehrs-Gesellschaft‘ dient, die Zeit für gekommen erachten, wo sie **die Maske abwerfen und offen auf ihr Ziel der Erringung der politischen Macht und der Niederkämpfung einer auf ein starkes Heer gestützten starken Monarchie zugunsten der Parlamentsherrschaft** hinsteuern können. Alles, was wir in den letzten Tagen erlebt haben, ist in diesem Zusammenhange zu betrachten. Der Ansturm gegen den Kriegsminister wie jetzt gegen den Staatssekretär des Reichsmarineamtes entspricht im wesentlichen den **demokratischen Gelüsten auf Beugung von Heer und Flotte unter die Macht des Parlaments**. Die Worte, die aus den Kreisen der Reichstagsmehrheit unserer Wehrmacht und ihren berufenen Führern drohend zugerufen wurden und die sich bis zu der verächtlichen Beschimpfung Hindenburgs durch den Abgeordneten Heine steigerten, lassen klar erkennen, daß **die Reichstagsmehrheit die Fachminister für Heer und Flotte zu gefälligen Dienern ihrer Politik herabwürdigen will.**“

Die Deutsche Vaterlandspartei wird einen Augiasstall auszuräumen haben — Bethmann sel. Erben! Kein aufrechter Deutscher kann und darf sich unter solchen Umständen noch darüber im Zweifel sein, daß es seine **einfache Pflicht** ist, sich der Vaterlandspartei zur Verfügung zu stellen, eine Pflicht wie der Dienst an der Front und der Kriegshilfsdienst hinter der Front. Eine Pflicht in noch viel höherem Grade, als hier dargelegt werden kann. Wenn ich aber schon in früheren Heften schwere Besorgnisse über die Entwicklung unserer Geschicke geäußert habe, so kann ich heute nur andeuten, daß diese Besorgnisse sich nicht gemindert, sondern noch verstärkt haben. **Nur eine Volksbewegung von elementarer Kraft kann diesen Lauf noch aufhalten!** Aber es ist kein Tag mehr zu verlieren. Ans Werk!





Die Vaterlands-Partei

In wenigen Wochen ist die Deutsche Vaterlands-Partei zu einer Macht herangewachsen, die ihre Gegner zu verzweifelten Ausbrüchen zwingt. Kein stärkerer Beweis für die ihr zugemessene Bedeutung, als die allgemeine sogenannte demokratische Mobilmachung: Aufgebot aller Reichstags-Mehrheits-Mannen, der in- und ausländischen sogenannten demokratischen, aber nur internationalen Presse, versuchter Druck auf die Reichs- und Staatsbehörden, selbst auf die Heeresleitung: sie sollen gegen die Vaterlands-Partei vorgehen. — Demokratisch? Das weniger, aber ein Erfolg für diese „Partei“ über Hoffen und Erwarten, auch wenn es hochgespannt sein durfte.

Jetzt aber heißt es erst recht: Nicht rasten, nicht nachlassen! Nein, die doppelte Kraft anspannen! Es ist Arbeit fürs Vaterland.

Noch können wir vieles retten, nach Wochen schon kann es zu spät sein!

Zu spät! — Bedenkt, was das bedeutet! Spät, sehr spät ist leider auch diese „Partei“ aufgestanden, die keine Partei ist, nie eine werden soll, nur in letzter Stunde noch die Aufgabe auf sich nimmt, die eine ziel- und volksbewußte Regierung längst von sich aus und mit ganz anderen Mitteln und Möglichkeiten hätte erfüllen sollen und können! Laßt Euch durch das fürchterliche Toben und Dräuen nicht anfechten, nein, freut Euch darüber, daß Ihr auf dem rechten Wege seid. Laßt Euch durch nichts und von niemand anfechten! Und überzeugt die anderen! Denn daran liegt's. Die anderen sind nicht schlechter als wir, nur wissen sie es nicht besser, weil sie betört, verhetzt, beschmust sind.

Was ist die Losung der Vaterlands-Partei? Keine andere, als die:

Das Vaterland über der Partei!

Mißverständliche, nicht immer ohne Absicht mißverstandene Wendungen im ersten, ostpreußischen Aufrufe haben zu der Irreführung herhalten müssen, daß die Vaterlands-Partei reaktionäre Ziele verfolge und insbesondere die preußische Wahlrechtsreform bekämpfe oder ihre Verschleppung herbeiführen wolle. Nichts ist davon wahr oder jemals wahr gewesen. Schon der erste Parteitag hat, um jedes Mißverständnis künftig unmöglich zu machen, die Satzung frei von solchen

Wendungen festgestellt. Der ostpreußische Aufruf ist nicht Bestandteil der Satzung und wird in seiner ursprünglichen Form von der Parteileitung nicht verwendet. In den Reden des Großadmirals von Tirpitz und des Herrn Kapp am 24. September und endlich in einem veröffentlichten Rundschreiben an die Landesvereine ist mit voller Deutlichkeit und aller Schärfe jede Berührung mit innerer Politik, jede Stellungnahme insbesondere zur preußischen Wahlreform abgelehnt worden. Nur wider besseres Wissen kann heute noch das Gegenteil behauptet werden.

Ich kann nicht mehr sagen, als dies: in dem Augenblicke, in dem ich wahrnehmen sollte, daß die Vaterlands-Partei irgendwelchen anderen, innerpolitischen oder konfessionellen Sonderzwecken dienstbar gemacht werden sollte, wäre ich der erste, der seinen Austritt in aller Form und Öffentlichkeit vollziehen würde. Daran ist aber nicht zu denken, die Sache ist rein.

Alle jene Bestrebungen haben an sich ihre natürliche Berechtigung, denn ohne die widerstreitenden und doch sich umwerbenden Kräfte gibt es keinen ruhenden Ausgleich. Wir haben aber heute, in dieser furchtbaren Kriegsnot, anderes zu tun, als zu philosophieren. Wir sind in der Notwehr, und die Notwehr ist für ein Volk keine Rettung, wenn sie sich auf die bloße Abwehr der augenblicklichen Gefahr beschränkt.

Hast du Ruhe vor deinem Feinde, der dir nach dem Leben trachtet, wenn du ihn nur aus deinem Hause hinausgeworfen, aber nicht mehr oder weniger unschädlich gemacht hast? Oh ja, er wird es dir schwören, sogar schwarz auf weiß geben, daß er dir in Zukunft nur ein guter und getreuer Nachbar sein werde. Das wird er auch halten — solange er muß; er muß aber nicht, wenn du ihm in deiner sträflichen Dummheit seine Waffen zurückgibst — und noch gar — Gott versuchend! — deine eigenen überlieferst. Dann wahrhaftig, dann hast du es auch verdient, dann strafe Gott dich, nicht „England"! —

Sollte das auch dem einfachsten, aber nur gesunden Menschenverstande nicht eingehen?

Was will denn dann die Vaterlands-Partei? Was alle aufrechten Deutschen wollen,

die nicht ganz verbohrt, verhetzt oder verschmust sind. Alle Deutschen wollen den Frieden, sie wollen aber nicht den Frieden, bei dem, bevor noch die Gegner sich auch nur allergnädigst bereit erklärt haben, mit uns zu verhandeln, alles, was wir mit den schrecklichsten Blutopfern in Notwehr errungen haben, kühl lächelnd von vorneweg verschenkt und verschleudert worden ist, um dann mit leeren Händen uns an den Friedenstisch zu setzen, der von einer anderen Mehrheit besetzt sein wird, als von unserer „Mehrheit". Warum sollen wir alles für nichts und wieder nichts geopfert haben, wenn wir es besser haben können? Wir können es unter allen Umständen besser haben, wenn wir nicht freiwillig — von vorneweg! — alle Trümpfe aus der Hand geben! Ja, warum sollen wir — freiwillig und von vorneweg! — auf jede Erleichterung unserer ungeheuren Lasten, auf jede bessere Sicherung unseres Friedens verzichten? Etwa um die verkrachte

Internationale (G. m. b. H.) wieder aufzurichten, oder um des falsch verstandenen Beifalls willen dieser — mit Ausschluß der deutschen „Genossen" — internationalen Galerie?

Stellt man die Fragen sachlich, dann wird ihnen auch kein ehrlicher deutscher Sozialdemokrat ausweichen wollen. Was heißt heute Sozialdemokrat? Das ist nicht mehr die unterdrückte Klasse oder Partei, für deren Gleichberechtigung vor dem Gesetz und Schutz gegen Rechtsverletzung und Willkür ich selbst jahrelang in dem Maße eingetreten bin, daß mir ein sehr bekannter Politiker einen Leitartikel widmete, in dem ich („dieser baltische Freiherr"!) für noch gefährlicher, „noch schlimmer" erklärt wurde, „als Sozialdemokrat". Ich legte es zum übrigen, hatte mir aber doch einen regelrechten Boykott mit Verlust von einigen tausend Beziehern zugezogen. Heute —? Hätte man früher freiwillig eingeräumt, was recht und billig war, — es brauchten heute keine Minister- oder andere Sessel vor „Mehrheiten" zu zittern.

Das alles soll und muß nun endgültig vergessen und begraben sein. Ich habe nur leise daran gerührt, um mich — der Sache wegen — sozusagen als einen Fürsprech auszuweisen, der mit Parteidogmen nicht allzu schwer belastet ist. Aber bekennen muß ich: ein Vorurteil werde ich nie los, und das ist: erst mein Volk, mein Vaterland, weil die Wohltätigkeit im eigenen Hause anfangen soll. Oder nicht? — Und was sangen die angeblich „Vaterlandslosen", als sie — August 1914 — in Not und Tod zogen? „Deutschland, Deutschland über alles!" sangen sie. Vor ihnen ziehen wir alle den Hut. Willkommen sind uns die Lebenden, als Ehrenmitglieder verehren wir ihre Toten.

Die Vaterlands-Partei, die keine Partei ist, was nicht oft und nachdrücklich genug betont werden kann, verfolgt keine anderen Ziele, als in diesen entscheidenden Schicksalsstunden aus dem Friedensschlusse für das deutsche Volk das herauszuholen, was möglich und zu rechtfertigen ist. Es ist aber viel mehr möglich und zu rechtfertigen, als was von bekannten Seiten und Stellen auch nur gefordert wird. — Warum wird es nicht einmal gefordert? Ist solcher politischer Schwachsinn nicht so unbegreiflich, so rätselhaft, daß selbst der Gegner nicht an ihn glauben will? — Was die Vaterlands-Partei will, ist also nur das Selbstverständliche, in Frankreich oder England wird man es nie begreifen, daß eine solche „Partei" erst ins Leben gerufen werden mußte, unter bitterstem Zwang erst konnte. Aber daß so Selbstverständliches heute noch in Acht und Bann getan werden soll, daß es keine Regierung gibt, die sich dies Selbstverständliche auch nur zu vertreten getraut, daß eine Mehrheit von ein paar hundert, in seligem Friedensdusel gewählten, aus eigener Machtvollkommenheit ausdauernden Männern obendrein noch gebieterisch verlangt: „Alles schweige, jeder neige dieser Mehrheit nur sein Ohr", — und wer's nicht tut, der soll von oben, von den Verwaltungsbehörden (Polizei?), gemaßregelt werden, — das setzt allem die Krone auf und spricht Bände. Aber das lehrreichste Kapitel ist doch das über „Demokratie". Die wahre Demokratie steht auf einem anderen, ganz anderen Blatt, die ist so berechtigt, wie die wahre Aristokratie, denn das sind keine Gegensätze, nur Ergänzungen, wie Mann und Frau. Und das Kind von beiden, der Stammhalter, das ist der aristokratische

Mensch, der geborene Volksführer. „Aus den Tiefen wird der Acker der Menschheit erfrischt" — ich kenne kaum ein Wort, das in solcher Schlichtheit so tief in uralte Weisheit gräbt, wie dies von Wilhelm Raabe. — — —

Ein entrüsteter Anhänger der Reichstagsmehrheit klagte kürzlich:

> **„In hellen Haufen strömen Fortschrittler und Zentrumsleute zu der Vaterlands-Partei."**

Die sind ganz gewiß nicht die schlechtesten Fortschrittler und die schlechtesten Zentrumsleute. Nur tapfer sind sie, haben das Herz auf dem rechten Fleck und auch Zivilcourage. Sie bleiben ohne Wanken und unangefochten bei ihrer Überzeugung und ihrem Glauben. Die Vaterlands-Partei fragt so wenig danach, wie das Vaterland, wenn es sein Volk zur Wehr aufruft.

Bedenket, ehe es zu spät ist, und das kann bald, sehr bald sein: Ihr sorgt für Eures Volkes, für Eurer Kinder, für Eure eigene Gegenwart und Zukunft, wenn Ihr mit Hand anlegt. Aber auch das genügt noch nicht: Werbet, kläret auf, reißt in heiligem Glauben mit fort und laßt Euch durch nichts und von niemand irremachen. Es ist kein Regierungs-, kein Diplomaten-, kein Mehrheitsspiel, — wehe denen, die solches Spiel wagten! — es ist Volkssache!

J. E. Frhr. v. Grotthuß

* * *

Der ausgepumpte Michel

Wie wir uns treu und brav von den hinterhältigen Fragen unserer Gegner auspumpen lassen, ist (von Georg Bernhard) in der „Voss. Ztg." nützlich zu lesen:

„Wir antworten treulich auf all das, was wir gefragt werden. England stellt uns die Frage, wie wir uns gegenüber Belgien verhalten, und wir verweisen auf unsere Beantwortung der Papstnote und auf die Mehrheitsresolution des Reichstages, durch die Annexionen, also auch die Angliederung Belgiens an Deutschland, abgelehnt werden. Es gab bei uns sogar Leute, die verlangten, daß man noch einmal ganz scharf umrissen den Engländern sagen sollte, wir wollen weder Belgien annektieren, noch es in irgendeine Abhängigkeit zu uns bringen. Kein Wunder, daß Herr Asquith zurückfragt, ob wir denn nun nicht endlich eine klare Antwort über Belgien geben wollen. Aber von unserer Seite ist niemals die mindestens doch ebenso selbstverständliche Frage gekommen, ob denn nicht Herr Asquith uns einmal über die Ägäischen Inseln, über Mesopotamien, über Ägypten und über unsere Kolonien etwas sagen möchte. Der Erfolg dieser einseitigen Fragerei ist aber noch ein ganz anderer gewesen. Kaum haben wir den Engländern gesagt, daß wir über alles außer Elsaß-Lothringen verhandeln wollen, kaum haben sie also die Vermutung, daß sich über Belgien mit uns reden läßt, so erklären sie die Herausgabe Elsaß-Lothringens für unumgänglich notwendig. Man sieht förmlich, wie sie ihre Dispositionen für den Verhandlungstisch treffen: Belgien ist bereits zugestanden, ist infolgedessen kein Kompensationsobjekt mehr, jetzt werden diejenigen Gebiete, an denen sie gar kein Interesse haben — Elsaß-Lothringen, nachher Kurland, Livland und Polen — auf den Tisch geworfen.

Es ist ja doch auch selbstverständlich, daß Diplomaten einen Erfolg ihren Völkern gegenüber aufweisen wollen. Nach all unseren Zugeständnissen ist ja doch Belgien gar kein Erfolg mehr für die englische Diplomatie. Das müssen sie unter allen Umständen nach Hause bringen, und so häufen sie denn, durch unsere eigene Nachgiebigkeit gezwungen, Forderun-

gen auf Forderungen, durch deren Nachlassen sie hinterher wenigstens einen Teil der im Kriege gemachten Vergrößerungen des englischen Weltreiches einzuheimsen hoffen."

Wenn wir so weitermachen, wird sie ihre Hoffnung auch nicht trügen. Und wir werden so weitermachen, solange wir unsere Politik uns von einer „Mehrheit" vorschreiben lassen, der alle Voraussetzungen zu politischer Gedanken- und Willensbildung fehlen. Gr.

*

Deutsches Theater für das Ausland

Ein Stimmungsbildchen aus der „Deutschen Zeitung" (Nr. 520):

„Wenn der Reichskanzler Michaelis sich auf die Regungen der Volksseele versteht — und man darf das bei ihm als national empfindendem Mann doch voraussetzen —, so mußte er es fühlen, wie seine scharfe Absage im Reichstag an die vom politischen Ethos ‚unabhängigen' Sozialdemokraten weit hinaus in die Lande wirkte. In solchem Fall ist eben die unverblümte Ansage der Fehde glattweg eine sittliche Notwendigkeit. Der Hieb saß zu schön, und es ging wie ein hörbares Aufatmen durch die Reihen derer, die nun schon so lange darauf geharrt hatten, daß die Reichsregierung einmal die Fesseln aller bloßstellenden internationalen Freundschaft mit einem Ruck abschüttele, um sich endlich aus der unwürdigen Verteidigungsstellung gegen die Zumutungen von dieser Seite zu retten. Es blieb leider eine Episode ...

Und dann wurde Capelle fallen gelassen. Er hat es uns in den bösen Tagen seines Aufstiegs schwer gemacht, ihm später die Stange zu halten; aber den Abgang konnte er sich nicht glänzender wünschen: sein männlicher Vorstoß gegen den Verrat am Vaterland ward ihm zum Verhängnis! Nun sind wieder seine und des Reiches Widersacher an der Reihe, die Wahrheit der Kampfregel zu erproben: ‚Die beste Parade ist der Hieb.' Sie werden nach solcher Ermutigung nicht lange säumen.

Die Unschlüssigkeit und Unsicherheit des Handelns hat auch an anderer Stelle die Gegner der deutschen Sache, wie wir sie auffassen, auf den Plan gerufen. Aus Wien kommt die verbürgte Kunde, daß der Mann, der im Begriff ist, die gesamte Diplomatie der Mittelmächte endgültig ins Joch seines Friedensgedankens zu spannen, in Berlin deutliche Erklärungen im Verzichtssinne verlangt hat, und zwar besonders bezüglich des Westens. Die Sache klingt spaßhaft, aber gemeint ist sie bitterernst. Und weiter wird uns berichtet, daß genannter Ottokar ‚mit dem Kanzler nicht gut verhandeln könne, er bewege sich nur in allgemeinen Redewendungen', — nebenbei: in diesem Fall wäre das vielleicht nicht so undiplomatisch in des Wortes bestem Sinne! — und deshalb verstehe sich der Wiener Graf der Tschechen besser — mit einem andern Bewohner der Wilhelmstraße, der auf diesen Wink alsbald nach Wien fuhr. Auf diesen ehrgeizigen Mann ist jetzt des Reiches Hoffnung gestellt. Ob sich nun folgerichtig für ihn, wie vordem für Capelle wider Logik und Verstand, der Abgrund auftut, da er des Vorgesetzten Willen wirklich zu durchkreuzen sich anschickt, womöglich zur Intrige gegen ihn eingeladen wird? ..."

Ein Götterschauspiel für das Ausland!

*

„Auftraggemäß"?

Der Berliner „Lokal-Anzeiger" erklärt, die verbreitete Auffassung, als sei die Reichstagsverhandlung über den wahnwitzigen Aufputschungsversuch einzelner deutscher Matrosen und ihre „unabhängigen" Gönner nur deshalb so unerquicklich verlaufen, weil Staatssekretär von Capelle in seinen Ausführungen weiter gegangen sei, als der Herr Reichskanzler es gewünscht habe, „als unrichtig feststellen" zu können. Herr von Capelle habe „auftraggemäß" gehandelt, und der Reichskanzler habe „seinen Beauftragten zu decken".

Ebenso stehe es mit der Verantwortung in der auswärtigen Politik: „Herr Dr. Michaelis hat bei seinem Amtsantritt geäußert, die Selbständigkeit des Auswärtigen Amtes höre auf, es werde ganz ausschließlich seine auswärtige Politik gemacht werden. Und das ist sein gutes Recht. Es ist hier schon auseinander-

gesetzt worden, daß unsere politischen Operationen mit Belgien nicht gerade glücklich verlaufen sind. Nun ist es uns mit Elsaß-Lothringen ebenso gegangen, das Herr v. Kühlmann auftraggemäß in die politische Weltdebatte warf. Herr Asquith hat in seiner Rede zu Liverpool gesagt, nachdem er zuvor den Deutschen Reichstag so nebenbei als ‚furchtsam und leicht bezähmbar' bezeichnet hatte, England sei gesonnen, seinem Bundesgenossen Frankreich beizustehen, wie lange auch immer der Krieg dauern möge, bis Frankreichs unterdrückte Kinder (Elsaß und Lothringen) vom fremden Joch befreit seien. Eine Trennung Englands und Frankreichs in dieser Frage ist also nicht festzustellen. Frankreich selbst lehnt den Gedanken, seinerseits auf Elsaß-Lothringen als französisches Kriegsziel zu verzichten, geschlossen ab. Die wohlgeformten Sätze, in die Herr v. Kühlmann seine Aufträge kleidete, haben also weder in der belgischen noch in der elsaß-lothringischen Frage eine Änderung herbeizuführen vermocht. Auch in diesen auswärtigen, sehr wichtigen Angelegenheiten glauben unsere Feinde immer noch über unsere Sondierungen lächeln zu dürfen."

Auftraggemäß oder nicht — ein anderer „Erfolg" war von dieser wohlgefällig breiten Aufrollung und Plakatierung einer elsaß-lothringischen „Frage", als der „Frage", um die allein wir noch kämpften, gewohnheitsgemäß nicht zu erwarten, und das deutsche Volk hat wieder einmal — zum wievielten Male wohl? — das Nachsehen. Gewohnheitsgemäß. Gr.

*

„Unanständig"

„Ist es nicht widerwärtig, ist es nicht geradezu unanständig, daß man sich hier im Lande immer wieder mit inneren Krisen, mit stets neu beginnenden politischen Kläglichkeiten beschäftigen muß, während in Flandern, unter dem wahnwitzigen Eisenhagel, all die Männer kämpfen und leiden, die ausersehen sind, die längst verwüsteten Hügelrücken von Passchendaele und Poelkapelle zu decken und den Engländern den Weg in die flandrische Ebene zu versperren? Alle Gedanken müßten dort bei dieser Hügelschlacht, bei diesen ausharrenden, noch im Tode zur Heimat blickenden Menschen sein ..."

Wer schreibt das wohl? Kein anderer als Herr — Theodor Wolff im „Berliner Tageblatt"! Welche heroische Selbsterkenntnis, asketische Selbstkasteiung dieses unermüdlichen Ablenkers von den nie zu lohnenden Opfertaten „dieser ausharrenden, noch im Tode zur Heimat blickenden Menschen" zu den „Kläglichkeiten" innerpolitischer Krippenrauferei!

Zu schön, um wahr zu sein — vorgeschobene Kulisse, Theaterzauber. Der rührsame Satz mit „diesen ausharrenden, noch im Tode zur Heimat blickenden Menschen" ist noch nicht zu Ende, und schon guckt Herrn Theodor Wolffs wahres Gesicht heraus: „und doch muß man sich mit dem Schutt befassen, der immer wieder aus dem brüchigen Bau eines veralteten Staatssystems dunstverbreitend auf die Straße fällt". Und so geht's dann „dunstverbreitend" spaltenlang weiter, kein Gedanke mehr an „die kämpfenden und leidenden Männer", bei denen doch — nach Herrn Theodor Wolff — „alle Gedanken" sein sollten: sie sind in dem Dunst spurlos verschwunden.

In der Tat: „Ist es nicht widerwärtig, ist es nicht geradezu unanständig" —? Gr.

*

„Europa"

„Europa", erklärte der Staatssekretär des deutschen Auswärtigen Amtes in seiner ersten großen Reichstagsrede, „ist kein Märchen, sondern auch heute noch mehr als ein geographischer Begriff ... Daß Europa nicht zugrunde gehe, ist vielleicht heute noch mitten in diesem gewaltigen Kriege ein gemeinsames Interesse aller Großstaaten ... Diese fünfzig Jahre [seit der Reichsgründung] haben, scheint es mir, bewiesen, daß Europa mit dem mächtigen Deutschland in seiner Mitte leben konnte, daß Europa mit dem mächtigen Deutschland in seiner Mitte mächtiger und lebensfähiger war als vorher." Kurz darauf erzählt er: „Die Entstehung dieses neuen Geistes [den der Papst wünscht] ist

die unbedingte Voraussetzung für einen glücklichen Abschluß dieses furchtbaren Völkerringens ... Die Kundgebung des Papstes hat ... den Völkern Europas die Möglichkeit gegeben, zwar aus vielen Wunden blutend, aber mit blankem Schild den Wiederaufbau Europas zu beginnen."

Bekanntlich, erinnert hierzu Prof. Dr. Hans Frhr. v. Liebig, hat es auch Herr von Bethmann Hollweg niemals unter „Europa" oder der „Welt" und der „Menschheit" getan. Es gibt vielleicht Deutsche, die meinen, ein deutscher Staatsmann werde eigentlich nicht mit den Geldern deutscher Steuerzahler entlohnt, um die Geschäfte Europas zu besorgen. Aber sämtliche Weltbürger Berlin W.s und Frankfurts a. M. werden Herrn Kühlmann gern das Zeugnis ausstellen, das sei eine durchaus spießbürgerliche Ansicht; fortgeschrittene „Kultur"menschen, die sie seien, fühlten sie sich zum mindesten ebenso sehr als Bürger Europas wie als Bürger Deutschlands.

*

Die türkische Antwort

Zu der Rede, in der Herr von Kühlmann von „Europa" sprach, das „kein Märchen" sei, und von dem europäischen Gemeingefühl, das wiederhergestellt werden müsse und könne, schreibt die „Kreuzzeitung" (Nr. 523):

„Angesichts der Tatsache, daß sich der Weltkrieg immer mehr zu einem Kampf auf Leben und Tod zwischen dem anglo-amerikanischen Angelsachsentum und dem nicht europäischen Vierbund gestaltet, war die oben genannte Auffassung unseres Sekretärs für Auslandspolitik zum mindesten befremdend. Am neugierigsten wird man jedoch auf das türkische Echo dieser Rede gewesen sein. Wie man weiß, sind wir mit der Türkei verbündet, und diese ist keine europäische, sondern eine asiatische Großmacht. Weiter wird es noch in jedermanns Erinnerung sein, daß unsere gemeinsamen Feinde zwischen Asien und Europa ungefähr die gleiche trennende Linie zogen, wie dies Herr von Kühlmann tat, indem sie die Verdrängung der Türkei aus Europa als eine der hauptsächlichen Forderungen postulierten. Diesen Tatsachen entsprechend fiel auch das Echo aus. Das Stambuler Abendblatt Terdjuman-i-Hakikat schreibt in seiner Nummer 13151 folgendes über die Rede des Herrn von Kühlmann:

‚Herr v. Kühlmann behauptete in seiner Rede, Europa bilde eine einzige Familie. Er fügte hinzu, innerhalb dieser Familie ließen sich alle Streitigkeiten schlichten. Dieser Gedanke ist der Widerhall einer alten Strömung, an die Herr v. Kühlmann anscheinend noch glaubt. Europa wurde in alten Zeiten als eine einzige Familie aufgefaßt, und die Staaten dieses alten Europa sollten nach der Meinung gewisser Phantasten einen einigen Bund bilden, etwa wie heute die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Diese Idee erzeugte viele wenig humane Ideen und Gefühle. Andere Länder wurden ausgeschlossen, für Europa wurde das Recht gefordert, über die anderen Staaten zu herrschen. Schließlich wurde aus dieser Idee das Recht der europäischen Staaten auf Besitzergreifung außereuropäischer Länder gefolgert. Die Europäer verständigten sich auf dieser Grundlage, um in diesen außereuropäischen Fragen nach Willkür zu entscheiden.

Und es war gerade diese gänzlich unhaltbare Theorie, die die europäischen Staaten immer wieder in Konflikte verwickelte und zu Kriegen in Europa führte. Die ‚europäische' Familie bewährte sich recht schlecht, besser gesagt, sie war überhaupt niemals vorhanden. Der gegenwärtige Krieg ist ohne Zweifel eine Folge dieser Idee. Aber ich meine, der Weltkrieg sollte wirklich all diesen Ideologen die Augen öffnen und sie dazu veranlassen, diese Theorien aufzugeben. Vor allem andern verstehe ich nicht, wie zwischen Frankreich, Italien und England einerseits und Deutschland und Österreich-Ungarn andererseits nach diesem Kriege ein europäisches ‚Familienleben' zustande kommen soll. Aber sei dem, wie ihm wolle, derartige Phantasien, wie sie Herr von Kühlmann ausgedrückt hat, werden den nicht europäischen Völkern die Augen öffnen und sie dazu veranlassen, ihr Heil auf eigene Faust zu finden.'

Der Schreiber dieser Zeilen ist kein x-beliebiger, sondern der türkische Abgeordnete Aga Oglu Achmed Bei, der zugleich Mitglied des jungtürkischen Zentralkomitees ist. Und angesichts der Tatsache, daß Herr von Kühlmann unser Botschafter in Konstantinopel war, ist wohl die Frage erlaubt, ob diese ganz außergewöhnliche Rede eine Neuorientierung unserer Orientpolitik einleiten soll? Denn nur dann könnte man eine derartige Rede verstehen und verzeihen."

*

Wohin treiben wir?

Der Zentrumsführer Fehrenbach gab der freudig aufhorchenden Welt, gab dem allerfreudigist aufhorchenden England vom hohen Reichstage aus kund und zu wissen:

„Wir wollen nur ein bescheidenes Plätzchen an der Sonne neben England!"

„Das", betonen die „Berliner N. Nachr.", „sagte ein Deutscher, und deutsche Staatsmänner zeigen den Weg und führen das deutsche Volk auf ihm zu diesem Ziel! Brauchten wir dazu überhaupt Krieg zu führen und Hunderttausende unserer Besten auf blutigem Schlachtfeld zu opfern und uns mit Milliardenlasten jede Zukunftshoffnung rauben zu lassen?

Armes deutsches Volk! Wohin treiben wir?"

*

Peinliche Fragen an die „Unabhängigen"

In welcher Weise", fragt die „Deutsche Zeitung", „haben die Leute von der unabhängigen Sozialdemokratie gegen die Interessen des Deutschen Reiches in Stockholm gewirkt? Haben sie nicht dort durch Verbreitung und Bestätigung eines Gerüchts von einem Potsdamer Kronrat vor Ausbruch des Krieges ihr Vaterland der Schuld an diesem Kriege vor der Welt und vor den Feinden bezichtigt? Was wollten die drei Genossen mit den Unterschriften von sämtlichen Verschwörern, soweit sie von den wenigen Rädelsführern noch angeworben würden? Wollten sie, in der Hoffnung, diese Liste würde wegen der Überzeugungskraft des von der unabhängigen Sozialdemokratie gelieferten Materials ins Endlose anwachsen, vielleicht auch mit dieser Liste nach Stockholm gehen?"

*

Der Fall Ador

Der Schweizer Bundesrat Ador hat kürzlich in einer Sitzung des Ständerats (vor den Vertretern der Kantone) geäußert, Europa werde erst dann Frieden haben, wenn „ein Friede des Rechts und der Gerechtigkeit" möglich sei. „Was er damit meinte," erläutert der „Tag", „ging ohne weiteres aus einer vorher gefallenen Äußerung hervor, daß Belgien wiederhergestellt und entschädigt werden müsse. Bundesrat Ador hat also, als er sich über die Friedensaussichten vernehmen ließ, den Standpunkt der Entente vertreten. Er hat nicht, wie es einem neutralen Staatsmann entsprochen hätte, der allgemeinen Friedenssehnsucht Ausdruck verliehen, sondern er hat zu den Friedensbedingungen Stellung genommen, und zwar in einseitiger Weise. Damit hat er die Pflichten der Neutralität verletzt, schwerer verletzt, als es seinerzeit Bundesrat Hoffmann getan haben soll; und man darf erwarten, daß er die gleichen Konsequenzen aus seinem Vergehen ziehen wird, die seinerzeit Bundesrat Hoffmann für seine Bemühungen um den Frieden als angemessen ansah. Bundesrat Hoffmann legte sein Amt nieder, weil er aus Friedensliebe sich zu einer Mitteilung hatte bewegen lassen, die, schlimmstenfalls, nur in der Form einen Verstoß bedeutete. Bundesrat Ador hat in öffentlicher Sitzung eine Erklärung abgegeben, die dem Frieden nicht förderlich sein kann. Er hat sich zum Anwalt der Entente gemacht, indem er vergaß, daß der Bundesrat Ador nicht aussprechen darf, was der Privatmann Ador denkt und wünscht. Man kann sich nicht gut vorstellen, daß die Gesandten der Zentralmächte in Bern, nach der Erklärung des Herrn Ador im Stände-

rat, noch die Basis für einen ersprießlichen amtlichen Verkehr mit ihm finden werden; und da Herr Ador ein Mann von Geschmack und Überzeugung ist, so wird er zweifellos mit der gleichen Bereitwilligkeit der Schweizer Bundesregierung alle Schwierigkeiten ersparen, mit der Herr Bundesrat Hoffmann sich sofort seiner allzu menschlich aufgefaßten Friedensliebe zum Opfer brachte."

*

Sehr übler Laune

ist Herr Dernburg — „Exzellenz Dernburg", wie ihn die Demokratisierungspresse mit auserwähltem Stolz nennt —, daß eine „Clique von Männern" die Deutsche Vaterlandspartei gegründet hat. In der Zeitschrift „Deutsche Politik", Heft 39, macht er seiner Erregung über diesen so unliebsam in die Suppe geplumpsten Roßkäfer Luft und spuckt und schilt mit komisch werdender Naivität derart um sich, daß eine unbezahlbare Menge von Unwillkürlichkeiten mit zum Vorschein kommt. „Standhaft und rechtschaffen" bleibe der Deutsche, aber politisch denke, tue, handle er, wie ihm von denen, die es machen, eingegeben wird. (Die Partei „schickt" ihn an die Urne, sagt er in diesen harmlosen Unwillkürlichkeiten auch.) „Wir sind knorrig, aber sittlich, wir sind leichtgläubig, aber ehrlich, wir sind gescheit, aber unerfahren. Politisch sind wir nie gewesen" und so weiter. Der Herr Verfasser spricht nämlich sehr viel im „wir" des geschichtlich-anthropologischen „deutschen Menschen". — Ohne daß er das Schafsvolk der keltischen Franzosen erwähnt, gibt er ungefähr das gleiche Bild vom gehorsamen Deutschen, dem nur das Temperament und die Grazie fehlen. „Die deutsche Volksgeschichte, seitdem es eine solche gibt", beweist, daß der Deutsche nicht zur Politik paßt. — Weshalb dann aber alles demokratisiert werden muß? Damit — das steht zwar nur zwischen den Zeilen — innerhalb dieser gewaltigen Krisen, was aus Deutschland wird, nun unverweilt auch die restlose Entmündigung der Volksgedanken gesichert und vollzogen werde. Der Parlamentarismus, geleitet von der Presse, der Absolutismus der Beschwatzung, Beschmusung.

Schon lange ward nicht mehr so schön von der Sittlichkeit gesprochen, d. h. wenn sie in der Reichstagsmehrheit vom 19. Juli und ihrer „Resolution" das Evangelium erblickt. Wer hätte gedacht, daß sie der „klare Wille" dieses unpolitischen „deutschen Volkes" war „zur Wiederaufrichtung der gestürzten Ideale, zum erneuten Glauben an die transzendente Herkunft (!) der Menschheit"! Und so weist man an Darwin nun plötzlich die Rückständigen, die nicht das geheiligte „Votum der Mehrheit" anerkennen. Rechter Hand, linker Hand, alles vertauscht; Schiller sinkt in den Staub, daß man die Ideale der Mehrheit, ehrlicher die Tyrannis der Minderheit aufrichtet. (Nebenbei — philosophische Fremdwörter sind eine sehr brauchbare Streusandbüchse für in die Augen zu streuen, und seit den „Intellektuellen" wurden sie öffentlich-politisch Mode. Aber eine transzendente Herkunft des Menschen gibt es nicht, terminologisch.)

Da stürmt nun unversehens aus dem geschichtlichen Saal der Königsberger York-Tage diese vaterländische Rotte Korah vor, um mit unziemlichen Händen in die Politik des „Es ist erreicht!" zu greifen. Sehen sich „bemüßigt", „viele auch in der Bevölkerung Angesehene", „in jenen Künsten der Diplomatie und Politik zu dilettieren, die sie früher in Stolz und aus Überzeugung weit von sich gewiesen haben". Herrlich, etwas dunkel zwar. Welche Folgerungen, wenn man diese Behauptung und einzeln ihre Worte zu Ende zu denken sucht.

„Sie berufen sich so gern auf die Bewegung, die im Jahre 1812 unter ähnlicher Devise von ihrer Stadt ausgegangen sei; sie halten das deutsche Volk für sehr vergeßlich. Schön war jene Bewegung und geboren in der Stunde der Not, aber die Jahre, die ihr gefolgt sind nach wiederhergestelltem Frieden, waren wohl die traurigsten in der Geschichte der deutschen und der preußischen Volksentwicklung. Reaktion, Heilige Allianz, Demagogenverfolgung, Deutscher Bund und ein geknebeltes Preußen und zerschmetterte Hoffnungen ohne Zahl auf politische Freiheit, Selbst- und Mitbestimmung. Die ‚Vaterländischen' haben jene Erinnerung wieder

hervorgerufen, nicht ich. Sieh dich vor, deutsches Volk, daß dir aus dem Willen der Königsberger Epigonen nicht ein gleiches Schicksal bereitet werde! Bereit dazu sind sie genug."

Dem Leser des Türmers ist nicht erst zu sagen, welche horrende Geschichtssophistik sich diese Sätze so zurechtdreht. Daß man nach 1814 die untadeligen Männer der zuerst in Königsberg hell aufgeflammten Bewegung von 1813 als Jakobiner zu benennen und verdächtigen begann, von seiten eines geheimrätlichen politischen Alleinverstandes, der sich und sein übles Gewissen bedroht fühlte, das waren die ersten Merkmale der Metternicherei und Haugwitzerei, wie sie in Preußen seit dem Wiener Kongreß auflebte und das vom Freiherrn vom Stein, auch einem der „Jakobiner", freiheitlich-deutsch angebahnte Werk verdarb. Allerdings das ist richtig: gegen die aus Kant und Fichte entsprungene, tiefsittlich-volkliche Erhebung von 1813 und gegen den Geist, der sie zu erhalten suchte, hat damals ein gewisser Saul Ascher sein Buch „Germanomanie" geschrieben. — Gerade so horrend, wie die obige — ich zitiere — „Vergeßlichketi" des Herrn Dernburg in Geschichtssachen ist der zweite Beweis, den seine Sätze als ungewollten führen: wie vollkommen unfähig manche Leute, selbst als gewesene hohe Reichsbeamte, sind, die seelischen Mächte großgeschichtlicher Antriebe zu glauben oder sie nur zu verstehen und erkennen. Es muß ihnen alles Politik der Winkelzüge sein, Mache von Parteiabsichten, höherer Bauernfang und politisches Geschäft. — Nur sie selber unter der Führung des unverhofft erschienenen Messias Erzberger, erleben glaubwürdige Ideale aus dem niedrigen Staub des Nationalen. Sie entfalten das Banner der Menschheit, — wo, wie Dernburg sagt, „ein Gegensatz zwischen Deutschtum und Menschentum nicht nur von unsern Gegnern aufgestellt worden ist". Wenn wir da nicht kapieren und nun nicht richtig wählen, sind wir nicht „rechtschaffen und standhaft", nach jenem Sprüchlein, das wie in einer stark gekünstelten Beerdigungsrede im Pastoralton durch den ganzen Aufsatz läuft und ihm auch den Titel, die Überschrift gibt.

Demagogie, gerade die höhere, ist immer konfus, und es würde ein Heft füllen, sich mit diesem Aufsatz auseinanderzusetzen, vom Anfang bis zu seinem Schluß: „Und lutherisch müssen wir sprechen: ‚Hier stehen wir, wir können nicht anders. Gott helfe uns. Amen.' Standhaft und rechtschaffen!"

Die Männer der bescholtenen Vaterlandspartei werden sich des nicht anders könnenden Herrn trotzdem wohl noch anzunehmen haben.

Ed. H.

Der „neue Geist"

Noch nie ist in der Geschichte der Welt, so äußert sich der bekannte Parlamentarier Oktavio Freiherr von Zedlitz im „Tag", auf der „Grundlage" von Verhandlungen über allgemeine Abrüstung, obligatorische Schiedsgerichte usw. ein Friede geschlossen worden. Mit Recht bezeichnet daher jene Antwort auf die Papstnote einen völlig neuen Geist als die notwendige Voraussetzung für einen solchen Frieden ... In Deutschland regt sich der neue Geist, zu dem sich ja auch die Osterbotschaft bekennt, offensichtlich stark. Für Ideale war das deutsche Volk stets sehr empfänglich. Der ideale Schwung ist eine Quelle seiner sittlichen Kraft. Aber in der Stärke idealer Gefühlsmomente liegt auch ein nicht zu unterschätzendes Element von Schwäche. Das Überwiegen dieses Moments hat nur zu oft dazu verführt, um luftiger Illusionen willen den Boden der Wirklichkeit zu verlassen. Das Volk der Dichter und Träumer hat daher bei der Verteilung der Herrschaft der Erde im vorigen Jahrhundert, wie der Dichter bei Schiller, das Nachsehen gehabt. Erst unter und durch Bismarck haben wir uns zu zielbewußter Realpolitik durchgerungen. Jetzt laufen wir offenbar Gefahr, durch die Jagd nach dem Völkerfrieden wieder den festen Boden solcher Politik unter den Füßen zu verlieren. Denn bei den Gegnern zeigt sich von dem neuen Geiste auch kein Hauch. Dafür ist vor allem Asquiths Programmrede bezeichnend. Die in der Antwort auf die Papstnote angebotenen allgemeinen Grundlagen für einen Rechtsfrieden werden als unbeachtlich einfach bei-

seite geschoben, obwohl sie dem angeblichen Kriegsziele der Alliierten geradezu auf den Leib zugeschnitten sind. Um so nachdrücklicher werden dafür die realen Forderungen betont, Verzicht auf Belgien und Elsaß-Lothringen, auf die polnisch gemischten Landesteile, auf Triest, das Trientiner Gebiet, die von Serben und Rumänen bewohnten Teile Österreich-Ungarns, Wiederherstellung und Vergrößerung von Serbien und Rumänien, Entschädigung für Belgien usw. usw.

Das Bekenntnis zum Verzichtfrieden in der Reichstagsentschließung vom 19. Juli hat daher offensichtlich nicht die mindeste Wirkung zugunsten des Eintritts in Verhandlungen über die Grundlagen eines Rechtsfriedens geübt. Ihre einzige Wirkung war, soweit ersichtlich, die, unseren Gegnern die Überzeugung zu verschaffen, oder doch sie in dem Glauben zu bestärken, daß wir am Ende unserer Kräfte und daher ungefähr reif für einen Frieden nach ihrem Herzen seien. Die von ihrer Presse eifrig verbreiteten Angaben, daß die Entente sich auf eine Kriegsdauer von noch zwei Jahren einrichte, und von dem amerikanischen Millionenheer sind wohl hauptsächlich als Druckmittel auf die uns dank der Friedensresolution zugeschriebene Volksstimmung zu bewerten. Wenn Herr von Kühlmann mit Recht hervorgehoben hat, daß die Asquithsche Rede uns dem Frieden nicht näher gebracht habe, so trifft dies demzufolge erst recht von dem Bekenntnis zum Verzichtfrieden in der Mehrheitsentschließung zu; es schwächt die friedenfördernde Wirkung unserer siegreichen Waffen in der allerbedenklichsten Weise.

*

Bismarcks Entsagungsfriede

Es hat etwas Widerwärtiges, wie die politische Philisterei, die Bismarck von Anfang seiner Ministerschaft bis ans Ende hat abwehren und bekämpfen müssen, und deren doktrinäre Beschränktheit er nicht müde geworden ist nachzuweisen, diesen hohen, großschöpferischen Deutschen jetzt gerade nur dazu brauchen will, ihn gegen die deutsch Denkenden, deren „mangelndes Verständnis" für einen Jammerfrieden auszuspielen. Ein Münchner Blatt, dem der verstorbene Besitzer mit seiner, bei Schwächen und Eigenwilligkeiten stets mannhaften, unabhängigen und unverbrüchlich nationalen Persönlichkeit die noch nachwirkende Verbreitung und Beliebtheit schuf, benutzt den preußisch-österreichischen Frieden von 1866 zum faulen Analogiebeweis, um bei einem entsprechend „großzügigen Verständigungsfrieden" die Wiederannäherung der heute verfeindeten Völker vorauszusagen — das eiligste, höchste Erdenglück gewisser Politikerseelen, von dem sie nie sehn, welche Mittel es als die wirklichen erreichen —, und um die gewohnten dünnflüssigen Kübel der Wohlweisheit über „das ganze übellautende Register des alldeutschen Sprachschatzes" auszuschütten.

Wir wollen uns durch die Loshackerei auf die Alldeutschen nicht ablenken lassen und hier das Einfachste erwähnen, über das sich die Vergeßlichkeit jener Beweisführung — es gibt auch eine böswillige Vergeßlichkeit, die nur andere noch dümmer machen will — mit ihrer peinlichen Phrasenberäucherung des „größten Staatsmanns" hinwegsetzt. Bismarcks angeblicher „Verzicht- und Entsagungsfriede" wird von ihr aus allen Zusammenhängen herausgerissen, nach jener gewohnten, leeren, öden Herumschieberei mit Pappformeln, die vielen das geringste Sehen und Denken heute verbaut, und so wird auf die angebahnte Verständigung mit Österreich gepocht, die nun im Jahre 1917 das Schema für unsere Auseinandersetzung mit Franzosen, Russen usw. werden muß. Auf welchen Gedankengängen das 1866 beruhte, solchen vielhundertjähriger Geschichte, der volksdeutschen Imponderabilien, des Vorausblicks auf das, was 1870 eintrat, davon ist keine Rede. Und was entsprach 1866 dem Belgien, welches wir heute England preisgeben würden? Wo sind die staatlichen Dispositionen bei unseren heutigen Gegnern und wo die ihrer Bevölkerungen, die zu Folgerungen wie Österreich seit 1866 gelangen könnten?

Im Rahmen der Friedensschlüsse von 1866 hat Preußen die für seinen Staatsumfang ge-

waltige Mehrung durch Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt und 1100 Geviertkilometer von Hessen-Darmstadt „annektiert“. Es hat im Norddeutschen Bund den nationalen Staatsrechtsverhältnissen eine völlig neue Form gegeben und die Südstaaten durch Verträge von zukunftvoller Bedeutung an diese Schöpfung angegliedert. Darin liegt die gewiß weit größere Wichtigkeit der Erreichungen von 1866, als in der Schonung Österreichs; ja, wenn jenes übrige nicht geschehn und vollzogen wäre, so würde nicht leicht zu sagen sein, ob die Regierung des geschonten Österreich in ihrer verabredeten „eventuellen“ Haltung 1870, die ja heute längst bekannt ist, sich nicht weit entschlossener und offener vorgewagt haben würde.

Uns soll's sehr recht sein, wenn die Politik der sog. Reichstagsmehrheit die volle Analogie von 1866 zum mindesten als Werkzeug der Diplomatie beim Friedensschluß benutzt haben will. Etwas unbescheiden erscheint das zwar, wenn auch der Abgeordnete v. Payer 1915 das Wort wider die Scheidemännlei gesagt hat: „So bescheiden sind wir denn doch nicht!“ Ein Teil solcher Erreichungen oder Durchführungen würde genügen: in der Hauptsache das System der Verträge, nach Osten und Westen auf die jetzigen Neuschöpfungen angewendet, und das Muster der Militärkonventionen mit dem damaligen Baden und Hessen. Dann mögen wir gemäß dem Entsagungsfrieden von Nikolsburg den Länderbesitz schonen, den England vor diesem Kriege so rechtmäßig geschichtlich, wie Habsburg den seinigen, besaß, in ruhigem Abwarten, wann das dieselben Früchte tragen wird. Ed. H.

*

„Biegen oder Brechen — Rückzug der Regierung — Bleiben Helfferich und Stein?“

Unter dieser vielverheißenden Überschrift schreibt die sozialdemokratische Chemnitzer „Volksstimme“:

„Es ist ein unhaltbarer Zustand, daß der Kaiser, der Träger der höchsten Regierungsgewalt, dauernd weit vom politischen Zentralpunkt entfernt inmitten der Generale weilt, so daß der Reichskanzler fortgesetzt zwischen Berlin und dem Hauptquartier hin und her fährt. Dabei kann er keine Zeit zur wichtigsten Arbeit finden. Es müßte dem Kaiser endlich bedeutet werden, daß in der Hauptsache sein Platz am Sitze der Regierung in Berlin ist. Das Regieren im Umherziehen hat schon früher Schaden genug angerichtet.

Mit Herrn Michaelis konnte am Sonntag nicht Rücksprache genommen werden, da er abgereist war. So mußte ihm telegraphisch ein regelrechtes Ultimatum ins Hauptquartier nachgeschickt werden. Darin haben ihm die Führer des Zentrums, der Sozialdemokraten, der Fortschrittler und auch der Nationalliberalen kurz und bündig gesagt, daß die Erklärungen der Stein und Helfferich ganz unbefriedigend und ungenügend seien. Deshalb müsse der Kanzler selbst sich unzweideutig verpflichten, daß 1. keinerlei politische Propaganda im Heere getrieben werde, 2. jede amtliche Förderung der sogenannten Vaterlandspartei unterbleibe, 3. die vorgekommenen Verstöße zu ahnden und die schuldigen Personen zur Rechenschaft zu ziehen seien.

Daß hinter diesen Forderungen die Fraktionen des Zentrums, der Fortschrittler und der Sozialdemokraten geschlossen stehen, ist sicher. Dafür, daß die nationalliberale Fraktion mitmachen werde, versprachen deren Vertreter bei der interfraktionellen Besprechung mit allem Nachdruck einzutreten.

An der sozialdemokratischen Fraktion wird es ganz gewiß nicht liegen, wenn diesmal wieder ein fauler Vergleich zustande kommt. Der Reichstag kann, wenn er den festen Willen zeigt, alles durchsetzen, was er für erforderlich erachtet. Es ist möglich, daß es Leute gibt, die mit dem Gedanken spielen, die Volksvertretung könnte nach Hause geschickt, der Reichstag vielleicht aufgelöst werden und dann mit Hilfe von Zensur und Belagerungszustand ein Militärregiment durchgeführt werden.

Das bedeutete eine Revolution von oben! Wir sind uns nicht darüber im Zweifel,

wie von der industriellen Arbeiterschaft ein solcher Staatsstreich beantwortet werden würde.

Über den ganzen Ernst der Lage ist die Regierung nicht im unklaren gelassen worden. Wird die Reichstagsmehrheit nicht voll befriedigt, erhält die Regierung am Dienstag im Plenum ein schroffes Mißtrauensvotum, das es ihr unmöglich macht, die Geschäfte weiterzuführen. — —

Seit diese Warnung geschrieben wurde, haben die Verhandlungen des Hauptausschusses stattgefunden. Ihr Ergebnis ist, daß der Reichskanzler im wesentlichen die drei Hauptforderungen, die ihm von den Vertretern der Mehrheitsparteien nachtelegraphiert wurden, erfüllt hat. Man muß gestehen, daß er das in rückhaltloser Weise getan hat. Seine Ausführungen, so wie sie nach dem amtlichen Bericht sich darstellen, lassen in dieser Beziehung nichts an Klarheit zu wünschen übrig."

*

Unser bester Diplomat

Zu Hindenburgs 70. Geburtstag hielt der Abgeordnete Dr. Stresemann in Hamburg eine Festrede, in der er u. a. das gute und treffende Wort sprach:

„Hindenburg ist unser bester Stratege, vielleicht ist er aber auch unser bester Diplomat. Ohne ihn hätten wir Bulgarien nicht auf unserer Seite. Ohne ihn hätte uns die Entschließung vom 19. Juli unendlich viel geschadet. Er hat es verstanden, den schädlichen Eindruck, den die Außenwelt davon gewann, zu beseitigen. Aber mehr noch als Feldherr steht er vor uns als Sinnbild des deutschen endgültigen Siegesvertrauens. Von ihm strahlt der unbedingte Glaube der Unbesiegbarkeit Deutschlands aus."

*

Sie gehen aufs Ganze

Es wird Zeit, schreiben die „Berl. Neuesten Nachr.", daß die Reichsregierung unserem Volke Beweise dafür liefert, daß sie ihr Ziel ohne Rücksicht auf Drohungen und Reden der Reichstagsmehrheit fest im Auge behält und unbeirrt verfolgt. Wie anmaßend diese Mehrheit ist, und welche Kluft sie von unserm ganzen Volke trennt, beweist nichts mehr als die Tatsache, daß der Abgeordnete Heine, der seine Worte sonst gut zu wählen weiß, an unsern Hindenburg die Aufforderung richtete, draußen zu fechten, aber sich nicht in die Politik hineinzumischen und zu schwatzen. (Der „Vorwärts" wagt dieses Wort in seinem Bericht gar nicht zu veröffentlichen!) Ein Heine maßt sich an, unserm Generalfeldmarschall zu verbieten, daß er unser Volk in kurzen, kernigen Worten aufrichtet und es auffordert, gegen die, die „weichlich und flau" sind, zu kämpfen. Das ist das Eingeständnis der Schuld, das ist das böse Gewissen dieses Häuptlings der Weichlichen und Flauen, und dieses Eingeständnis wird unserm Volk die Augen öffnen über das Wesen und Streben dieser „Volksvertreter" und auch darüber, warum nun bei der Besetzung von Ministerposten die Demokratie mit dem ganzen System brechen will und den Anspruch erhebt, daß ohne ihre Zustimmung kein Kanzler und kein Staatssekretär ernannt oder verabschiedet werden soll. Wie einige Beschlüsse des Verfassungsausschusses, so beweist auch diese Forderung nur das Machtstreben der Demokratie, die herrschen und aus unserm Kaiser eine Puppe machen will, die ganz nach ihrer mißtönenden Flöte tanzen soll.

*

„Irgendeine Willensbildung" verlangt!

In den „Grenzboten" macht der Landtagsabgeordnete Prof. Dr. Betall (Marburg) folgende „Bemerkung zum Tage":

„Daß die Friedensresolution eine ungeheure Unklugheit war, ist für mich außer Frage. Es brauchte aber gar nicht dahin zu kommen. Ohne jeden Zweifel wäre es möglich gewesen, auch eine bessere Resolution von rechts her zustande zu bringen. Wenn Konservative und Nationalliberale dem Zentrum eine nicht übertriebene, aber kraftvolle, eigene Resolution präsentiert hätten, wäre ganz sicher eine Einigung zu erzielen gewesen,

und die Sache sähe heute anders aus. Wenn man heute die Zentrumsstimmen liest, sieht man ja, daß die ‚Mehrheit‘ etwas eigentümlich aussieht, und selbst in freisinnigen Kreisen werden stark abweichende Ansichten laut. Mit Antisemiten und Deutschsozialen wäre eine Einigung ohne weiteres zu erzielen gewesen. Alle diese Kreise brauchten nur ein Banner, um das sie sich scharen konnten; aber eben das fehlte.

Was aber vor allem fehlte, war eine eigene Aktion der Regierung. Wenn Herr Michaelis der Friedensresolution ein eigenes festes Programm entgegengestellt hätte, ist tausend gegen eins zu wetten, daß er irgendeine Majorität gefunden hätte. Er betonte mit starker Stimme, daß er sich die Initiative behalten werde, aber man sah doch nichts davon. Er erklärte sich mit Worten für die Friedensresolution der Linken, machte dabei aber zum mindesten eine stark beruhigende Geste nach rechts. Er ermahnte, die Nerven zu behalten, aber er bot doch allen denen, die ihre Nerven noch beisammen hatten, keinen Mittelpunkt, um den sie sich hätten scharen können.

Tatsache ist: die Friedensresolution ist das einzig positive (!) Programm, das die letzte Zeit aufzuweisen hat. Und das ist auch der Grund, warum so zahlreiche Elemente ihm zugestimmt haben, die im Herzen lieber etwas anderes gesehen hätten, aber beseelt waren von der Empfindung, daß doch irgendeine Willensbildung stattfinden müsse.“

Um von der unseligen Unterwürfigkeits- und Verzichtsentschließung als von einem „positiven Programm“ zu reden, muß man schon mehr als bescheiden sein und überdies die Lachmuskeln stark in der Gewalt haben. Aber sonst —? Es ist schon etwas Wahres in den Sätzen, und eine nicht ganz so schäbige Erklärung hätte sich wohl durchsetzen lassen.

Gr.

*

Der große Handelsmann vom Süden

Die „D. Z.“ hatte jüngst mitgeteilt, daß Herr Erzberger wohl bei der Firma Thyssen nach Erledigung der ihm dort gestellten Aufgaben ausgeschieden sei, daß er aber ein neues Arbeitsfeld inzwischen bei der Firma Julius Berger, Tiefbau-A.-G., Berlin, gefunden habe, die vom Staate stark beschäftigt werde. Die „Weser-Zeitung“ bemerkt hiezu unter der Überschrift „Herr Erzberger als Kaufmann“: „Die Firma (Julius Berger, A.-G.) hat, wie wir dem letzten Geschäftsbericht entnehmen, große Forderungen an die deutsche Regierung wegen des Schadens, der bei dem Einmarsch unserer Truppen in Rumänien der Firma an Material entstanden ist. Ebenfalls hat die Firma Ersatzansprüche an die rumänische Regierung. Die Firma hat weiter große staatliche Bauten in den besetzten Gebieten zu erledigen, und es ist selbstverständlich, daß ihr an weiteren Staatsaufträgen liegen muß. Die Beziehungen zwischen der Firma und dem Staat sind also die denkbar intimsten.“

*

Deutsche Dienste für England

Deutsche Patentanwälte bemühen sich geflissentlich, ihre Kundschaft zur Aufrechterhaltung ihrer englischen Patentrechte durch Zahlung ihrer laufenden Patentgebühren anzuhalten, trotzdem die Herren Engländer unzweideutig bekanntgegeben und danach gehandelt haben, daß sie auf feindliche Patentansprüche pfeifen und insbesondere mit den Deutschen für „alle Zeiten“ nichts weiter zu schaffen haben wollen.

Der Standpunkt der Patentanwälte, die ihr Geschäft unabhängig von den Zeitereignissen wahrzunehmen suchen, ist kaum zu entschuldigen. Sie sowohl wie ihre Klienten, die unseren verbissensten Feinden, die unsere wohlerworbenen Rechte hohnlachend mit Füßen treten, nach wie vor im Vertrauen auf spätere Wiederaufnahme der Geschäfte Gelder in den Hals werfen, muten an wie gewisse Handlungsreisende, die aus dem Hause geworfen werden und durch eine Hintertür wieder eindringen, um „zu machen vielleicht doch noch e Geschäftche“. Dürfen wir uns bei solcher Würdelosigkeit noch wundern über unseren Mangel an Anerkennung und Beliebtheit in aller Welt?

—y

„Kleine Nachricht"

Im verborgenen der Zeitungsecke „Kleine Nachrichten" blüht dies Veilchen:

Botschaftsrat von Mutius, der zwei Jahre lang bei der Zivilverwaltung in Warschau tätig war und dort offenbar großen Einfluß übte, ist zu anderweitiger Verwendung von Warschau abberufen worden. Herr von Mutius ist bekanntlich ein naher Verwandter des früheren Reichskanzlers von Bethmann Hollweg.

*

Die „Münchener Neuesten Nachrichten"

haben es, wie die „D. T." feststellt, ähnlich wie einige andere Organe der Linken, abgelehnt, den Aufruf, den Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg und Großadmiral von Tirpitz in Sachen der Deutschen Vaterlandspartei an das deutsche Volk richteten, zur Veröffentlichung zu bringen; ebenso hat sich das Blatt geweigert, dem Aufruf des Landesvereins Bayern der Deutschen Vaterlands-Partei, der von hervorragenden Fortschrittlern und führenden Persönlichkeiten des bayerischen Zentrums unterschrieben war, seine Spalten zu öffnen. Ja, das genannte Münchener Blatt ist sogar so weit gegangen, die Antwort des Generalfeldmarschalls von Hindenburg an die Gründer der Deutschen Vaterlands-Partei seinen Lesern zu unterschlagen.

Das sind die „Münchner Neuesten Nachrichten" heute und schon seit geraumer Zeit. Das ehedem liberale und nationale Blatt hat von seiner Vergangenheit nichts übrig behalten außer dem Titel.

*

Wo bleibt die Sparsamkeit?

Anfänglich wurde den kaufmännischen Leitern der neuen Kriegsgesellschaften ein Jahresgehalt von 48000 ℳ bewilligt. Später hieß es, daß diese überhohen Gehälter auf 12000 ℳ herabgesetzt worden seien. Das war indessen nicht zutreffend. Denn nach der „Badischen Presse" bezieht der Leiter der Lederzuschneidestelle für Süddeutschland, ein Herr Hirsch, nicht weniger als 72000 ℳ jährlich, obwohl er zugleich noch sein eigenes großes Geschäft leitet. Wenn die Direktoren der anderen 18 Gesellschaften dieser Art ähnliche Riesengehälter vereinnahmen, so erklärt sich bis zu einem gewissen Grade die übermäßige Verteuerung des Schuhwerks für die Massen der deutschen Verbraucher. Auch sonst werden im Ledergeschäft Gewinne gemacht, die ins Märchenhafte gehen. So stieg der Reingewinn der Lederhandlung Adler & Oppenheimer in Straßburg von 1,2 Millionen Mark jährlich vor dem Krieg auf 23,9 Mill. Mark in den drei Kriegsjahren! Derartige Kriegsgewinne auf Kosten der Gesamtheit müssen auf die Stimmung der Bevölkerung bedenklich zurückwirken. Wer trägt dafür die Verantwortung? Ist kein Mann da, der auch die bevorrechtigten Kriegsgesellschaften zur Sparsamkeit zwingt? P. D.

*

Dem Reichstag ins Stammbuch

Ein Schauer der Ehrfurcht sollte durch das deutsche Land gehen bei der Nachricht aus Flandern; mit angehaltenem Atem und leuchtenden Auges sollte man die Kunde von den unglaublichen Heldentaten unserer Krieger lesen, welche Unsagbares vollbracht und erduldet haben; von heißem Dank erfüllt sollte man auf die Knie sinken und zu unserm Herrgott aufschauen: da, zu gleicher Stunde, erhebt sich erbärmliches Wortgezänk an Stelle des Jubelrufes an der Stätte, wo die Vertreter des deutschen Volkes berufen sind, die Herolde des Heimatdankes zu sein!

O armes, armes Vaterland, soll dies das Ende all deiner Opfer sein? Wann ersteht der leuchtende Held im Innern, welcher den verräterischen Kleinmut in der Heimat siegreich zerstört?

Ein alter Mitkämpfer von 1870/71
in der „Süddeutschen Ztg.".

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



XX. Jahrg. Zweites Novemberheft 1917 Heft 4

Ein deutscher Frieden — ohne Annexionen

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Wenn ich hier einen deutschen Frieden ohne Annexionen zur Erörterung stelle, so geschieht das nicht, weil ich etwa ein grundsätzlicher Gegner von Annexionen wäre, oder gar einen Frieden ohne Annexionen als den für Deutschland glücklichsten und allein möglichen erstrebte. Ich unternehme es nur um — des lieben Friedens willen, als einen Versuch, zur Herstellung einer geschlossenen inneren Front beizutragen, eine Grundlage, „Plattform“ zu schaffen, auf der eine Verständigung zunächst zwischen uns querköpfigen Deutschen möglich wäre. Denn die tut uns vor allem not. Meine persönlichen Meinungen und Wünsche stelle ich deshalb mit Selbstverleugnung so weit zurück, als es sich mit der Wahrung einer eigenen Überzeugung verträgt. Darum sei es mir aber zuvor gestattet, diese in aller Kürze und Offenheit auszusprechen, ich gehe dann sofort zur „Tagesordnung“ über.

Annexionen können unklug und ungerecht, sie können ungerecht, aber klug, sie können gerecht, aber unklug und sie können klug und gerecht sein. Deshalb meine ich, daß Annexionen zu den Dingen gehören, die an sich weder gut, noch böse, weder klug, noch unklug sind, sondern Sachfragen, die von Fall zu Fall nach bestem Wissen und Gewissen entschieden werden sollten, und zwar, wie es vom

guten Richter und vom guten Kaufmann verlangt wird, rein sachlich und rein rechnerisch. Daß in die Rechnung auch die sogenannten Imponderabilien, die aber sehr reale Gewichte sind, gestellt werden müssen, versteht sich von selbst. Nur dürfen die persönlichen „Imponderabilien", die Neigungen und Abneigungen des richtenden und rechnenden Subjekts nicht als Imponderabilien des Objekts unterstellt werden. Als solches persönliches Imponderabile hat sich aber bei vielen Deutschen schon der kahle Begriff „Annexion" festgesetzt, obwohl oder weil mit Begriffen, die nicht vom Fleisch und Blut zeit- und raumgebundener Gegenständlichkeit umkleidet sind, sich ebenso „streiten, ein System bereiten läßt", wie mit Worten, denen die „Begriffe fehlen".

Wer aber der Allgemeinheit, seinem Volke und Vaterlande wahrhaft dienen will, der muß sich schon auf den Boden der Tatsachen stellen. Tatsache ist nun einmal, daß viele Deutsche auf die vom russischen Arbeiter- und Soldatenrat ausgegebene Formel oder Parole schwören: „Frieden ohne Annexionen". Die Mehrheit des deutschen Volkes, zu dem doch wohl auch — und wohl nicht an letzter Stelle! — unsere Kämpfer an der Front gehören, ist es bestimmt nicht. Aber immerhin ist es eine Minderheit, die für sich die Rechte der Mehrheit in Anspruch nimmt und sie als Reichstagsmehrheit im Namen einer angeblichen Volksmehrheit praktisch und mit um so größerer Wirkung nach außen und innen geltend macht, je mehr sich die politische Reichsleitung ihrem Willen fügt. Wie ich persönlich zu diesen Tatsachen stehe, darauf möchte ich hier nicht näher eingehen, ist den Türmerlesern ja auch genügend bekannt. Aber Tatsachen sind es, und hier kommt es mir lediglich darauf an, zu untersuchen, ob sich nicht auch in dieser — bedauerlichen — Selbstgebundenheit noch Mittel und Wege finden lassen, zu einem, wenn auch nur erträglichen, aber doch noch deutschen Frieden ohne Annexionen zu kommen, zu retten, was noch zu retten ist. Mit Absicht gebrauche ich das Fremdwort „Annexionen", um gleich die übelst berufene Deutung vorwegzunehmen, den Stier an den Hörnern zu packen. —

Nachdem ich glauben darf, daß der Leser über meine persönlichen Ansichten nicht mehr im unklaren ist, darf und kann ich mich ohne Gewissensbedenken dem Nachweise widmen, daß ein deutscher Frieden (wenn schon nicht der glücklichste) auch ohne Annexionen immerhin möglich ist. Vielleicht erkennen wir dann, daß unsere abweichenden Meinungen nicht so gegensätzliche, so unversöhnliche sind, wie sich mancher das wohl einbildet oder — einreden läßt. Vielleicht war es nur ein — Kreidestrich, der uns getrennt hat, und wir waren nur die dummen deutschen Hühner, die sich untereinander — zur krähenden Freude der feindlichen Hähne — die Federn ausrupften.

Scheinbar gehen ja unsere Meinungen über Kriegsziele und Friedensmöglichkeiten sehr weit auseinander. Aber darüber herrscht wohl Einmütigkeit bis zum Gemeinplatz, daß England Kern und Wurzel des höllischen Weltübels ist, von dem die kriegführenden Völker in Qualen, für die es keine Worte gibt, geschüttelt werden. Ich bin auch heute noch der Überzeugung, daß wir England niederringen können. Nach dem Gutachten eines angesehenen holländischen Marinefachmannes in einem holländischen führenden Blatte, der seinen genauen

Berechnungen sowohl die deutschen als auch die englischen bezifferten Angaben zugrunde gelegt hat, würde dieser Fall spätestens vor Ende 1918, ein für England äußerst kritischer Augenblick aber schon im Februar 1918 eintreten. Amerikas Hilfe würde gar nicht mehr in Frage kommen, weil kein Überführungs-Schiffsraum mehr vorhanden wäre. Es sei denn, daß die ungeheuren Verluste durch Neubau von Schiffen wettgemacht würden. Dazu müßten aber so viele jüngere Mannschaften dem Heere, so viele Werke und Rohstoffe den Rüstungsbedürfnissen entzogen werden, daß dann eine energische Kriegführung sich von selbst verbieten würde. Es ist ungefähr das, was unsere Marinesachverständigen, unsere Oberste Heeresleitung, auch Hindenburg ganz persönlich, erklärt haben. Also — wir können.

Ist aber das Können an sich schon entscheidend? Mancher kann viel mehr, als er sich zutraut, was er sich aber nicht zutraut, dafür hat er auch nicht den rechten Willen, und wer den rechten Willen nicht hat, der kann auch nicht recht.

Daß mißtrauend gemachte Schichten unseres Volkes diesen rechten Willen, weil Glauben, heute nicht mehr haben, darüber wollen wir uns nicht täuschen. Auch sie hatten den Glauben, auch sie den Willen, aber er ist ihnen in dreijähriger zäher, skrupelloser Zwangsbehandlung mit allen betäubenden chirurgischen Künsten ausgemeißelt worden. Die Dauer des Krieges hat dann das übrige getan. Das ganze deutsche Volk jedoch würde sich wie ein Mann wutknirschend aufbäumen, den letzten Hauch, den letzten Nerv drangeben, wenn ihm, dem immer noch dahindämmernden, die eisige, durch kein Sträuben abzuweisende Klarheit würde, daß es zum Krüppel geschlagen, unter die Füße getreten werden soll, schandenhalber dann noch als großbritannischer Arbeitssklave fronden — darf.

Damit müssen wir rechnen, mit diesen nach innen, aber auch nur nach innen und nur zu einem Teile gebundenen Kräften, die aber alle in dem Augenblicke wieder frei werden, wo es sich um das Letzte, das dem Deutschen Höchste handelt. Wenn es an die Heimat, an die freie Persönlichkeit, an das Recht der Selbstbestimmung geht, dann wird kein Deutscher, nicht einmal ein halbwegs noch gesunder „Unabhängiger" zurückbleiben wollen oder können.

Damit rechnet England aber auch. Es kennt diese Kräfte besser, schätzt sie höher ein, als viele von uns selbst. Sonst hätte es nicht jahrzehntelang den Krieg so für- und umsichtig gegen uns vorbereitet, nicht die halbe, die ganze Welt gegen uns aufgeboten. Warum wirft es sich verzweiflungsvoll an der flandrischen Front mit Hunderttausenden von eigenen blutigen Opfern uns entgegen? Gewiß — „Belgien", die flandrische Küste, die U-Boot-Stützpunkte, die eiserne U-Boot-Umklammerung. Aber noch ein anderes ist auch dabei: der Abnützungskrieg, den Hindenburg nun führt, nicht unsere Feinde, die sich dieses Mittels so prahlerisch zu rühmen wußten; den Hindenburg mit Ludendorff schon neu begonnen hat, als er den so tief und klug ersonnenen „Rückzug" im Westen durchführte. Es ist im Plane Hindenburgs, daß er dem Feinde ein paar bedeutungslose Kilometer — vorläufiger — „Raumverdrängung" gönnt, wenn der Feind dafür den hundert- und tausendfachen Preis bezahlt. Auch die reichste Firma hält das nicht aus. Im vierten Kriegsjahre stehen wir, die Zahl unserer Feinde hat sich ver-

vielfacht, und — was hat die Zahl vermocht? Die Wirkungen dieses Hindenburgischen Abnützungskrieges im Verbande mit dem U-Boot-Verderben spürt England so mörderlich an seinem Leibe, daß es ihm, koste, was es wolle, mit Verzweiflungsmitteln ein Ende bereiten will, weil es weiß, daß es nicht viele mehr solcher Pfeile zu versenden hat, daß es zu bedenklich zweischneidigen Schwertern greifen muß, will es seine, nur durch äußersten Zwang noch gebändigten Bundesgenossen, Hilfsvölker und botmäßigen Neutralen, aber auch das eigene Volk bei der Stange halten. Es weiß, daß wir mit unserer Lebensmittelversorgung auf dem Ruhepunkte angelangt sind, es selbst aber bei längerer Kriegsdauer auf den toten Punkt kommen muß.

Das alles weiß England, sagen wir richtig: das wissen die klugen, beneidenswert willensstarken, zielbewußten Männer, die demokratischen Aristokraten, die Englands Geschicke weitsichtig, wenn auch erbarmungslos steuern. Sie wissen, welche Gefahren sie in einem längeren Kriege mit uns laufen, und daß sie nicht ungeschunden davonkommen, wenn ihnen das Wagnis mißlingt. Sie wissen aber auch, was ihr zielbewußter politischer Wille gegen die zielbewußte Willenlosigkeit der deutschen Politik bereits in Händen hält. Es kommt für sie nur noch auf ein Mehr oder Weniger an, — mit einem fetten Saldo können sie heute schon abschließen. Sie dürfen vorläufig, wenn zum Teil auch nur als Faustpfänder, zu ihren Gunsten buchen: Ägypten, Mesopotamien, Palästina, die ägäischen Inseln, Calais, Boulogne, eigentlich die ganze Nordwestküste Frankreichs und — Belgien; unsere Kolonien, die Vertreibung unseres Handels aus allen Erdteilen, die Einnistung in unsere Handelsverbindungen und nicht zuletzt — trotz Hindenburg! — unsere vor aller Welt nackt vollzogene Demütigung und Unterwerfung durch die selbst „bestallte" politische „Obrigkeit" einer Reichstagsmehrheit.

Aber nicht genug damit: sie haben, wenn es in ihrer Rechnung liegt, zur Abwechslung einen „neuen Geist" zu markieren, auch noch den Blankowechsel auf unsere Zukunft — den vom Tschechengrafen Czernin gezeichneten, vom deutschen Staatssekretär des Auswärtigen, Herrn von Kühlmann, gegengezeichneten Wechsel auf unsere Abrüstung und Preisgabe unserer staatlichen Selbständigkeit. Bei uns wird das nie aussterbende Geschlecht des blinden Hödur schon dafür sorgen, daß auch nicht ein Soldat, ein Tornister, ein Boot mehr eingestellt wird, als nach Paragraph soundso des „Vertrages betreffs Abrüstung, Menschheit und Völkerverbrüderung" uns vorgeschrieben worden ist. In England, in Frankreich, in allen anderen Staaten werden solche Aufpasser und Angeber der eigenen Wehrkraft und Sicherheit nie aufkommen. Die Folge wird also sein, daß alle die anderen sich bis an die Zähne rüsten und waffnen, nur der eine, auf die Leimrute gekrochene arme Tropf nicht: Michel, der traurige internationale Spaßmacher, der „dumme Aujust" im Weltzirkus.

Warum aber greifen die Engländer dann nicht mit beiden Händen zu, da sie's besser ja gar nicht haben können?

Mit Verlaub: sie können's besser haben — das ist es eben!

Sie können's immer noch besser haben, und sie wären, wie sie sich auffassen, Narren, wenn sie das Bessere und immer wieder Bessere nicht an sich heran-

treten ließen. Sagt nicht schon Goethe, daß „das Bessere stets der Feind des Guten“ ist? Na also. — Ein Minister, ein Vertrauensmann seines Volkes, müßte ja mit Schimpf und Schande davongejagt werden und würde auch — in England oder Frankreich — davongejagt werden, wenn er — für sein Volk! — nicht das Äußerste herausholte, was herauszuholen er nur immer die Möglichkeit hat. Wo es ihm noch gar auf dem Präsentierteller dargebracht wird! Was versteht man denn eigentlich in Deutschland unter Politik? Es ist schon mehr als naiv, wenn sich ein deutsches Publikum baß entrüstet und entsatzt, weil z. B. Lloyd George und Asquith nicht sofort wie Fleischerhunde heißhungrig zupacken und anbeißen, wenn ihnen doch unser Reichstag, unser Herr von Kühlmann den fetten Schinken „Belgien“ gratis zuwerfen. Die Lloyd George und Asquith bewahren eben Haltung. Wer wird denn auch so — deutsch sein, sich merken zu lassen, wie zufrieden er mit der freiwilligen Spende ist, wenn er noch weitere Spenden erwarten darf? Der Appetit kommt erst beim Essen, und — „wenn der brave Reichstag und der gute Mr. Kühlmann schon mal die Spendierhosen anhaben, wenn sie uns, ihren teuren englischen Freunden und Vettern, schon Belgien geschenkt haben, — warum sollten sie da unseren lieben Bundesbrüdern zu unserer Entlastung nicht auch noch Elsaß-Lothringen schenken? — Wir können es schon diskontieren, und es braucht ja nicht gleich das Ganze zu sein. Mag er noch so wild mit der Faust auf den unschuldigen Tisch schlagen, noch so laut in den trutzig-ulkigen Mehrheitssaal hineinrufen: Nein! Nein! Niemals! — wir wissen ja doch, wie's gemeint ist, nicht wahr, Mr. Kühlmann? Na, tun Sie nur nicht so, wir verstehen uns doch — he?“ —

Nicht, daß ich so dächte — ich kann mich beherrschen —, aber die anderen, die anderen — „Gott strafe England!“ —, die mögen wohl so denken, und auch Herrn von Kühlmanns blumenreicher Beredsamkeit wird es schwerfallen, ihnen diese atavistischen Belastungen auszuölen.

Wenn erst die Gegenpartei ihre Hauptforderung in Sicherheit gebracht hat oder zu haben glaubt, dann ist schlecht mit ihr verhandeln. Dann gibt es nur ein Mittel, sie willig zu machen: neue unanfechtbare Tatsachen gegen sie schaffen, mit denen sie rechnen muß. Unser Heer hat zum Staunen der Welt Tatsachen über Tatsachen geschaffen, wie sie nie erwartet werden durften, und doch sind sie dem Volke mehr auf das Soll als auf das Haben gebucht worden. Die dieses Kunststück fertigbringen konnten, bei denen allein darf sich unser Heer und Volk bedanken, daß es noch heute in einem Welttrommelfeuer ausharren, immer wieder neue Tatsachen schaffen muß, weil es doch kluge und vorsichtige und „objektive“ Leute in der Heimat gibt, denen die bereits geschaffenen immer noch nicht genügen, sie dem Feinde gegenüber auch nur als Tatsachen auszuspielen, geschweige denn zu behaupten!

Doch es geschehen noch Zeichen und Wunder — unser Herrgott erbarmte sich abermals unseres Volkes und ließ unser Heer auch die geforderten neuen Tatsachen schaffen. In Flandern hält es siegreich Höllenbränden stand, in Rußland hat es seinen Kometenschweif über Riga, Ösel, über das baltische Meer bis nahe an die Tore der Stadt Peters des Großen gezogen und nun stößt es gar —

wieder staunt eine Welt — am Isonzo mit den Verbündeten ins welsche Land hinein!

Sollte, nach dreieinviertel Kriegsjahren, die je und je nur durch die Opfer- und Ruhmestaten unseres ehernen Heeres und unserer gottbegnadeten Heeresleitung ausgefüllt sind, — sollte es da nicht an der Zeit sein, daß auch unsere politische Leitung endlich einmal Ähnliches von sich hören ließe? Ich gebe — wenn auch im gerade entgegengesetzten Sinne — grundsätzlich Scheidemann und seiner Gefolgschaft darin vollkommen recht: — wir wollen endlich Klarheit haben, wir wollen reinen Tisch machen! Heraus aus dem Phrasendunst, aus den Vielzüngigkeiten! — Mit euren allgemeinen europäischen Redensarten (die angeblich sublimster diplomatischer Blütenauszug sind!) von Menschlichkeit, Abrüstung, künftigen Schiedsgerichten, Völkerverbrüderungen usw. lockt ihr keinen Hund vom Ofen, und sind wir ja auch keinen Schritt vorwärts gekommen. Von alledem kann doch erst nach dem Kriege die Rede sein. Außer einigen Ästheten glaubt kein Mensch an solche sentimentale Rührseligkeit in solchem Vernichtungskampfe und bei solchem Kampfpreise. Sagt doch frei heraus, was das deutsche Volk will, und stellt euch hinter das Volk! Laßt — ausnahmsweise — auch einmal die anderen an euch herantreten! Hat es etwa den Feinden geschadet, daß sie Kriegsziele aufsteckten, als einfache Selbstverständlichkeiten, die uns als heller Wahnsinn erscheinen mußten? Ihnen hat das nicht geschadet, aber — uns. Denn manche zarten und weichen Seelen haben sich durch die bloßen Worte plattdrücken lassen, die Nerven verloren — die Ärmsten! — Glas Wasser gefällig?

Das deutsche Volk will kein anderes Volk vergewaltigen, aber es will auch selbst nicht vergewaltigt werden. Es will, was sein unveräußerliches Naturrecht ist, was es darüber hinaus im nur zu emsigen Dienste der anderen Völker sich erworben hat, — es will aus eigener Kraft seine Lungen weiten und füllen mit den frischen Winden des weiten Weltmeers und dem dampfenden Brodem der selbstgeschützten, selbstumbrochenen, der ewig verjüngenden Ackerkrume. Nach Westen wie nach Osten will es sich seine Grenzen selbst sichern. Und Kinderland will es!

Nach Westen könnte eine gesicherte militärische Zone genügen; durch Belgien ein fester Strich, der die Grenze zieht zwischen einer englischen und einer deutschen „Interessensphäre", — nicht auf dem Papier, sondern verbürgt durch wirtschaftliche, politische und militärische Machtmittel. Eine Wiederherstellung des Belgiens, das vor dem Kriege war, ist sachlich eine glatte Unmöglichkeit; es ist unreinlich, sich und andere darüber täuschen zu wollen. Selbst über den kleinen Rest von neutraler Unabhängigkeit, der diesem Belgien aus Selbsterhaltungstrieb vielleicht vor dem Kriege noch innewohnen mochte, wird ein von Deutschland an Frankreich und England ausgeliefertes Belgien nicht mehr verfügen. Wir müssen uns völlig klar darüber sein, daß in dem Augenblicke, in dem wir diesen Streich begingen, die uns zugekehrten Grenzen Belgiens Frankreichs und Englands Grenzen würden, Frankreich und England also unmittelbar an unsere wertvollsten und wichtigsten Industrie-

bezirke heranrückten. Die Folgen brauchen nicht erst ausgemalt zu werden. Man denke nur an die Fliegerangriffe!

Was wir brauchen ist eine schiedlich-friedliche Völkerscheide — nicht umsonst fügt der Volksmund die beiden scheinbar widersätzlichen Worte freundnachbarlich zusammen. Die Vlamen sollen Vlamen bleiben, sie sollen das verbürgte Recht haben, wann immer sie in ihrem Volkstum sich verkürzt oder vergewaltigt fühlen, Schutz zu suchen beim stammverwandten, aber bewährt gerechten, nur allzu gerechten Deutschen Reiche; den gleichen Anspruch auf die Erhaltung und Entfaltung ihrer Stammesart sollen die Wallonen haben. Belgien darf weder der einen noch der anderen Macht als Sprungbrett dienen oder, wenn es denn sein müßte, dann nur unter denkbar gleich günstigen oder ungünstigen Bedingungen. Darum dürfen wir uns auch von der flandrischen Küste unter keinen Umständen absperren lassen. Lassen wir es zu, daß Belgien englischer Schutzstaat wird, dann tritt auch Holland in den englischen „Konzern", weil es dann gar nicht anders kann.

Nach Osten müssen wir außer gesicherten Grenzen ausgedehnte Siedlungsmöglichkeiten gewinnen. Dazu ist nötig, daß Litauen (einschließlich Wilna, Kowno und anderen litauischen und weißrussischen Gebieten) ein für sich selbständiger, von Polen gänzlich unabhängiger litauischer Staat unter deutschem Schutze wird. Dasselbe gilt für die baltischen Provinzen Kurland, Livland und Estland, einschließlich der baltischen Inseln. Im übrigen wird die Ostsee ein germanisches Binnenmeer (Deutschland, Schweden, Dänemark). Wie bereits Litauen und Kurland sich jedes seinen Landesrat in friedlichem, alle Beteiligten zufriedenstellendem Einvernehmen der Nationalitäten gewählt haben, so soll es auch in Livland und Estland sein. Gleiches Recht für alle Völkerstämme; auch die Minderheiten dürfen in der Erhaltung und Betätigung ihres Volkstums und Glaubens nicht gehindert werden. Im freien Wettbewerbe mag jeder dann erstreben und erringen, was er will und kann. Der geschichtliche Charakter des Landes muß gewahrt werden, keine Nationalität kann ihn ohne Schaden entbehren; die altbewährte Kultur muß geschützt werden gegen die Unberechenbarkeiten zufälliger Mehrheiten, die in wenigen Jahren zertrümmern können, was in Jahrzehnten und Jahrhunderten nicht wieder aufgebaut werden kann.

Mit Finnland im Norden und der Ukraine im Süden dieser Gebiete soll uns ehrliche, wenn möglich bundesgenössische Freundschaft verbinden. Es ist in Deutschland wohl wenig bekannt, sollte uns aber ein Wink sein, daß Finnland und die Ukraine trotz ihrer geographischen Lage (oder gerade wegen ihrer!) schon seit längerem in regen politischen Beziehungen stehen. Es ist ein Axiom, nicht mehr, daß Rußland allezeit das unwiderstehlich sich ausstreckende, überriesengroße Imperium des Selbstherrschertums aller Reußen bleiben müsse. Schon heute ist es dieses Rußland nicht mehr. Es hat sich mit der Abtrennung Polens abgefunden, es wird sich auch mit der Abtrennung Litauens und der baltischen Provinzen abfinden, wenn es sich einem entschlossenen Willen gegenübersieht und militärische, aber auch politische Tatsachen geschaffen werden. Auch über Finnland würde sich Rußland zu trösten wissen; daß es ohnehin nur

noch in einem lockeren Verbande mit ihm bleiben wird, damit rechnet es schon jetzt. Am schwersten, zu allerletzt würde Rußland sich in eine Abtrennung der *Ukraine* ergeben. War doch die Eroberung Galiziens als des Herdes der ukrainischen Freiheitsbewegung ein wesentliches Kriegsziel, ja ein mitentscheidender Grund Rußlands zum Kriege. Es hat denn auch, sobald es einsehen mußte, daß es mit Gewaltmitteln nichts ausrichten konnte, daß seine Drohungen bei den Ukrainern nur auf offenen, bewaffneten, zum Äußersten entschlossenen Widerstand stießen, andere Saiten aufgezogen und es an Zugeständnissen und Versprechungen nicht fehlen lassen. Es wird auf diesem Wege mit Hilfe der Weltdiplomatie wohl eine leidliche Verständigung zu erzielen wissen, nachdem deutsche Politik und deutsche öffentliche Meinung auch diesen ihnen in den Schoß gefallenen großen Treffer achtlos beiseite geworfen haben, um statt dessen die Niete der Wiederaufrichtung eines Königreichs Polen (mit der herrlichen Aussicht auf ein Großpolen) zu ziehen. Daß aber die Ukrainer die russische Knechtschaft, die ihnen von Rußland noch frisch zugedachte völlige Ausrottung ihres Volkstums und den Wert russischer Versprechungen von heute zu morgen vergessen sollten, ist dieser mannhaften, zielbewußten Nation so leicht nicht zuzutrauen. Wenn also Verpaßtes auch nicht mehr sollte einzuholen sein, so böten sich doch immer noch Fäden, an die sich anknüpfen, die sich soweit verknüpfen ließen, daß zum mindesten die Ukraine sich von Rußland nicht zu einem künftigen Kriege gegen uns mißbrauchen lassen würde. Es liegt in der Linie eines *deutschen* Friedens, daß Deutschland sich für eine *Beteiligung Finnlands und der Ukraine an den Friedensverhandlungen* einsetzt, wenn es nicht schon — zu spät ist. Ich glaube — *noch* nicht. Nachdem wir aber einmal mit dem unabhängigen Königreich Polen als mit einer Tatsache — der bisher *einzigen politischen* Tatsache, die wir mit allen unseren Siegen, mit all den Blutopfern unserer Besten in diesem Kriege geschaffen haben! — rechnen müssen, ist es *einfach ein Gebot nackter Selbsterhaltung*, daß wir Litauen und die baltischen Provinzen — bis zu welchen Grenzen sollen zunächst die Waffen entscheiden — unter den Schutz des Deutschen Reiches stellen. An Annexionen brauchen wir dabei noch nicht zu denken. Die Länder werden autonome, d. h. sich selbst verwaltende und regierende Staaten mit eigenen Einrichtungen, die sich als *Staatsgrundgesetz* zusammenfassen lassen. Das Deutsche Reich übernimmt die Überwachung und den Schutz dieses Staatsgrundgesetzes nach innen, die Vertretung und den Schutz der Staaten nach außen, wozu ihm die erforderlichen wirtschaftlichen, politischen und militärischen Rechtsbefugnisse und Vollziehungsmittel eingeräumt werden. Einen besseren und gerechteren Zustand könnte sich, außer der litauischen, auch die lettische und estnische Bevölkerung kaum wünschen, einen günstigeren jedenfalls nie aus eigener Kraft oder mit russischer oder polnischer Hilfe schaffen. Überläßt man sie als völlig auf sich selbst gestellte Kleinstaaten ihrem Schicksal, dann ist es eine Frage nur kurzer Zeit, wann sie gewaltsam unter russische oder polnische Herrschaft gezwungen werden, die — handgreiflich lehrt es die Geschichte — gegen die „Fremdstämmigen", die „Nationalitäten", das bei ihnen so beliebte historische Verfahren wieder aufnehmen, diesmal aber noch kürzeren Prozeß machen würden.

Wer es also mit dem Selbstbestimmungsrecht der kleinen Nationen ehrlich meint, müßte eine Lösung dieser Frage in dem von mir angedeuteten Sinne nur begrüßen, und es wäre meines Erachtens ernsthafter Erwägung wert, ob sie — mutatis mutandis (mit den entsprechenden Abweichungen) — nicht auch für die belgischen Nationalitäten angestrebt werden sollte. —

Freilich meinen allzu besorgte Gemüter, wir dürften uns auf keinen Fall vermessen, in irgendwelche russische Belange überzugreifen, denn damit würden wir uns „Rußland" zum ewigen Feinde machen, es würde uns das nie vergessen, mindestens aber jahrzehntelang im tiefsten Busen nachtragen und fürchterliche Rache an uns nehmen. — Wir hatten Rußland keinen Grund zur Rachsucht, nur zur Dankbarkeit gegeben, wir haben im russisch-japanischen Kriege unsere „wohlwollende Neutralität" gegen Rußland bis zur Preisgabe wichtigster eigener Interessen getrieben, haben ihm ohne jede Gegenleistung erlaubt, seine Westgrenzen zu entblößen, seine dort — gegen uns! — angesammelten Truppenmassen nach Ostasien zu werfen, haben uns auch weiter von den Japanern den nicht unberechtigten und nicht folgenlosen Vorwurf zugezogen: unsere Neutralität sei schon keine Neutralität mehr, sie sei schon eine Parteinahme für Rußland und eine schwere Schädigung Japans gewesen. Das selbe Rußland ist dann mit seiner „Dampfwalze" in unser friedliches Land eingebrochen, hat seine Horden in Ostpreußen namenlose Greuel verüben lassen — „viehisch" sie zu nennen, hieße das arme Vieh verleumden —; hat kein Hehl daraus gemacht, daß es unser Reich in Scherben schlagen wolle. Mit Japan aber, von dessen Schlägen Rußland noch die schwärenden Wunden und brennenden Narben auf dem Leibe trug, hatte es Freundschaft und Bundestreue geschlossen. Wann wird man in Deutschland begreifen, daß Spekulationen auf Gefühle in der Politik wirklich nichts anderes sind als Sentimentalitäten, und wenn sie dort schon eine Rolle spielen, dann in ganz anderem Sinne und Zusammenhange als dem arglos gewähnten? Schonung und Großmut empfindet der Gegner nur als eine dem Unterlegenen zugefügte Schmach; aus selbstlosen Freundschaftsdiensten zieht er nur den größtmöglichen Nutzen für sich, verlacht sie als Dummheit oder verachtet sie als liebedienerisches Buhlen um seine Gunst; mit Vergeltungsabsichten wird er sich aber nur dann tragen, wenn er allzu glimpflich davongekommen und nicht vor Tatsachen gestellt worden ist, die ihm eine Befriedigung seiner Revanchegelüste als aussichtslos erscheinen lassen. Professor Dr. Heyck (s. den Aufsatz in diesem Heft, S. 220) trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er „den Glauben an moralische Eroberungen dessen, der verzichtet hat, der Überlegene zu sein", als das „Verfehlteste in der Politik", als den „Kernpunkt der schlechten Politik" bezeichnet.

Was es bedeutet, politische Tatsachen zu schaffen, kann gar nicht eindringlicher vor Augen geführt werden als durch einen Brief, den die „Kölnische Ztg." am 1. September 1917 aus Pariser Quellen veröffentlicht hat. „Wissen Sie," wird dort gefragt, „welche Macht des Vierbundes das größte politische Ansehen beim Feinde genießt? Sie meinen natürlich Deutschland. Militärisch ja, politisch nein. Das kleine Bulgarien! Der ‚schlaue Koburger' ist ein geflügeltes Wort in Paris. Daß Bulgarien von Anfang an seine Kriegsziele unum-

wunden ausgesprochen und offen verkündet hat: die Gebiete, die von der bulgarischen Armee unter Opferung bulgarischen Blutes erobert wurden, sollen auch bulgarisch bleiben — das hat dem Feinde Achtung eingeflößt; der eiserne Wille, womit dieser Entschluß vertreten wird, imponiert ihm, erzwingt Anerkennung. Von den vier verbündeten Staaten — das ist französische Überzeugung — ist Bulgarien staatsmännisch am besten geleitet. Nie habe ich darüber eine abweichende Ansicht gehört. Ist diese Feststellung nicht beschämend für Deutschland? Während bei den einsichtigen Franzosen wohl eine erzwungene Anerkennung der deutschen Armee vorhanden ist, haben sie für die deutsche Staatskunst nur Spott und Hohn: man setzt die größten Hoffnungen auf deren Unfähigkeit und rechnet mit ihren Fehlern."

Man rechnet mit den Fehlern der deutschen Staatskunst und setzt die größten Hoffnungen auf sie — das ist es, was den Krieg immer wieder verlängert und weiter verlängern wird bis zur Erschöpfung, bis zum Weißbluten, wenn mit dem System der selbstgebauten Kartenhäuschen, der sentimental-selbstgefälligen, aber ebenso verbohrten und rechthaberischen Illusionen nicht endlich und gründlich gebrochen wird, die Dinge und Menschen so genommen werden, wie sie sind, nicht wie wir sie uns wünschen —: in ihrer ganzen brutalen Nacktheit und nackten Brutalität. Vergessen wir doch das eine nicht: Wir führen in der Tat einen Verteidigungskrieg, unsere Feinde aber einen Raub- und Vernichtungskrieg. Das ist eine Tatsache, die zwar genügend breitgetreten, aus der aber der einzig richtige psychologische Schluß nicht gezogen wird. Wir brauchen zu unserer Rechtfertigung nicht zu den niederen Künsten der Lüge und Verleumdung zu greifen, brauchen uns auch nicht durch die Reizung niederer Instinkte zum Ausharren in unserem Kampfe aufzustacheln, unsere Feinde aber müssen das, wenn sie vor sich selbst und der Welt bestehen wollen und ihr Kriegswille nicht zusammenbrechen soll. Sie sind also in diesem Kriege von Anfang an moralisch-psychologisch ganz anders eingestellt als wir. Wir wären moralisch — nicht politisch! — vollkommen gerechtfertigt, hätten uns nichts vergeben, wenn wir aus dem Kriege ohne Verlust und Gewinn hervorgingen, — nicht so unsere Feinde. Wie sollten sie denn das ungeheure, an uns verübte Verbrechen rechtfertigen, wenn nicht durch einen der Größe dieses Verbrechens entsprechenden Erfolg? Nur ein solcher kann sie vor ihren eigenen und den Augen der Welt rehabilitieren. Denn — täuschen wir uns doch nicht —: der Erfolg hat diese Macht. Die Welt, in der wir leben, sieht der, die wir uns wünschen und erträumen, verdammt wenig ähnlich. Sie verzeiht alles — dem, der den Erfolg hat: der Stärkere hat recht. Das ist eine psychologische und geschichtliche Tatsache, die sich nicht einmal mit einem überlegenen moralischen Naserümpfen abtun läßt. Es liegt noch ein tieferer Sinn in ihr: Hast du an die gerechte Sache, die in deine Hände gelegt war, auch deine ganze Kraft, all dein Trachten und Sinnen gewendet? Hast du dich nicht von Eitelkeiten und Eigensüchten ablenken, von Zaghaftigkeit und Schwäche, von Zweifeln und Fürchten übermannen lassen? Hast du mit deinem Schilde den Brüdern, die sich für dich opferten, in Treuen den Rücken gedeckt, nicht nur in stumpfer Gewohnheit ihrer noch gedacht, sie gar in ihren schwersten Stunden

mit deinem kläglichen Gestöhne und Gezänke über Jämmerlichkeiten verwirrt und gemartert? . . .

Aber — „nicht rühmen will ich, nicht verdammen", nur zur Sammlung rufen. Was trennt uns denn eigentlich? Im Grunde sind es doch nur Worte, abgezogene Begriffe, denn in der Sache sind wir ja alle einig. Wir alle wollen doch einen dauerhaften, also gesicherten Frieden, aber auch einen Frieden, bei dem wir frei atmen, frei unsere Glieder rühren, den freien Wettbewerb mit den anderen aufnehmen können. In diesem Sinne muß der Frieden schon ein deutscher sein, oder er ist für uns kein Frieden, sondern ein Gefängnis. Für einen solchen deutschen Frieden, der nach der Festlegung einer Reichstagsmehrheit nun einmal ein Frieden ohne Annexionen sein soll, gangbare Wege aufzuweisen, das und nichts anderes war mein Bemühen.

Wir stehen im Kampfe mit einer feindlichen Welt, — auch das wollen wir nicht so leichthin, so gewohnheitsstumpf daherſagen, sondern uns des ganzen furchtbaren Ernstes, der abgründigen Gefahr zu jeder Stunde scharf und klar bewußt bleiben. Sie ist noch lange nicht vorüber, nur die unerhörten Großtaten unserer eisernen Wehr und Wacht haben uns verwöhnt bis zur Undankbarkeit, bis zur Achtlosigkeit. Nehmen wir diese Gnade nicht als so selbstverständlich hin, denn wir könnten uns ihrer unwürdig machen, und Gott läßt seiner nicht spotten! Wollen wir nicht zur Bescheidenheit, zur Unterwürfigkeit vom unerbittlichen Feinde gezwungen werden, dann laßt uns versöhnlicher und vertrauensvoller zueinander, stolzer und argwöhnischer gegen den Feind werden. Wenn die Wasser dieser Sintflut sich verlaufen haben, werden weder die einen, noch die anderen von uns ihre Fähnlein auf die höchsten Bergesgipfel pflanzen dürfen. Ist aber schon ein Maß in den Dingen, so kann auch dieses Ziel nicht erreicht werden, wenn schon der Anlauf mit gemäßigten Kräften und in gemäßigtem Tempo unternommen wird —: nur ja nicht über das Ziel hinaus springen!



Feierabend · Von Paul Arnold Schulz

Die Bässe der Fabrik sind jäh verstummt.
Steil stößt die Jalousie der Nacht ins Tal,
Und von den Bergen, schweigsam traumvermummt,
Rullert der Sterne glitzernder Wasserfall.

Melodisch tauchen Wolken in den Mond.
Wind kniet, ein frommer Büßer, im Gebet
Am Waldessaum. Und sanftes Atmen bronnt,
Wie wenn ein Gott im Quell vorübergeht.

Die Seelen weiten sich im Abendtau.
In Weltgefühl schenkt sich die Sehnsucht aus,
Und Hochamt wird — von letzter Tiefen Schau —
Der Gang in Staub und Arbeitsrock nach Haus.



Die Frauen

Von Hans von Kahlenberg

In der Familiengruft in Henckenhagen stehen auf schwarz ausgeschlagenem Sockel drei schwarze Särge; in schweren Fransen hängt die silberne Einfassung des Bahrtuchs nieder, drei Kränze in silbernem Lorbeer sind hineingestickt und ein großes Kreuz: Hans Guido von Hencke, gefallen vor Lüttich, Edwin Eberhard im Sturm auf Vailly geblieben, und der dritte Sarg ist leer. Der gehört dem jungen Fähnrich Viktor, vermißt seit Saint Quentin, im September. Ortsnamen, die mit Blut eingezeichnet stehen in die eherne Tafel der deutschen Geschichte, und gutes, tapferes Preußenblut trank ihr Gelände in jenen Tagen, am siebenten August und am dreißigsten Oktober! Schmerzlicher und schauerlicher scheint, daß man den Tag, die Stunde, den Ort des dritten Blutopfers nicht kennt.

„Viktor könnte wiederkommen!“ hofft und rät seine junge Schwester. Die alte Frau von Hencke auf Henckenhagen weiß, daß auch er, daß auch ihr Jüngster nicht wiederkehrt.

Um die drei Särge in der Familiengruft stehen vier Frauen. Frau von Hencke, die Schwiegertochter, die siebenundzwanzigjährige Witwe, mit dem goldlockigen Töchterchen, Hans Guidos Frau, Gräfin Adelheid Lassen, die Edwin Eberhard sich zur Braut erkoren, und die Schwester der drei Brüder, Melitta. Alle rosig, zart und blond in ihren schwarzen Schleiern; vornehm und lieblich, auch unter so schwerer Last, stehen sie rechts und links. Auf der Stufe vorne, vor den Särgen, — man hat den des jungen Viktor quergestellt, weil der Raum so viele Gäste auf einmal nicht faßte, — — kniet die alte Frau von Hencke auf Henckenhagen, die Mutter. Die Schwiegertochter und die Braut beten, die kleine, blonde Erika hat ängstlich der Mutter Hand erfaßt; all dies Schwarz, die Steine, die Kerzen, die Namenstafeln erschrecken sie; er ist unheimlich, dieser blutberieselte, in Schmerzen gewundene Leib, der sich vom Kruzifix des Altars vorwärts zu neigen scheint! Der Mutter Hand bleibt warm und weich, ihre Gewänder halten den Blumenduft guten Parfüms, es raschelt von Seide unter der schweren, groben Wolle, den Kreppschleiern der jungen Witwe. Nicht der düstere Todesprunk, der Gekreuzigte unter der Dornenkrone nicht, schreckt das feine Kind, wie jene Versteinerung, gelb, hart, tränenlos und regungslos, unter der Witwenschnebbe und den breiten Falten des Trauerschleiers, — die ihre Großmutter ist. Die Großmutter! Ein Gegenstand immer des Schreckens, auch in guten Tagen. Zu ernst. Zu streng. Altpreußischer Schlag, und die junge Frau Susanne stammte aus einer weicheren, bequemeren Welt rheinischer Millionärkreise. Die Mama war großer Stil, aber ein etwas bedrückendes Vorbild, fand sie. Aus dem luxuriösesten, warmen Liebesnest hatte man ihr den geliebten Gatten, den Rittmeister, herausgerissen; ein kleiner Stich blieb, daß dieser Verliebte und Geliebte noch, nachdem er von ihr Abschied genommen, ihr zwei Tage — ihre zwei Tage — rauben konnte, um nach Henckenhagen zu fahren und seiner Mutter Segen zu erbitten. Die junge Witwe und die Braut

hatten sich rasch befreundet. Auch Adelheid Lassen hätte Frau von Hencke sein können, wie Susanne Witwe, wenn die alte Frau nicht die Bedingung gestellt hätte: Bringe mir die neue Tochter erst, Edwin! Laß mich sie prüfen! — Auf diesen Wunsch der Mutter hin war die junge Gräfin, eine Generalstochter, nach Henckenhagen eingeladen worden. In die Wochen der Probezeit fiel Edwins Tod.

Dem Jüngsten, Viktor, gehörte seine Schwester; es schien ihr, daß sie um ihn weinen müßte, weil die anderen eigne Tränen, ihnen zugehörige Herzen besaßen. Viktor war achtzehn Jahre alt, ihr Zwillingsbruder gewesen. Nein, man konnte nicht leben so, geteilt von dem Liebsten und Nächsten! Ununterdrückbar, laut und kläglich klang das Schluchzen der Achtzehnjährigen. Die Braut verarbeitete ihr Spitzentaschentuch zwischen den schmalen Fingern, — ein Madonnenbild, vollkommen stilisiert, in stilvolle Andacht versunken, betete die junge Frau.

„Großmutter betet nicht", flüsterte ihr Töchterchen, das anfing sich zu langweilen. Ein mahnender Blick scheuchte den Vorwitz, Frau von Hencke legte den Finger an die Lippen. Nein, die alte Frau von Hencke betete nicht! Und weinte nicht.

Adelheid Lassen fror, sie war sehr zart und die Gruftkapelle schien ihr kalt. Sie weilten darin schon fast eine Stunde, — endlos dehnte sich die Stunde. Melitta, die Schwägerin, blieb noch so kindlich, obgleich sie ihr, der Großstädterin, im Alter nicht fern stand. So weinte ein Pensionsbackfisch! Sie schnaufte, gluckste; ihr verschwollenes Gesicht war gänzlich entstellt, wirkte beinah komisch.

Es war besser, sie führten das Mädchen fort. Auch ihr selbst und der Schwägerin würde wohler draußen sein. Mama kannte so wenig Rücksicht oder Schonung.

Sie fürchtete sich vor dieser Frau, die nicht fror, die keine steifen Glieder, keinen Hunger und keine Einförmigkeit empfand.

„Nein! Nein! Nein!" wehrte sich Melitta, die Schwägerinnen hatten sie fortgeführt. Man mußte darüber denken, sie mitzunehmen, sie abzulenken; das Leben in Henckenhagen, mit der alten Frau von Hencke, mußte trostlos sein! Der Schrecken stand in den verschwollenen, überströmenden Blauaugen der Tochter: „Er war so jung, so lustig! Mein Vik! Meine Freude! Mein einziger, goldener Bursch! Mein Kamerad — — Kamerad! Ich hab' so Furcht allein! Oh, ich fürchte mich!"

„Du hast die Mutter!"

Das Mädchen sah die Schwägerinnen an, es wagte nicht zu sagen, was es dachte, und alle drei wußten ja, was sie nicht sagten: Sie ist so streng, — so hart!

„So treu!" sagte die Witwe sinnend. „Zu treu."

Sie dachte an alte Balladen. An Chriemhild. Oder an Edith Schwanenhals. Sie war artistisch veranlagt und sah das Malerische rasch.

Die Braut sagte: „Sie hat kein Gefühl. Sie ist ganz Willen."

Und das junge Mädchen duckte sich schaudernd zusammen, zog die Schultern ein. „Oh das tote Haus! Das schreckliche tote Haus mit den Toten drin!" — — Der lebendig Toten! ergänzten sich alle drei.

Drei Särge stehen in der Gruft von Henckenhagen, drei silberne Lorbeerkränze liegen darüber und ein silbernes, großes Kreuz. Auf der Stufe vor den Särgen kniet eine einzelne Frau.

Adelheid Lassen war die erste gewesen; sie schrieb: Ich weiß, daß die Mutter mich verstehen wird, sie selbst schätzt ja Werner Kronhelm, Edwins besten Freund. Er war jetzt oft bei uns, um mir von den letzten Stunden unseres Unvergeßlichen zu erzählen, mir die Andenken zu überbringen. Ich glaube, Edwin selbst hat uns zusammengeführt, er wollte nicht, daß ich einsam und lieblos bliebe. Mein Werner, der eine Schulterwunde hier ausheilen sollte, geht nächste Woche nach Péronne zurück. Es ist nicht recht, — auch die Mutter wird es recht finden, daß er nicht als ein einsamer und abgewiesener Mann geht. Wir heiraten Sonnabend. Ganz stille Kriegstrauung.

Diesen Brief las die alte Frau von Hencke, ihre Hand wog das Blatt und fand es leicht. Am Nachmittag weilte sie länger in der Gruft als gewöhnlich, Melitta kniete mit ihr. Sie hatten die Nichte und Enkelin zu Besuch; für ein Kind war es jetzt besser auf dem Lande, bei guter Milch und Butter zu sein. Dies Kind trug das Gebinde aus Immergrün und Efeu für Edwin, — — den letzten Gruß.

Auch in anderer Hinsicht mochte die Kleine gerade jetzt der eleganten, feinsinnigen Mama im Wege sein. Es wirkte nicht ästhetisch, daß eine junge Frau allein stand, sie wurde ein Bild ohne Rahmen, auch Erikas Zukunft gestaltete sich freundlicher unter Vaterschutz. Ihr Glück, ihr junges, heißes Herz blieb in Belgien begraben, — man konnte indes noch beglücken, mußte wirken. Der Geheimrat war soviel älter, Ästhet, Kunstmäzen. Eine Resignationsheirat. Früher ging man ins Kloster mit dem unermeßlichen, untröstlichen Leid im Herzen.

Durfte das Ehepaar kommen, um Erika abzuholen und sich der Mutter vorzustellen?

Das Ehepaar kam, die Witwe in Fliederfarbe, auch Erika hatte auf ausdrücklichen Wunsch der Mutter ein weißes Kleidchen angelegt. Das Ehepaar besuchte auch die Gruft. Aber Frau von Hencke auf Henckenhagen begleitete sie nicht.

„Mama wird recht alt — und eigen!“ bedauerte die Frau Geheimrat gegen die Schwägerin; sie hatte ihr helle Blusenseide und einen modernen Mousquetairehut mitgebracht. „Komm nur oft zu uns! — Wie steht es mit deiner Musik, den Studienplänen?“

Da brach das neunzehnjährige, heiße Herz aus: Sie wollte ihrer Kunst leben! Sie hatte ja nur das! Vik hatte sie immer ermutigt, er war ebenso töricht begeistert und vertrauensselig wie sie! — Ah, die glücklichen Tage, heimlich oben in seiner Turmstube oder in ihrem gemeinsamen Borkenhäuschen im äußersten Winkel des Parks. Sie verkam. Sie erstickte. Sie erfror.

„Sprich!“ riet die Geheimrätin mit einem feinen Zug von Härte in ihrem studiert frauenhaft weichen Gesicht.

„Laß dich nicht verstümmeln und begraben!“

Zwei Jahre hielt die Schwester vor. Vierundzwanzig Monate lang stand sie täglich neben der alten, starren Frau in der Gruft. Plötzlich, in der Totenkammer selbst, überkam es sie; sie wurde tödlich blaß: „Laß mich fort, Mutter! Ich möchte in die Stadt! Ich möchte Musik studieren — — ich! Viktor kannte mein Geheimnis. Er hoffte und plante mit mir. Er schickt mich! Ehringens“ — das

war der neue Name der Schwägerin, — „wollen mich zuerst bei sich aufnehmen. Ich kann in ihrem Hause wohnen."

Die Mutter sagte einfach: „Ich halte dich nicht, du kannst reisen, wann du willst."

Zwei Arme, warm und weich, schlangen sich um den mageren, zähen Hals, ein glühendes Gesicht drückte sich gegen das fahle, kalte: „Ich danke dir, Mutter! Ich danke dir! Ach, ich vergesse sie ja nicht! Sie sind immer bei mir — sind immer da. Alle Viks Pläne und Melodien kenne ich! Er ist's, wenn ich seine Sachen spiele. Dann lebt doch er! — — Er!"

„Geh, mein Kind!"

Drei Särge stehen in der Henckenhagener Gruft. Das Kruzifix steht ihnen zu Häupten. Zu Füßen kniet die alte Frau.

Die alte Frau ist ganz allein mit den dreien, die niemals verlassen sind. Niemals. Nicht einen Tag. Nicht eine Stunde. Solange die alte Frau von Hencke auf Henckenhagen lebt.

Dann, eines Tages sind sie alle tot. Aber man spricht von ihnen wohl noch im Lande. Vier Särge stehen dann in der Gruft von Henckenhagen, die Mutter schläft bei ihren Söhnen. Bis an den Jüngsten Tag schlafen sie so. Dann steht die Mutter auf mit ihren Söhnen. Alle Getreuen stehen da, und ihre Treue wird wie eine goldne Krone herrlich leuchten.

Sie waren starke Menschen in starken Zeiten. Vergesset ihrer nicht, ihr jungen Kinder!



Tod — — — — — — Von Isa Madeleine Schulze

Tod, ich will dir ohne Zagen
In die strengen Augen sehn,
Die wie ferne
Rätselsterne
Über allem Leben stehn; —

Will die blassen, kühlen Hände
Und den Mund, der ewig schweigt,
Mutig schauen,
Bis mein Grauen
Vor dem tiefen Frieden weicht; —

Daß ich an die grünen Hügel,
Wo die weißen Kreuze stehn,
Still mag treten,
Um zu beten,
Wie ein Kind vorm Schlafengehn.



Der Kernpunkt der schlechten Politik

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Das Verfehlteste in der Politik ist der Glaube an moralische Eroberungen dessen, der verzichtet, der Überlegene zu sein. Das geht im Privatverkehr, in sehr bedingter Weise, an, aber nicht im Weltgetriebe der Staaten und Völker, wo zwischen dem Urteil und seinem Objekt alles Verwirrende, Trennende, Gegensätzliche tausendteilig fortbesteht, sich täglich erneuert und stetig vermannigfacht, wo dagegen Guttaten und Großherzigkeiten, soweit sie überhaupt dafür anerkannt werden, in den Gedächtnissen erbärmlich bald verdunsten, wenn eine naive Bewunderung sie nicht unterstützt. Etwa wie das werdende Italien sie für das — seine Belohnung wegen 1859 nicht versäumende — Frankreich des auf der Höhe stehenden Napoleon III. hatte. Selbst die einfachen, geringfügigen Guttaten, die von den Völkern wirklich beurteilt werden können, und mit denen die Presse nicht so beliebig, was sie will, machen kann, haften nicht, wenn sie nicht von einem Allbewunderten kommen. Wo hat zwischen all dem Hunnengeheul ein Mensch an Courrières, Messina, Aalesund erinnert?

Den Stachel, der aus Kriegen bleibt, entwaffnet kein Verzicht. Wie müßte Italien da längst durch Österreich entwaffnet sein! Das einzige, was darin Endgültigkeit zeigt, ist die unbezweifelbare, nicht länger angreifbare Überlegenheit. Mit 1814 hat England den siebenhundertjährigen Franzosenhaß überwunden. Und so um das ganze Erdrund reichen die Beispiele der Geschichte. Mühlos verbündet sich der Geschlagene mit dem anerkannten mächtigeren Besieger, sobald er — und wann wäre das nicht? — ihn brauchen kann. Von welchen verbleibenden Stacheln hatte das schonungslose England je zu leiden? Zerbrecht seine Übermacht, dann erst wird alte Schuld, die Albion auf seinem Namen trägt, erwachen! — 1814 beim ersten Einzug in Paris wurden die Preußen bejubelt und angesungen, beim zweiten 1815, nach dem schönen Versöhnungsfrieden von 1814, der Frankreich das Elsaß, Landau, Saarbrücken usw. ließ, da man nun wußte, was sie für Michel waren, da wurden sie ausgepfiffen. Damals sowohl, wie 1870, ist Frankreich, rein hart politisch gesprochen, zu billig bei uns davongekommen. An England wagte es sich nie wieder, ward ihm willfährig und nachgiebig, einzig an der deutschen Seite blieb ihm die Front der Unversöhnlichkeit und der Begehrlichkeit erhalten.

Das alles ist abgedroschene Wahrheit, muß aber unermüdet wiederholt werden, weil es, von ganz oben herunter, die immer wieder Rückfälligen gibt, die die bittere Einsicht, was politische Noblesse einträgt, nicht in sich festhalten können. Gewiß ist es für jeden unserer Publizisten und Historiker jämmerlich, über Meinungen und Irrtümer, die die Zeitgeschichte selber auf die große elementare Wandtafel schreibt, so geduldig wie in der Kleinkinderschule immer wieder reden zu müssen, zur Sammlung der Mitverstehenden, wider den uns zu Untertanen begehrenden beschränkten Politikerverstand. Daß 1914, nach dem Ausbruch eines solchen, den Wirklichkeitsgeist aufs klarste und stärkste anfordernden Krieges, die

dogmatisierte Naivität noch immer als „leitende“ Staatskunst beibehalten wurde, hat außer all den übrigen furchtbar schweren Folgen den siegreichen inneren Durchbruch der Prinzipienkavallerie an jener verteidigungslosen Stelle möglich werden lassen. So daß jetzt der Nachfolger mit der selbsteingebildeten, alles umfassenden Maßgeblichkeit genau derjenigen zu tun hat, die früher zum Mitreden über äußere Politik sich beinahe selber für die Mindestgeeigneten hielten, während andererseits ein Teil der konservativen oder strammdeutschen Leitartikler noch so bald nicht das Vertrauen wieder findet, Haltungen und Wendungen einer Regierungspolitik anders als aus dem Mangel an Willen, Durchdenken, Weiterblick zu deuten.

Der Freiheitsrepublikaner Machiavelli konnte durch klare, harte Rechenschaften, deren dieser starke, rasche Denker fähig war, dahin kommen, in zerfahrensten Zuständen, worin Italien selber mittels der Parteipolitiker zu seiner Abwürgung durch die Fremden noch beitrug, den „Principe“ zu schreiben. Der einzige Tiranno oder Diktator dessen, was noch helfen kann, den es aber nie gab und auch nicht geben kann, ist der Zwingherr zum politischen Verstande. Die zwölf Arbeiten des Herkules waren einfacher und für die Nerven erträglicher, als die geduldige, das Herz langsam wieder stärkende, im übrigen psychologisch schonende Behandlung derer, die der Herr v. Bethmann im Wahn ihrer überlegenen Machtinhaberei in Deutschland, die sie an ihm erprobten, hinterlassen hat. Der an diesem gordischen Knoten aus papierenem Hanfersatz mühsam auseinanderfädelt, hat dazu obendrein die eisendrahtigen Verknäuelungen der ganzen verdorbenen Kriegspolitik auf dem Halse, und besser sind beide Aufgaben in ihrer geschonten Verbindung zu lösen.

In der Tat ist es auch wieder ein Vorteil zum inneren allmählichen Wiederaufwärtskommen, daß wir uns hier nicht so ungestört vom Ausland nur „unter uns“ befinden, bei der fischblütigen Lässigkeit des zivilen deutschen Michels, bei dem von Bismarck gezeichneten Hödur-Wesen, und bei der Entschlossenheit des Oberhödur, des voll und ganz doktrinären Berufspolitikers, auf die Monopolherrlichkeit des vereinfachten Nichtdenkens, der in Kalk festgelegten „Formel“, jetzt die große Probe vorzunehmen. Mag das Rad der Ereignisse weiter rollen, mag sich Erkenntnis zu Erkenntnis häufen, wir besitzen die Resolution vom 19. Juli — eppur non si muove, nein, *sie bewegt sich nicht!*

Gegen was das Ausland hilft und Medizin zureicht, das ist jener Kardinal-Ausgangspunkt verfehlter Ideen nach außen: die Vorstellung, man erziele *moralischen Gewinn* auf irgendeine andere Weise, als durch den eindrucksvollen Respekt, den sich die größere Klugheit und dargestellte Macht verschafft. Sobald etwas gelungen ist, ist Schluß der Erörterung, des Gezeters, der Ränke, weil sie zwecklos werden. Denn nie, solange die Erde noch nicht zum unbewohnbaren Mond erstarrt, kann in der Politik der Zweck aufhören, das Bestimmende zu sein. Nur der unverlorene Zweck hält die moralisierenden Gedächtnisse lebendig, treibt das rastlose, schonungslose Hetzen mit Absichten an, die eine Regierung gehabt habe und die ihr mißlungen seien. Über keinen seiner fertigen Erfolge, right or wrong, ist jemals Rom oder England gestrauchelt; daß der gesalbte Pharisäer Wilson

die dänischen Antillen erpreßte, ist schon vergessen; Japan, mit Korea und Tsingtau in der Tasche, hält durch seinen Gesandten in Washington die Reden des Obermeisters Reineke über die Raubanschläge Deutschlands, über die gemeinsam von ihm bedrohte „Freiheit" des Sternenbanners und der aufgehenden Sonne, und auf der ganzen Welt steht kein journalistischer Cato zornig auf, der da den besser berechtigten Gegenspiegel nutzlos jenen vorhält. Cäsar ist groß, der Gallien und Belgien eroberte, und Napoleon III. ward ein gerichteter Mann, daß er mit halben Kräften sich bald an Belgien, bald Luxemburg, die Pfalz, die Moselprovinz herangemacht. (Was nicht die Folgerung enthalten soll, wir müßten Gallien erobern und Belgien glatt cäsarisch „annektieren".) In der Weltgeschichte, die man einmal nicht ändern kann — man kann nicht einmal die Lüge in der Weltgeschichte ändern, anders als daß man sie durch Entziehung des Gegenstandes aufs Trockne setzt — verurteilen die unvollzogenen Handlungen, die allein, der Schuldfleck, der davon übrigbleibt, und auf den sich unerbittlich alle suchenden Stechmücken und Bremsen mit verewigender Unverscheuchbarkeit vereinen. Aber auch der Fleck auf dem Gewissen hat diese Folge, der gar keiner ist, dem man aber die Möglichkeit gewährt, dazu zu machen. Wenn man z. B. im Elsaß die Französlinge als die berechtigten Landesbewohner behandelt; oder wenn man aus Belgien gesenkten Banners herausmarschiert, damit es die Engländer dann verbessert gegen uns beschützen. Schon werfen sie die lästige Maske ab, da sie darin immer etwas verwöhnt sind und bald ungezwungen werden. Früher, als wir, die Inhaber, von realen Garantien sprachen, sprachen sie, vorerst als die Blamierten, vorsichtig von Wiederherstellung, vollständiger Unabhängigkeit. Seit aber erst „Vertreter des deutschen Volkes" und deutsche Pressepolitiker voreilige Wiederherstellung in die Welt posaunten, die Fetischanbeter „ihrer" Formel, die sogar vergessen, daß über die Friedensherbeiführung doch auch noch mit Leuten auswärts zu verhandeln ist, hallt es flugs von Englands Stimmen, es genüge nicht, daß wir, solche Füchse, wie wir sind, nur aus Belgien hinausgehn, es müssen reale Garantien gegen uns nachhaltig aufgerichtet werden, auch im militärischen Sinne, fügt genügend aufrichtig die „Pall Mall Gazette" (Reuter-Auszug vom 19. Sept.) hinzu. Freilich im Lande der alles versöhnenden, schlichtenden „Verständigung" geht das inhaltvolle Geständnis unbemerkt vorüber; sie meint, so wie man's dann im internationalen Versammlungslokal beredet, steht fortan die Weltentwicklung still. Sie sieht vor allem nicht, daß die dauernde britische Stellung in Belgien, an der Linie Aachen—Longwy, nicht viel Meilen von unserm Kohlen- und Industriegebiet, nur die niemals ablassende Begründung mitbringen kann: sie sei notwendig, weil das gefräßige Deutschland dasselbe und Böseres begehre.

Freiwilligkeiten sind das Erfolgloseste in der Politik und vor der politischen Urteilsmache. Denn es gibt keine Völkerurteile als die gemachten, keine Gerechtigkeit existiert gegen die noch so anständige Gesinnung und Schuldlosigkeit, außer derjenigen, die erzwungen wird. Die Antwort Deutschlands an den Papst enthielt die Geschicklichkeit, daß man ein Schriftstück, welches überall gedruckt, gelesen werden muß, zur publizistischen Darlegung bezüglich der Schuld am Kriege verwertete. Aber abschwächen und verdrehen läßt sich wieder alles, außer der

ehernen Tatsache, die als reales Recht verwirklicht dasteht und die bleibt. Zu der eindrucksvollsten, weltbeschämenden Beweisführung (die noch der Suchomlinow-Prozeß so gutzeitig unterstützte), daß es niemanden gibt, der untadliger den Frieden wollte, den Krieg noch abzuwenden suchte, der auch die volkliche Meinung seit zurückliegenden Zeiten anerkannt und beigezogen wissen will, belfern die Münder der feindlichen Presse: der bankerotte Usurpator des Weltdespotismus mache den verzagenden Versuch, sich als einen scheinbar Ebenbürtigen in den Kreis der Nationen des Rechts einzudrängen, indem er jetzt am Ende vorgebe, sich nun auch die Ideen, welche jenen teuer sind, zu den seinigen zu machen, die Ideen der Gesetzlichkeit und der „civility", was in der Sprache der Neuyorker „Tribune", im Lande der Wilsonschen Hemdärmel-Antwort an Seine Heiligkeit, wahrscheinlich gebildete Rücksicht und Takt bedeuten soll. Und wem im ersten Augenblick gar nichts Gescheiteres einfällt gegenüber der Unangreifbarkeit dieser deutschen geschichtlichen Darlegung an den Papst, der nennt sie zynisch, wie der „Popolo d'Italia", oder grotesk, wie der „Secolo", der das berühmte alte Wort von den tribus impostoribus, den drei großen Betrügern, im Sinn hat, wenn er „Wilhelm, Karl (!) und Michaelis" zusammenstellt. Wenn wir den kleinmütigsten Frieden mit einem Restchen von Bedingungen machen, werden diese zynisch sein, wird es heißen, wir hätten die edlen Völker um ihre gerechten, kulturvollen Absichten betrogen. Und so stellen wir ihnen die nur erleichterte Aufgabe, diese von neuem fortzusetzen. Nicht einmal, wenn wir Scheidemann zum Oberhaupt der geliebten Franzosen machen und Erzberger als Dollarpräsidenten mit Wilson austauschen könnten, würden wir das ändern. Nur — die.

Zu verneinenden Belegen aus dem Gebiet der politischen Meinungswirkung gesellt sich, wenn sie beweisrichtig sind, auch wohl noch die Gegenprobe. Da ist ein Mann im Afrikanderland, der überlegt sich Tatsachen. Er hat sich vor Jahren die englische Tatsache überlegt und heißt Botha. Aber vielleicht, obwohl ihm die Selbsteinschätzung vom Gesicht glänzte, wenn man ihn reden sah, haben wir uns doch nicht ganz so mit Recht, wie wir dachten, die Hand nachträglich abgewischt, die einst die seinige gedrückt hatte. England sagt: Deutsch-Südwest kann sogar für Belgien nicht wieder herausgegeben werden, denn man kann es den Buren nicht mehr nehmen. Botha sagte um Mitte dieses Septembers: Was aus Südwest wird, hängt ganz von dem Frieden ab, den Deutschland schließt. „Man hätte sich am Ende begnügen sollen, von den Deutschen die Auslieferung der südlichen Häfen und der drahtlosen Stationen zu verlangen und dies loyal gegen die Londoner Regierung durchzusetzen." — Solange wir bethmännisch auf den Knien rutschten und an allen Hausklingeln der Welt, wie Hervé sagt, um den Bettelfrieden schnorrten, wäre auch Botha auf solche Nachdenklichkeiten kaum verfallen. Unklarer Charakter bleibt dieser Mann, so aus der Entfernung. Aber Politiker ist er. Die Bedeutung dessen, was wir für einen Frieden schließen, erkennt er besser, als unsere Reichstagsmehrheit.

Die besten Aktenstücke, die momentan Geschichte zu bedeuten scheinen, bleiben doch nur immer die diplomatisch künstlerische Vergoldung der Tatsachen, die sie umhüllen und die durch die Handlungen des gewaltigen Werkmeisters, Krieg

geheißen, ultima ratio der Politik, zu geschichtlichen geschaffen werden. Vergoldung vergeht, Schweinsleder besteht, heißt es in Andersens Märchen aus unserer Jugend, — von welchem nicht, wie so vielem, gilt, was Heyse sagt: „Es wird doch alles vergessen.“ Das Bestehende ist die Tatsache, ist die Handlung. Und mit Andersen sind wir da nochmals in der Kinderstube.



Enttäuschung · Von Fritz Karl Badendieck

In Traum und Staunen geh' ich durch die Zeiten.
Wie eigen fremd sind diese sonderbaren
Seltsamen Tage jenen, die einst waren,
Wie schwer an Last und Unbegreiflichkeiten — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Verheißung, wie in Wirbelsturmes Wehen
Aus dunkeltiefer Wunderwillensmacht,
So urgewaltig, wie wir's nie gedacht,
Ward damals unserm Weg im Weltgeschehen.

An jeder Schwelle harrte ein Gelingen,
Die Sehnsucht wurde sommerstark und frei
Und brach den bitterlangen Bann entzwei,
Und alle Ketten mußten klirrend springen — — —

Da kamen sie, die Klugen und die Kleinen,
Und wußten nichts vom heil'gen Geist der Zeit,
Und waren klug und klein und zu gescheit
Zum groß Bejahen und zum groß Verneinen.

Sie fingen an, zu glätten und zu kleistern,
Sie schacherten und feilschten trefflich gut,
Anstatt die wundergroße Kraft im Blut
Bismarckgewaltig zu bemeistern.

Bescheiden harrten sie an Hintertüren,
Wenn vorn der Haß die Pforte zu uns schlug.
Ihr schwertstark Volk war ihnen gut genug,
Verzicht demütiglich im Mund zu führen — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

In Traum und Staunen geh' ich durch die Zeiten.
Wie eigen fremd sind diese sonderbaren
Seltsamen Tage jenen, die einst waren,
Wie schwer an müden Unbegreiflichkeiten:

Im zagen Spiel der unberufenen Hände
Ward alle Sommerhoffnung welk und alt.
Die Kleinen sind am großen Werk — und bald
Ist ihre Kunst und unsre Kraft zu Ende.



Ruka, die Möwe

Von Fritz Müller

Ich kenne die Kleine schon eine ganze Weile. Die Straßenbahn, diese große Vermittlerin und Geschichtenerzählerin, hat sie mir vorgestellt. Besser, vorgesetzt. Täglich, wenn die Morgenarbeit anhebt, in derselben Linie.

Ihren Namen weiß ich nicht. Was sind Namen! Mehr sind Augen, Mienen, Hände. In ihren Augen ist Frohsinn, in ihren Mienen verwunderte Erwartung, und in den Händen hat sie ein Notizbuch. Das Notizbuch ist immer aufgeschlagen. „Bulgarisch" steht außen auf dem weißgezackten Schildchen. Und drinnen stehen Wörter, Wörter.

Einmal saß ich dicht bei ihr. Sie bewegte die Lippen. Da erhaschte ich ein Wort im Büchlein: Ruka, die Möwe. Und jetzt konnte man auch die leisen Lippen verstehen:

„Ruka, die Möwe — ruka, die Möwe — ruka, die Möwe ..."

Ich muß wohl gelächelt haben, denn auf einmal sah sie mir voll ins Gesicht: Mein Herr, Sie lächeln über mein Bulgarisch — halten es für einen Eintagssport, einen modischen — Sie täuschen sich, mein Herr.

Das sagten ihre Mienen, nicht die Lippen. Die Lippen sagten nach wie vor: „Ruka, die Möwe — ruka, die Möwe — ruka, die Möwe ..."

Am nächsten Tage fiel aus Ruka der Möwe ein Brief auf den Wagenboden. Feldpost. Der Absender stand darauf. Die Regimentsnummer kannte ich. Mein Vetter hat dieselbe. Er kämpft seit Jahr und Tag Schulter an Schulter mit unsern Freunden, den Bulgaren drunten. Ruka, du Möwe, ich verstehe dich. Andere lernen Bulgarisch, um im Bewerbungsbriefe höhere Gehälter durchzudrücken. Du lernst Bulgarisch, um, wenn dein Bräutigam zurückkommt, ihm zu sagen:

„Schatz, ich war ja mit dir in Bulgarien, die ganze Zeit."

„Ei, ei, du Flunkerliesl!"

„Soll ich's dir beweisen? Ruka, die Möwe — ruka, die Möwe — haha, gelt, jetzt reißt du deine Augen auf!"

Er hat sie nicht aufgerissen. Er hat sie zugemacht. Meine Morgennachbarin fährt seit gestern mit geschlossenem Wörterbüchlein, mit geschlossenen Lippen, mit fast geschlossenen Lidern. Ihre helle Bluse ist jetzt dunkel. Ihr Bräutigam ist tot. Sie hat's mir nicht gesagt. Was man fühlt, braucht einem nicht gesagt zu werden. Ich fühle, daß kein Brief mehr aus dem Büchlein auf den Wagenboden fallen wird.

Ich muß wohl traurig ausgesehen haben, denn auf einmal sah sie mir voll ins Gesicht: Mein Herr, was geht Sie mein Kummer an — überhaupt, Sie täuschen sich, mein Herr.

Das sagten ihre Mienen, nicht die Lippen. Die gepreßten Lippen taten sich aus Trotz auf, irgendeine Seite in dem Wörterbüchlein tat desgleichen. Siehe

da, es war eine altvertraute Seite, und die Lippen wiederholten altvertraut, nur strenger als vor einem Monat:

„Ruka, die Möwe — ruka, die Möwe — ruka, die Möwe —“

Schluchzen? Du Arme, gleich wird dir das Wasser aus den Augen stürzen, Ruka, die Möwe, wird darin ertrinken —

„Ruka, die Möwe“ — ha, der Ton der tapfern Überwindung — ruka, die Möwe, schwebte siegreich über allen Wassern.



Wer es auch sei! · Von Julius Koch

Wir wandeln alle auf begangnen Wegen.
Und wenn wir in das wirrste Dickicht sprangen,
Es tritt doch einmal uns die Spur entgegen,
Daß schon ein andrer vor uns dort gegangen!

Und wenn wir trotzen in den kühnsten Plänen,
Daß wir zu fernem Neuland ausgezogen,
Es ist doch einmal Menschenwunsch und Sehnen
In hohem Sinne uns vorangeflogen.

Wir sind kein Anfang und sind kein Vollenden,
Es ragt kein Gral am Ende unsrer Bahnen.
Nur hegen können wir mit treuen Händen
Das beste Erbe unsrer besten Ahnen.

Wem wir es bringen? Keiner kann es wissen!
Vielleicht dem Fürsten, den der Glanz umbreitet,
Vielleicht dem Ärmsten, der aus Finsternissen
Empor zum goldnen Licht des Lebens schreitet.

Wer es auch sei, dem wir das Pfand vertrauen,
Wenn er nur stark ist und von frohem Wagen,
Der mag mit fester Hand und hellem Schauen
Das heil'ge Gut ins Land der Zukunft tragen.

Uns sei's genug, sind wir wie jene Männer,
Die in der Schlachten dräuendem Entsetzen
Des Lebens todesmutige Bekenner
Mit reinem Trunk aus reinem Kruge letzen.

Genug, wenn wir die Saat, die wir empfangen,
Mit guter Wahl in guten Boden säen,
Genug, wenn einst die Fahnen, die wir schwangen,
Sich stolz im Glanz des neuen Morgens blähen.



Russenliebe
Von Rudolf Rotheit

„Sitzt einer droben im Regensturm, was glaubt ihr, daß er triebe? Singt immerfort dasselbe Lied, das Lied von seiner Liebe.“ Die Verse sind aus Scheffels „Trompeter“. Singt immerfort dasselbe Lied, das Lied der Russenliebe. Man sollte es nicht für möglich halten, daß heute vernunftbegabte Menschen im Deutschen Reich umherlaufen mit dem täglichen Stoßgebet auf den Lippen: Herr, gib den Russen Kraft und Stärke! Da sind die Russen selbst doch ganz andere Leute. Sowohl die zarischen als auch die republikanischen. In der „Nowoje Wremja“ schrieb am 4. März 1915 der damalige Hauptmitarbeiter dieses Blattes, Herr Menschikow, es sei für Rußland vorteilhaft, sich mit einem Netz unschädlicher, aber widerstandsfähiger kleiner Organismen zu umgeben, womit er eine allgemeine panslawistische Lehrmeinung aussprach, und das republikanische Rußland kann sich auch heute noch nicht genug daran tun, in allen Besprechungen mit den Führern des Petersburger deutschfeindlichen Polentums auf die Notwendigkeit der Schwächung des Deutschen Reiches durch Errichtung eines Großpolens hinzuweisen. Um Österreich-Ungarn, Deutschland und die Türkei zu zertrümmern, zog Rußland in den Krieg. Es unterlag. Im siegreichen Deutschland aber wissen manche Leute nichts Gescheiteres anzufangen, als ihre schützenden Schreibfedern über dem niedergebrochenen Russenstaate zu halten.

Sie haben sich eine öde abstrakte Verstandeskonstruktion ausgeklügelt und berufen sich selbstgefällig auf diese politische Geistestat. Zugrunde liegt hier die Furcht vor dem Angelsachsentum. Deutschland, das siegende Deutschland, so behaupten sie, bedarf dringend für die Zukunft einer Rückendeckung gegen Großbritannien und Nordamerika, folglich muß alles darangesetzt werden, an einem starken Rußland eine Schutzmauer zu finden. Die Fußtritte, die sie andauernd und immer wieder bei solchen Anbiederungen von Rußland erhalten, stören sie nicht. Das Kriechen geht weiter. Und täglich kann man es in ihren Blättern und Flugschriften lesen, es möge um Himmels willen den Russen nicht ein Quadratkilometer Bodens weggenommen werden, da sie uns sonst ewig böse sein könnten. Am nettesten machten sich diese staatsmännischen Weisheiten in den Tagen der Eroberung der Insel Ösel. Diese glänzende Waffentat von Heer und Flotte, die uns mit einem Schlage die unbedingte Herrschaftsstellung in der Ostsee errang, müßte nach der Theorie jener Biedermänner jede machtpolitische Wirkung für uns verlieren, da wir doch, um Rußland nicht zu reizen, späterhin auf diese neuesten unserer Eroberungen verzichten sollen.

Ob es jemals wieder dazu kommt, daß ein Weltbund wie der jetzige sich gegen uns zusammentut, ist mehr als fraglich. Wenn wir aber jetzt gegen die ganze Welt bestehen und dabei Rußland bereits niedergeschlagen haben, so ist es ein jämmerliches Verhalten, zitternd und zagend vor der bloßen Aussicht auf

künftige angelsächsische Gefahren zu stehen und sich aus diesem Grunde, noch während des Krieges zumal, speichelleckerisch den Russen an den Hals zu werfen. Und wenn man schon unter dem Alldruck neuer Koalitionen steht, wer bürgt dafür, daß ein starkes Rußland uns dann freundlicher gesinnt wäre als ein schwaches? Daher ist es wohl die verkehrteste Schlußfolgerung, daß von unserer Seite nichts geschehen dürfe, um die russische Macht dauernd zu schwächen.

Was unsere Verbündeten, was Österreich-Ungarn und die Türkei, zu den Bestrebungen unserer Russenfreunde sagen, ist diesen anscheinend gleichgültig. Für sie handelt es sich ja nicht darum, unsere Verbündeten, sondern die lieben Russen in gute Laune zu versetzen. Daß die Türkei durch endgültige Schwächung Rußlands von einer jahrhundertelangen Gefährdung erlöst, daß Österreich-Ungarn von dem schlimmsten äußeren Feind befreit wird, hindert sie nicht, den Niedergang Rußlands zu bedauern. Allem Anschein nach wirkt dabei, uneingestanden und teilweise vielleicht unbewußt, eine aus der inneren Politik herrührende Seelenstimmung auf die auswärtige Richtung ein. Ehedem, bis über die Zeiten Bülows hinaus, erhob unsere Linke gegen die Regierung und die rechten Parteien den Vorwurf, daß sie vor Rußland auf dem Bauch rutschen. Jetzt rutscht sie selbst. Es hat sich bei ihr die Komplementärfarbe zu der ehemaligen Färbung der Rechten eingestellt. Wie sich damals die Rechte um das Schicksal des Zaren sorgte, so zittert man heute um das Wohl des großen Helden Kerenski und um den Bestand seines Kartenhauses. Und beharrlich will man uns von dieser Seite einreden, daß Rußland in nicht langer Zeit ohnehin wieder der machtvolle Staat von ehedem sein werde. Wie tief doch vorgefaßte Meinungen in den Hirnen stecken! Ein Jahrhundert lang machte man Kotau vor dem „Mutterlande aller Freiheiten“, vor England, und noch heute wird es vielen schwer, in dieser Hinsicht umzulernen, und desgleichen ist die Vorstellung von der sich stets erneuernden Riesenhaftigkeit der russischen Macht nicht auszurotten, trotz der Riesenhaftigkeit der Schläge, die diese Macht im letzten Menschenalter erlitten hat.

Die Lehre der neuen Russenliebe kommt zu dem Schluß: Kein Polen, kein Kurland, kein Litauen, nur Rußland, Rußland, Rußland. Nichts gegen Rußland, alles mit Rußland. Es bleibe dahingestellt, ob die deutsche Politik mit der Erschaffung des Polenstaates das Richtige getroffen hat, ob sie in Kurland und Litauen auf dem rechten Wege ist. Ohne Zweifel wird man in Polen noch manche unliebsame Enttäuschung und Erschütterung erleben. Es kann keine Rede davon sein, daß sich in Polen eine geradlinige Entwicklung in ebenen Bahnen vollziehen wird. Angenehm sind diese Nachbarn keineswegs. Aber sich just durch die Rücksicht auf Rußland die Hände im Weichsellande binden zu lassen, wäre ungefähr das Törichtste, was man sich denken könnte. Sehr richtig bemerkte dazu in der Warschauer „Godzina Polski“ der bekannte aktivistische Politiker Lempicki, wenn das Schicksal Polens durchaus von Rußland abhängig sein soll, so könnten sich die Polen am besten selbst mit Rußland verständigen, was durch die russische Revolution bedeutend erleichtert sei. In dasselbe Kapitel würde es gehören, wenn Deutschland sich aus Rücksicht auf Rußland scheuen würde, in Kurland, im Rigaischen Meerbusen, in Litauen dauernd Fuß zu fassen. So sonderbare

Blüten des Verzichtes eines Siegers gegenüber dem Besiegten kann eben nur die Angst und das Anbiederungsbedürfnis unserer Russenfreunde treiben.

In Wirklichkeit stehen die Dinge so, daß — gleichwie keines unserer Friedensangebote zu einem Frieden geführt hat — auch das Verzichtfüllhorn unserer Neu-Russophilen schwerlich Gelegenheit haben wird, seine verschwenderischen Gaben auszuteilen. Über das Schicksal der von uns besetzten Gebiete im Osten entscheiden glücklicherweise ganz andere Kreise und Kräfte.



Vier Lebensalter · Von Gerd Friedmar Godesberg

Das Kind:

Mein Leben ist wie ein Kosen,
Von Märchen ein Flüstern, Geraun',
Eine Wiege knospender Rosen,
Ein ewiges Gottesschaun.
Ein silberduftiges Wölkchen,
Weiß nicht, wo es hintreibt der Wind,
In tändelndem Märchenvölkchen
Ein tanzendes Elfenkind.
Auf sonnüberglänzten Teichen
Ein blumengeschmücktes Boot,
Im Astwerk schützender Eichen
Ein Nestlein im Morgenrot.

Der Jüngling:

Mein Leben ist wie die Welle,
Die wandert süß singend vorbei,
Gluttrank aus goldiger Quelle,
Lockruf von süßer Schalmei,
Von Liebe und Glück ein Träumen,
Auf Pfaden der Erde so fern,
In lachenden Himmelsräumen
Wandernd ein rastloser Stern.
Ein jugendtrotziger Streiter,
Dem Ehrgeiz die Sehnen gestrafft,
Auf stürmender Himmelsleiter
Ein Kämpfen um Ritterschaft.

Der Mann:

Mein Leben ist Siegeswollen,
Wie im Lenz der brausende Föhn,
Ist Kampf auf zerstampften Schollen
Und rauhes Schwertergedröhn.
Bei der Esse glutigem Qualmen
Ein wuchtiger Hammerschlag,
In wallenden Ähren und Halmen
Ein leuchtender Erntetag.
Beschwert von lachenden Garben
Ein heimwärts kämpfender Kahn,
Verharscht, bedeckt von Narben
Ein trotziger Veteran.

Der Greis:

Mein Leben ist stilles Pflegen
Der Ernte an Glück und Leid,
Aus müden Händen dann legen
Ein fadenscheiniges Kleid.
An kargbemessenen Tagen
Ein Ankern in traumstiller Bai,
Dran trotzig die Wogen noch nagen,
Fern donnernd am schützenden Kai.
Und ist doch wie Gottessegen,
Weit über das Land gestreut
Auf dämmerfriedlichen Wegen
Ein tröstlich Abendgeläut.





Die Stimmung an der Front

„Stimmung" ist nicht das richtige Wort; was darunter verstanden wird, ist heute nichts weniger und doch viel mehr als „Stimmung". Es ist ein Großes, das wir, hinter der Front, nur ahnend nachfühlen können, aber mit rücksichtsloser Zurückstellung unserer häuslichen Jämmerlichkeiten nachzufühlen uns wenigstens pflichtschuldigst bemühen sollten. Das ist das Allergeringste, was unsere Brüder an der Front von uns verlangen dürfen.

Nichts von „ausgezeichneter Stimmung", berichtet (von der Westfront) Dr. Max Osborn in der „Vossischen Zeitung". Von der wollen die Leute nichts hören. Sie werden wild, wenn sie das Gebimmel rosenroter Phrasen vernehmen. Man geht nicht heiter und aufgeräumt einher in diesem Leben der Ungeheuerlichkeiten, das mit dem Tode Brüderschaft getrunken hat. Anderes und Höheres bestimmt die Seelenverfassung der Kämpfer: der Geist einer selbstverständlichen männlichen Haltung, die sich einsetzt und bewährt, ohne sich der Größe, die darin liegt, bewußt zu sein. Kriegsüberdruß und Sehnsucht nach Frieden ist in ihnen allen. Aber sie sehen täglich mit offenen Augen: es hilft nichts; die drüben wollen nicht aufhören. Sie sehen, daß die Zeit noch der Tat gehört, die Überdruß und Sehnsucht überwinden heißt. Man macht gar keine Redensarten, man denkt kaum noch; man tut seine Pflicht. Was für eine Pflicht!

Diese einfache und ruhige Klarheit härtesten Geboten gegenüber möchte die Truppe auch in der Heimat erkennen und — ist oft genug enttäuscht. Das muß einmal ehrlich ausgesprochen werden. Man begreift hier draußen nicht ganz, was zu Hause vorgeht. Es ist ein Zustand herangereift, in dem sich Heer und Volk nicht mehr völlig verstehen. Ein Mann an der Küste, von Geburt Hamburger, im Frieden Matrose in der Handelsmarine, sagte mir neulich: „Zu Hause sind sie entweder Winsler oder Schreier." Das ist ein bißchen derb und summarisch geurteilt. Aber die Zweiteilung trifft in manchem doch den Nagel auf den Kopf. Die Truppe mag beide Kategorien nicht.

„Winsler". Ich bitte um Erlaubnis, die lapidaren Bezeichnungen übernehmen zu dürfen. Die hier vorn sehen das zerstörte und verwüstete feindliche Land, denken an die unversehrte deutsche Heimat und fragen: Ahnen die zu Hause den Unterschied? Sie ertragen in nassen Trichtern und Erdhöhlen unter wahnsinnigem Feuer tagelang Hunger und quälenden Durst und fragen: Warum jammern die zu Hause über ihre Entbehrungen, die doch geringer sind? Wir klagen ja auch nicht. Sie frieren in eisigen Nächten, in bösen Morgenstunden, in denen schon jetzt der Reif auf dem zerwühlten Boden ruht, an kalten Regentagen, ohne Dach überm Kopf, und fragen: Warum klagen die zu Hause über den Kohlenmangel? Sie sind, wenn sie nur eben aus dem Schlimmsten heraus sind, stolz auf die großartigen Ver-

teidigungssiege, die sie errungen, auf die Erfolge ihrer Standhaftigkeit und fragen: Warum gebärden sich viele Leute zu Hause so, daß die Feinde wahrhaftig fast zu dem Glauben kommen könnten, bei uns stände es wackelig?

Mehr noch. Auch das muß gesagt werden. Die Truppe sieht die schweren Leiden der Bevölkerung im besetzten französischen Gebiet und die aufrechte Art, mit der sie getragen werden. Sie sieht die ständige Bedrohung der belgischen Städte und Dörfer nahe der Front durch feindliche Beschießung und Fliegerangriffe und beobachtet die Selbstzucht, mit der sich auch hier die Einwohner ins Unvermeidliche fügen. Und sie vergleicht. Ich habe unzählige Male mit Mannschaften gerade über dieses Thema gesprochen und sehr unfreundliche Worte über die Heimat gehört, die bei solchen Vergleichen fielen.

Aber dann kommt das Widerspiel: „Schreier". Der Soldat fühlt seine Not, den grausamen Druck des Krieges und die Riesenlast der Arbeit, die ihm auferlegt ist. Und er fragt, nur nach der entgegengesetzten Seite, aber ebenso verdrossen: Warum schreien jene anderen zu Hause? Warum reißen sie, die doch nicht selbst hier draußen sind und nicht mit uns leiden, den Mund so weit auf? Warum machen sie ein Getöse, das so klingt, als müsse bis in alle Ewigkeit weitergekämpft werden? Als könne es gar nicht genug Krieg geben. Der Soldat sagt sich: Ich stehe hier in Qualen und Gefahren; die so sprechen, sind in der Heimat. Wie kommen sie dazu, Dinge von uns zu verlangen, die wir höchstens dann erreichen könnten, wenn wir auf absehbare Zeit überhaupt darauf verzichteten, die Heimat wiederzusehen?

Es ist keine Rede davon, daß der deutsche Soldat nach einem Frieden um jeden Preis lechzt. Er weiß genau, wie die Dinge liegen; daß es um unser aller Dasein geht. So viel Schreckliches ihn umgibt und täglich bedroht, er denkt nicht daran, in diesem Kampfe für das Vaterland schwach zu werden. In jedem Abschnitt regiert in der Mannschaft die eiserne Entschlossenheit, jeden Quadratmeter Bodens bis aufs äußerste zu verteidigen, den Feind nicht hereinzulassen, nichts herauszugeben. Die militärische Disziplin allein bringt das nicht zuwege. Sie würde in diesen ungeheuren Schlachten gegen machtvolle zahlenmäßige Überlegenheit nicht ausreichen, wenn nicht der Geist der Truppe sie stützte und ergänzte. Sonst wären die Erfolge der Abwehr, die die Welt immer neu in Erstaunen setzen, unmöglich. Bei den Kampfformen, die sich jetzt entwickelt haben, die dem einzelnen und der kleinen Gruppe eine so entscheidende Rolle zuweisen, läßt sich mit Gehorsam und dergleichen allein nichts anfangen. Etwas Unwägbares kommt hinzu, das über das Befolgen von Befehlen weit hinausgeht. Es ist auch gar nicht etwa so, daß der Soldat dem eroberten Gebiet gegenüber, das er als Sieger hält, gleichgültig wäre. Ich habe namentlich in Flandern ganz einfache Leute gesprochen, die sagten: Aus diesem schönen Land, in dem man so viel durchgemacht hat, soll man wieder heraus? Sie fühlen instinktiv ihre Verwandtschaft mit der vlämischen Bevölkerung und lieben den Boden, auf dem sie fechten. Aber — das Lärmen der „Schreier" zu Hause ärgert sie.

So strahlt die Stimmung der Kämpfenden der Heimat gegenüber nach zwei Seiten aus. Ich bemühe mich, ganz objektiv wiederzugeben, was ich vernommen habe. Beide Gruppen, die „Winsler" wie die „Schreier", erscheinen ihnen als störende Elemente in ihrer großen Arbeit der Tat. Man weiß, was jetzt in der üblichen Abkürzungsmethode „K. V." bedeutet: kriegsverwendungsfähig. Die Leute draußen haben sich ein Analogon zurechtgelegt, womit sie auf beide Gruppen zielen: „Die K. V.s zu Hause" — das sind die „Kriegsverlängerer". So fassen sie die „Winselnden" wie die „Schreienden" mit einem Worte zusammen. Das sind ihnen die „ewig Redenden" — im Gegensatz zu ihnen selbst, den Handelnden. Unzählige Male ist mir diese Formulierung begegnet. Hier sitzt der Angelpunkt. Das begründete Selbstbewußtsein derer, die den Kopf hinhalten, bringt den Zorn über jeden hervor, der nicht seine ganze Aufgabe darin erblickt, in Ruhe und ernster Pflichterfüllung in seinem eigenen Kreise ihnen, den Kämpfern, den Rücken zu decken.

Für die Zwistigkeiten und Redeschlachten im Innern hat der Soldat wenig Verständnis. Das alles sind ihm Angelegenheiten der Leute, welche „reden". Ich habe mich vielfach mit Männern unterhalten, die von Hause her durchaus politisch interessiert sind: es war immer die gleiche Auffassung. Das geht so weit, daß auch solche, die nach ihrer Überzeugung ganz links stehen und sozialdemokratisch organisiert sind, etwa die Angelegenheit des preußischen Wahlrechts sehr kühl behandelten. Es fielen dann Äußerungen, die ungefähr besagten: Das hätten wir, wenn wir einmal wieder zurück sind, auch schon gemacht. Es ist im besonderen Fühlen und Denken der Kämpfer draußen psychologisch begründet, daß sie selbst Dingen, die ihnen, wie man annehmen müßte, erfreulich scheinen sollten, verstimmt gegenüberstehen, weil sie von denen zu Hause ohne ihre Mitwirkung erledigt werden.

Das mag überraschend klingen. Es mag auch Ungerechtigkeiten einschließen. Aber das Heer denkt so. Und wir haben die Pflicht, uns über seine Auffassung klar zu werden; es hat Anspruch darauf. Was zugrunde liegt, ist die gesunde Empfindung: wir hätten alle miteinander nur das eine Amt, alle Kraft darauf zu sammeln, daß wir uns unserer Haut wehren und unsere gewonnenen Vorteile behaupten, bis das Gemengsel der Feinde zum Frieden bereit ist. Dazu gibt es nur ein Mittel, meint der einfache Mann: handeln, Pflicht erfüllen und Zähne zusammenbeißen, wie er selbst. So denken, nach beiden Richtungen hin, alle vorn an der Front, Soldaten und Offiziere. Denn der Unterschied zwischen Mannschaft und Vorgesetzten, im Frieden und auch im Kriege hinter der Front fühlbar, ist in der Kampflinie selbst so gut wie verschwunden. Die Leiden, Entbehrungen, Gefahren sind hier die gleichen; die Verantwortungen beim Offizier größer. Ganz abgesehen davon, daß heute auch die sozialen Unterschiede geringer geworden sind, da der Offiziersersatz weiter ausgreift, als das jemals der Fall war. Hier ist in Wahrheit eine Einheit vorhanden.

Was diese Einheit, die unser Stolz und unsere Rettung ist, von uns fordert, ist: in diesen schwersten Zeiten ganz so zu sein, wie sie selbst. Weder kleinmütig noch renommistisch. Weder klagend noch bramarbasierend. Sondern stark im Herzen, still und vertrauend im Bewußtsein unserer Siege, in allen Prüfungen, die Augen fest nur auf den einen Punkt gerichtet. Dann wird sich der Weg zum Triumphe unserer Kraft nur um so früher und um so glorreicher öffnen.



Helft mit!

(Kulturaufgaben im Osten)

Im Besatzungsgebiet Ost, soweit es zum Generalgouvernement Warschau gehört, lebten mindestens 600000 Deutsche. Meist sind es Kolonisten, also Bauern, die in der Weichselniederung und um Lodz herum sitzen. Wenn auch aus dem Landstrich östlich Plock—Szerpez—Mlawa etwa 150000 Männer, Frauen und Kinder von den Russen verschleppt und dergestalt gemordet worden sind, so bleiben doch noch nahezu 500000 Deutsche übrig, die sich einem lange ersehnten Ziele endlich nahe geführt sehn. Denn gute Deutsche sind diese Leute zumeist geblieben; sie haben nicht nur ihren lutherischen Glauben und ihre deutsche Schule, sondern auch ihre Muttersprache (schwäbischer, thüringischer, elsässischer Dialekt) treu bewahrt und gegen alle Bedränger und Bedrücker verteidigt.

Dennoch haben sie den Weg zum Deutschtum zurück noch lange nicht hinter sich. Die Jahrhunderte, die vergangen sind, seit ihre Vorväter Deutschland verließen, um sich — gleichviel jetzt aus welchen Gründen — in Polen und darüber hinaus in Rußland anzusiedeln, haben

sie vom deutschen Wesen doch in mancher Beziehung entfernt. Aber gerade dieses Gefühl, diese Erkenntnis, die jetzt, im Verkehr mit den deutschen Soldaten und Beamten, in ihnen lebendig wird, bedrückt sie. Gerade dadurch wird ihre Sehnsucht, sich wieder ganz zu uns zurückzufinden, doppelt brennend.

Lesen und schreiben können sie unsre Sprache; aber sie im Innersten verstehen, sie erleben, das können sie nicht. Kein Wunder, waren die Volksschulen unter russischem Regiment doch meist nur zweiklassig; die wenig vorgebildeten Lehrer schlecht, teilweise gar nicht besoldet; die Schulen so dünn gesät, daß rund 50 % der Kinder keinen geregelten Schulunterricht erhielten.

Das ist jetzt unter der deutschen Verwaltung anders. Die Lehrer erhalten ihr Gehalt pünktlich und reichlich, die Volksschulen sind drei-, vier-, fünf- und sogar sechsklassig. Es ist dafür gesorgt, daß jedes Kind seinen Platz in der Schule findet. Aber —

Wir haben in Deutschland emsige Leute, die trotz aller Vorbeugungsmaßregeln von seiten der Behörden immer noch Mittel und Wege finden, ihre minderwertige Ware anzubringen. Und oft genug stehen dem Vertrieb solcher Ware ernstliche Hindernisse überhaupt nicht entgegen, sei es, weil man die Minderwertigkeit nicht kennt, sei es, weil man die Tragweite des Handels unterschätzt. Hungrig nach Deutschtum stürzen sich unsere befreiten deutschen Kolonisten auf alles, was ihnen zu den Quellen deutschen Wesens zu verhelfen verspricht. Sie nehmen wahllos, was sie erlangen können, und fallen jedem Köder zum Opfer, fehlt ihnen doch die geistige Schulung, die Erfahrung, jegliches Mißtrauen und der Maßstab für den kulturellen Wert gewisser Erzeugnisse.

Hier ist denn nun die Stelle, wo deutsche Kulturkämpfer eingreifen, wo der „Türmer“ Wacht halten und auf drohende Gefahr aufmerksam machen, sie abwehren könnte und sollte.

Es ist unglaublich, was den Kolonisten — Männern, Frauen und Kindern — an „geistiger Nahrung“ bisweilen an den Hals geworfen, in die begierig ausgestreckten Hände gestopft wird. Wie gerissene oder „geschäftstüchtige Intelligenzen“ es verstehen, namentlich Bücher und dergleichen an den Mann zu bringen, die in Deutschland längst als Ladenhüter moderten, von jedem halbwegs Achtbaren daheim gemieden oder gar als Schund gebrandmarkt sind. Wie segensreich könnte da hierzulande ein von berufener Seite zweckmäßig zusammengestellter Führer durch die deutsche Literatur wirken; eine Liste von Schriften, Büchern, Bildern, wie sie sich unter den so völlig eigenartigen Verhältnissen für die Suchenden im Besatzungsgebiet eignet. Man müßte dabei berücksichtigen, daß Männer und Frauen wohl aller Alter in bezug auf ihre Stellung zum Deutschtum, in Hinsicht auf ihr Heimverlangen und Wegsuchen gar viel mit Kindern gemein haben. Darum ist es nachgerade ein Verbrechen, wenn das Mutterland diese Gutgläubigen, Ratlosen und Tastenden ohne Hilfe gewinnsüchtigen Kolporteuren, Krämern und derlei Bauernfängern überläßt. Die Gewerbefreiheit in allen Ehren, aber hier gilt's zuallererst eine große, heilige Pflicht zu erfüllen, um den sich nach den Quellen tiefsten deutschen Wesens Sehnenden bitterste Enttäuschung zu ersparen; um sie vor Verlockung und Verlust ihres Glaubens zu bewahren. Sie wollen zu uns, und es darf nicht geduldet werden, daß man sie in die platte, flache, schale, verlogene Sphäre gewisser Schundliteraten und Sudelfabrikanten mißleitet, ihre Gefühlswelt fälscht und sie, die in dieser Sache noch nicht Urteilsfähigen, die rückhaltlos Vertrauenden betrügt und um das prellt, was sie gerade hoffen und wünschen mit der ganzen Kraft ihrer Seele: um das wahre Deutschtum. Es wäre ein ungeheuerlicher Betrug und ein ungeheuerlicher Verlust für uns.

Drum scheint es hohe Zeit, daß man sich hier regt und den guten Samen auswirft in die fruchtheischenden Herzen. Gerade jetzt, wo das Bewußtsein, zum deutschen Volke zu gehören, stark in den Kolonisten erwacht, wo ihre Sehnsucht tausend Hände ausreckt, wo alle Munde ihrer Seele um Aufnahme in den Bruderkreis betteln; gerade jetzt, wo in den Alten die Erzählungen ihrer Väter von Heimat und Vergangenheit wieder lebendig werden und die

vergilbten Papierfetzlein wieder an den Tag kommen, die noch vom Einst und den Schwarzwalddörfchen und sächsischen Kleinstädten erzählen; gerade jetzt, wo die lange verheimlichte und begrabene Hoffnung wieder hoch emporblüht und der Wille sich stark und entschieden zu den Urahnen im alten Heimatland bekennt; gerade jetzt, wo allenthalben die Schulen wieder aufgetan sind und sich die Kolonisten und Stadt-Deutschen, die Weilerbauern und versprengten Blutsgenossen im ganzen östlichen Bereich zu Vereinen zusammenschließen; gerade jetzt wäre es Zeit, ihnen Goethe zu bringen und die Brüder Grimm, Kleist und Otto Ludwig, auch Hans Sachs und den tüchtigen Grimmelshausen, kurz alles, was bis in die Wurzel echt und bis ins innerste Mark gut deutsch ist allewege.

Es lassen sich Vereinsbüchereien schaffen, Schul- und öffentliche Volksbüchereien; es lassen sich Bücherverzeichnisse durch die Geistlichen, Lehrer und Verwaltungsbehörden unter die Suchenden bringen. Sie wollen sicher nichts geschenkt haben! Sie werden alles bezahlen und sich ihre Büchereien selber schaffen, — nur helfen, helfen müssen wir ihnen, und schnell, daß nicht die „Konjunkturgrößen" uns zuvorkommen und um ihres elenden Profits willen alles verderben. Unsre Würde verlangt's, unser Mitgefühl, unser Stolz, unsre Pflicht. Wir siegen auf der ganzen Linie hier an der Front; so werde denn auch dafür gesorgt, daß diese Siege Frucht tragen und allem, was deutsch ist, zum Segen werden.

Leonhard Schrickel

Karl Ernst Knodt †

Der „Waldpfarrer", wie er sich noch immer gern nannte, obwohl er sein Musenheim seit Jahren an der Bergstraße aufgeschlagen hatte, ist in diesen schönen Spätherbsttagen heimgegangen. Sein 60. Geburtstag am 6. Juni 1916 hatte ihm die Zeichen vielfältiger Zuneigung und uns einen Auslesebaud seiner Lyrik gebracht, die dazu angetan ist, sein künstlerisches Gedächtnis reiner und stärker zu erhalten, als es die allzu große Zahl seiner Lyrikbände vermöchte. Denn dieses zu leichte Schaffen, dem sich jeder Eindruck sofort in ein Gedicht verwandelte, wobei dann die künstlerische Formung und auch die Verdichtung des Erlebens zu leiden hatten, erschwerte durch die Masse des nicht völlig Ausgereiften das Auffinden des wirklich Wertvollen um so mehr, als die Mehrzahl dieser Lieder auf denselben Ton gestimmt sind, jedenfalls demselben Urgrund des Erlebens entstammen. Vielleicht war dieses allzu reiche Singen ein Gegengewicht gegen die Einsamkeit. Jedenfalls ist sein Gedicht „an den schweigenden Wald" fast wörtlich zu verstehen:

„Das große Schweigen hier in meinem Wald,
Das weckte mir die vielen kleinen Lieder.
Brach ich ein Blatt, so fühlt' ich einen Klang.
Auf jedem Lichtstrahl in den dunklen Zweigen
Lag mir ein Lied. Der Wald ward ein Gesang
Und ein Gebet das große Wälderschweigen!"

Diese Auswahl „Lichtlein sind wir" (München, Müller & Fröhlich), der auch eine gute Einführung vorangeschickt ist, birgt aber so viel des Schönen, daß dem Dichter sein Platz in der Geschichte unserer Lyrik gesichert ist.

Man wird ihn den „Dichter der Sehnsucht" nennen. „Die große Sehnsucht hat die Welt geboren", aus ihr quillt die stärkste Kraft, die „noch heute Leben schafft". Ursprung und Endziel dieser Sehnsucht ist Gott und damit das Einmünden in die Ewigkeit; sie umspannt aber auch alles Gleichgesinnte in dieser Zeitlichkeit und vermag die körperlichen Schranken so zu überwinden, daß das „Lied vom Leben mit dem Ton vom Tode" zusammenklingt.

Die Sehnsucht ist's, die ew'ge Wunder webt.
Die Sehnsucht ist's, die goldne Brücken baut
Von dunkler Erde nach dem lichten Land,
Das unsre Seele in den Sternen schaut.
Unzählige schauen, bauen mit. Schon schuf
Das Heimweh jeden Stern zum Wohnort sich,
Und wo ich suche, fühl' ich Heimatlicht.
Ein ganzer goldner Weg weist aus der Welt.
Siehst du die helle Straße nächtens nicht,
Die von den Gassen führt zum Firmament?
Sie ist die lichtgewordne Sehnsucht, ist
Die Himmelsbrücke, die der Glaube schlug
Von hier nach dort. Tief unten rauscht das Meer,
Doch trocknen Fußes kehrt das Kind nach Haus. St.



Lutherstätten in Eisleben

Mit vier Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers

Originale im Besitz des Herrn Dr. Ing. h. c. R. Francke in Eisleben
Als Postkarten bei F. C. Kind daselbst

Doktor Martin Luther wurde am 10. November des Jahres 1483 zu Eisleben geboren, wurde am nächsten, dem Martinstage, in der Petri-Pauli-Kirche daselbst getauft und kam alsbald mit seinen Eltern in das nahebei gelegene Mansfeld. Über von dort aus zu seiner Geburtsstadt etwa unterhaltene Beziehungen, auch während seiner Schul- und Studienzeit von Magdeburg, Eisenach und Erfurt aus, ist nichts bekannt. Erst für das Jahr 1515 ist ein Aufenthalt in Eisleben bezeugt, als er in seiner Eigenschaft als Augustinermönch mit Staupitz zusammen die Klöster am Südharz und damit auch das damals erst gegründete der Neustadt bei Eisleben „inspizierte". Dieser erste Besuch des Mönches Luther war für Eisleben insofern von Bedeutung, als das Neustädter Augustinerkloster durch die Empfehlung der beiden Inspizienten den aus Nürnberg gebürtigen Kaspar Güttel zum Prior erhielt, dessen Wirken vorreformatorisch und daher für den späteren Verlauf der religiösen Entwicklung grundlegend wurde. Bereits im Jahre 1518 gingen die Neustädter Mönche nach einer Beratung mit Luther auseinander bis auf einen, der nach der Ortsüberlieferung auch sein Leben im ehemaligen Kloster beschloß und noch heute im Turm der nahebei stehenden Annenkirche umgehen soll.

Luther ist danach aus verschiedenen Anlässen im ganzen 17mal nach Eisleben gekommen, an dessen Werden und Gedeihen er aus persönlicher Neigung und auf Einladung der Mansfelder Grafen innigsten Anteil nahm. Die große Mehrzahl der Besucher Eislebens, denen diese Stadt eben nur als Geburts- und Sterbestätte des Reformators flüchtiges Interesse abnötigt, laufen zu ihrem eigenen Schaden an der Tatsache vorüber, daß das Wesentliche an Luthers Wirken doch eben zwischen den beiden an sich belanglosen Lutherhäusern liegt, daß dieses für Eisleben und das Mansfelder Land Wesentliche sich an die ganze Stadt mit ihren überaus zahlreichen Denkmälern jener Zeit bindet, und daß ferner die Persönlichkeit des Reformators sich in diesen örtlichen Erinnerungen in einem andern Lichte und andern, nicht geringeren Ausmaßen als etwa in Wittenberg, in Eisenach, in Worms und Speier spiegelt. Ganz im Gegensatz zu der oft gemachten Wahrnehmung, daß der Prophet im eigenen Vaterlande nichts gilt, erstand dem Mansfelder Bergmannssohn im Mansfelder Grafenhause eine begeisterte Stütze, die bei der damals bedeutenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung der



Mitglieder dieses Hauses von großer Bedeutung war. Der Begründer der Neustadt, Graf Albrecht VII. von Mansfeld, führte schon im Jahre 1521 den evangelischen Gottesdienst an der von ihm erbauten Annenkirche ein, während selbst ein so hartnäckiger Gegner der Reformation wie Graf Hoyer VI. zu den ausgesprochenen Bewunderern Luthers gehörte. Auf das Urteil Luthers einigten sich die in wirtschaftlichen Fragen sich heftig bekämpfenden und in viele Zweige geteilten Linien des Grafenhauses trotz ihrer verschiedenen Stellungnahme zum Geisteskampf der Zeit, Luthers Rat wurde schriftlich und persönlich eingeholt, und bekanntlich wurde ein Erbfolgestreit zwischen den Grafen die Veranlassung zur letzten Reise, die der Reformator im Frühjahr 1546 von Wittenberg nach Eisleben unternahm, wo er am 10. Februar noch kurzem Krankenlager und nach einigermaßen glücklicher Beendigung der Streitigkeiten, die er schlichten sollte, starb.

Es ist doch ein schönes Zeugnis für die Persönlichkeitsgeltung Luthers, daß die widerstrebenden Interessen der Mansfelder Grafen sich nach dem Rate eines Mannes einigten, dessen geistige Wirkung und dessen geistliche nicht den Wünschen einzelner hervorragender Mitglieder dieses Grafenhauses entsprach. Selbstverständlich war Luthers Wirken in Eisleben neben seiner juristischen Beanspruchung durch die Patronatsherrschaft seelsorgerisch und auf geistige Besserung des Volkes hauptsächlich bedacht, welcher Tätigkeit u. a. das heutige Königliche Luthergymnasium seine Grundlage verdankt. Von seinen Predigten in Eisleben sind die vier letzten seines Lebens in ihrem heißen Bemühen um die Veredelung von Seele und Sitte geradezu berühmt geworden, und seine letzte Ordination ist in zeitgenössischer Darstellung, wenn auch in der Wiedergabe der Örtlichkeit unzutreffend, der Nachwelt erhalten.

Aus vorstehenden Andeutungen erhellt, daß die Erinnerung an D. Martin Luther in Eisleben sich nur zum kleinsten Teile an die heutigen „Lutherhäuser“ bindet, daß sie vielmehr mit dem Stadtbilde in seiner Gesamtheit untrennbar verflochten ist. Lutherstätte im weiteren Sinne ist da alles, was sich an Denkmälern aus Luthers Zeit auch ohne den Vorzug einer bezeugten persönlichen Berührung erhalten hat. Diese Denkmäler aber sind nicht nur ihrer zufälligen zeitgeschichtlichen Stellung halber von Interesse, sondern auch als gleichsam architektonische Darstellung jener Zeitumstände, aus denen sich das Auftreten und die Wirkung eines Luther doch auch verstehen. Die „geistliche“ Reformation war nicht, wie die Jahrzehnte nach Luther gezeigt haben, der ausschließliche Zweck, sie war eine Folgeerscheinung der allgemeinen „geistigen“ Umordnung der Deutschen, die mit dem kulturgeschichtlichen Begriff „Renaissance“ zwar allgemein erfaßt, mit der Vokabel als solcher aber irreführend bezeichnet ist.

Weder Wittenberg noch Eisenach noch Worms und andere Lutherstädte vermögen jene geistige Umordnung so lebhaft zu erläutern, als das in zahllosen Denkmälern erhaltene Eisleben der Lutherzeit. Ich kann des Raumes wegen hier nicht ins einzelne gehen und verweise den interessierten Leser auf mein Buch „Aus Luthers Heimat“ (Jena, bei Eugen Diederichs, mit 84 Abbildungen nach Federzeichnungen des Verf.; broschiert 5 ℳ, in Leinenband 6,50 ℳ), in dem ich den Versuch gemacht habe, der Persönlichkeit Luthers einen zeitgenössisch-architektonischen Rahmen zu geben.

Dieser Rahmen ist durch zwei zufällige ortsgeschichtliche Begebenheiten zeitlich bestimmt, durch den Brand von 1498, der das mittelalterliche Eisleben mitsamt dem nur in den massiven Umfassungen stehengebliebenen Luthergeburtshause vernichtete, und dem Brande von 1601, der das groß und reich gewordene Eisleben der Reformation und der Renaissance bis wiederum auf seine steinerne Architektur in Schutt und Asche legte. Zwar bietet Eisleben heute noch vom Hutberge aus im großen und ganzen das Bild, das Merian von der lutherzeitlichen Stadt gezeichnet hat, zwar ist dieses Stadtbild von dem hoch über die Altstadt aufragenden „Stadtgraben“ aus gesehen ganz romantisch-mittelalterlich, da ja auch verheerende Brände an der Führung der Straßenzüge und der Stellung der Gebäude zueinander nichts zu ändern vermochten, aber es wird in Dachformen und den auf die Ferne entscheidenden Turmhelmen

doch als Bild des 17. Jahrhunderts charakterisiert. Sobald aber der Besucher in die massive Zone der Erdgeschosse und der Monumentalbauten kommt, als da sind Rathaus, Kirchen und alte Amtsgebäude, sobald er die Sandsteinschmuckstücke auch einzelner Bürgerhäuser betrachtet, steht er vollkommen im Banne der Lutherzeit.

Nicht so sehr freilich ist dies der Fall beim ersten Herantreten an Luthers Geburtshaus. War das Haus in der ersten Feuersbrunst von 1498 so völlig ausgebrannt, daß nur die Um-

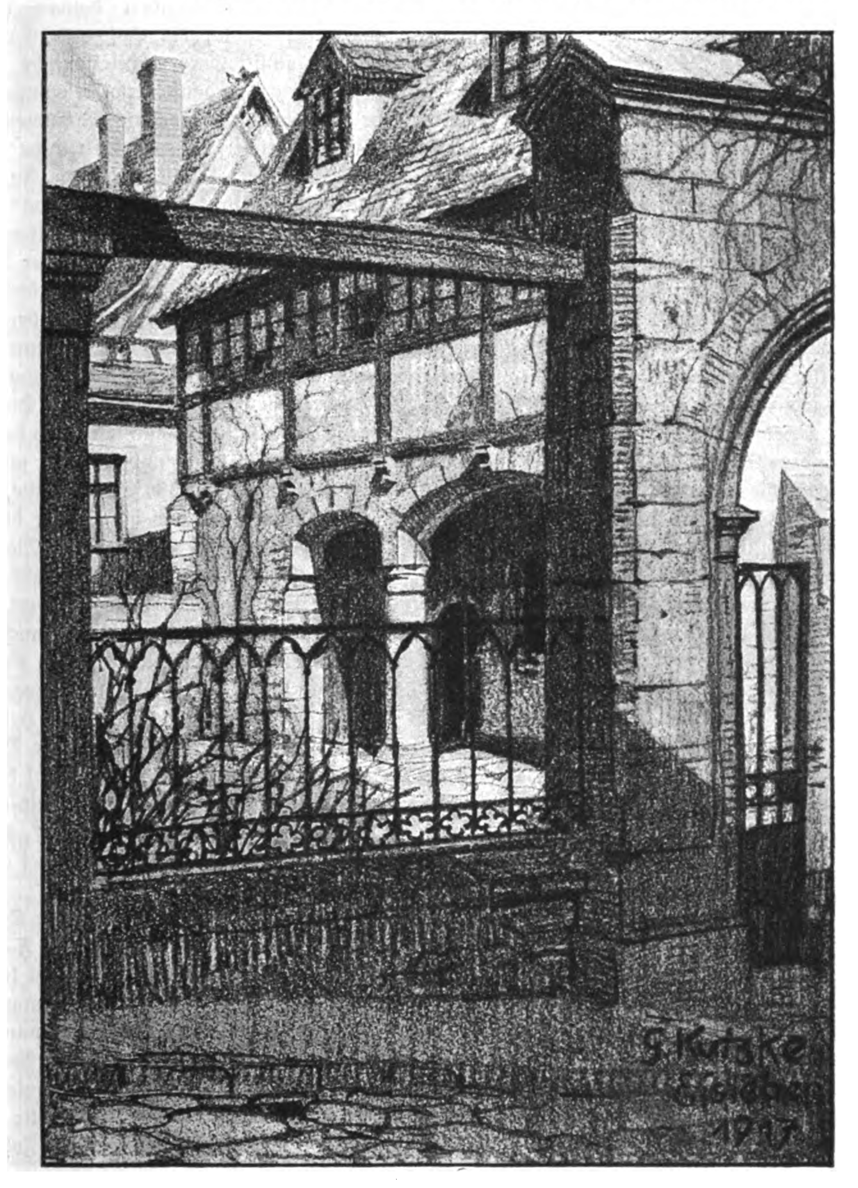


Abb. 1. Luthers Geburtshaus in Eisleben, vom Hofe aus

fassungen des Erdgeschosses noch bestanden, war es bei dem Stadtbrande von 1601 infolge der aufopfernden Betätigung der Bürgerschaft unversehrt geblieben, so ist es im Jahre 1689 doch wiederum in Feuersnot gekommen und wohl wiederum in allem Holzwerk mit Ausnahme einer über der Tür hängenden Bildnistafel D. Martin Luthers vernichtet worden. Die im Jahre 1817 auf Veranlassung Friedrich Wilhelms III. bewirkte Neuinstandsetzung des Hauses hat an die überlieferte Raumteilung nicht gerührt, nur daß ein über der Straßentür befindliches Sandsteinrelief von schwerfälligen Barockformen damals nicht gerade sehr glücklich erneuert worden ist. Die Sandsteinpergola, die Hof und Garten umzieht und die malerische Hofseite des Gebäudes in unmittelbare architektonische Beziehung zu dem 1819 eingeweihten Lutherschulgebäude setzt, verdankt jener Neuinstandsetzung ihr Entstehen. An ihr Vorhandensein bindet sich der ausgesprochene Monumentalcharakter dieser Stätte, der durch die aus dem Hintergrund herüberschauende Petrikirche eine gewisse behaglich-großartige Note erhält. Vgl. die Abb. 1 und 2. Stellt auch diese Anlage eine Neuschöpfung dar, ist auch die in den sechziger Jahren bewirkte „Wiederherstellung" der Hofseite des Hauses mit den gefasten Fachwerkhölzern in der „Form an sich" anfechtbar, so gibt es doch schlechthin nichts Feineres als diesen Hof. Frei von künstlerisch-antiquarischer Aufmachung, nur nach dem Grundsatz der Würde ordnet sich das Bild, in der schlichten Herrichtung von 1817 ein Denkmal der dankbaren Verehrung, die an dieser Stätte stärker denn anderswo ins Bewußtsein redet. Es ist für mein Empfinden auch der große Vorzug des Gebäudeinneren, daß es klar und sachlich den Eindruck des Hauses vermittelt, wie es als „Bau an sich" zur Lutherzeit unzweifelhaft bestanden hat. Die Teilung des Inneren in eine große, von der Straße nach dem Hofe durchreichende Diele und zwei von dieser aus zugängliche Raumteile, von denen der nach dem Hofe zu befindliche durch eine weitere Scheidewand in Küche und Kammer unterschieden ist, die Ecktreppe in der Diele, die im Obergeschoß zunächst in eine jetzt verglaste, bei den älteren Eisleber Häusern jedoch offene Galerie ausläuft, von der aus die Räume dieses Geschosses zugänglich sind, die verschiedene tektonische Behandlung des Hauses als Massivbau im Erdgeschoß und Fachwerk in den Obergeschossen entspricht so völlig dem ortsüblichen Durchschnitt, daß wir in diesem Gebäude ein mittelalterliches Wohnhaus in Typenform besitzen. Dieser überwiegend architektonische Denkmalwert der Lutherstätte setzt sich auch in einem wesentlichen Teile der Ausstattung, in den vom Alten Friedhof stammenden Grabgemälden insofern fort, als das Eisleben der Lutherzeit die Örtlichkeit der Bilder abgegeben hat. In der wundervollen Darstellung der Stadt auf dem im Jahre 1561 gefertigten Heidelbergischen Grabgemälde bietet sich dem Beschauer der weitere Rahmen für die örtliche Wirksamkeit des Mannes, der in diesem Hause seinen Ausgang genommen hat. In den fünf hochwertigen, bis sieben Quadratmeter großen Gemälden finden sich außer der Örtlichkeit auch persönliche Darstellungen des Reformators, so seine schon erwähnte „letzte Ordination", Darstellungen freilich, die, etwa zehn bis fünfzehn Jahre nach seinem Tode entstanden, bei aller Bildnistreue dennoch recht unbekümmert vorgetragen sind.

Wem aus solcher Umgebung, wem aus der Betrachtung solcher zeitgenössischer Denkmäler nicht eine lebendige Erinnerung an D. Martin Luther erwächst, wer also nicht die Fähigkeit hat, aus architektonischer Umwelt ein geistiges Erlebnis zu folgern, der wird für jetzt kaum voll befriedigt von dem Hause scheiden. Denn nicht nur fehlt — gottlob — das sogenannte stilgemäße Mobiliar, es gehen auch die als „echte" Stücke ausgegebenen Teile der knappen Ausstattung, der berühmte holzgeschnitzte Lutherschwan und der Ofen, nach meiner Ansicht nur bis auf das Jahr 1689 zurück, als nach dem schon erwähnten Brande eine Freischule für arme Kinder im Hause eingerichtet wurde, die 1817 ihr eigenes Heim erhielt. Ich halte den Schwan für ein Schulmeisterpult, das in Erinnerung an die bekannte Prophezeiung des Johannes Hus als ein Symbol gebildet worden sein mag.

In diesem Jahre nun sind die ersten Schritte unternommen worden, um Luthers

Geburtshaus in Fortsetzung der in den genannten Gemälden vorhandenen Erinnerungen mit weiteren Urkunden schriftlicher und dekorativer Art auszustatten. Es sind dafür die lichten und angenehm proportionierten Räume des Obergeschosses bereits eingerichtet und auch die Mittel zur Verfügung, um würdige Erwerbungen zu ermöglichen. Eine stattliche Anzahl von Lutherdrucken und Luthermünzen füllen schon jetzt die Schaukästen und Schränke, auch befinden sich unter den Handschriften so wertvolle Stücke, daß das Geburtshaus in seiner neuen Eigenschaft als Luthermuseum nach dessen für den 10. November zu erwartenden Eröffnung eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges zu werden verspricht.

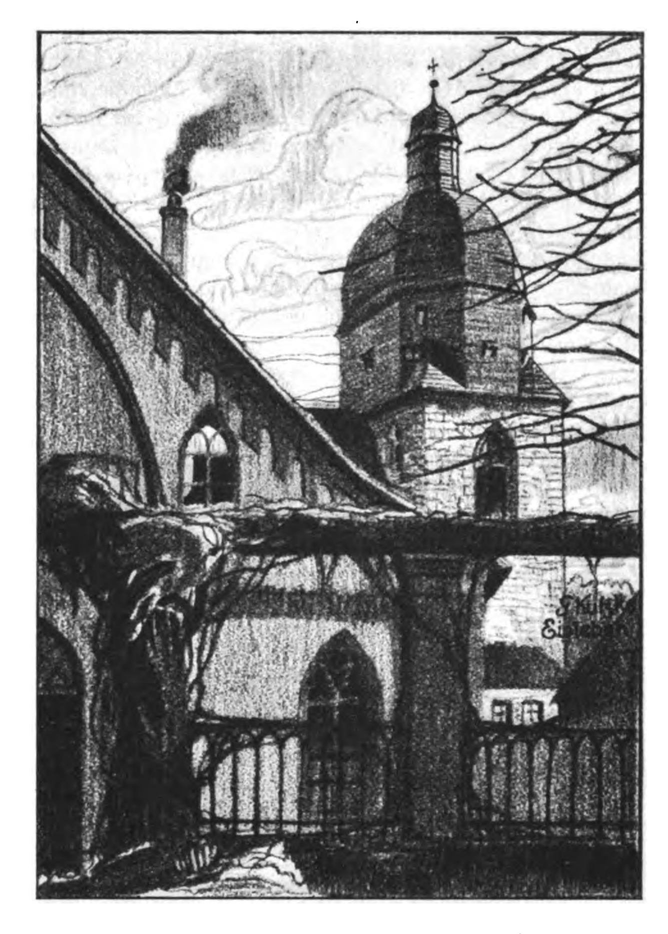


Abb. 2. Die Petrikirche in Eisleben und Lutherschule von Luthers Geburtshaus aus

Nicht so eindringlich als im Geburtshause werden wir in der nahebei stehenden Petrikirche, der Taufkirche Luthers, an diesen erinnert. Denn als Zeugen des Taufaktes sind uns nur die im jetzigen Taufstein enthaltenen Trümmerstücke des alten überliefert, auch ist der Taufraum in der heutigen Taufkapelle im Turm zwar mit hoher Wahrscheinlichkeit zu vermuten, aber nicht historisch nachweisbar. Denn die Kirche befand sich in den Jahren 1447 bis 1513 in völliger Erweiterung, so daß für die Taufzeit Luthers nur das untere Turmgeschoß als bereits nutzbarer Bauteil angesprochen werden darf. Die Kirche im ganzen ist ein schönes Beispiel der spätmittelalterlichen Bauweise. Ihre Raumverhältnisse, ihre Gewölbe vermögen den Besucher auch ohne die Verbindung mit Luther zu fesseln, zumal sie in so klassischer Abgeklärtheit der Maße und der Werkleistung in den anderen Kirchen der Stadt nicht zu finden sind.

Völlig anderen Geist atmet die erst im Jahre 1514 zugleich mit dem Augustinerkloster der Neustadt gegründete Annenkirche, die als erste evangelische der Grafschaft und als erstes Denkmal einer wirklichen Betätigung des Reformators besondere Geltung, als Denkmal der ersten Renaissance in dieser Gegend und überhaupt als bauliches Kuriosum ihre ganz besonderen Reize hat. D. Martin Luther freilich hat die eigentlich merkwürdige Entwicklung dieser Kirche nicht erlebt, da der im Jahre 1516 vollendete Altarraum bis zum Jahre 1560 etwa der einzige Teil der Kirche blieb, ein Zustand, der im Merianschen Stich und auch in dem erwähn-

ten Heidelbergischen Gemälde klar zur Darstellung gekommen ist. Erstklassige Zeugnisse der Lutherzeit aber besitzt diese Kirche in den jetzt in der Turmkapelle befindlichen Glasmalereitafeln der Jahre 1514—16, in denen uns die Bildnisse einiger Stifter der Kirche und damit zum Teil bekannter Beschützer der Reformation in der wundervollen Malart und Farbe jener Zeit erhalten sind. Dem schon erwähnten tätigen Freunde Luthers und leidenschaftlichen Protestanten Graf Albrecht VII. von Mansfeld, dessen Andenken als ruhmvoller Verteidiger Magdeburgs im Schmalkaldischen Kriege ein altes Liedlein feiert, ist im Glasmalereiporträt ein kostbares Denkmal erhalten. Ihn als Begründer der Neustadt und der Kirche samt dem Augustinerkloster ehrt zudem der ganze Bau, über dessen weitere Merkwürdigkeiten mein Buch „Aus Luthers Heimat" ausführliche Nachrichten enthält. Er war es, der nach dem Stadtbrande von 1498 als Erster an die Erbauung eines monumentalen Hauses ging, indem er sich im Jahre 1500 in dem heutigen Bergamt eine stattliche Wohnstätte am sogenannten Marktberge errichtete. Er hat auch zweifellos die reformatorische Wirksamkeit seines Klosterpriors Güttel gestützt, der sich im Zusammengehen mit den wenigen Mönchen als einer der ersten von der Kutte befreite.

Das Neustädter Kloster steht als Hauptgebäude heute noch so, wie es die ältesten Darstellungen zeigen, ein stattlicher Massivbau sächsischer Art mit fein profilierten Fenstergewänden und mit guterhaltenen spätgotischen Holzdecken im Obergeschoß. Das Erdgeschoß ist nach außen hin und auch in der Raumteilung völlig umgeändert, doch lassen die Nischen im heutigen Gemeindesaal und die Werkstücke der Hofseite deutlich die Ansätze zum Kreuzgang erkennen, der als solcher vielleicht nicht mehr zur Ausführung gekommen war. Besonders charakterisiert ist das Bauwerk durch die sehr wirkungsvollen Fachwerkgiebel fränkischer Art, die mit einem Alter von vierhundert Jahren zu den ältesten deutschen Fachwerken immerhin schon zählen. Abb. 3.

Abb. 3. Die Annenkirche zu Eisleben, die erste evangelische der Grafschaft mit ehemaligem Augustinerkloster

Ein Zeugnis Güttels besitzt die sogenannte „Kronenkirche", das ist die kreuzgangähnliche Halle auf dem Alten Friedhof, die nach einer in ihr befindlichen Sandstein-

inschrift durch Güttel, damals Pfarrer an der Andreaskirche, im Jahre 1533 geweiht worden ist. Aus diesem Bauwerk stammen die im Luthergeburtshause befindlichen Grabgemälde, die in Verbindung mit Sandsteinepitaphien der Lutherzeit und späteren Grabdenkmälern verschiedenster Stile ein außerordentliches Kulturdenkmal bedeuten. Sind die Schätze dieser sogenannten Kronenkirche auch in der Zahl beschränkt und der Art nach im einzelnen keine besonderen Leistungen, so vermittelt uns doch ihre Gesamtheit einen lebhaften Eindruck von den treibenden Kräften der deutschen Renaissance. Es kann gar nicht genug auf den Umstand hingewiesen werden, daß die Formen jener ersten Renaissance der Umwelt Luthers das charakteristische Gepräge verleihen, daß also gar kein Grund vorhanden ist, die Ausdrucksformen der heutigen evangelischen Kirche in der Gotik etwa zu suchen, in einer Stilart also, aus der die Künstlerschaft der Lutherzeit mit allen Verstandes- und Gemütskräften herausstrebte. Das erscheint mir wesentlich für unsere Vorstellung von jener Zeit und auch für den modernen evangelischen Kirchenbau, ohne daß ich damit einer „historischen" oder sogenannt „stilgerechten" Richtung das Wort reden möchte. Von praktischer Bedeutung wird die an den Eisleber Lutherstätten als mit ganz bestimmten Beispielen zu belegende Erkenntnis, sobald es sich um Wiederherstellung lutherzeitlicher Baudenkmale handelt. Die Andreas- und die Annenkirche zu Eisleben sind erst kürzlich im Sinne jener frühdeutschen Renaissance ausgemalt worden, in jener brav lutherischen Art also, die sonderbarerweise von der Mehrzahl der Theologen noch immer als „unkirchlich" abgelehnt wird.



Abb. 4. Luthers Sterbehaus in Eisleben, Hofansicht

Gerade in den Kunstschätzen der Andreaskirche, in der D. Martin Luther so oft und noch kurz vor seinem Tode amtiert und gepredigt hat, und besonders in dem 1541 geschaffenen Grabdenkmal des letzten katholischen Grafen Hoyer VI. von Mansfeld zeigt sich die neue Zeit, zeigt sich die Renaissance. Hoyers Grabtumba, mit der in voller Lebensgröße in Bronze gegossenen Figur des Toten und den eigenartigen Ecksäulen ist als ein Glanzstück der sächsischen Frührenaissance wiederholt besprochen worden und neuerdings Gegenstand

eifriger kunsthistorischer Untersuchungen gewesen. Zwar ist die Kanzel, von der Luther gepredigt hat, und die bis auf diesen Tag, von einigen dekorativen Zutaten der Barockzeit abgesehen, im ursprünglichen Bestande erhalten ist, als eine Erstellung der Zeit nach dem großen Brande von 1498 noch durchaus gotisch-mittelalterlich, aber schon in dem berühmten Kanzelbehang liegt neuere Art. Es wäre interessant, einmal festzustellen, welche unter den mannigfachen Lutherkanzeln sich noch wirklich wie die in Andreas zu Eisleben als lutherzeitlich erweisen lassen. Immerhin hat auch die Eisleber Kanzel ihre Schicksale gehabt, worüber ich in Nr. 11 der „Zeitschr. f. Denkmalpflege" einen eingehenden Bericht veröffentlicht habe. Infolge der im Jahre 1670 am nächststehenden Pfeiler bewirkten Aufstellung einer zweiten, eigentlichen Gebrauchskanzel, bis 1876 nur bei festlicher Gelegenheit benützt, dient sie heute wieder in vollem Umfang der Predigt und bietet sich nach der im Jahre 1911 erfolgten Anbringung eines Baldachinfrieses mit alten Engelsfiguren am Kanzelpfeiler zudem als ein Kunstwerk von selten glücklicher Harmonie dem Beschauer dar.

Der Gelegenheit, die Luther zu seiner letzten Reise nach Eisleben rief, hatte ich bereits gedacht. Die Verhandlungen mit den Grafen wurden in dem der Andreaskirche gegenüberliegenden Drachstedtschen Hause, und zwar in dessen Seitenflügel geführt, während Luther im Oberstock des Vorderhauses wohnte. Die Ortsüberlieferung bezeichnet die vordere kleine Kammer als Luthers Schlafgemach und spricht das große Zimmer als den Raum an, in dem der große Mann am 18. Februar 1546 seine Seele ausgehaucht hat.

Das Haus entspricht, vom Seitenflügel und dem Fehlen der Hofgalerie abgesehen, im Grundriß dem Geburtshause, doch ist es bis zur Dachtraufe in Bruchstein erbaut, welchem Umstande wir seine Erhaltung bei dem großen Brande von 1601 verdanken. Die schönen Holzdecken im Obergeschoß entsprechen denen des Augustinerklosters, sind also noch ohne Zweifel lutherzeitlich. Sonst ist das Haus durch und durch erneuert und im Innern in einem ganz andern Geiste als das Geburtshaus hergerichtet worden. Tätige Lutherverehrung stattete die Räume aus Anlaß des Lutherjubiläums von 1883 mit „stilgerechten" Möbeln in Nürnberger Art aus, kunstgewerbliche Vorlagemöbel, die dem Besucher einen altertümlichen Wohnungseindruck vermitteln sollen, leider aber auch Veranlassung zu dem üblichen Theater einer Fremdenverkehrs-Sehenswürdigkeit geben. Um es zu betonen: bis auf weniges Kleingerät, das, wie ein Trinkglas, ein Stundenglas und ein paar Folianten, wenigstens altertümlich ist, hat kein Stück des Hauses irgendwelchen urkundlichen Wert. Die Möbel sind modern, die Gemälde sind gute Kopien. Soweit mit dieser Ausstattung der Versuch gemacht ist, dem Besucher ein Wohnhaus der Lutherzeit anschaulich vorzuführen, mag der Zweck die Mittel entschuldigen. Durch die im Sterbezimmer bewirkte Unterbringung eines für die Raumabstände eines Museums berechneten Großgemäldes von Pape, „Luther auf dem Sterbebette", wird der Wohncharakter des Hauses durch ein fremdes Moment verdrängt. Es wird ein „lebendes Bild" gestellt, das in seiner Zusammenführung der Personen unhistorisch, in seiner historisierenden Bestimmung nicht eigentlich künstlerisch ist. Die notwendige „Umordnung" des Hauses und Rückführung in einen Zustand schlichter Sachlichkeit war seitens der zuständigen Behörde bereits beschlossen, ist infolge des Kriegszustandes jedoch noch nicht zur Durchführung gekommen. Sie wird sich im wesentlichen auf dekorative Maßnahmen beschränken, da eine bauliche Wiederherstellung des Urzustandes auch den stattlichen Rauchfang, der beiden Lutherhäusern heute fehlt, die einstige Raumeinteilung namentlich des Obergeschosses jedoch wesentlich bestimmte, wieder aufzugreifen hätte. Wirklich lutherzeitlich ist die schöne Hofansicht, Abb. 4, sofern man sie von dem Standpunkt aus betrachtet, von dem aus die Zeichnung aufgenommen ist. Die andere Seite des Hofes wird durch die hochansteigende Giebelmauer eines modernen Warenhauses leider übel entstellt. Die neuere Zeit hat den Luthererinnerungen in Eisleben nicht ganz das tätige Verständnis früherer Jahrhunderte, in denen sich auch unscheinbare Möbelstücke und Kleingegenstände lutherischen Gebrauches von Generation zu Generation vererbten, dargebracht,

sonst wäre wohl jener Giebelbau und das Verschwinden dieses Gerätes zu verhindern gewesen. Es steht zu hoffen, daß der erfolgverheißende Weg, der in der Ausstattung des Geburtshauses bereits beschritten ist, auch für die Gesundung des Sterbehauses gefunden werden möchte, um die Theaterluft, die nun einmal den feinfühligen Besucher dieser Lutherstätte schreckt, durch eine reinere zu ersetzen.

Georg Kutzke



Lutherdichtungen

Die Persönlichkeit Luthers, der wunderbare Mensch, der dem ganzen deutschen Volke gehören müßte, wäre uns zuerst durch eine starke Dichtung zu erobern. Die Forschung wird das ebenso wenig vermögen wie die bildende Kunst. In dieser ist die Gestalt Luthers so fest umrissen als die des kampffrohen, im Bewußtsein seines Rechttuns selbstsicheren Reformators, daß sich zu wenige Züge bieten, die ins allmähliche Werden, ins mühsame Erringen dieser Kraft hineinführen. Die zahlreichen Bilder aber, die uns Luther in verschiedenen Lebenslagen vorführen, sei es bei den großen öffentlichen Auftritten, sei es im engeren Kreise der Freunde oder seines Hauses, würden wohl auch, wenn sie von stärkeren Meistern geschaffen wären, uns nicht über den inneren Zwiespalt hinweghelfen, unter dem wir immer leiden, wenn große geschichtliche Persönlichkeiten in ein intimes Verhältnis mit uns gebracht werden sollen. Das ist nur dem einen Menzel mit Friedrich dem Großen geglückt, und vielleicht gerade deshalb, weil er auch in der kleinsten Zeichnung immer noch den Abstand zwischen seinem Helden und dem Beschauer wahrt, so daß auch im Kreise der Freunde wie als unter der Last des Schicksals fast zusammenbrechender Mensch, Menzels Friedrich ein Einziger bleibt.

Erschwerend kommt hinzu, daß kaum ein Mensch es fertigbringt, Luther aus der vorreformatorischen Zeit heraus anzusehen. Luther war doch immerhin kein jugendlicher Stürmer mehr, als er die Welt in Brand setzte, sondern ein reifer, in sich fertiger Mensch. Es ist aber immer das Werdende, woran wir anderen uns anklammern, mit dem wir selber werden können. Und so sieht auch derjenige, der sich von jeder konfessionellen Voreingenommenheit freigemacht hat, sobald er zu Luther hintritt, hauptsächlich das gewordene Werk. Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat sich mit Erfolg bemüht, Luther aus der einseitig kirchlichen Entwicklung geschickt in die des allgemeinen Geisteslebens einzustellen und so Luther als Vertreter des deutschen Idealismus an eine Stelle zu heben, zu der auch der Nichtprotestant gelangen kann. Beschäftigt man sich eingehend mit Luther selbst, so fällt jenes für den Menschen der Gegenwart schwer zu überwindende Hindernis einer vorwiegend dogmatischen Einstellung. Luthers „Glaube" ist so innerlich, so persönlich, daß jeder religiöse Mensch sich zu diesem Grundbegriffe bekennen kann. Aber 400 Jahre geschichtlicher Entwicklung schieben sich für fast jeden Deutschen vor diese rein persönliche Bekanntschaft mit Luther. Sein Tun ist von so ungeheurer Wirkung gewesen, daß es begreiflich ist, wenn wir noch heute mehr diese Wirkung sehen als die Tat, geschweige denn den Täter. Vielleicht liegt es daran, daß niemals ein genialer Mensch in solchem Maße Verkörperung eines vorhandenen Volkswillens war wie Luther, so daß er nicht, wie fast immer das Genie, ein Neues brachte, sondern das aussprach und vollzog, was als innerste nicht nur gefühlte, sondern bereits erkannte Sehnsucht in Millionen lebte. Man nimmt eine solche „Erlösung" an, ohne zu forschen, wie es nun diesem einen Menschen möglich wurde, zur Tat werden zu lassen, wozu in Millionen der Wille, aber nicht die Kraft vorhanden war.

Fast möchte man sagen, die Tat stellt sich zwischen ihren Urheber und uns. Man kann überall die Beobachtung machen, daß auch der orthodoxe Lutheraner zum Menschen Luther



nicht jenes Verhältnis der Liebe, der geradezu persönlichen Verbundenheit hat, wie es Tausende zu Bismarck oder Goethe, Mozart, Wagner und anderen Genies besitzen. Dabei ist dieser Luther gerade als Mensch so außerordentlich liebenswert, und ist von allen denen, die ihm wirklich nahekamen, aufrichtig geliebt worden. Aber der Heutige geht mit einer gewissen Scheu, die nicht bloß Ehrfurcht ist, um Luther herum. Ich glaube, es liegt daran, daß die intime Kenntnis Luthers erst zu der Zeit einsetzt, als er seine Reformationstat bereits vollbracht hat. Da ist er der „Wahrheitsbesitzer", der seinen Glauben so sicher innehat, daß es für ihn als Mensch gar keine schweren Lebensprobleme mehr zu geben scheint. Mit einer ganz unbegreiflichen Sicherheit geht er seinen Weg durch die aufgewühlte Welt. Er trägt seinen Gott in sich, und so kann ihn nichts beirren. Daß er ein Kämpfer sondergleichen war, daß er sich unter unsäglichen Qualen zu dieser Sicherheit durchgerungen hatte und sie immer wieder verteidigen mußte gegen die Anfechtungen mannigfaltigster Art, die ihm als Ausgeburten der Hölle erschienen, das sagt er uns selbst oft genug. Aber diese Kämpfe hat er hinter verschlossenen Türen abgemacht, und keiner war ihr Zeuge. Wir sehen ihn immer nur als Sieger, ja man möchte ein anderes Wort haben, das gar nicht an einen vorangehenden Kampf gemahnt. Daß aber die erste Lebenshälfte Luthers überhaupt nur eine solche Zeit des Kampfes gewesen, vergessen wir allzu leicht. Es ist aber immer der Ringende, dem unsere Liebe zuteil wird, und dem Sieger, dem Triumphator, jauchzen unsere Herzen nur dann zu, wenn wir wissen und fühlen, daß er durch den Kampf hindurchgegangen ist, wenn er zuvor der Bedräute war. Nicht umsonst ist aus Luthers Leben, das so viele weltgeschichtliche Auftritte und Lagen zeigt, wie kaum das eines anderen Menschen, eigentlich nur ein Auftritt auf dem Wormser Reichstag zu einem inneren Besitz unseres Volkes geworden. Da, wo das Mönchlein seinen schweren Gang tut, wo der eine einzige Mensch gegenübersteht der ganzen Welt; wo ihn noch einmal Bangen und Zagen ankommt, bis er sich dann emporreckt zu der aller irdischen Macht entrückten Größe: „Hier stehe ich, — ich kann nicht anders." Man kann noch heute keinen der Berichte über diesen Wormser Reichstag lesen, ohne zu fühlen, wie die ganze deutsche Welt damals bebte und gespannt war, wie dieser Zweikampf ausgehen würde. In Wirklichkeit sind für Luther noch oft solche kritische Stunden gekommen, in denen er zu sich selber sprechen mußte: „Hier stehe ich, — ich kann nicht anders"; seine ganze Entwicklung bis zum Thesenanschlag zeigt ihn immer wieder in diesem Kampf gegen äußere und innere Kräfte, die ihm ein anderes als das Bessere und Wertvollere hinstellen; — daß er dann doch den von seinem Inneren ihm gewiesenen Weg geht, ist ein großartiges Bild eines moralischen Fausttums, vor dem es einem unbegreiflich ist, daß sich nicht zahlreiche Dichter um seine Gestaltung gemüht haben.

Auch dazu wirkt sicher eine gewisse Scheu mit, eine Befangenheit in der von Kindesbeinen aufgenommenen einseitigen Vorstellung vom Kirchenmann Luther. Auch die jetzige Reformationsgedenkfeier hat uns keine Lutherdichtung gebracht, die das bisherige Verhältnis wesentlich verschöbe. Es ist ja auch natürlich, daß ein äußerer Anlaß eine derartig innerlich bedingte Wandlung nicht hervorrufen kann; eher, daß wir in den nächsten Jahren sie als Wirkung der durch die jetzige Feier bewirkten eindringlicheren Beschäftigung mit Luther erhalten werden. Und so hat Friedrich Lienhards „Luther auf der Wartburg" auch jetzt noch am meisten von diesem Werden des Menschen Luther, gerade weil die Dichtung nur eine kleine Spanne aus Luthers Leben herausgreift, während der er von den äußeren Wirkungen seiner Tat in der Welt zurückgezogen ist. Es müßte eigentlich gerade einer Natur wie Lienhard liegen, die innere Entwicklung Luthers uns nahezubringen. Ich glaube allerdings kaum, daß es im Drama möglich ist, das seiner Natur nach immer zum Formen des äußeren Geschehens drängt. Vielleicht daß eine lose Folge von Einzelszenen in der Art von Gobineaus „Renaissance" am ehesten zum Ziele führen würde, nur daß der Dichter der naheliegenden Versuchung widerstehen müßte, ein Gesamtbild der Reformation geben zu wollen. Der feine Heinrich von Stein aus dem Bayreuther Kreise mag wohl an derartiges gedacht haben; seine



Szene „Luther im Jahre 1545“ gehört zum Wertvollsten, was die Dichtung zur Erkenntnis der Persönlichkeit des Reformators beigetragen hat.

Ein Gesamtbild Luthers im Drama hat Adolf Bartels versucht: „Martin Luther. Eine dramatische Trilogie“ (München, Callwey; 4 M). Eigentlich handelt es sich um zwei fünfaktige Dramen: „Der junge Luther“ und „Der Reformator“, zwischen die als Zwischenspiel „der Reichstag zu Worms“ eingeschoben ist. In der Vorrede sagt Bartels: „Überhaupt empfinde ich es sehr klar, daß zur Behandlung des Luther-Stoffes eigentlich ein dramatisches Genie gehörte. Aber ich hoffe, daß dieses, wenn es einmal kommt, nicht gerade verächtlich auf meine Arbeit herabblicken wird.“ Das wird es sicher nicht tun, denn es ist die sehr ernste Arbeit eines Mannes von ungewöhnlich starkem Geschichtsempfinden, der gerade darum auch ein strenges Verantwortungsgefühl gegenüber den Vorgängen und Persönlichkeiten der Geschichte besitzt. Bartels sieht nach meinem Gefühl mit Recht in der Geschichte nicht einen Materialienvorrat, mit dem der Dichter nach Belieben schalten darf, sondern er hat jene Auffassung, der Michelangelo auf anderem Gebiete einmal dahin Ausdruck gab, daß eigentlich in jedem Steine ein Kunstwerk eingeschlossen sei, das der Künstler in ihm zuerst erblicken müsse, bevor er hingeht, es herauszulösen. Das Geschehen der Weltgeschichte ist in sich wenigstens von derselben Logik und doch vermutlich von einer größeren „Notwendigkeit“ erfüllt, als ein Geschehen, das ein einzelner sich zurechtphantasiert. Der einzelne soll also, wenn es ihn selber drängt, einen Vorgang nach seiner Erfindung zu gestalten, dazu nicht Ereignisse und Personen benutzen, die in der Entwicklung des Lebens der Menschheit eine bestimmte Aufgabe erfüllt haben; sondern wenn er sich solchen zuwendet, so geschieht es, weil er das Drama in der Geschichte erkannt hat, und er hat es nun herauszulösen. Natürlich hat er da das Recht der Verdichtung, dazu ist er eben Dichter. Aber es ist eigentlich Vermessenheit, die subjektive Willkür eines Einzelmenschen uns als „wahrer“ und logischer aufreden zu wollen, als es das wirkliche Geschehen war. So hält sich denn Bartels ganz treu an die Geschichte und erlaubt sich nur Verdichtungen des Geschehens und schärfere Profilierungen der Nebengestalten.

In dem oben angeführten Satz seines Vorwortes liegt bei allem Selbstbewußtsein auch der Verzicht auf vollgültige Lösung der schweren Aufgabe. In manchem freilich hätte nach meiner Überzeugung Bartels bei der ihm angeborenen dichterischen Kraft mehr geben können; vor allem in der Sprache. Der „historische Sachstil“, den er anstrebt, bedingt nicht diese Nüchternheit des Ausdrucks; wenn man in Jamben schreibt, so verzichtet man damit auf die alltägliche Umgangssprache. Manche Wendung kann geradezu der Wirkung gefährlich werden, so, um nur ein Beispiel anzuführen, gleich in den ersten Zeilen, wenn der junge Luther zu seinem Vater sagt: „Ich seh's ungern, Eu'r Reiten durch die Nacht, sie ist nun einmal keines Menschen Freund.“ Ein derartiges Vorzitat Goethes durfte ein so strenger Kritiker wie Bartels weder absichtlich noch unabsichtlich stehen lassen.

Die Handlung setzt ein in einem Wirtshaus vor Erfurt, in dem Luther mit seinen Freunden die ruhmreich erworbene Magisterwürde feiern will. Luthers Reinheit im Denken und Fühlen bewährt sich gegen die geistigen Verlockungen des Humanismus wie gegen die körperlichen der sündigen Schönheit des Weibes. Der Haß gegen die Sünde und die Bezähmung seiner selber zeigen sich in unerbittlicher Strenge. Sehr geschickt zeigt Bartels die Strömungen der Zeit im Humanismus, der die gelehrte Welt dem Volke immer mehr entfremdet und die feineren Geister der alten Kirche über deren Versinken in Formelhaftigkeit hinwegtäuscht, so daß nun der stumpfe Aberglaube und äußerliche Kirchendienst um so ungehemmter sich vorbereiten. Daneben lernen wir die aufgewühlten Empfindungen des bedrückten Volkes kennen. Auf Luther wirkt das alles um so stärker ein, als zum Ringen des Geistes der Kampf mit den Sinnen kommt. Die Lockung zur weltlichen Macht offenbart ihm ihre Gefahren im Empörertum seines Hausherrn, und während er selbst die ihm nachstellende sündige Liebe eines schönen Weibes überwindet, fällt das von ihm um seiner Rein-

heit willen geliebte Mädchen den Verführungskünsten seines Freundes zum Opfer. Dadurch kommt es zum Zweikampf, der durch den Eingriff des Himmels entschieden wird: Luthers Gegner fällt durch den Blitzschlag. Der Himmel selber hat gesprochen, da Luther die Stimme seines Gewissens, die ihm den Zweikampf verbot, aus Selbstsucht überhört hat. So endigt das Drama im Entschluß, ins Kloster zu gehen, den er den Freunden und in viel schwererem Ringen dem Vater gegenüber durchsetzt. Er geht ins Kloster, weil er der Überzeugung ist, in der Welt zugrunde zu gehen.

Das Zwischenspiel bringt in sehr lebendigen Bildern die Vorgänge beim Reichstage in Worms.

Der dritte Teil spielt in den Jahren 1522—1525. Den ersten Akt füllt der lebhafte Kampf um „das reine Wort" mit den verschiedenen Gruppen der Zwickauer, der Bilderstürmer und Karlsstadts. Der zweite Akt zeigt uns die Kräfte, die die neuen Kämpfe heraufbeschwören. Dasselbe Weib, das einst durch ihre sinnliche Schönheit um den Besitz des leiblichen Luther warb, naht jetzt als Versucherin des geistigen Luther, indem sie ihm gewissermaßen die Liebe des niederen Volkes anbietet, des geknechteten und zurückgestoßenen, das ihm zu eigen sein wird, sobald er danach greift. Luther bleibt standhaft wie einst, und so verbündet sich diese Frau mit den Aufrührern Münzer und Karlstadt. Eine gewisse Erheiterung kommt ins Ganze durch die Befreiung der Nonnen aus dem Kloster Nimbschen.

Der dritte und vierte Akt zeigen uns Luther in einem doppelten Kampfe, der für ihn wie für die Sache die Katastrophe bringen könnte. Es ist vom Dichter geschickt erfaßt, wie für Luther der unbedingte Glaube an sein inneres Muß als einzige Richtschnur seines Handelns persönliche Stärkung bedeutet und zugleich der Sache den Sieg bringt. So ersteht Luther vor uns selbst immer deutlicher als Verkörperung der Reformation. Die beiden Akte sind ziemlich parallel gebaut. Die ersten Szenen gelten beide Male der Vermählung Luthers. Im dritten Akt geht der Gedanke von den Frauen aus, die um sein leibliches Wohl besorgt, ihn in bessere Obhut bringen wollen. Hier weist er den Plan aus geistigen Gründen noch von sich. Im vierten Akt ist es Luther selbst, der gerade um seiner geistigen Ruhe willen nach der Ehe verlangt. Er bedarf des friedevollen Hauses zum Ausruhen für den Kampf gegen die sturmbewegte Welt. Ohne daß es ausgesprochen wird, ersteht vor uns die Familie als Kraftquelle auch des hochragendsten Menschen. Es ist durchaus berechtigt, wenn dieser Gedanke so in den Mittelpunkt gerückt wird, da er eine der stärksten Errungenschaften der Reformation darstellt. Und es ist auch sehr bezeichnend, daß Luther den Plan, sich zu vermählen, gegen seine treuesten Anhänger verteidigen muß, die noch in Vorstellungen der Vergangenheit befangen sind, oder nur die nächsten praktischen Wirkungen, nicht aber das Grundsätzliche sehen. Andererseits ist es für den Trotz des Bauernsohnes bezeichnend, daß er den Entschluß in dem Augenblicke faßt, als vielfacher Abfall von ihm droht. Münzer, der Bauernaufwiegler, den er im dritten Akte in persönlichem Gespräch nicht nur geistig, sondern auch beinah seelisch bezwungen, ist drohend herangewachsen, und bis in Luthers nächste Nähe greift der Einfluß des verführerischen Freiheitsgedankens. Einst als Jüngling hat sich Luther vor den Lockungen zur Sinneslust und weltlichen Machtgier durch die Flucht ins Kloster zu retten versucht, jetzt überwindet er diese beiden größten Lockungen der Welt durch die positive Tat. Die Ehe ist ihm heilig, darum schließt er sie, trotzdem seine Gegner ihn darum der Fleischeslust zeihen werden, und die Lockung, dadurch zum Herrn Deutschlands zu werden, daß er sich an die Spitze des Bauernaufruhrs stellt, überwindet er durch die persönliche Unterordnung unter die gottgewollte Obrigkeit und das Wagnis seines ganzen Lebenswerkes in der Bekämpfung des Aufruhrs. Er, der Mann des friedlichen Wortes, heischt am Schlusse des vierten Aktes von seinem Fürsten die blutige Tat! „Tötet sie, sonst schlägt der Aufruhr bis zum Himmel auf!"

Der fünfte Akt bringt dann zunächst die Vernichtung der Bauern um Münzer, dann die Vermählung mit Katharina von Bora und so den Abschluß des Ganzen. Die Rückkehr

jenes Weibes, die dem jungen Luther einst als Verführerin nahte, dann den Mann in den Bauernaufruhr hineinzuzerren suchte, gibt Luther noch einmal Gelegenheit, sein Lebensbekenntnis abzulegen. Er nimmt das vergossene Blut der Bauern auf sich. Wie er gehandelt hat, tat er es auf Geheiß des Herrn. Daß er so tat wider den Rat der Umwelt und auch gegen den eigenen Herzenswunsch, aus dem Gefühl der Pflicht heraus, ist sein Trost und sein Stolz, ist ihm aber auch verpflichtende Erkenntnis für die Zukunft. Das geistige und körperliche Reich des neuen Deutschland ist nicht auf einmal zu erstellen. Das Haus muß langsam von Grund auf gebaut werden, und ein jeder muß an seinem Teile dazu mitarbeiten.

„Das Evangelium soll hinein ins Leben,
Und in dem eigenen Hause wollen wir
Beginnen und den sichern Grund uns legen.
Wie Mann und Weib, die Eltern und die Kinder,
Wie Herrn und Knechte, Pfarrer und Gemeinde,
Lehrer und Schüler, Fürst und Untertan
In Zukunft christlich-züchtig leben sollen,
Vom Morgen bis zum Abend, durch das Jahr,
In froher Jugend wie im trüben Alter,
Das wollen wir auf Grund des Evangeliums
Die Deutschen lehren und durch unser Beispiel
Bestätigen, ob wir gleich Sünder sind,
Doch im Gebet und tapfern Sinnes ringend.
Die Welt umstürzen und dann neu erbau'n
Mag Kön'ge und Rebellen locken — wir,
Wir wollen pflügen, auch den schwersten Boden,
Und eggen, säen dann und fleißig jäten — —
Die Ernte steht bei Gott, und sie ist sein!“

Es ist um eine gewisse Nüchternheit nicht herumzukommen, wenn, wie hier, nicht die äußerlich große Tat zum Siege führt, sondern die langsame Entwicklung. Aber ich glaube, daß gerade auf der Bühne in einer starken Verkörperung dieses Mannes Luther als des sicheren Felsens in den brandenden Wogen diese besondere Art von Heldentum überzeugender zur Geltung kommen würde, als es beim Lesen des Buches geschieht. Und so ist es sehr zu begrüßen, daß von einem geschickten Theatertechniker, Albert Koehler, eine Bearbeitung der Bartelschen Luther-Dichtung erschienen ist, die die umfangreiche Trilogie zu einem abendfüllenden Stück zusammenfaßt. (München, Callwey, 2 M.) Wer unsere heutigen Theaterverhältnisse kennt, wird sich freilich übertriebenen Hoffnungen nicht hingeben. Man sieht gerade an einem solchen Falle, wie dringend notwendig eine Organisation der Theaterbesucher ist, durch die es möglich wäre, sich vom Theater die Stücke zu erzwingen, nach denen es einem innerlich verlangt. Denn es ist doch ganz selbstverständlich, daß dem protestantischen Teile des deutschen Volkes ein inneres Bedürfnis erfüllt würde, wenn ihm Luther in dieser lebenstreuen Gestaltung nahegebracht würde.

Weniger für die Bühne berechnet, obwohl an sich theatralisch viel einfacher, ist Hans von Wolzogens Dichtung „Luther auf der Koburg“ (Berlin, Verlagsanstalt für vaterländische Geschichte und Kunst; 2 M). Die im Buch immerhin einige sechzig Seiten füllende Dichtung zeigt bezeichnenderweise nicht einmal die Einteilung in Akte und Szenen. In der Tat könnte sie sehr gut die getreue Wiedergabe einiger Stunden aus Luthers Leben auf der Koburg sein, in jenem Jahre 1530, als er hier in Verborgenheit den Ausgang des Augsburger Reichstags abwartete. Von einer äußeren Handlung ist kaum die Rede, und wir erhalten mehr eine dialogisierte Darstellung von Luthers „Glauben“. Die geistige Klarheit,

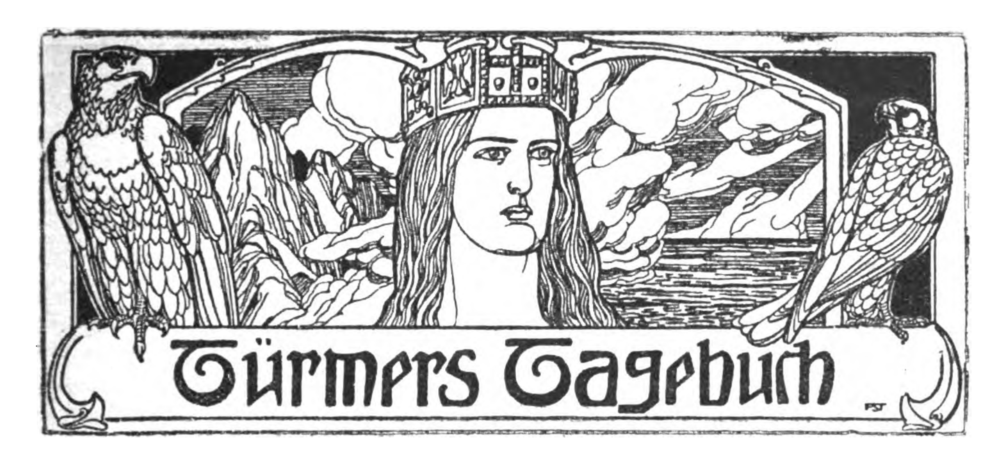
sittliche Einfachheit und — man verzeihe den Ausdruck — irdische Brauchbarkeit bei allem über die enge Zeitlichkeit hinausreichenden Idealismus, zeigt sich in natürlicher Aussprache mit einfachen Menschenkindern, mit dem überflüssigerweise etwas karikiert gesehenen katholischen Mönch und mit einseitiger gearteten Anhängern Luthers. Die sprachliche Färbung der Zeit ist geschickt gewahrt. Die von feinem Empfinden und eindringendem Verstehen der Persönlichkeit Luthers zeugende Arbeit verdient aufmerksam gelesen zu werden.

Man muß, wie wir es bei Operntexten ja immer noch gewohnt sind, beträchtlich herabsteigen, wenn man in dieser Umgebung auf die „dramatische Dichtung zu einem volkstümlichen musikalischen Bühnenspiel" zu sprechen kommen will, als welche Alban Schnabel seinen Dreiakter „Katharina von Bora" bezeichnet (Stollberg i. E., Alban Schnabels Buchhandlung; 2 ℳ). Heinrich Büttner hat die Musik dazu geschrieben. Die ersten Aufzüge führen uns in das Kloster Nimbschen und zeigen uns die „Verschwörung" der der neuen Lehre ergebenen Nonnen, ihre Bestrafung durch die Äbtissin und die Befreiung durch den Kaufmann Leonhard Koppe aus Torgau. Der dritte Akt bringt dann reichlich idyllisch die Verlobung Luthers mit Katharina von Bora. Da sehr viel mit Chören, Liedern und vor allem Melodramen gearbeitet wird, hört sich manches bei der Aufführung sicher besser an, als es sich im Buche liest, und für Liebhaberaufführungen während der jetzigen Festzeit kann das Stückchen empfohlen werden.

Schade, daß Wilhelm Kotzde sich nicht für den schlicht-realistischen „Sachstil" entschieden hat, dessen gutes Recht für das Drama Bartels im Vorwort seiner Dichtung verkündet. Seine Dichtung, „Die Wittenbergisch Nachtigall" (Stuttgart, J. F. Steinkopf; geb. 6 ℳ), wäre dann ein ohne Vorbehalt zu empfehlendes Buch geworden. Jetzt fällt — wenigstens mir — auf die Dauer die mit O!- und Ach!-Ausrufen und -Fragen gespickte Sprache auf die Nerven. Es ist, als ob ein Mensch fortwährend einen Ton über seiner natürlichen Stimmlage spreche. Doch gewöhnt man sich auch daran und wird von den wertvollen Kräften des Buches dauernd gefesselt. Die Absicht Kotzdes war, die gewaltige Tat Luthers uns dadurch nahezubringen, daß er uns zeigt, wie nichts in dem unendlich mannigfachen Geschehen des dritten Jahrzehntes im 16. Jahrhundert ohne Beziehung zu Luther ist. In fünf Teilen ziehen 47 Bilder an unsern Augen vorüber. Der Schauplatz dieser Bilder ist einmal Spanien, ein andermal die Niederlande, sonst die verschiedenen Teile Deutschlands. Kotzde erwirbt sich zunächst das eine große Verdienst, den Menschen von heute die unendliche Vielfältigkeit der Bewegtheit des deutschen Lebens zur Reformationszeit eindringlich vor Augen zu führen. Wir stehen so recht auf der Grenzscheide zwischen Mittelalter und Neuzeit, und die mannigfachen geistigen und sozialen Bewegungen, die bunt gemischten Lebensformen absterbender und aufstrebender Stände, die Gegensätze zwischen einsamem Bauerngehöft, Dorf, kleiner und großer Stadt, Bauernhütte, Bürgerhaus, Ritterburg und Schloß sind kräftig herausgearbeitet. Auch die Phantastik der Zeit, ihre Abenteuerlust neben behäbiger Sicherheit des bürgerlich satten Daseins, treten uns nahe. Und es ist nun mit hervorragendem technischem Geschick der tiefempfundenen Wahrheit Ausdruck verschafft, daß die Tat und die Persönlichkeit Luthers nach oben und unten überallhin in diese Welt eingreift. Bedeutsam wird als Gegenspieler gegen Luther Karl V. herausgearbeitet. Ich wundere mich gerade deshalb, daß es Kotzde nicht gereizt hat, wenigstens noch einige Bilder aus der späteren Zeit hinzuzufügen. Ich möchte die Hoffnung hegen, daß der Dichter noch einmal zu einer Umarbeitung kommt, bei der er sich von dem jetzt zu einseitig angeschlagenen „festzeitlichen" Tone frei macht. Sein Buch würde dann zu den wertvollsten geschichtlichen Romanen der letzten Jahrzehnte gehören.

Karl Storck





Der Krieg

So weit wären wir nun gekommen, so weit, daß ein deutscher Geschichtsprofessor, Friedrich Meinecke, es unternehmen kann, in der „Frankfurter Zeitung“ das deutsche Volk zu beschwören, es möge nicht verzagen an der Erreichung seines erhabenen Kriegszieles, nämlich des Kriegszieles — *Elsaß-Lothringen behalten zu dürfen!* Die Verwirrung der Geister feiert Orgien, sagt die „Deutsche Zeitung“, und sie sagt nicht zuviel. „Wolken wohlriechenden Weihrauchs läßt der Herr Professor steigen zum Preise des ‚geborenen Staatsmannes‘ Kühlmann, der mit seinem Wort über das Elsaß als einziges Friedenshindernis das Kernproblem des Krieges enthüllt habe. Und mit Staunen und mit Grauen erfährt der Leser, der aus Gründen der Berufserfüllung zum Weiterlesen verurteilt ist und nicht im ersten Aufwallen des Unwillens das Blatt zur Seite legen kann, daß wir diesen Krieg überhaupt nur um Elsaß-Lothringen geführt haben, daß wir gewußt haben: noch einmal müssen wir um seinen Besitz fechten, daß wir also sozusagen — es wird von dem Professor der Geschichte an deutschen Universitäten nicht ausdrücklich gesagt — noch ein spätes Sühneopfer zu bringen haben für unser Eingreifen in die Weltgeschichte vor 46 Jahren.

Es ist kaum zu glauben und dennoch Tatsache: Friedrich Meinecke fühlt sich im Innersten als warmherziger Patriot und Erfüller hehrer vaterländischer Pflicht, daß er dem deutschen Volke in breiter Form auseinandersetzt, warum es vier lange Jahre gekämpft, geblutet, gedarbt und gehungert hat, auf drei Kontinenten seiner Söhne Beste hat sterben sehen, um schließlich von den Feinden, unüberwindbar, siegreich allerwärts, zu erhalten — was es längst besitzt. Einzig von der Behauptung des Reichslandes hängt nach Meinecke der zukünftige Dauerfriede Europas ab. Es gibt am Ende und gab am Anfang dieses entsetzlichen Ringens keine andere Frage, kein weiteres Problem als das des ferneren Schicksals deutschen Landes.

Wir haben, darüber ist nicht mehr zu streiten, eine Elsaß-Psychose. Woher, wird noch aufzuzeigen sein. Wir haben sie seit genau drei Monaten. Und Herr v. Kühlmann ist ihr auch nicht entgangen, konnte ihr nicht entgehen, da sie aus dem

feindlichen Ausland zu uns herüberkam und er nach dem unverdächtigen Urteil seiner ausländischen Freunde die besondere Gabe hat, den Regungen der ausländischen und insonderheit der englischen Politik den Puls zu fühlen. Aber wie immer dem sei, und bei dem Mindestmaß an Vertrauen, das wir, leider, dem Leiter unserer auswärtigen Politik nur entgegenbringen können, Herr Professor Meinecke hat doch sogar seine Stellungnahme und seine Äußerungen etwas gar — er möge das harte Wort verzeihen — subaltern aufgefaßt. Bei aller Bescheidenheit, die Herrn v. Kühlmann als Anhänger der Juniorpolitik gegenüber dem Senior England eignet: er wird doch wohl auf der Friedenskonferenz noch andere Probleme als der Lösung harrend anerkennen als einzig die Erlangung der gütigen Erlaubnis, deutsches, in deutschem Besitz befindliches Land gnädigst behalten zu dürfen.

Woher nun stammt die Verwirrung der Geister, die selbst Professoren der Geschichte Selbsterlebtes vergessen läßt? Seit wann und von wem ist die elsässische Frage zum ‚Kernpunkt‘ des Krieges gemacht worden? Seit wann redet die ganze Welt von einer Selbstverständlichkeit und abgetanen Sache als von einem zu lösenden Problem? Am 18. Juli 1917 — Vorabend der Friedensentschließung des Reichstags — wurde an dieser Stelle vorausgesagt, was seitdem in drei Monaten zu immer traurigerer Wahrheit wurde:

‚In der Erklärung heißt es: Der Reichstag erstrebt einen Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker. Mit einem solchen Frieden sind erzwungene Gebietserwerbungen und politische, wirtschaftliche und finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar.

In diesem Satze ruht eine Gefahr von unabsehbarer Tragweite. Er denunziert und infamiert das große Werk Bismarcks: er legitimiert alle Bestrebungen unserer Feinde gegen die territorialen und finanziellen Errungenschaften des Frankfurter und des Nikolsburger Friedens. Er gefährdet die Stellung des Deutschen Reiches bei den künftigen Friedensverhandlungen in heute gar nicht abzuschätzender Weise.‘

Drei kurze Monate haben genügt, um diese Verwüstungen, in geistiger und tatsächlicher Beziehung, in vollem Umfange zur Auswirkung kommen zu lassen. Die Mißachtung der alten Mahnung, den Gegner nicht für dümmer zu halten, als man selbst ist, hat sich am Deutschen Reichstag, hat sich an der deutschen Regierung, die sich mit einem zwirnsfadendünnen Vorbehalt auf den Boden der Entschließung stellte, an allen Anhängern und Verfechtern dieses politischen Harakiri furchtbar gerächt. Von diesem Augenblick an kämpft England nicht mehr für Belgien und die Freiheit der kleinen Nationen, sondern für Elsaß-Lothringen. Mit einem Schein von Rechtsgründen, der aus dem Bau am Königsplatz stammt. Der Kitt, der die Risse in der Entente verklebte, ward dort gerührt. Und auf den Schlachtfeldern Flanderns fließt seitdem neben dem englischen französisches Blut in Strömen, nicht für Belgien, nicht für Brügge und Gent, Brüssel und Lüttich, nein: für Straßburg und Metz. ‚Elsaß-Lothringen‘ lautet das neue Feldgeschrei der Entente, bei den Franzosen aus Überzeugung, bei den Briten aus Berechnung. Der Deutsche Reichstag hat ihnen das Tauschobjekt gezeigt, mit dem sie Belgien wiederzugewinnen hoffen. Und

die Unterstützung der englischen Berechnung kam aus Deutschland selbst. ‚Geborene Staatsmänner' stehen auf und Geschichtsprofessoren, nicht um gegen diese Fälschung zeitgenössischer Geschichte Einsprache zu erheben, die elsaß-lothringische Frage ins Nichts zurückzuschleudern als wesenloses Gespenst, die sie ist, als Scharlatanerie, sondern um die Unterschiebung anzunehmen, dem Gespenst Blut einzupumpen, ein ‚Problem', den ‚Kernpunkt' des Krieges aus ihm zu machen, kurz sich aufzuführen wie weiland Quichotte vor den Weinschläuchen.

Und unübertreffliche Ungeschicklichkeit bringt es zuwege, in dieser Zeit, da die Luft mit dem elsaß-lothringischen ‚Problem' außenpolitisch bereits gesättigt ist, auch noch die innere Zukunft des Reichslandes zur Erörterung zu stellen. Also daß den Feinden auch noch die Handhabe geboten wird, in innerpolitische Verhältnisse des Deutschen Reiches hineinzureden. Gesteht doch Herr Ebert auf dem sozialdemokratischen Parteitage den französischen Sozialisten zu, daß sie sich in der Tat erst mit einem republikanischen Elsaß-Lothringen abzufinden brauchten.

So gibt man dem Auslande die Tips zu politischen Fälschungen, nimmt sie willig aus seinen Händen entgegen, richtet einen Popanz auf, gegen den man tapfer und mit zähneknirschender Entschlossenheit zu Felde zieht, und bildet sich ein, man habe mit seiner Vernichtung einen Weltkrieg und den ewigen Frieden Europas gewonnen. Stellt sich auf die Bühne des Weltgeschehens und ruft emphatisch sein ‚Niemals', hält für vaterländische Pflichterfüllung, wenn man über Selbstverständlichkeiten Hunderte von Quadratkilometern unschuldigen weißen Papiers bedruckt und über dem Verlangen nach jenem das Notwendige in Grund und Boden verdammt. Blindheit, die nicht sieht, wie sie in selbstgestellte, vom Feinde mit Lockspeise versehene Falle tappt. Tatsachen sind nichts mehr, Worte alles. Mit Tatsachen macht man Geschichte, in Belgien, im Osten, von Riga bis zum Schwarzen Meer, von Monastir bis Galatz, in Armenien und Syrien. Mit Worten fälscht man sie — in Elsaß-Lothringen. Ein Vorgang ohne Beispiel: ein Volk, das seine Zukunft aus Erz und Blut errichtet, und das sie mit Worten zunichte macht. Damit die englische Überhebung recht behalte, die schon vor vier Jahren wußte, daß Deutschland die Schlachten gewinnt, England aber den Krieg. Und Reinecke Fuchs verläßt zufrieden lächelnd den Schauplatz seines Siegs."

Man versetze sich doch, so wird der „Deutschen Tageszeitung" von süddeutscher Seite geschrieben, „in die Lage eines Engländers, der in seiner Zeitung liest, daß die Kühlmannsche Erklärung, Deutschland denke nicht daran, etwas von Elsaß-Lothringen abzutreten, mit großem Beifall aufgenommen worden ist. In welcher Verfassung müssen nach seiner Ansicht die Vertreter eines Volkes sein, die bejubeln, daß sie etwas behalten sollen, was die Väter zurückeroberten. Über die Mängel dieser Verfassung hören wir leider sehr wenig.

Wüßte der wirkliche Kenner Deutschlands nicht, daß Volk und Parlament — wie das Bismarck in Konfliktszeiten mit Erfolg feststellte — derzeit zwei ganz verschieden denkende Faktoren des öffentlichen Lebens sind, so müßte selbst er glauben, daß Deutschland am Ende seiner Kräfte steht.

Wer aber kennt in England die deutschen Verhältnisse genau? Kaum einer. Und so wirken die deutschen Staatsmänner zusammen mit den derzeitigen Volksvertretern kriegsverlängernd, und eine neutrale Macht nach der anderen fällt von uns ab, weil wir zwar den Mut zum Siegen, aber nicht den Stolz des Siegers haben. Fand nicht ein deutscher Dichter das Wort: ‚Und wenn ihr euch nur selbst vertraut, vertrauen euch die anderen Seelen'? Von deutschem Selbstvertrauen bemerkt man aber in den offiziellen Äußerungen der deutschen Zivilstellen, abgesehen von billigen Phrasen, herzlich wenig.

Hierzu noch etwas anderes. Herr v. Kühlmann hat mit Emphase betont, daß von den Reichslanden nichts abgetreten werden soll. Wer das liest, denkt sofort: Wie steht es denn mit Belgien? Hat man hierauf — und in welcher Form? — schon verzichtet? Wissen denn die Herren der Wilhelmstraße nicht, warum England derzeit Hunderttausende in Flandern in den Tod schickt? Würde es das tun, wenn es auf die deutsch-belgischen Andeutungen eingehen würde? Wissen sie nicht, daß Antwerpen von Le Havre bis zur holländischen Küste der einzig gute Hafen ist, der zudem der Themsemündung gegenüberliegt, und daß der deutsche Besitz Belgiens oder jedenfalls dessen militärische Beherrschung Europa für immer von der englischen Gefahr befreit? Wissen sie nichts von dem Brief, den 1813 Lord Bathurst an Wellington schrieb, und der folgende Worte enthielt: ‚Unser großes Ziel ist Antwerpen. Lord Castlereagh ist ermächtigt worden zu erklären, daß wir keine unserer Eroberungen aufgeben, es sei denn, daß Antwerpen französischer Verfügung entzogen wird. Es bedeutet dies sozusagen die conditio sine qua non für unseren Beitritt zum Frieden ...'

Damals war Frankreich die vorherrschende Macht des europäischen Festlandes, heute ist es Deutschland. Man braucht nur in den Brieftext an Stelle von ‚französisch' das Wort ‚deutsch' zu setzen, um zu glauben, der Brief sei heute geschrieben als Auftakt zur Friedenskonferenz über diesen Krieg. Was aber hat England aus dem neutralen Belgien gemacht? Die Kanonen, die jetzt in Flandern Deutschland verteidigen, sind laute Ankläger Englands, und zu Hunderttausenden liegen stumme deutsche Ankläger in der Erde. Die lauten wie die stummen Anklagen, scheinen aber viele deutsche Ohren immer noch nicht zu erreichen.

Soviel zu den deutschen Reden. Nun aber zu den Handlungen, und zwar den Handlungen außerhalb der deutschen Kampflinien. Darüber hat sich nämlich der Reichstag nicht unterhalten.

Wie wir im Reichstag nichts über die Behandlung der Iren hörten, so hörten wir nichts darüber, daß vor kurzem die Entente, vor allem Amerika, die neutralen, in seinen Häfen liegenden Schiffe beschlagnahmte, allein von Holland nahezu 500 000 Tonnen. Hat man denn für den Krieg selbst im deutschen Parlament keine Zeit übrig und fragt man nicht, wie es geschehen konnte, daß unsere Nachbarn sich allmählich ihre Schiffe durch die Entente abnehmen lassen durften? Theoretisch macht man zwar in Berlin Politik, die praktische Politik scheint man jedoch darüber zu vergessen und nicht minder, daß Deutschland — zwar nicht weit vom Frieden — aber noch sehr weit von einem brauchbaren Frieden ist.

Hat nicht England kürzlich Herrn Hevins, einen der heftigsten Verteidiger der Tarifreform und der Vorzugszölle, zum Unterstaatssekretär für die Kolonien ernannt? Hat es nicht Angebote gemacht, wichtige Rohstoffe gewisser Kolonien bis Ende 1918 aufzukaufen? Weist nicht das Wort: wer Sieger oder Besiegter ist, zeige sich erst in 5—10 Jahren, auf die enormen wirtschaftlichen Gefahren hin, denen Deutschland entgegengeht? Glaubt Herr v. Kühlmann, der so tapfer dem — Frieden zusteuert, daß England und seine Verbündeten heute schon bereit sind, Deutschland mit den Rohstoffen zu versorgen, die es dringend braucht, um seine Industrie in Gang zu bringen, und an denen jene selbst Mangel leiden?

Unsere Feinde bereiten sich auf die Friedenszeit, wir bereiten nur den Friedensschluß vor, wobei wir vergessen, daß wir die wirtschaftlich schwächere Lage nur durch eine verstärkte militärische Stellung auszugleichen vermögen. Dabei unterlassen wir, unser Volk aufzuklären, daß dieser Kampf nicht ein Kampf um Deutschlands Grenzen, sondern um Deutschlands wirtschaftliche Existenz ist, und daß ein Friede, der uns nicht vor einer Wiederholung eines solchen Kampfes sichert und uns nicht den Bezug von Rohstoffen — nicht den Erwerb von Gebieten, die erst in Jahrzehnten Rohstoffe zu erzeugen vermögen — ermöglicht, selbst durch den außerordentlichen deutschen Fleiß nicht erträglich gestaltet werden kann.

Als Sieger wird Deutschland alle Demütigungen des Besiegten durchzumachen haben, wenn nicht bald eine andere Luft in Berlin weht."

Das ist es, was uns not tut wie das liebe Leben: andere Luft. Woher soll die aber ins Land oder gar in den Bau am Berliner Königsplatz kommen, wenn nicht durch zielbewußte, aufopfernde, unermüdliche Aufklärung? Nichts konnte uns diesen furchtbaren, gefährlichen Notstand, der dadurch nicht harmloser wird, daß die Harmlosen ihn nicht empfinden, krasser und schmerzlicher vor Augen führen, als die letzten Reichstagsverhandlungen. „Die politische Instinktlosigkeit des Reichstages", wird in den „Alldeutschen Blättern" treffend ausgeführt, „hat sich wieder in überraschender Weise gezeigt. Der Gegensatz des Geistes, der in seiner Mehrheit lebt, zum Geist des Heeres ist offenkundig geworden. Unklarheit und Gespaltenheit hat sich als Grundwesen der Regierung enthüllt, die in dem Staatssekretär des Auswärtigen ein unheilvolles Element Bethmannscher Prägung enthält. Die Verhandlungen haben jedem, der lesen kann und der einen lückenlosen, möglichst getreuen Bericht in Händen hat, gezeigt, daß die Sache des starken Friedens und ihre Vertreter Trümpfe in Händen haben, gegen die niemand aufkommen kann, wenn eine verantwortungsbewußte, mutige Regierung sie zu nutzen gewillt ist. In der Sache, in der unbefangen erblickten Wirklichkeit liegt unsere Stärke; die der Gegner liegt in dem Nebel und Dunst vermeintlich politischer, in Wahrheit personen- und parteitaktischer Künste und Praktiken, die im wesentlichen darauf hinauslaufen, schwarz für weiß zu erklären und ein X für ein U vorzutäuschen. Daß die Wahrheit unaufhaltsam auf dem Marsche ist, und daß ihre schlichte Logik, wenn der Krieg irgendwie ein für Deutschland er-

freuliches Ende nimmt, die bewußt oder unbewußt landesschädliche Haltung unserer inneren Gegner enthüllen muß, die Überzeugung, daß eine Aufklärung, die von militärischer Seite in das Volk getragen wird, für ihren Standpunkt vernichtend sein muß, hat unsere Widersacher zur Wehr getrieben. Wir müssen die von dem Abgeordneten Dittmann vorgetragene, einem großen Teil des Volks leider verschwiegene Gleichsetzung von ‚Militär‘ und ‚alldeutsch‘ als unverdiente Ehrung abweisen. Es muß auch von uns aufs schärfste abgelehnt werden, die Oberste Heeresleitung in den Staub des so unerquicklichen politischen Kampfes zu ziehen, diese vom ganzen Volke verehrten Männer für eine politische Richtung in Anspruch zu nehmen. Darin gehen wir mit den Abgeordneten Naumann, Fehrenbach und Müller-Meiningen einig. Wir bitten nur unsere Leser, die Reichstagsverhandlungen einmal daraufhin durchzusehen, gegen wen die Abgeordneten der Mehrheit, zum Teil in nachträglich als unvorsichtig selbst erkannter Art Stellung genommen haben, von den Fensterreden der entlarvten unabhängigen Sozialdemokraten ganz zu schweigen. Wir sind in der glücklichen Lage, in unserer Auffassung nichts zu finden, was zu den immer und immer wiederholten eindringlichen Mahnungen und Aufforderungen Hindenburgs in Widerspruch stünde. Nichts zeigt vielleicht so klar den Grad politischer Verknöcherung, den unsere Parteiverhältnisse, soweit die alten Parteien in Frage stehen, erreicht haben, als die Tatsache, daß keiner der Parteiredner auf den Gedanken verfallen ist, wenn das Parteiprogramm und der Wille Hindenburgs in Widerspruch geraten, sei es an der Zeit, das Parteiprogramm nachzuprüfen. Nein! Das ‚Dogma‘ steht unerschüttert; seine ‚Autorität‘ über alles! Man hat der Vaterlandspartei unter anderm im Reichstag zum Vorwurf gemacht, sie würdige das ‚Vaterland‘ zur Parteisache herab. Allerdings ist es traurig, daß nicht alle Parteien hinter dem einen einigenden Vaterland stehen. Trotz der ‚menschlich tiefen‘ (Frankf. Ztg.) Rede des Abgeordneten Naumann lehnen wir es ruhig, aber bestimmt ab, mit dem Abgeordneten Ledebour zum Beispiel irgendeine Gemeinschaft des Vaterlands-Gedankens zu besitzen. Ganz abgesehen aber von dieser Selbstverständlichkeit zeigt nichts deutlicher als die völlig unbefangene parteiamtliche Haltung der Mehrheitsredner zu den Drahtungen Hindenburgs, daß diese Parteien ganz selbstverständlich die Parteisache zur ‚vaterländischen‘ machen. Außerhalb des Reichstages hat vor einiger Zeit der diesmal besonders bloßgestellte Abgeordnete Heine — wenn ich nicht irre — geradezu gesagt, die Partei sei schlecht, die über ihrem Programm ein besonderes vaterländisches anerkennen müsse. Ein Gedanke, der richtig wäre, wenn Programme und Parteien unfehlbar, dem Irrtum und Wechsel nicht unterworfen wären! Das ist denn auch die unbewußte Überzeugung aller wirklichen Parteimänner. Sie haben die Parteisache zur auch-vaterländischen gemacht und dadurch das Entstehen einer zur Partei sich verdichtenden Bewegung herausgefordert, die nun endlich einmal das Vaterland, das große einige Deutschland des August 1914, in dem es keinen Ledebour geben konnte, zur eigenen Sache, zur Parteisache machen will. Es geht auch nicht an, wie das der Abgeordnete Naumann in einer auch sonst erstaunlichen Rede getan hat, das geschichtliche Kaiser-

wort „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche' zum ‚Dogma' zu erhärten, das Geltung behält, einerlei, ob und in welchem Umfang der parteipolitische Hexenkessel der Deutschen wieder in Bewegung geraten ist. Es ist kein Wort, das zu kaiserlicher Blindheit verpflichtet, sondern ein geschichtliches Willensbekenntnis, die offene Hand, die der Kaiser seinem einigen Volke entgegengestreckt hat. Von einem Teile dieses Volkes, der unabhängigen Sozialdemokratie, ist diese Hand längst zurückgestoßen worden. Es heißt Geschichte klittern, wenn Naumann tut, als hätte die Regierung jetzt diese Partei verfemt. Es ist bezeichnend, daß ein Vertreter der eingeschworenen Bethmannpartei in Befolgung alter Bethmannmethoden besonders geflissentlich die bloßgestellte äußerste Linke, ‚eine ganze Partei, deren Wählerbestand wir nicht feststellen können', zu decken sucht. Ganz Bethmann ist auch diese rein mechanische Gleichsetzung der Partei mit ihren Wählern, von der die ganze Mehrheitspolitik des jetzt regierenden Reichstags ja lebt ...

Wir müssen es lebhaft bedauern, daß selbst die Parteien, die den vaterländischen Standpunkt vertreten, im Reichstage nahezu versagt haben. Sie haben eine außerordentlich günstige Lage nicht genügend ausgenutzt. Die Mehrheitsredner und die unabhängigen Sozialdemokraten haben sich derartige Blößen gegeben, daß ein geschicktes und schneidiges Eingreifen sie öffentlich zur Strecke bringen mußte. Allein der Abg. Werner unternahm einen Vorstoß, die Konservativen und die Nationalliberalen haben sich auf die Verteidigung beschränkt, ohne zu bedenken, daß die beste Verteidigung im Angriff liegt. Diese uralte taktische Wahrheit hat auch schließlich im Bunde mit der Urteilslosigkeit des Zentrums und der Fortschrittspartei den Interpellanten vom 7. Oktober zu einem Scheinerfolg verholfen, der freilich nicht dauernd über ihre in Wahrheit tiefe Niederlage und Abfuhr hinwegtäuschen kann. Der sozialdemokratische taktische Angriff war strategisch reine Verteidigung. Er war ein verzweifelter Ausfall gegen die Wahrheit, die auf dem Wege ist.

Wer das Heer kennt, weiß, was ihm not tut. Die Heimat kennt das Feldheer und seine Bedürfnisse nicht. Sie hat keine Vorstellung von den Anforderungen, die der Kampf draußen stellt. Auf der anderen Seite ist sie von schwachmütigem Mitleid erfüllt, das einseitig auf die Magenfrage, überhaupt das Körperliche abgestellt ist und die Wahrheit, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebe, zu leicht vergißt. In durchaus angebrachter Dankbarkeit gegen den erholungsbedürftigen Helden, einerlei ob Offizier, Unteroffizier oder Mann, bedenkt sie oft nicht, daß auch er ein schwacher Mensch ist, der Hilfe bedürftig und der Stütze, die kein Mitleid bieten kann, sondern häufig nur das helfende Beispiel des Mutes und der Stärke. Wir wissen es aus eigenem Erleben, wie zermürbend und aushöhlend auf die Dauer der Dienst draußen wirkt, und wie gerade auch für diese Opfer unser Volk in Waffen Dank und Anerkennung verdient. Wir wissen es, wie sie nach einem warmen Wort, nach einem stärkenden, aufbauenden Gedanken aus Kameraden- und Vorgesetztenmund lechzen. Wir wissen, wie mißtrauisch sie auf der andern Seite gegen jeden Versuch der Beeinflussung sind, und daß sie sich im Dienst und außer Dienst als freie Männer fühlen. Wir wissen, wie

sie — einige Parteifanatiker ausgenommen — die hetzende Parteipresse verachten, nnd wie ihr gesundes, unbestechliches Urteil einen Gedanken nicht deshalb verwirft, weil ihn ein Vorgesetzter ausgesprochen hat. Wer es anders behauptet, hat seine Kenntnis entweder von erbitterten Parteifanatikern oder aus den seltenen Truppenteilen, in denen nicht das richtige Verhältnis zwischen Offizier und Mannschaft besteht; diese werden auch militärisch versagen. Wer auch nur einigen Begriff von militärischen Dingen hat, weiß, daß die glänzenden Leistungen des Heeres nur möglich sind durch ein vorbildliches Verhältnis gegenseitigen Vertrauens zwischen Offizier und Mannschaft. Jeder Kenner unseres Heerwesens kann deshalb nach der Enthüllung des Abgeordneten Dittmann — denn er hat die weitgehende Aufklärung des Admirals v. Capelle veranlaßt — über die Straftaten in unserer Marine nicht sonderlich erschüttert sein. Daß in jedem Heere einige Verbrecher sind, ist klar und unvermeidlich. Deshalb bleibt doch unsere Truppe zu Wasser und zu Lande über alles Lob erhaben. Die ernste Seite der Sache liegt tiefer. Es gibt eine ganze Menge Parteileute im Heere. Diese Leute sind in der Regel vor allem Soldaten und erfüllen ihre militärische Pflicht. Geistig leben sie meist von der mehr oder minder tief sitzenden, auch der Wandlung nicht unbedingt entzogenen ‚Parteidoktrin‘. Je radikaler sie sind, je mehr sie sich der unabhängigen Sozialdemokratie nähern, um so stärker wirken sie auf ihre Umgebung. Ist ein klarer Kopf mit gesundem Blick in ihrer Nähe, so erfolgt häufig starke Gegenwirkung mit gutem Erfolg. Auf schwache Gemüter aber wirken sie leicht anziehend. Je länger der Krieg dauert, um so mehr kann sich so ein auflösender, verhetzender Gedanke durchfressen. Das Ergebnis hat Capelle gezeigt. Außerhalb dieses ruhigen Verlaufs aber stehen noch Machenschaften, wie sie der Kriegsminister v. Stein und Capelle nachgewiesen haben. Machen wir uns doch nichts vor! Wir alle kennen doch die unabhängige Sozialdemokratie! Wenn der Abg. Ledebour am 9. Oktober im Reichstag laut Frkf. Ztg. gesagt hat: ‚Wenn die Regierung den Frieden nicht zustande bringt, ist es Aufgabe des Proletariats aller Länder, für den Frieden zu sorgen, um der Selbstvernichtung der Menschheit Einhalt zu gebieten. Der Proletarier war bisher nur Werkzeug und Opfer des Kriegs. Die Entbehrungen zwingen ihm jetzt die Beendigung auf. Er kann den Krieg beendigen, und — täuschen Sie sich nicht! — wenn nicht bald der Friede kommt, wird in allen Ländern ein Massenstreik den Frieden erzwingen‘, so ist das Landesverrat. Die Abgeordneten im Reichstag kennen Ledebour, sie kennen auch den Fanatiker Haase, wie sie den tollen Liebknecht gekannt haben. Die Herren müssen bedenken, daß dem gedruckten Wort der abschwächende persönliche Eindruck fehlt. Sie müssen bedenken, daß es nicht angeht, solche Reden ohne jede Gegenwirkung, ohne eine vernichtende Gegenwirkung hinauszulassen. Statt dessen — was geschieht? Die Abgeordneten der Mehrheit sind politisch so urteils- und instinktlos, daß sie nach der Enthüllung Capelles, die Staatsnotwendigkeiten offenlegte, sich den geschickt vorgeschobenen juristischen Einwand mangelnden Beweisstoffs zur Führung eines die Verurteilung ermöglichenden schlüssigen Beweises zu eigen machen; daß sie dem vernichtenden Stoß gegen eine an die Grundfesten des

Staates, von Heer und Flotte rührende Agitation sich abwehrend in den Weg stellen, ohne vermeiden zu können, dabei selbst über den Haufen gerannt zu werden. Dittmann schreit triumphierend im Gefühl der ihn deckenden ‚gewaltigen' Mehrheit seine Beschimpfung des marinegerichtlichen Urteils hinaus. Dabei wird doch manchem von denen, die nicht den sonnenhell gewiesenen Weg zur Verteidigung unseres Staatswesens gefunden haben, ein Grauen davor gekommen sein, mit wem er sich gemein gemacht! Das mindeste, was man von diesem Reichstag noch erwarten konnte, das Selbstverständliche hat er nicht geleistet. So ganz ist er in das Erbe Bethmannschen Schönfärbens versunken, daß er, wo ihm die Binde von den Augen gerissen wird, die Augen zukneift und juristische Blendgläser sucht, um das Tageslicht nicht schauen zu müssen ..."

Im engen Kreis verengert sich der Sinn — im dürftigen Reichsstübchen mußte ja vieles verkümmern, vertrocknen, wenn es sich nicht als aufgedunsenes kapitalistisches Treibhausgewächs nur allzu üppig machen durfte. In solchen Teichen fängt man solche Fische. Dann tritt jener Zustand ein, den die „Deutsche Zeitung" die „Macht des Angstmotivs" nennt. „In kleinen Verhältnissen, in einer Umwelt mit engem Gesichtskreis gewöhnt sich der Mensch als gesellschaftliches Einzelsubjekt, sein Denken und Handeln auch in Fragen von weittragender grundsätzlicher Bedeutung stets nur darauf einzustellen: Was sagen die Nachbarn dazu, wie beurteilen sie diese Tat? Die rein sachlichen Motive treten ganz zurück hinter dieser einzig und allein ausschlaggebenden Erwägung des Philisters in Reinkultur. Auch von Natur großangelegte Persönlichkeiten können in diesem jede freie Entschlußkraft hemmenden täglichen Kampf gegen kleinbürgerlichste Lebensauffassung zermürbt und innerlich lahmgelegt werden, wenn nicht ein gütiges Geschick sie befreit von solcher geistigen Atemnot. Die Geschichte des deutschen Volkes in ihrer provinzialen Zerrissenheit hat reichlich die Voraussetzungen geschaffen für diese psychologische Verfassung des typischen Spießbürgertums auch im Rahmen der gesamten Staatlichkeit. Der Zug ins Große begann erst mit 1870, aber was bedeutet die innere und äußere Weiterentwickelung noch nicht eines halben Jahrhunderts gegenüber zwei Jahrtausenden, in denen die politische Seele der deutschen Stämme durch die Ungunst des Schicksals unermeßlichen Schaden genommen hat, bis endlich, durch den Drang von außen zur Zusammenraffung der angeborenen Kräfte gezwungen, das Volk zur Nation wurde! Auf Schritt und Tritt begegnen wir noch heute dem Atavismus, der sich von der räumlichen Beschränktheit sozialen und staatlichen Lebens auf die geistige Bewegungsfreiheit übertrug und die Entfaltung zur Herrenpersönlichkeit einer einheitlichen großen und stolzen Nation hinderte.

Dem preußischen Minister des Innern war es vorbehalten, durch seinen jetzt der Öffentlichkeit preisgegebenen Erlaß vom 1. Oktober d. J. über die Verhaltungsmaßregeln der Deutschen Vaterlands-Partei gegenüber uns den Abstand eines klein gebliebenen Bureaukratengeschlechts zu dem gewaltigen äußeren Erleben des deutschen Volkes am handgreiflichsten zum Bewußtsein zu bringen. Er gestattet den ‚Beamten seines Ressorts, insbesondere den politischen Beamten' den Beitritt zu dieser Partei, aber er bezeichnet es als ‚unerwünscht,

wenn sie in Wort oder Schrift für ihre Bestrebungen einträten'. Der Beweggrund ist klar. Man fürchtet das Mißbehagen derer, die keine Freude haben an dem Gedanken der nationalen Sammlung, wie ihn die Vaterlands-Partei auf ihre Fahne geschrieben hat, und der bestallte Vertreter der Staatlichkeit in ihrer inneren Erscheinungsform streicht die Segel vor den zersetzenden Elementen der Internationalität und der Verneinung straffer Staatsautorität. Und in welche Widersprüche verwickelt sich der Hüter innerstaatlicher Zucht auch in weiterer Folge! Die Vaterlandspartei steht nach ihrer Satzung und nach dem Geist ihrer Organisation über den Parteien, lehnt die Klassifizierung als Partei im landläufigen Sinne des Wortes rund ab. Und doch ist Werbung für sie dem Minister unerwünscht; für jeden, der solche Erlasse zu lesen versteht, bedeutet das ein glattes Verbot. Werbung für wirkliche Parteien ist also zulässig, ist nicht ‚unerwünscht'. Die Zersplitterung im politischen Leben wird somit von Amts wegen gefördert, die Zusammenfassung nach hohen Gesichtspunkten bringt in Gefahr der Disziplinarbehandlung ... Das Musterbeispiel für die Macht des Angstmotivs im Kampf nach außen ist uns bekannt genug. Auch die Reichstagsentschließung vom 19. Juli ist nur ein Ergebnis der subalternen Erwägung: Was sagen die Nachbarn, in diesem Falle die Feinde, dazu?"

Was sie sagen? — davon müßten doch endlich den fanatischsten Hungerfriedenskünstlern die Ohren gellen. Auch Herr v. Kühlmann hat, wie Ewald Bockmann ihm zu Gemüte führt, „mit seiner Taktik des Rückzuges auf Elsaß-Lothringen als der einzigen Frage, die ein Friedenshindernis bilde, kein Glück gehabt. Der französische Minister des Auswärtigen, Barthou, hat dem Kühlmannschen ‚Nein, niemals' das gleiche Wort in seinem Sinne entgegengesetzt. Frankreich könne Deutschland niemals ein Zugeständnis wegen Elsaß-Lothringens machen; Frankreich habe niemals mehr Grund zu vollem Vertrauen auf den Sieg gehabt wie im Augenblick. So wirkt trotz unseres erfolgreichen militärischen Vormarsches unser dauernder politischer Rückzug kriegverlängernd, weil durch ihn jeder unserer Feinde von der inneren Schwäche Deutschlands, die zum baldigen Zusammenbruch führen müsse, überzeugt wird.

Außer am Isonzo brausen die Stürme des Krieges im Augenblick durch Flandern und über die französischen Ebenen. England und Frankreich machen die größten Anstrengungen, die deutsche Front zu erschüttern, und die Führer der Mehrheitsparteien des Deutschen Reichstages leisten wirksame Hilfe, indem sie den Glauben des eigenen Volkes an seine Kraft und an den Sieg erschüttern und die Hoffnungen der Feinde auf Deutschlands Schwäche stärken. Findet die Krise ihre Lösung in ihrem Sinne, so deutet die ganze Welt das als weiteren Schwächebeweis, die politischen Wirkungen unserer erfolgreichen militärischen Offensive blieben aus, und selbst ein politischer Rückzug über Elsaß-Lothringen hinaus würde das Ende des Krieges nicht bringen. So sind die, die an dem Eindruck deutscher Schwäche emsig arbeiten, die schuldbeladenen Verlängerer des Krieges, denen das deutsche Volk ihr Tun zu lohnen haben wird."





Kapituliert!

Es ist gelungen, es war anders auch nicht zu erwarten: Michaelis ist „beseitigt"! Wer mochte, wer konnte daran noch zweifeln, nachdem der heute in Wahrheit herrschende Wohlfahrtsausschuß mit den Diktatoren und — Auguren Scheidemann und Erzberger den Sturz des Dr. Michaelis schon bald nach seiner Ernennung zum Reichskanzler beschlossen und angekündigt hatten, weil diese Ernennung zwar durch das formell von ihnen noch anerkannte Reichsoberhaupt, aber ohne ihre Genehmigung erfolgt war? Seit Wochen schon traktierte der „Vorwärts", unbekümmert um das dem Deutschen Kaiser verfassungsgemäß vorbehaltene Recht der freien Entschließung, den Kanzler als erledigt, als toten Mann, und zwar mit Ausdrücken und Wendungen, auf Grund deren jeder einfache Bürger wegen öffentlicher Beleidigung mit Erfolg hätte Strafantrag stellen dürfen. Nebenher ging dann, als Mittel zum Zwecke, eine widerwärtige Kriecherei vor dem Monarchen, die aber richtiger als Zynismus zu verstehen ist.

Doch das alles sind — heutzutage, in dieser hemmungslosen Begriffsverwirrung — nur noch Nebensächlichkeiten. Die Hauptsache ist: Scheidemann und Erzberger haben recht behalten. Wie, meint man wohl, wird das die staatliche Autorität, das Ansehen der Monarchie stärken? Jeder wird sich schließlich sagen müssen: Achte nur auf das, was Scheidemann und Erzberger mit ihrem Kronrat wollen und verkünden, dann weißt du, woran du bist, und kannst dich danach einrichten. Alles andere ist ja doch nur für die Katz. — Und ganz zuerst wird sich das feindliche Ausland das sagen, — nein, es hat das von langer Hand schon vorbereitet und rechnet damit schon längst als mit sicheren Posten. Wie sollte es auch anders? —

Das Unbeschreibliche ist die weltgeschichtliche Tatsache: dem höchsten, wenn auch schon veturteilten Beamten eines Reiches wird der Rest deshalb gegeben, weil er gegen die Hehler von Umtrieben vorgeht, die dieses Reich in seinem Kampfe um Sein oder Nichtsein an den Feind verraten wollten!! Des Kanzlers Vorstoß gegen die „Unabhängigen" in der Reichstagssitzung vom 9. Oktober hat ihm — daran ist nicht zu rütteln — den Rest gegeben, dieser Vorstoß scheiterte an dem Willen einer Reichstagsmehrheit, und — man kapitulierte vor diesem Mehrheitswillen!

Nicht auf die Persönlichkeit, auf die Fähigkeiten oder Nichtfähigkeiten des „beseitigten“ Reichskanzlers, Herrn Dr. Michaelis, kommt es hier an, sondern allein auf die Lebensfrage: Was wird aus uns, wenn das so weiter geht? Wenn nicht nur in offener Reichstagssitzung oder in Ausschüssen mit gepolsterten Türen, die beide schon Unheils genug angerichtet haben, — wenn in geheimen Konventikeln von ein paar Leuten Entscheidungen getroffen werden über unser Wohl und Wehe, über die Friedensbedingungen, um die draußen erst gekämpft wird? Entscheidungen, die dann, bei der biederehrlich wichtigtuerischen Redseligkeit mancher dieser braven Leute, von den massenhaft bei uns herumwimmelnden Spionen mit allen Mitteilungen über militärische und wirtschaftliche Vertrauenssachen sofort als „Tips“ in das feindliche Ausland befördert werden, das deutsche Volk aber auf das Kriegsziel politischen Eunuchentums festlegen und alles wieder in Scherben schlagen, zuschanden machen, was mit Strömen unersetzlichen deutschen Blutes hoch zu Ehren gebracht worden ist!

Wie kommen wir aus diesem Wirrsal hinaus? Wenn wir den rechten Staatsmann nicht haben oder nicht finden oder nicht wollen, dann liegt der Weg klar vor uns; dann ist es allein der gerade, offene Hindenburgweg. Unsere diplomatische Schläue schafft's nicht mehr. Wen wollen wir denn mit solchen Künsten heute noch übertölpeln, wir Dutzend Male Übertölpelten? Wir politischen Gimpel, die auf jede Leimrute gekrochen sind, mochte uns die Falle noch so plump, noch so unbekümmert hingelegt werden? Im Gegenteil — die Feinde hatten's bald heraus —: je plumper, je unbekümmerter die Falle, um so freudiger schnappte das deutsche unabkömmliche Heimats-Mäuschen zu — die Falle auch. Wir haben uns ja mit unserer Friedensbettelei und häuslichen Wäsche vor aller Welt bis auf die Knochen nackt ausgezogen, haben uns an allen edlen und unedlen Körperteilen abtasten lassen, und da glauben wir, den andern noch was vormachen zu können? Herr von Kühlmann mag schon in allen diplomatischen Künsten gewiegt und erfahren sein, aber, wie die Dinge nun einmal liegen, sind es für uns andere leider brotlose Künste. Unsere Feinde werden sie nicht hinters Licht führen, wer aber sollte und könnte sonst durch sie hinters Licht geführt werden? —

Wenn ich Hindenburg sage, dann begreife ich unter diesem Namen nicht nur die einzelne große Persönlichkeit, sondern alles das, was das Volk unter ihm symbolisch begreift: neben dem sieghaft starken, schwertgewaltigen Willen auch die tiefe Weisheit und väterlich voraussorgende Milde und Güte. Dieser Große überragt sich selbst, indem er sich in eine Reihe mit anderen Großen, mit einem Ludendorff stellt. Sollten diese Männer auch in der sogenannten „hohen Politik“ nicht besseren Rat wissen, als mancher „geschulte“ und „erfahrene Diplomat“? Oder gibt es wirklich Leute, die glauben, heute noch glauben, daß wir nicht längst Frieden hätten, wenn es nach diesen Männern gegangen wäre? Über unsere Berufspolitiker auf Amts- oder Reichstagssesseln ergießen sich aus Feindesland nur volle Schalen Hohnes und Spottes, — an die Persönlichkeiten und Leistungen unserer Obersten Heeresleitung wagt sich kaum ein herabsetzendes Wort heran; dieser „Dank“ bleibt gewissen deutschen Heimkriegern vorbehalten. — Das macht der Respekt, und je größer der Respekt, um so eher findet sich auch der

Gegner mit einer Überlegenheit ab, die er bei aller Gegnerschaft anerkennen, bewundern muß. Würde England zum klaren Bewußtsein gebracht werden, daß es fortan nur nach Hindenburg und Ludendorff geht, dann wären zwei Gewißheiten geschaffen. Die eine: daß England der Trumpf unserer Selbsterdrosselung durch freiwillige, auch bei denkbar günstigster Kriegslage unwiderrufliche Verzichte, also Freibriefe an die Feinde für eine unbegrenzte Fortsetzung des Krieges, aus der Hand geschlagen würde. Die zweite, die eigentlich schon in der ersten eingeschlossen ist: daß wir jeden Falles einen früheren und besseren Frieden erreichen würden, als bei fortgesetzt geübten Künsten mehr oder weniger „weitsichtiger“ oder „kluger“ politischer Dilettanten. Wir brauchten dann nicht das Ausland durch häusliche Ringkämpfe zu erheitern, nur unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit für Heer und Heimat tun und — schweigen. Bis Hindenburg sagt: Ist gut, Kinder, jetzt machen wir Schluß. Oder wie eine vieltausendköpfige Gewerkschaft von der Waterkant drahtete: „Wenn Hindenburg ansagt, dann machen wir Feierabend.“ —

Sollte aber ein Reichskanzler, wie wir ihn heute brauchten, nicht aufzutreiben sein? Das glaube ich nicht, es wird mehr als einen geben, der auch dieser Aufgabe gewachsen ist. Einen wüßte ich selbst, der gerade in dieser politischen Lage berufen und befähigt wäre, den Krieg abzukürzen. Aber er steht außerhalb der Möglichkeit — nicht aus sachlichen Gründen —, und wenn ich seinen Namen als den eines berufenen Kriegsverkürzers nenne, so werden manche lächeln und manche kopfschütteln. Ich meine Tirpitz, und dieser Mann ist einer der wenigen, vielleicht der einzige, der auch von England ernst genommen wurde und erst recht ernst genommen werden würde, wenn er ihnen heute an leitender Stelle gegenüberträte. Hindenburg und Ludendorff die militärische, Tirpitz die politische Leitung, beide Hand in Hand, — damit wären alle englischen Hoffnungen und Rechnungen auf das deutsche Harakiri wie Bethmanns Kartenhäuschen in die Luft geflogen. Zehnmal würde England es sich überlegen, ob es da noch lohnte, den Krieg fortzusetzen, ohne seinen wertvollsten Bundesgenossen, den deutschen „Mehrheits-Verzichtswillen“, ohne Freibriefe, ohne gewerbsmäßige deutsche Friedensvermittler und -schnorrer. — Tirpitz ist, was viele wohl nicht wissen, nicht nur der große Marinemann, er ist auch Staatsmann und von Wissenden nicht gering geschätzter — Diplomat. Warum hätten die Engländer sonst alle Hebel in Bewegung gesetzt, diesen Mann zu entfernen? Er war wohl der einzige deutsche Staatsmann nach Bismarck, den sie ernstlich fürchteten, weil er sie durchschaute und sich nicht von ihnen einwickeln ließ. Aber eben aus diesem Grunde würden sie sich mit ihm eher verständigt haben, als mit einem anderen. Der Engländer kann sich nur mit Leuten verständigen, die wissen, was sie wollen, und Tirpitz wußte, was er wollte, und weiß, was er will. Ein solcher Mann will aber nie das Unmögliche. Wer Tirpitz für einen Phantasten hält, der irrt sich. Aber Tirpitz sieht die Dinge viel zu sachlich und nüchtern, ist zu klug und willensstark, denkt auch zu sehr an Deutschland und zu wenig an „Europa“ und die „Menschheit“, um von der gegenwärtigen „Mehrheits“-Herrschaft auch nur auf vierteljährliche Kündigung als deutscher Reichskanzler engagiert zu werden. —



Darüber dürfen wir uns nicht täuschen: der Weg, auf dem wir jetzt wandeln, ist kein Weg, sondern ein Schwanken und Taumeln an Abgründen auf schroffen Felsenzinken. Unten aber lauert der Feind: er rechnet damit, daß wir ihm als reife Frucht in den Schoß fallen, — jeder würde und müßte an seiner Stelle ebenso rechnen.

Machen wir so weiter, dann — verlorener Krieg, verlorenes Volk, kein Sieg kann uns dann helfen. Denn — auch unsere und unserer Verbündeten Siege auf dem italienischen Kriegsschauplatze haben laut Verkündigung durch das Regierungsblatt Scheidemanns für unsere „Politik“ keinen Zweck, außer dem, „klar zu beweisen, daß auch der denkbar glänzendste Sieg in Italien keine Änderung der Friedenspolitik Deutschlands und seiner Verbündeten herbeiführt, wie sie in der Reichstagsresolution vom 19. Juli 1917 in der deutschen und österreichischen Antwortnote an den Papst und in den Reden des Grafen Czernin zum Ausdruck gelangt“.

Freibrief über Freibrief für unsere Feinde: „Es kann dir nix g'schehn“! Kriegsverlängerung ohne Ende! Wieviel Elend, wie viele blühenden Menschenleben haben wohl diese verbohrten Theoretiker und Dogmatiker schon auf ihrem Gewissen. Oder was sind sie sonst? Es fällt auf die Dauer schwer, an so viel Selbsttäuschung bei sonst recht nüchterner, zielbewußter, berechneter Gebarung zu glauben. Und vor einer „Mehrheit“ dieses Schlages sollen wir kapitulieren? Wie wenig sie eine Mehrheit ist, läßt sich schon aus dem Bericht des sozialdemokratischen Parteivorstandes über die Geschäftsjahre 1914—1917 schließen. Nach diesem Bericht betrug die Gesamtmitgliederzahl der Partei: am 31. März 1914 1685905, davon 174754 Frauen; am 31. März 1917 243061, davon 66608 Frauen. Das war die Macht, vor der Bethmann-Hollweg kapitulierte, die er auf Kosten der Lebensbedürfnisse des deutschen Gesamtvolkes erst in die Macht einsetzte. Und „wir“? — Wir kapitulieren vor den — Manen dieses großen Staatsmannes. — — —

Diese Zeilen müssen in die Druckerei, noch bevor auch nur eine amtliche Mitteilung über das Scheiden des Reichskanzlers Dr. Michaelis aus seinem Amte oder die Ernennung eines Nachfolgers vorliegt. Vielleicht werden sie deshalb als um so unbefangener empfunden werden.

J. E. Frhr. v. Grotthuß

* * *

Unser osmanischer Bundesgenosse und Herr von Kühlmann

In einer längeren Betrachtung schreibt Graf Reventlow:

„Unser osmanischer Bundesgenosse sieht sich allein unter den Gliedern des mittel- und südeuropäischen Vierbundes noch in der Lage, den Feind tief im eigenen Gebiete zu haben. Noch stehen Engländer in Mesopotamien und Palästina, noch die Russen in Armenien, ganz abgesehen davon, daß die britische Tyrannei schwerer und grausamer denn je auf dem unglücklichen Ägypten liegt. Ebensowenig wie diese Tatsachen vergessen wir Deutschen, daß unser osmanischer Bundesgenosse keinen Augenblick zögerte, im vergangenen Jahre seine Truppen zur Bekämpfung des verräterischen Rumäniens zur Verfügung zu stellen. Nach der neulichen „Europa“rede Herrn von Kühlmanns (vgl. Heft 3, S. 190) ist von einem deutschen Blatte die

Frage aufgeworfen worden, ob der Staatssekretär damit eine neue Richtung der deutschen Politik auf Kosten des Türkischen Reiches habe ankündigen wollen. Wir halten derartiges, wie hier mit allem Nachdruck gesagt sei, nicht nur für vollkommen ausgeschlossen, wir hoffen, daß der deutsche Besuch in Konstantinopel auch jeden Schatten derartiger Gedanken ein für allemal unmöglich machen werde. Eines der wichtigsten deutschen Kriegsziele ist die Wiederherstellung der Unversehrtheit des Türkischen Reiches, ohne Beschränkung und ohne Bedingung. Wir rechnen dazu auch Ägypten ..."

Offen gestanden: allein schon jene „Europa"rede hätte mich gegen die staatsmännische Berufung Herrn von Kühlmanns stutzig machen können, wenn ihr nicht bereits andere Selbstzeugnisse gleicher oder ähnlicher staatsmännischer Abgeklärtheit vorausgegangen wären. Herr von Kühlmann war deutscher Botschafter in Konstantinopel, er mußte also besser als ein anderer die berechtigten Gefühle unserer osmanischen Bundesgenossen kennen und mit ihnen rechnen. Daß er mit ihnen nicht oder falsch gerechnet hat, darüber hat der osmanische Widerhall seiner Rede keinen Zweifel gelassen. Wenn dann der Kaiser bei seinem Besuche in Konstantinopel den peinlichen Eindruck wieder ausgelöscht hat, so ist dies das Verdienst des Kaisers und nicht des Herrn von Kühlmann.

Es gibt hier nur zwei Möglichkeiten: entweder hat Herr von Kühlmann, der frühere Botschafter in Konstantinopel, die Wirkung seiner Rede auf unsere osmanischen Bundesgenossen falsch eingeschätzt, — dann wäre das kein staatsmännischer Befähigungsnachweis. Oder er hat sie richtig eingeschätzt, also vorausgesehen, also gewollt, — dann wäre das allerdings „die Ankündigung einer neuen Richtung der deutschen Politik auf Kosten des Türkischen Reiches". Für eine solche „Neurichtung" hätte aber das deutsche Volk, dessen Namen man nicht nennen kann, ohne an deutsche Treue zu denken, weder das richtige Verständnis, noch die richtigen Worte. Gr.

Herrn von Kühlmanns Freunde

„Telegraaf", 4. August 1917: Kühlmanns „Erhebung in dieses wichtige Amt bedeutet gerade das Gegenteil von einer Herausforderung Englands".

„Allgemeen Handelsblad", 6. August: „Es ist in deutschen Blättern gelegentlich von Kühlmann gesagt worden, er habe eigentlich mehr von einem Engländer als von einem Deutschen an sich. Das ist nicht ganz richtig, denn am meisten hat er vom Holländer an sich."

„Écho de Paris", 8. August: „Helfferich und Kühlmann sind Realisten, die alle internationalen Probleme für lösbar halten, sobald man sie auf einen gemeinsamen finanziellen Nenner bringt."

„Dagens Nyheter" wie „Stockholms Dagblad" (7. August) betonen die Meinungsverschiedenheiten zwischen von Kühlmann und den Alldeutschen.

„Vorwärts", 5. August: „Nach allem, was man von ihm weiß, ist anzunehmen, daß er mit der Absicht kommt, eine Politik zu treiben, die dem Beschlusse des Reichstags vom 19. Juli 1917 entspricht ... Herr von Kühlmann hat als erster Botschaftssekretär des Herrn v. Lichnowski in London eine Politik getrieben, deren Fundamente durch die hereingebrochene Weltkatastrophe erschüttert worden sind. Aber der Geist der Verständigung, von dem sie geleitet war, muß seine Wiederauferstehung feiern."

Erzberger (in den „Neuen Züricher Nachrichten", 29. Juli): „Die Beurteilung des neuen Reichskanzlers als ‚Kriegskanzler' ist eine durchaus falsche. Er selber faßt seine Mission als Friedenskanzler auf, und so auch der Reichstag, der für die Berechtigung dieser Auffassung vollwertige Garantien besitzt. Die Berufung von Dr. Michaelis bedeutet keine Abschwächung der Friedensresolution des Reichstags, sondern sie ist eine Verstärkung derselben in allen Teilen ... Die Grundlagen für eine Verständigung mit England sind effektiv da."

Rudolph Said-Ruete in der „Neuen Züricher Zeitung" vom 6. August: „Nahe und gern gepflegte Beziehungen zu Finanz- und Handelskreisen haben Kühlmanns Blick für den

hohen wirtschaftlichen Vorteil, den Deutschland durch Jahrzehnte aus der liberalen Verbindung mit andern Nationen gezogen hat, geschärft, und mit Recht kann er als ein überzeugter Freund gesunder deutsch-englischer Beziehungen zugunsten deutscher Weltwirtschaft angesprochen werden. Ein zu Anfang 1914 anonym erschienenes, in London (unter dem Protektorat der deutschen Botschaft v. L.) entstandenes Buch ‚Deutsche Weltpolitik und kein Krieg' ... deckte sich in mehr als einem Punkte mit seinem politischen Glaubensbekenntnis. Es ist ferner kein Geheimnis, daß Kühlmann der Bagdadbahnpolitik, die allen Warnungen zum Trotz durch Jahre den gleich gefährlichen wie wenig zweckdienlichen Drehpunkt der deutschen auswärtigen Interessen bildete, nie das Wort geredet hat ... Nach dieser Richtung werden die als Botschafter in Konstantinopel während des letzten Jahrs gewonnenen Einblicke in die tatsächlichen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des osmanischen Reiches sein Urteil nicht beeinflußt haben ... Da Kühlmann sich bereit erklärt hat, das ihm angetragene Amt zu übernehmen, dürfte die Annahme berechtigt sein, daß er sich zuvor Gewißheit verschaffte, die seiner harrende Friedensmission in den von ihm als richtig und gangbar erkannten Linien ungehindert durchführen zu können!"

Zu dieser Zusammenstellung bemerkt Professor Dr. Hans Frhr. v. Liebig in der Monatsschrift „Deutschlands Erneuerung" (München, J. F. Lehmann): Said-Ruete ist Pazifist. Die Pazifisten aller Länder, die Deutschlands inbegriffen, sind von einer erhebenden Einigkeit in drei Punkten: Erstens erreicht die Menschheit ihren Idealzustand erst mit der Herrschaft des Pazifismus. Zweitens besteht der Sinn dieses Weltkrieges in der Herbeiführung dieser Herrschaft. Drittens hat für diese Herbeiführung sämtliche Kosten Deutschland zu tragen.

England hat im Laufe der Geschichte den Spaniern und Portugiesen (1612—1715) 37832 qkm Land abgenommen, den Holländern (1651—1902) 6660835 qkm, den Franzosen (1714—1896) 9810660 qkm, den Vereinigten Staaten (1793—1833) 28321 qkm, den Türken (1878—1884) 3215050 qkm, den Chinesen 1916 qkm, von den weniger zivilisierten Völkern gar nicht zu sprechen! Kein Pazifist hat noch an diesen Tatsachen jemals Anstoß genommen oder sich etwa bewogen gefühlt, England die Opferung auch nur des geringsten Teiles seiner Beute auf dem Altar des Pazifismus nahezulegen. Aber der Zusammenschluß der von Deutschen bewohnten 540000 qkm zu einem Deutschen Reich wird vom Pazifismus als unliebsames Hemmnis auf seinen Wegen empfunden; wenn er sich auf das Verlangen beschränkt, Deutschland möge sich ihm zuliebe ein Stück wie Elsaß-Lothringen aus seinem eigenen Leibe herausschneiden und außer seinen eigenen Kosten auch noch die der Wiederherstellung Belgiens und Polens tragen, kommt er sich noch sehr großmütig vor. So ganz zufrieden wäre er eigentlich erst, wenn sich die deutsche Armee — natürlich von Deutschland unterhalten — einem internationalen Pazifistenkomitee als Polizeitruppe für Aufrechterhaltung des Weltfriedens zur Verfügung stellen würde, und die übrigen Deutschen sich als Lakaien, Kellner, Hauslehrer, Handlungsgehilfen, Industriearbeiter, Techniker u. dgl. in den Dienst der übrigen höheren Menschheit begeben würden.

*

Ausgezeichnete Klarheiten

sagt Dr. P. Rohrbach im Heft 40 seiner „Deutschen Politik" über die fortdauernde Bedrohung unseres „nationalen Daseins" und unserer wirtschaftlichen Freiheit durch England bei Andauer der politisch-geographischen Verhältnisse von 1914. „Es hat den Schlüssel zu unserer Tür nach der überseeischen Welt in der Tasche" ... es hat sich jederzeit über Völkerrecht hinweggesetzt und wird es weiter tun ... „Diese, unsere geographische Gefängnislage ist die eine große Gefahr, gegen die wir uns für die Zukunft sichern müssen. Nur wenn uns der Friede hier eine genügende Sicherung bringt, so ist er, wir wiederholen es, ein ‚deutscher' Friede, anders nicht. Früher, als wir nur ein europäisches Binnenvolk waren, konnte uns die Lage Englands vor der Nordsee gleichgültig

sein. Heute bedeutet sie für uns eine Notlage, aus der wir herausmüssen, wenn nicht unsere ganze zukünftige Entwicklung aufs Spiel gesetzt werden soll. Wer billig denkt und imstande ist, die Dinge so zu nehmen, wie sie wirklich liegen, der muß uns das zugeben; nur wer unser Feind ist, wird so tun, als ob er es nicht sieht, und uns das Recht auf Hilfe und Rettung aus dieser Notlage verweigern." Die U-Boote sind keine Gewähr auf ewig; es „kann nur eins helfen: ein Druckpunkt zum Ansetzen eines Gegenhebels gegen England, der ein ebenso festgegründetes Fundament hat", wie Englands eigene Küsten in der Erdrinde ankern —

Und wenn man soweit gelesen hat, fällt man geradezu vom Stuhl, denn dieser Gegenhebel, den Rohrbach „in den Tiefen der Erdrinde selbst verankert" fordert, so wie es England als Riegel der Nordsee ist, — der ist der Vierbund. „Hamburg bis Bagdad." Damit bedrohen wir England auf Gegenseitigkeit an seiner Lebenslinie. „Hamburg", es steht da, und kein Silbchen von Zeebrügge, Antwerpen, Ostende. Wir müssen fest geeint bleiben, „alle für einen und einer für alle", Deutschland, Österreich, Ungarn, Bulgarien, Türkei. — Ich bitte, noch einmal die eindringlichen, beschwörenden, zwingenden Vordersätze alle zu lesen, nach welchen der Verfasser dem fordernd von ihm im Munde geführten „deutschen" Frieden flottweg, nicht mal mit gut verputzter Bruchstelle, den — Verzichtfrieden unterschiebt.

Gäbe es einen Politiker, der denken kann, aber leider denken muß, nicht gröber als auf die genaue Weise, wie hier, könnte man die Tragik eines solchen Mannes parodieren.

Doch hier handelt es sich um einen klugen und rechnenden Publizisten. — Kann er im Ernst der Meinung sein, wenn Deutschlands empfindlichste Angriffsstelle, das Kohlen- und Industriegebiet, unmittelbar vor der englisch-belgischen Basis Verviers-Longwy liegt, wir können England hindern, das zu nützen, indem ja die Türken dann England an der Sinaifront zwacken würden oder ein mit Gold beladener Erzberger zum Emin von Afghanistan reisen könnte? Wie liegt denn da die tatsächliche Erfahrung?

Nun etwas sehr Wichtiges. Der Vierbund braucht nicht so haarige Begründungen. Aber in der Erdrinde verankert ist er nicht, und Rohrbach deutet auch von fern nicht an, daß er das werden sollte. Er ankert z. B. in der großen, klaren Klugheit des Zaren Ferdinand und Radoslawows. Und im übrigen, werden unsere Mehrheitsköpfe sagen, verfestigt ihn schon die Dankbarkeit.

Die Dankbarkeit, auf die man Anrecht hat, ist in der Politik eine sehr dubiose, ja wie schon Sybel erkannte, durchweg schädliche Beigift. Sie verstimmt das Ehrgefühl, selbst wenn der Betreffende es gedanklich nicht will. Großherzig behandelte Gegner tragen eine naive Mißachtung und nachfordernde Anfeindungslust nach, wie alle Belege der Geschichte zeigen. Und zwischen Freunden wirkt die Dankbarkeit, die der eine haben sollte, politisch genau so wie im Privatleben, wenn der eine dem andern Geld schuldig ist. Dann wird er kritisch, querköpfig, naßkalt und naiv überdrüssig.

Felix Schwarzenberg hat 1849, als Rußland die ungarische Hoheit der Donaumonarchie gerettet, das berühmte Wort gesagt: „Die Welt wird einstens staunen über unsere Undankbarkeit!" Das war nicht rein nur so „brutal", wie es auch Treitschke nimmt. Es ist das nicht unmännliche Herausplatzen eines durch Österreichs Unfähigkeit gepeinigten Selbstgefühls oder Hochmuts, der hier zugrunde liegt.

Ad vocem Verankerung von zwischenstaatlichen Bünden. Auch der Dreibund war einmal. Es ist doch auch ein Beispiel, daß wir nicht einmal von unseren wirtschaftlich und sonst begönnerten Freunden geliebt werden. Und dies wird nicht besser dadurch, wenn wir keinen Respekt erwerben und wenn wir „unsere Feinde lieben". Dabei hat England eine Diplomatie. Die unsrige ist — als solche, als Berufsverständnis, als Zweckinstrument — totaliter blasiert und degeneriert, sie muß nicht bloß an Haupt und Gliedern reformiert, was nicht mehr ausreicht, sondern von Mutterleib und Kindes-

beinen neu aufgezogen werden, so daß dann Herz, Wille und Verstand in ihr vorhanden und gesund sind.

Auch aus diesem Bedenken gilt, mindestens bis dahin: selbst ist der Mann. Bismarck hielt sehr viel auf Rußland, aber bedachte, wie Rohrbach selbst zitiert, den unberechenbaren Charakter der russischen Politik. Verlässig und dauernd berechenbar sind nur die Mittel und die Tatsachen, die wir in der eigenen Hand halten. Der Rohrbachsche Druckpunkt und Gegenhebel muß nach seinen eigenen dringlichsten Begründungen an der flandrischen Küste, zunächst der englischen, liegen. Statt in der Mitwaltung der „maßgeblichen" Orient- und Finanzinteressen, der sehr zusammengesetzten Kette Hamburg-Bagdad, der langwierigen Diplomatenverständigung und der noch so lobenswerten Türken. „Nur wer" — ich zitiere — „unser Feind ist, wird so tun, als ob er es nicht sieht." Unsere Verträge werden für Englands Künste nach wie vor so wenig ein Tabu sein wie das Völkerrecht. Und haben wir „Feinde", um jenen etwas starken und unparlamentarischen Ausdruck zu wiederholen, die „unser nationales Dasein", unsere von Rohrbach mit wiederholtem Nachdruck betonte „Rettung" sehend aufs Spiel setzen, so wird ein so gescheiter Politiker diese Feinde von Deutschlands Zukunft heilen oder niederringen helfen, statt den Verständigungsfrieden seiner sich völlig klaren Gedanken mit diesen Leuten (oder Kräften) als „Weg zum deutschen Frieden" zu bezeichnen, nicht etwa zu beweisen.

„Nichts hat Wert, was nicht zur Tat wird", sagt Rohrbach in diesem selben wunderlichen Leitaufsatz voll logischer, unanfechtbarer Aufbauten, die plötzlich platt zusammensinken. Ed. H.

*

England oder Deutschland als Schutzmacht der Ostseeprovinzen?

Ernste Beachtung verdient, was der „Süddeutschen Zeitung" von einem Deutschbalten geschrieben wird:

Die siegreiche Fußfassung deutscher Truppen auf den bisher russischen Ostsee-Inseln Ösel und Dagö hat neben der hocherfreulichen militärischen Seite auch eine ungemein wichtige politische. Denn sie trifft gewisse feindliche, nämlich englische Bestrebungen an der gefährlichsten und empfindlichsten Stelle. Die Sache liegt folgendermaßen:

Ösel und Dagö sind bewohnt von einer fast durchweg finnisch-estnischen Bevölkerung, über der das dünne Netz einer Oberschicht von Balten und Schweden liegt. Der Este ist kein Lette. Die Haltung des Letten wurde im Kriege in erster Reihe von Gründen wirtschaftspolitischer Opportunität beherrscht. Er ließ sich den Russen gefallen und er schloß sich nach dem Vormarsch der Hindenburg-Armee willig der deutschen Herrschaft an. Er findet stets seine Rechnung und fürchtet keinen Wechsel. Anders der Este. Das estnische Volk und ganz besonders das der großen Inseln vor dem Rigaischen Meerbusen vereinigt sich seit langem mit den finnischen Stammesbrüdern in dem Ruf: Los von Rußland! Gleichviel, ob der Zar herrscht oder die russische Revolution, der Este will frei vom Moskowitertum werden. Von Deutschland aber erwartete der Este bisher das Heil nicht. Im Gegenteil, seiner Meinung nach erfüllte der Verlauf des Weltkrieges die Hoffnung auf eine Annäherung des Landes an Deutschland nicht. Sein ganzes Sinnen und Trachten war deshalb in letzter Zeit darauf gerichtet, sich unter den Schutz irgendeines dritten Großstaates gestellt zu wissen, der ihn vor dem russischen Drucke schützen sollte. Und das hat sich schleunigst der Engländer zunutze gemacht. Zahlreiche englische Güterankäufe in der Nähe von Arensburg, der Hauptstadt Ösels, zahlreiche Niederlassungen britischer Staatsangehöriger an der Küste dieser Insel und Dagös, geheimnisvolle Geschäfte Londoner Herkunft legen Zeugnis ab, daß John Bull auf dem besten Wege war, sich vor dem Tore der Ostseeprovinzen festzunisten. Der immer rührige englische Botschafter Buchanan kam in eigener Person mehrmals nach Reval, ließ dorthin auch estnische Abgesandte von den Inseln kommen und hielt große Reden, die in der Zusicherung gipfelten, Großbritannien sei bereit, Estland

der englischen Einflußsphäre zu unterstellen. Und die guten Esten formulierten ihr Losungswort: „Wenn nicht deutsch, so doch lieber englisch, als jemals wieder russisch!"

Auf diese Zukunftsmusik richtete man sich in Arensburg, Tiefenhafen und Hohenholm ein. „Wenn nicht deutsch ...!" Der Vormarsch der deutschen Front über die Düna, die Einnahme von Riga und Dünaburg, die Säuberung des Rigaischen Meerbusens von den Schiffen Rußlands und des Verbands hat den Esten auf Ösel und Dagö doch sehr zu denken gegeben. Und die glückliche Landung deutscher Truppen auf den Inseln wird das Weitere besorgen. Die Engländer räumen wohl jetzt das Feld, und die einheimische Bevölkerung hat Gelegenheit, sich auf die starken Beziehungen zu besinnen, die sie mit der deutschen Kultur verbinden. ... Alle diese kulturellen Fäden können jetzt politisch verknüpft und zu dauernden Beziehungen ausgestaltet werden, wenn eine kluge, schonende Kriegsverwaltung den militärischen Schritten auf dem Fuße folgt.

Eine fortschrittliche Abfuhr der Mehrheitsparteien

Die auf dem Boden der fortschrittlichen Volkspartei stehende Wochenschrift für die liberale Arbeiter- und Angestellten-Bewegung „Die Wacht" hat, wie die „Deutsche Tageszeitung" berichtet, die Friedenskundgebung der Mehrheitsparteien einer scharfen Kritik unterzogen und zunächst darauf hingewiesen, worauf der Mißerfolg dieser Friedensentschließung zurückzuführen sei. Einmal, weil die Verständigungsidee an sich falsch sei und Kriege heute weniger als früher durch Verständigung beigelegt werden. Zwischen England und Deutschland gebe es in den Fragen kein Ausweichen; der zweite Grund ist die taktische Unmöglichkeit der Resolution. Den Glauben an Deutschlands Schwäche mußte England erhalten aus den Gerüchten über die Verhandlungen des Hauptausschusses und aus dem Verzicht auf jede Kriegsentschädigung. Eine weiter deutsche Schwächlichkeit, die unsere Position in der Welt untergraben mußte, war

„das ewige Gerede über die ‚Alldeutschen', ‚Annexionisten', ‚Kriegsverlängerer'. Es ist oft genug, gedankenlos nachgeplappert, das einzige, was in Werkstätten und an Stammtischen als das ‚Miterleben' der gewaltigen Zeit verspürt werden kann ... Man verschone uns doch endlich mit der ekelhaften Darstellung, als ob die paar Alldeutschen, die sich in Friedenszeiten als fast die einzigen mit auswärtiger Politik befaßten und sich (vielleicht nicht immer nach den Methoden einer höheren Tochter) bemühten, wenigsten etwas Verständnis für Welt- und Kolonialpolitik im spießbürgerlichen Volk zu wecken, gewillt oder in der Lage gewesen wären, das kleine Deutschland zur Unterdrückung der ganzen Welt aufzustacheln! Es ist eine Versündigung gegen das eigene Volk, solchen Blödsinn zu erzählen! Warum wird verschwiegen, daß England und seine jetzigen Verbündeten in den 45 deutschen Friedensjahren ununterbrochen Krieg und Elend über die Welt gebracht, annektiert, sich entschädigt haben ... Wo sind bei uns die Bekämpfer der deutschen ‚Kriegshetzer', die dem Volke sagen, daß unsere Alldeutschen wahre Waisenknaben sind gegenüber den Chauvinisten an der Seine und den Jingos an der Themse, Newa und Hudson! ... Weshalb endlich verschweigt man jetzt, nach dem Fiasko der Friedensentschließung, daß die ‚Kriegsverlängerer' nicht bei den Freunden eines deutschen Sieges, sondern bei den Verzichtspolitikern des 19. Juli sitzen, die England durch die, wenn auch unbewußte Vorspiegelung deutscher Schwäche zur Weiterführung des Krieges geradezu aufgestachelt haben."

Die Gegner als gewiegte Politiker und Geschäftsleute hatten nicht das geringste Interesse daran gehabt, ein Friedensangebot ernst zu nehmen, von dem sie annahmen, daß es nur aus Not heraus unterbreitet worden ist. Würde nicht eine zielbewußt geleitete Arbeiter-Organisation in einem noch unentschiedenen Streik genau so handeln gegenüber einem Arbeitgeber, dessen Niederlage sie aus allerlei Schwächeerscheinungen dicht vor sich sieht?

Ausschließlich Schuld der Mehrheitsparteien

Im Vordergrunde der Vorwürfe gegen den Reichskanzler Dr. Michaelis steht die Beurteilung der Mitteilungen, die er und der Staatssekretär v. Capelle in der Reichstagssitzung vom 9. Oktober über die Vorgänge in der Marine gemacht hat. Die „Kreuzzeitung“ kann daraus einen Vorwurf weder gegen den Reichskanzler noch gegen den Staatssekretär herleiten:

Die Besprechung, in der im August d. J. den Parteiführern über die Vorgänge eine vorläufige Mitteilung gemacht wurde, hat den Charakter der Vertraulichkeit verloren, seitdem daraus bekanntgegeben wurde, daß die Parteiführer damals das vorliegende Material nicht als ausreichend für eine strafrechtliche Verfolgung der unabhängigen Sozialdemokraten angesehen hätten. Diese Mitteilung ergibt aber ein falsches Bild, wenn sie nicht durch den sonstigen Inhalt der damals stattgehabten Besprechungen ergänzt wird. Wie wir bereits berichteten, hat damals keine Partei, auch die der Sozialdemokraten nicht, widersprochen, als der Kanzler als Schlußergebnis feststellte, man müsse jedenfalls politisch gegen die Partei der Unabhängigen Sozialdemokraten vorgehen, deren moralische Schuld erwiesen sei, und dürfe deshalb ihre Agitation in Heer und Flotte nicht dulden. Wir müssen heute hinzufügen, daß damals alle Parteiführer mit Ausnahme allein der Deutschen Reichspartei, auf eine Frage des Kanzlers es als erwünscht erklärten, der Öffentlichkeit eine authentische Mitteilung über die Vorgänge in der Marine im gegebenen Augenblicke zugänglich zu machen. Daß der jetzige Augenblick dazu geeignet war, wird kaum in Abrede gestellt werden können. Die Vorgänge waren wie noch kürzlich das „Kölner Tageblatt“ festgestellt hat, in neutralen Zeitungen besprochen. Im In- und Ausland liefen übertriebene Gerüchte um. Am 9. d. M. aber standen wir, wie dem Kanzler und dem Staatssekretär wohlbekannt war, unmittelbar vor der Unternehmung auf Ösel, wo die Flotte einen neuen glänzenden Beweis ihrer unversehrt gebliebenen Kampffähigkeit erbringen konnte, soweit ein solcher nach all den kühnen Unternehmungen der Unterseeboote und der Streitkräfte in der Nordsee überhaupt noch nötig war. Da war es nach unserer Auffassung auch kein Fehler, mit Offenheit von dem Ernst der Lage zu sprechen, in welche das landesverräterische Treiben auch nur einzelner irregeleiteter Mannschaften die Flotte vorübergehend gebracht hatte, und die nun überwunden war. Wir können deshalb auch den nationalliberalen Stimmen nicht beipflichten, die dem Kanzler einen besonderen Vorwurf daraus machen, daß er von einem kritischen Moment für unsere Flotte gesprochen hat, halten vielmehr das Auftreten sowohl des Kanzlers wie des Staatssekretärs in dieser Frage für vollkommen korrekt, wenn auch rein rednerisch manche Wendung vielleicht hätte geschickter sein können ... Wenn also am 9. d. M. der Schlag gegen die Unabhängigen Sozialdemokraten mißglückte, so war das nach unserer Auffassung ausschließlich Schuld der Mehrheitsparteien des Reichstages.

Eine wohlangebrachte Lektion

Der geheime Regierungsrat Professor Dr. Ferdinand Tönnies bekennt sich im „Tag“ als Anhänger der Friedensentschließung des Reichstages und scharfer Gegner der Vaterlandspartei. Um so schwerer fällt ins Gewicht, daß er dem Reichstage die moralische Berechtigung und die Zuständigkeit abspricht, in den noch unentschiedenen Fragen, die das deutsche Volk bewegen, Entscheidungen zu treffen. Ja, er betrachtet es sogar als eine „seltsame Erscheinung“, „wenn ein Parlament, dessen schon für zu lang gehaltene Periode abgelaufen ist, das nur einem Notstande seine Fortdauer verdankt, das nur geduldet wird, weil das Volk nicht in der Lage ist, es durch ein anderes zu ersetzen — daß ein solches Parlament sich für berechtigt und berufen hält, demokratische Neuerungen zu bewirken und den angeblichen Willen des

Volkes in einem ganz neuen Sinne in neuer Richtung zur Geltung zu bringen, nämlich in einer Handlung der auswärtigen Politik".

Der Reichstag „sollte sich dessen bewußt bleiben oder werden, daß ihm nur eine bedingte und begrenzte Aufgabe obliegt, daß er dem Volke schuldig ist, sich zu bescheiden, und daß, solange der Krieg dauert, seine vornehmste Pflicht darin besteht, die bestehende Regierung — möge sie besser oder weniger gut als die frühere sein — in ihrer schwierigen Lage nach außen hin, deren Haltung jetzt wichtiger als alles andere ist, zu unterstützen."

Jeder dieser Sätze trifft den Nagel auf den Kopf, Schlag auf Schlag. Eine wohlangebrachte Lektion — nur leider wird sie nichts nützen. Mancher lernt's nie, schon weil er nicht will. Gr.

*

Recht und Reichtagsmehrheit

Die Kühnheit, mit der sich die gegenwärtige Reichstagsmehrheit über die annoch zu Recht bestehende Verfassung des Deutschen Reiches hinwegsetzt, wird vom Wirkl. Geheimen Rat Freiherrn von Maltzahn-Gültz im roten „Tag" klar und scharf herausgestellt:

Artikel 11 der Reichsverfassung bestimmt: „Der Kaiser hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Reichs Krieg zu erklären und Frieden zu schließen."

Die Reichstagsmehrheit beschließt Friedensresolutionen und verlangt, daß Kaiser und Reich sich daran binden sollen. Dabei sind diese Entschließungen so gefaßt, daß unsere Feinde aus deren der militärischen Lage gegenüber ganz unverständlichen Bescheidenheit nur den Schluß ziehen können, Deutschland und seine Verbündeten ständen am Ende ihrer Kraft und müßten bei kurzer Fortsetzung des Kampfes endgültig unterliegen.

Die angeblich Verkürzung des Krieges bezweckende Handlung der Reichstagsmehrheit führt also tatsächlich zu dessen Verlängerung und Verschärfung.

Artikel 18 der Reichsverfassung bestimmt: „Der Kaiser ernennt die Reichsbeamten und verfügt erforderlichenfalls deren Entlassung."

Die Reichstagsmehrheit nimmt das Recht in Anspruch, bei der Ernennung der höchsten Reichsbeamten, insbesondere des Reichskanzlers, mitzuwirken und die Entlassung eines ihr mißliebigen Kanzlers zu verlangen.

Artikel 23 der Reichsverfassung bestimmt: „Der Reichstag hat das Recht, innerhalb der Kompetenz des Reiches Gesetze vorzuschlagen."

Die Reichstagsmehrheit maßt sich das Recht an, den einzelnen Bundesstaaten die Regelung ihrer Angelegenheiten, insbesondere die Gestaltung des Wahlrechts ihrer Volksvertretungen, vorzuschreiben.

*

Fr. Naumann und die Demokratie

Doch immer noch ein Politiker, der die Dinge auch kennt und sie durchdenkt, die die großen Worte seiner nunmehrigen Zielgenossen bilden. Da hat ihn so einer interviewt, im Namen der „Züricher Post", dem die mimosenhaft ängstlich, gehütete deutschschweizerische Neutralität dahin nicht reicht, die Meinung zurückzuhalten, die vorerst ungenügenden Erfolge der binnendeutschen Demokraten müßten demokratische Kreise der Schweiz „merklich zurückhaltend, ja recht kühl in ihrem Verhältnis zu Deutschland" machen. Das ist denn freilich höchst beunruhigend, wie werden wir uns nur retten? Ist kein Bethmann da?

In der allmählich recht eigenartigen neutralen Deutschfreundlichkeit der — wahrscheinlich gutgläubigen, allzu gläubigen — „Züricher Post" treiben jetzt gar mancherlei politisierende „Objektivitäten" ihr stetig üppigeres Spiel, deren persönliche Wiege in einem eidgenössischen Bezirksamt kaum gestanden haben wird. Es ist ein Kapitel für sich, welche Massen von bombenzuversichtlichen Telegrammen: auf was Deutschland alles amtlich verzichte, von ähnlichen Gewißheiten, die aus „parlamentarischen Quellen" stammen, alles 6 Stunden später nicht wahr,

diese Zeitung neuerlich aus Deutschland vorgreifungsvoll empfängt und mit fetten Überschriften druckt. Die halbamtliche deutsche Selbst-Bauchaufschlitzerei, welche drei Jahre lang in Neutralien als deutsche Werbepolitik betrieben wurde, ist seit dem Juli abgestellt, aber das Werk der großen Reptilien und Krokodile führen die desto selbstlebendiger gewordenen Krähen und Krummschnäbler verschiedenster Sorte mit bekannten Zielemsigkeiten weiter. —

Dr. Naumann hat dem regsamen demokratischen, mit Zürich verbundenen „Mahner" nun sehr viel gesagt, worüber er nachdenken könnte. Daß der republikanische Bürger in der Schweiz und in Frankreich zu der Führung des Staates „kaum mehr" zu sagen habe, als bei uns. „Tatsächlich hat der deutsche Wähler zwar die letzten Rechte eines demokratisierten Staates nicht in seiner Hand, aber das, was er besitzt, besitzt er nach meinem Eindruck fester und kann es durch Organisation besser benutzen. Der praktische Ausdruck der bisherigen formell begrenzten Demokratie ist doch schon darin zu sehen, daß im Laufe der letzten Jahrzehnte viele fortschrittliche Programmpunkte einschließlich solcher sozialpolitischer Art zur Erfüllung gebracht worden sind. Die Arbeiterschaft Frankreichs und Englands, vielleicht sogar der Schweiz, hat trotz größerer formaler Rechte kaum mehr Erfüllung ihrer Wünsche erreicht als bisher schon die Arbeiterschaft Deutschlands. Vielleicht kann man sagen: daß wir Deutschen mehr Schöpfer und Freunde einer sozialen Organisation sind, als Techniker eines demokratischen Verfahrens. Keinesfalls ist unser politisches Leben nur eine Sammlung von Rückständigkeiten. Um es offen zu sagen, so kommt es vor, daß wir bei Aufenthalt in der Schweiz oder Frankreich gelegentlich den Eindruck hatten, daß der Volksstaat zwar auf dem Papier vorhanden, aber nicht tiefer durchgeführt ist als bei uns auch. Unter Volksstaat verstehe ich diejenige Organisation des Rechtes, der Verwaltung und der Fürsorge, die allen Volkskreisen gerecht wird. Sie ist unser aller Ideal, und überall gelingt die Verwirklichung nur stückweise. Nirgends in der Welt existiert die reine Demokratie an sich."

Die schweizerische „Freiheit" und Demokratie, wie ich noch zufüge, gewährt den hauptsächlichsten Vorzug einer im Vergleich sehr angenehm fühlbaren höflich-anständigen, sachlichen und pünktlich raschen Behandlung des Bürgers oder Mitbewohners durch die Behörden. Dagegen die seit der französischen Revolution auf die alte germanische Selbstregierung und Gemeinfreiheit fremdbürtig draufgepfropften Einrichtungen, Phrasen und Tendenzen machen schon manchem mannhaften und vaterlandstreuen Schweizerbürger starke und steigende Sorge. Zu ihren Einwirkungen gehören insbesondere das Unbehagen, welches die meisten, sichtbar gestellten Persönlichkeiten gegenüber der Hetzlust und dem blinden Fanatismus in verschiedenen Fraktionen der Presse und Parteiung empfinden, und eine entsprechende Scheu, das verantwortlich und richtig Erkannte auch umzusetzen in ausgesprochene Meinungen und Handlungen. Nicht die alte Freiheit, aber die Liberté führt hier zur Unfreiheit und Mutlosigkeit der Persönlichkeit. Und die von dem verbreiteten Mangel an Zivilcourage eine Ausnahme machen, wie General Wille, Oberst v. Sprecher und doch noch manche andere, haben keinen leichten Stand. Der Sturz des besten, verdienstvollsten, anerkanntesten Politikers des Landes, Bundesrat Hoffmann, war nicht das einzige Beispiel, wie man sie, wenn eine Agitation losbricht, schleunigst ringsumher im Stich läßt. Ed. H.

*

Russische Möglichkeiten und deutsche Zukunft

Breite Schichten unseres Volkes, so schließt ein Aufsatz von Hadubert in den „Grenzboten" (Nr. 33), erwarten eine Minderung der russischen Gefahr vom Sturze des Zarismus. Ist es wirklich nötig, daran zu erinnern, daß gerade der Zarismus in den letzten Jahrhunderten eine leibliche Gewähr für ein erträgliches, zeitweise sogar freundschaftliches Verhältnis zwischen Rußland und den Staaten Mitteleuropas bot! Haben wir vergessen, daß noch Bismarck mit guten Gründen auf ihn und auf die dynastische Freund-

schaft zwischen Hohenzollern und Romanows die Hoffnung baute, diese Beziehungen zu retten, und daß ihm erst dann diese Hoffnung immer mehr zusammenschmolz, als er sehen mußte, wie eine zunächst rein intellektuelle, dann immer mehr wirtschaftlich und religiös bestimmte Strömung innerhalb des hochkommenden Großbürgertums den schwankenden Zarismus seit Alexander dem Dritten mitriß? War es nicht der Zarismus, der noch in diesem Kriege selbst einer Verständigung mit uns geneigt war und der schließlich gestürzt werden mußte, um die drohende Gefahr eines Sonderfriedens abzuwenden? Sind nicht die Miljukow und die Seinen, diese einzig zur Führung in einer föderalistischen russischen Republik fähigen und berufenen Kreise des kapitalistischen Großbürgertums, gerade die leidenschaftlichsten Kriegsschürer, die begeistertsten Verkünder des religiös-wirtschaftlichen Janusziels Konstantinopel? . . .

In jedem Falle müssen wir mit der Möglichkeit eines neuen Krieges in einigen Jahrzehnten rechnen, beide Teile aber haben ein Interesse daran, diese letzte endgültige Auseinandersetzung zwischen Ost- und Mitteleuropa möglichst weit hinauszuschieben: Rußland aus der Not der Erschöpfung, wir aus der Tugend echter Friedensliebe. Nur eine fühlbare Niederlage Rußlands oder ein nicht in Frage kommender glänzender Sieg über uns kann diesen Krieg wirksam hinausschieben: ein verkappter diplomatischer Halbsieg, wie es ein Ermattungsfriede auf Grund des Statusquo für das militärisch unterlegene Rußland wäre, würde unserem russischen Nachbarn nur um so früher den Kamm schwellen lassen.

*

Theaterpolitik

Nach Bethmanns Abgang ist Kapp von der ostpreußischen Landschaft in außerordentlicher Generalversammlung zum zweitenmal zum Generallandschaftsdirektor gewählt worden. Einige Spannung wird nun natürlich durch die Frage ausgelöst, wie die jetzige Regierung sich zu Kapps Wiederwahl stellen wird. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird ihm diesmal die Bestätigung nicht versagt bleiben. Denn die Norddeutsche Allgemeine Zeitung „hört“, daß „die zwischen dem früheren Reichskanzler v. Bethmann Hollweg und dem Generallandschaftsdirektor Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat Kapp aus Anlaß der bekannten Denkschrift des letzteren entstandenen Differenzen nach der versöhnlichen Seite hin ihre Erledigung gefunden haben“.

Ob dies nun nur eine oberflächliche formelle Mache ist, um der jetzigen Regierung die neue Stellungnahme zu ermöglichen oder wenigstens zu erleichtern, oder ob die versöhnliche Erledigung aus ehrlichem Friedensbedürfnis entstanden ist — in jedem Falle wird auf die Haltung unserer Politik nachträglich ein grelles und sehr merkwürdiges Licht geworfen. Entweder nämlich waren die Differenzen sachlicher Natur, dann dürfte über einige Mondwechsel hin kaum eine „Erledigung“ denkbar sein; oder sie sind nicht bei der Sachlichkeit verblieben, sondern ins Persönliche übertragen worden. Dann mag man allerdings von Erledigung und Aussöhnung sprechen, aber, so fragen wir, wie kamen diese Differenzen dann dazu, so hochpolitisch und amtlich abgestempelt zu werden? Ist die Politik ein Theater, auf dem man Kränkung und Verzeihung spielt? Es soll übrigens Regisseure geben, die auch aus dem Weltkrieg ein Theater mit großer Rührszene und Schlußapotheose machen wollen. Fast möchte man sagen: ein Glück, daß auf der anderen Seite keine Neigung zum Mitspielen vorhanden scheint.

E. K.

*

Der schwedische Venizelos

An der Spitze der Kriegsschürer und Deutschhetzer in Schweden steht der Sozialistenführer Hjalmar Branting. In seiner Zeitung „Sozialdemokraten“ und in seinen zahllosen Reden hat er sich als ein eifriger Anempfinder der russisch-französischen Entstellungen und Verleumdungen gegen Deutschland hervorgetan. Nach seinen Versicherungen ist „in Deutschland die Brutalität oberstes Gesetz“ und der deutsche Kaiser „der Stein des Anstoßes für den Frieden“

Deutschland habe Belgien ausgeraubt und müsse es entschädigen, müsse vor allem die Schiffe bezahlen, die von den Unterseebooten versenkt wurden, usw. Mit allen Mitteln sucht Branting sein Vaterland aus der bisher klug bewahrten Neutralität herauszureißen und in den Krieg zu stürzen — unbekümmert um das warnende Schicksal Griechenlands und Rumäniens. In seiner Redseligkeit erklärte Branting sogar, daß Venizelos sein „Ideal eines Staatsmannes" ist, obwohl dieser Kretenser Griechenland fremden Mächten auslieferte. Branting ist eine Gefahr, doch mehr für Schweden als für Deutschland. Bekanntlich war er auch in Petersburg, um die vorläufige russische Regierung von dem Abschluß eines Sonderfriedens zurückzuhalten.

Brantings Wirken wurde von der Londoner und Pariser Presse nach Gebühr anerkannt. Alle Blätter rühmten ihn als einen „unerschütterlichen treuen Freund und Helfer des Verbandes". Selbst ein gemäßigtes Blatt wie die Londoner „Daily News" feierte ihn Anfang September: „Der schwedische Sozialistenführer Branting ist eine der bedeutendsten Gestalten im gegenwärtigen Europa. Die Alliierten sind ihm großen Dank schuldig, denn kein Mensch hat ihre Interessen in Kreisen, die dies nicht gern hörten, so kräftig, so beharrlich und so restlos erfolgreich verteidigt wie er." Man verlangte in London ein Ministerium Branting. Mitte Oktober 1917 wurde Branting Finanzminister!

Bei der Politik der offenen Hand, die England und Frankreich überall in den neutralen Ländern betrieben und noch betreiben, um sie in den Krieg gegen Deutschland hineinzuziehen, war nicht anzunehmen, daß ein so fanatischer Anwalt des Vierverbandes wie Branting lediglich aus idealen Beweggründen handelte. Zwischen Branting und englisch-französischen Bestechungsgeldern bestehen Beziehungen, die selbst in sozialdemokratischen Kreisen Deutschlands Anstoß erregten. In dem „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" war schon am 2. September 1915 zu lesen: „Nicht nur die schwedische Öffentlichkeit, sondern die Arbeiterbewegung im allgemeinen hat ein Recht, über seine Beziehungen zu den französischen Regierungskreisen und zu jenen anderen Pariser Kreisen, die mit der Fundierung gewisser Presseerzeugnisse vertraut sind, etwas zu erfahren."

Trotz dieser Feststellung hat das „Berliner Tageblatt" die Kühnheit gehabt, am 15. Oktober 1917 eine lange, liebevolle Lebensbeschreibung Brantings zu veröffentlichen und sie mit dem Satze zu schließen: „Ein gekaufter Mann ist nicht gefährlich. Er kann wieder gekauft werden. Branting aber ist ein Mann des Glaubens."

Branting gehört zu den gehässigsten Feinden des Deutschen Reiches und hat Gelder mindestens aus Frankreich erhalten. Aber für das „Berliner Tageblatt" ist dieser Feind ein ehrenwerter Mann — so ehrenwert wie diejenigen, die ihn ehrenwert nennen.

*

Englische „Demokratie"

Erleben wir es nicht jetzt im Weltkrieg, fragt D. Emil Fuchs in der „Deutschen Politik", was von Torheit und Falschheit herrschende Männer in England ihrem Volke bieten können? Wie sie selbst gelegentlich nicht wissen, daß Deutschland große, alte Gebietsteile auf dem linken Rheinufer hat, so können sie solches Nichtwissen in vielfach gesteigerter Weise bei ihren Massen voraussetzen. Sie können den Stand des Krieges den Massen so günstig wie möglich schildern. Diese wissen ja nicht, wo all diese Städte und Länder zu suchen sind, in denen sich der Krieg abspielt. Sie können über Deutschland und sein Volk das Unglaublichste mitteilen. Fähigkeit zur Prüfung ist in diesem Volke nicht vorhanden. Ein Verleumdungsfeldzug, wie die Entente ihn führt, ist ja nur möglich unter der Voraussetzung einer so gänzlichen Unbildung, wie sie die Massen in England beherrscht. Hier liegt auch für die Zukunft eine große Gefahr. England wird jederzeit auch in seinen Massen die Kriegsbegeisterung entfesseln können. Die führenden Männer brauchen ja nur mit Hilfe der gekauften Presse diesen Massen das Nötige vorzureden von Eroberungssucht, Verbrechen usw., und

das Kriegsfeuer gegen dies andere Volk brennt. **Eine Fähigkeit, diese Dinge nachzuprüfen, ist im englischen Volke nicht vorhanden, eine Partei, die im Interesse der Volksmasse, von ihr wirklich getragen, diese nachprüfen und die wirklichen Interessen der Volksmasse gegen die Aristokratie vertreten könnte, ist nicht da.** Deshalb werden die **Arbeiterführer in Parlament und Regierung immer wieder zu Werkzeugen der Aristokratie.** Es fehlt hinter ihnen die tragende und bindende Gewalt einer Masse, die auch nur ein wenig mit eigenen Augen die Dinge anschauen kann. Und was das Schlimmste ist, es ist trotz der jetzigen Erfahrungen kaum daran zu denken, daß England eine solche Urteilsfähigkeit der Masse hervorbringt. Es fehlen dazu die Voraussetzungen im **Bildungszustand** des Volkes. **Hier ruht einer der großen Irrtümer, den unsere Sozialdemokratie begeht,** indem sie mit einer Sicherung des Weltfriedens rechnet durch die Stimmung der Volksmassen. Ja, wenn überall wie in Deutschland die Volksmassen gebildet und selbstbewußt genug wären, ein eigenes Urteil und eine eigene Stimmung zu haben ...

Wirkliche Volksführer müßten in England vor allem gediegene Schulen für das Volk fordern. Solange man diese Forderung nicht hört, wird man wissen, daß ein Zerbrechen der Aristokratie und ein **Fortschritt** zur **Demokratie in England nicht in Betracht kommt.** Verschiebungen, die drüben vorgehen, sind dann immer nur **Verschiebungen der Macht innerhalb** der aristokratischen Gruppen. Diese stärken ihre Macht allerdings sehr oft durch volksfreundliche Maßregeln. Gerade Lloyd George verstand das in weitgehender Weise, sich Macht zu schaffen durch Begünstigungen der Masse. Man beachte aber, wie sehr Lloyd George für die **materiellen Interessen** der Masse sorgte, **wie wenig Erziehungsfragen** für ihn in Betracht kamen. Solange das aber nicht geschieht, wird **die feste Grundlage** nicht angetastet, auf der in England die Macht der Aristokratie ruht, **die Unbildung des Volkes.**

Stimmen zur Abrüstung

„Kleine Differenzen können nach Art der Karolinenfrage durch Schiedsgerichte erledigt werden: größere Differenzen werden stets zu Machtproben führen. ... der ewige Friede ist im Himmel. Den Himmel auf Erden gibt es nicht.“ Pfarrer a. D. Friedrich Naumann

„Der Abrüstungsgedanke ist kein glücklicher. Man sollte froh sein, daß die schlottrige Gesellschaft zu einer männlichen Erziehung herangebildet wird.“ Bildhauer Reinhold Begas

„Der jetzige Abrüstungsvorschlag des zarischen Rußlands ist Schwindel.“

Wilhelm Liebknecht

Diese Meinungen sind 19 Jahre alt und vielleicht nicht mehr heute zutreffend. Von Platon her sind es aber 22 Jahrhunderte, und seitdem hat sich nichts, wie es in der Welt verläuft, geändert. H.

*

Das künftige internationale Schiedsgericht

wird vom „Hammer“, wie folgt, unter die Lupe genommen:

Der Gedanke eines solchen Schiedsgerichts — wie aller Mehrheits-Entscheidungen in politischen Dingen — geht von einer falschen Voraussetzung aus. Es ist dabei als selbstverständlich angenommen, daß alle Abstimmenden nicht nur einsichtsvolle, kluge und gerechte, sondern auch völlig unabhängige und selbstlose Individuen sind. Solche gibt es aber nicht — weder unter den Einzelpersonen noch unter den Staaten.

Und gibt es denn neben der geistigen Abhängigkeit nicht auch noch eine materielle? Wird das kluge England, das so genau weiß, wie man mit einem goldbeladenen Esel die festeste Burg erstürmen kann, nicht einen so klugen Gebrauch von seinen Millionen machen, daß es auch auf dem internationalen Schiedsgericht stets die Mehrheit auf seiner Seite hat? — Die europäischen Mittelstaaten mögen also wohl erwägen, ob sie sich nicht in eine gefährliche Mausefalle begeben, wenn sie ihr Schicksal dem internationalen Schiedsgericht anvertrauen? ...

Eine weitere falsche Voraussetzung ist es, daß die Mehrheit immer recht habe. Wie sagt Schiller? — „Die Mehrheit ist der Unsinn." — „Vernunft ist stets bei wenigen gewesen." Sittliche und rechtliche Dinge durch Mehrheiten zu entscheiden, heißt alles Gewicht in die materiellen Massen verlegen und Geist und Ethik mißachten.

Und nun gar in unserem Falle: Ist es denn nicht vorher ausgemacht, daß vier Fünftel der Menschheit — wenn auch nur durch Täuschung und Trug — auf der Seite unserer Feinde stehen? Wollen wir also unser Schicksal völlig in die Hand unserer Feinde legen und ihr sicheres Verdammungsurteil als höchste Weisheit anerkennen?

*

Ins Stammbuch der Halbdeutschen

Wenn unsere Verfechter des Parlamentsdespotismus doch immer die Maßgeblichkeit des Auslands katilinarisch über das schon richtig verfemte Vaterländische erheben, so sei aus dem sozialistisch-nationalistischen „Popolo d' Italia", der dort die „unabhängigen" Sozialdemokraten vertritt, folgender Satz vom 12. Oktober wiedergegeben:

„Wenn man sich nicht an die durch den Patriotismus auferlegte Disziplin zu halten vermag, so muß diese mit Gewalt erreicht werden, mit jener Diktatur, wozu die Römer der alten Republik in kritischen Stunden der Geschichte griffen."

* F.

Was das Erzbecken von Longwy und Briey für uns bedeutet,

lehren folgende Feststellungen der „Weserzeitung":

„Der Besitz von Briey und Longwy ist für Deutschland in unbedingtem militärischem und wirtschaftlichem Interesse gelegen. In ihm befindet sich nämlich, wie bekannt, die Fortsetzung des in Deutsch-Lothringen beginnenden reichen Erzlagers, der sog. Minette. Die Erzförderung in dem ganzen französisch-lothringischen Gebiet betrug im Jahre 1913 19,499 Mill. Tonnen, während sie in dem deutschen 21,134 Mill. Tonnen ausmachte. Die Förderung allein im Becken von Briey, dem eisenreichsten im Departement, bezifferte sich im gleichen Jahre auf 15,147 Mill. Tonnen. Stellt man die Gesamteisenerzförderung von Frankreich und von Deutschland für das Jahr 1913 gegenüber, so ergeben sich 21,5 und 35,9 Mill. Tonnen. Durch Hinzukommen des französischen Grenzgebietes zu Deutschland würde würde also die Eisenerzförderung Deutschlands um etwa 50 % erhöht, die Förderung des heutigen Deutsch-Lothringen nahezu verdoppelt werden. Dabei ist noch zu beachten, daß die französische Minette eisenhaltiger, also wertvoller als die deutsche ist. Der Eisengehalt beträgt bei der ersteren 33—37 %, bei der letzteren hingegen nur 27—31 %. Die französischen Erze haben einen durchschnittlichen Eisengehalt von 35 %, die deutschen hingegen einen solchen von 29 %. Unter Zugrundelegung der Erzförderung im Jahre 1913 — für Französisch-Lothringen 19,499 Mill. Tonnen, für Deutsch-Lothringen 21,134 Mill. Tonnen — ergibt sich daher eine Eisengewinnung, die für das französische Gebiet 6,824 Mill. Tonnen, für das deutsche 6,128 Mill. Tonnen beträgt. Die noch abbauwürdigen Eisenmengen werden in dem französischen Grenzland auf drei Milliarden Tonnen geschätzt.

Die vorstehenden Zahlen lassen erkennen, welche große Bedeutung das französische Grenzland für Deutschland hat. Dies wird noch deutlicher, wenn man die Einfuhrziffern für Eisenerz nach Deutschland betrachtet. Die Erzzufuhr nach Deutschland aus den in der Hauptsache hierfür in Betracht kommenden Ländern betrug im Jahre 1913 bei einer Gesamteinfuhr 14,7 Mill. Tonnen — 1000 Tonnen

	Einfuhr	Eisengehalt
aus Frankreich	3811	1410
aus Spanien	3632	1816
aus Schweden	4558	2735

In Proz. der Gesamteinfuhr

	Einfuhr	Eisengehalt
aus Frankreich	27,2	18,3
aus Spanien	25,9	23,6
aus Schweden	32,5	35,5

Helen Keller.

Deutschland war demnach vor dem Kriege auf eine wesentliche Erzeinfuhr angewiesen. Hiervon lieferten nach dem in den Erzen enthaltenen Eisen Frankreich fast ein Fünftel, Spanien fast ein Viertel und Schweden über ein Drittel. Der Kriegsausbruch brachte ein völliges Aufhören der spanischen Zufuhren, und auch die schwedischen wurden wesentlich eingeschränkt. Die Eisen- und Stahlversorgung unserer Streitkräfte und damit die siegreiche Durchführung des Krieges wäre daher aufs schwerste gefährdet gewesen, wenn es unseren Truppen nicht gleich zu Anfang des Krieges gelungen wäre, das französische Erzgebiet in Lothringen zu besetzen."

*

Wo der Zucker bleibt

„Auf Lager" bleibt er, wie der „Vorwärts" mitteilt, zwei Millionen Zentner Zucker auf Lager:

„Damit wir nicht übermütig werden, hat die Reichszuckerstelle zwei Millionen Zentner Rohzucker der letzten Kampagne zurückgehalten. Wir wären in der Lage gewesen, mehr Obst zu konservieren, es fehlte uns an Zucker, und wir gaben uns der Meinung hin, es sei nicht mehr da. Es gab keinen Süßstoff, es fehlte an Fett, die Kinder und Säuglinge bekamen nicht genügend Milch, Zucker wäre eine Aushilfe gewesen, aber die Reichsstelle stapelte Zucker auf. Damit nun die Fabriken keine Not leiden, soll ihnen für die aufgehäufte Ware eine Verzinsung von 6 % gewährt werden.

Man verlangt, nachdem diese Lagerbestände bekannt werden und die Zuckerrübenernte für die gegenwärtige Kampagne eine gute Ausbeute verspricht, die Herausgabe des Zuckers. Aber eine vorsichtige Verwaltung erklärt, es handle sich um Rohzucker, raffiniert könne er nicht werden, da den Raffinerien Kohlen fehlen. Warum sind diese Zuckermengen nicht im Sommer, wo der Kohlenmangel weniger erheblich war, raffiniert worden? Und sollte es wirklich jetzt nicht möglich sein, für ein so wichtiges Nährmittel die Kohlen bereitzustellen?

Nicht genug damit, es wird bereits in Aussicht genommen, daß die künftige Ernte an Rüben nicht restlos auf Zucker verarbeitet wird. Es fehle an Arbeitskräften und an Kohle. Also das Kriegsernährungsamt bemühte sich im Vorjahr, den Rübenpreis von 1,80 ℳ auf 2,50 ℳ zu erhöhen, um die Produktion zu fördern; nun aber sollen die Rüben teilweise verfüttert werden. Wenn diese Nahrungsmittelpolitik im Kriegsernährungsamt noch weiter getrieben wird, dann werden wir schon eines Tages dahin kommen, wo uns unsere Feinde haben wollen ...

Jetzt wird bekannt, daß die deutsche Regierung die Ausfuhr von 40000 Zentner feiner Raffinade nach Schweden gestattet hat. Das ‚Stockholmer Tageblatt' teilt am 17. Oktober mit, daß die erste Sendung dieses Zuckers angekommen ist und an Konditoreien, Restaurants, Cafés und Bonbonfabriken verteilt wird. Das ist doch eine starke Zumutung an die deutsche Bevölkerung, die in ihrem Bedarf bis aufs äußerste eingeschränkt wird und nun erfahren muß, daß ein so wertvolles Nahrungsmittel nach dem Ausland geht. Der Beirat für Volksernährung wurde über diese Abmachungen gar nicht informiert, er erfuhr erst vom Ausland diesen Vorgang.

Wenn eine gute Bewirtschaftung unserer Nahrungsmittel durchgeführt würde, unsere Sorge um das Auskommen wäre viel geringer; aber die Mißwirtschaft in den Reichsstellen kennt keine Grenzen, sie treibt neue Blüten von Tag zu Tag!"

*

Tauschhandel

Der Tauschhandel steht jetzt in üppigster Blüte. Wer etwas für einen Mitbürger zu verkaufen oder wer eine Arbeit zu leisten hat, läßt sich ganz oder teilweise in Lebensmitteln oder andern Gebrauchsgegenständen entlohnen. Was der eine Verlanger, der nichts zu tauschen hat, nicht bekommt, bekommt der andere mit Tauschwaren. Kann der erstere wochen- und monatelang beim Schuhmacher auf eine Reparatur warten, so wird der zweite bald befriedigt. Wie's der

Schuhmacher macht, so tun's auch die andern Handwerker. Kommt eine Bauersfrau und will Zwirn haben, so wird sie an die Frau des Geschäftsinhabers verwiesen, die vielleicht etwas aus ihrem Privatbedarf herausrückt. Selbst der Ziegeleibesitzer oder -direktor gibt nur Ziegel ab, wenn er einige Stückchen Butter oder eine Anzahl Eier erhält. Sogar Waren, die nur gegen Bezugsschein erhältlich sind, sind häufig gegen Lebensmittel zu erhalten. Bei mir lag ein Landsturmmann im Quartier. Auf der Rückreise aus dem Urlaub geht er in einer Thüringer Residenz in ein Stoffgeschäft, um seiner Tochter ein Kleid zu kaufen. Da er keinen Bezugsschein hat, muß er leer abgehen. Plötzlich hört er sich auf der Straße zurückgerufen. Man hat in seinem Rucksack beim Hinausgehen einen Laib Landbrot gesehen. Es wird ihm nun vorgeschlagen, das Brot abzutreten; er geht darauf ein und erhält das Kleid ohne Bezugsschein. Was doch nicht alles geht! Darf man sich da wundern, wenn es sehr an Butter und Eiern und andern Lebensmitteln fehlt? B.

*

Wohnungsnot

In vielen Städten, namentlich Garnisonstädten, macht sich eine arge Wohnungsnot bemerkbar. Ganz natürlich: es herrscht starke Nachfrage nach möblierten Wohnungen, und es gibt im Deutschen Reiche jetzt viele Personen mit zwei Wohnungen, da die Familien sich häufig auch da Wohnungen gemietet haben und dahin übergesiedelt sind, wo der Ehemann Dienst tut. Diese Notlage wird von manchen Hausbesitzern weidlich ausgenützt. Es sind viele Fälle bekannt, wo derselbe — oft erst im letzten Augenblick der Kündigungsfrist — mit einer Mietserhöhung oder Kündigung kam. Notgedrungen mußten die Mieter auf die erstere eingehen. Da ist es denn interessant, daß Bayern soeben gegen Mietssteigerungen und Kündigungen Stellung nimmt und im Notfalle mit einem Verbot seitens der Militärbefehlshaber droht. Mir ist nicht bekannt, ob auch in Preußen und andern Staaten schon gegen den Unfug Stellung genommen wurde. Höchste Zeit wäre es, wenn es noch nicht geschehen B.

*

Hineinzerren der Künste und Wissenschaften in den Nationalitätenstreit

Saint-Saëns fühlte kürzlich wieder einmal das Bedürfnis, gegen die wagnerischen Tendenzen der modernen Musik zu protestieren und dabei sich als nationalfranzösischen Märtyrer hinzustellen in seiner Schrift „Danger musical". Darauf antwortet ihm nun ein wirklicher (?) Franzose J. Marnold im „Mercure de France" kurz und zutreffend: „Herr Saint-Saëns vergeudet mit seinem Geschimpf seine und unsere Zeit; er täte besser, uns einmal klar mit ja oder nein zu sagen, ob er ‚Kohn' heißt, was im Bejahungsfalle an sich keine Schande wäre. Denn alsdann wäre er ja selber offenbar nicht ‚dran schuld'. Wir aber haben ein Anrecht darauf, es zu wissen; denn nichts darf uns gleichgültig bleiben bei berühmten Leuten. Und ... man würde sich, einmal über diese Frage aufgeklärt, über gewisse Züge an dem Bilde nicht mehr wundern." — Auch für uns in Deutschland wäre die Beantwortung der Frage in manchem Betracht wertvoll. A. St.

*

Die „Frankfurter Zeitung"

unternimmt einen mit gewöhnlichsten Schimpfwörtern gespickten wütenden Ausfall gegen den Türmer, weil der Herausgeber sich „erniedrigt" (!) hat, im Zweiten Oktoberheft unter der Überschrift „Die Trauer der Frankfurter Zeitung" ein Stück aus einem Aufsatze des Grafen Reventlow („Deutsche Tageszeitung") abzudrucken. Wichtigere Aufgaben und technische Umstände verhindern den Herausgeber zu seinem Bedauern, der „Frankf. Ztg." schon in diesem Heft die ihr gebührende Antwort zuteil werden zu lassen; sie wird dem aus der Rolle kühler staatsmännischer Überlegenheit gefallenen Blatte nicht vorenthalten bleiben.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Grabdenkmal  Ernst Müller-Braunschweig



XX. Jahrg. Erstes Dezemberheft 1917 Heft 5

Tod und Leben

Von Stadtpfarrer Edmund Kreusch

Der Krieg hat uns gewöhnt, an den Tod zu denken und über den Tod nachzudenken. Millionen gehen ihm mit Entschlossenheit und trotzigem Mut entgegen, sei es der Pflicht, sei es des Zwanges wegen.

Der Tod macht die Lebenden nachdenklich. „Der Tod ist“, wie Schopenhauer sagt, „der eigentliche inspirierende Genius oder der Musaget der Philosophie . . ., schwerlich sogar würde auch ohne den Tod philosophiert werden.“ Aber noch niemals wohl und noch nie von so vielen Menschen ist philosophisch so sehr nachgedacht worden als in diesem Kriege, der die ganze Welt erschüttert.

Das Tier lebt ohne eigentliche Kenntnis des Todes, erfreut sich daher des vollkommensten Lebensgenusses, soweit er ihm nicht durch die Plage des Menschen vergällt wird. Es macht ihm nichts aus, wenn es andere Wesen seiner Art und Gattung sterben sieht. Dem Menschen aber geht mit der erwachenden Vernunft auch die Gewißheit des Todes auf. Eine Gewißheit, die mit dem Alter nicht an Klarheit, aber an Eindringlichkeit gewinnt.

Der männermordende Krieg bringt nun diese Eindringlichkeit auch der Jugend nahe. Eine Hoffnung bleibt noch, daß der Tod für dieses Mal vorübergehen werde, eine Hoffnung aber nur wie im Lotto, im Glücksspiele.

Jedem Übel hat nun die Natur ein Heilmittel oder einen Ersatz zugeteilt. Die gleiche Vernunfttätigkeit, welche die Erkenntnis des Todes vermittelt, ver-

mittelt dem Sterblichen auch die metaphysische Tröstung, deren das Tier weder bedürftig noch fähig ist. Die Vermittelung dieses metaphysischen Trostes ist der Hauptzweck aller Philosophie und Theologie. Von diesem Standpunkt aus betrachtet ist diejenige Philosophie oder Religion die beste, die den Menschen am meisten befähigt, dem Tode ruhig ins Auge zu schauen. Objektiv betrachtet ist jene Philosophie oder Religion die beste, die ihn lehrt, die tauglichsten und ethisch höchsten Mittel zur Erreichung dieses Zweckes anzuwenden.

Der Mensch fürchtet für gewöhnlich den Tod mehr als jedes andere Übel. Sein Haß geht ja auch zumeist darauf aus, den Tod des Gegners herbeizuführen, weil er glaubt, ihm dadurch das größte Übel antun zu können, das sich erdenken läßt. Der Krieg hat in dieser Anschauung einen Umschwung bewirkt, dem Schiller die Worte geliehen:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld."

Was wir auf den Schulbänken als Chrie zerlegt haben, ist heute heroische Wirklichkeit geworden.

Die größte Angst ist für gewöhnlich die Todesangst. Nichts ist schrecklicher als eine Hinrichtung. Der Krieg hat diese Angst überwinden gelehrt. „Ich werde nie", sagt einer, der vor Ypern dabei gewesen, „den weißhaarigen General mit dem Krückstock vergessen, der im Kugelregen auf dem Damme ruhig seine Befehle gab, trotzdem die Adjutanten um ihn herum hinsanken."

Die grenzenlose Anhänglichkeit an das Leben unterliegt der siegenden Erkenntnis, daß das Leben der Güter höchstes nicht ist; edle Leidenschaften, Patriotismus, Ruhmbegier, triumphieren über den natürlichen Trieb zum Dasein, geben Leib und Leben achtlos der Gefahr der Verstümmelung und Vernichtung preis.

Die Zerstörung des Organismus ist es eigentlich, die uns den Tod furchtbar macht. Diese Zerstörung fühlen wir aber in Wirklichkeit nur bei Krankheit und Altersschwäche; der Tod selbst steht vor uns nur in dem Augenblicke, da uns das Bewußtsein schwindet; wir haben eigentlich gar nichts mit ihm zu tun. „Wenn wir sind," sagt Epikur, „ist der Tod nicht, und wenn der Tod ist, dann sind wir nicht." Das Bewußtsein schwindet aber ebenso schmerzlos beim Tode wie bei der Ohnmacht und beim Schlafe.

„Gestern war der Tod bei mir", sagte mir jüngst einer, der in Ohnmacht gefallen war, „und merkwürdig: es tat gar nicht wehe, war sogar ganz angenehm, eine wohltuende Mattigkeit, die mich umfing — ganz schön."

In Wirklichkeit aber seufzte und stöhnte er so schwer, daß die Kinder entsetzt zum Arzt und Pfarrer rannten.

Auch bei gewaltsamem Tode geht die Zerstörung des Organismus ohne Schmerzen vor sich; der Verwundete fühlt zunächst die Verwundung gar nicht. Ist sie schnell tödlich, so schwindet das Bewußtsein vor der Wahrnehmung und Erkenntnis der Tödlichkeit; führt sie später zum Tode, so geht die Zerstörung des Organismus vor sich wie bei Krankheiten. Der Organismus ermüdet in seinen Anstrengungen um die Erhaltung des Lebens; wenn der Tod seinen Bemühungen

ein Ziel setzt, bedeutet dies für ihn eine Erleichterung, die sich auf dem Antlitz des Toten als Ausdruck wohliger Zufriedenheit kundgibt.

Die Schreckensmasken auf dem Antlitz Gefallener sind teilweise der Ausdruck von Angst vor dem kommenden Tode, meistens aber rein körperliche Wirkungen, z. B. giftiger Gase usw., die von dem Bewußtlosen durchaus nicht gespürt worden sind.

Sein oder Nichtsein! Das ist eine weitere Erwägung, die uns den Tod fürchten macht ... Nun — vor der Geburt waren wir auch nicht, ohne daß uns dieses Nichtsein einen Schrecken zurückgelassen hätte; denn wir waren uns eben dieses Nichtseins nicht bewußt. Sollten wir daher nach dem Tode ebenfalls nicht mehr sein, so sind wir's ohne Bewußtsein, empfinden also keinen Schmerz darüber. Es wäre nur eine Cessio rerum sperandarum, ein Verzicht auf erhoffte Güter. Denn diese Hoffnung muß auch der überzeugteste Atheist oder Materialist zuweilen mit einem Achselzucken abweisen; sie schleicht sich immer wieder einmal an das Gemüt heran und lockt den Willen zum ewigen Leben, bis er an seiner eigenen Kraftlosigkeit erlahmt.

„Das Nichtsein nach dem Tode", sagt Schopenhauer, „kann nicht verschieden sein von dem vor der Geburt, folglich auch nicht beklagenswerter. Eine ganze Unendlichkeit ist abgelaufen, als wir noch nicht waren; aber das betrübt uns keineswegs. Hingegen, daß nach dem momentanen Intermezzo eines ephemeren Daseins eine zweite Unendlichkeit folgen sollte, in der wir nicht mehr sein werden, finden wir hart, ja unerträglich."

Jene Religionen, die wie der Buddhismus ihre Gläubigen anleiten, sich als das Urwesen selbst zu betrachten, dem alles Entstehen und Vergehen wesensfremd ist, mildern sehr die Angst vor dem Hinabgleiten in das unbekannte bodenlose Nichts des Jenseits. Was ist, das war, das wird sein; in verschiedenen Gestalten und Formen. Das ist der Trostgedanke, der auch die Philosophie des Europäers seit zweihundert Jahren durchwirkt. Die Unendlichkeit nach dem Tode kann in der Tat ebensowenig schrecken als die Unendlichkeit vor der Geburt, und die Beweise für die Fortdauer nach dem Tode lassen sich auch für das Leben vor der Geburt verwenden.

Die christliche Theologie läßt Gott einesteils die Seelen stets neu erschaffen und bei der menschlichen Zeugung mit dem Leibe verbinden, lehrt anderenteils aber auch, daß der Schöpfer seit der Weltenschöpfung nichts Neues mehr erschaffe. Dieser Ansicht zufolge leben also die Seelen der Menschen schon längst vor der Geburt in das irdische Dasein und leben nach dessen Vollendung selbstverständlich auch weiter. Werden sie nun in der zweiten Unendlichkeit sich des Lebens aus der ersten erinnern? Im irdischen Dasein können sie dies nicht, weil das Bewußtsein an die Tätigkeit des Gehirns geknüpft ist. Wir ertappen uns jedoch zuweilen auf Träumereien, Empfindungen und Ahnungen, als ob wir dies oder jenes schon einmal in einem anderen Leben gelebt hätten.

Die nichtchristliche Philosophie begnügt sich mit einer anderen Art von Sein nach dem Tode. Das organische Leben im Leichnam hat aufgehört; daraus folgt aber nicht, daß die Kraft, die es in Bewegung gesetzt hat, auch auf-

gehört hat zu sein. Das Aufhören des Lebens bedingt noch nicht das Aufhören des belebenden Prinzips, der Tod bedeutet noch nicht den gänzlichen Untergang des Menschen. Vergänglich sind nur die Zustände und Formen, *unvergänglich sind die Naturkräfte und der Stoff, die Materie*; sie sind die Voraussetzungen aller Veränderungen. Das uns belebende Prinzip wird als Naturkraft betrachtet und bleibt als solche unberührt von dem Wechsel der Formen, in denen es zutage tritt. Das ist wenigstens etwas. Wer das absolute Nichtsein fürchtet, kann sich einigermaßen schon damit getrösten, daß die Kraft bleibt, die ihm sein Leben gegeben.

Ferner sichert ihm auch die *absolute Unzerstörbarkeit des Stoffes*, der Materie, eine gewisse Unvergänglichkeit. Seine Asche wird als Kristall und Metall glänzen, als elektrischer Funke sprühen, wird sich „zu Pflanze und Tier gestalten und aus ihrem geheimnisvollen Schoß jenes Leben entwickeln, vor dessen Verlust ihr in eurer Beschränktheit so ängstlich besorgt seid". Ein sehr niedriges Sein, aber doch ein Sein. Wer nicht höher schwört als auf die materialistische Philosophie, muß sich mit diesem Sein zufriedengeben. Freilich entbehrt er nicht des idealistischen Trostes, daß seine Werke ihn überdauern, die guten Taten, die er vollbracht hat.

Die Furcht vor dem Tode als dem Nichtsein ist also auf philosophischem Wege einigermaßen wenigstens auszuschalten; eine gewisse Art von Fortbestand ist jedem Wesen gewährleistet. Durch tiefere Versenkung in das *Wesen der Dinge* können wir diese Tröstung noch steigern.

Die Natur nämlich achtet Tod und Leben des Einzelwesens gar nicht; sie gibt das Leben der Pflanzen, Tiere und Menschen dem blinden Zufalle preis. Sehr oft ganz unbedeutenden Zufällen. Sie entläßt die Wesen aus ihrem Schoße und nimmt sie wieder in ihren Schoß zurück. Kann der Mensch sich in diese großartige Selbstverständlichkeit finden, so hat er ungeheure Fortschritte in der Weisheit und Glückseligkeit gemacht.

Mancher Mühselige und Beladene, dem der Trost der christlichen Theologie keiner ist, spricht mit Hamlet:

> „Sterben — schlafen —
> nichts weiter! — Und zu wissen, daß ein Schlaf
> das Herzweh und die tausend Stöße endet,
> die unsers Fleisches Erbteil, 's ist ein Ziel
> aufs innigste zu wünschen."

Tief ergreifenden Ausdruck gibt dieser Stimmung Friedrich Spielhagen durch den Mund Bergers in „Problematische Naturen":

„Mutter Nacht, urewige, urgewaltige, aus deren Schoß sich die Kreatur in ihrem wilden Lebensdrange losreißt, um nach langer Irrfahrt reuig und demütig für immer an deinen treuen, mütterlichen Busen zurückzusinken ... Du abgrundtiefer Born der Vergessenheit, du süße Wiege ungestörter Ruhe, wie sehne ich mich doch so nach dir von ganzem Herzen!"

Und wie *kurz* ist das irdische Sein! Wie der Schatten der wandernden Wolke über unserem Haupte. Heute rot, morgen tot. Berührt dieser unendliche

Wechsel zwischen Geburt und Tod das Wesen der Dinge? Ist dieses flüchtige Sein der Einzeldinge nicht nur ein Schein, ein Widerschein des Wesens aller Dinge? Sie kommen, ohne daß wir wissen, woher sie kommen; sie gehen, ohne daß wir sehen, wohin sie gehen. Sie sind eines wie das andere aus demselben Stoffe geformt, haben die gleiche Gestalt, die gleichen Wesenszüge; eine gemeinsame Kraft belebt sie, treibt sie durch den Kreislauf der Erscheinungen, legt sie ab wie ein Kleid — ein Kaleidoskop, das bei jeder Wendung neue Formen gebiert und doch immer das nämliche bleibt. Ewigkeit, du Donnerwort! Sub specie aeternitatis lernen wir, uns in diesen bunten Wechsel ohne besondere Aspirationen einzufügen. Das Einzelwesen vergeht, der Stoff, aus dem es besteht, bleibt. Zeugend vererbt das Unvergängliche, das im Einzelwesen ist, seine Eigenschaften auf die Erzeugten, so daß es auch auf diese Weise den Tod überwindet. Einem ewigen Auge wird der stete Wechsel von Geburt und Tod sich nicht als eine Zerstörung, sondern nur als eine Bewegung von Lebewesen darstellen, als ein ewiges Auf und Nieder, ein ewiges Verbinden und Trennen von Kraft und Stoff, ohne Ermüdung, ohne Ende ...

„Sentimus experimurque", sagt Spinoza, „nos aeternos esse." „Wir empfinden und erfahren, daß wir ewig sind." Nicht als Einzelwesen, denn als solche sind wir nur Erscheinungsformen der ewigen Urkraft. Diese und der Stoff, aus dem sie unser Erdenkleid formt, sind das einzig Ewige an uns. Die ewige Urkraft aber — wir nennen sie Gott — ist ein Teil unseres Selbst geworden, hat sich uns mitgeteilt, hat nicht etwa bloß von außen das Räderwerk unseres Organismus angestoßen, so daß es geht, bis es abgenützt ist: nein, sie ist unsere Seele geworden. Beim Tode des Leibes kehrt sie dorthin zurück, woher sie gekommen ist, zu Gott, von dem sie nie getrennt gewesen. Gott hat sie nicht aus dem Nichts erschaffen. „Die Seele in mir", sagt Theophrastus Paracelsus, „ist aus etwas geworden, darum sie nicht zu nichts kommt; denn aus etwas kommt sie." Sie ist nur eine Mitteilung, Hingabe, Verbindung der ewigen Urkraft, die alles beseelt, was da lebt, sie verknüpft Zeugung und Tod in sinnvollster Weise miteinander.

Im Besitze dieser Erkenntnis tun wir leicht den Schritt in jenes unbekannte Land, vor dem Hamlet so sehr graut. Dieses Grauen

„Das zwingt uns, still zu stehn; das ist die Rücksicht,
die Elend läßt zu hohen Jahren kommen...
Nur, daß die Furcht vor etwas nach dem Tod,
das unentdeckte Land, von des Bezirk
kein Wandrer wiederkehrt, den Willen irrt;
daß wir die Übel, die wir haben, lieber
ertragen, als zu unbekannten fliehn.
So macht Gewissen (?) Feige aus uns allen;
der angebornen Farbe der Entschließung
wird des Gedankens Blässe angekränkelt;
und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
verlieren so der Handlung Namen..."

Der kategorische Imperativ des Krieges hat dergleichen Erwägungen kurzerhand beiseite geschoben; je länger der Krieg aber dauert, um so häufiger kommen sie zurück und versuchen, Unternehmungen voll Mark und Nachdruck aus der Bahn zu lenken und ihnen den Namen der Handlung zu rauben. Darum versenken wir uns in die philosophische Betrachtung des Todes, der auf allen Schlachtfeldern Ernte hält, und entkleiden ihn der äußeren Schrecken, die seine Erscheinung mit sich führt.

Im ersten Jahre des Krieges sangen unsere Soldaten in einem sentimentalen Liede

„In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn."

Im zweiten Jahre sangen sie es schon spärlicher, im dritten ist es gänzlich verstummt. Die Hoffnung der naiven Lebenszuversicht hat zu viele und zu heftige Stöße erlitten. Unzählige, die sich dieser Hoffnung getrösteten, sind nicht wiedergekehrt; sie deckt im Feindeslande der grüne Rasen, der dunkle Stollen, der tiefe Meeresgrund, sie sind in Atome zerrissen, den Lüften und Winden preisgegeben.

Und dennoch bergen die naiven Worte des Liedes einen Trost, den wir nicht übersehen, den wir uns nicht nehmen lassen wollen.

„In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn."

Wir haben eine Heimat, in der wir uns wiedersehen, ob auch die Kraft aus unseren Gliedern gewichen, ob auch der Leib zerfallen in die stofflichen Elemente, aus denen die ewige Kraft ihn gebildet hat. Diese Heimat ist das Land, das Reich, das Element, das Wesen, aus dem wir stammen, das Element, das Wesen, von dem wir genommen, dessen Teil, dessen wandelbare und vergängliche Erscheinung wir sind. Dahin gehören wir, das ist unser, dahin kehren wir zurück, wenn wir hier vollendet haben. Wie wandernde Söhne in das Haus des Vaters, wie verirrte Kinder in der Mutter Schoß. Wie überflutende Wogen in das unendliche Meer, wie der elektrische Funke in den Urgrund seines Seins.

Es ist eine unvergängliche Heimat, die Quelle und das Ziel unserer Sehnsucht; die Quelle, weil wir aus ihr hervorgeströmt, das Ziel, weil wir zu ihr zurück müssen. Das ewige Vaterland, aus dem wir gezogen sind, verschieden gewandet und gewaffnet, um zu kämpfen und zu leiden; das ewige Vaterland, für das wir kämpfen und leiden. Wir sollen es größer machen und herrlicher, die Gottheit soll sich in uns entfalten und auswirken, uns vervollkommnend und bereichernd, damit wir ihr Werk, die Schöpfung, höher führen und zur Vollendung bringen. Äonen um Äonen von Zeiten hindurch, Milliarden um Milliarden von Arbeitern und Kämpfern! Sie kommen und gehen, und neue treten an ihre Stelle, um das Reich aufzubauen, das ihnen allen gehört. Und können sie nicht mehr, so kehren auch sie zurück, woher sie gekommen sind, in ihre ewige Heimat, die sich in strahlender Klarheit wie der blaue Himmel wölbt über die blutigen Schlachtfelder, die hungernden Länder, die Not der Zeit.

Haben wir nicht alle schon an dem Heimweh nach dieser Heimat gelitten? Viele Heimstätten haben uns schon während unseres Lebens aufgenommen: das

Vaterhaus, in dem unsere Wiege stand; die Flur oder Stadt, in der wir die Welt entdeckten; die Familie, der unsere erste Liebe galt; die Gemeinde, in der wir mit unserem Wirken Wurzel schlugen; die Kinderschar, die uns das Paradies erschloß; das Land und Volk, dessen Dienst wir uns weihten. Lauter Heimstätten, in denen uns so wohl zumute ward, daß wir gerne drin verweilten.

Und dennoch kamen Stunden über uns, in denen wir sagten: „Ich wollt', ich wäre glückselig tot!" Stunden, in denen wir uns sagten: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh'?" Stunden, in denen wir seufzten: „Ich wollt', daß ich daheime wär'!"

Es waren nicht nur Stunden des Leides, der Enttäuschung, des Überdrusses, der Lebensmüdigkeit, nein, auch Stunden höchster Lust, tiefsten Genusses, seligsten Triumphes, quellender Lebensfreude, wogendsten Überschwanges, blühendster Jugend.

In keiner Heimstatt fühlten wir uns dauernd daheim; sie ward zu eng für alles Leid, für alle Freude ... Über der Arbeit konnten wir's vergessen, weil wir uns selbst vergaßen in der Hingabe an irdische Zwecke, an Sorgen und Werke, Mühen und Menschen. Am Abend jedoch, wenn der Lärm des Tages verhallte und nur leise die Quellen der Tiefe rieselten, dann tauchte dieses stille, glückverheißende Heimweh wieder empor, die Welt ward uns fremd, wir erschauerten vor der Fremde, die uns umgab, wir standen in tiefer Einsamkeit, ein Hauch wehte durch die Mondnacht uns zu wie aus einer anderen Welt, wir ahnten die ferne Heimat der Seele ...

„Und meine Seele spannte
weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande,
als flöge sie nach Haus."

Romantik! Gewiß — und in dem musikalischen Gewande, das Schumann ihr gegeben. Wunderbar, wie aus jener anderen Welt! Der Geist, der es gewoben, vermochte die rauhe Wirklichkeit des irdischen Lebens nicht zu ertragen; er flüchtete in das Land der Sehnsucht, das ihm der Dichter gewiesen.

Das ist das Land, das Reich, das Element, das Wesen, die Heimat, in der wir uns alle wiederfinden! Alles Sterbliche an uns ist nur der Organismus, in dem wir für das gegenwärtige Dasein gestaltet sind. Auch „unser Bewußtsein ist in seine Form gebannt", sagt mit Schopenhauer Johannes Müller, „und das Unsterbliche, Eigentliche, Wesentliche in uns leibet unter seiner Last und Schwerfälligkeit, unter seinen Hemmungen, Störungen, Verdunklungen, mit denen wir immerfort kämpfen müssen, ohne sie ganz zu überwinden. Hinter jeder neuen Lösung und Freiheit entdecken wir eine Gebundenheit, Beschränktheit und Lähmung. Selbst wenn wir von einer Klarheit zur andern gehen, hören wir nicht auf, nach dem wahren Schauen zu dürsten, das den Schleier der Erde von den Augen der Seele nimmt."

Wer weist uns den Weg? „Wie ein heiliger Frühling des Himmels", sagt schön Johannes Müller, „strömen seit Jahrtausenden Milliarden Kinder Gottes aus dem Vaterhaus auf die Gefilde der Erde, ein ungeheurer Eroberungszug



der jenseit'gen Lebensfülle in die diesseitige Zone, um in irdischer Seinsweise das himmlische Wesen zu offenbaren, die wundervolle Welt der Erde zu erschließen und mit höherem Leben zu erfüllen, um auf diesem Stern des Alls Gottes Reich aufzubauen, damit sich in ungetrübter Harmonie Diesseits und Jenseits vermähle und die Herrlichkeit Gottes irdische Gestalt gewinne. Unser Leben ist das Erdenabenteuer unserer Seele. Aber unsere Heimat kann dieses Dasein niemals werden, so heimisch wir uns fühlen mögen, wenn wir unsere Sendung in Kraft unserer Seele erfüllen und uns überall in dem fühlen, was des Vaters ist. Alles, was uns im Innersten beglückt, ist nur ein blasser Widerschein von Strahlen der Heimat. Darum zehrt in allem Glück ein Heimweh der Seele, wie in allem Leben zu tiefst Leiden grimmt. Aber es macht uns nicht schwach, zag und weich, sondern tapfer, froh und siegesgewiß, den Kampf zu kämpfen und das Werk zu erfüllen, das uns verordnet ist. Denn wir werden ja bald zurückgerufen in die Heimat und möchten treu erfunden werden."

Stellen wir diesen Dithyrambus sowohl als auch die Romantik Eichendorffs auf den sicheren Grund der Philosophie unserer größten Denker; lassen wir die kirchlichen Formen und Vorstellungen ruhig beiseite, wenn wir sie nicht gebrauchen können: es bleibt genug, um uns in diesem Kriege und für alle Zeit die Furcht vor dem Schnitter, der da Tod heißt, bemeistern zu lernen. Die allgewaltige Urkraft und die allgebärende Mutter, der Himmel und die Erde, sie neigen sich zueinander, und wir sind beider Kinder.

„Es war, als hätt' der Himmel
die Erde still geküßt,
daß sie im Blütenschimmer
von ihm nur träumen müßt'.

Die Luft ging durch die Felder,
die Ähren wogten sacht,
es rauschten leis die Wälder,
so sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande,
als flöge sie nach Haus."

Romantik und Mystik, Theologie und Philosophie, Kirche und Stoa, sie bauen alle auf dem gleichen Grunde auf. Und wir alle, zu welcher Philosophie oder Theologie wir uns bekennen mögen, wir sind alle eines Ursprungs. Wir kommen aus der gleichen ewigen Heimat und kehren wieder zu ihr zurück.

„In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn."

In hellen Haufen ziehen sie heute durch die Tore dieser Heimat, sie durchbrechen die Gefängnisse ihres Wahns, Freund und Feind, und lernen sich ver-

stehen. Sie werden unmittelbar ihres gemeinsamen Wesens inne und tauchen ineinander ein, ohne Hemmung der Anziehungskraft der Seelen folgend. Eins mit der allmächtigen Urkraft, die sie hervorgebracht hat, teilnehmend an ihrer Herrlichkeit, mitwirkend an dem ewigen Bau, der ewigen Ausgestaltung der Schöpfung.

Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel? Verschlungen ist der Tod im Siege! Der Sieg aber ist das ewig quellende, ewig sich verjüngende Leben. Nicht wie die traurigen Schatten Homers in der Unterwelt irren wir umher, sondern zu gesteigertem tatenfrohen Leben durcheilen wir neue Bahnen. Auf den Schwingen der Ewigkeit.

„Alles Vergängliche
ist nur ein Gleichnis;
das Unzulängliche,
hier wird's Ereignis."

Der Mystiker und der Philosoph, sie reichen sich die Hände, schauend und schließend, um hinter das Geheimnis zu kommen; beide stehen, wie auch der uralte Mythos, auf dem sicheren Grunde der Natur. Sie belauschen Himmel und Erde, Urvater und Allmutter, bei ihrem heiligen Werke und getrösten sich der Unzulänglichkeit ihrer irdischen Erkenntnis, bis sie in das Elternhaus, die wahre Heimat, zurückkehren.

Reiterlied · Von Karl Martin Schiller

Nun soll es an ein Wagen,
Vielleicht das letztemal.
Das gibt ein wildes Jagen
Wohl über Berg und Tal.

An meinem blanken Schwerte
Rinnt hell der Morgentau.
Leb' wohl, du schöne Erde,
Leb' wohl, geliebte Frau!

Hab' ich mein Wort gebrochen,
Mein Leben dir zu weihn?
Ich hielt, was ich versprochen:
Mein Sterben ist nicht dein.

Die Sterne sinken trübe
Ins lichte Morgenrot.
Gedenke meiner Liebe,
Vergib mir meinen Tod.



Wider Douaumont

Ein Schicksalsstück in Briefen. Mitgeteilt von Hans Schoenfeld

Diese Blätter kamen durch fremde Hand an mich — Jahr und Tag, nachdem die grimme Feste und das Trümmernest zu ihren Füßen wieder französisch geworden war.

Man bat mich, ich solle, da der Einsender zu deutschen Zeitungen keine Beziehungen habe, zusehen, wo ein deutsches Blatt sich zur Veröffentlichung dieser prunklosen, darum so erschütternden Briefe, zum Abschluß eines Menschenschicksals — was sag' ich — einer glücklichen Ehe tragisch gerundet, entschließen könnte.

Ich tat's nicht fröhlichen Herzens und mit geringer Hoffnung. Es gehört Mut dazu, an kaum verharschte Wunden zu rühren. Und Douaumont ist solch ein herbes Blatt in der Geschichte unseres größten Volkskrieges. Wir ließen Herzblut dort; wie's schien, um nichts.

Wenn unser Türmer gleichwohl den Mut fand, dem Wunsch des Einsenders zu entsprechen, so geschah's wohl darum: einmal, das Geschlecht jenes edlen deutschen Kämpen zu ehren von Kind auf Kindeskind. Sodann, weil dieses Stück Menschengeschehen, hundertfältig wiederholt, tausendfachen Widerhall in den offenen, mitfühlenden Herzen eines treuen Volkes finden, darum läuternd wirken muß. Endlich: weil Douaumont wohl ein bitteres Kapitel ist, aber noch kein abgeschlossenes. Merkt auf die Kampfstatt vor Verdun: es gärt allerorten ununterbrochen. Zuviel des edlen deutschen Bluts ist dort geflossen, als daß nicht doch zwischen Abend und Morgen eine Wende eintreten und das Punktum, das der Franzmann schon unter Douaumont gesetzt glaubte, plötzlich von deutscher Hand endgültig mit harter Faust hingeschrieben sein könnte.

Es ruht zuviel von unseres hochgemuten Volkes Herz dort, als daß so ohne weiteres das Lied in Wehmut geendet haben sollte. Was wir hatten und mit Herzblut begabten, das holt die deutsche Seele sich abermals zurück, wenn's an der Zeit erscheint.

Darin ist die Schriftleitung mit dem Einsender einig. Und wohl auch der Leser.

Im Felde, 10. Februar 1916.

Liebste Frau!

Noch immer kann ich Dir nicht sagen, wo unser Regiment jetzt steht. Du batest so sehr darum in Heidelberg und konntest nicht verstehen, warum ich mich nicht erweichen ließ. Wir Offiziere sind an die Schweigepflicht gebunden. Aber mache Dir darum keine unnützen Gedanken. Keine Suppe wird so heiß gegessen, als sie gekocht ist, und was wir jetzt erleben werden, das lohnt schon der Unbequemlichkeiten von Quartier und Landschaft. So viel kann ich Dir verraten, daß die Gegend nicht sehr einladend anmutet. Kahles Hügelland, mit kleinen Wäldern durchsetzt, einzelne große Fermen auf beherrschenden Kuppen. Das Gerücht schreibt das schönste dieser noch ganz unversehrten Mustergüter beharrlich

dem Präsidenten der Republik Frankreich zu. Dann freilich wäre die Wohlerhaltenheit gleich erklärt, wo sonst rings Dörfer und Gehöfte in Trümmern liegen. Die Zerstörung muß aber aus den Anfangszeiten des Krieges herrühren, denn jetzt schießt der Gegner mäßig, obwohl er viel Artillerie haben soll.

Charakteristisch sind hier die vielen Teiche. Die Gegend ist überhaupt sehr wasserreich, der Boden kalk- und tonhaltig. Entsprechend die Straßen. So gesunden Dreck hatten wir oben in Flandern nicht. Mich dauern nur die armen Gäule. Doch besorgen hier auch viel Auto-Lastkolonnen das Nötige. Der Verkehr auf den Straßen ist so lebhaft wie daheim in der Großstadt. Wenn die Bewohner dieser ärmlichen, jämmerlich gebauten Dörfer in dieser wenig bevölkert gewesenen Landschaft zusehen könnten, wie mächtig hier das Getriebe Tag und Nacht geht, wo früher kaum ein Wägelchen, ein Lastgeschirr, ein herrschaftliches Gefährt behaglich dahinrollte ... sie möchten die Hände überm Kopf zusammenschlagen.

Das Wetter hat uns einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht. Wir rechneten alle auf leichten Frost, gesunde, trockene Kälte. Und nun seit Tagen unaufhörlich dies Geriesel, dieser graue Himmel mit der weiten, kahlen Landschaft. Da muß man sich schon tüchtig schütteln, um keine Trübseligkeit aufkommen zu lassen. Jetzt geht's ja schon besser, wo unser ehemaliges Bauernhaus aus losen Bruchsteinen, locker mit Lehm verstrichen, von meinen Leuten einigermaßen hergerichtet ist und ein Ofen brennt, um den man hocken, lesen, rauchen, eins trinken und Skat spielen kann. Wenn Zeit dazu bleibt. Denn es ist andauernd tüchtig zu tun. Die Kompagnie schanzt oder hat Transporte. Es ist jedesmal eine derbe Stunde An- und Rückmarsch, wir müssen ganz zeitig heraus und kommen am Spätnachmittage hungrig, kalt und durchnäßt zurück. Wenn unsre vorzügliche Feldküche nicht wäre! Da solltest Du aber die Leute rennen sehen, kaum daß sie das Sturmgepäck abgelegt haben.

Die Verpflegung ist hervorragend gut und reichlich. Viel Fleisch, viel Gemüse in starker Fleischbrühe. Abends Hackefleisch, Schinken oder Wurst; und dreimal am Tage Kaffee. Darauf sind unsere Leute besonders erpicht. Und jedesmal mindestens zwei Feldbecher gestrichen voll. Was da unsere Köche zu schaffen haben — und alles nur mit dem nassen, frischgeschlagenen Holz aus dem nahen Busch.

Wir Offiziere haben auch hier unser Kasino einzurichten vermocht. Niedere Räume, holzverschalt und kunstgewerblerisch bunt bemalt wie in einer alten deutschen Trinkstube. Darin findet sich allabendlich die ganze Korona nach des Tages Last und Mühen zusammen, und es geht lebhaft her. Manchmal spielt ein Quartett von unserer aktiven Kapelle. Auch ein altes Klavier ist da. Man lacht herzhaft und freut sich aneinander. Du siehst also: es geht uns nicht schlecht.

Diese drei Heidelberger Tage trage ich noch wie einen stillen leuchtenden Talisman mit mir herum. Wenn Du wüßtest, was sie mir recht eigentlich bedeuten! Ich kann Dein tapferes Lächeln unter Tränen nicht vergessen, wie Du mir am Zuge nachwinktest, liebste Frau. Da fühlte ich doch, was Abschiednehmen heißt.

Und nun heißt es: Dulde, gedulde dich fein. Wenn sie in Deutschland die Sense dengeln und die jungen Vögel im Neste schrein — dann komm' ich wieder.

Will's Gott als Dein — Sieger.

Vor Verdun, 24. 2. 16.

Einzige,

nun ist das Geheimnis gelöst, auch ohne daß ich Dir davon schrieb. Aus den Blättern hast Du ja das Nötige ersehen. Es war doch wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Für die Franzosen ein unangenehmer, zündender Blitz, während unser Land solchen Tusch sich wohl gefallen lassen kann. Es ist ja wunderbar schnell gegangen und geht in einem weiter. Wer hätte das gedacht, wo man vor dem stacheldrahtstarrenden, batteriegespickten, bombensicher gemachten Herbébois, dem Charrières-Wald doch einige Bedenken hatte. Die Brandenburger haben's gemacht. Nun ist auch unser Korps schon mitten drin, geht in der Woëvre vor, gegen die dräuenden, im Schneegewand stechend weiß herüberblickenden Wälle der Côtes.

Endlich hatte der alte Schlachtenlenker droben ein Einsehen und gab Frost und Schnee. Längst stand alles bereit bis auf die letzte Granate, die letzte Sturmbrücke. Uns klappern die Zähne vor Frost, aber wir sind kreuzvergnügt. Herrgott, wenn's doch wieder zum Bewegungskrieg käme! Darin kann ja kein anderes Heer mit. Da zeigt sich die überlegene Führung und der bessere Drill unserer Heere.

Eine Überraschung gab's fürs Regiment: daß wir doch nicht beim Korps blieben, das uns als Reserve bestimmt hatte. Wir müssen jetzt ganz auf den rechten Flügel, eben dorthin, von wo die schönsten Siegesnachrichten kamen und weiter kommen werden. Wir sind alle so gespannt wie damals bei Kriegsbeginn in jenen fast sagenhaften, großartigen Tagen, als die ersten Kugeln pfiffen. Bis jetzt haben wir von Granate und Maschinengewehr des Gegners noch nichts zu verspüren bekommen, wiewohl der schwerste Geschützkampf um uns tobt. Ich schreibe Dir hier von einer kurzen Rast in einem ganz zerstörten Dorfe mit tüchtigen Steilhöhen unmittelbar davor, auf Verdun zu. Auf der Höhe dort oben verlief bisher unsere erste Stellung. Von hier erfolgten vor drei Tagen die ersten Angriffe durch eine tiefe Schlucht und jenseits einen Steilhang hinauf, der mit zementierten, verdeckten Blockhäusern nur so gespickt sein soll.

Wir sind nun schon zehn Stunden unterwegs und warten hier mit zusammengesetzten Gewehren auf weitere Befehle. Links feuert eine Mörserbatterie wie toll, das ist ein Heulen und Schluchzen nach jedem Schuß, als wenn eine arme Seele dem Fegefeuer überantwortet würde; aber unsere Kerls freuen sich: Immer feste drauf mit der „Ari"!

Ich bin guter Dinge, denke immerzu an Dich. Grüße unser liebes Heim. Vor dem Kriege hätten wir jetzt unter der großen, verhängten Stehlampe am chinesischen Teetisch gesessen und „five o'clock tea" abgehalten ... und den schönen Kuchen von Kreuzkamm behaglich verzehrt. Nun, auch das kommt wieder. Du fragst, was Du mir schicken könntest: Schokolade, eine Flasche guten Rum gegen die Côtes-Nächte im Freien, um die wir wohl nicht herumkommen werden, Zigaretten und Spirituswürfel. Denn mit der warmen Verpflegung wird's nicht immer klappen.

Wann erhalte ich ein paar liebe Zeilen von Dir? Ich brenne darauf. Bald mehr.

Dein Heinz.

Im Walde, 29. 2. 16.

Herzliebe! Schalttag, der Besonderes verspricht.

So. Durch die doppelte Feuertaufe wären wir. Es war eine böse Geschichte. Wieviel hat sich seit den paar Tagen begeben, als ich Dir von jenem Dorfe schrieb, wo wir hielten. Welten scheinen dazwischen zu liegen. — Aber nun eins nach dem andern.

An jenem 24. Februar also bezogen wir zuerst wirklich „Quartiere" in jener Höhenstellung; mächtig ausgebauten Grabenwerken. Aber alles war überbelegt. So dauerte es lange, bis die Kompagnie notdürftig und weitläufig unter war. Es schneite in dicken Flocken, die ganze wilde Szenerie schien in weiche, weiße Töne aufgelöst, und so laut das Getöse bis in den Abend hinein gewesen war, so totenstill war's jetzt im Schlachtgelände. Kein Licht, kein Laut. Auch die schweren Batterien machten Feuerpause.

Als ältester Kompagnieführer war ich zum Bataillonsstab befohlen, der irgendwo im Talkessel eine Baracke bezogen hatte. Kaum eingetroffen, die Ordonnanz immer hinterdrein durch den dicken Schnee, gab's Alarm. Das Regiment mußte weiter, nach vorn. Das beste Zeichen, daß es da unaufhaltsam weiterging — den ersten Forts entgegen. Wann würde Douaumont fallen?

Es war nicht eben einfach, die verkrochenen Leute der Kompagnie in ihrem Bärenschlaf aus all den Löchern zu holen und zusammenzubekommen. Aber noch vor Mitternacht stand das Regiment und schob sich langsam — viel Artillerie, die vorgezogen wurde, viel Kolonnen voran — seinem nächsten Bestimmungsort zu. Es war ein ganz eigener feierlicher Augenblick, als wir die geöffneten deutschen Drahthindernisgürtel durchschritten und gleich darauf die dicht gegenüberliegenden französischen Stacheldrahtverhaue, die hier bis vor drei Tagen die Straße schlossen. Der eben aufgehende Mond warf ungewisse Lichter auf die schwarze Wäldermasse zur Rechten: das Herbébois.

Vorn feuerten schon wieder leichte Batterien. Unsere Leute trotteten geduldig, aber wortlos durch ein langes Dorf, das ein zorniger Bach leicht unter Wasser gesetzt hatte. Man sah in der endlos erscheinenden einzigen Straße des großen Dorfes die Ruinen stattlicher Gehöfte. Hier hatten sich's die Franzosen noch vor siebzig Stunden wohl sein lassen. Es war das äußerste Dorf im Fortgürtel, an einen langgestreckten mächtigen Berghang gelehnt, den es nun durch eine tiefe Steilschlucht linkerhand abzweigend zu erklimmen galt. Den Höhenrand krönen französische Gräben, in den harten Steinschotterboden notdürftig gehauen, aber ganz unversehrt.

Hier haben wir bis in den Vormittag hinein genächtigt. Zum Schlaf sind wir kaum gekommen, obgleich nichts zu fürchten war. Doch ging hier oben eisige Nachtluft, und feste Unterstände waren nicht da. Nur lange Durchschlupfe, deren Ein- und Ausgänge notdürftig mit Zeltbahnen verhängt wurden. Doch pfiff schneidender Frühwind noch reichlich durch, und mit dem Sitzen war's in dem Steingerümpel auch so. Gleichwohl entfaltete sich mit der aufgehenden Sonne eines schönen frischen Wintertages bald lustiges Getriebe vor den Gräben. Nach sorgsamer deutscher Art mußten wir an ein Nachsuchen der Gräben gehen. Es lagen da noch viel Gewehre, Patronentaschen, Geschosse umher.

Gegen Mittag ging's weiter. Waldstücke, raffinert ausgeschoren und befestigt, standen kulissenartig zu beiden Seiten, den Ausblick über die Hochfläche schloß ein größeres Gehölz ab. Rückwärts gab's weite Aussicht auf die nachts durchschrittenen Täler, Wälder und zerschossenen Dörfer. Wie die Franzosen diese beherrschende Höhe so leicht haben aufgeben können!

Wir hatten aus dem rechten Seitenwäldchen durch halbmannshohen Laufgraben nach dem vorliegenden Gehölz hinüberzuwechseln. Es geschah wohl nicht ganz vorsichtig, und noch war Douaumont französisch. Sie faßten uns, und es gab zwei arge Stunden harten Feuers. Doch hielten sich die Kompagnien musterhaft in der befohlenen Versammlung innerhalb der Bataillone. Unmittelbar hinter uns, aber doch raffiniert genug eingedeckt, donnerten unsre Batterien, leichte und schwere, oft reihenweise hintereinander. Mit anbrechender Nacht bauen sie ab und gehen vor. Was da die Gäule, diese Treuesten, herhalten müssen durch den tiefen Kot dieser Waldpfade, bergab, bergan! Die ganze Nacht ging das Hü und Hott, das Quietschen der schweren Geschützräder, aber mit Tagesanbruch standen die „Stücke“ am befohlenen Orte und los geht's wieder: bum, bum.

Wir verbrachten die Nacht in diesem schmalen Langgehölz, gruben vor Dunkelwerden, als der Gegner sich etwas beruhigt hatte, fix unsere Schützenlöcher just wie zu Kriegsbeginn, als ob wir nie die ausgebauten tiefen Gräben gekannt hätten; machten uns Gruppennester, Drei- und Zweisitzer, und schliefen, wie die Igel zusammengerollt, trotz bitterlichen Nachtfrostes bis fünf in der Früh. Dann kamen die Spirituswürfel und der Kognak zu ihrem Rechte. Es gab was Derbwarmes. Und dann marschierten wir Douaumont und dem ersten richtigen Gefechtstag vor Verdun entgegen. Es ging in endlos langer Gänsereihe übers freie, leichtgefrorene Feld weg, einer vorliegenden Höhenwelle zu. Das Morgenrot brannte in düsteren Farben, fast schwarz treten draus hervor die Doppelkegel des Douaumont und Hardaumont. Wer dachte da nicht an Reiters Morgenlied, aber wer beschied sich auch nicht mit jenem: Darum still, wie Gott will — Wir mußten über den Kahlhang weg, in eine Talwelle halbrechts hinein und auf eine dort vorliegende Waldspitze zu, dem Vorgehölz und Schlüssel zum Dorf Douaumont. Dritthalb Bataillone ließ der Gegner auch durch. Man sah ihre weitläufigen Schützenlinien in unablässigen Wellen auf der Höhe auftauchen und spurlos verschwinden. Uns aber ging's schlecht. Früh acht faßten sie uns. Zwar nur mit leichten Brisanzgranaten und Az-Schrapnells, aber hageldicht und ununterbrochen, Stunde für Stunde. Sie hielten uns am Hange fest. Wir gruben uns wie die Maulwürfe ein. Der Stab hatte ein Granatloch ganz vorn bezogen und versammelte seine Kompagnieführer in frischen Nebenlöchern um sich wie die Henne ihre Küchlein, wenn der Habicht einstoßen will. So oft ich konnte, schaute ich rückwärts zu meinen Leuten, die am Höhenfuß sich eingenistet hatten, rief und winkte ihnen zu. Ich glaube, die Leute waren mir dankbar. Man fühlt sich in solch stummen, so gedankenschweren Stunden doch unlöslich mit seinen Kerls verbunden. Ein herrliches, tröstliches Gefühl, sag' ich Dir. Ich war froh, daß ich Burschen und Ordonnanz, meine Unzertrennlichen und ganz vorzügliche Kerls, Seite an Seite um mich hatte. Wirst Du glauben, daß ich, trotzdem die

Granaten oft keine zwei Schritte von mir einschlugen (mit einem widerlichen Luftdruck, sag' ich Dir, das Schlimmste an der ganzen Sache), doch Hunger bekam und tüchtig gegessen habe? Das tat mir außerordentlich gut und beruhigte die Nerven. — Wir hatten noch Glück, daß es sonst ein schöner Tag war. Die Flur glitzerte lustig in Schneekristallen unterm Sonnenstrahl. Wenn wir statt dessen stundenlang reglos in Granatlöchern hätten liegen müssen, die sich langsam aber sicher mit Wasser füllen, das wie eine kalte, ekle Schlange sich langsam von unten herauf am erschauernden Leib hochtastet —! Doch will ich Dich nicht gruselig oder weinerlich mit derlei Schilderungen machen.

Genug, ich und die meisten meiner Leute überstanden das schwere Sperrfeuer glänzend und kamen, als der verblassende Tag mit feinen, bläulichen Schleiern über den Wäldern, der granatenzerwühlten Flur und den trutzigen Häuptern des Fort-bewehrten Doppelgipfels sank, im tollsten Marsch Marsch, einzeln mit zwanzig Schritt Abstand, doch zu unserer Waldspitze und durch eine Waldschlucht hinab auf eine Lichtung, wo's ans Nächtigen ging. Andern Tags soll's nun durch den Wald, einen derben Hang aufwärts, zum Sturme gehen. Die Straße nach Douaumont hat das Regiment zu nehmen. Und wird sie nehmen, dafür steht unsere glänzende Truppe.

Ich hocke hier unter vier Zeltbahnen in einem Stück Graben bei einem Kerzenstumpf, der ganz verschwiegen brennen muß, da Licht streng verpönt ist. Leider hat die Nacht nicht gehalten, was der Tag versprach. Es träuft langsam, aber zäh. Wie schade. Die Leute kriegen eben warmes Essen. Viel stärker greifen sie zur Feldflasche. Wir leiden alle unter Durst. Da muß Sorge getragen werden, daß Kaffee unter allen Umständen stets herankommt. Ein hartes Stück für unsere Essenholer.

Aber nun Punktum. Ich sehe mit Erstaunen, wie lang der Brief geworden ist. Doch mir flog der Tintenstift nur so. Die Schriftzüge freilich mögen den Krähenfüßen im Schnee gleichen. Vertreibe Dir mit ihrer Entzifferung die Zeit. Ich fühle Dich in diesen großen, harten Tagen ständig um mich, treuer Kamerad, habe Dank für dein Gedenken. Ach, wie das tröstet und mutig macht, einen Menschen irgendwo zu wissen, mit dem man sich ganz eins fühlt. Ich bin fast heiter und ganz wunschlos. Brauche ich Dir noch zu sagen, daß ich im Hinblick auf uns beide ganz unbesorgt bin? Nun ängste Du Dich nicht zu sehr. Ich schreibe bald wieder. Laß nur erst mal den morgigen Angriff überstanden sein. Vorläufig will ich die Stunden der Ruhe voll genießen. Ich bin redlich müde und ganz warm in Tantes schönem Pelzsack.

Ganz Dein.

Im Walde, 2. März.

Meine Hilde —

es kam wieder mal anders. Gestürmt hat zwar das Regiment; viermal sogar und mit dem gewohnten Erfolg: Maschinengewehre, hundert Gefangene vom ellends in Autos aus seinen Ruhequartieren herangeschafften, für die nun durchkreuzte große Frühjahrsoffensive der Herren Alliierten bereitgestellten Craon-

ner Elitekorps. Aber ich war nicht dabei. Soll ich sagen: leider? Das Bataillon liegt in Reserve. Wir hocken noch auf unserer Waldlichtung, die zeitweise tüchtig unter Feuer liegt, ohne daß die leichten Flachbahngeschosse in unseren Kessel hineinzulangen vermöchten. Die Kompagnie liegt mit zwei Zügen zur Unterstützung eingeschwärmt in vorderster Linie und ist gut weggekommen. Ich regele hier den Nachschub, lasse aufsammeln, was an Handgranaten, Patronen, Helmen von Verwundeten und Gefallenen herumliegt und erquicke meine Braven mit Kaffee, der einen Kilometer rückwärts in zwei Kesseln für die Truppen Tag und Nacht gekocht wird. Ich lese sogar meinen geliebten Wilhelm Raabe und denke, ich säße daheim in meinem Klubsessel. Die Stimmung ist lustig. Das Regiment ist stolz. Blutige Verluste gering. Aber daß diese Windhunde, die Franzosen, ihre Höhenstellung an der Straße so leicht aufgegeben haben, ist doch eine Schande. Da hätten mal deutsche Truppen liegen sollen. Vielleicht hängt all das mit dem Fall von Douaumont zusammen. Großartig, was? Nun kommt Vaux dran. Das soll noch stärker und moderner sein. Nun, es stehen ja genug Zweiundvierziger vor Verdun. Die werden's schon machen. Das Wetter hat sich wieder etwas gebessert. Mir geht's ganz ausgezeichnet, ich leide an nichts not. Wie lange wir noch hier liegen — wer weiß. Vielleicht sollen wir Dorf Douaumont, diesen Teufelsherd von Schanzen, Panzertürmen und Flankierungsgräben noch nehmen. Lange wird sich's nicht mehr halten können.

Wir sind hier mit preußischen Kameraden zusammen; Herren von den brandenburgischen Grenadieren — junge Aktive, wilde Draufgänger, die mit ein paar Gruppen wahrhaft Verblüffendes geleistet haben. Der alte panische Schrecken der Franzosen von 1870 vor den Prussiens steckt noch in diesen Nachkommen der grande nation. Ich hatte einen blutjungen Leutnant der Craonner Elitegefangenen zu verhören, der bitterlich weinte, ein mir peinlicher Anblick. Ich wies ihn auch darauf hin. Da erklärte er mir: er weine aus Verzweiflung über seine Soldaten, die nicht zum Angriff vorgewollt und ihren Chef verlassen hätten. Feine Leute das. Wie steckt dagegen unseren Kerls der freudige Gehorsam, die Ehrerbietung vor ihren Offizieren in den Gliedern. Mir ist auch noch nicht ein Fall von Achtungsverletzung im Regiment seit Kriegsausbruch bekannt. Ich denke mir nun, es muß auch viel an den Führern bei denen da drüben liegen, ohne daß ich Offiziere des Gegners verunglimpfen will.

Heute nachmittag muß ich nun mit der geschlossenen Kompagnie zur Besetzung einer wichtigen Flankenstellung in eine nahe Schlucht. Der ganze Wald ist hier von solchen Parallelschluchten (was man so nennt; reichlich mannstiefe, straßenbreite, mit Gebüsch und einzelnen Bäumen bestandene Steilmulden, die sich nach der Höhe zu immer mehr verflachen) durchzogen. Eben bin ich von der Erkundung zurück und habe mich mit dem preußischen Kompagnieführer besprochen. Die haben da noch nichts hereingekriegt, müssen bei Tage allerdings sehr vorsichtig sein und auch sonst allen Lärm vermeiden, denn vierhundert Meter gegenüber, über eine Waldwiese weg das schmale Waldstück, künstlich verfilztes Gehölz mit Gestrüpp, ist noch nicht in unserem Besitz. Sie haben in dem Dickicht eine Anzahl versenkter Blockhäuser, die man nicht findet und die bei wiederholten

Vorstößen unserer Kompagnien mit ihren Maschinengewehren alles in Grund und Boden schossen, was sich näherte, also nicht ausgehoben werden konnten. So verzwickt ist hier die Lage, daß am Steilhang überm Gehölz unsere Linien schon liegen, die aus dem Walde heraus aber nicht zu fassen sind. Unsere Minenwerfer arbeiten nun, was hast du, was kannst du, mit ihren Zuckerhüten in diesen Gestrüppwald, und wir wollen sehen, wer's länger aushält. Ich möchte nicht in solchem Blockhause stecken, wenn eine unserer Zentnerminen nahebei krepiert. Bis zum Mittag sollten meine zwei Züge aus der vorderen Linie eingetroffen sein. Ich bin froh, alle meine Entchen wieder um mich zu haben und ein bissel vom Stabe wegzukommen in eine selbständige, verantwortungsvolle Stellung. Wir müssen nämlich mit Gegenangriffen rechnen; als Deutsche hätten wir schon längst nicht nur einen gemacht, sondern so oft gestürmt, bis die Eindringlinge wieder zum Tempel hinausgeworfen waren. Im Angriffsfalle kann meine Schlucht als Flankierungsstellung recht wichtig werden, darüber will ich meine Kerls schon noch gehörig unterrichten. Hier muß doch jeder genau wissen, worum es geht. Das will der aufgeklärte Sachse auch so haben.

Deine Antwort auf meinen Brief vom 24. ist noch nicht da. Eigentlich hatte ich heute darauf gerechnet. Oder ist noch Postsperre, daß meine Feldbriefe womöglich noch gar nicht bei Dir sind? Arme Kleine, was müßtest Du Dich dann quälen. Aber Du bist doch eine tapfere, geduldige deutsche Offiziersfrau.

Morgen also mehr. Ich werde soeben zu einer Besprechung nach dem Stabszelte befohlen. Wahrscheinlich wegen Ordenseingaben (sechsundzwanzig Mannschaften hab' ich mir vorgemerkt), oder dieser Flankenstellung.

Denn Gott befohlen, allerbeste Frau. Auf Wiedersehen.

Dein Heinz-Kamerad.

An Frau Oberleutnant . . .

z. Zt. Hellerau

Sehr geehrte gnädige Frau! . . . Ferme, 3./4. 3. 16.

Die bitterste Stunde dieses abgeschlossenen schweren Tages der Kompagnie steht mir jetzt bevor, wo ich als ältester Zugführer die schmerzlichste Pflicht üben und meines liebsten Freundes und Vorgesetzten Gattin das Ableben unseres wahrhaft geliebten, grundguten und heldenhaften Kompagnieführers mitteilen muß. Gott tröste Sie, verehrte Frau, in Ihrem schweren Leide, das doch in diesem gewaltigen Kriege nur ein Tropfen des Schmerzenskelches so vieler verheirateter Mitschwestern ist. Ein billiger Trost allerdings in diesem ersten, wildesten Schmerze. Könnte ich Ihnen nur sagen, wie die Kompagnie, obgleich sie mit dem Regiment abgelöst und auf dem Rückmarsche zu einem hinterliegenden Gehölz mit ehemals französischen Baracken ist, die Köpfe über den Tod ihres für unverwundbar gehaltenen Führers hängen läßt, der fast ein Jahr der gute Geist der Kompagnie, die verkörperte Fröhlichkeit und unverzagte Gleichmütigkeit in Person war. Die Trauer ist aufrichtig und allseitig. Als Beweis nur die Tatsache, daß beim Marsch über achthundert Meter deckungsloses, unter schwerstem Sperrfeuer Tag und Nacht liegenden Sumpfgelände zwischen dem Wald und

der zerschossenen Ferme, wo wir eben verschnaufen und verpflegt werden, die Kompagnie abwechselnd ihren toten Oberleutnant, eingehüllt in seine Schlafdecken, mitgenommen hat und nicht hergibt, bis sie am Ruheort angelangt ist.

Unser Freund und Führer starb schmerzlos, ein Volltreffer schlug unmittelbar über ihm ein, ohne ihn im geringsten zu verletzen. Der Luftdruck trägt Schuld. Er sagte bisweilen zu uns: Der Luftdruck ist das einzige, wovor mir graust. Mir ist, als risse mir jede überfliegende Granate den Schädel in zwei Hälften. Seine Hinterlassenschaft habe ich gleich an mich genommen und verbürge mich für deren baldige Absendung an Sie. Er sprach stets mit soviel Wärme von Ihnen. Wie lachte er dann übers ganze Gesicht. Und wie gern machte er Pläne für die Friedenszeit. Dann wollte er mich einladen zu einem fröhlichen Nachmittag oder einer Heidewanderung zu dritt mit ausgiebigem Kaffee in einer Waldschenke. Nun schied er aus unsrer Mitte. Ist mir Heimkehr beschieden, so darf ich den Wunsch unseres Entschlafenen wohl verwirklichen, mich Ihnen persönlich bekannt machen und Ihnen, soviel Sie mögen, von Ihrem Gemahl erzählen.

Mein Kamerad, Ltn. und Fahnenjunker . . . empfehlen sich mit dem Ausdruck des Beileids in Ehrerbietung, die ganze Kompagnie schließt sich von Herzen an, und eben bringt mir, da sein Bursche ganz fassungslos ist, seine Lieblingsordonnanz einen Beileidsbrief, der Ihnen Näheres mitteilt. Der schmutzige Wisch und die linkische Hand wird Sie nicht stören, denn das Bekenntnis eines guten Soldaten sagt mehr als mein ganzer Brief an Sie.

Ich verbleibe in schmerzlicher Anteilnahme Ihr aufrichtig ergebener

. . .

Ltn. und stellvertr. Kompagnieführer.

An die gnädige Frau Oberleutnant

Bericht von Seiner Ordonnanz. Den 3./4. 3. 16.

Der Bursche und ich hatten uns gleich Gedanken gemacht, daß unser Herr als Einziger sich in das Schützenloch an der falschen Seite der Flankierungsschlucht gelegt hatte, wo nämlich auf die französischen Granateinschläge als Kugelfang richtig zulag und man doch auf der entgegengesetzten Seite liegen soll. Er sagte aber, es wäre doch kein Platz für ihn auf der anderen Seite, und da hatte er allerdings recht, indem unsre Kompagnie stärker ist als die preußische, die wir abgelöst hatten. Er sagte: Ich werde doch meinen Leuten, die so eng wie die Heringe in der Tonne liegen, nicht ihr Lager wegnehmen, Ihr Angstmeier, und mein's ist besonders schön. Wir meinten: Dann sollten doch welche von der Kompagnie sich in das schöne Loch legen, und da wurden Herr Oberleutnant böse und sagten: Dann fallen doch die, wenn schon einmal gefallen sein muß, Ihr Dummköpfe.

Am andern Morgen versuchten wir's noch einmal, aber da wollte er gleich gar nicht. Dann kam oben übers freie Feld eine fremde Kompagnie, die keine Ahnung hatte, wie gefährlich das dort war, und die kriegten sie von Fleury, wo sie immer herschießen, zu sehen, und das schwere Feuer ging los und hielt den ganzen Tag über an. Eine Lage wie die andere saß, aber immer am oberen Rande, weil's keine schwere Granaten waren, die steil in den Graben langen

können. Es sind, namentlich von den Kameraden, die in dem flacheren Teile weiter oben rauf lagen, etliche verwundet, ein paar gefallen. Unser Kompagnieführer kroch immerzu auf und ab, mahnte und tröstete und kriegte dann die Kompagnie ganz schön in Ruhe. Blieb auch eine Stunde oder zwei beim Herrn Leutnant . . . Ach, wenn er doch da geblieben wäre. Aber da war sein Koppel und Revolver im Kompagnieführerschützenloch geblieben und das wollt' er holen und auch was zu trinken. Wir wollten schnell rüberkriechen, aber er litt's nicht, und kaum ist er in der Grube und ist doch so ein langer Herr, da kommt auch Seine Granate. Nun, es ist Gottes Wille, aber der Bursche, der nun mit ihm ausgerückt ist und ihn am besten kennt, heult jetzt noch, und zwei Kameraden, die Ihn auf seinem letzten Gange hierhergetragen haben, sind dabei verwundet durch Granatsplitter, aber sie sagen selber, das haben sie gern getan und täten's gleich wieder, denn so einen Mann, den fänden sie als Offizier und Mensch nicht gleich wieder, und es wäre ein Jammer, und was nun aus der Kompagnie werden soll. Und ich tät' hiermit gehorsamst anfragen, was mit Seinem Hund, dem Flink, werden soll? Ob ihn die Kompagnie zum Andenken dürfte behalten; er würde gewiß in Ehren gehalten werden und soll ihm nichts geschehen.

Und die gnädige Frau möchte doch bitte nicht so sehr weinen. Aber ein großartiger Mann war Er gewiß, und ich tät' gehorsamst mein stilles Beileid aussprechen. Und wenn die Kompagnie meint: sein Tod muß gerochen werden, beim nächsten Angriff da wird's beglichen, und sie spannen alle schon drauf, so ist das Seinem Burschen und mir aus der Seele gesprochen.

Womit ich gehorsamst verbleibe Seine treue

Gefechtsordonnanz.



Die Frau · Von Paul Ernesti

Tausend Seligkeiten
Schlummern in dir.
In den blinkenden Weiten
Schimmern Legionen von Kostbarkeiten.
Aber du in den Ackerbreiten
Siehst nicht Krone noch Zier.

Suche die Hand,
Die dem Steine am Wegesrand,
Den sie berührt,
Funkelnden Glanz der Rubinen gibt,
Die aus Sternenflimmer und Morgenlicht
Silbernen Teppich dem Tanze der Stunden flicht
Und zum Reigen lächelnd die seligen Schwestern führt.
Suche die Frau, die dich liebt.



Arbeiterschaft und Kriegsziel

Von Heinrich Göhring

Die politischen Vorgänge der letzten Zeit haben klar und deutlich gezeigt, daß die Ententemächte, und zwar vornehmlich England, Frankreich und neuerdings auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Deutschlands gänzliche politische und militärische, kulturelle und wirtschaftliche Vernichtung erstreben. Bei einem Sieg der Entente würde das deutsche Volk unter den auferlegten Lasten verkümmern und nur ein dürftiges, freudearmes Leben führen können. Die wirtschaftliche Überlegenheit seiner Feinde würde Deutschland vor allem durch die Aufbürdung der denkbar ungünstigsten Handelsverträge zu fühlen bekommen. Dies ist aber um so schwerwiegender, da Deutschland vorwiegend Industriestaat, also auf Ein- und Ausfuhr angewiesen ist. Schon ein Frieden, der die mit den ungeheuersten Opfern an Gut und Blut erkämpften Vorteile aufgibt und die große Kriegsmilliardenschuld selbst zu tragen verpflichtete, käme der Lahmlegung des gesamten wirtschaftlichen Lebens für viele Jahrzehnte gleich. Unter diesen Verhältnissen hätten aber die ärmeren Schichten des Volkes naturgemäß am meisten zu leiden. Daher haben auch die Arbeiter ein wichtiges Interesse an der wirtschaftlichen Gestaltung nach dem Kriege. Die volle Erkenntnis der Sachlage hat ja die Arbeiterschaft nicht zuletzt dazu geführt, Gut und Blut dafür einzusetzen, daß der Krieg von Deutschlands Fluren ferngehalten wird. Feststehende Tatsache ist, daß vor dem Kriege sich gerade die Arbeiter Deutschlands eines stetig wachsenden Wohlstandes erfreuten, was in der gesamten Lebenshaltung, ferner in dem sich stetig steigernden Bedürfnis nach geistiger und künstlerischer Befriedigung ausprägte.

So gewiß es nicht gleichgültig war, den Kriegssturm von Deutschlands Grenzen fernzuhalten, so gewiß ist es auch nicht gleichgültig, was dem deutschen Volke der Frieden bringt. Man nehme nur den ganz gewaltigen Aufschwung der deutschen Volkswirtschaft! Die günstige wirtschaftliche Entwicklung, welche in Deutschland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einsetzte, hat unter der Regierung Kaiser Wilhelms des Zweiten überaus bedeutende Fortschritte gemacht. So stieg beispielsweise in der Zeit von 1887 bis 1910 die Erzeugung aller Bergwerksprodukte von 88,9 Millionen Tonnen auf 263,2 Millionen Tonnen, die Produktion von Rohzucker von 0,9 Millionen Tonnen auf 2,5 Millionen Tonnen, ferner stieg die Gesamtlänge der Eisenbahnen von 39785 Kilometer auf 59031 Kilometer, der Raumgehalt der Binnenschiffe von 2,1 Millionen Tonnen auf 5,9 Millionen Tonnen, die Nettoregistertonnage der Seeschiffahrt von 1240182 auf 3023725 usw. Trotz der Abhängigkeit vom Auslande hat die deutsche Textilindustrie einen gewaltigen Aufschwung genommen, welcher sie namentlich in bezug auf die Garnbereitung immer unabhängiger vom Auslande selbst macht. In der kurzen Zeit von 1899 bis 1909 stieg die Ausfuhr von Baumwollwaren im Werte von 162 auf 310 Millionen Mark, also um mehr als 90 %. Eine glänzende

Entwicklung weist der deutsche Welthandel auf. Der Gesamtaußenhandel Deutschlands betrug in Millionen Mark:

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr	Gesamthandel
1887	3109,0	3196,9	6245,9
1912	10691,4	8956,8	19648,2
Zunahme:	243,9 %	185,5 %	214,6 %

Was sind nicht für Fortschritte in wenigen Jahrzehnten gemacht worden, von denen die ganze zivilisierte Welt, man kann wohl sagen: die ganze Menschheit, den Genuß hat! Man nehme nur beispielsweise die Veloindustrie, die Automobilindustrie und die elektrische Industrie, nicht zu vergessen die stolzeste Errungenschaft des Tages — die Luftschiffahrt. Der Entwicklungsgang anderer Staaten war vielfach ein bedeutend geringerer. Nach der Statistik war beispielsweise die Entwicklung der Produktion in England und Deutschland wie folgt:

Steinkohlen	1870	Deutschland	2300000,	England	120000000	Tonnen
„	1913	„	191500000,	„	292000000	„
Roheisen	1870	„	1391000,	„	6059000	„
„	1913	„	19309000,	„	10649000	„
Rohstahl	1870	„	—	„	—	„
„	1913	„	19028000,	„	7768000	„

Während der Wert der deutschen Maschinenausfuhr in der Spanne von 30 Jahren um mehr als 800 % gestiegen ist, stieg der Ausfuhrwert der englischen Maschinenindustrie um etwa 280 %. Bedenkt man, welche bedeutende Rolle Kohle, Eisen und Stahl in der Weltwirtschaft spielen, dann versteht man, daß Deutschlands Feinde diesen Aufschwung neiden und uns die Konkurrenz auf dem Weltmarkt unmöglich machen, ja unsere Erz- und Kohlengebiete an sich reißen, die Hütten- und Eisenindustrie zerstören und uns die Möglichkeit einer weiteren Entwicklung nehmen wollen. Nicht außer acht lassen darf man hier aber die überaus wichtige Tatsache, daß in Deutschland das machtvolle Emporstreben des Gewerbefleißes nicht den Niedergang der Landwirtschaft herbeigeführt hat, wie beispielsweise in England, welches seine Weltstellung als Industriestaat und als Handelsmacht nur mit dem völligen Ruin seiner Landwirtschaft hat erkau en können. Gleichen Schritt mit der Entwicklung von Industrie, Handel und Verkehr hat nun auch in Deutschland eine stetige Steigerung der Lohnverhältnisse sowie Verbesserung der Arbeitsbedingungen der Lohnarbeiterschaft gehalten. Zumal die Arbeitslöhne sind so beträchtlich in die Höhe gestiegen, daß dieser Steigerung aus keiner anderen Periode und keinem andern Lande Gleiches zur Seite gestellt werden kann. Selbst wirtschaftliche Depressionen, wie beispielsweise diejenigen der Jahre 1908 und 1909, haben keine Hemmung in der aufsteigenden Linie der Löhne hervorbringen können. Nach Untersuchungen, die Schreiber dieser Zeilen an der Hand eines umfangreichen Materials über die Lohnverhältnisse von etwa 300 deutschen Städten und Ortschaften für die verhältnismäßig kurze Zeit von 1903 bis 1912 gemacht hat, stand einer durchschnittlichen Preissteigerung der notwendigsten Lebensmittel von 24 % eine Lohnsteigerung der industriellen und gewerblichen Arbeiterschaft von 55 % gegenüber. Während der Kriegszeit ist nun kein

Stillstand in der Aufwärtsbewegung der Löhne der Arbeiterschaft in Deutschland zu beobachten. Nach den Ergebnissen einer statistischen Umfrage, die Gustav Hartmann im „Gewerkverein" (Organ des Verbandes Deutscher Gewerkvereine) veröffentlicht, beträgt beispielsweise die Lohnsteigerung in der Maschinenbau- und Metallindustrie seit Kriegsausbruch in Groß-Berlin 69 %, in Hagen i. W. 65 %, in Leipzig 46 %, in der Provinz Brandenburg 43 % usw. Aber auch schon allein die Tatsache, daß in Deutschland zurzeit die Streikbewegung rein illusorisch geworden ist, während in anderen Ländern, wie beispielsweise in England und Rußland, eine Streikbewegung die andere treibt, kennzeichnet die allgemeine gute Lage der deutschen Lohnarbeiterschaft zur Genüge. Diese paar Beispiele zeigen wohl ohne alle Frage, daß derjenige die Tatsachen verkennt, der behauptet, daß die Arbeiterschaft nichts zu verlieren hätte. Eine Niederlage Deutschlands und die Losreißung von Elsaß-Lothringen mit seinen Erzgebieten, von Oberschlesien usw. wäre beispielsweise ein tödlicher Schlag gegen die Berg- und Hütteninduſtrie mit ihren 2¼ Millionen Arbeitern und gegen die weiterverarbeitenden Gewerbe, besonders gegen die Metallindustrie. Hunderttausende von Existenzen würden vernichtet. Ähnlich würde es anderen großen Industrien, besonders der Textilindustrie, ergehen. Nicht minder würden aber auch die kleineren Industrien und Gewerbe betroffen. Durch eine Niederlage Deutschlands würden der Holzindustrie, dem Bekleidungsgewerbe, dem Transportgewerbe — kurz mannigfachen Berufen — die Grundbedingungen für ihr Gedeihen entzogen werden. Nicht vergessen sei hier auch das Baugewerbe. Bekanntlich wird die Bautätigkeit im höchsten Maße von einem wirtschaftlichen Aufschwung beeinflußt. Die Herstellung öffentlicher Bauten hängt ganz von der Wirtschaftsentwicklung ab. Stillstand und Verfall der Industrie hat eine Abwanderung der Bevölkerung zur Folge, womit auch der Bau von Eisenbahnen, Schulen, Krankenhäusern, Verwaltungsgebäuden usw. eingestellt werden müßte. Selbstverständlich würde auch die private Bautätigkeit nachlassen. Fabriken, Warenspeicher, Kaufhäuser usw. brauchten nicht mehr gebaut zu werden. Nicht minder würde der Wohnungsbau betroffen. Die natürliche Folge wäre, daß die deutschen Bauarbeiter — mehr als 1½ Millionen — massenhaft arbeitslos würden. Jedenfalls steht es doch wohl fest, daß durch eine Niederlage Deutschlands der Arbeiter ebenso schwer betroffen werden würde wie der Unternehmer. Die deutsche Arbeiterschaft kann ihre Lebensbedingungen nicht in einem vom Weltmarkt verdrängten Deutschland verbessern, sie braucht vielmehr ein Deutschland, das seiner Industrie alle Entwicklungsmöglichkeiten erschließt. Bei einer Niederlage Deutschlands würde gar bald an Stelle eines wachsenden Arbeiterwohlstandes eine stetige Verelendung treten.

Aber nicht nur die Berufsinteressen der Arbeiterschaft sind sehr eng mit dem Schicksal Deutschlands verknüpft. Auch die Fortführung des großen Werkes der Sozialgesetzgebung, die Arbeiter- und Angestelltenfürsorge wäre in Frage gestellt. Allgemein bekannt ist wohl der überaus hohe Wert der Sozialversicherung für die arbeitende Bevölkerung. Im Jahre 1913 wurden von den deutschen Krankenkassen 390686552 *M* Kosten getragen. Die Unfallversicherung zahlte 1913 an 1096286 Personen 155924505 *M* Renten; davon an Verletzte 119726492 *M*, an

Witwen Getöteter 16545838 M, an Kinder von Getöteten 18783272 M, an andere Verwandte 868903 M, zuzüglich Kosten für Heilverfahren, Sterbegeld und Abfindung insgesamt 175350760 M. Invalidenrenten und einmalige Versicherungen wurden 1913 gezahlt 188481431 M. Insgesamt wurden 1913 von den Versicherungen 735102488 M aufgewendet. Bekanntlich haben die Arbeiterversicherungen die Volksgesundheit wesentlich gehoben. Im Jahre 1880 starben auf 1000 Einwohner 27,5, 1913 nur noch 15,8 Personen. Auch der Krieg hat gezeigt, daß die Arbeiterfürsorge eine Quelle deutscher Kraft ist. Wie geringfügig sind den deutschen Verhältnissen gegenüber die Einrichtungen vieler anderer Staaten! So haben beispielsweise weder Frankreich noch Belgien Zwangsversicherungen, nicht einmal für Kranke! Ohne jegliche Frage würden bei einer Niederlage Deutschlands die Sieger das Milliardenvermögen der Versicherungen an sich nehmen und damit die Versicherten um ihre wohlerworbenen Rechte bringen.

Die deutsche Arbeiterschaft braucht einen Frieden, der geeignet ist, sie vor unermeßlichem Schaden zu bewahren. Nur ein siegreicher Abschluß des Weltkrieges wird imstande sein, das Wirtschaftsleben bald wieder aufleben zu lassen. Ein „Frieden um jeden Preis“ und unter Tragung unserer eigenen Lasten würde letzten Endes von der Arbeiterschaft selbst wohl am meisten verflucht werden. Harrt doch des Staates mit dem Ende des Krieges ein Riesenkomplex sozialer Aufgaben, der die gewaltigsten Mittel erfordert. Es gilt in erster Linie, die unzähligen Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hat, die Veteranen und Invaliden, die Witwen und Waisen der Gefallenen mit freigebiger Hand so zu stellen, daß sie ohne Nahrungssorgen stets die Dankbarkeit des Vaterlandes fühlen; es gilt ferner, verwüstete Provinzen zu neuer und reicherer Blüte zu bringen, die zerstörten Werke daheim und über See überall neu zu schaffen. Eine ganze Reihe von Gewerben braucht zu ihrem Gedeihen einen gewissen Wohlstand. Den hat Deutschland aber nur, wenn ihm der Weg zum Weltmarkt offen steht. Die Freiheit der Meere ist für Deutschland eine der grundsätzlichsten Bedingungen bei Beendigung dieses Krieges. Der kommende Frieden muß Deutschland günstige Handelsverträge und Absatzgebiete für seinen steigenden Warenüberschuß sichern. Ein siegreicher Abschluß des Krieges ist aber auch schon aus dem Grunde notwendig, weil an die Leistungs- und Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Industrie nach dem Kriege die allergrößten Anforderungen gestellt werden. Nicht nur mit allen erdenklichen Maßnahmen unserer jetzigen Feinde ist zu rechnen, sondern auch mit einer bedeutenden Erstarkung und Ausdehnung der Industrie und des Wettbewerbs der jetzt neutralen Länder. Wir brauchen einen „Sieg-Frieden“, der uns wirtschaftlich leistungsfähig erhält für die Zukunft. Übrigens ist es gar nicht angebracht, von einem Frieden ohne jede Annexionen und Kriegsentschädigungen zu reden, wenn die Gegner immer wieder ihren Vernichtungswillen Deutschland gegenüber zum Ausdruck bringen. England und Frankreich werden nur dann zu Friedensverhandlungen bereit sein, wenn sie am Abgrund stehen. So edel und anerkennenswert nun auch jede ehrliche Friedensvermittlung, die diesem furchtbaren Völkerringen und seinem Elend ein Ende macht, ist, so sicher steht es aber auch fest, daß unter den jetzigen Verhältnissen jeder in Deutschland, der einem

Verzichtfrieden zustrebt, am Grabe seines eigenen Vaterlandes schaufelt. Vergessen darf man auch auf keinen Fall, daß das deutsche Volk als Arbeitsvolk Anspruch darauf hat, seinen Weg in der Weltgeschichte selbständig und ohne Abhängigkeit von einem anderen Volke oder Lande gehen zu können. Wie die Sachen aber zurzeit liegen, werden wir einen vernünftigen, d. h. dauernden Frieden wohl nicht anders bekommen, als indem wir ihn uns erkämpfen.



Stunde der Tränen · Von Hans Bauer (Champagne)

Uns arme Soldaten
Hat so viel Leiden gezaust.
Leben hat uns verraten,
Sterben uns angegraust.

Ach! In Hassen und Morden
Schlugen wir Wurzeln ein,
Sind nun Kämpfer geworden,
Dürfen nicht Brüder sein.

Unter Mörsergestöhne
Winselnd die Erde klirrt,
Wir entgnadeten Söhne
Aber stehn unverwirrt.

Minen und Brandgranaten
Peitscht der Tod auf uns her.
Ach! Aus uns armen Soldaten
Schlägt er kein Zittern mehr.

Unter Flammengezelten
Schreiten wir liebegescheucht.
Aber ganz selten, ganz selten
Wird uns das Auge doch feucht.

An den Todesgewittern
Bricht sich kein Leidensschrei.
Du aber machst uns noch zittern,
Liebes Hilligenlei.

Fühlen wir oft uns versteinen
An dem Erdenbrand,
Dann machst du uns noch weinen,
Fernes Vaterland.



Reichsregent Matthias Erzberger

Aus Württemberg gehen der „Deutschen Zeitung" (Nr. 547) Mitteilungen über das persönliche und politische Wirken des Herrn Matthias Erzberger zu, an denen bei dem Einfluß, der diesem Manne in dieser Zeit (!) nun einmal bei uns eingeräumt wird, nicht vorübergegangen werden darf:

„In welchen Regionen des Geistes bewegt sich diese von Dilrot leichthin und halbbewußt als Abenteurer geschilderte Persönlichkeit? Intellektuell ist es die einer Art erhobener Unbildung, moralisch die eines Strebertums von belustigender Kühnheit; in der Staatskunst der chaut de sat eines Tänzers, der mit einem Sprung von einer Seite der Bühne die andere zu erreichen scheint." Es war nicht Absicht, diesen Vergleich herauszusuchen, aber diese Charakteristik Lloyd Georges in der „Nation" scheint mir wie zugeschnitten auf Herrn Matthias Erzberger, der als skrupelloser Emporkömmling vor keinem Hemmnis zurückschreckt, um seine eingebildete Staatsweisheit leuchten zu lassen, deren Oberflächlichkeit geradezu frappierend ist bei einem Manne, der sich die Rolle eines Führers in einer Partei anzueignen gewußt hat, die durch die wohlabgewogene Klugheit hervorragender Köpfe auf eine so ausschlaggebende Position emporgehoben worden ist. Erzberger ist Demagoge, wie er im Buche steht, und dieser selbstgeschaffenen Eigenschaft verdankt er seine ganze Bedeutung, die für unser Vaterland so verhängnisvoll zu werden droht.

Wie der Mann es angefangen hat, das Zentrum auf seine Seite zu bringen, das mag manchem Fernstehenden wohl ein Rätsel gewesen sein. Seine jüngste Agitationsreise in seinem Wahlkreise, der sich in der Hauptsache aus harmlos vertrauensseliger Bauernschaft zusammensetzt, hat darüber manches aufgeklärt. Ich möchte im nachstehenden einige charakteristische Züge geben.

Daß Erzberger in seinem Wahlkreise die Flaumacherei im großen betrieben hat, ist bekannt und noch besonders erhärtet durch die Tatsache, daß seine in aller Öffentlichkeit gemachten Ausführungen in der Presse nicht wiedergegeben werden konnten. Die Wirkung seiner Biberacher Rede z. B. war eine derartige, daß bei einer bald darauf in Ulm stattgefundenen Versammlung dem Militär, einschließlich der Offiziere, der Besuch untersagt wurde. Und doch war das nur das Wenigste und Ungefährlichste, was Erzberger in öffentlicher Versammlung vorbrachte. In privater Unterhaltung und insbesondere in den geschlossenen Vertrauensmännerversammlungen haben seine Umtriebe einen geradezu staatsgefährlichen Charakter angenommen. Es ist jüngst einiges darüber berichtet worden unter Bekanntgabe der Erzbergerschen Erklärung, daß er Gelegenheit gehabt habe, mit englischen Agenten zu unterhandeln. Aber das war verhältnismäßig noch harmlos. In der gleichen geschlossenen Vertrauensmännerversammlung hat Erzberger z. B. Angaben über die Wirkung bzw. Nichtwirkung des U-Boot-Krieges gemacht, daß man sich gar nicht wundern darf, wenn seine Anhängerschaft sich restlos zum Verzichtfrieden bekennt, weil sie an einen Erfolg einfach nicht mehr glauben kann. Hat doch Erzberger — wohlgemerkt, ich stütze mich auf absolut vertrauenswürdige, mir schriftlich vorliegende Unterlagen —

erklärt, ein solcher Erfolg unserer U-Boote könne wohl 1919 oder 1920 eintreten. Und seine schwarzseherischen und flaumachenden Ausführungen über unsere wirtschaftliche Lage stützte er mit der Behauptung, wenn wir in diesem Jahre zu keinem Frieden kommen, werden wir im nächsten Jahre mit einem viel ungünstigeren Frieden rechnen müssen. Das Ergebnis dieser Flaumacherei zeigte sich alsbald in der Kundgebung verschiedener Kreise, bei solcher Sachlage keine Kriegsanleihe mehr zu zeichnen. Aber das war noch nicht das Schlimmste, was Erzberger in Ulm zu erzählen wußte, das außerhalb seines Wahlkreises liegt.

In Leutkirch, einer Oberamtsstadt im Wahlkreise Erzbergers, fand ein Aufklärungsvortrag statt zwecks Förderung der Kriegsanleihezeichnung. Redner war ein Herr aus Stuttgart, der einen parteipolitisch gänzlich ungefärbten Bericht über unsere militärische Lage gab. Das war bei dem Anlaß, der zu dem Vortrag geführt hatte, ganz selbstverständlich, wenn der Zweck der Veranstaltung erreicht werden sollte. Aber die Sache hatte trotzdem Nachwirkungen. Die Schriftleitung des Leutkircher Amtsblattes hat es sich nämlich nicht versagen können, zu dem objektiv gehaltenen Bericht über die Werbeversammlung einen Kommentar zu geben, in dem folgende Sätze vorkommen:

„Wir möchten an dieser Stelle nur sagen, daß Stuttgarter Redner, wenn sie ins dunkle (sic!) Allgäu kommen, sich bewußt sein sollten, daß sie im Wahlkreise Erzbergers sprechen, daß dessen Wähler hinsichtlich der Kriegsziele und der Momente, die für den Verständigungsfrieden sprechen, gut informiert sind, und daß es schwerwiegender Argumente bedurft hätte, um uns vom Standpunkte Erzbergers zu dem des Stuttgarter Herrn zu bekehren.“

Der „Stuttgarter Herr“ hatte nämlich seine ganzen Ausführungen auf unsere günstige Kriegslage gegründet und davon ausgehend auf die siegreiche Beendigung des Krieges geschlossen. An eine solche siegreiche Beendigung des Krieges glaubt nämlich das Leutkircher Amtsblatt infolge der „guten Informationen“ durch Herrn Erzberger nicht, und es gibt dem in einer Weise Ausdruck, daß wir davon absehen müssen, seine bezüglichen Äußerungen wiederzugeben. Es genügt vielleicht auch die Herausgreifung des einen, noch sehr milde gehaltenen Satzes:

„Für die ‚absehbare‘ Wirkung unserer U-Boote und für den alldeutschen abgegriffenen Ruf ‚Durchhalten!‘ haben wir im Allgäu kein rechtes Verständnis mehr. Also an einen nahe bevorstehenden Siegesfrieden können wir nicht glauben.“

Ich möchte mich über die Wirkung solcher Politik Erzbergerschen Einflusses und Erzbergerschen Schlages nicht näher auslassen. Ich bringe lediglich zur Kenntnis eine Bekanntmachung des Königlichen Oberamtes Leutkirch in demselben Amtsblatt wenige Tage vor Abschluß der Kriegsanleihezeichnung:

„Die Zeichnungsfrist der 7. Kriegsanleihe naht ihrem Ende, und immer noch herrscht bei den Zeichnungsstellen des Oberamts Leutkirch auffallende Ruhe. Will unsere als leistungsfähig bekannte Bevölkerung streiken? Fast könnte man es meinen, denn der ganze Geschäftsgang weist darauf hin, daß das Geld zurückgehalten, in den Kasten gelegt wird.“

Bei Herrn Erzberger mag sich die ihn hätschelnde Behörde bedanken, daß solche Wirkung im Volke eingetreten ist. Bei demselben Herrn Erzberger, der in

einer weiteren Versammlung in seinem Wahlkreise vor allem Volke den Ausspruch tat: „Was nützt es uns, wenn wir England in vier Jahren niederringen und wir selbst sind in zwei Jahren besiegt!" Aber wie soll das werden? Will auch die jetzige Regierung, und wäre es nur aus Angst vor diesem Demagogen, Erzbergersches Treiben zum Leitmotiv nehmen, des Mannes, der sich in Biberach in vertrautem Kreise gerühmt hat, dem Kaiser gegenüber, der zuerst über sein, Erzbergers, Auftreten „frappiert" gewesen sei, frisch von der Leber weg zu reden; der sich brüstete, seinerzeit, als es sich um die Gewinnung der maßgebenden Stellen für die Verzichtentschließung des Reichstags handelte, den Deutschen Kronprinzen eingeschüchtert zu haben durch die Fragestellung: „Legen Kaiserliche Hoheit Wert darauf, daß Ihnen der Thron Ihres Vaters erhalten bleibe?"; der seiner kindlich gläubigen Zuhörerschaft so gewaltig zu imponieren wußte durch die Erklärung, er sei dreimal beim Heiligen Vater gewesen und von diesem sehr wohlwollend aufgenommen worden. Ich glaube, weder Regierung noch Partei wissen, welchen Vampyr am deutschen Blute sie sich in Erzberger großgezogen haben. Wenn sie es aber wissen sollten und lassen ihn dennoch in seinem verderblichen Treiben gewähren, so wird der Fluch des Volkes auch sie einst treffen. Nur ist dem Volke und dem Vaterlande damit eben nicht gedient, deshalb muß dieser Schädling, wie ihn treffend ein süddeutsches Blatt genannt hat, unschädlich gemacht werden, bevor es zu spät ist. Die Regierung, die sich dem unheilvollen Einflusse dieses Mannes nicht entzieht, lädt eine Schuld auf sich, deren Schwere noch gar nicht zu ermessen ist. Oder will die Regierung sich auch nur dem geringsten Verdachte aussetzen, daß sie konform gehe mit Erzbergers Friedensbedingungen, die dieser in vertraulichen Zentrumskreisen bekanntgegeben hat, worüber mir verbürgte Angaben geworden sind. Es ist nicht möglich, diese Bedingungen der Öffentlichkeit zu unterbreiten, weil dem Hindernisse entgegenstehen, deren Überwindung nicht in unserer Macht liegt; nicht weil das Volk sie nicht wissen soll — im Gegenteil, es wäre das heilsamste Mittel, um manchen von seinem Wahne zu heilen —, sondern weil man dies die Feinde nicht wissen lassen darf, die einen großen Teil ihrer Hoffnungen sowieso auf diesen „klugen Burschen", wie ein französisches Blatt Herrn Erzberger nannte, setzen. Aber das eine sei wenigstens bemerkt: Erzberger ist zur Bezahlung einer Entschädigung an Belgien (auch der Betrag ist uns genannt) bereit, und er ist dafür, daß — während der Friedensverhandlungen der U-Boot-Krieg eingestellt wird.

Ich bin bereit, an zuständiger Stelle das Beweismaterial vorzulegen, wenn Herr Erzberger versuchen sollte, zu kneifen. Der Zweck meiner heutigen Zeilen aber ist einstweilen nur, Volk und Regierung auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die unserem deutschen Vaterlande von diesem Manne drohen, dessen nähere Charakterisierung ich dem einzelnen, der Öffentlichkeit und nicht zuletzt der Regierung überlasse, die sich vielleicht noch nicht darüber klar geworden ist, wessen wir uns von dem Manne zu versehen haben, der lange Zeit hindurch der Intimus des Herrn von Bethmann Hollweg war, unter dessen Protektorat er seine für das deutsche Vaterland so verhängnisvollen Bevollmächtigtenreisen in das Ausland hat unternehmen können.



Die Seife

Ein Münchner Erlebnis

Von Fritz Müller

An unserem Tisch im „Mathäser“ saß ein Urlaubssoldat, ein Lehrer und ein Viehkommissionär. Jeder bekam seine Maß von der blonden Kathi. Der Soldat zuerst, trotzdem der beringte Viehaufkäufer sicher das größte Trinkgeld springen lassen würde. Vom Lehrer nicht zu reden, weil ein Brillenmann bei der blonden Kathi überhaupt nicht mitzählt. Der Lehrer sagte „Dankschön“, der Viehaufkäufer brummelte was, und der Soldat sagte gar nichts, sondern trank zur Sache. Denn auf diesen ersten langen Zug im Mathäser hatte er sich ein Vierteljahr gefreut.

Kam ein Zeitungsmann und machte einen Fächer von Abendnummern gegen unsern Tisch. „Danke“, sagte der Lehrer. „Ich lese überhaupt nichts mehr“, sagte der Viehaufkäufer. Der Soldat sagte gar nichts, sondern trank zur Sache. Denn auf diesen zweiten langen Zug im Mathäser hatte er sich seit zwei Monaten gefreut.

Kam ein Ansichtskartenhändler und blätterte klatschend seine Serien auf. „Danke“, sagte der Lehrer. „Ich schreibe überhaupt nichts mehr“, sagte der Viehaufkäufer. Der Soldat sagte gar nichts, sondern trank zur Sache. Denn auf diesen dritten langen Zug im Mathäser hatte er sich seit einem Monat gefreut.

Kam eine Frau mit einer Schachtel Seife, hoffnungsgrün, handlich, Aufdruck: „Kriegswaschmittel“. Seife? — Unser Tisch wurde lebendig. „Also gibt es doch noch Seife“, sagte der Lehrer und wog prüfend eine Seife in der Hand. „Gewicht ist Gewicht“, sagte der Aufkäufer, überlegen ein anderes Stück an die Nase haltend, „riechen müssen Sie.“ Der Soldat sagte gar nichts, sondern wollte seinen vierten langen Zug tun, auf den er sich seit einer Woche freute. Aber der graue Krug war leer, die blonde Kathi weit, weshalb er auch ein Seifenstück nahm.

„Wenn man wüßte?“ sagte der Lehrer riechend. „Seifen gibt es heutzutage, Seifen!“ sagte der Viehaufkäufer wägend. Der Soldat sagte gar nichts, sondern hatte sein Seitengewehr gezogen, um die Seife durchzuschneiden.

„Nichts da,“ sagte die Frau, „meine Seife ist zum Waschen, nicht zum Aufschneiden — Stück fünfundzwanzig Pfennig —, wer ihr nicht traut, kann dort am Brunnen einen Wascher machen — nein, mit diesem Probestück.“

Der Lehrer stand zuerst auf, tat einen „Wascher“ am Brunnen und sagte: „Die Seife ist gut, ein Stück nehme ich oder zwei“, zahlte und umwickelte den erstandenen Schatz. Der Viehaufkäufer tat auch einen Wascher mit der Probeseife, dann einen zweiten und begann eben, sich wohlig einzuseifen, als die Händlerin aufbegehrte: „Einen Wascher, habe ich gesagt! Meinen Sie, ich seife Sie umsonst ein zu dem einen Stück, das Sie vielleicht kaufen!“

Der Aufkäufer schnitt ein beleidigtes Krösusgesicht: „Ich kaufe den ganzen Karton, her damit!“

Aufruhr im Mathäser. Von den Nebentischen kamen sie. Ein Gemurmel lief herum: „Seife ... echte Seife ... schäumt und wascht unglaublich ... Stück fünfundzwanzig ... ist ja gar kein Geld für echte Seife ... die Händlerin muß keine Ahnung haben, welchen Schatz ... schauen Sie, schauen Sie, der mit den vielen Ringen kauft noch einen ganzen Karton ... da dürfen wir uns beeilen ..."

So sehr beeilten sie sich, daß der Korb der Händlerin im Nu zur Hälfte ausverkauft war. Dann hatte sie es eilig und packte zusammen, um im oberen Saale zu verschwinden. Da legte sich ihr eine schwere Hand auf die Schulter. Fast wäre sie zusammengefahren, die Seifenhändlerin. Aber da sah sie, daß es nur der Soldat war, stramm, tornisteraufgeschnallt, wieder frontbereit zur Abfahrt. Nicht, daß er etwas sagte. Zum Trinken war er im Mathäser, nicht zum Reden. Fünfundzwanzig Pfennig legte er auf den Tisch.

„Jaso," sagte die Händlerin, „Sie haben auch ein Stück — ja, ich sag's ja, ehrlich sind unsere Soldaten, grundehrlich."

Der Soldat war fort, die Händlerin war fort, die Seifen waren da und gingen an den Tischen von Hand zu Hand. Weise Reden stäubten auf. Sachverständige sprachen von Seifenfetten, Seifenglyzerin und Seifensäuren. Da erschien die blonde Kathi mit den frischgefüllten Literkrügen. Die setzte sie ab und stemmte die Arme in die Seiten: „Was, einen solchen Seifenschwindel habt ihr euch aufbinden lassen!"

„Das ist kein Schwindel", belehrte sie die Lehrerbrille.

„Wir sind keine heurigen Hasen," sagte der Aufkäufer, „wir haben uns zur Probe gewaschen dort am Brunnen."

Da kam die Händlerin vom oberen Saal zurückgestürzt. Wütend. Alle Augenblicke konnte ihr der Schaum vor den Mund treten, schien es. Aber es kam keiner. Ihr Mund war keine Seife, sondern ein Kriegswaschmittel. Das Kriegswaschmittel tat sich jetzt kreischend auf:

„Wer von den Herren hat mir meine — meine Probeseife nicht zurückgegeben?!"

Alle schauten sie frank an. Alle hatten ein gutes Gewissen. Sogar der Viehaufkäufer. Alle wiesen sie die gekauften Kriegswaschmittel vor, folgsam, wie die Schulbuben dem Herrn Lehrer. Kritisch ging ihr Blick in die Seifenrunde: „Aber einer muß doch dabei sein, der — der —"

„Vielleicht der Soldat?" sagte jemand und schaute auf einen leeren Platz. Alle sahen einander an: Es war kein Zweifel, der Soldat mußte die Probeseife mitgenommen haben.

„Vielleicht aus Versehen", meinte der Lehrer.

„Versehen!" schrillte die Händlerin, „hat sich was mit einem Versehen. Ein Schwindler ist er, der Soldat! Meine einzige Probeseife hat er mitgenommen. Jetzt kann ich nicht ein einziges Geschäft mehr machen im oberen Saal. Nein, ein solcher Schwindler ...!" Und sie wankte mit dem halbgefüllten Kriegswaschmittelkorb aus dem Mathäser.

Wir saßen lange wie erschlagen da und konnten es nicht zusammenbringen: Der Soldat ein Schwindler? Aber er hatte doch sein Stück bezahlt? Sogar ein

Stück, das schon zum Teil probeverseift war? Und warum konnte die Händlerin jetzt nichts mehr verkaufen? Sie brauchte doch nur ein anderes Stück als Probeseife —?

Wieder hatte die blonde Kathi die Arme in die Seiten gestemmt, lachend, dröhnend: „Haha, schön seid's eing'seift alle miteinander, jetzt wascht's euch nur grad fertig mit euren — euren Steinen!"

Aufgestanden waren sie, der Lehrer, der Viehaufkäufer und alle andern Seifenkäufer an den Nebentischen. Alle umdrängten ahnungsvoll den Brunnen und wuschen und wuschen. Aber nicht ein reinigendes Seifenbläschen vermochten sie von den glatten Steinen herunterzureiben.

Dann saßen wir wieder alle beim Bier. Und nur eine Rede ging: „Nein, so eine Schwindlerin . . ." Aber nach einer Weile war auch diese unbestrittene Feststellung verseift, und wir saßen wieder stumm und sinnend vor unsern Krügen im Mathäser. Auf einmal ging ein Lächeln über unsere Gesichter. Sogar über das des Viehaufkäufers mit den zwei Karton Kriegswaschmittel. Es war uns allen der nämliche versöhnende Gedanke aufgestiegen: An die Front hinaus fuhr jetzt wenigstens ein Soldat in Kampf und Sieg, ein vergnügter Soldat, der eine echte Seife hatte . . .

Übermorgen aber wird der Soldat im Schützengraben stehen und sich im Unterstand breitspurig seine Hände waschen, umringt von Neidern: „Ich weiß nicht, Kameraden, was ihr immer für Seifenjammerbriefe von zu Hause kriegt. Drinnen fehlt es nicht an Seife. Wenn ihr nach München kommen solltet, im Mathäser gibt es außer Bier, das freilich dünn ist, noch famose volle Seife — fünfundzwanzig Pfennig das Stück — schaut nur, wie das schäumt und allen Dreck nimmt — aah, und wie das wohltut . . ."



Wir alle · Von Karl Frank

Kein Tag mehr reiht sich kampflos an den andern
Und jeder ist ein neu geschenktes Gut,
Gespeist mit unsrer Herzen wärmstem Blut,
Und läßt des Lebens Tiefen uns durchwandern.

Der Schicksalsschmied läßt seinen Hammer pochen —
Im kleinsten Stübchen klirrt das Stundenglas
Noch leise mit, denn dieser Zeiten Maß
Hat jede Wand von Mensch zu Mensch durchbrochen.

Und keiner kann dem großen Strom entrinnen,
Des Schicksals wild erregtem Wellenschlag;
Wir alle stehn im Kampfe Nacht und Tag
Mit wacher Seele und mit festen Sinnen.



Zeitgedanken

Von Heinr. Schäff

Der Bewegungsprozeß des Völkerlebens bezieht sich offenbar auf die zwei Pole: Urbesitz und sozialer Gegentrieb, also auf einen Ausgleich zwischen Ur-Inklination und Gesellschaftsgesetz, zwischen Einzelheit und Vielheit im Rahmen der Einheit.

*

Man verwerfe keine Zeit ohne weiteres: jede Zeit dient auch mit ihren Fehlern und Beschränktheiten. Die Dinge sind eben nicht um ihrer selbst willen da und ebensowenig die Zeiten, in denen sie auftreten, alles arbeitet einander in die Hände: vor allem die Extreme, die sich bekanntlich berühren. Was sie vermitteln, ist ein über ihnen stehendes Weltwerk. Solange wir in einer Welt der Zwecke und Ziele leben, ist alles Mittel, und jedes Mittel hat in diesem Zusammenhang einen Freischein für sein Dasein.

*

Im Laufe der Geschichte sollte man nichts lediglich an und für sich aburteilen. So sind oft stark ausgeprägte Einseitigkeiten in ihrem Zusammenhang mit dem Werden unentbehrlich und richtig. Das Leben regiert abwechselnd individualistisch und sozialistisch; nur den ganz Großen wie Goethe ist es vergönnt, an sich ein Beispiel des zusammengesetzten Lebens darzustellen. Wir anderen müssen so oder so in unseren engen Grenzen dazu beitragen, das geschichtliche Pendel im Schwung zu erhalten.

*

Starke Selbstmenschen haben stets gerne den Ring des einfachen Subjekts geöffnet und sich in der weiteren Welt der Anziehungskräfte umgeschaut, um ihrer Herrschaft sicher alle erreichbaren Stoffe an sich heranzuziehen und in sich zu verarbeiten.

*

Es ist lächerlich zu glauben, daß irgendein einzelner die „neue Zeit" bei uns bringen könnte. Solche von einzelnen ausgehende „Neuforderungen" können literarischen Wert besitzen, von Bestand pflegt das, was sie suggestiv bewirken, nicht zu sein. Die neue Zeit muß aus einer durch ein gewaltiges Erlebnis gewordenen selbständigen Gesinnung vieler hervorgehen.

*

Der mittelalterliche Staat hat keine Daseinsberechtigung mehr, er gehört der Vergangenheit an. Der moderne Staat wurzelt in den Tiefen jener wahren Mystik, die alles Nebeneinander zur Freiwilligkeit macht, er formuliert aber diese Tiefe nicht konfessionell, sondern wacht bloß darüber, daß das Gemeingefühl gehegt und gepflegt wird. Er ist sozial — nicht christlich, jüdisch oder türkisch sozial — sondern rein menschlich sozial, denn das Reinmenschliche ist seine Wurzel.

*

Das Reich eines einzelnen braucht nicht von dieser Welt zu sein, dem einzelnen kann sein Wesen nicht befohlen werden, auch wenn er verpflichtet ist, zu gehorchen nach dem Satze: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, — ein ganzes Volk aber hat sein Reich auf dieser Welt, es kann und darf nicht auf den Willen, mitzusprechen im Rate der Völker, verzichten; vollends nicht ein so wohlveranlagtes Volk wie das deutsche, das durch die weltliche Macht auch ein wirksamer Segenshort für andere Völker zu werden vermag.

*

Die Grundvoraussetzung aller religiösen Zeitformen, d. h. die Urwurzel der so verschiedenartigen religiösen Entwicklungsformen ist das Reinmenschliche, das bislang in der Lehre Jesu den weitgehendsten Volksausdruck fand. Daß diese Grundvoraussetzung sich geschichtlich oft so widersprechende und strittige Grenzen auferlegt hat, darf an dem Kern der Sache nicht irremachen. Über alle konfessionellen und dogmatischen Grenzen hinaus dürfte doch die überlegene Zukunftsform des Reinmenschlichen immer mehr an Boden gewinnen.

*

Deutsch sein, heißt sachlich sein. Wir brauchen also bloß deutsch zu sein, um das zu bewirken, was allen zugute kommt: die Freude an allem! Werden wir also deutsch im besten Sinne des Wortes, das Haupt in den Lüften, die Füße fest auf dem realen Boden der politischen Macht, dann sind wir das Vorkämpfertum der Menschheit: ihre beste Gewähr auf Erden.



Die Liebe wacht... Von Karl Jünger

Grün ist der Wald, und grau ist das Land.
Darüber ist blauer Himmel gespannt.

Die Kugeln pfeifen, der Donner hallt
Vieltausendstimmig ob Feld und Wald.

Die Heimat ist fern, und der Friede ist weit.
Versunken ist Sonne und Seligkeit.

Verklungen der rauschende Becherklang,
Versungen der lustige Liedersang.

Die Liebe nur weilt und wacht und wacht,
Am lauten Tage, in stiller Nacht.

Und hält uns rein und hält uns wahr,
Und hält und schützt uns in Not und Gefahr.

O Liebe im Leben, o Liebe im Tod!
O Abendsonne, o Morgenrot!



Österreich und Deutschland

Aus Österreich dringen seit einiger Zeit Nachrichten und Stimmen zu uns herüber, die wir bundesbrüderlich hier nur befremdlich nennen wollen. Es ist für uns im Reich nicht immer möglich, auch nicht immer angezeigt, unsererseits zu diesen Unerfreulichkeiten öffentlich Stellung zu nehmen. Um so größere Beachtung verdient, was ein unter österreichischer Zensur erscheinendes Blatt darüber zu sagen hat, wobei aber auch die für unsere Einstellung zu österreichischen Dingen so bezeichnende Tatsache nicht unerwähnt bleiben darf, daß die Stimme, wie andere ähnliche, bei uns im Reiche fast unbeachtet geblieben ist. Unter dem Titel „Was wir nie vergessen sollen!“ schreiben die Deutsch-Tiroler „Bozener Nachrichten“:

Geschäftige Federn und leider auch Abgeordnete des deutschen Nationalverbandes sind am Werke, Österreich-Ungarn als ein Opfer deutscher Habgier hinzustellen, Deutschland als die Macht zu bezeichnen, die uns in den Krieg gejagt und die uns jetzt hindert, den ersehnten Frieden zu schließen.

Die jüngste Rede des Grafen Czernin wird von vielen Zeitungen als ein Wink aufgefaßt, nunmehr jede Rücksicht auf den Verbündeten fallen zu lassen. Man wählt mit Absicht, besonders im deutschen Volke Österreichs, um gewissen Leuten die Möglichkeit zu geben, den reichsdeutschen Staatsmännern mit dem Abfall des einzigen verläßlichen Anhängers des Bündnisses drohen zu können.

Die Unzufriedenheit infolge der miserablen Lebensmittelversorgung wird ebenfalls gegen Deutschland gerichtet; die Regierung tritt diesen Lügen nicht energisch genug entgegen und tut gar nichts, den passiven Widerstand der tschechischen Landwirte zu brechen. Treibt auch sie passiven Widerstand? Ist es ihr nicht vielleicht sogar sehr willkommen, wenn die Stimmung in Deutschösterreich möglichst verschlechtert und gegen Deutschland gerichtet wird? Gegen diese offiziös geförderte Miesmacherei haben sich vor einiger Zeit ungarische Zeitungen gewendet und mit Nachdruck hervorgehoben, daß kein Ungar die „Felonie“ begehen werde, den Bundesgenossen, der ihnen Siebenbürgen gerettet, im Stiche zu lassen.

Es ist notwendig, auch den Deutschösterreichern vorzuhalten, daß nur Schufte rasch zu vergessen pflegen! Wir führen darum an, was kein Österreicher, ob Aristokrat oder Proletarier, ob Konservativer oder Liberaler, vergessen sollte:

1. Die unmittelbare Kriegsursache war die Ermordung unseres Thronfolgers. Deutschland hat auf Österreich-Ungarn den stärksten Druck ausgeübt, nicht auf der buchstäblichen Erfüllung des Ultimatums an Serbien zu bestehen, um den Krieg zu vermeiden.

2. Der Eintritt Italiens und Rumäniens in den Krieg erfolgte nicht aus Haß gegen Deutschland, sondern aus Haß gegen unsere Monarchie.

3. Deutschland kämpft um Elsaß-Lothringen, Posen und Westpreußen, sowie um seine Reichseinheit und wirtschaftliche Stellung; Österreich-Ungarn aber kämpft um Sein oder Nichtsein.

4. Die Zertrümmerung unserer Monarchie erniedrigt unsern Kaiser nicht

nur zu einem Zwergfürsten, sondern vernichtet auch Millionen Deutsche und Madjaren national, politisch und wirtschaftlich.

Während Deutschland viel zu verlieren hat, haben wir alles zu verlieren. Leider sind bei uns die Leute sehr zahlreich, die nur die augenblickliche Not loswerden wollen, ohne daran zu denken, daß sie diese augenblickliche Linderung mit einem bedrückten Dasein erkaufen.

5. Wenn Graf Czernin sagt, daß die Revolution die russische Gefahr für Österreich beseitigt habe und für die Monarchie darum der Zweck des Krieges erreicht sei, so müssen wir ihm entgegenhalten, daß unsere Bundesgenossen nicht für Österreich-Ungarn allein das Schwert gezogen haben, sondern auch für ihre bedrohten Interessen. Was ist das für eine Bundesgenossenschaft, wenn ein Teil dann aufhören will, wenn er seinen Zweck erreicht hat, und es ablehnt, für die Zwecke der anderen Verbündeten Opfer zu bringen? Soll vielleicht Bulgarien auf die Dobrudscha und Mazedonien verzichten, weil wir jetzt, nach der mit Hilfe Bulgariens und Deutschlands gelungenen Vernichtung Serbiens, von einem wiederhergestellten Serbien nichts zu fürchten haben?

Wenn heute die Existenz der Monarchie gesichert ist und in den verführerischen Anträgen der Entente unser Staat umschmeichelt wird, so verdanken wir diese Hochachtung nicht unserer eigenen Kraft allein, sondern auch dem Blute unserer Verbündeten.

Wir müssen uns schon an die Tatsache gewöhnen, daß sich die Welt nicht um Österreich-Ungarn als Mittelpunkt dreht, und daß die anderen Teile ebenso viele Druckmittel gegen uns in der Hand haben, wie wir gegen sie.

6. Der Gegensatz zwischen Rußland und Deutschland wäre zum Beispiel dauernd zu überbrücken, wenn Deutschland an uns so handeln würde, wie es uns jetzt gewisse Zeitungen und Personen zumuten.

Und was schadet es Deutschland, wenn es im Falle der Not seine Hilfe gegen einen italienischen Vorstoß in Südtirol versagen würde, um Italiens Unterstützung in der elsässischen Frage zu erhalten?

7. Unsere brave Armee hat durch die opferreiche Offensive gegen Rußland in den ersten Wochen des Krieges den Erfolg Deutschlands in Belgien und Frankreich ermöglicht. Darauf gründen wir vor allem unsere Forderung, daß man unsere Bundesgenossenschaft nicht gering schätze, wie wir auch immer wieder den Deutschen im Reiche vor Augen halten müssen, daß es vor dem Kriege ohne uns der Einkreisungspolitik Englands erlegen wäre. Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß nach dem Deutschen Reiche an uns die Reihe gekommen wäre, an unsere Nachbarn ausgeschlachtet zu werden wie ein Stück Vieh.

8. Als die Russen vor Krakau standen, als man die Donaulinie zwischen Preßburg und Krems befestigte, da kam die Lebensgemeinschaft beider Staaten in der gemeinsamen Lebensgefahr zum Ausdrucke; denn mit Krakau war auch Breslau in Gefahr. Die Wiedereroberung Galiziens lag daher ebenso im Interesse Deutschlands wie Österreich-Ungarns.

9. War es aber notwendig, daß Deutschland einspringen mußte, als wir im Jahre 1914 so unglücklich in Serbien operierten und im Jahre 1916 die überflüssige

Schlappe bei Luck erlitten? War es nicht zu einem großen Teile unser Verschulden, daß die bösen Folgen dieser unglücklichen Operationen mit neuen Opfern — nicht zuletzt mit Opfern Deutschlands beseitigt werden mußten?

10. Im ungarischen Parlamente sind schwere Vorwürfe gegen unsere Heeresleitung erhoben worden, daß sie nicht jene tatsächlich möglichen strategischen Maßnahmen getroffen habe, die den Einbruch rumänischer Truppen nach Siebenbürgen hätten verhindern oder doch verzögern können. Ganz Ungarn anerkennt dankbar die deutschen Truppen als Retter Siebenbürgens.

Und alle jene Österreicher, die heute ihr Leben mit rumänischem Mehle fristen, sollten sich bei jedem Bissen erinnern, daß unsere Truppen Schulter an Schulter mit deutschen und bulgarischen Truppen die gesegneten Fluren Rumäniens erobert haben.

11. Wie hätten wir durchhalten können, wenn uns Deutschland nicht Hunderte Waggons Getreide aus seiner Ernte vorgestreckt hätte, die wir ihm heute noch schuldig sind, und auf einen Teil seines rumänischen Anteils verzichtet hätte?

12. Wo ist der Narr, der da glaubt, daß wir nach dem Kriege unsere Volkswirtschaft und unsere Finanzen wieder aufrichten können ohne Anlehnung an Deutschland — es sei denn, daß wir uns an Amerika und England verkaufen und uns als Mietsoldaten gegen Deutschland gebrauchen lassen!

All das soll kein Deutschösterreicher vergessen, damit nicht die Nachwelt gezwungen sei, das Wort von der punischen Treue ersetzen zu müssen durch das Wort von der österreichischen Treue.



Kameraden · Von Helene Brauer

Wo heute zwei Kameraden sind
Einer des andern eigen,
Geht zwischen ihnen ein seltsames Schweigen
Vor Tag, eh' eine Schlacht beginnt.

Wird wo eine dunkle Fahne gesenkt?
Singt einer fern ein Lied vom Scheiden?
Jäh ein Gedanke: Wer von uns beiden —
Ein Gedanke, den keiner zu Ende denkt.

Und ob die zwei voneinander wissen,
Daß des einen Herz um den andern klagt, —
Eh' sie ein weiches Wort gesagt,
Die Lippen hätten sie sich zerbissen.

Aus ruhigen Augen ihr Blick sich eint,
Schon halb im Sattel ein lachender Ruf —
Dann spritzender Sand unterm Pferdehuf —
Und nur noch ein Gedanke: der Feind!





Kennworte und Kernsprüche vom Jahr 1817 fürs Jahr 1917

Erinnert uns die gegenwärtige Welterschütterung vielfach an die Welterschütterung vor hundert Jahren, der wesentliche Unterschied des Heute vom Damals liegt doch im Ursprung oder Urheber der Erschütterung: Ursprung damals eben eines einzelnen Kriegsmannes nackte Herrschsucht, Ursprung heute die verhüllte Raubsucht verbündeter Mammonisten, verbündet gegen unser und unserer Freunde gedeihendes Volkstum. Käme es morgen zum Frieden, übermorgen dürften wir's erleben, wie diese Mammonisten selbst schonungslos gegeneinander zeugen, schonungsloser noch als der Friedensstörer des vorigen Jahrhunderts hernachmals gegen die meisten von denen gezeugt hat, die ihm zur Seite gestanden oder sich zu Füßen gelegt hatten. Kaum einer und der andere, dem er nicht Feigheit oder Dummheit, Raub oder Diebstahl, Undank oder Verrat, Schwelgerei oder Wollust zur Last legt, — so schonungslos, daß man fast wünschen mußte, lieber des eigenwilligen, selbstgerechten Mannes Feind als Freund gewesen zu sein.

Gourgaud und Montholon, die beiden Getreuesten Napoleons, sind ja mit ihren Tagebüchern von St. Helena die Hauptvermittler seines Endurteils über Menschen und Völker geworden. (Gourgaud: „Napoleons Gedanken" 1901; Montholon: „Captivité de Napoléon" I. II. 1847.) Wer jene Bücher früherhin gelesen hat, wird zu allererst durch den ungeheuren Aufwand an Pulver und Blei in den jüngsten Schlachten wieder an sie erinnert, nämlich daran, wie es in dem Schlachtenmeister Napoleon als altem Artilleristen auch trotz gezwungenem Ruhestand weiterschafft von Entwürfen und Einfällen für seine Lieblingswaffe (M. I, 317). Die Artillerie, sagt er unter anderem, kann nie genug schießen; je mehr sie schießt, desto mehr hilft sie dem Feldherrn. Auf das, was dadurch getötet wird, kommt es nicht an; die moralische Wirkung ist unermeßlich. Wie bringt man die Artillerie zu größerer Beweglichkeit und rascherem Schießen? — Ja, der artilleristische Eiferer geht soweit in der Grübelei, daß er nicht begreift, (M. II, 214) wie man noch kein Metall erfunden habe, darin sich Widerstandsfähigkeit mit Leichtigkeit vereinige. — Was der Alte damals von Artilleriemacht und -Wucht erträumte, scheint heute gar überboten zu sein. Fürwahr! der Kanonenwettersturm heutiger Kriegsführung ist des alten Napoleon „Wilde Jagd", eine Jagd freilich nicht ohne Enttäuschung: denn wenn er zu Gourgaud sagte, durch Verbesserung der Artillerie sei der Angriff bei weitem im Vorteil über die Verteidigung, weil die Mittel der Verteidigung dieselben bleiben, so ist von deutscher Verteidigung her bereits der Gegenbeweis geführt. —

Weil nun aber das Jahr 1817 wohl aus der Zeit von St. Helena das fruchtbarste an gewichtigen Sprüchen Napoleons und an Zeugnissen hievon durch seine zwei Getreuesten ist (— der eine, Gourgaud, schickte sich ja schon bei Beginn des nächsten Jahrs zur Rückkehr nach

Europa an —), dürfen wir nicht versäumen, die Urheber des heutigen Weltkriegs, die in solch scheinbarer Brüderlichkeit gegen uns zusammenstehen, beizeiten noch fürs Jahr 1917 durch ihren Allergrößten vom Jahr 1817 her so darstellen zu lassen, wie sie demnächst nach Niederlegung ihrer freveln Waffen einander selbst erscheinen werden. Da wäre zuvörderst das französische Volk selbst, von dem wir seinen Abgott, den Sohn der Revolution, klagen hören (M I, 382): Eine Revolution gehört immer zum größten Unheil, das Gottes Zorn über ein Volk verhängen kann. — (M. II, 89) Ich kann es nie verstehen, wie der Franzos, bei all seiner Tapferkeit auf dem Schlachtfeld, sich so wenig als Mann zeigt, wenn es sich um Treu' und Ehr' im bürgerlichen Gemeinwesen (foi politique) handelt. (M. II, 76) Man ist in Frankreich so wichtigtuerisch und maulheldisch; auf zwanzig Revolutionen gibt's wieder zwanzig Konstitutionen, die fix und fertig aus der Mappe der politischen Pfuscher hervorgehen. — (S. 87) Alles ist in Frankreich der Mode unterworfen; der überzeugte Bonapartist von gestern ist heute überzeugter Royalist und wird morgen überzeugter Republikaner sein. — (S. 227) Die Franzosen sind nur noch ein entehrtes Volk, das durch seine Schande seine Treulosigkeit gegen den Kaiser büßen muß (hier zwar spricht er doch mit Unterscheidung zwischen Armee und „Kanaille"). — Von Bonapartes halb ausländischem Standpunkt aus erscheint (M. II, 80) ihm sogar die französische Sprache unfertig, arm an Ausdrücken fürs Seelenvolle, Tiefsinnige, Urkräftige (hierin stimmt er mit seiner geistreichen Gegnerin, Frau von Staël, hübsch überein).

Rußland sodann (M. II, 69): Dem Russenreich liegt der Übergriff im Blut. Früh oder spät wird es seinen Einbruch in Europa vollziehen. Bei entschieden kriegerischen Eigenschaften sind seine Völker auch willig wie das Vieh (ont une discipline de brutes). — (S. 151) Rußland ist die Macht, die mit der größten Sicherheit und den größten Schritten der Welteroberung entgegen geht. — Im Zusammenhang mit diesen Gedanken wünscht Napoleon (M. II, 69) die polnische Krone an Preußen oder Österreich, nicht an Rußland gegeben zu haben.

Nun England! (M. II, 35) Der Vorteil Englands will es, daß Frankreich nur noch eine Macht zweiten Ranges sei. — (M. II, 227) Der Engländer ist eine ganz andere Rasse als wir Franzosen, schlägt in die Bulldoggenrasse, liebt das Blut. — (Zum englischen Admiral Malcolm) (S. 216): Wenn man nicht euer Landsmann ist, so ist man für euch nur ein Hund. Ihr denkt bei jeder Sache vor allem daran, was sie euch einbringe. Londoner Bankiers gaben mir im Jahr 1815 die Millionen zum Krieg mit England (diese Eröffnung an Malcolm findet sich bei den beiden Berichterstattern. M. II, 121)! — (S. 331) Edelmut ist den Engländern ganz fremd. Sie sind ein Krämervolk; (S. 82) für Geld könnte man sie alle haben. — (M. II, 435) Die „Fabrikanten" sind unersättlich. Es ist ihnen nicht einzig ums Reichwerden zu tun; sie wollen dann herrschen und bringen dabei ihre Staatsregierung in Verlegenheiten. Beispiel hiefür England: je industrieller es ist, um so mehr ist es verurteilt, kriegerisch zu sein. Seid dessen sicher, daß der Tag kommt, wo England den Krieg auf Tod und Leben wiederbeginnt, um sich die Pforten des Festlandes zu öffnen. (S. 222) Armes Frankreich, das von diesen Spitzbuben geschlagen sein muß! (Wenigstens kurz, aber in bezeichnendem Zusammenhang, besonders mit den genannten „Pforten") (M. II, 20): England hatte seinen Zweck erreicht, es nahm mir Antwerpen und Belgien.

Endlich die Vereinigten Staaten von Nordamerika (S. 152): Wenn man nur sorgfältig ihre Küsten blockiert, wird man die Amerikaner zu allem bringen. Sie sind Krämer und suchen ihren Ruhm nur im Geld. — Die Vereinigten Staaten sind nichts. — (M. II, 420) Wären sie inmitten Europas, keine zwei Jahre würden sie den Druck der Monarchien (das heißt hier: der umgebenden Staaten) aushalten. —

Wie gesagt, ist die vorstehende Auslese von Sprüchen den führenden Mächten des gegenwärtigen Mammonisten-Vielverbandes gewidmet; auch ist in der Tat keines der Völker unseres Vierbundes in den genannten beiden Tagebüchern von ähnlichen Urteilen, ähnlicher Verurteilung getroffen. Hundertjährig sind heuer jene Urteilssprüche; sind sie auch verjährt??

Prof. P. Feucht



Vergebens

Ein kleines Steinchen zum Umbau unserer Verwaltung

Durch die Zeitungen lief kürzlich die Nachricht, und der preußische Minister des Innern hat sie vor dem Landtag in einer sehr anerkennenswerten Rede bestätigt, daß wieder einmal eine Vereinfachung unserer staatlichen Verwaltungseinrichtungen angestrebt werden soll.

Die Erkenntnis, daß in unserm Verwaltungswesen ein Wandel dringend nötig sei, ist zwar recht erfreulich, aber keineswegs ganz neu. Schon Jung-Bismarck tat nämlich in einem Briefe an seinen Vater vom 29. 9. 38 den bemerkenswerten Ausspruch: „Selbst in meiner kurzen Laufbahn habe ich oft gesehen, wie die kostspielige Zeit schwer bezahlter Behörden auf eine Weise totgeschlagen wurde, daß man unbedingt glauben mußte, die Geschäfte seien erfunden, um den vorhandenen Beamten zu tun zu geben, und nicht die Beamten angestellt, um notwendige Geschäfte zu besorgen; und gegen solches und anderes Unwesen kämpften ausgezeichnete Vorgesetzte mit aller Energie, aber ohne Erfolg; es liegt einmal in der Natur unserer Verwaltung."

Wenn heute erneut der Ruf nach einer Besserung laut wird, so beweist das meines Erachtens, daß es selbst einem Bismarck nicht gelungen ist, solchem und anderem Unwesen zu steuern; und er war sicher ein ausgezeichneter und energischer Vorgesetzter. Allerdings wird man ihm den mildernden Umstand nicht versagen können, daß er Größeres im Auge zu behalten hatte und sich deshalb nicht auch noch um derartige, sozusagen häusliche Angelegenheiten kümmern konnte.

Nach meinen Erfahrungen, die sich auf jahrzehntelange Beobachtungen gründen, liegt es aber nicht, wie Bismarck meinte, in der Natur unserer Verwaltung, sondern in der Natur der Beamten und gerade der Vorgesetzten, daß „solches und anderes Unwesen" lustig weiterblüht. Als Beweis hierfür greife ich aus meiner schon recht dickleibigen Sammelmappe über die Taten des heiligen Bureaukratius die folgenden, zwar kleinen, aber — wie ich meine — recht bezeichnenden Beispiele.

1. In einer Verfügung der preußischen Minister des Innern und der Finanzen vom 12. 8. 1897 (Min.-Bl. S. 144), die bereits eine „Vereinfachung des Geschäftsganges und die Verminderung des Schreibwerks" zum Gegenstand hat, findet sich dieser Satz: „Die Kurialien (!) ‚gehorsamst' usw. und die Anreden ‚Hoch- und Hochwohlgeboren' sind im Verkehr unter den Behörden wegzulassen."

Diese Kappung mittelalterlicher Zöpfchen wird gewiß jedermann als recht verständig begrüßt und daraufhin als selbstverständlich erwartet haben, daß diese Minister in der Befolgung ihrer eigenen Vorschrift mit gutem Beispiel vorangehen würden. Weit gefehlt! Nicht nur diese beiden, sondern auch andere Minister (vgl. die vielgestaltigen Min.-Blätter) schreiben bis zum heutigen Tage in ihren Erlassen oder dulden wenigstens, daß in ihrem Namen unentwegt weitergeschrieben wird: „Euere (Tit.) ersuche ich ergebenst, . . . gefälligst prüfen zu lassen . . . Euere (Tit.) ersuche ich ergebenst, die . . . gefälligst schleunigst mit der erforderlichen Anweisung zu versehen" usw. usw.

Handelt es sich hier auch nur um recht kleine Dinge, reine Äußerlichkeiten, so zeigt diese Tatsache doch mit aller Deutlichkeit, daß nicht einmal „die ausgezeichnetsten Vorgesetzten" den ernsten Willen haben, solches und anderes Unwesen auszurotten. Was darf man dann erst von den „Nachgeordneten" erwarten, von denen nicht wenige ohnehin die Neigung haben, vor allem stets „nach oben" zu schielen, um ja nicht eine Achillesferse persönlicher Eitelkeit zu verletzen?

2. In demselben Ministerialerlaß hat noch ein andrer Satz seinerzeit auf meinem Antlitz ein vergnügtes Lächeln hervorgezaubert. Dieser Gedankenausdruck hat folgenden

Wortlaut: „Die Grundzüge bezwecken, den Geschäftsgang zu vereinfachen und das Schreibwerk zu vermindern. Die Verfolgung dieses Zieles darf nicht dazu führen, daß die Ausdrucksweise in dem Verkehr der Behörden untereinander, **namentlich in den Berichten der nachgeordneten an die vorgesetzten (!) Behörden ungehörig oder gegenüber dem Publikum (!) unhöflich wird.**“

Die Verfügung richtet sich doch zunächst an die Leiter der nachgeordneten Behörden, und diese oder ihre Vertreter sind es wiederum, die die Berichte oder sonstigen Schriften bis hinab zu der Verfügung „Z. d. Akten“ unterzeichnen, also auch für deren Inhalt und Form die Verantwortung zu tragen haben. Diese Unterzeichner sind aber, von seltenen Ausnahmen abgesehen, sämtlich akademisch gebildete, überdies meist gereifte Männer. In dem oben angeführten Hinweise der Minister liegt deshalb nach meinem Empfinden nicht nur eine peinliche Kränkung für jene Männer, sondern zugleich ein starker Tadel für unser gesamtes höheres Bildungswesen. War der Hinweis jedoch etwa nur den Sekretären — Verzeihung —, Expedienten und Kanzlisten oder dergleichen „nicht akademisch gebildeten“ Menschen zugedacht, dann müßte ich für die höheren Beamten darin einen noch viel schlimmeren Vorwurf erblicken, nämlich den, daß sie Berichte — sogar an vorgesetzte Behörden — und sonstige Schriftstücke unterzeichnen könnten, ohne sie vorher gelesen zu haben. Sollte das wirklich möglich sein?

Wie bereits gesagt, meine Beispiele sind an sich recht unwichtig, aber der Geist, der daraus spricht, verdient meines Erachtens die höchste Beachtung. Und solange nicht alle Amtsstuben von diesem Geiste mit „ungehemmtem“ Nachdruck entlüftet werden, halte ich jeden Versuch, unsere Verwaltung zu vereinfachen, für vergebens.

J. Fontaine



Ehrt eure deutschen Meister!

Das muß immer wieder ausgesprochen werden. Die „Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde **Wilhelm Raabes**“ nageln in ihren sorgfältig geleiteten Heften gelegentlich solche Versäumnisse fest. Da lesen wir (Nr. 2, 1917):

„**Johannes Volkelt** hat seine ‚Ästhetik des Tragischen‘ 1906 in zweiter Auflage erscheinen lassen, um zahlreiche Beispiele aus der gesamten Weltliteratur einschließlich modernster Vergänglichkeiten von Kalidasa bis Beer-Hofmann, von der Edda bis Ohnet vermehrt, aber den Namen Raabe sucht man vergebens, vergebens den tragischsten Roman unserer Literatur, den Schüdderump! — Derselbe handelt jetzt im zweiten Bande seiner neu erschienenen ‚Ästhetik‘ auf nahezu vierzig Seiten den Humor in allen seinen Erscheinungsformen ab und holt dazu wiederum mit erstaunlicher Belesenheit aus der gesamten humoristischen Literatur die Belege herbei, vom Don Quichote bis zu **Schnitzlers Grünem Kakadu**, unter erfreulicher Bevorzugung seines alten Lieblings Jean Paul — aber Raabe? Er wird nur einmal ganz obenhin genannt, unter andern ‚bescheidenen Humoristen‘, also wohl für Chronik der Sperlingsgasse und Hungerpastor. Das ganze eigentliche Lebenswerk des reifen Meisters, der in einem Umfange wie kein anderer, selbst Jean Paul nicht, alle Höhen und Tiefen, alle Richtungen und Farben des Humors in seiner Kunst umfaßt und beherrscht, so daß man aus ihm allein das ganze Anschauungsmaterial zu einer ‚Ästhetik des Humoristischen‘ schöpfen könnte — dieses ganze vierzigjährige Schaffen auf der Höhe und aus der Fülle scheint für den führenden deutschen Kunstrichter nicht vorhanden zu sein!“ ...

Volkelt ist geachteter Fachmann — wie soll man sich dann über die Dumpfheit der Menge wundern, die einem Raabe so lange die Anerkennung versagt hat!



Zwei heitere Opern

Kurz nacheinander haben die beiden Berliner Opernhäuser zwei heitere Opern herausgebracht, die sich wohl längere Zeit im Spielplan behaupten werden. Es ist vom kunstpolitischen Standpunkte aus von höchster Wichtigkeit, daß gerade auf dem Gebiete heiterer Unterhaltung die Oper endlich wieder ihre Schuldigkeit erfüllt, um die Übermacht der nicht mehr bloß seichten, sondern ihre Blödsinnigkeit durch übelste Erotik verdeckenden Operette zu brechen. Versagen aber hier die ernsthaft strebenden Künstler, so laufen wir Gefahr, daß auch jener Teil der Bevölkerung, der sich von der unreinen Luft der Operette angewidert fühlt, bei seinem berechtigten Verlangen nach musikalischer Unterhaltung einer üblen Scheinkunst zum Opfer fällt. Die gerissene Spekulation auf das sentimentalische Verhältnis der breitesten Masse zu Künstlertum und Kunstschaffen hat im unerhörten Erfolg des „Dreimäderlhauses" einen Lohn gefunden, der zur Nachahmung verlockt, die sich bereits Schumanns bemächtigt hat („Die fahrenden Musikanten"). Dieser leichenschänderischen Profitgier werden demnächst auch Bach, Beethoven, Mozart und Weber zum Opfer fallen. Denn unsere Gesetzgebung schützt zwar das „geistige Eigentum" jedes von Natur aus stehlenden Operettenkomponisten, sofern er nur noch im rosigen Scheine dieses Lebens wandelt, läßt aber die heiligste Schöpfung des Genies vogelfrei, sobald dieses dreißig Jahre im Grabe ruht. Um so wichtiger werden die Bemühungen echter Künstler um eine künstlerisch vornehme Unterhaltungsoper. Dahin gehören die beiden Werke, die wir hier kurz würdigen wollen: Leo Blechs „Rappelkopf" und „Die Schneider von Schönau" von Jan Brandts-Buys.

Leo Blech ist in den letzten Jahren sehr schweigsam gewesen. Die angestrengte Tätigkeit als meist beschäftigter Kapellmeister unserer Hofoper hat ihm zu eigenem Schaffen wenig Zeit gelassen, so daß er seit dem 1908 zuerst aufgeführten Einakter „Versiegelt" mit größeren Werken nicht mehr hervorgetreten ist. Ich habe das für unseren Opernspielplan immer bedauert. Die Gattung der Oper ist in hohem Maße „Gebrauchskunst". Zunächst in dem Sinne, als keine andere Kunstform in solchem Maße den Praktiker fordert. Es ist ja immer so, daß, je zusammengesetzter eine Kunstform ist, sie um so mehr die Mithilfe des Kunstverstandes erheischt. Diesen kann, wie die italienische und französische komische Oper beweisen, eine stete „Überlieferung" ersetzen, die jene vielen toten Punkte, ohne die eine Oper — ich spreche nicht vom Musikdrama, obwohl auch dieses ihnen nicht entgeht — gar nicht zu denken ist, überwinden hilft. „Unmusikalisches" enthält eben auch die beste Operndichtung, und kommt der musikalische Midas, unter dessen Händen sich alles zu Melodiegold wandelt, so wird, wie in Mozarts „Figaro", der Reichtum zur Gefahr. Nun, dagegen sind wir ja heutzutage geschützt. Aber noch in dem anderen Sinne ist die Oper „Gebrauchskunst", als der Theaterspielplan mit den seltenen Werken, in denen diese künstlich gezüchtete Kunstgattung zur „notwendigen" Ausdrucksform geworden ist, nicht bestritten werden kann. Es ist sehr bezeichnend, daß zur Entstehungszeit der Oper die Werke eigentlich immer nur für eine Spielzeit bestimmt waren. Die Oper hat neben anderem die wichtige Aufgabe zu erfüllen, von der einzigartigen Wirkungsgelegenheit der Bühne aus neue Musik — vor allem neue Lieder — ins Volk zu tragen. Im Zeichen des Musikdramas hat die Oper in dieser Hinsicht versagt, und seither ist es auch mit der Liedversorgung des Volkes immer schlechter geworden.

Auf Leo Blech habe ich in der Hinsicht immer große Hoffnungen gesetzt. Er ist ein sehr kluger Künstler, der die Grenzen seiner Begabung genau kennt, sich nirgends genialisch gebärdet, aber dafür genau alle Wirkungen überlegt. Nachdem er trotz anfänglicher Hindernisse bereits als Zwanzigjähriger zu musikalischer Wirksamkeit gelangt war und als junger Kapellmeister mit Mascagni-Nachahmungen („Aglaja", „Cherubina") Erfolge gewonnen hatte, verstand er zu schweigen, begab sich in die strenge Schule Humperdincks und lernte — deutsche Volkstümlichkeit. Nachdem er sich in Liedern geübt, trat er mit der Dorfidylle „Das war ich" (1902) an die Öffentlichkeit und erwies sich als im besten Sinne fein berechnender

Künstler. Für einen Operettenstoff war die feinste Kunstarbeit des Orchestersatzes aufgeboten, dabei doch leicht ins Gehör fallende Melodik der Singstimmen gewahrt, ja in einzelnen Stücken das geschlossene Liedgebilde erreicht, das nicht, wie im alten Singspiel, in den Dialog eingelegt, sondern in eine musikalisch weniger ausgeprägte Fassung eingebettet war. Auf dieser Linie gewann Blech seinen nachhaltigsten Erfolg mit der einaktigen Oper „Versiegelt" (1908). Dazwischen lag das Märchenspiel „Aschenbrödel" (1906) und die dreiaktige Volksoper „Alpenkönig und Menschenfeind" (1903), welch letztere jetzt als „Rappelkopf" ihre Auferstehung feiert.

Die Texte aller dieser Opern lieferte Richard Batka, der Musikredakteur des „Kunstwarts". Blech teilte mit ihm bis zu seiner Berufung nach Berlin (1906) den Wohnort Prag, und so war jenes innige Zusammenarbeiten von Textdichter und Musiker möglich, das der französischen Oper seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart so sehr zum Vorteil gereicht hat. Gerade die Franzosen aber sind in der Kunst meisterhafte Praktiker, die ohne Genie in der klugen Erkenntnis der Bühnenforderungen und der Theaterwirkungen die gangbarste Theaterware liefern. Das klingt sehr nüchtern. Aber wer weiß, welch unendliches Maß von größtem Wollen und ausgezeichnetem Können aus Mangel an diesen nüchternen Tugenden in der deutschen Kunst, und vor allem in der deutschen Oper, nutzlos vertan wird, lernt diese kluge Beschränkung schätzen, wenn man auch nie vergessen darf, daß das wahrhaft Große auf diesem Wege nicht entsteht. Aber ich bin überzeugt, das Genie wird auch durch diese „Klugheit" des Talents in seiner göttlichen „Dummheit" nicht behindert.

Beweis dessen ist Mozart. Er zeigt freilich noch das weitere, daß an dramaturgischer Einsicht dem naiven Genieinstinkt Erkenntnisse sich erschließen, die sich dem rechnenden Kunstverstande niemals ergeben. Ganz einfach: das Genie ist reich und fühlt darum die Tugend der Beschränkung; das Talent dagegen bangt immer um die Wirkung und häuft deshalb die Mittel.

Batka und Blech sind kluge Leute. Sie wollten in dem jetzt zum „Rappelkopf" umgetauften „Alpenkönig und Menschenfeind" eine Volksoper schaffen. Sie haben aus ihrer Musikkenntnis das Rezept dafür. Also her die Ingredienzien: Ernst, Gefühl, Humor. Wird nur alles etwas übertrieben: beinahe Tragik, Sentimentalität und operettenhafte Komik.

Als der junge „unerfahrene" Mozart sein Singspiel „Die Entführung aus dem Serail" komponiert, schreibt er an den Vater (26. September 1781) über die Arie des Osmin: „Ein Mensch, der sich in einem so heftigen Zorne befindet, überschreitet ja alle Ordnung, Maß und Ziel; er kennt sich nicht — und so muß sich auch die Musik nicht mehr kennen. — Weil aber die Leidenschaften, heftig oder nicht, niemals bis zum Ekel ausgedrückt sein müssen und die Musik auch in der schaudervollsten Lage das Ohr niemals beleidigen, sondern doch vergnügen, folglich allezeit Musik bleiben muß, habe ich keinen fremden Ton, sondern einen befreundeten gewählt."

O, wenn doch Leo Blech von Mozart gelernt hätte! Sein Rappelkopf ist doch eine komische Gestalt. Grenzt auch seine Verblendung an Wahnsinn, und wird seine Selbstquälerei für ihn und seine Umgebung auch beinahe zur Tragik, so wissen wir doch alle vom ersten Augenblick ab, daß diese Krankheit geheilt werden, daß alles gut ausgehen wird. Und gerade in diesem überlegenen Sicherheitsgefühl des Zuschauers beruht der Humor. Diese Stimmung aber muß der Komponist teilen und darf darum nicht die Ausdrucksmittel der Tragik aufbieten, deren Wirkung versagen muß, weil der Hörer sie nicht ernst nimmt. So wirkt bereits im ersten Akt Rappelkopfs Auftreten als Karikatur, und es bedarf dazu nicht erst der karikierenden Nachahmung des tobenden Narren durch den Alpenkönig im dritten Akt.

Diese der inneren Wirkung des Werkes gefährlichste Klippe hat die Neubearbeitung nicht beseitigt, die im übrigen das Werk von der Schwere der Einkleidung durch Beseitigung des „philosophischen" Vorspiels zu befreien versuchte. Leider ist dafür der Auftritt des „Alpenkönigs" im zweiten Akt verlängert und damit die immer unhaltbare Lage geschaffen worden, daß eine Wundererscheinung in greller Bühnenbeleuchtung lange Zeit stillstehend singen muß. Die Bühnenpraktiker der Berliner Hofoper hätten aus der ganzen Operngeschichte die Gefährlichkeit einer solchen Szene kennen und im vorliegenden Falle um so eher umgehen müssen,

als dem Musiker Blech das Pathetische gar nicht liegt. Da ist er lediglich der erfahrene, mit den überkommenen Mitteln geschickt arbeitende Könner, während er bei den heiteren Szenen Eigenes zu geben hat. So sind die Szenen in der im Walde hausenden Tischlerfamilie sehr lustig, charakteristisch und wahren dabei noch den Stil der Oper, während ein Duett des Dienerpaares im Schlußakt leider in die Operette gerät.

Immerhin hat Blech erneut bewiesen, daß er zur Schöpfung einer heitern Volksoper und zur Stellung eines Lortzings der Gegenwart das Zeug hat. Hoffentlich erhält er nun bald einmal das in Stoff, Maß und Zuschnitt gut geratene Textbuch, um die auf ihn gesetzten Hoffnungen voll erfüllen zu können. —

Jan Brandts-Buys, über dessen Entwicklungsgang der Türmer vor einem halben Jahre berichtete (vgl. Erstes Maiheft zur Notenbeilage), ist ganz anders geartet, und seine „Schneider von Schönau" gehören einer Gattung an, die als urdeutsch anzusprechen, aber trotzdem — doch nicht etwa gar deshalb? — im heutigen Spielplan nicht vertreten ist. Das behagliche Verweilen beim heitern Zustand an sich harmloser Geschehnisse und das behäbige Auskosten der dadurch geweckten Stimmung sind immer Kennzeichen des deutschen Humors gewesen. Und auch die deutsche Komik verlangt nicht nach einer Überstürzung der Geschehnisse oder dem Eintritt eines Unerwarteten. Die ganze deutsche Schwankliteratur legt dafür Zeugnis ab, indem ihr fast immer die „Pointe" abgeht. Sie strebt eben nicht nach einer Spitze, sondern ruht auf der Breite aus. Jenes ist Nervenanspannung, während uns mehr die Entspannung liegt. Es versieht sich leicht, daß diese Art dem Dramatischen oder doch wenigstens dem Theatralischen nicht eben günstig ist, und hier liegt wohl die letzte Ursache für die geringe Ausbeute an guten deutschen Lustspielen. Immerhin sind schon etliche Schwänke des alten Hans Sachs als Gegenzeugen anzuführen, und wenn Heinrich von Kleist älter geworden wäre oder ihm das Leben mehr Ruhe gegönnt hätte, würden die hierher gehörigen Szenen des „zerbrochenen Kruges" nicht so vereinzelt sein. Aber es bleibt zuzugeben, daß das gesprochene Lustspiel die lebhafte Bewegung nur schwer entbehren kann, der auch der mit Witzen gespickte Dialog entspricht. Auch dieser ist unruhige Beweglichkeit, nicht sattes Behagen.

Ich meine, hier drängt sich geradezu die Musik als Auslöserin der deutschen Lustspielstimmung auf. Sie hat die wunderbare Fähigkeit, seelische Zustände voll auskosten und schier unvermerkt weiterentwickeln, andererseits aber dann auch den Wechsel so plötzlich eintreten lassen zu können, wie das Herausbrechen der Sonne aus dickem Gewölk. Das liegt schon in ihrer Elementarkraft des Dur und Moll. Hier hat die deutsche dramatische Musik noch schöne und neuartige Aufgaben zu erfüllen. Wagners „Meistersinger" sind ein Wegweiser dahin; der ernste, ans Tragische streifende Gehalt des Werkes hat mehr nicht zugelassen. Peter Cornelius' „Barbier von Bagdad", Lortzings „Waffenschmied" sind auch Zielweiser, während Mozarts „Cosi fan tutte" als eine vollgültige musikalische Erfüllung leider durch den Charakter der Dichtung ganz anderswohin gewiesen wird.

Von diesem Standpunkte angesehen, gewinnt Brandts-Buys' Oper eine entwicklungsgeschichtliche Bedeutung, die über ihren reinen Kunstwert weit hinausreicht, und zwar dank der Tatsache, daß das Werk trotz aller in ihm selbst und den Gesamtverhältnissen unseres Theaters liegenden Hemmnisse einen Erfolg davongetragen hat, der es in Dresden seit der Uraufführung (1. April 1915) auf dem Spielplan gehalten und ihm seither eine lange Reihe von Bühnen erobert hat. Darin bezeugt sich die Sehnsucht unseres Volkes nach dieser Kunstgattung. Unter den wenigen Orten, die den Erfolg versagten, steht bezeichnenderweise Wien, diese alte Pflegestätte der italienischen komischen Oper. Dort fand man das Werk „langweilig".

Die „Handlung" der Oper ist nun wirklich nicht dazu angetan, ein heutiges Publikum zu spannen. Den Inhalt würde selbst ein noch so breit behaglicher alter deutscher Schwank in drei Minuten erzählen. Drei Schneider freien um eine hübsche, wohlhabende Wittib. Ein lustiger Handwerksbursch prellt sie unter dem Beifall des Volkes um einen Anzug und um das Weib. Er ist zwar von nichts her, aber er ist ein kräftiger, lebensvoller Bursche — und so

geschieht Rechtens, daß er kurzerhand das hübsche Weib gewinnt, während die Schneider sich um die Lösung der ihnen von ihm gestellten Aufgabe plagen.

Daß die beiden sich trotz allem kriegen werden, fühlt der Zuschauer in der ersten Szene. Da der Zuschauer als gesund Empfindender das von vornherein wünscht, ist aber dieser Mangel an Spannung kein Fehler, sondern vielmehr die Grundlage für jene behagliche Stimmung, die nun mit Lust den Dingen zuschaut. So breit die Schneiderszenen ausgemalt werden, sind sie doch nicht langweilig, sobald eine andere Kraft als unterhaltend eintritt: nämlich die Musik. Sie allein hat diese Aufgabe zu erfüllen, die ihr von der Inszenierung nicht abgenommen werden kann, die in diesem Streben bei der Aufführung im Deutschen Opernhause zu Charlottenburg den Charakter des ersten Aktes in doppelter Hinsicht verdarb. Durch den Versuch, die Szene zu „beleben“, wurde die Einsamkeit des deutschen Kleinstädtchens, auf dessen Boden allein ein solches Gewächs gedeihen kann, zerstört und obendrein das Geschehen unwahrscheinlich.

Brandts-Buys' Musik ist nun unterhaltend genug für den Fachmann. Sie bietet in der Harmonik und in der Orchestrierung viele fesselnde Einzelheiten. Sie versagt aber für das geschlossene Lied. Solche Werke müssen „Singspiele“ bleiben. Die „Gelegenheiten“ für echte Lieder bieten sich immer wieder von selbst, und unser Volk hungert nach solchen Liedergaben, die es mit nach Hause nehmen kann. Vermag Brandts dieses Verlangen nicht zu erfüllen, oder hindert ihn nur die unselige Angst unserer Künstler vor dem Vorwurf der Trivialität? Das eine ist sicher: solange nicht dieses Verlangen nach Melodik erfüllt wird, werden wir keine volkstümliche Oper haben, und das Volk wird zu jenen Quellen gehn, wo es den erwünschten Trank findet. Daß diese Quellen, die Operette voran, vergiftet sind, merkt das unkritische Volk nicht; der Vorwurf und die Verantwortung für den Tiefstand des Volksgesangs trifft nicht das Volk, sondern jene, die ihm die gute Nahrung schuldig bleiben.

Karl Storck



Neues vom alten Hans Thoma

Dieser Tage schrieb mir eine Freundin: „Neulich habe ich Sie dabei gewünscht, als ich wieder bei Thoma war und er mich in seine Werkstatt führte ... In der gemütlichen Ecke saßen wir lange und sprachen über allerlei ‚jenseitige Dinge‘ im Anschluß an sein Büchlein: ‚Die zwischen Zeit und Ewigkeit unsicher flatternde Seele‘... Persönlichkeiten wie Hans Thoma, die das Kind und den Denker vereinigen, die haben uns viel zu sagen. Ein Gespräch mit Thoma ist mir mehr Erbauung, als viele Gottesdienste. Ein tiefgegründeter, wahrhaft frommer Mensch, über den Konfessionen stehend, mit reiner Kindes- und Mannesseele die Rätsel und Wunder der übersinnlichen Welt auffassend.“

Ich brauche dieser Briefstelle eigentlich nichts hinzuzufügen, als daß das in ein würdiges Gewand gekleidete Büchlein bei Eugen Diederichs in Jena erschienen ist (2 ℳ). Thoma steht nun nahe dem achtzigsten Lebensjahre. Hätten wir die schöne Einrichtung eines „Rates der Alten“ noch, er würde vom Volk mit riesiger Stimmenzahl hineingewählt. Denn sein Herz ist jung geblieben, während der Geist weise wurde. Der Krieg hat uns den Wert der Alten wieder erkennen lassen, während zuvor eine vorlaute Jugend alles beiseite schieben wollte, was sich nicht stürmisch oder auch nur unreif gebärdete. Als ob nicht Reife der Frucht das Ziel auch der jüngsten Blüte wäre.

Es ist ein aus der Kriegsnot herausgewachsenes Buch. Auf einer der ersten Seiten ist ein Bild. Der Ritter Georg sitzt auf dem Rumpf des erlegten Drachen. Er ist kein Jüngling mehr, der tapfere Held, sondern gleich der Mehrzahl unserer Kämpfer ein Mann, dessen Züge von Lebenskampf berichten. Ein solcher weiß nichts von Kampflust, sondern von Kämpferpflicht. Nun ruht er müde von der Anstrengung auf dem gebändigten Feind. Er sitzt da in tiefem Sinnen über die Notwendigkeit seiner harten Tat. Aber auf dem zersplitterten Schaft

seines Speeres sitzt ein singendes Vögelein. Etwas in uns fliegt hinaus aus aller irdischen Bedrängnis und singt seine Stimme in den Chor eines uns alle überdauernden Lebensliedes.

„Der Krieg hat den Wahn von der fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechtes grausam zerstört, und wir könnten verzweifeln, wenn es nicht trotzige Heldenseelen gäbe, die noch an den Menschen glauben und nicht zweifeln, daß er seinen Ursprung, den er nicht verleugnen kann, er möge nun toben, wie er will, von Gott, den wir vertrauensvoll Vater nennen, genommen hat.“ Und noch eine andere Stelle: „In was mag das Glück eines Volkes wohl bestehen? Vielleicht doch nur darin, daß es seiner Wesensart entsprechend sein Dasein hat, daß es überhaupt da ist. Für seinen Bestand setzt ein Volk sein Leben ein; jeder einzelne tritt in den Kampf und ist zum Opfertode bereit, denn es handelt sich im tiefsten Grund nicht um das Glück, sondern um das Dasein, um die Erhaltung des Volkes. Das Glück eines Einzelmenschen besteht eigentlich doch auch nicht darin, wie es ihm geht, wie er im Zufall des Lebens handelt und wirkt, wie das Schicksal mit ihm umgeht, sondern daß er überhaupt eine lebendige Seele ist, ein Geheimnis, das ihm niemand geben und niemand, auch er selbst nicht, rauben kann. Er kann sich aber dieser Seele bewußt werden, wodurch ihm eine Erlösung werden kann aus den Banden des Irdischen ... etwa das, was das Christentum Wiedergeburt nennt.“

Das unaussprechliche Walten der Seele ist es, aus dem nach Thomas Glauben „sich auch das große Reich der Kunst aufbaut“, und so schließt sich mit seinen religiös-philosophischen Betrachtungen seine jüngste Kundgebung über „Deutschlands Kunst“ zusammen, die er der so betitelten Zeitschrift des neu begründeten „Bundes der Freunde deutscher Kunst“ mit auf den Weg gibt.

„Deutschlands Kunst! Jedes Künstlerherz“, heißt es da, „schlägt freudig, wenn es dieses Wort vernimmt. Wer möchte nicht teilhaben und mitschaffen helfen an dem köstlichen Besitz, den Deutschland hat; an Dichtung, Musik, bildender Kunst. — Mit der Kunst ist es aber eine eigene Sache, sie braucht den schöpferischen Geist der Lebenden, wenn das alte Gut nich verschimmeln soll. Die Kunst muß immer wieder neu aus dem Leben hervorwachsen, wie die Ernte des Jahres. Kunst ist der Ausdruck, die Spiegelung vom geistigen Wesen eines Volkes, sie ist die Blüte des Volksgemütes, in ihr läßt sich die Gemeinschaft der Seele erkennen, sie ist die Ernte aus dem vergänglichen Dasein, über welches die Wetterstürme hinbrausen, die dörrende Gluthitze sich ausbreitet, Frost und Hagelschlag, lieber Sonnenschein und schmeichelhafter Windhauch — alles, was Freud und Leid über das Leben des Volkes auf dem Boden der Heimaterde verhängt, wie wir es sinnbildlich im Laufe des Jahres vor uns sehen, kann in der Kunst zum Ausdruck kommen. Kunst ist das Erzeugnis vom geistigen Schaffen der Menschenseele: ‚Die Kunst hast du, o Mensch, allein!‘ — — Wo sie echt ist, verleugnet sie auch den Stempel des Blutes nicht. Geistesverwandtschaft entdeckt ihn und freut sich an ihm. Jede Kunst kann nur aus der Einheit einer Seele hervorgehen, als die Äußerung eines Volksgenossen, den die ursprüngliche Natur besonders begabt hat, der aus dieser Begabung heraus berufen ist, der Kunst ihr Gesetz zu geben, nach dem sie gestalten soll, die Formgesetze, nach welchen es der Seele möglich ist, sich klarzumachen. Die Kunst erwächst aus der persönlichen Seele. Aber die Art des Ausdrucks, die Form, wurzelt, wie auch die Stammesmerkmale, an denen man ein Volk erkennt, in der geheimnisvoll bildenden Tiefe des Gemütes oder des Geblütes, einem gemeinsamen Seelenboden. — — Streitigkeiten, die sich um ihre Ausdrucksart immer erheben werden, schadet nicht viel; alle Meinungsverschiedenheiten gehen im Grunde doch aus der Liebe zur Kunst hervor, denn jeder möchte sie gar gerne so gestaltet haben, wie er sie sich denken kann. Meinungen sind der Wind, der sie bewegt und der wohl auch zu ihrer Klärung beitragen mag. Man sollte aber bedenken, daß sie nicht gemacht werden kann, sondern daß sie geboren wird aus der Stille der ruhigen Seele! Die, welche ihr Wärterdienste leisten, sollen bedenken, daß allzuviel Lärm um das zarte Wesen herum ihm schädlich sein könnte. Alles, was geboren wird, hat von Natur aus den Keim der Entwicklung in sich, es muß seine Lebens-

perioden durchmachen und kann nicht erthcoretisiert werden. Die Kraft, die es hervorbringt, sorgt auch für die Erhaltung.

Die menschliche Seele ist unerschöpflich, sie ist das unerklärliche Lebensprinzip, und ihre Wunder sind nicht auszubeuten. Sie wird nie aufhören, ihrem Fühlen und Denken, ihrem Daseinsbewußtsein in der Kunst Ausdruck zu geben; sie wird das schöpferische Element, welches ihr gegeben, betätigen. Immer wird sie ihren Zusammenhang mit der Welt zu neuer Klärung ihres Empfindens aus dem von ihr geschaffenen Schatz der Sprache in Wortformen verdichten. Und wo die Sprache nicht auszureichen scheint zum Ausdruck der tiefsten Regungen der Seele, werden Melodien ertönen, wird die Musik versuchen, sie zu offenbaren, so daß Sang und Klang durch das Land ziehen und wie mit einem Liebesbande die Seelen zu schöner Übereinstimmung verknüpfen. — —

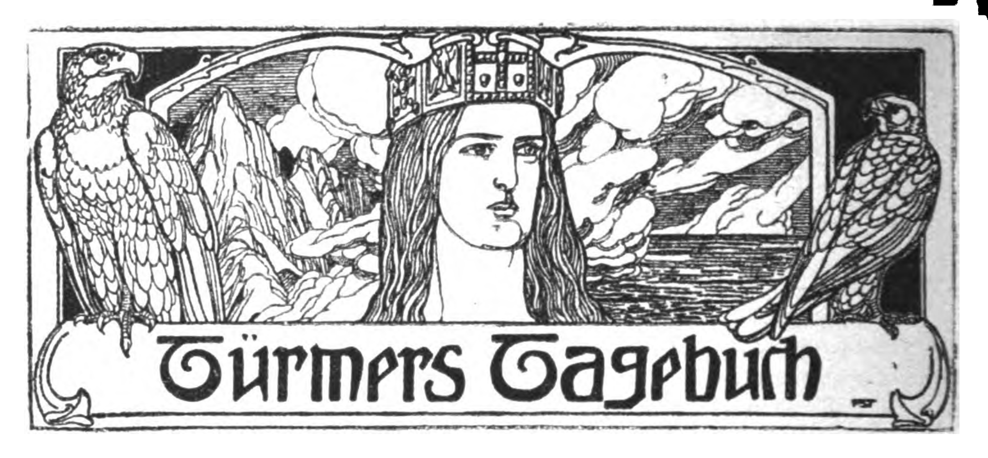
Alle Künste werden zur schmückenden Feier des Tempels beitragen, das Gefühl für Schönheit kann sich von hier aus in alle Hütten verbreiten, in alle Stätten, in denen das Familienglück wohnt. Die Bildkunst wird die Form suchen und ihr Reich gründen und finden im Bilden des Menschenkörpers, den die ewige Seele sich zur Wohnung geschaffen hat. Sie hat Anteil an der ursprünglichen Schöpfungskraft. Der Zauber des Schauens wird die Seele aufs höchste zur Tätigkeit erregen. Die Malerei wird das so bewegliche Geheimnis von Licht und Farbe klarzumachen suchen. Die Stille des Sehens wird auch da noch sprechen, wo auch die Töne nicht mehr ausreichen; sie schafft eine Zauber- und Wunderwelt aus hell und dunkel, aus der die Farben auftauchen gleichsam als Töchter aus zwei Grenzpunkten des Seins. So führen die Künste in Gemeinschaft den Reigentanz um die schönheitsdurstige Seele auf, die erstaunt die Wunder der Natur erschaut. So sind die Künste kein Luxus, sie sind eine Notwendigkeit für die Seele." St.

Zu den Kunstbeilagen

Ernst Müllers Grabdenkmal wirkt wie ein Titelblatt zu dem Leitaufsatz dieses Heftes. Zwischen Tod und Leben — was ist es eigentlich, das auch den Christen hier den schroffen Einschnitt, ja ein Zerschnittensein sehen läßt, während doch unser ganzes körperliches, mehr noch unser geistiges und seelisches Sein überall die Übergänge zeigt? Oder kann z. B. eine wahre Ehe durch den Tod getrennt werden? Lebt nicht der Zurückbleibende mit dem Weggegangenen weiter in stetem Gedenken, ja auch im Handeln, das von dem Gedanken bestimmt wird, wie würde dein Gatte getan haben? Wunderschön, wie in Müllers Relief diese Zusammengehörigkeit zum Ausdruck kommt. Schwer lösen sich die Hände, und die Frau möchte dem scheidenden Gatten nachschreiten, wenn sie könnte. Aber das „Ich folge dir" bleibt wahr, was will die kurze Zeitspanne bedeuten, bis sich das Versprechen des Trauungstages erfüllt: „Wo du hingehst, da will auch ich hingehen!"

Ich benütze diese Gelegenheit, unsere Leser recht nachdrücklich auf die große von mir bei Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, herausgegebene Mappe: „Ernst Müllers Bildwerke" hinzuweisen. Diese 121 Kupferdrucktafeln zeigen einen ungeahnten Reichtum reinster und vollkommenster deutscher Kunst. Eine höhere Verinnerlichung christlich-deutschen Lebens und Fühlens ist in unserer Plastik nie erreicht worden, aber es ist auch nie ein starkes Innenleben so rein künstlerisch in Form umgesetzt worden, so ganz frei von aller nur erklärenden Zutat. Ich meine, gerade in dieser Zeit müßte die innige Versenkung in eine so edel-vornehme, dabei so urkräftige Kunst eine wunderbare Stärkung der besten deutschen Werte bringen.

Der Preis der Mappe (50 M) ist angesichts des Gebotenen außerordentlich gering und nur möglich gewesen, weil alle Beteiligten von dieser Veröffentlichung jede Gewinnabsicht fernhielten. K. St.



Der Krieg

„Und mit Staunen und mit Grauen hören's die Ritter und Edelfrauen" — was immer nur an hohen Gedanken aus der Dunkelkammer unserer hohen Politik sich losringt, um dann wie ein Blitz, wenn auch nicht aus heiterem Himmel, verheerend in die Öffentlichkeit einzuschlagen. So war's am 5. November vorigen Jahres mit der Verkündigung des unabhängigen Königreichs Polen, so wiederum im November dieses Jahres mit dem zum König von Polen zu krönenden Kaiser Karl von Österreich. Liegt nicht schon, um mit der „Täglichen Rundschau" (Nr. 571) zu reden, „etwas wahrhaft Widernatürliches darin, wie unbegrenzt der sonst sehr begrenzte Wagemut unserer Regierungen — wer regiert eigentlich zurzeit und ist für diese Dinge verantwortlich? — ist, sobald es eine derartige erstaunliche Zumutung an die Nerven, Geduld und Gutmütigkeit der Nation gilt. Gerade unsere sogenannte Politik in Polen ist eine Kette von solchen erstaunlichen Zumutungen und von gewagten Experimenten mit den Nerven der Nation. Seit dem unseligen 5. November 1916 reißt das gar nicht mehr ab.

Immer und immer wieder drängt sich bei all dieser weltpolitischen Schildbürgerei zuerst und zuletzt die Frage auf: Warum um Himmels willen hat das alles solche Eile? Gibt es irgendein deutsches Interesse, dem mit solcher Hast gedient wird? Gibt es irgendeins, das nicht dadurch geschädigt wird? Bisher konnte man bei all dem, wenn auch zagen Herzens und ohne Zuversicht, sich zuletzt noch einigermaßen damit trösten, daß wir schlimmstenfalls, wenn alle Stränge reißen und alle Voraussetzungen unserer Politik in Polen immer wieder sich als hinfällig erweisen sollten, eines Tages noch all diese Politik würden rückgängig machen können. Damit soll es jetzt auch aus sein. Wenn jetzt ein habsburgischer Kaiser von Österreich und König von Ungarn sich mit unserem Beifall zum König von Polen krönen läßt, dann ist es mit jeder letzten Spur eines deutschen Rechtes und Gewichtes in Polen vorbei, dann werfen wir uns selbst so gründlich aus Polen heraus, wie sonst keine Macht der Welt es je gekonnt hätte, dann sind unsere Truppen in Polen nur noch habsburgische

Polizei, dann haben wir dort drei Jahre lang mit kriegerischer und friedlicher Opferung und Mühe für alle möglichen Leute gearbeitet, nur nicht für uns.

Aber das wäre noch nicht einmal das Schlimmste. Denn wann je hätte jemand von uns daran gedacht, in Polen zu bleiben? Aber bis zum Abschluß des Krieges und der folgenden Friedensverhandlungen war unsere Stellung in Polen für uns einer der gewaltigsten Machtfaktoren, die wir mit Strömen Blutes, mit unerhörten Opfern und Mühen uns errungen haben, ein Machtfaktor in unserer Hand, der für uns wirksam werden mußte bei einer jeden einzelnen der vielen Entscheidungen und Übereinkünfte, die einem endgültigen Friedensschluß werden vorausgehen müssen. Und diese Macht wollen wir nun endgültig aus der Hand geben? Diese Macht sollten wir freundnachbarlich verschleudert sehen, ohne auch nur zu ahnen, warum und wofür? Wer hat zu solcher Vergeudung eines schwer mit dem Blute des Volkes bezahlten nationalen Gutes ein Recht? Und ein nationales Gut ist für uns heute nicht etwa Polen, aber die Möglichkeit, unsere Stellung in Polen bei den allgemeinen Friedensverhandlungen zu unseren Gunsten sich auswirken zu lassen. Wer hatte, hat den Mut, dies Gut schnöde zu vertun? Einen Kanzler haben wir derzeit (8. November) in Wahrheit noch nicht, nur einen unverantwortlichen Staatssekretär des Auswärtigen. Ihn sehen wir zusammen mit Herrn Czernin während des Interregnums in der trüben Dämmerung zwischen alter und neuer Ära mit verhängnisvoller Geschäftigkeit deutsches Schicksal wirken. Nachdem er es für gut und recht befunden hat, unsere Feinde von Amts wegen darüber aufzuklären und zu beruhigen, daß sie auf alle Fälle sich darauf verlassen können, daß wir ihnen im Westen alles wieder herausgeben werden, was wir erobert haben, daß sie also, ohne irgendwelche Gefahr in dieser Hinsicht zu laufen, den Krieg nach Belieben in die Länge ziehen können, binden wir uns jetzt auch im Osten unter den Auspizien des von seinem Freunde Czernin beratenen Herrn v. Kühlmann die Hände so fest, daß wir bei dem geringsten Versuch, sie zu gebrauchen, mit Schmerz und Ingrimm unsere selbstauferlegte Ohnmacht erkennen werden.

Noch erinnern wir uns mit schmerzlichem Lächeln der Tage, da in den Amtsstuben Herrn v. Kühlmanns noch Herr v. Jagow waltete und uns versicherte, in Polen habe Österreich zu unseren Gunsten sich ‚desinteressiert', wie's im Deutschen heißt. Erst ganz kurz ist's her und war doch wohl bereits unter Herrn v. Kühlmann, daß man in denselben Räumen mit schöner Bestimmtheit erklärte, wen man sich als polnischen Regentschaftsrat nicht gefallen lassen würde, weil man uns nicht zumuten könne, in diesem Rate Leute sitzen zu sehen, die von vornherein als Parteigänger einer ganz nach Galizien hin orientierten österreichischen Polenpolitik anzusprechen wären. Warum um Himmels willen sollten wir in dieser Beziehung vor sechs Wochen Einschränkungen machen, die angesichts dessen, was uns heute als beschlossenes polnisches Schicksal gelten muß, geradezu lächerlich wirken müssen? Von dem Augenblick an, da die apostolische Majestät Österreichs als König über Polen waltet, wird die Erinnerung an jeden irgendeinmal zu unseren eigenen Gunsten in Polen gemachten Vorbehalt zu einer blutigen Selbstbeschämung für uns.

Aber wir entschädigen uns ja, hört man sagen. ‚Großfürst in Litauen — Herzog in Kurland.‘ Einstweilen nur eine neue Fessel, eine neue, vorschnelle Bindung unser selbst; eine neue Erschwerung unserer Friedensverhandlungen durch törichte Selbstbeschränkung unseres diplomatischen Aktionsradius, eine neue Waffe für die Kriegsdiplomatie Englands, ein neues Band um die Entente.

Denkt man sich angelegentlich in die Gedankengänge dieser Politik ein, so ist das unausbleibliche Ergebnis eine Art Alpdrucks bei wachen Sinnen, ein verzweifeltes, immer neues Fragen: Warum das, wozu das? Wo ist die Möglichkeit, bei all dem einen Gewinn für uns auch nur zu wähnen? Ein verzweifeltes Drehen im Kreis, bei dem bestenfalls eine gewisse Betäubung der Sinne erzielt wird. Nehmen wir einmal an, daß wir trotz aller solcher ungeheuren selbstgeschaffenen Erschwerungen endlich zum Frieden kommen, sogar zu einem zunächst ertragbaren Frieden — was kann es dann für uns Fataleres geben als ein habsburgisches, um Galizien verstärktes Polen? Noch mehr und ausschließlicher als ein wirklich selbständiges Polen ohne Österreich muß und wird dieses habsburgische Triaspolen all seine Wünsche und Begehren auf den preußischen Osten richten, auf unsere Ostseeküste, auf Posen, Danzig und Königsberg. Es wird wie ein Pfahl im Fleisch zwischen uns und Österreich-Ungarn sitzen.

Hat man das alles bedacht, gesehen, erkannt? Und will doch auf eine in aller Weltgeschichte unerhörte Weise unser Pfund nutzlos, zwecklos, ziellos an andere verschleudern, statt damit für deutsche Zukunft und Sicherheit zu wuchern? Zu der politischen Konkursansage im Westen noch eine im Osten?“ Kein Dementi, von keiner Seite. Und doch, solange man es uns nicht amtlich schwarz auf weiß gibt, so lange wollen wir nicht aufhören, für ein Alpdrücken zu halten, von dem wir noch erwachen werden.

„Dementis“, oder was man so nennen will, sind ja nun inzwischen erfolgt, aber das Alpdrücken ist nicht gewichen. Dabei braucht man die Richtigkeit der Wiener offiziösen Erklärung: „das Programm der österreichischen Regierung habe sich (in letzter Zeit) nicht um Haaresbreite verschoben“, auch in der polnischen Frage noch nicht in Zweifel zu ziehen — im Gegenteil. Entscheidend ist, daß die Polen einverstanden sind, und sie sind einverstanden! „Die Polen“, wird von der polnischen Presseagentur bekanntgegeben, „können es nur bestätigen, daß die Idee der Vereinigung des Königreiches Polen mit Galizien unter dem Szepter Kaiser Karls ihren Wünschen entspricht.“ Wie sollten sie auch nicht? Ich kann es ihnen von ihrem Standpunkte aus gar nicht verdenken. Nur ihre — „Kriegsziele“ sind etwas weit gesteckt. Es sind nämlich die selben Polen, die unlängst erklärt haben: „Die Zumutung, welche den Polen gemacht wurde, daß sie auf ihr Ideal der Wiederherstellung von ganz Polen (also mit Schlesien, Ostpreußen, Posen, Danzig; weiter: Litauen, Kurland usw.!) verzichten sollen, eine solche Zumutung ist für uns gleichbedeutend mit der Herausforderung unserer heiligsten Gefühle und heiligsten Ideale aller Polen.“

Polen — wer könnte sich ernsthaft der Handgreiflichkeit dieser Schlüsse entziehen? — wird, wie die „Kreuzzeitung“ sie formt, „in dem selben Augen-

blicke eine ungeheuer gesteigerte Lebenskraft erhalten, in dem ein polnisches Staatswesen von gleicher Selbständigkeit wie das Königreich Ungarn ins Leben tritt. Und die Kraft dieses Ideals wird sich dann gegen Lebensbedingungen des deutschen Staatskörpers richten. Dagegen wird auch die bundesfreundlichste Gesinnung des österreichischen Kaisers machtlos sein. Im Gegenteil, wir werden aus bundesfreundlichen Rücksichten in der Abwehr der polnischen irredentistischen Bestrebungen behindert sein, bis schließlich der Punkt kommt, in dem diese Rücksichten nicht mehr maßgebend sein können . . . Und nun werfe man einen Blick auf unsere Ostgrenze, die, zumal nach der Angliederung Suwalkis an Polen, ganz von diesem umschlossen sein wird. Soll sie da wirklich in der bisherigen militärischen Unzulänglichkeit bestehen bleiben? Wollen wir sie aber durch Vorschiebung an die Flußlinien verbessern, die sich in diesem Krieg als so bedeutsam erwiesen haben, so nehmen wir dem eben begründeten unabhängigen Polen nicht unwesentliche Teile seines Gebietes und säen damit von vornherein Keime dauernder Gegensätzlichkeit und Feindschaft. Die Warschauer Mitteilungen schrieben dieser Tage, von allen Vorschlägen zur Lösung der polnischen Frage hätte keiner restlos befriedigen können. Wir geben das zu, sind aber der Ansicht, daß die bisher getroffene und vollends die jetzt in Aussicht genommene Lösung die unglücklichste ist und die größten Gefahren in ihrem Schoße birgt." Weil dieses an Österreich angegliederte Polen „der Keil sein wird, der den Bund der Mittelmächte auseinandertreibt".

Die „Deutsche Zeitung" (Nr. 566) erinnert daran, daß die Donaumonarchie im Sinne ihrer „negativen Kriegsziele" anfangs erklärt hat, keine Belange an Polen zu haben. „Nachdem ihr aber deutsche Truppen Galizien wiedergeholt und dieselbe Waffenhilfe einen erheblichen Umschwung an der italienischen Front herbeigeführt hat, wurde vielfach von einer ‚Revision' der Czerninschen Kriegsziele gesprochen . . . Anfangs konnte man lediglich an einen Fühler oder den Versuch einer Stimmungsmache glauben, denn noch kurz vorher war von Berlin aus nach Warschau die Erklärung ergangen, daß man den früheren k. u. k. Botschafter Grafen Tarnowski nicht zum polnischen Ministerpräsidenten wünsche. In dieser Ablehnung schien eine Art Erkenntnis zur Abwehr kommender Möglichkeiten zu liegen, aber wie gesagt, schien es nur so, denn die behaupteten neuesten Berliner Beschlüsse stehen mit dieser Annahme im offenen Widerspruch, nach denen Kongreß-Polen an Österreich ausgeliefert werden soll. Denn wenn man es auch begrüßen muß, daß die Ostfragen endlich einen bestimmteren Ausdruck annehmen, so darf man doch nicht verkennen, welche Gefahren durch diese Art der Lösung der polnischen Frage für das Deutsche Reich heraufziehen. Ganz abgesehen davon, daß wir abermals bereit sind, eines der wichtigsten Faustpfänder gegen Selbstverständlichkeiten herauszugeben, wird durch ein Polen unter Österreichs Oberhoheit das slawische Element ungeheuer gestärkt. In Österreich mag dies als gleichgültig oder unbedeutend empfunden werden, in Deutschland muß man anderer Meinung sein, zweifellos auch in Ungarn. Einzelheiten über die Neugestaltung der Dinge im Osten sind wohl bekannt, aber im Augenblick auf ihre Richtigkeit nicht nachzuprüfen. Wie die Sache aber

bei uns zu liegen pflegt, hat man bereits mit einer vollendeten Tatsache zu rechnen, in der die öffentliche Meinung entgegen gegebenen Versprechungen nicht mitzureden hat. Die Art, wie auch jetzt wieder die in ihren Folgen unübersehbaren Fragen im Schoße unserer dreimal geheiligten Diplomatie ‚gelöst‘ werden, fordert schärfsten Widerspruch heraus. Mag sein, daß man wie stets auch hier denkt: Nach uns die Sintflut! Aber es stehen hier doch Werte von unschätzbarer Größe auf dem Spiele, nicht zuletzt wirtschaftlicher Art, die von politischen und militärischen heute nicht mehr zu trennen sind. Und wenn man auch in Wien das Erstarken des Slawentums nicht achtet, wir Deutsche haben alle Ursache, einer Entwicklung entgegenzutreten, die nur verhängnisvoll sein kann. Sieht unsere Regierung in ihrer Gottähnlichkeit die Gefahren nicht, so wird man deutlicher sprechen müssen. Das erfordert das Blut, das um Polen geflossen ist . . . Nicht um seiner selbst willen haben wir Polen mit unserem Blute befreit, sondern um dort Rußland von unseren Grenzen fernzuhalten und ihm Gelegenheit zu geben, sein Betätigungsfeld in östlicher Richtung zu suchen.“

Selbst bei der verblüffend genialen Festlegung der Mittelmächte auf das von Bethmann Hollweg aus dem Handgelenk verkündigte unabhängige Königreich Polen konnten Optimisten sich der leisen Hoffnung hingeben, daß immerhin noch ein gewisser Spielraum für die Ausgestaltung dieses Königreiches übrig bliebe. „Sobald Kaiser Karl sich die polnische Krone aufsetzt, ist es mit jeder Bewegungsfreiheit zu Ende“ — unterstreicht mit Recht der „Deutsche Kurier“. „Das Gebiet des neuen Königreiches Polen scheidet damit vorweg aus der Gewinnmasse aus, die wir beim endgültigen Friedensschluß auf die politische Wagschale zu werfen haben. Es bedarf keiner umständlichen Begründung, daß der Friedensschluß mit Rußland hierdurch nicht eben erleichtert, die Vertretung der uns Deutschen besonders naheliegenden Ostseebelange nicht gefördert wird. Als Gegenstück zum habsburgischen Königreich Polen soll ein hohenzollernsches Großfürstentum Litauen und ein Herzogtum Kurland treten. Zunächst einmal ist die hierfür gebrauchte Bezeichnung als ‚Ausgleich‘ wohl unangebracht, denn Polen wurde durch deutsche und österreichisch-ungarische Waffen gemeinsam, Kurland und Litauen allein durch Deutschlands Schwert dem russischen Koloß entrissen. Auch würde eine derartige Proklamation unwillkürlich als eine Begrenzung der deutschen Befreiungsabsichten in den Ostseeprovinzen ausgelegt werden, die bei den Balten in Livland und Estland schwerste Enttäuschung, bei der russischen Regierung, die schon so sehr um ihre Hauptstadt Petersburg bangte, kaum wünschenswerte Erleichterung auslösen müßte. Die Meldung, daß beträchtliche Teile Litauens zum künftigen polnischen Königreich geschlagen werden sollen, zerstört das angeblich erstrebte Gleichgewichtsverhältnis vollends. Damit würde zugleich die militärische Sicherungslinie, deren wir für unsere bislang verhängnisvoll offene Ostgrenze so dringend bedürfen, der deutschen Waffenmacht wiederum entzogen. Bei aller noch so engen militärischen Verbindung mit der Donau-Doppelmonarchie, die bei der hier an-

gekündigten politischen Lösung zu einer Tripel-Monarchie würde, wäre es mit dem Selbstgefühl und der Sicherungspflicht des Deutschen Reiches unvereinbar, seinen Schutz gegen Osten allein dem Bundesgenossen anzuvertrauen. Die Mindestvoraussetzung für eine in solcher Richtung liegende Lösung der östlichen Kriegszielfragen müßte zum mindesten die Hinausschiebung der deutschen Grenzen bis zu jenen natürlichen militärischen Einschnitten sein, für deren Bezwingung in diesem Kriege so kostbares deutsches Blut geflossen ist."

Es ist vom Standpunkte des „beschränkten Untertanenverstandes" (sprich: gesunden Menschenverstandes) unmöglich, sich in diesem Wirrsal zurechtzufinden. Mit anderen als rein sachlichen, selbstlosen Beweggründen darf man aber doch bei der bekannten Vollkommenheit und Unbeirrbarkeit der menschlichen Natur nicht rechnen —? Jeder will ja nur das Beste — für andere.

* * *

Paul Rohrbach meint in seiner „Deutschen Politik" — und es könnte und sollte so kommen —: durch die russische Revolution und durch die italienische Niederlage würden jetzt zwei unserer Gegner mattgesetzt oder doch in kurzem mattgesetzt sein. „Aus Rußland lauten die offiziellen Nachrichten schlimm genug und die privaten noch viel schlimmer. Sehr eingeweihte Kenner der Lage aus Rußland selbst haben ihre Überzeugung dahin erklärt, es sei ausgeschlossen, daß der russische Kriegsorganismus sich auch nur in dem beschränkten Maße wie jetzt den Winter über hält. Die Auflösung aller Verhältnisse schreitet so fort, daß Chaos und Niederbruch in unerhörtem Umfang vor der Tür stehen. Dieser Entwicklung durch fortgesetztes Mühen um Verständigung mit Rußland vorzugreifen, haben wir nicht die geringste Veranlassung. Die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' hat gegenüber den ‚Friedensbedingungen' des Sovjets wieder nichts Eiligeres zu tun gehabt, als im Namen Deutschlands beide Arme auszubreiten und herzbrechende Augenaufschläge nach dem Sovjet zu richten. Das ist ganz im Sinne der moskowitischen Rettungsgesellschaft der drei Herren, die in einigen großen Berliner Zeitungen von der Linken bis zur Rechten über Rußland schreiben, aber diese wissen wenigstens, was sie mit ihrer Politik wollen, während die ‚Norddeutsche Allgemeine' nur aus offiziöser Unfähigkeit, in die russischen Dinge hineinzusehen, so schreibt. Auf diese Weise erreicht man alles andere eher, als daß der so rückhaltlos umworbene Russe der sehnsüchtigen ‚Norddeutschen' endlich das Taschentuch zum Friedens-tête à tête im Sonderzimmer zuwirft."

Die Organisierung eines möglichst großen Teils von Europa gegen die englischen Absichten hinter dem militärisch-politischen Friedensschluß werde besser dadurch erreicht, daß man die russische Auflösung fortschreiten läßt, bis sie ihr natürliches Ziel erreicht hat: die Herauslösung der Fremdvölker aus der moskowitischen Herrschaft. „Rußland unter dem Moskowitertum von neuem geeint, wird uns durch seine Größe, seine riesenhafte Volkszahl und Vermehrung und durch sein wirtschaftlich-geographisch bedingtes Verlangen nach den türkischen Meerengen bald wieder so gefährlich und feindlich sein wie vorher. Der Deutschenhaß und der Wille, Konstantinopel zu besitzen, werden dem

demokratischen oder sozialistischen Rußland genau so zu eigen sein wie dem zaristischen. Darüber können nur ganz norddeutsch allgemeine Kenner Rußlands sich Täuschungen hingeben. Ganz anders aber steht es, wenn es nach dem Kriege nicht nur ein Großrußland oder Moskowien gibt, sondern auch eine Ukraine, ein Polen, ein Finnland, ein Litauen, ein baltisches Gebiet, alle von Moskau getrennt und auf die Anlehnung an Mitteleuropa angewiesen; dann ist der Moskowitismus ungefährlich und die kräftige Erweiterung der mitteleuropäischen Interessengemeinschaft durch östliches Gebiet ist auf eine Art und Weise beschafft, die uns wirklich hilft.

Mit einem moskowitisch beherrschten Gesamtrußland dauernd in Frieden zu leben, ist eine Utopie, die dem guten Herzen, aber nicht der weltpolitischen Kenntnis derer, die sie hegen, Ehre machen mag. Dazu kommt, daß es der sicherste Weg ist, gegen England zu siegen, wenn wir seine Bundesgenossen mattsetzen werden oder sich selbst mattsetzen lassen. Das gilt für Rußland wie für Italien. In Italien liegt das Ergebnis von unserer und unserer Bundesgenossen Kraftanstrengung unmittelbar vor jedermanns Augen. Rußland gegenüber ist aber der Triumph unserer Stärke in Wahrheit noch viel gewaltiger, weil seine Macht so unvergleichlich viel größer war. England kann nur kämpfen, wenn es Bundesgenossen findet. Die Aufgabe, ein moskowitisches Gesamtrußland, das Konstantinopel zu gewinnen hat, dauernd und sicher der englischen Bundesgenossenschaft fern und in der Freundschaft mit Deutschland zu erhalten, wird, fürchten wir, die norddeutsch allgemeinen Fähigkeiten übersteigen, und vielleicht sogar noch für bessere als diese zu groß sein. Wir haben unsere Friedensbereitschaft erklärt und halten trotz unserer gewaltigen Triumphe auch noch heute unverändert an ihr fest, sobald in England — auf dieses allein kommt es an — Bereitwilligkeit sich zeigt, die falsche moralische Löwenhaut fallen zu lassen, die angemaßte Richterrolle aufzugeben und unsere Lebensinteressen anzuerkennen. Es wäre aber Torheit, von uns aus jene Entwicklung in Rußland zu unterbrechen, die uns durch die Auflösung der russischen Verhältnisse jenes ungeheure Gut der Rückenfreiheit im Osten zu gewähren im Begriff ist, das unsere ganze Weltlage mit einem Mal zum Besseren wenden würde. Es ist verkehrt, wenn man ein aufgelöstes Rußland haben kann, lieber ein unter dem eroberungssüchtigen und deutschfeindlichen Moskowitertum (mag dieses auch noch so demokratisch, sozialistisch, republikanisch sich geben!) geeinigtes und von ihm beherrschtes zu behalten — bloß damit dies konservierte Moskowiterreich für uns ein Gegengewicht gegen England bilde. Nie wird das Russentum bereit sein, sich an uns anzuschließen und innerlich mit uns zusammenzugehen; wer das glaubt, jagt einer politischen Theorie nach, die nicht zur Praxis werden kann.

England war bisher, von den Dardanellen abgesehen, an einer einzigen Stelle von uns entscheidend geschlagen: in Rußland. Jetzt ist es das nach einer zweiten: in Italien. Die Italiener haben den Lohn ihrer Verräterei erhalten, und es ist nur zu bedauern, daß das brave italienische Volk es ist, das die verbrecherische Torheit und Großmannssucht seiner Führer zu büßen bekommt. Für

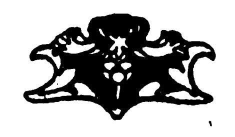
Italien wie für Rußland gilt, daß die Ereignisse dort in erster Linie auf England zurückwirken müssen, um den Kampf der englischen Kriegspartei um ihren Krieg und ihre eigene Rettung in den Augen der nüchternen und von Natur billiger denkenden Elemente zu diskreditieren. Vor kurzem erhielt ich aus dem Felde ein Stück aus einem englischen Instruktionsbuch für den Offiziersunterricht zugesandt. Darin stand: ‚Wodurch gewinnt der Offizier das Vertrauen der Soldaten?‘ Antwort: Durch verschiedene Methoden, wenn er: a) . . . b) . . . h) ‚blutdürstig (blood-thirsty) ist und immer daran denkt, den Feind zu töten sowie seine Leute darin zu unterstützen.‘

Das steht in einer Ausgabe des englischen Generalstabs für den englischen Offizier. Auf diesem Stande ist das noble England angekommen, um seinen Krieg noch zu gewinnen! Es sollte wirklich nicht mehr viel deutsche Diplomatie dazu gehören, um die Bundesgenossenschaft selbst des moralischen England gegen dies unmoralische zu gewinnen. Graf Hertling wird hier seine Kunst zeigen können, hier im Westen — und was den Osten angeht, in der richtigen und aktiven Behandlung der höchst brennend gewordenen finnländischen Frage!"

Die „nüchternen und von Natur billiger denkenden Elemente" in England wollen wir in Ehren halten, aber keine übertriebenen Hoffnungen auf sie setzen. Das aber steht außer allem Zweifel: es gibt kein besseres Mittel, England mattzusetzen, als seine Bundesgenossen mattzusetzen. Deshalb kann es auch nichts Verschrobeneres auf Gottes Erdboden geben, als Englands Bundesgenossen zu schonen, sie wieder auf unsere Kosten zu „ertüchtigen". Es ist beschämend, dergleichen erst beweisen zu sollen, — überdies ein fast aussichtsloser Kampf gegen politische Idiosynkrasie. Unsere politische Vernunft hat ihr Hauptquartier im deutschen Heere aufgeschlagen. Von dort sollen uns dann auch die politischen Befehle kommen.

Aber im deutschen Reichstage wollte einer die deutsche Heeresleitung unter Kontrolle stellen, ein anderer Hindenburg — wegen ruhestörenden „Hineinschwätzens" in die hohe Politik — den Mund verbieten. Ein dritter rief den Befreiern und Beschützern deutscher Heimaterde, den Rettern auch dieser Menschenleben zu: „Möge das Schwert nicht verderben, was die Feder gut gemacht!" Und kam auch mit heiler Haut davon! Das englische, — das französische Parlament möchte ich sehen, das sich dergleichen hätte gefallen oder auch nur bieten lassen. Grenzt das nicht schon an völkischen Idiotismus, völkische Verkommenheit?

Wer es noch nicht begriffen hat, warum im letzten Grunde wir alle, draußen und drinnen, immer weiter bluten und opfern müssen, warum wir noch immer den Frieden nicht haben, den wir längst haben konnten, — dem ist nicht zu helfen!





An das Heimatsheer!

Unser Heer draußen tut, was es kann, — das ist der höchste Ruhm, darum lehnt es wohlfeiles Rühmen vom gesicherten Herde ab. Unser Heimatsheer kann sich seiner würdig erweisen, aber nur, wenn es auf seinem Platze das gleiche tut: was es kann. Es kann aber immer noch mehr, als es tut. Darben und Opfern, so bitter es auch ist, genügt noch nicht. Die Schwachmütigen, Irregeführten, Unwissenden müssen gefestigt, aufgeklärt, in Reih und Glied gehalten oder gestellt werden. Wenn so viele Millionen Deutscher draußen, die sich doch auch zu den verschiedensten Parteien oder Kirchen bekennen, in geschlossener Front das gemeinsame Vaterland gegen den gemeinsamen Feind schützen, — warum sollte eine solche geschlossene Front, trotz aller in dieser Lebensgefahr nur untergeordneten Parteigegensätze, in der Heimat nicht wiederherzustellen sein? Man komme hier nicht mit „Fragen", wie etwa der „Judenfrage". Das trägt nur Unfrieden und begreifliche Verbitterung hinein, die wir schlechterdings nicht mehr ertragen können. Einseitige Beschäftigung mit solchen „Fragen" artet auch leicht in Monomanie aus. Ein jüdischer Deutschösterreicher war es, Karl Emil Franzos, der das Wort prägte: „Jedes Land hat die Juden, die es verdient."

Haben wir nicht die Deutsche Vaterlands-Partei? Jeder Zweifel an ihrer klaren Unparteilichkeit muß ja um so hinfälliger werden, je mehr Angehörige aller Parteien ihr beitreten, damit Bürgen und Fürsorger ihrer Unparteilichkeit werden. Oder hat etwa die Vaterlands-Partei ein Mitglied wegen fortschrittlicher oder sozialdemokratischer Gesinnung ausgeschlossen? Aber die Fortschrittliche Volkspartei, die Sozialdemokratische Partei haben Mitglieder ausgeschlossen, weil diese auch der Vaterlands-Partei beigetreten waren oder vielleicht nur in deren Sinne gewirkt haben. Wo bleibt da die Wahrheit? Bei den — Denunzianten? Und die Freiheit? Bei den — Terroristen? Woran liegt's aber zum allergrößten Teile? Am bösen Willen? Nein, am Nichtbesserwissen. Welche Aufgabe hat da die Vaterlands-Partei!

Wenn doch diese große, kerngesunde Volksbewegung in ihrem Innersten begriffen, wahrgenommen würde, ehe es — wieder einmal — zu spät ist und nur eine halbe Sache herauskommt! Hunderttausende strömen ihr zu, Millionen müssen in sie münden!

J. E. Frhr. v. Grotthuß

* * *

Sie hatten Wichtigeres zu tun!

Am 19. Juli 1917, schreibt der Abgeordnete Walter Bacmeister in seiner Wochenschrift „Das Größere Deutschland“, begann die Befreiung der Bukowina, am 10. August konnte sie als vollendet gelten. In Deutschland aber unterhielt man sich über innere Krisen. Am 3. September 1917 fiel Riga in deutsche Hand, während man sich in Deutschland über innere Krisen unterhielt. Am 13. Oktober 1917 begann eine der großartigsten deutschen Kriegsunternehmungen, die der deutschen Wehrmacht die Herrschaft im östlichen Teil der Ostsee sicherstellte. Unterdessen unterhielt man sich in Deutschland über innere Krisen. Und Ende Oktober 1917 brach die italienische Isonzofront krachend zusammen, begann einer der glanzvollsten kriegerischen Triumphzüge der Weltgeschichte. In Deutschland aber unterhielt man sich über innere Krisen und stürzte um die gleiche Zeit einen Kanzler. Zwischendurch ersuchte man im Deutschen Reichstag das deutsche Schwert, nur ja nicht zu verderben, was die Feder gut mache.

Am Isonzo über 200000 Gefangene, 1800 Geschütze erbeutet; — in Berlin eine aufgeregte Presse, die zweimal täglich viele Spalten des jetzt so wertvollen Papiers mit Gerüchten über eine Kanzlerkrise bedruckte. Am Isonzo einer der größten Schlachtenerfolge dieses gewaltigen Krieges; — in Berlin interfraktionelle Besprechungen. Am Isonzo eine geschlagene italienische Armee, zum Teil in regelloser Flucht, das „Heranreifen eines großen Erfolges“; — in Berlin Beratungen von Parteiführern, die so tun, als machten sie Weltgeschichte. Am Isonzo der Schatten Hindenburgs, schon sichtbar der schreckerfüllten oberitalienischen Tiefebene; — in Berlin Männer, die von dem schwätzenden Hindenburg zu schwätzen wagen.

In der oberitalienischen Tiefebene eine unerhörte Katastrophe für den Feind und die Feinde Deutschlands; — in Berlin aber macht man in Kanzlerkrise; ja man tut mehr, man vergreift sich an Hindenburg, so daß Ludendorff in „tiefster Erbitterung“ sprechen muß: „Das nennt man Dank!“ Wie der Puthahn, so spreizte und blähte sich das, was man den kosmopolitischen Geist Berlins nennen kann, im Bewußtsein, mit der Federarbeit dieses Sommers etwas gar Mächtiges geleistet zu haben. Hindenburg und Ludendorff sollten sie nur nicht stören! —

So weit recht erfrischend Bacmeister. Und die Braven, die er trifft, können nicht einmal empfindlich tun. Denn nicht der Schreiber der Geschichte schwingt hier die Geißel, sondern die Geschichte selbst mit ihren trockenen, aber peitschenden Tatsachen. Seitdem haben die „schwätzenden“ deutschen Heerführer mit ihren (auch nur „schwätzenden“?) Getreuen noch andere Taten — „geschwätzt“, aber die Schwätzer hatten Wichtigeres zu tun: Schwätzen. Und ein Kanzler mußte gehen, weil er sie nicht so gut beschwätzen konnte oder wollte, wie sie es in ihrer Herzenseinfalt und Eitelkeit wünschten und andere es vielleicht besser verstanden. Ob dieses bessere „Verständnis“ sich nun gerade aus ehrfürchtiger Hochschätzung herleiten muß? Ich fürchte, die Herren überschätzen — ich will nicht sagen: sich selbst, denn da gibt's keine Überschätzung — aber die Schätzung, die ihnen von anderer Seite widerfahren mag. Gr.

*

Ein Bärendienst

Als schwere Versündigung wird den Gegnern der berüchtigten Friedensentschließung vom 19. Juli angekreidet, daß sie gegen diese Entschließung allzu stürmisch vorgegangen seien und es dadurch den sie innerlich als Irrtum schon beklagenden Volksvertretern unmöglich gemacht hätten, aus ihrem Herzen keine Mördergrube zu machen. Nach so temperamentvollen Angriffen sei es doch mehr oder weniger selbstverständlich, daß den verehrlichen Volksvertretern kein Ausweg blieb, sich „seitwärts in die Büsche zu schlagen“, und so würden sie nun gezwungen, nicht nur den — erkannten — Irrtum dauernd als ihre ehrliche Überzeugung weiter zu bekennen, sondern auch in diesen — erkannten und bewußten — Irrtum erst recht sich festzubeißen.

Das würde also bedeuten: zwar bin ich überzeugt, daß ich einen verhängnisvollen Fehler begangen habe, für den ich selbst nicht aufzukommen brauche, der aber unzähligen anderen Leben, Gesundheit, Glück kosten kann. Lieber aber, als daß ich meinen Irrtum eingestehe und mich dadurch bloßstelle, lasse ich es — als Volksvertreter! — darauf ankommen! Ja, aus Eigensinn und Eitelkeit werde ich nun gerade mit aller Starrheit das vertreten, von dem ich weiß, daß es meinem Volke zum Unheil gereicht hat und ihm zu weiterem Unheil gereichen kann oder muß!

Es geht sehr menschlich zu in der Menschheit, niemand hat ihre Tugenden in helleres Licht gesetzt, als Wilson, unser ehemaliger Protektor und preisgekrönter Bethmann-Boxer. Aber daß es in einer deutschen Reichstagsmehrheit so menscheln sollte, wie das von Freunden dieser Mehrheit als schwere moralische Anklage — nicht gegen diese Mehrheit — mit sittlicher Entrüstung vorgebracht wird, daran kann und mag ich denn doch nicht glauben. Ich halte es für einen Bärendienst. Aber auch der läßt „tief blicken".

* Gr.

Logik und Moral im Reichstage

Vom ewigen Frieden zu träumen nach einer sechstausendjährigen, die Unmöglichkeit dieses Dinges beweisenden Erfahrung des Menschengeschlechtes, ist Realpolitik — nach dem Urteil des Reichstages.

Entschädigung und Gebietserweiterung für ein von der ganzen Welt angegriffenes Volk zu verlangen nach ungeheuren Opfern und Siegen eben dieses Volkes, ist Utopie — nach dem Urteil des Reichstages.

Von dem Volke Steuern fernzuhalten, die nötig waren für das Wohl des eigenen Staates, war Pflicht gegen das Volk — nach dem Urteil des Reichstages.

Das Volk einer unerschwinglichen Steuerlast preiszugeben zugunsten der Feinde, ist Pflicht gegen das Volk — nach dem Urteil des Reichstages.

Wenn der Kriegsminister sagt: „Es darf nur von einem Frieden geredet werden, der uns in voller Kraft und als Schwertträger vor aller Welt zeigt", so gerät der Reichstag in Entrüstung.

Wenn nach der Eroberung von etwa einer halben Million Quadratkilometer feindlichen Landes gesagt wird: „Elsaß-Lothringen bleibt deutsch", so überschlägt sich der Reichstag vor Begeisterung.

Wenn Hindenburg sagt: „Wir werden siegen!" sagt man im Reichstage: „Siegen können wir nicht mehr."

Wenn England uns immer neue Feinde auf den Hals hetzt, erklärt der Reichstag: „Wir verständigen uns."

Wenn drei seiner Mitglieder als Helfershelfer von Meuterern entlarvt werden, so entrüstet sich der Reichstag über — den, der die Katze Katze nennt.

Wenn eines seiner Mitglieder Hindenburg ankläfft, so hält man das im Reichstag für eine „Entgleisung".

Wir halten diesen Reichstag für eine Entgleisung des deutschen Volkes.

* Hans Haescke

Und das Soldatenblut der Mittelmächte?

In Warschau ließ sich der von den Kaisern der Mittelmächte eingesetzte polnische Regentschaftsrat huldigen. Der polnische Metropolitan, Erzbischof Kakowski-Warschau, hielt dabei eine Rede, die ich allenthalben in der vom Wolffschen Bureau verbreiteten Wiedergabe verzeichnet fand.

Der Herr Erzbischof sagte u. a.: „Polen! Wenn ihr heute nach langen Jahren der Knechtschaft, der Zersplitterung und der Ohnmacht wiederum nicht durch eigenes Verdienst, sondern durch eine Fügung der Vorsehung polnische souveräne Macht und eine polnische Regierung erhaltet, so sammelt euch alle und schließt euch zusammen ... Wenn ihr diesen historischen, von Gott gegebenen Augenblick nicht ausnützt, wenn ihr euch nicht vereinigt, wenn ihr nicht selbst mit eigener Hand, eigenem Kopf und eigenem Herzen und eigenem Schweiß Polen bauen werdet, so würdet ihr vergebens auf Gnade und Mitleid der Fremden warten ... Als Seelenhirt und von

Gott berufenes Oberhaupt der Kirche und der Nation fordere ich alle Polen zu Eintracht, Einheit und gegenseitiger Liebe auf, damit wir alle ein Herz und eine Seele haben. Denn mit Gottes Barmherzigkeit entsteht ein freies, unabhängiges Polen."

Merkwürdig stark beruft sich das polnische Kirchenlicht — das, nebenbei bemerkt, auch mit seltsamer Kälte von „den Fremden" spricht — auf die „Fügung der Vorsehung", den „von Gott gegebenen Augenblick" und „Gottes Barmherzigkeit". Vom deutschem und österreichisch-ungarischem Soldatenblut, das rinnen mußte, um ein Polen von Deutschlands und Österreich-Ungarns Gnaden erstehen zu lassen, kein Wort! Wäre es gefallen, sicherlich hätte es Wolffs Bureau verbreitet. Auch sonst waren die von rein polnischer Seite bei den Feierlichkeiten in Warschau gehaltenen Reden des herzgeborenen Dankes an Deutschland und Österreich-Ungarn recht unverdächtig.

— — Ja, ja, wir haben den stolzen Polen sehr dankbar dafür zu sein, die Geschichte ihrer Selbständigkeit haben reparieren zu dürfen!

Graeci

*

Die Warschauer Journalistenschule

Wie in den von der Kontinental-Telegraphen-Kompanie (Wolffs Bureau) herausgegebenen „Warschauer Mitteilungen" vom 26. Oktober zu lesen ist, wurde vor einiger Zeit in Warschau eine polnische Journalistenschule eröffnet, die von 40 Schülern männlichen und weiblichen Geschlechts besucht und von polnischen Journalisten geleitet wird.

Merkwürdig, so fragte man sich, als man das las, was die Polen in der Kriegszeit, wo ihnen Deutsche, Österreicher und Ungarn den sonst von den Russen geschundenen Rücken freihalten, alles bedenken! Aber wenn man das Agitatorische im polnischen Wesen erwägt, bedenkt, wie Polen in einer politischen und nationalen Hochspannung steht und, von den Mittelmächten in den Sattel gesetzt, die höchsten Aspirationen hegt, dann begreift man, daß es eine Methode hat, journalistische Bannerträger en masse eilig auszubilden.

Daß in jener Journalistenschule nicht gerade die pure Liebe zum Deutschtum gelehrt wird, des darf man wohl gewiß sein.

Nichtsdestoweniger geht ein wackerer Federkämpe der „Warschauer Mitteilungen" hin und veröffentlicht ein von Wohlwollen durchstrahltes Feuilleton über eine seminaristische Lehrstunde in der Journalistenschule. (Eingangs seines Aufsatzes betut er sich dankbar für die „freundliche Genehmigung" seines Besuchs durch den Leiter der Journalistenschule.)

In solcher Art über Dinge zu berichten, deren Endzweck man mit gesundem Mißtrauen gegenüberstehen sollte, das kann man auch nur von deutscher Überobjektivität verlangen!

A. S.

*

Also darum!

Der „Oberschlesische Kurier", ein Zentrumsblättchen Richtung Erzberger, feiert im Leitartikel der Nummer 255 mit begeisterten Worten den neuen Kanzler als den Mann, der endlich dem Parlamentarismus zum Siege verhalf, und als den ersten Kanzler, der sich vom Kaiser volle Freiheit in der Auswahl seiner Mitarbeiter erbeten hat. Das Blatt sagt dann wörtlich: „Niemand von unseren Feinden kann nach dem ganzen Werdegang der Kanzlerkandidatur des Grafen Hertling jetzt noch sagen, daß das deutsche Volk ohne Einfluß auf die Gestaltung seiner Regierung sei." —

Also darum! Darum das ganze Geschrei nach Parlamentarismus, um endlich, ach endlich des menschenfreundlichen Herrn Wilson und einiger Lords größten Wunsch zu erfüllen. Es war ja wohl auch höchste Zeit, nach dem Sieg am Stochod, der Einnahme Rigas, der Besetzung Ösels, dem Standhalten im Westen und der Gefangennahme von mehr als 200000 Italienern die empfindlichen Herren wieder einmal zu versöhnen. Wir wünschen guten Erfolg! Und mancher Michel glaubt da noch, der Kampf um die Parlamentarisierung geschehe einzig und allein seinetwegen, des deutschen Volkes wegen.

G. Sch.

*

Die deutsche Revolution

Frohlockend schreibt die sozialdemokratische „Chemnitzer Volksstimme“:

Wer nur das Handschreiben des Kaisers ansieht, durch den ein Kanzler entlassen, ein anderer berufen wird, könnte nicht auf die Vermutung kommen, daß Michaelis ganz und gar nicht freiwillig ging, und daß der Kaiser ihn keineswegs aus freiem Entschluß entlassen hat. Ebensowenig wurde Graf Hertling Reichskanzler, weil ausgerechnet dieser frühere Zentrumsführer dem Kaiser besonders gefällt. Michaelis mußte von seinem Platz weichen, weil ihn die Reichstagsmehrheit durch starken Druck daraus entfernte. Der neue Kanzler kommt nicht mehr in das Amt als Vertrauensmann des Kaisers, sondern als ein Geschäftsträger, bei dem sich die jetzige Mehrheit des Reichstages vorher vergewissert hat, daß er in ihrem Sinne äußere und innere Politik betreiben wird. — Das alles ist ohne großes Geräusch vonstatten gegangen. Die deutsche Bevölkerung ist über den Verlauf der Kanzlerkrise nur durch knappe Zeitungsnotizen unterrichtet worden. Keine Fensterscheibe ist wegen dieser Vorgänge zertrümmert worden, niemand hat daran gedacht, eine Barrikade zu bauen oder gar mit Hilfe von Flinten und Maschinengewehren neuem Recht zum Siege zu verhelfen. Vielmehr haben sich nur ein reichliches Dutzend Männer zu einer Anzahl von Besprechungen in einem Sitzungszimmer des Reichstages zusammengefunden. In den höflichen Formen, die unter gebildeten Menschen üblich sind, haben sie dem Kanzler Michaelis klargemacht, daß er schleunigst von der Bildfläche zu verschwinden habe. Nicht minder höflich, aber deswegen doch sehr deutlich, ist Herrn v. Valentini, den der Kaiser schickte, um sich informieren zu lassen, auseinandergesetzt worden, daß es nicht angehe, die bisherige halb absolutistische Regierungsform im Reiche aufrechtzuerhalten. Der Kaiser hat das eingesehen und sich den veränderten Zeitverhältnissen gefügt. So ist innerhalb weniger Wochen das Deutsche Reich aus einem reinen Obrigkeitsstaat zu einem Staatswesen geworden, in dem, wie in den westlichen Demokratien, das parlamentarische Regierungssystem Geltung hat. Nicht der Wille der Träger der Krone ist mehr das Entscheidende, sondern die Geschäfte des Reiches werden so geführt werden, wie es dem Willen der Reichstagsmehrheit entspricht, die sich zur Durchführung eines bestimmten Programms zusammengefunden hat. Deutschland macht eine Revolution durch. Die deutsche Umgestaltung, die wir mit Fug und Recht als eine revolutionäre Erneuerung des Reiches bezeichnen können, hat noch längst nicht ihren Abschluß erreicht. Auch die Kanzlerschaft Hertling bedeutet nur eine Etappe auf dem Wege, der zu dem Ziele der völligen Demokratisierung und Parlamentarisierung des Reiches führt.“

*

Politisches Schilda

Aus der Schweiz wird uns geschrieben: „Die deutsche Presse, die so weidlich auf die Unfähigkeit der deutschen Diplomaten zu schimpfen weiß, versteht sich im allgemeinen keineswegs besser auf Politik, als diese Diplomatie. Da machten neulich die ‚Münchener Neuesten Nachrichten‘ den Vorschlag, daß Belgien unter der finanziellen Mitwirkung Deutschlands wiederhergestellt werden solle, lies: daß Deutschland an Beligen eine Kriegsentschädigung bezahlen soll. Nun hat Belgien an seinem Nationalvermögen durch den Krieg höchstens etwa 6 Milliarden eingebüßt, Kriegsschäden, Kontributionen an Deutschland und Vorschüsse der Alliierten inbegriffen. Das ist ein Achtel bis ein Zehntel des auf etwa 50 bis 60 Milliarden Franken zu schätzenden belgischen Nationalvermögens. Deutschland hat schon mehr als 100 Milliarden Mark, also etwa ein Fünftel bis ein Viertel seines Nationalvermögens, für den Krieg aufgewandt. Ebenso sind die Menschenverluste im Verhältnis zur Bevölkerung für Belgien sicherlich zweimal, wahrscheinlich aber etwa dreimal geringer als jene Deutschlands. Nun soll nach der Weisheit des Münchener

Blattes der Sieger den Besiegten entschädigen, obwohl seine Verluste viel höher sind als die der unterlegenen Partei. Wenn unsere Feinde sich zur Annahme der gleichen Grundsätze entschlössen, dann könnten wir nichts Besseres tun, als unsere Heere schleunigst hinter den Rhein und hinter die Weichsel zurückzuführen. Kann man sich da wundern, daß die Geringschätzung der politischen Intelligenz des deutschen Volkes im Ausland immer weiter um sich greift?"

*

Von der Front

wird dem Türmer geschrieben:

Vor kurzem hat Herr Dernburg in Kassel für Verständigungsfrieden und dergleichen mehr und vor allem gegen die Vaterlands-Partei geredet. Herr Dernburg hat sich dabei auf die Feldgrauen, die Kämpfer an der Front, als seine Stützen berufen und es so dargestellt, als ob er ganz deren Meinung vertrete, ganz in ihrem Sinne rede. Das ist eine Anmaßung, die die schärfste Zurückweisung verdient. Was berechtigt denn Herrn Dernburg dazu, sich zum Sprecher der Kämpfer an der Front zu machen? Wo hat er die Unterlagen für das, was er vorbringt, her? Hat er mal mit dem Mann an der Front gelebt, gelitten? Ist er mal mit ihm im Schützengraben gewesen, daß er ihn so genau zu beurteilen vermag? Ich glaube kaum; er würde eines Besseren belehrt worden sein. Und wenn uns Herr Dernburg jetzt das auch für uns zunächst, uns allen am Herzen Liegende, den Frieden, verspricht, der aber, weiß Gott, nicht durch Dernburgsche Reden und Grundsätze herbeigeführt werden wird, und damit auf unsere Friedenssehnsucht spekuliert, so führt er uns damit nur in Versuchung und will uns um das, was uns allein not tut, die Früchte unseres Sieges, betrügen. Wir aber, wir Kämpfer, bedanken uns für einen Frieden Dernburgscher, Erzbergerscher oder Scheidemannscher Art.

Gewiß, wir sind alle kriegsmüde und sehnen den Frieden und Ruhe für uns herbei. Wir haben es uns ja auch redlich verdient. Und zu begreifen ist das auch, wenn man bedenkt, daß wir monde- und jahrelang in vorderster Linie gestanden haben. Aber nachdem wir all die Opfer, die gebracht worden sind, vor Augen gehabt — wir haben sie nicht nur aus der Ferne bequem festgestellt, wir haben sie erlebt, sie sind uns unverlöschlich tief im Innersten, im Herzen eingegraben —, nachdem wir selbst so viel durchgemacht, gelitten und entbehrt, kaum glaubliche Anstrengungen erduldet, Jahre unseres Lebens, und die besten, geopfert haben, da wollen und müssen wir auch wissen, wofür? Wer hat da den Mut, uns einen Frieden aufzureden, bei dem nichts herauskommt, bei dem wir uns sagen müssen, daß alles vergeblich gewesen ist, all das Blut, das vergossen, alle unsere Anstrengungen und Entbehrungen! Wer wagt es, uns damit der Verzweiflung preiszugeben, der wir verfallen müssen, wenn wir innewerden, daß wir alles hingegeben, alles zum Opfer gebracht und doch keinen Erfolg gehabt haben. Nur Mutlosigkeit und Niedergeschlagenheit und eben Verzweiflung wird bleiben. Glaubt man mit solchen Menschen noch mal anfangen, neu aufbauen zu können? Wie ein weidwund geschossenes Tier werden sie sich verkriechen und sterben wollen.

Die Schar derer, die draußen an der Front ist, umfaßt einen gewaltigen Teil des Volkes. Was sind sie nach dem Kriege noch? Größtenteils doch verbraucht. Nerven und Kräfte dahingegeben in dem schweren, schier übermenschlichen Ringen. Es würde ihnen schon schwer werden, in den alten, gewohnten Verhältnissen aus der Zeit vor dem Kriege das Ihrige zu leisten. Nun hat der Krieg schon an und für sich große Erschwerungen geschaffen. Will man es uns, den Kämpfern an der Front, durch einen Verzichtfrieden noch schwerer machen, die wir doch verdammt eher als alle anderen Anspruch auf eine gewisse Sorgenfreiheit und einen ruhigen Lebensabend haben? Ist das der Dank des Vaterlands für seine Getreuesten?

Und woran liegt's? Wir halten's aus, haben's noch immer geschafft, wenn's drauf ankam, sei es in der Offensive, sei es in der Abwehr. An denen zu Hause ist's eben, jetzt

das Letzte auszuhalten, wie wir es ja auch müssen und freudig tun, uns nicht um die Früchte unseres Sieges zu bringen, uns, die wir für sie alles getan, nicht noch im letzten Augenblick zu betrügen. Es ist gewiß schwer, aber das soll die Heimat mit Stolz erfüllen, daß sie auch das Ihrige dazu beitragen und mit uns, wenn auch in anderer Weise, leiden kann. Wahrer Opfermut, Einigkeit und Geschlossenheit im Innern, nur das eine Ziel unverrückbar vor Augen, das ist's, was uns vielfach noch fehlt. Viel zu viel lebendige Kräfte, die der Allgemeinheit zugute kommen sollten und allein dürften in diesen großen, schweren Zeiten, werden im kleinen, eigensüchtigen Interesse vergeudet. Und unsere Herren Volksvertreter sollten da mit dem besten Beispiel vorangehen und sich nicht allein im Parteigezänke beglückt fühlen und überflüssige Machtproben versuchen. Der Staat, unser Vaterland, ist jetzt kein Versuchskarnickel, er ist in Gefahr. Vielleicht überlegen sich die Herren mal, was unsere demokratischen Feinde mit ihren Parteiregierungen geleistet und erreicht haben. Man putzt und malt das Haus nicht aus, das brennt, man löscht. Und ebensowenig Berechtigung liegt jetzt für Friedensgewinsel und Verzichtserklärungen vor. Wer so leicht verzichtet, hat noch nichts verdient! Und das Verzichten könnte man ja auch mal denen überlassen, die positive Arbeit geleistet und erst was erreicht haben. Dinge, die wir mit unserm Herzblut erkauft, brauchen noch lange nicht von andern wie ein Pappenstiel behandelt zu werden. Die Uneinigkeit der Parteien und ihr eigensinniges Beharren bei ihren Prinzipien und Parteidoktrinen hat uns bis jetzt nur geschadet. Und deshalb begrüßen wir mit Genugtuung und Freude die Vaterlands-Partei, die die zersplitterten Kräfte zusammenraffen und sie alle allein dem Nächstliegenden, der siegreichen Beendigung des Kriegs, widmen will. Mit Schlagwörtern, mit denen zu Hause jetzt viel zu viel gearbeitet wird, tun wir's auch nicht. Wir brauchen keinen sogenannten alldeutschen und keinen Verzichtfrieden. Wir wollen einen Frieden, der die gebrachten Opfer rechtfertigt und der noch zu leben lohnt.

Deshalb: Aushalten, alle Kräfte zusammenraffen, unverrückbar das eine Ziel im Auge, die glückliche Beendigung des Krieges, die nur in einer für uns siegreichen zu sehen ist. Und dazu gehört auch, daß nicht jeder kleine Abgeordnete die Geschicke unseres Volkes zu entscheiden sich vermißt, daß jeder vielmehr bescheiden seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit tut, im Vertrauen auf unsere oberste Heeresleitung, die uns noch nie enttäuscht und glänzend geführt, und eine starke, mit ihr in Übereinstimmung befindliche, über den Parteien stehende Regierung, die schon wissen werden, aus diesem mörderischsten aller Kriege das für uns herauszuholen, was herauszuholen ist.

Große Zeiten sind bisher nur immer von einzelnen überragenden Persönlichkeiten heraufgeführt und gemeistert worden, nie aber von einer Vielheit, die bei uns nicht mal in den allereinfachsten und zwingendsten Lebensnotwendigkeiten zur Übereinstimmung kommen kann. Br.

*

Heilloser Wirwarr

Die „Westdeutsche Arbeiter-Zeitung" aus München-Gladbach bringt in Nr. 42 unter der Aufschrift „Genug der Parteien" folgenden Artikel:

„Eigenartige Gedanken müssen das Hirn unvoreingenommener Tatmenschen durchkreuzen, wenn sie der ersehnten Zeitung entnehmen, daß sich in Deutschlands Metropole mal wieder eine neue redende Partei gegründet hat; eine Partei, die die ‚künstlich' niedergehaltene Stimmung (?) lohend entflammen lassen, die den Zorn des deutschen Volkes allein auf den äußeren Feind richten, die Parteizerklüftung und Gegensätze zwischen Stadt und Land zum Schweigen bringen will durch Betonung dessen, was uns eint. Also so weit sollten wir im Innern gekommen sein, daß solches notwendig ist? Wir mögen's nicht glauben!

Haben wir noch nicht genugsam Parteien, und ist es wirklich erforderlich, daß unter Mecklenburgs Panier der Freiheit eine Gasse ge-

bahnt wird, die zur Einigkeit führen soll? Dann wäre unser Heldenvolk nicht wert, des bisher so unvergleichlich errungenen Sieges Früchte einzuernten.

Und wie ist es möglich, daß sich heute eine Partei ‚Deutsche Vaterlands-Partei' nennt? Uns scheint, das deutsche Vaterland kennt keine Partei in der nahenden Stunde der Entscheidung — es bedarf aller und umfaßt alle gleichmäßig und ganz, mögen sie auf dem Throne, am Altar, auf dürftigem Schemel oder auf Mutter Erde im vordern Graben sitzen! Und wenige traurige Ausnahmen abgerechnet gaben alle ihr Bestes und brachten Gut und Blut willig dar und harren geduldig der Früchte ihrer Opfer. Warum also Haß und Zwiespalt entfachen und mehren, weil der oder jener zwar anderer Ansicht ist, doch besten Willens zu des Vaterlandes Heil? Wer hat je eine in drängender Zeit künstlich geschaffene Partei kennen gelernt, die wirklich Gegensätze auszugleichen verstand? Vermehrt nicht jede Parteigründung an sich vielmehr Spaltung und Mißverständnisse, und sollten wir nicht der Parteien bislang gerade genug besessen haben? Wozu Neues gründen, wenn die viel edlere Aufgabe winkt, Altbestehendes zu einen! Jüngst gab es doch auch noch in einem andern größern Reich eine Vereinigung politischer Art, welche sich anmaßte, den ‚Patriotismus' und des Vaterlandes Heil allein in Erbpacht zu besitzen — gedenkt keiner des sogenannten ‚Verbandes echtrussischer Leute' und seines Endes?

Nicht im Reden und Agitieren für oder gegen diesen oder jenen Frieden beweist sich der ‚echte deutsche Vaterlandsfreund'. Übel ist dazu die Stunde gewählt und unzeitgemäß dünkt uns jeglicher Versuch, er komme, woher er wolle, eine etwa bestehende innere Spannung auf die Spitze zu treiben. Kommt Zeit, kommt Rat — jetzt herrscht die Tat."

Warum wir diesen Artikel bringen? Um zu zeigen, wie bei uns durch die Presse die Verwirrung im Volke angerichtet, die Unklarheit geradezu künstlich gezüchtet wird. Gerade weil der Artikel an sich von guter Gesinnung zeugt, ist er so bezeichnend. Die Leute sind, ohne es zu wissen, so in ihrem Parteitum befangen, daß sie schon ein neuer Parteiname blind und taub macht. Denn daß die so genannte (leider!) „Vaterlands-Partei" eigentlich genau das will, was der Artikelschreiber als Gebot der Stunde hinstellt, sieht er nicht oder will er nicht sehen, weil das Wort „Vaterlands-Partei" seinen Ingrimm weckt. Nun rennt er dagegen an, wie der Stier gegen ein rotes Tuch. Auf diese Weise wird jede gesunde Regung im Keim erstickt. Die Leser aber werden verwirrt. Was sollen sie noch glauben? Der Frontkämpfer, der uns den Ausschnitt aus der Zeitung schickt, mit der er gleichzeitig im Ersten Oktoberheft des Türmers den Aufsatz „Deutschlands Rettung, Ehre und Zukunft" gelesen hat, schreibt dazu: „Da ballt sich doch die feldgraue Faust grimmig zusammen. Ist das Einigkeit? — Kämpfen wir für Spaltung oder für Deutschlands Rettung, Ehre und Zukunft?" — Das Einfachste wird schließlich in unklaren Wirrwarr hineingeredet. St.

Drückeberger und „Vorwärts"

Der „Vorwärts" hatte auf Grund eines Aufsatzes im „Neuen Wiener Journal" gegen den Grafen Ernst Reventlow den ebenso unwürdigen wie selbstverständlich haltlosen Vorwurf der Drückebergerei erhoben. Die Strafe ist nicht ausgeblieben, es ist kein anderer, der sie vollstreckte, als der bekannte radikale Sozialdemokrat Artur Stadthagen, und zwar indem er das Vorgehen des „Vorwärts" als „ein typisches Beispiel für die charakterlose, widrige und unehrliche Kampfesart" des „Vorwärts" bezeichnet. Stadthagen meint, je schärfer Graf Reventlow sachlich bekämpft werde, desto besser sei es, die zum sachlichen Kampfe unfähigen Schreiber des „Vorwärts" „greifen aber zu der erniedrigenden persönlichen Verdächtigung". Ach, und dann wird Stadthagen fürchterlich, denn er ergeht sich in grausamen Enthüllungen über die „Drückebergerei" im — „Vorwärts". Am Beginn des Krieges habe Ebert Haase ersucht, ihn und andere Vorstandsmitglieder der Partei zu reklamieren, Haase lehnte das jedoch ab. Die sozialdemokratische Fraktion werde in den

Wandelgängen des Reichstags die Fraktion der Drückeberger genannt, weil ein Dutzend ihrer körperlich tüchtigen Mitglieder im Kriege den Waffenrock nicht angezogen habe.

Stadthagen wird nun zur rächenden Nemesis:

„Dieser Sorte Vaterlandsverteidiger legte ich am 23. September 1916 auf der Reichskonferenz die Frage vor, weshalb sie, die körperlich Rüstigen, denn nicht im Felde stehen. Die Antwort blieb jenen Herren in der Kehle stecken. Veranlassung zu der Frage gab mir ein Antrag der Münchener Wahlvereine, der von der Fraktion verlangte, daß dem ‚Drückebergertum, das sich besonders aus den Kapitalisten und deren Sprößlingen rekrutiert, Abbruch getan wird'. Wenn nicht Heuchelei getrieben werden soll, meinte ich, müsse zunächst gegen das Drückebergertum in den eigenen Reihen Front gemacht werden. Der Antrag wurde — dem Parteivorstand überwiesen. Da ruht er noch."

Über Stampfer, den Hauptmann der Vorwärtsleute, äußert sich der unerbittliche Stadthagen:

„Stampfer, der hilfsbereite Helfer der Reden Scheidemanns, hatte eine Zeitungskorrespondenz. Scheidemann machte im Jahre 1915 Anstrengungen, ihn zu reklamieren: Stampfer widersprach diesen Bestrebungen und genügte seiner Militärpflicht in Österreich. Nachdem er einige Monate Pulver gerochen hatte, wurde ihm wieder nahegelegt, einem Reklamationsgesuch zuzustimmen. Stampfer ließ sich erweichen. Er ist seit langer Zeit reklamiert. Zunächst übernahm er eine Zeitungskorrespondenz und fertigte für Scheidemanns Reden die Teile, die von diesem mit besonderer Schauspielerbravour vorgetragen wurden. Seit November 1915 benutzt ihn Hermann Müller als Redakteur des „Vorwärts". Stampfers schon vor dem Kriege bewiesene Fähigkeit, mal links, mal rechts, auch links und rechts, mit Wichtigtuerei und ohne Grundsatztreue zu schreiben, befähigen ihn dazu. Er ist auch durchaus geeignet, die Geißel über die ‚Drückeberger' zu schwingen."

*

Der Prozeß Henkel

Der Laie behält vom Verfolg des Disziplinarprozesses des Jenaer Frauenklinikers Professor Henkel ein sehr unbehagliches Gefühl zurück, das durch die „Bestrafung" des Angeklagten nicht erleichtert wird. Daß der Fall in einem „Disziplinarverfahren" erledigt wurde, verschärft dieses Empfinden, der Patient sei für solche berühmte Herren eigentlich nur Material. Natürlich muß Neues erprobt werden, aber wer ist gern Versuchskaninchen? Der in weiten Kreisen des Volkes verbreitete Glaube, daß die in den Universitätskliniken behandelten Patienten lediglich als Material angesehen werden, wird, so unsinnig er ist, begreiflich. Leider erhält er durch den Prozeß Henkel neue Nahrung. Denn die im Prozeß so ausführlich behandelte „soziale Indikation" wird manchem nur als eine verhüllende Umschreibung für die rohe Regel erscheinen: beim Unbemittelten wird darauf los operiert, er ist Material.

Verwirrend muß auch die — sagen wir einmal — Burschikosität wirken, mit der der Geheime Hofrat Hofmeier-Würzburg zur Behandlung der Säuglinge Stellung nahm. Es sei ganz unverständlich, wie man den Direktor einer Frauenklinik für die erhöhte Säuglingssterblichkeit innerhalb der ersten acht Tage verantwortlich machen könne. „Er (der Leiter) müßte ja die Kinder geradezu verhungern lassen; ich bezweifle aber, ob es selbst damit gelingen würde, neugeborene Kinder zu Tode zu bringen, denn die Nahrungsaufnahme ist sehr gering. Experimente damit sind ja noch nicht gemacht worden und werden wohl auch nicht gemacht werden, aber ich möchte bezweifeln, ob man Neugeborene überhaupt durch Entziehung der Nahrung zum Verhungern bringen kann."

Da wird nun jahrelang „aufgeklärt", wie wichtig höchste Sauberkeit und peinlichste Ernährung für das neugeborene Kind sei, Vereine für Säuglingsfürsorge werden gegründet und dergleichen mehr, und jetzt kommt der Herr Geheime Rat und verkündet in offener Gerichtssitzung die höchste Wurschtigkeit aller dieser Dinge. Na, die Schmierfinken und die

Gewissenlosen — auch unter dem Wartepersonal der Kliniken — sie hören es gerne.

Das Schlimmste aber im Prozesse ist, daß dem Leiter einer Universitätsklinik die persönliche Eitelkeit über alles ging. Die Schauoperation vor dem lippischen Prinzen ist ein Verbrechen. Dabei glaube ich nicht, daß lediglich ein subalternes Zusammenknicken vor dem Wunsche eines Prinzen dem Herrn Professor die Absage unmöglich machte. Ich halte einen so beschränkten Untertanenverstand selbst vor dem Vertreter eines mächtigeren Fürstenhauses, als es das lippische ist, einfach für unmöglich. Und eben darum bin ich überzeugt, daß für einen schwer reichen Klienten oder einen „interessierten" Kollegen dieselbe Szene sich abgespielt hätte.

„Ist nichts mehr zum Operieren da?"

„Nein."

„Wir müssen aber noch etwas operieren."

Und da wird eine Frau, unvorbereitet, gegen ihren Wunsch hereingeholt; da sie gerade gefrühstückt hat, wird der Magen ausgepumpt, und dann kann das Schauspiel der schönen Operation steigen.

Der Herr Prinz klatscht in seiner Weise Beifall: „Da haben Sie ganz ausgezeichnet operiert; ich werde das sofort meiner Schwester schreiben." Daß inzwischen die so „schön" operierte Frau stirbt, erfährt der befriedigte Zuschauer natürlich nicht. Auch der Herr Professor findet wohl nichts dabei. Er hat wirklich „schön" operiert; daß der Patient es nicht ausgehalten hat, ist des Patienten Schuld.

Nein, man kann sich wirklich nicht dabei beruhigen, daß solche Dinge mit der Enthebung von der leitenden Stelle gesühnt sein sollen. R. St.

„Ein schönes Beispiel"

Polnische Zeitungen muß man heute lesen, um sich ein Urteil über die polnische Frage zu bilden. So findet sich z. B. (laut „Breslauer Zeitung" vom 30. Oktober) im „Gornoslazak" unter „Kleine Nachrichten" folgende Notiz:

„Ein schönes Beispiel für die hohe Achtung der polnischen Sprache gab der österreichische Erzherzog Karl Stephan, von dem man vermutet, daß er der künftige König von Polen sein wird. Er besitzt in Galizien große Güter bei Zywiec, und er versteht nicht nur gut die polnische Sprache und spricht sie ausgezeichnet, sondern er ordnete jüngst auch an, daß auf den Wagen, welche das Bier aus seiner Brauerei abfahren, der deutsche Name Saybusch entfernt und durch den polnischen Namen Zywiec ersetzt werde. Dadurch gab er, obwohl er aus einem deutschen Herrschergeschlecht stammt, zu verstehen, daß in einem polnischen Lande nur polnische Namen gebraucht werden dürfen."

Der königl. preußische Hofopernsänger Herr H. Jadlowker

Die ewig nörgelnde nationale Presse, die gewisse Herrschaften bei ihrer emsigen Arbeit nicht in Ruhe lassen kann, hat sich darüber aufgehalten, daß der Königlich Preußische Hofopernsänger Herr H. Jadlowker bei einer Aufführung von Haydns „Schöpfung" die Tenorpartie — italienisch gesungen hat. Hätt' er etwa sollen singen deutsch, wo doch waren viele Polen im Konzert? Gewiß waren auch Deutsche da, vermutlich auch viele Feldgraue und Angehörige der deutschen Verwaltung. Sie werden schon mit den polnischen Chören genug zu tun gehabt haben. Aber sie sind ja gewöhnt, daß man auf sie keine Rücksicht nimmt. Wenn, wie jüngst, Mitglieder der Warschauer Oper im Berliner Opernhaus gastieren, singen sie polnisch. Natürlich singen sie polnisch, sie sind ja Polen. Der preußische Hofopernsänger Jadlowker aber singt in einem urdeutschen Werk italienisch. Nein, er ist kein Italiener, aber die Zuhörer waren Polen. Sie vertragen vermutlich keinen deutschen Gesang; die deutschen Hiebe durften sie freilich von der russischen Knute befreien. Herr Jadlowker kann offenbar nicht Polnisch. Warum hat er dann nicht jiddisch gesungen? Das ist wenigstens neutral und obendrein, wenn wir Martin Bubers Monatsschrift „Der Jude" glauben dürfen, nicht nur die melodischste und poesiereichste, sondern im Grunde

auch die sprachlich richtigste Form des Deutschen.

Merkwürdig. Die Berliner Blätter, die sonst im „Feuilletong" jeden Rülpser verzeichnen, der einem ihrer geliebten Künstler in der Ferne aufstößt, haben das italienische Abenteuer des Herrn Jadlowker verschwiegen. Die Königliche Intendanz aber kümmert sich natürlich nicht um die nationalen Nörgler. Sie hat ihren Herrn Jadlowker in der ersten Novemberwoche wieder herausgestellt in der jedes deutsche Herz höher schlagen lassenden Verkörperung des „Faust", mit der der Franzose Gounod nachträglich noch bewiesen hat, daß der Goethesche Faust nur eine üble Verundeutlichung einer durch gallische Klarheit ausgezeichneten Schöpfung des französischen Geistes ist. Herr Jadlowker aber wurde natürlich von seiner Gemeinde mit triumphierendem Jubel empfangen. St.

*

Schutz dem Fremdwort

Der österreichische Kriegsminister hat befohlen, daß im amtlichen Verkehr die Fremdwörter Adresse, Automobil, Bibliothek, Distanz, Instruktion, Photographie, Rezepisse, Telephon gebraucht werden müssen. Die Anwendung auch der guten Verdeutschungen (Kraftwagen, Bücherei, Entfernung, Weisung, Aufgabeschein, Fernsprecher) ist strafbar.

Man könnte darin eine — Marotte eines steifbockigen Amtsschimmels sehn, stimmte es nicht zu dem deutschfeindlichen Wind, der drüben allmählich zu einem gefährlichen Sturm anwächst. St.

*

Das Höchste

Am Schluß einer begeisterten Besprechung des Tanzabends einer Mannheimer Künstlerin steht im „Darmstädter Tageblatt" vom 28. Oktober zu lesen: „Wir glauben bestimmt, daß ihre Kunst sich in hoffentlich nicht mehr fernen Friedenszeiten auch über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus, besonders bei unseren jetzt feindlichen westlichen Nachbarn, viele Freunde erwerben wird."

Ja, das ist in der Tat die Hauptsache. Wie könnte auch eine echte Künstlerin am Beifall ihrer landsmannschaftlichen Barbaren Genüge finden! St.

*

Geistige Prostitution

Von Herrn Dr. Max Hirschfeld in Berlin erhalten wir folgende Zuschrift:

„In einem der letzten Hefte des Türmers bringen Sie einen Artikel: Geistige Prostitution, der sich mit dem Allgemeinen Schriftstellerverein und insbesondere meiner Person beschäftigt. Auf Grund des § 11 des Preßgesetzes ersuche ich Sie um Aufnahme folgender Berichtigung:

1. Es ist nicht richtig, daß ich nicht Schriftsteller bin, ich stehe seit etwa 20 Jahren mit meinen Schriften im Kürschner verzeichnet und habe z. B. für die Feder über 1000 Artikel geschrieben.

2. Aus dem Artikel geht hervor, daß es meine Aufgabe sein soll, eine Art Kunsterziehung auf die Mitglieder des Allgemeinen Schriftstellervereins auszuüben. Das ist nicht der Fall. Der Verein ist ein wirtschaftlicher Verband von Schriftstellern mit dem Zweck, ihnen zur Verwertung ihrer Handschriften behilflich zu sein und sie vor Übervorte lung zu schützen. Die Kunsterziehung ist Sache andrer Vereine."

Dazu stellen wir fest:

1. Mit unserer Behauptung, daß Herr Hirschfeld nicht „Schriftsteller" sei, wollten wir die Tatsache nicht antasten, daß er „im Kürschner steht" und schreibt. Wir kennen ja seine Zeitschrift „Die Feder".

2. Eine kunsterzieherische Aufgabe haben wir ihm niemals zugemutet oder auch nur zugetraut. Wir haben nur festgestellt, daß er in einseitiger Wahrung der wirtschaftlichen Interessen der Schriftsteller zur Empfehlung der geistigen Prostitution gelangt. Warum „berichtigt" er diese Behauptung nicht? St.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Die Anbetung des Kindes — Martin Schongauer

Beilage zum Türmer



XX. Jahrg. Zweites Dezemberheft 1917 Heft 6

Weihnachten · Von Carl Robert Schmidt

Über die Erde hin murret der Tod.
Schwarz ist der Himmel; die Weiten sind feuerumloht.
Schwert beißt in Schwert. Ausgelöscht ist die Zeit.
Zwei Brüder werfen das Los um die Ewigkeit.

Durch mitternächtige Schwärze träufelt ein milder Schein.
Suchet durch schwebende Schwerter. Wallet durch zuckende Pein.
Der am Holze zerbrach in Blut und brandendem Hohn,
Gibt sich aufs neue der Welt, aller Himmel herrlicher Sohn.

Ist ein Land. Von Kreuzen ein heiliger Kranz
Schirmt seiner Weihnacht gläubigen Lichterglanz.
Harte Krieger lagern um seinen Saum;
Harte Krieger träumen holdseligen Traum:

Daß dies Land, fern allem Kriegsgeschrei,
Künftiger Weihnacht göttliche Wiege sei. —
Christ steigt hernieder. Ausgelöscht ist die Zeit.
Deutschland träumt seine Ewigkeit.



Weltkrieg und die Konfessionen in Deutschland

Von Kirchenrat Schiller in Nürnberg

Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollen." An dieses Goethewort wollen wir uns erinnern in dieser schrecklichen Zeit. Die deutsche Gegenwart ist ja doch nicht bloß mit Blut und Tränen ausgefüllt, sondern auch große Gedanken, große Stimmungen, große Entschlüsse, große Gelübde steigen millionenfach zum Himmel empor. Noch haben wir freilich kein Recht, von einer nationalen oder von einer religiösen Wiedergeburt des deutschen Volkes zu sprechen, aber die Keime, die ersten Ansätze zu dieser geistigen Evolution sind doch vorhanden, und unsere Sorge muß es sein, daß nicht wieder verdirbt und verschwindet, was so hoffnungsvollen Anfang zeigt. Wir sehen heute anders als vor drei Jahren. Unser Blick ist geschärft für das wahrhaft Große, das Kleine und Kleinliche tritt zurück und wird nicht mehr beachtet. Die furchtbare Gefahr, welcher Alldeutschland von Kriegsbeginn an ausgesetzt war, hat eine Einheit, Einigkeit und Geschlossenheit hervorgezaubert, daß wir heute noch darüber staunen. Das hat die Not ausgerichtet. Von einer unheilbaren inneren Zerklüftung des deutschen Volkes fabelten und träumten unsere Feinde. Auf die Wirren im Lande spekulierten sie. Die Klassenkämpfe sollten ihre Bundesgenossen werden und die Vernichtung des Deutschen Reiches beschleunigen. Nun ist es doch anders gekommen. Eine große Enttäuschung wurde den Feinden bereitet. Ein einig Volk von Brüdern fand sich im Augenblick zusammen, seitdem der deutsche Kaiser sein berühmtes Wort gesprochen: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche." Und wenn der oberste Kriegsherr zunächst auch an die sich oftmals befehdenden politischen Parteien gedacht haben mag, so lassen wir es uns doch nicht nehmen, die konfessionellen Gegensätze mit einzuschließen, welche von Stund' an wie weggewischt waren. Kein konfessioneller Waffenstillstand nach Art des mittelalterlichen „Gottesfriedens", sondern ein wirklicher religiöser Burgfriedenszustand, bei dem man auf allen Seiten ängstlich bemüht war, Verletzungen zu vermeiden. Nur muß bestehen bleiben, was erreicht ist. Festhalten müssen wir, was wir gewonnen haben: eine gewisse Einheit des Sinnes wie in nationaler, so auch in religiöser Beziehung, ohne daß die Konfessionen in eine deutsche Reichskirche sich aufzulösen brauchen, die für alle Zeit ein Phantom, eine Utopie bleiben wird. Nicht Mangel, nicht Rückschritt bedeutet es, wenn wir in den letzten Jahrzehnten eine ausgeprägtere Bestimmtheit, Abgrenzung und Zusammenfassung der einzelnen Konfessionen erlebt haben. Wer da weiß, was er an seiner eigenen Konfession hat, wird viel eher geneigt sein, den Gliedern der anderen Bekenntnisse Achtung entgegenzubringen. Die wahre Toleranz blüht nur in solchem Garten, nicht im Unkrautacker des religiösen Indifferentisten, und der Grundsatz des „Getrennt marschieren, vereint schlagen" hat nur Sinn, Geltung und Wirkung bei tatsächlicher Treue zum Be-

kenntnis. Am schönsten freilich zeigt sich die Toleranz, am ergreifendsten betätigt sie sich bei unseren Helden draußen im Felde. Mann neben Mann, Schulter an Schulter sind unsere Truppen, von einer Begeisterung beseelt, todesmutig ausgerückt, ohne nach der Konfession des Kameraden zu fragen. Nebeneinander harren sie aus in den Schützengräben, tragen mit Lebensgefahr die Verwundeten aus dem Schlachtfeld heraus, teilen den letzten Bissen miteinander, liegen auf den Schmerzensbetten der Lazarette Seite an Seite, werden zuweilen besucht, erbaut, aufgerichtet, getröstet von Feldgeistlichen anderer Konfessionen, lauschen andächtig den Predigten an fremden Kultstätten. Wär's nicht schade, wenn alle diese Eindrücke nach dem Kriege abgestreift würden, mit Einbruch der Friedenszeit verloren gingen? Vielleicht, daß alsdann doch noch einmal die Bitte Döllingers, des Predigers in der Wüste, des Friedensboten im Streit, Beachtung und Erfüllung findet. Schon vor vielen Jahren hat dieser dazu aufgefordert, man möge das Einigende höher stellen als das Trennende, man solle das Gute auf jeder Seite anerkennen und hervorheben, voneinander lernen und ruhig erwägen, was geschehen soll, um die Dornen allmählich auszubrechen, an denen bis jetzt jeder sich blutig ritzt, der in Deutschland eine das konfessionelle Gebiet berührende Frage auch nur antastet.

Hier ist in der Tat mit wenigen Worten der Weg gezeigt, auf dem allein es zu einer gesunden inneren Annäherung kommen kann. Mehr ist nicht notwendig, nicht einmal gut. Über gewisse Gegensätze kommt man in beiden Lagern nun einmal nicht hinaus. Die katholische Seite wird sich niemals mit der Reformation befreunden können; sie wird diese mächtige Geistesbewegung stets mehr oder weniger unter dem Gesichtspunkt der Revolution betrachten, welche infolge ihres Freiheitsprinzips den Autoritätsgedanken geschädigt habe. Der Protestantismus andrerseits wird sich an so manchen katholischen Bräuchen und Lehranschauungen stoßen. So bleibt jede Gruppe bei ihren Vorstellungen und Besonderheiten, ohne daß sie sich deshalb gegenseitig voll Bitterkeit zu bekämpfen brauchen.

Gibt es doch ein Höheres, in dem beide Teile zusammentreffen und so leicht sich die Hände reichen könnten. Wollen wir im Ernste fragen, worin dieses Höhere bestehe? Es liegt in der gemeinsamen Basis der christlichen Religion, in dem Glauben an den dreieinigen Gott, es liegt in dem daraus entspringenden Verantwortlichkeitsgefühl, es liegt in dem weiten, schönen charitativen Gebiet, auf welchem seit Jahrhunderten beide Konfessionen so überaus rührig und tätig sind.

Warum ist denn alles in Vergessenheit geraten, was die beiden Kirchen ehemals zusammenführte? Warum waren die Zustände vor hundert Jahren so ganz andere? Gewiß war damals nicht alles ideal. Falsche Aufklärung, Mangel an konfessionellem Selbstbewußtsein, religiöse Verschwommenheit trugen wohl ihr Teil zum konfessionellen Friedenszustand bei. Aber es fehlte doch auch nicht an edleren Motiven, die uns heute abgehen.

Im Jahre 1805 konnte es geschehen, daß die katholisch-theologische Fakultät in Würzburg einen Protestanten zum theologischen Doktor promovierte. Noch 1831 gratulierten die Tübinger katholischen Theologen dem protestantischen Kirchenhistoriker G. J. Planck auf das herzlichste zu seinem fünfzigsten Amtsjubiläum.

In vielen Gegenden Deutschlands wußten es die Geistlichen beider Konfessionen gar nicht anders, als daß sie sich bei Taufen und Begräbnissen, selbst auf den Kanzeln vertraten.

Wir halten diese Zustände nicht allesamt für ideal. Was heute zu wenig geschieht, geschah dort zu viel. Wir führen diese Beispiele nur darum an, um daran zu erinnern, was alles vor nicht allzu langer Zeit bei uns möglich war. Wir wünschen diese Zeiten nicht zurück. Aber lernen können wir deshalb doch so manches von unseren Vätern. Es kann gar nichts schaden, wenn wir uns einmal wieder vergegenwärtigen: Gemeinsam haben wir unseren geschichtlichen Ursprung, unsere Bibel, das Apostolikum und die Taufe. Gemeinsam feiern wir unsere christlichen Feste, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, dazu den Sonntag. Gemeinsam ist uns der Kalender. Wir reden, wir beten, wir singen, wir dichten in einer Muttersprache. Hundert gleiche Sitten und Bräuche umschließen uns im Hause, in der Geselligkeit, in der Schule, im bürgerlichen, im öffentlichen Leben. Soll unser deutsches Volkstum vielleicht dadurch gewinnen, wenn wir fort und fort aufeinander loshacken? —

Aufrichtige Frömmigkeit, lautere Sittlichkeit findet sich in beiden Lagern, und dieser gemeinsame christliche Besitz sollte uns gar nichts bedeuten? Darum mehr Achtung vor den anderen Konfessionen, rücksichtsvolleres Eingehen auf ihre Eigenart, und — es würde besser stehen in Deutschland.

In berechtigtem Stolz und Selbstvertrauen werden wir Evangelische das geistige Erbe unserer Väter, die Glaubens- und Gewissensfreiheit zu bewahren wissen. Die Unternehmungen der christlichen Liebestätigkeit, der Reichtum an Opferfreudigkeit der protestantischen Kreise wird auch von der Gegenseite anerkannt und nachgeahmt. Tiefe persönliche Frömmigkeit und ernster wissenschaftlicher Sinn zeichnen den deutschen Protestantismus aus.

Aber alle diese Vorzüge dürfen uns nicht abhalten, auch die andere Kirche so zu behandeln und zu würdigen, wie sie es verdient. Die deutschen Katholiken haben in dieser Kriegszeit doch verstanden und betätigt, was sie dem deutschen Volkstum schuldig sind. Andacht und Weihe atmen die deutschen katholischen Gottesdienste. Es fehlt in keiner Weise an Mustern gottinniger katholischer Frömmigkeit. Ein ganzer Chor katholischer Forscher arbeitet mit Volldampf, so daß jeder Respekt davor haben muß. Majestätisch ragen ihre Dome gen Himmel. 25 Millionen Menschen zählen sie allein in Deutschland. Dies alles sind Tatsachen, sind Verhältnisse, gegen die wir nicht die Augen schließen dürfen.

Darum mehr Ruhe, mehr Frieden, mehr Toleranz, mehr Annäherung, mehr freundliches Entgegenkommen! Nicht immer unlautere Motive dem Gegner unterschieben! Das Einigende stärker betont, das Trennende zurückgestellt! Die Schul- und Lehrbücher unserer Kinder daraufhin angesehen, ob alles vor der Wahrheit bestehen kann. Wie oft liegt hier der Keim zu späteren Unzuträglichkeiten! Wenn nur ein ernstes Streben nach Verträglichkeit vorhanden ist, so werden sich noch immer Wege finden, auf denen man zusammengehen kann. Verkennung, Verstimmung, Verbitterung sind die Früchte auf dem Baum des Haders. Unser Volk verlangt nach Frieden und es braucht den Frieden. Unsere Christen-

pflicht ruft uns das gleiche zu. Unsere Religion, die Pflegerin und Hüterin der Liebe und des Friedens, darf es nicht dulden, daß mit Berufung auf sie zwei feindliche Lager einander gegenüberstehen. Wir wollen kein Kapitulieren. Jeder bleibe unter seiner Fahne. Aber wenn wir wieder mit den Kriegsfanfaren beginnen würden, so kann nichts Gutes daraus entspringen. Das nationale und das religiöse Leben hat lange genug gelitten unter dem Kriegsgeschrei.

Es war der Philosoph Schelling, welcher in seiner Philosophie der Offenbarung den Gang der Kirchengeschichte beleuchtet. Er sieht in deren Entwicklung den Geist, die Art und die Stimmung der drei Säulenapostel Petrus, Paulus, Johannes nacheinander hervortreten. Die petrinische Epoche reicht bis zum 16. Jahrhundert. Seitdem dominiert St. Paulus. Noch steht das johanneische Zeitalter aus. Es liegt nicht in unserer Hand, diese Zeit herbeizuführen. Aber wer sie mit vorbereiten hilft, tut ein gutes Werk. Die Zukunft hat unendlichen Raum. Zum Verzweifeln besteht nach dem Krieg überhaupt wohl kein Anlaß mehr. Warum sollten wir nicht hoffen dürfen? Das Notwendige hat sich noch immer durchgesetzt. Niemand wird bestreiten wollen, daß für die deutsche Nation das Sichverstehen, die Eintracht zwischen ihren beiden konfessionell getrennten Hälften eine politische und kulturelle Notwendigkeit ist. Die Erkenntnis davon hat sich jetzt im Krieg in den weitesten Kreisen durchgesetzt. Darum glauben wir auch, daß die Zeit nahe ist, da die konfessionelle Streitaxt endgültig begraben werden wird, und daß das vormalige konfessionelle Gezänke den kommenden deutschen Volksfrühling nicht aufhalten wird, auch nicht erdrücken darf. —



Das Leid · Von Berti Hamer

Das Leid stöhnt weh bei jedem Schritt
Und spricht zur Zeit: „Komm schneller mit!
Wie kannst du herzlos schleichen, —
Hilf mir, mein Ziel erreichen.

Der Weg ist öd und sonnenleer,
Das Gehen wird mir grausam schwer.
Ich möcht' so gerne sterben!
Sieh her: Ich geh' auf Scherben."

Da spricht die Zeit: „Als strahlend hell
Die Stunde war, schaltst du mich schnell,
Ich kann für dich nicht eilen,
Ich soll für andre weilen.

Du aber geh' den Weg zurück,
Den Blumenpfad ins süße Glück,
Mach' aus den goldnen Brücken
Dir deine Wanderkrücken." — —

Erinnern kost mit weichem Kuß
Das müde Herz, den wunden Fuß;
Wie seine Strahlen schimmern
Erstirbt das wehe Wimmern.



Die braune Hanne

Eine Weihnachtgeschichte aus dem Weltkrieg

Von Karl Berner

Der Professor saß im Eisenbahnwagen und freute sich auf welke Hände, die bald die seinen fassen würden, auf Miezerich, den Kater, auf ein Tannenbäumchen, ein paar Gräber, einen Kramladen mit einer alten Jungfer darin.

Leise sanken große Flocken vom grauen Himmel herab, und dem Professor war es, als legten sie sich wie ein weiches Vergessen auf fiebernde Herzen und brennende Wunden. Vor einer Stunde noch, als der Zug den Rhein entlang gefahren war, hatten im Westen die Kanonen gedonnert, während die Dezembersonne blutigrot unter dunkeln Wolken stand. Hier war es still. Die kleine Lokomotive der Nebenbahn schnaufte wie ein gutmütiges Haustier durch das sanft ansteigende Schwarzwaldtal. Einmal fuhr der Zug mitten durch ein Dorf. Die niedern Häuser, denen die dicke Schneedecke etwas Rundes und Weiches gab, lagen da wie eine ruhende Herde. Da und dort zeigte sich an der Rückwand ein bauchiger Vorsprung. Das war der Backofen — und der stille Fahrgast, den die Kraft der Erinnerung vergessen ließ, daß hungerndes Durchhalten seine Pflicht war, wurde wieder ein kleiner Junge und kaute mit vollen Backen das Hausbrot seiner Kinderjahre.

Der Professor stand am Wagenfenster. Vor ihm lag jetzt die „Au", weiß und stumm. Aber ein warmer Hauch der Erinnerung ging darüber hin, und siehe: vor ihm lag die „Au" seiner Kindheit, die in Blüten lachte, und neben ihm saß die braune Hanne. Sie hatten beide aus den Stengeln der Schlenkenblumen eine grüne Kette geflochten, die er der Kleinen um den Hals legte. Langsam und lachend zog er daran die Widerspenstige immer näher, die sich die Zähmung gefallen ließ, weil sie die Kette nicht zerreißen wollte. Aber ihre dunkeln Augen funkelten ihn seltsam an; sie zeigte dem Bändiger ein zierliches rotes Zünglein, und plötzlich fühlte er blitzschnell die warmen Lippen des Mädchens auf den seinen. Der Überfall war so überraschend gekommen, daß er die Kette fahren ließ. Im gleichen Augenblick hörte er ein silberhelles Lachen, sah braune Wädchen im Gras verschwinden und in der hoch erhobenen Hand der Kleinen die Schlenkenkette als flatternde Siegesbeute.

— —

Es hatte aufgehört zu schneien, als der Professor durch den Abendfrieden des Heimatortes schritt. Die Sterne glitzerten; weiß und still türmten sich die Höhen um das alte Städtchen. Als er am Hause des Wiggersepp vorüberging, muhte im Stall eine Kuh. Bei diesem Muh versank der Weltkrieg wie ein grausiger Spuk, versanken die langen Wochen an der Front, wo er auf Wunsch der Heeresleitung die Wirkung seiner neuen Erfindung ausgeprobt hatte. Dieses Muh kam aus Bethlehems Stall, und durch seine Seele schwebten mit Engelsflügeln die Weihnachtlieder des Cornelius, wie die braune Hanne sie sang.

Die Hanne ... was war sie ihm? Der liebliche Elfenspuk seiner Knabenjahre, etwas Feines und Starkes. Sonst nichts? Selten nur hatte er nach dem Weibe gegriffen, wie der Wanderer nach der Frucht langt, die am niedern Zweige hängt. Aber das war Sinnenhunger gewesen, nicht Sehnsucht. Keine Frau war seinem Herzen nahe getreten, und es schlug ruhig, auch wenn er an Hanne dachte.

Beim alten Brunnen am Marktplatz blieb er stehen und lauschte dem leisen Rauschen des Wassers, das aus den Röhren in den steinernen Trog floß. Seine Kindheit sang in diesem Rauschen, und lächelnd dachte er daran, wie er hier als Knabe Tag für Tag das Wasser für die elterliche Küche geholt und die kleine Hanne ihm manchmal eine Nase gedreht hatte, wenn das schwere „Bücki" auf dem Rücken ihn hilflos machte.

Drüben an der Ecke ging die Ladentüre. Ein Mann trat heraus und stand einen Augenblick im Schein der Lampe wie ein schwarzer Spuk im Lichtkegel eines Scheinwerfers.

„Gute Nacht, Herr Pfarrer."

Der Professor kannte diese Stimme; sie läutete ihm mit weichem Klang den Weihnachtfrieden der Heimat ein, lockte ihn zurück zu den wundersüßen Heimlichkeiten seiner Kindheit und zog ihn der Sprecherin nach, die bei seinem Eintritt am Ladentisch stand und ihm den Rücken kehrte.

„Hanne ..."

Er rief es halblaut wie vor langen Jahren, wenn er der kleinen Hanne mitteilen wollte, daß seine Hasen Junge gekriegt hatten. Und als sie nun vor ihm stand, voll und schlank, ein warmes Leuchten in den dunklen Augen, da mußte er an die Edeltannen seiner Schwarzwaldberge denken. So wuchs keine auf dem Pflaster der Großstadt. War das eine alte Jungfer? Lächerlich! Kein Silberfaden zog sich durch die schweren, dunkeln Flechten, die sie wie eine Krone trug.

Er hatte Hanne bei den Händen gefaßt, zog sie aber plötzlich an sich und küßte sie auf den Mund, der sich ihm nicht versagte. Er spürte den weichen, warmen Frauenkörper, und es kam wie ein Rausch über ihn. Sie aber riß sich los und stand nun mit blitzenden Augen vor ihm, in denen hundert Schelme lachten.

„So, Fritz Kägy, das war jetzt dein Christkindchen."

Der Professor seufzte.

„Ach, es ist so selten Weihnachten, und drei Jahre bin ich gar nicht hier gewesen. Kriege ich nichts, Hanne, für drei verlorene Weihnachten?"

Und er wollte wieder auf die Schnabelweide. Da klingelte die Ladentüre, und ein Weiblein trat herein, alt, bucklig, einer seltsam geformten Wurzel ähnlich.

„Ei, die Wackenliese!" rief der Professor und faßte mit warmem Druck die rauhe, arbeitsharte Hand.

Die Alte kannte ihn gleich, und all ihre Runzeln lachten. Sie war ihm immer noch dankbar, daß er einst als Student ihren Sohn umsonst unterrichtet hatte. Sie redete mit ihm in den rauhen Kehllauten ihrer heimatlichen Mundart. Nach den abgeschliffenen Klanggebilden der norddeutschen Großstadt erfüllte ihn die Naturkraft dieser Sprache mit wohligem Behagen, und es dünkte ihn, auch dem alten Weiblein sei der Schnabel hold gewachsen.

„Wo ist er jetzt, der Heiner?"

Der Professor sprach auch alemannisch und freute sich, daß er's noch konnte. Die Alte lachte.

„Er fängt Läuse und Russen. Aber er soll mir dabei die alte Mutter nicht vergessen. Drum will ich ihm jetzt bei der Hanne Zigarren und Kirschwasser holen."

Die Hanne hantierte schon unter ihren Vorräten, zog ein verschnürtes Päckchen hervor und versah es am schmalen Stehpult auch gleich mit der Aufschrift. Als die Alte einen abgegriffenen Lederbeutel herauslangte, wehrte Hanne ab.

„Laßt das, Wackenliese, das ist mein Christkind für den Heiner."

„Kriegt der Kägy-Fritz auch eines?"

Die Alte fragte lächelnd, mit einem lustigen Zwinkern der blauen Augen, die hell und jugendlich aus dem braungebeizten Runzelgesicht hervorsahen.

„Ich weiß nicht, ob er's verdient", antwortete Hanne leichthin, konnte es aber nicht hindern, daß ihre Haut sich dunkler färbte.

Klingelingeling!

Eine junge Magd kam etwas atemlos herein und bat Hanne, gleich zur alten Frau Hörner zu kommen, die wieder ihre Herzschwäche habe.

„Sie kriegt eine Kampfereinspritzung", sagte Hanne ruhig, als sie den fragenden Blick des Schulkameraden bemerkte.

„Aber ..."

„Ich habe zwei Kurse in der Hauptstadt mitgemacht, während du fort warst, und jetzt bin ich froh drum; denn der alte Arzt ist gestorben, und solange der Krieg dauert, werden wir wohl keinen neuen kriegen. Warte ein wenig. Bediene die Kunden; du weißt ja Bescheid."

Und Fritz Kägy bediente die Kunden. Der alte Stritt kam, der ihm vorzeiten den ersten Schlitten gemacht hatte, und wollte etwas „zum Schicken".

„Speck und Schinken gibt's doch nimmer", meinte der Alte, der den neuen Handlungsbeflissenen zwar freudig begrüßt hatte, aber sich nicht aus der Fassung bringen ließ.

„Wenn nur die verdammten Engländer alle miteinander —"

Der Alte schloß den Wunsch mit einem urkräftigen Wort seiner heimatlichen Mundart.

„Einverstanden, Stritt", erwiderte der Professor lachend, während er dem Glastopf die beizenden Röllchen entnahm. Der Alte brauchte nichts zu zahlen und zog dankend ab.

Dann kam etwas herein, lang, lang — schmal und platt — wie der Kasten einer Schwarzwälder Standuhr — und oben war etwas Rundes, wie ein Zifferblatt, mit einem Zeiger darauf, und dieser Zeiger war die Nase der Apothekersmagd. Diese Nase stand lang und steif in dem kreisrunden Gesicht, das sich beim Anblick des Professors purpurn färbte. Der Professor aber schluckte in Gedanken die süßen Arzneien seiner Kinderzeit. Die lange Lene! Sie hatte etwas Rührendes in ihrer hilflosen Verlegenheit. Die Hände hatte sie unter den Busenlatz ihrer blauen Schürze gesteckt, als hätte sie etwas zu verbergen gehabt, wo doch nichts zu verbergen war.

Der Professor brach den Bann mit einem Scherzwort, und mit Maggiwürfeln und zwei Putzlappen zog die lange Lene von dannen.

Klipp, klapp! klipp, klapp!!

Das hallte mächtig auf dem runden Pflaster und polterte die drei Steinstufen herauf, die zum Laden führten. Ein Junge war's mit Holzschuhen; über Kopf und Ohren hatte er die Mütze mit den zwei Zipfeln gezogen, wie man sie auf dem Schwarzwald strickt, und vorn guckte wie aus einem offenen Visier ein pausbackiges Apfelgesicht hervor.

„Für fünf Pfennig Bärendreck!"

Dieser Kunde ließ sich durch einen Professor nicht in Verlegenheit bringen; dem war's nur um die Sache zu tun. Fritz Kägy gab ihm eine ganze Stange, ohne etwas dafür zu nehmen. Der Pausback stutzte. Dann lachte er den Professor mit ungeheuchelter Freude an und verschwand.

Klipp, klapp! klipp, klapp!!

Das Geklapper tat dem Professor wohl. Das war nicht wie in den Städten erst mit dem Krieg gekommen. Es gehörte zur Heimat wie das Klappern der Mühle, wie das tönende Posthorn des alten Dragonerjobbi, der im Sommer den gelben Wagen und im Winter den Postschlitten nach der Kreisstadt führte.

Und der Bärendreck ... Der Professor zog noch einmal die wohlbekannte Schublade und nahm einen dicken schwarzen Lakritzenstengel heraus. Damit setzte er sich in den Korbstuhl, wo er so oft die Tante der kleinen Hanne hatte sitzen sehen. Und diesen Lakritzenstengel entlang wanderte er zurück in das Paradies seiner Kindheit. Dort hingen solche Dinger an den Bäumen, und Süßholz, gelber Kandiszucker, Feigen, braunes Johannisbrot!

Fritz Kägy schnupperte mit seiner kräftigen Nase das Düftegemengsel, das in dem stillen Raume schwebte, und wieder, wie einst als Lakritzenschlecker, witterte er in dieser Nasenladung die unendliche Ferne, sah blaue, stille Meere im Sonnenlichte sich dehnen, strich durch den Urwald, wo schillernde Vögel kreischten, lag unter Palmen und sah hoch oben einen grinsenden Affen mit langem Wickelschwanz.

Das war alles so sonderbar und doch so süß und heimelig wie der Weihnachtabend in der Schwarzwaldheimat, der an dem stillen Mann seinen Zauber übte.

Als Hanne zurückkam, saß Fritz Kägy im Korbstuhl und lutschte an dem Lakritzenstengel.

— —

Eine Stunde später lag er vor dem Kanapee auf dem bunten Teppich, den seine Mutter aus alten Abfällen gestrickt hatte, neben Miezerich, dem Kater. Die Mutter richtete in der Küche das Nachtessen. In der Stube war es dunkel und still. Aber die Sterne schauten zum Fenster herein, und der Kater schnurrte. Er wußte wohl warum. Neben ihm lag einer, der ihn liebte, ihm den Schenkel tätschelte und ihn sanft am Halse krabbelte. Und schnurren tat er auch, wenn auch innerlich und nur dem Kater vernehmbar. Warum sollte er auch nicht? War er nicht daheim bei der alten Mutter, und stand nicht auf dem Tisch am Fenster der kleine Tannenbaum? Waren sie nicht beide freie Burschen, keinem Weibe

untertan? Schritt nicht jeder gelassen und sicher dahin, der eine auf Dächern, der andere auf Pfaden, wo ihm auch nicht jeder folgen konnte? Hatte der Zweibeinige nicht auch Borsten unter der Nase, und standen ihm nicht die Haare grau und steil auf dem Kopf wie ihm selber, wenn sein Fell sich sträubte und er vor dem Kampf fauchend seinen Buckel machte?

Von der Küche her hörte man ein gedämpftes Klopfen. Miezerich und der Professor wußten, daß jetzt die Mutter den Teig für den heimatlichen Eierkuchen machte. Sonst rannte Miezerich, wenn er das hörte, mit miauender Fanfare der Küche zu; denn in Friedenszeiten hatte er manchmal etwas von dem braungelben Gebäck abgekriegt und wußte es zu schätzen. Heute blieb er ruhig bei dem Professor liegen.

Unterdessen war noch einer gekommen: der Vollmond, der lächelnd hereinsah und sich dann zu den beiden auf den alten Teppich legte. Das Tannenbäumchen wollte auch mittun und füllte die stille Stube mit einem feinen Harzduft.

Miezerich aber schritt auf weichen Pfoten zurück in das Land seiner Kindheit. Er dachte daran — und in dankbarer Rührung schwoll sein Schnurren an und klang wie eines Propellers Surren — er dachte daran, daß schon in seinen Jugendtagen der Professor sein treuer Spielgefährte gewesen war. Er konnte sich noch ganz gut an den Abend erinnern, wo der Professor die braune Strumpfkugel der Mutter unter den Teppich gelegt hatte, der zu jener Zeit noch neu gewesen war. Damals hatte er in seiner kindlichen Katereinfalt nur den seltsamen runden Hügel gesehen und allerlei Geheimnisse gewittert. Was konnte nicht alles unter der runden Wölbung stecken! ... Ein Teller Milch, die er damals so gerne mit feinem Zünglein leckte ... oder etwas noch nie Gesehenes, Graues, leise Huschendes, Kahlgeschwänztes, dessen Ahnung Mutter Natur ihm ins junge Katerblut gelegt hatte ... Und so war er denn um die verborgene Strumpfkugel herumgegangen, rund herum, immer wieder, immer wieder ... Nase und Augen der rätselhaften Erhöhung zugewendet ... wie der Mond um die Erde geht und ihr immer das gleiche Gesicht zeigt. Schließlich hatte er sich mitten auf das Geheimnis gelegt, hatte sich vom Zweibeinigen streicheln lassen und ihn dabei mit halb zugekniffenen Augen, in denen es grünlich leuchtete, behaglich angeblinzelt. Der Teppich war weich; die Hand des Zweibeinigen streichelte sanft, und das Leben war so schön!

Fritz Kägy aber hatte damals das Benehmen des Katers als vorbildlich empfunden. War es nicht weise, sich dankbar und daseinsfroh auf dem Unergründbaren auszustrecken? War das Unentschleierte nicht schöner als eine Strumpfkugel?

Miezerich lächelte, als er an jenen Abend dachte. Jawohl, er lächelte — und zwar lächelte er den Mond an, der diese zarte, kaum merkliche Äußerung eines Katergemütes mit dem wohlwollenden Grinsen seines runden Gesichtes erwiderte, das einen Kater zu miauenden Exerzitien und einen Zweibeinigen zu lyrischen Gedichten begeistern kann. Es gibt freilich Menschen, die leugnen, daß ein Kater lächeln könne. Das sind dieselben, die sich freuen, wenn sie als Kern des Weltgeheimnisses eine Strumpfkugel finden. Die verstehen es auch nicht,

daß Faust in seinem erhabenen Katzenjammer die Phiole herunterholte, während doch für ihren eigenen ein Hering genügt.

Merkwürdig — während Miezerich auf stillen Wegen der Erinnerung wandelte, schritt auch der Professor ihm zur Seite, und der Mond war auch wieder dabei. In einer bitter kalten Winternacht war es gewesen, als aus Miezerich, dem Kind, schon ein stattlicher Kater geworden war mit dichtem, weichem Fell und behäbiger Fülle des Leibes. Der Mond hatte zum Kammerfenster hereingeschaut; aber sein Lächeln war zu einer Grimasse erfroren, und Fritz Kägy, der gerade im warmen Bett eine wohlige Umwälzung von rechts nach links vollzogen hatte, hörte plötzlich ein kräftiges Miauen und sah auf dem weißen Vorhang des Kammerfensters das Schattenbild seines vierbeinigen Freundes. Der Professor stand auf und öffnete dem nächtlichen Gast das Fenster. Miezerich, der auch in unangenehmen Lebenslagen in Form blieb — wie engländernde Deutsche früher zu sagen pflegten —, trat langsam herein, schritt am Waschbecken vorbei über den Tisch hinweg, tat dann einen kaum hörbaren Plumps auf den Fußboden und blieb schließlich abwartend vor dem Bett des Professors stehen. Der aber lag schon wieder weich und warm auf dem Rücken und klopfte mit der flachen Hand auf die Bettdecke. Da tauchte denn wie aus einer Versenkung der Kater auf, vom Mondlicht scharf umrissen, stapfte über die Bettdecke und ließ sich dann auf der Erhöhung nieder, die diesmal nicht eine Strumpfkugel barg, sondern das sterbliche Teil des Professors. Der lauschte mit jener Befriedigung, wie eine gute Tat sie gewährt, dem behaglichen Schnurren des Katers, der sich wie ein Igel zusammengerollt hatte und köstlich nach Heu duftete. Schließlich fing Fritz Kägy an zu schwitzen; denn auf seinem Leibe lag es weich, warm und schwer. Aber er wollte den Kater nicht stören, und so blieb er denn regungslos liegen ...

... und lag, als ihn ein Geräusch von der Küche her in die Gegenwart zurückrief, immer noch auf dem Teppich vor dem Kanapee. Miezerich schnurrte, und der Mond sah zu und lachte.

Weihnachtabend! Und draußen klapperte die alte Mutter mit den Tellern!

Und Miezerich — ja, diesen Miezerich hatte die braune Hanne seiner Mutter geschenkt. Damit sie nicht so allein sei, hatte Hanne damals gemeint. Als Fritz Kägy an ihre dunkle Schönheit dachte, die ruhig und seltsam unter den Flachsköpfen seiner alemannischen Heimat stand, krabbelte er den Kater so liebevoll und andauernd, daß dieser mit einem kaum hörbaren Miau plötzlich die Vorderpfoten um die Hand des Professors schlang, tüchtig einhakte, mit breitem Maule zubiß und mit den Hinterfüßen strampelte, als wollte er auf der steifleinenen Manschette des Professors einen Wirbel schlagen! In dieser Tätigkeit, die nichts war als die verzweifelte Abwehr eines übersüßen Wollustgefühls, ließ sich der Kater auch nicht stören, als seine Herrin hereinkam und das elektrische Licht andrehte. Miezerich kratzte und biß, und Fritz Kägy lachte dazu, während die alte Mutter die beiden verwundert betrachtete. Der Professor machte sich nichts aus den blutenden Rissen und Schrammen. Hatte ein Kater ihn gekratzt? Unsinn! Ein sonderbarer Kauz, der zugleich sein guter Freund war, hatte rote Runen ein-

geritzt, die er, Fritz Rägy, lesen sollte, wenn er weit im Norden wieder in seiner Hexenküche hauste, wo er „öbbis Giftigs“ für die Engländer erfunden hatte, wie die Wackenliese sich auszudrücken pflegte.

Ja, dann war wieder alles ganz anders. Dann war Sinnen und Denken gestrafft, und mit dem Träumen war's vorbei. Das Vaterland brauchte Kämpfer aller Art. Und er wollte einer sein, ein Soldat im Arbeitskittel, mit zähem Wollen und einem Wissen, das dem Feinde furchtbar werden konnte. Die Wackenliese, die aus Kindertagen noch Bruchstücke ihres Katechismus im alten Kopfe trug, hatte behauptet, er hasse die Engländer „von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und aus allen Kräften“. Sie hatte recht — und ein grimmiges Lächeln ging über sein Gesicht, wenn er daran dachte, daß er „öbbis Giftigs“ für sie erfunden hatte. Es verschlug ihm nichts, daß gewisse Kreise von ihm abrückten. Ihre Papageiensprüchlein störten ihn nicht. Aber sein Haar war grau geworden, und nur der gestutzte Schnurrbart stand noch dunkel unter der Nase. Manchmal kam auch eine Stunde, wo er müde und sein Herz leer war. Dann las er, was Miezerich in blutiger Schrift geschrieben hatte. Es war ein Lied von der Heimat.

— —

Am Bäumchen brannten die Lichter. Die Flammen hatten goldenen Glanz, standen steil und still, und manchmal knisterte es leise in den Zweigen. Von der Wand grüßten ihn die Toten mit jenem seltsamen, mächtigen Gruß, der alle Unrast im Herzen tötet, damit sie selber auferstehen und mit uns auf vertrauten Wegen gehen können.

Die Mutter hatte gealtert; Fritz Rägy sah es wohl, und eine warme Welle von Dankbarkeit und Liebe flutete durch sein Herz. Er streichelte die welke Hand, die in der seinen lag. Hinter der leuchtenden, grüngoldenen Schönheit der kleinen Tanne flimmerten andre Bäumchen — eine lange Reihe —, und neben dem letzten stand seine blonde Mutter und sang. Wie lang war das her ... Jetzt, wo ihn die Heimat warm und weich umfing, fühlte der stille Wintergast, wie einsam er war. Was waren ihm die andern? Er haßte die Feinde, weil er die Heimat liebte. Aber was war ihm die Heimat? Das war das Land seiner Kindheit — das waren die schweigenden Wälder, der Sonnenstrahl, der auf dem grünen Moose lag, der rauschende Bergbach, der Falter, der über die Matten flog, und die Gräber drüben an der Halde. Die Heimat — das war die alte Frau, die neben ihm im Lehnstuhl saß und sinnend in die Lichter des Bäumchens blickte. Der Professor fühlte es mit heimlicher Angst: wenn die Mutter ging, grüßte ihn kein goldenes Leuchten mehr aus seiner Kinderzeit; dann schritt er einsam im nüchternen Licht des Alltags.

Wieder streichelte er die welke Hand.

„Wie schön du den Christbaum geschmückt hast, Mutter ...“

Die alte Frau lächelte.

„Die Hanne hat geholfen.“

Die Hanne ... Fing etwas in seiner Seele an zu blühen?

Und nun lachte die Mutter. Es war ein verhaltenes Lachen, wie bei jungen Mädchen, wenn sie eine Heimlichkeit haben.

„Sie hat gemeint, der schöne Vogel dort, das seist du.“

Fritz Kägy blickte hin. Auf dem obersten Zweig saß ein sonderbarer Vogel, dessen Kopf eine unmögliche Federzier trug.

„Warum meint sie das?“

„Sie hat mir's damals gesagt; aber ich hab's vergessen. Du mußt sie wohl selber fragen.“

Fritz Kägy sah den Schalk in den Augen seiner Mutter und erinnerte sich daran, daß sie in seinen Knabenjahren seine zappelnde Wißbegierde oft auf ähnliche Art behandelt hatte. Er wollte Hanne fragen. Im übrigen war es ihm lieb, daß das Gespräch diese Wendung genommen hatte, und daß nicht er, sondern seine Mutter daran schuld war. So konnte er allerlei über seine schöne Gespielin erfahren, und die Mutter geizte nicht mit ihren Mitteilungen.

„Kommt sie oft zu dir?“

„Wenn sie gerade abkommen kann. Aber alle Welt braucht sie. Sie ist der Doktor im Ort, das weißt du ja schon. Sie hat eine Suppenküche eingerichtet, und das war notwendig. Sie hat eine große Kundschaft, und wenn ein Bauernweib mit einer Feldpostsendung nicht Bescheid weiß, besorgt's die Hanne. Aber das ist nicht alles. Unser Sparkassenrechner ist eingezogen worden; drum versieht die Hanne seine Stelle zweimal in der Woche, und sie ist schuld daran, daß bei der letzten Kriegsanleihe zweimal soviel gezeichnet worden ist als bei der vorigen.“

„Wieso?“

„Der alte Hölzlebauer — du weißt, er bringt mir immer die Wellen — hat mir's erzählt. Er ist am Markttag zur Hanne in den Laden gekommen und hat Kaffee und Erdöl mitnehmen wollen. ‚Habt Ihr schon Kriegsanleihe gezeichnet?‘ hat die Hanne gefragt. ‚Nein? Dann macht Euren Kaffee aus Tannenzapfen.‘ So hat die Hanne gesagt, hat gelacht dazu und ihm den Bogen hingehalten. Was hat der Hölzlebauer machen wollen? Er hat achttausend Mark gezeichnet und ist mit seinem Kaffee und seinem Erdöl heimgezogen. ‚Das Chaibemaidli het nit luck glo‘ — hat der Hölzlebauer gemeint.“

Fritz Kägy, der in seiner Studentenzeit mit seinem lieblichen Kameraden die deutschen Romantiker gelesen hatte, wunderte sich im stillen über die praktische Hanne.

„Singt sie noch?“

„Fritz“ — die alte Frau legte die Hand auf seinen Arm, und ihre Augen glänzten —, „wenn mein letztes Stündlein kommt, möchte ich sie noch einmal singen hören. Vor ein paar Wochen hat sie in der Kirche gesungen; unser Pfarrer hat sie darum gebeten. Die Feier hat den gefallenen Soldaten aus unserm Ort gegolten, und weil die Hanne gesungen hat, ist kein Platz mehr frei gewesen. Auch die Wackenliese hat zugehört. Sie geht nur in die Kirche, wenn die Hanne singt.“

Es gab der alten Frau einen kleinen Ruck, als der Sohn ihr mitteilte, der Pfarrer sei vor wenigen Stunden bei Hanne gewesen.

„So, so. Hat die Hanne von ihm gesprochen?“

„Ich habe sie mit dem geistlichen Besuch geneckt, und sie hat mir erklärt, der Pfarrer wolle ein Christkind haben.“

„Hm, der Pfarrer hat keinen schlechten Geschmack."

„Wie meinst du das, Mutter?"

„Das merkst du nicht? Das Christkind ist die Hanne."

Frau Kägy hätte sich nie träumen lassen, daß ihr Sohn ein so dummes Gesicht machen könnte! Und er hatte doch „öbbis Giftigs" für die Engländer erfunden!

Fritz Kägy aber empfand ein großes Unbehagen, das sich zu einem gelinden Zorne steigerte. Wie konnte ihm Hanne das antun? Waren sie nicht immer gute Kameraden gewesen? Die Hanne gehörte doch ihm! Das heißt, das stimmte nicht ganz. Er erinnerte sich, daß sie einander oft im Scherz und Ernst erklärt hatten, sie wollten sich durch keine Ehe binden, sondern frei durchs Leben gehen und es auskosten in seiner Arbeit und in seiner Schönheit, jedes auf seine Art. Aber gute Kameraden wollten sie bleiben.

War das Kameradschaft?

Frau Kägy lächelte über die drängende Ungeduld des Sohnes. Es war das erstemal, daß er sich so eingehend um einen geistlichen Herrn kümmerte.

Ob Hanne zugesagt habe?

Die Mutter wußte es nicht; Hanne hatte nie mit ihr darüber gesprochen. Über den Pfarrer aber konnte sie ihm allerlei sagen: daß er vor zwei Jahren ins Städtchen gekommen war, vor einem Jahr seine Frau verloren hatte und nun mit zwei Kindern und einer alten Tante im Pfarrhof hauste.

„Glaubst du, daß sie ihn heiraten wird?"

„Ich weiß es nicht. Damals, beim Todesfall, hat sie sich der Kinder angenommen. Aber schon vorher ist sie ins Haus gekommen; denn sie und die Frau Pfarrer sind gute Freundinnen gewesen. Hast du übrigens von dem andern Freier schon gehört? Dem reichen Blasius, dem Holzhändler, hat die Hanne einen Korb gegeben."

„Warum?"

„Sie hat ihm gesagt, sie paßten nicht zusammen; er müsse eine andere zur Frau nehmen, und zwar die Lene auf dem Sandelhof. Das hat er denn auch getan. Die Hanne hat Brautjungfer sein müssen."

„Und die Sache ist gut ausgefallen?"

„Gewiß. Kürzlich hat die Hanne das junge Paar zum Kaffee eingeladen und es richtig fertig gebracht, daß der Blasius sechs Flaschen Kirschwasser für das Rote Kreuz und eine halbe Sau für die Hindenburgspende gegeben hat. Seine Frau weiß, daß Hanne die Ehestifterin ist. Aber die beiden sind dicke Freundinnen."

Fritz Kägy konnte sein Unbehagen nicht loswerden, und in derselben Nacht hatte er einen seltsamen Traum. Er lag auf dem Teppich neben Miezerich, als der Pfarrer mit Hanne ins Zimmer trat. Hanne lächelte ihm zu; der Pfarrer zog höflich den Hut, und Fritz Kägy wunderte sich, daß er selber immer noch liegen blieb und nicht aufstehen konnte. Die Mutter kam mit dem Kaffee; die drei setzten sich an den alten Eichentisch und ließen sich's schmecken. Sie schienen sich gar nicht darüber zu wundern, daß Fritz Kägy auf dem Teppich lag. Der aber gab sich solch

verzweifelte Mühe, aufzustehen, daß er schließlich erwachte. Er war heiß wie ein Backofen — wie damals, als ihn Miezerich durch seine Leibesfülle zum Schwitzen gebracht hatte.

— —

Drei Tage später klopfte es an die Türe der Wohnstube, und hinter dem eirunden Fenster, das in die Türe eingelassen war und den dunkeln Hausgang notdürftig erhellte, sahen Fritz Kägys scharfe Augen eine goldene Brille und schwarze, in der Mitte gescheitelte Haare. Eine Hand tastete nach der Klinke. Als der Professor öffnete, wußte er, daß er den Pfarrer vor sich hatte.

Hanne ... galt ihr der Besuch?

„Verzeihen Sie, Herr Geheimrat, wenn ich störe ...“

„Fritz Kägy, wenn ich bitten darf!“

Der freundliche Ton nahm den Worten jede Schärfe. Über das blasse Gesicht des Pfarrers flog eine leichte Röte.

„Ich danke Ihnen. Ich habe es eigentlich auch nur mit Fritz Kägy zu tun, der mich vielleicht besser verstehen wird als der Geheimrat.“

„Sie haben recht, Herr Pfarrer. Einem Geheimrat kann es vorkommen, daß er allerlei Herzensnöte, aber auch köstliche Menschlichkeiten nicht mehr versteht. Können Sie sich zum Beispiel vorstellen, daß ein Geheimrat auf diesem Teppich liegen und einen Kater krabbeln könnte?“

Der Geheimrat, der bei diesen Worten lächelnd Miezerichs Runen betrachtete, konnte das erstaunte Gesicht des Pfarrers nicht sehen.

„Oder können Sie sich denken,“ fuhr der Runenkundige fort, „daß ein Geheimrat Fräulein Johanna Roland heiraten könnte?“

„Herr Geheimrat!“

Der Pfarrer war aufgesprungen und suchte vergebens nach Worten.

„Immer noch Fritz Kägy, und jetzt erst recht, Herr Pfarrer“, sagte der Geheimrat. Dabei lächelte er den geistlichen Herrn ruhig und freundlich an, ganz ohne Hinterlist und Schadenfreude, als ein Geheimrat, dem nichts Menschliches fremd war. Ein Schalk saß in seinen Augen; aber diese Augen blickten gütig und klar, so daß sich der Pfarrer gern wieder auf das alte Kanapee setzte und alle Befangenheit verlor.

„Und nun sagen Sie mir, Herr Pfarrer: Sie kommen doch wegen Johanna Roland, nicht wahr?“

Der Pfarrer nickte.

„Weiß Hanne — —“

Ein Schatten huschte über das Gesicht des Pfarrers, als er das vertrauliche Wort hörte. Fritz Kägy aber biß sich auf die Lippen und ärgerte sich, daß es ihm entschlüpft war.

„Weiß Fräulein Roland, daß Sie hier sind?“

„Nein, Herr Kägy. Aber ich mußte kommen. Sie wissen offenbar, wie die Sache steht.“

„Nicht so ganz.“

„Darf ich ganz offen sein?“

„Ich bitte darum."

„Dann gestatten Sie mir zunächst die Frage: Ist Fräulein Roland Ihnen gegenüber in irgendeiner Weise gebunden?"

„Durchaus nicht, Herr Pfarrer. Aber wie kommen Sie zu dieser Frage?"

„Fräulein Roland will mir erst Bescheid sagen, nachdem sie mit Ihnen gesprochen hat."

„Hm —"

Fritz Kägy lächelte. Aber der Pfarrer wunderte sich über dieses Lächeln. Es lag etwas Müdes darin, und dem Gast kam es vor, als sei der Mann, der da vor ihm saß, plötzlich älter geworden. Fritz Kägy sah nicht danach aus, als müßte die Entscheidung zu seinen Gunsten ausfallen. Er legte die Runenhand auf den Arm des Pfarrers.

„Herr Pfarrer, haben Sie die Hanne gern?"

Diesmal verbesserte er den lieben Namen nicht mehr. Und dem Pfarrer tat er nicht mehr weh.

„Ich will ehrlich sein, Herr Kägy. Wenn Fräulein Roland meine Frau wird, gibt sie mir viel mehr, als ich ihr geben kann. Ich wäre zusammengebrochen ohne sie. Sie mag Ihnen das selber erzählen. Sie weiß, daß sie die Schenkende ist und ich der Beschenkte. Ob ich sie glücklich machen kann? Ich weiß es nicht. Sie ruht so fest und sicher in sich selbst, daß sie sich nur auszuleben braucht, um wie eine wohltätige Naturkraft andern und sich selber Glück und Segen zu bringen."

Die Augen des Geheimrats glänzten.

„Herr Pfarrer, geben Sie mir Ihre Hand."

Einen Augenblick ruhte die schmale, blasse Hand des Pfarrers in der braunen des andern.

„Sie dürfen mir's glauben, Herr Pfarrer: Sie haben nie einen aufmerksameren Zuhörer gehabt, und mit der besten Predigt haben Sie keinen so erbaut."

„Meiner Predigt traue ich nicht viel zu, seit ich hier bin. Die Männer kommen nicht zur Kirche."

„Sie sind im Schützengraben."

„Sie kommen auch im Frieden nicht."

„Und die Frauen?"

„Die schon eher."

„Trösten Sie sich mit Ihrem Herrn und Meister. Judas hat ihn verraten, Petrus ihn verleugnet; aber Martha und Maria sind ihm treu geblieben."

„Daß die Männer nicht kommen, nehme ich ihnen auch nicht übel. Es ist vielleicht meine Schuld. Ich kann hier nicht Wurzel fassen. Sie haben wohl schon gemerkt, daß ich kein Landeskind bin, und hier geht ein Sprichwort um: Was der Bauer nicht kennt —"

„Frißt er nicht", sagte Fritz Kägy und lachte. „Aber der derbe Bauernspruch hat doch mit Ihren seelsorgerischen Fähigkeiten nichts zu tun."

„Allerdings. Der schlechte Kirchenbesuch ist es auch nicht, was mich entmutigt. Und daß diese alemannischen Bauern fest und breitspurig mit beiden Beinen auf ihrer Scholle und in ihrem Erdenleben stehen, gefällt mir nicht übel.

Das ist Bauernart. Aber kein Blick geht hinaus in Tiefen und Weiten, die jenseits des Greifbaren liegen. Der alemannische Bauer, wenn's ans Sterben geht, nimmt die Hand vom Pflug, gibt ihn dem Sohn und legt sich schlafen."

„Das ist auch eine tapfere Kunst, Herr Pfarrer. Der alemannische Bauer ist ein Stück Natur und kümmert sich um Weltanschauungsfragen so wenig wie sie."

„Aber Sie selber, Herr Kägy, möchten Sie mit ihm tauschen? Wären Sie nicht aus der Welt des Unbewußten herausgetreten, so wären Sie heute nicht der berühmte Mann, dem das Vaterland Dank schuldet."

„Hindenburg kann alle brauchen, den Denker im Generalstab und den Schipper im Schützengraben. Und der Herrgott erst! Der ist nicht übelnehmerisch und wird mit unsern Bauern schon zurechtkommen. Kennen Sie übrigens den alten Pfunder, Herr Pfarrer?"

„Den Prozeßpfunder?"

„Eben den. Sein Gegner steht im Feld, und der weißhaarige Alte pflügt nun der Soldatenfrau, die sich mit ihren fünf Kindern vor Arbeit nicht zu helfen weiß, das Feld und führt ihr die Garben heim. Und haben unsere Bauern nicht wochenlang blasse, hungrige Stadtkinder gefüttert und sie den Eltern frisch und pausbackig wieder heimgeschickt? Kann lauter Unkraut sein, wo Frauen wachsen wie meine Mutter und Johanna Roland?"

„So wären wir denn wieder bei Fräulein Roland. Es wird uns schwer werden, von ihr loszukommen; meinen Sie nicht, Herr Kägy?"

Der aber nickte bloß und bückte sich, um den Miezerich zu streicheln, der durch die offene Kammertüre hereingekommen war und sich mit einem leisen Miau dem berühmten Zeitgenossen zu Füßen legte. Der Pfarrer wunderte sich im stillen, daß der Geheimrat sich mit einem Kater abgeben konnte, wenn von Johanna Roland die Rede war. Er merkte aber bald, daß Fritz Kägy ganz bei der Sache war; denn über dessen Lippen kam die verblüffende Frage:

„Glauben Sie, Herr Pfarrer, daß Johanna Roland Sie aus Liebe heiratet?"

Der Pfarrer wurde rot. Die Frage, von einem andern gestellt, hätte ihn verletzen können. Aber er fühlte, daß sie aus einem tapfern Herzen kam, das nach entscheidender Klarheit verlangte, auch wenn sie schmerzte.

„Ich bin bescheiden geworden, Herr Kägy. Es gab eine Zeit, wo ein sonderbarer Hochmut auf dem tiefsten Grund meines Wesens lag. Ich traute mir nämlich zu, kraft meines Gottesbewußtseins alles überwinden zu können, auch das schwerste Leid. Über die Wogen der Zeit wollte ich gehen, stark wie Petrus im Besitz meines Heilandes. Dann kam die schwere Zeit und der Tod meiner Frau. Und da drohte ich zu sinken. Aber ich konnte Jesu Hand nicht fassen. Der Schmerz hatte ihn mir ferne gerückt. Wenn Johanna Roland nicht gewesen wäre, wäre ich verzweifelt. Damals bin ich zu der Erkenntnis gekommen, daß ich keiner jener Auserwählten bin, die im unmittelbaren Verkehr mit Gott Welt und Leben überwinden. Wenn Gott mir helfen will, muß sich mir eine Menschenhand entgegenstrecken. Sie sehen, Herr Kägy, ich habe nichts Heldenhaftes an mir. Und was Fräulein Roland für mich empfindet, ist gewiß nicht das, was junge Menschen Liebe nennen. Sie ist eine starke Natur, und solche Menschen fühlen sich oft

mehr zu dem Schwachen hingezogen als zu dem Starken, der ihrer Hilfe nicht bedarf."

Fritz Kägy war sehr ernst geworden. Der Pfarrer hatte offenbar das Richtige getroffen. Wem sie sich zu eigen gab, der mußte hungern und dürsten nach ihr. Aber war er denn satt? Wie eine Antwort auf die stille Frage klangen die Worte des Pfarrers.

„Sie haben es besser als ich, Herr Kägy. Ihnen stehen die besten Kreise offen, das reiche Leben. Es wundert mich, daß Sie noch keine Gefährtin gefunden haben."

„Ich hatte keine Zeit, eine zu suchen. Jene Kreise übrigens, von denen Sie reden, sind meinem Wesen immer fremd geblieben."

„Und Sie wollen Fräulein Roland zur Frau Geheimrat machen?"

„Es handelt sich nur darum, ob sie Fritz Kägys Frau werden will. Sie sehen, ich bin nicht der reiche Mann des Gleichnisses, der dem Armen das einzige Schäflein nehmen will. Ich bin ein Bettler wie Sie."

Der Pfarrer war aufgestanden; Fritz Kägy geleitete ihn zur Türe und schritt mit ihm durch den winterlichen Garten. An der Lattentüre hielten sie an.

„Wir verstehen uns, Herr Pfarrer. Über das romantische Alter sind wir beide hinaus. Mag die Entscheidung fallen, wie sie wolle: wir werden uns nicht schlagen wie Romanhelden und nicht an gebrochenem Herzen sterben."

Der Pfarrer sagte nichts. Er lächelte. Aber es war das Lächeln eines Menschen, der still und tapfer eine liebe Hoffnung schwinden sieht. Fritz Kägy tat er leid.

„Einem von uns wird eine Wunde geschlagen, Herr Pfarrer. Aber die Wunden, die Johanna Roland schlägt, heilen, und wir möchten die Narbe nicht missen. Wir wollen Freunde bleiben, Herr Pfarrer!"

Wieder lag die blasse, kühle Hand des Pfarrers in der braunen, warmen des andern. Dann schritt Fritz Kägy zurück durch den verschneiten Garten, wo die Blumen der Heimat schliefen.

— —

Wenn Fritz Kägy etwas plagt, geht er zu den Toten. Dort siehst du ihn langsam zwischen weißen Hügeln wandern, über denen ein blauer Himmel steht. Goldene Lettern schimmern; ein Licht liegt darauf aus einer andern Welt. Von der Eberesche, die noch rote Beeren trägt, löst sich eine weiße Flocke und sinkt still zur Erde nieder. Fritz Kägy hört seine Schritte nicht im weichen Schnee. Vor einem Kreuz, das Efeu umwuchert und Rost zerfrißt, bleibt er stehen. Es ward aus dem Erz der Heimat gegossen, damals, als die Knappen noch in die Tiefe fuhren und im alten Schmelzofen drüben an der Berglehne der glühende Strom rann. Wie zäh die Großmutter ist! Wind und Wetter haben von ihrem Namen das Gold weggeleckt. Aber sie hat den Efeu aus ihrem Grab heraufgeschickt, daß er zum Stamm werde und das morsche Kreuz stütze. Denn sie weiß es: der Tag wird kommen, da steht ihr Enkel vor dem Kreuz, das ihm eine Botschaft von der Toten zu bestellen hat. Und Fritz Kägy liest auf dem alten Kreuz, was kein andrer lesen kann:

„Du bist auf meinem Schoß gesessen, Fritz, und warst ganz still. Denn ich erzählte dir von dem Wolf und den sieben Geißlein. Dann bist du heruntergerutscht und hast mich allein gelassen mit der stillen Abendsonne und dem heimlichen Glück, wie es alten Leuten beschieden ist, wenn Enkelkinder auf ihrem Schoß sitzen und ihren Märchen lauschen. Aber du hast mich nicht lange allein gelassen. Weißt du noch, wen du mir gebracht hast? Und daß die kleine Hanne auf meinem Schoße saß? Fritz, sie reden jetzt von dir draußen in der Welt. Aber wenn du einmal hier liegst, werden sie dich vergessen. Dann soll ein Enkel zu deinem Grabe kommen. Das tut den Toten wohl. Dann geben sie den grünen Kranz des Lebens weiter, sind nicht einsam und ruhen im Frieden.“ —

Fritz Kägy stapft durch den Schnee und sucht eine schlanke weiße Säule. Darunter liegt ein frischer Junge. Der war einmal eine Rothaut und Fritz Kägy auch, und beide schweiften droben im heimatlichen Bergwald durch die Jagdgründe des wilden Westens. Und nun fängt der andere an zu plaudern:

„Weißt du noch, Fritz? Du warst der Schinderhannes, ich der Gendarm. Und als ich dich glücklich gefangen hatte, haben wir geraucht unter dem Holderbusch. Weißt du noch, wie du käseweiß nach Hause kamst und Milchsuppe essen solltest? Wie dein Vater dich hauen wollte? Und wie die kleine Hanne dazwischentrat? Hörst du noch, wie sie mit dem Fuß aufstampfte und mit ihrer hellen Kinderstimme schrie: ‚Nein, du sollst ihn nicht schlagen; ich will nicht!‘?“

Fritz Kägy hört es und lacht, aber nicht laut, wie damals der Vater, sondern heimlich und innerlich; denn er ist bei den Toten.

Er geht auch zum Vater, den er früh verloren hat. Von dessen Grab sieht er im Süden, wo das Tal sich öffnet, den schneebedeckten Jura. Der steht im Sommer im blauen Duft der Ferne. Diese Ferne hat einst den jungen Studenten gelockt, daß er weiter und weiter wanderte, durch die grünen Vorberge des Alpenlandes, hinein in die weiße Bergeinsamkeit, und weiter an den blauen See, der zierlich wie die Mondsichel sich biegt, wo kleine Schiffe mit steil gestellten Segeln wie Möwen gleiten, und wo die junge Hanne in einem weißen Haus hinter einem Wall von Platanen die fremde Sprache lernte. Da war er eine Zeitlang geblieben. Dann war plötzlich das Heimweh gekommen nach dem deutschen Wald; er mußte wieder den Spitz kläffen hören auf dem Hof an der Halde; er mußte die rotgetupfte Forelle sehen, die sich im heimatlichen Bergbach den Rücken von der Sonne kitzeln ließ.

Fritz Kägy sieht nachdenklich auf die weiße Marmorplatte, wo ihm in goldenen Lettern sein eigener Name entgegenglänzt. „Er ist ganz sein Vater“, sagen die Leute — und einen Augenblick ist es ihm, als sei das Grab leer und warte auf einen stillen Gast. Ein leichtes Frösteln überschauert ihn. So still und weiß ist das Land, als könnte nach dem furchtbarsten aller Kriege keine Blume mehr blühen, keine Freude mehr jauchzen. Da hört er in der Stille die tiefe Stimme des Vaters. Der war ein Sinnierer gewesen, und der Sohn wundert sich nicht, daß der Vater sagt:

„Du kriegst die Heimat nicht los, mein großer Bub. Du willst einmal hier schlafen, ich weiß es — vielleicht gerade da, wo ich jetzt liege. Dann bin ich schon weit fort, bin eine Ähre drunten im Tal und sinke als Tautropfen auf die Blume

nieder, die auf deinem Grabe blüht. Jetzt aber warte ich auf die Mutter. Gräme dich nicht, mein großer Bub! Einmal muß es sein, und ich warte schon lange. Aber nimm die Hanne mit dir. Sie ist die Heimat. Ohne die Heimat verdorrt dein Herz." — —

Der Sohn steht noch eine Weile am Grab des Vaters. Aber der Vater sagt nichts mehr. Er hat nie viele Worte gemacht.

Drüben, an der Südwand des Kirchleins, ruht des Vaters bester Freund. In den Granitblock ist ein Mühlrad eingehauen. Hörst du den Bergbach rauschen, Fritz Kägy? Stürzt er sich nicht, schäumend vor Lust, auf das große Rad und treibt mit ihm sein Spiel? Und auf dem schmalen Steg der kleine Knirps, den der „Müllergötti" sorglich beim blauen Zwilchkittel faßt, und der mit großen Augen das kreisende Wunder beguckt — bist du es nicht, Fritz Kägy? Und wer plagt den guten Müllergötti, der wie ein Schneemann aussieht in seiner Mehljacke und seinem runden Käppchen, mit tausend Fragen? Warum der große Stein sich dreht? Warum das Glöcklein auf dem Mahlkasten läutet? Warum es aus dem „Kleienkotzer" braun herauskommt? Warum die alte Mühle immer zittert? ... Und wer fängt mit der kleinen Hand den köstlichen Mühlenschnee auf und streut ihn der kleinen Hanne ins dunkle Haar, daß sie gepudert ist wie ein Rokokoprinzeßchen? Dummer Bub ... weißt du nicht, daß die Hanne immer den stärkeren Trumpf hat? Langt sie nicht in den weichen Kegel hinein, auf den es weiß herunterrieselt, und verwandelt dich selber in einen drolligen kleinen Müllergötti? Und was sagt der große dazu? Daß ihr jetzt Herr Müller und Frau Müllerin seid, sagt er — und lacht und hüstelt ein wenig; denn der Mehlstaub sitzt ihm in Hals und Lunge. Und als ihr so Mann und Frau geworden wart und über des Müllers großen Hof eure Hochzeitsreise machtet — wer stellte sich da tapfer mit dem Holzscheit zwischen den kollernden Truthahn und die niedliche Müllerin? Warst du es nicht, kleiner Fritz Kägy?

Und wer träumt auf dem Friedhof, mitten im Winterschnee, von seiner kleinen Frau und den märchenschönen Heimlichkeiten einer deutschen Mühle?

Bist du es nicht, alter Fritz Kägy, sonderbarer Geheimrat?

— —

In der folgenden Nacht überdachte Fritz Kägy noch einmal, was ihm die Toten gesagt hatten, und Miezerichs Tenor verhallte ungehört. In der Kammer nebenan schlief die Mutter. Sie hatte sonst einen leichten Schlaf und lag oft stundenlang wach. Wenn aber der Sohn da war, schlief sie besser. Bei ihm war es heute umgekehrt. Er lag mit offenen Augen im Dunkeln und sah doch hell und klar — sah, wie er grau geworden war zwischen Kolben und Gläsern, sah die braune Hanne in ihrer reifen Frauenschönheit. Er hatte seine Jugend nicht verludert und vertollt; aber er hatte es geschehen lassen, daß die Arbeit ihren Staub auf sein Herz gelegt hatte. Gewiß — er hatte manchmal an Hanne gedacht. Sie war ihm der liebliche Inbegriff alles dessen gewesen, was aus Kindertagen herübergrüßte. Es war ihm selbstverständlich erschienen, daß Hanne keinem andern gehörte. Aber er hatte nie das Wort gesprochen, dem jedes Mädchen entgegenträumt. Wenn Hanne dem Pfarrer folgte, so war es ein Entschluß, der aus den Tiefen

ihres Wesens heraufgewachsen und langsam gereift war wie eine köstliche Frucht. Jetzt, da er sie verlieren sollte, schrie sein Herz nach ihr. Wenn sie ging, mußte er's leiden. Aber er wollte Klarheit haben.

Die Mutter wunderte sich ein wenig, daß ihr Sohn beim Frühstück gar so schweigsam war. Schließlich war aber nichts Besonderes dabei. Der Vater hatte wenig gesprochen, und der Sohn war ihm darin merkwürdig ähnlich. Ihr selbstgebackenes Brot schmeckte ihm, die frische Butter auch, und er kaute langsam und gründlich. So war es bei den Kägys immer gewesen. Bei denen hatte der Magen in guten und bösen Stunden seine Hoheitsrechte gewahrt.

Als aber der Sohn im Lodenmantel vor ihr stand und nach dem Schlapphut griff, wunderte sie sich doch.

„Wohin so früh, Fritz?“

„Zur Hanne.“

Als sie ihn mit langen Schritten durch den Garten gehen sah, lächelte sie. Das war jetzt ihr berühmter Sohn! Und er hatte gemeint, sie merke es nicht, daß ihm außer dem Hausbrot auch der Pfarrer im Magen lag! Aber er hatte einen Bauernmagen. Der konnte auch einen Pfarrer verdauen. Ihr war nicht bange. —

Hanne war nicht sonderlich erstaunt, als der Professor bei ihr eintrat. Er kam zu jeder Stunde, wie er's schon als Knabe getan hatte. Nach kurzem Gruß schritt er an Hanne vorbei nach dem Zimmer, wo der Flügel stand. Im blauen Kachelofen krachten die Scheiter; im Strahl der Morgensonne leuchteten rubinrote, üppige Kakteenblüten, und die alten Bilder an den Wänden hatte Hanne mit Tannenzweigen geziert, wie sie es immer an Weihnachten tat. Als sie eintrat, stand Fritz Kägy am Fenster und trommelte gegen die Scheiben. Er setzte sich aber gleich zu Hanne auf das alte Ledersofa.

„Hanne, der Pfarrer war bei mir.“

Er sagte es mit einem müden Lächeln; dann schwieg er. Hanne streichelte seine Hand wie in vergangenen Zeiten, wenn ihn etwas geschmerzt hatte und sie ihn trösten wollte. Durch die stille Stube klang das Ticktack der alten Schwarzwälderuhr.

„Sing mir das ‚Heimweh‘, Hanne.“

Sie suchte seine Augen; aber er mied ihren Blick. Da stand sie leise auf und öffnete den Flügel.

„Wer in die Fremde will wandern,
Der muß mit der Liebsten gehn — —“

Fritz Kägy fühlte, wie es ihm heiß aus dem Herzen in die Augen stieg. Gab ihm die Heimat ein letztes Fest? Grüßte ihn so das Glück, ehe es ging? Er biß die Zähne zusammen.

„Der Morgen, das ist meine Freude!
Da steig' ich in stiller Stund'
Auf den höchsten Berg in die Weite,
Grüß' dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“

Das Lied war aus. Hanne hörte rasche Schritte, und als sie sich umwandte, stand Fritz Kägy hinter ihr.

„Hanne, nimmst du den Pfarrer?"

Sie stand dicht vor ihm und blickte ihn ruhig an. Sie sah die beiden steilen Falten, die trotzig über der Nasenwurzel standen. Aber in den grauen Augen des Jugendgespielen lag eine bange Frage, und hinter den Zügen des Mannes, die ein stahlharter Wille gemeißelt hatte, fand sie das gute Jungengesicht von ehedem wieder. Sie faßte seine Hände und lächelte. In ihren dunkeln Augen glomm wie ein Fünklein die Liebe der kleinen Hanne auf und wurde zum strahlenden Licht, wie es nur aus dem Herzen der großen Hanne kommen konnte.

Und ehe der verdutzte Fritz Kägy recht zu sich selber kam, packte Hanne seine beiden Ohren und küßte ihn auf den Mund ...

Die Ladenglocke ging. Hanne streifte den Vorhang der Glastüre ein wenig zurück und sah die Wackenliese im Laden stehen. Fritz Kägy aber, dessen Ohren rot erglühten wie die Kakteen seiner Liebsten, faßte Hanne bei der Hand und stellte sie der Wackenliese als seine Braut vor.

Die Alte schien gar nicht überrascht.

„Es wäre schade gewesen, wenn's anders gekommen wäre", meinte sie und lachte wie ein Maikäfer.

Als sie gegangen war, setzte sich Fritz Kägy in den alten Korbstuhl und zog Hanne auf seinen Schoß. Diesmal lutschte er nicht an einem Lakritzenstengel.



Deutsches Volk · Von W. A. Krannhals

Wenn einst die Waffen schweigen,
Dann steh du stark und groß,
Dein Erdland dir zu eigen,
Laß deine Adler los!
Laß fliegen sie zu Höhen
Im heil'gen Sonnenstrahl,
In Frieden sollst du stehen
Nach aller Todesqual.

Wenn einst die Waffen schweigen,
Dann sollst du aufrecht stehn,
Du sollst das Haupt nicht neigen
Sollst in die Fernen spähn,
Inmitten aller Menschen
Ein Dulder und ein Held,
Ein Kind in deiner Heimat,
Ein König vor der Welt!



Volk, Volksvertretung und Kriegsziele

Von Otto Corbach

Seit eine große Mehrheit des Reichstages sich auf die immer noch heiß umstrittene Friedensresolution festgelegt hat, wird von deren Gegnern die Frage aufgeworfen und natürlich verneint, ob der vor dem Kriege gewählte gegenwärtige Reichstag noch befugt sei, für das deutsche Volk eine so schicksalschwere Entscheidung zu treffen. Man spielt mit dem Gedanken einer Auflösung des Reichstages, damit Neuwahlen entscheiden könnten, ob die Mehrheit der Wähler wirklich für einen „Verzichtfrieden" oder nicht vielmehr für eine Macht- und Gebietserweiterung in West und Ost und für eine „ausreichende" Kriegsentschädigung sei. Auf sozialdemokratischer Seite hat man solchen Fehdehandschuh aufnehmen zu dürfen geglaubt in der Überzeugung, daß derartige Neuwahlen denen, die sie zuerst anregten, eine bittere Enttäuschung bereiten würden. Im Ernst nimmt man wohl bisher auf keiner Seite an, daß mit einer Auflösung des Reichstages während des Krieges zu rechnen wäre, und man scheint sich inzwischen in beiden Lagern damit abgefunden zu haben, daß die Regierung ihre Friedensziele in enger Fühlung mit dem Haupt- oder Siebenerausschuß des Reichstages „im Rahmen" der Friedensresolution der Reichstagsmehrheit zu erreichen sucht. Wenn aber die jüngsten Friedenshoffnungen bei uns wieder durch die Haltung der Feinde enttäuscht werden, und wenn inzwischen die kriegerischen Ereignisse fortfahren sollten, sich zu unseren Gunsten zu entwickeln, dann könnten sehr wohl in unserm innerpolitischen Leben Umstände eintreten, die die Regierung veranlaßten oder nötigten, die Friedensresolution des gegenwärtigen Reichstages einer Nachprüfung durch die Wählerschaft zu unterwerfen.

Es ist nun seltsam, daß noch niemand auf den naheliegenden Gedanken verfallen ist, für einen solchen Fall ein Referendum als Auskunftsmittel vorzuschlagen. Wenn es eine Frage gibt, in der die Wähler berechtigt sein sollten, etwas unmittelbar und unabhängig von ihren Zuneigungen für irgendeine Partei und irgendeinen Parteipolitiker zu entscheiden, so ist es die der Ziele, für die es sich lohnt, im Felde weiter zu kämpfen und daheim weiter Entbehrungen zu ertragen. Ein besseres Beispiel für die Wichtigkeit und den Nutzen der Einrichtung des Referendums kann man sich nicht denken. Hier handelt es sich vorwiegend um eine Angelegenheit des Willens und nicht des Verstandes, und darum ist dafür der einfachste Mann im Volke ebenso zuständig wie der gelehrteste Professor. Und wenn irgendwo die Meinung des einzelnen nicht nach seiner allgemeinen politischen Auffassung bestimmt werden kann, so in der Frage der Kriegsziele. Wenn die Leitung der deutschen Sozialdemokratie wähnt, daß die Formel eines „Friedens ohne Annexionen und Entschädigungen" eine streng sozialistische sei, so irrt sie. Eine wirklich sozialistische Formel für den kommenden Frieden würde nur theoretischen Wert haben, da sie in erster Linie die Abschaffung alles privaten Eigentums in allen Staaten und eine einheitliche internationale Regelung allen Menschen- und Warenverkehrs fordern müßte als Voraussetzungen dafür, daß jegliche Ansprüche auf Annexionen und Entschädigungen von Rechts wegen hin-

fällig geworden wären. Da das sozialistische Ideal noch nirgends verwirklicht ist und durch den gegenwärtigen Krieg gewiß noch nirgends verwirklicht werden wird, so bleibt auch dem klassenbewußten Proletarier nichts übrig, als bestimmte Kriegsziele nach Maßgabe der gegebenen politischen Verhältnisse in dieser unvollkommenen kapitalistischen Welt zu beurteilen und zu werten, und da kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sich Ansprüche eines kriegführenden Staates auf Gebietserwerbungen und Geldentschädigungen unter Umständen sehr wohl mit einer sozialistischen Weltanschauung vertragen können. Sollte denn der deutsche Proletarier um seiner sozialistischen Ideale willen damit zufrieden sein müssen, daß sich die Souveränität des deutschen Staatswesens für immer nur über ein verhältnismäßig kleines, dicht bevölkertes Land und einige afrikanische Kolonien erstrecke, während im riesigen britischen Weltreich kaum 50 Millionen Engländer über rund 400 Millionen Menschen anderer Rasse herrschen?

Nein, für den deutschen „Proletarier" kann es sich ebensowenig wie für den deutschen „Bürger" darum handeln, ob wir Gebietszuwachs und Kriegsentschädigungen fordern „dürften", sondern nur darum, ob die weltpolitische Konstellation, unter der wir diesen Krieg führen müssen, nicht zu schlecht sei, um es ratsam erscheinen zu lassen, den Kampf fortzusetzen, bis wir solche Forderungen durchsetzen können. Nur eine Volksabstimmung, an der sich natürlich die zum Heeres- oder Heimatdienst Eingezogenen beteiligen müßten, könnte ein einigermaßen zuverlässiges Bild darüber ergeben, ob dieser Zustand vorliegt. Aus den Kreisen aller für die Friedensresolution des Reichstages verantwortlichen Parteien sind zahlreiche Widersprüche dagegen erhoben worden, die ihren Führern seitdem peinliche Verlegenheiten bereiten, gewiß der beste Beweis, daß es sich dabei um eine Frage handelt, über die sich der einzelne nicht nach seinen parteipolitischen Anschauungen richten kann. Den Reichstag auf Grund der Stellungnahme der Wähler für oder gegen einen „Verzichtfrieden" neu wählen zu lassen, wäre daher völlig verkehrt. Zahlreiche Wähler würden entweder ihrer Partei oder ihrer Überzeugung in jener Schicksalsfrage untreu werden müssen, das Wahlergebnis wäre auf jeden Fall trügerisch.

Viele mögen gegen eine Volksabstimmung über Kriegsziele einwenden, daß, wenn eine große Mehrheit des Volkes für einen Frieden ohne Gebietserwerbungen und Kriegsentschädigungen gestimmt wäre, das den Feinden verheimlicht werden müßte. Dann hätte aber erst recht die Mehrheit der Volksvertretung sich hüten sollen, ihre Friedensentschließung zu fassen. Bei richtiger Aufklärung wird aber eine Mehrheit der Wähler eher dagegen gefeit sein, sich vorzeitig für einen „Verzichtfrieden" zu entscheiden, als eine Mehrheit der Volksvertretung; denn die Masse des Volkes weiß am besten, was dieser Krieg an Opfern gekostet hat, und wird es daher am bittersten empfinden, wenn das Ergebnis in einem allzu argen Mißverhältnis zu den Opfern stehen sollte. Auch von den Kämpfern an der Front darf man, mögen sie zum Teil sich noch so stark dem Frieden entgegensehnen, nicht erwarten, daß sie leichten Herzens sich in verantwortlicher Weise für einen „Verzichtfrieden" entscheiden würden. Mir schreibt ein im Felde stehender Freund, er habe in freien Aussprachen alle Angehörigen seiner Kompagnie, selbst die größten „Miesmacher", für die Ansicht gewonnen, daß wir „auf keinen

Fall" einen „Verzichtfrieden" abschließen dürften. Er hat dabei z. B. gefordert, daß wir von Belgien „mindestens denjenigen Teil, der unsere heutige Grenze mit der Nordsee verbindet, und diesen Nordseestreifen selbst nie und nimmermehr herausgeben, sondern ihn glattweg ganz und gar behalten". „Also", fährt er fort, „den Streifen etwa, der beiderseits der Eisenbahnlinie Aachen—Lüttich—Brüssel—Brügge—Ostende liegt. Erstens erhalten wir dadurch ein sehr wertvolles Stück Nordseeküste mit dem Welthafen Antwerpen. Auch die reichen Städte Brüssel und Gent fallen ins Gewicht. Wir können dadurch unsere geschädigten Finanzen wenigstens auf diesem Wege etwas aufbessern. Zweitens halten wir mit diesem besetzten Landstrich einen Hebel fest in der Hand, mit dem wir in Zukunft das Staatensystem Westeuropas nach unserm Willen in Bewegung setzen können. Denn auf politische Machtentfaltung auch nach dieser Seite Europas hin können wir nach dem Abschluß dieses Krieges unmöglich mehr verzichten. Entweder wir behalten uns die Möglichkeit vor, mit Hilfe Belgiens stets einen Druck auf Westeuropa, also auf Holland, Frankreich und England ausüben zu können, oder Westeuropa und im Hintergrunde Amerika wird uns von dieser Stelle her unerträglich drücken, so daß wir zu neuen Kriegen gezwungen sein werden. Wenn das Kleinstaatensystem Europas in Zukunft nicht gegenüber den Riesenreichen (Rußland, englisches Kolonialreich, Amerika, Japan-China) vollständig unter den Schlitten kommen soll, müssen wir die Vorherrschaft in Europa an uns bringen, zunächst in Mitteleuropa, dann auf dem ganzen Kontinent ... Der Grundstein zu dieser Vorherrschaft bleibt Belgien. Ferner kann die vlämische Bevölkerung Belgiens dauernd nur dadurch vor der Verwelschung bewahrt werden, daß wir ihr ein staatliches Rückgrat verleihen. Die Angelegenheit ist aber von großer Bedeutung, da das germanische Blut ohnedies knapp zu fließen beginnt in dem zunehmenden Rassenmischmasch der Erde. Endlich ist gerade Flandern so sehr mit bestem deutschen Blut getränkt, es liegen so viele deutsche Tote auf flandrischem Boden, daß wir dieses geweihte Stück Erde nur schweren Herzens in den Händen der Gegner lassen würden ..." Diese Äußerung ist gewiß ein bemerkenswertes Beispiel, wie an der Front politisiert wird. Freie Erörterungen an andern Teilen der Front mögen eher im Sinne eines „Verzichtfriedens" ausfallen, die obige Äußerung beweist aber jedenfalls, daß es auch im vierten Kriegsjahr in unserm Heere noch Truppenteile gibt, wo „annexionistische" Anschauungen über die Kriegsziele vorwiegen. Würde aber eine allgemeine Volksabstimmung in der Heimat wie an der Front eine starke Mehrheit für einen „Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen" ergeben, so würde das beweisen, daß es ein Frevel wäre, den Krieg einen Tag länger zu führen, als für ein solches Ziel erforderlich wäre. Um ein Bekenntnis der Niederlage würde es sich auch dann nicht handeln, und wenn die Feinde nach einer solchen Volksentscheidung für einen „Verständigungsfrieden" noch versuchen sollten, durch eine Fortsetzung des Krieges demütigende Bedingungen durchzusetzen, so würden sie bei unsern Truppen eine Begeisterung für den Kampf um Dasein und Ehre, den der Krieg dann in den Augen jedes einzelnen deutschen Kriegers bedeuten würde, wecken, die ihnen bald genug den Glauben, es mit einem zusammenbrechenden Gegner zu tun zu haben, rauben würde.



Unnötige Furcht vor Rußland

Von Rudolf Rotheit

Einmal hat Lloyd George doch richtig vorausgesagt, im September 1916 nämlich, als er in seinen berühmt gewordenen Eröffnungen, die dem Deutschen Reiche ein Finish und Knockout in Aussicht stellten, sein bundesgenössisches Vertrauen zu Rußland in die Worte kleidete: „Rußland wird bis zum Tode kämpfen." In der Tat, so geschah's. Rußland hat bis zur Agonie gekämpft und will hinübergehen zu Ruh' und Frieden.

Der Staatsstreich der Maximalisten räumt die Hindernisse hinweg, die in Rußland noch den Weg zum Frieden verlegten. Geradeaus gehen die Maximalisten auf ihr Ziel los unter Vermeidung der krummen Bahnen, die Kerenski in überspitzer Schlauheit zu wandeln für gut fand. Mit der „Wiederherstellung der Macht Rußlands", die er anstrebte, ist es aus. Dem Plane des großen, göttlichen Kerenski, die Armee noch einmal zusammenzuleimen, um militärische Erfolge über die Mittelmächte zu erzielen und dann erst ein Machtwort für den Frieden zu sprechen, wurde sogar von deutschen Bewunderern seiner Schwatzhaftigkeit Beifall gezollt. Daß er hierin und auch sonst ganz Entente-Mann war, beweist am besten die Tatsache, daß er sich um die Veröffentlichung der Geheimverträge drückte. Seit dem Zusammenbruch der von ihm anbefohlenen Brussilow-Offensive hing Kerenski-Bonaparte mit seinem Programm jedoch in der Luft, von jenem Augenblick an war er nur noch ein Mann der kleinen Mittel. Der Versuch, das sterbenskranke Rußland auf dem Leidenslager noch einmal mit Blut und Eisen aufzupulvern, war mißlungen.

Mit „Blut und Eisen", so erklärte er zu Beginn seiner Diktatorlaufbahn den Vertretern der Petersburger Presse, wollte er „Rußland retten und die russische Einheit schmieden" (Petersb. Tel.-Ag. 25. Juli). Und „mit Blut und Eisen", so drohte er in der Eröffnungsrede zum Moskauer allrussischen Kongreß, wollte er „alle Angriffe gegen die durch die Vorläufige Regierung verkörperte nationale revolutionäre Macht unterdrücken" (Petersb. Tel.-Ag. 20. August). Vielleicht hätte er seine Medizin anders benannt, wenn er gewußt hätte, daß sie durch Bismarck berühmt geworden ist. Schließlich, da er empfand, daß ihm der Boden unter den Füßen schwankte, beteuerte er im Petersburger Vorparlament, er und seine Ministerkollegen würden lieber auf ihren Plätzen sterben, als zulassen, daß die friedensfreundlichen Maximalisten ans Ruder gelangen. Es kam aber nicht so schlimm. Die Männer der Kerenski-Regierung sind nicht gestorben, sondern wurden davongejagt; die meisten wurden in der Peter-Pauls-Festung untergebracht, während Kerenski persönlich es vorzog, das Weite zu suchen, um nach dem Beispiel Kornilows und mit der Erfolglosigkeit Kornilows russische Truppen in Marsch gegen Petersburg zu setzen.

So ging diese Epoche der russischen Geschichte zu Ende. Zu bedanken hat sich Kerenski dafür bei den deutschen Waffen. Er ist der dritte nahezu unumschränkte Machthaber des russischen Reiches, welcher in der durch die deutschen

Waffen geöffneten Versenkung verschwindet. Nikolaj Nikolajewitsch und Zar Nikolaus waren seine Vorgänger. Riga, Jakobstadt und Ösel machten ihm den Garaus.

An dem Ernst und der Aufrichtigkeit der maximalistischen Friedensbereitschaft ist nicht zu zweifeln, und sofort tritt klar und deutlich die Unrichtigkeit der Auffassung hervor, als ob die sogenannten Ostfragen zwischen uns und Rußland ein Friedenshindernis bilden würden. Gewiß, sie wären es, wenn das deutsche „saigner à blanc“ den Russen gegenüber versagt hätte, wenn Kerenskis Blut-und-Eisen-Politik sich bewährt und Rußland neue Kraft erlangt hätte. Nachdem aber die Russen sowohl durch unsere Waffen wie durch ihre eigenen Narreteien bis zur Wehrlosigkeit geschlagen sind, kann es gar nicht anders kommen, als daß sich die Ostfragen in deutschem Sinne regeln.

Es ist eine platte Unwahrheit, daß in einem früheren Zeitpunkte ein Sonderfriede mit Rußland für uns erreichbar gewesen sei. Die Leute, die das behaupten, stützen sich sonderbarerweise auf Aussagen eines Blattes, dessen Berichte sie sonst selbst — keineswegs mit Unrecht — als Gipfel der Unzuverlässigkeit zu bezeichnen pflegen. Die „Times“ hat es ihnen angetan mit der Behauptung, der frühere Ministerpräsident Stürmer sei gerade am Werke gewesen, einen Sonderfrieden mit Deutschland anzubahnen, als das deutsche Polenmanifest vom 5. November 1916 hindernd dazwischen fuhr. Sonderfriedensneigungen Stürmers sollen nicht geleugnet werden, aber nicht das Polenmanifest war die Ursache seines Sturzes, sondern die Hetze, die England gegen ihn durch die Miljukowisten und Gutschkowisten einleitete, um den Abfall Rußlands von der Entente zu verhindern.

Ein klassisches Zeugnis dafür, wie sich die Russen in Wahrheit gegenüber der Polenfrage verhalten, brachte vor einiger Zeit das Petersburger Kadettenblatt „Retsch“ aus der Feder des Barons Nolde, der zur Zeit der Ministerherrlichkeit Miljukows dessen Gehilfe im Ministerium des Auswärtigen war. Baron Nolde schrieb: „Was sich [mit Polen] ereignet hat, wird bei uns keineswegs als nationales Unglück angesehen, da wir uns, indem wir das Haupt vor der harten Wirklichkeit unserer militärischen Mißerfolge beugen, mit der Abtrennung Russisch-Polens und mit dem Entschwinden des Traumes vom brüderlichen Zusammenleben mit den Polen unter demselben Staatsdache stillschweigend bereits abgefunden haben.“ Polnische Blätter, die diese Äußerung mit größter Genugtuung nachdruckten, bemerkten boshaft dazu, das Wort Alexanders I., der einst den Polen zurief: „Point de rêveries!“, wende sich jetzt gegen Rußland selbst. Wenn aber dergleichen am grünen Kadettenholz geschieht, dann können unsere allerängstlichsten und aufgeregtesten Russenfreunde ruhig schlafen; ein Zankapfel zwischen uns und Rußland wird Polen — wie immer man sonst über die Polenpolitik der Mittelmächte urteilen mag — bei den Friedensverhandlungen gewiß nicht werden.

Und ähnlich steht es auch mit den russischen Nordwestgebieten. An das angebliche Rachegefühl der Völker Rußlands gegen uns, dessen Schrecken uns an die Wand gemalt werden, glaube, wer will. Die Kinder der jetzigen russischen Generation werden sich höchstens über die Torheiten und Engländereien ihrer Väter



entsetzen. Und warum die heutigen oder künftigen Ukrainer, Kaukasier, Sibirier usw., wenn sie durch diesen Krieg von der Knute der Großrussen befreit sind, sich auf den Verbleib der von uns besetzten West- und Nordwestgebiete bei Großrußland versteifen sollen, ist noch weniger einzusehen. Wahrscheinlich wird ihnen noch weniger an jenen Gebieten liegen, als unseren deutschen Russenfreunden, die ohne weiteres bereit sind, sie bedingungslos wieder dahinzugeben.



Dunkler Traum · Von Walter Britting (im Felde)

Tief im Traume kamst du mir entgegen
Heut' auf unvergess'nen Heimatwegen.

Tratest eben aus dem stillen Haus,
Und die Kinder sprangen dir voraus.

Doch schon schreckte sie der fremde Mann,
Und auch du sahst mich betroffen an;

Stockte, wie gebannt, dein rascher Fuß,
Wußtest du kein einzig Wort zum Gruß —

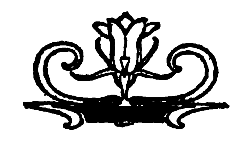
Und eh' eines sich zum andern fand,
Riß der Traum uns wieder auseinand' ...

Dunkler Traum, du nachtentstellt Gesicht,
Nimmer glaub' ich, was dein Argwohn spricht:

Daß die Liebe bei der Wiederkehr
Nicht mehr wüßte, wer der Wandrer wär' ...

Anders sagt mir's jeder junge Tag,
Anders jeder heiße Herzensschlag,

Und was ihre Stimme mir verspricht,
Täuscht dereinst den Heimgekehrten nicht.



Deutsch-Kurland

Das Gerücht, ein Kronrat habe bereits über das Schicksal von Kurland entschieden, hatte — so berichtet Ernst Pfeiffer in der „Deutschen Tageszeitung" — bei unseren Brüdern im Osten ein freudiges Herzklopfen erregt. Im Deutschen Klub in Riga schlug es an jenem Abend wie ein elektrischer Funke ein. Die Rigaer Herren an meinem Tisch hoben ihre Gläser ob der freudigen Mär; aber gedämpft klang die Frage nach: „Und wir?" Allerdings, da gilt es noch Hoffnung und Geduld. Aber das Deutschtum in Riga hofft felsenfest auf den Tag, da es heißen wird: „Wir auch!" Und dann werden die Herzen und die Gläser klingen!

Es lockte mich, in diesen Tagen der Gerüchte einmal in Kurland selber dem Deutschtum an den Puls zu fühlen. Die erste Rigafahrt deutscher Zeitungsverleger und Schriftsteller gab mir Gelegenheit dazu. Die Stimmung, auf die ich stieß, war ruhige und feste Zuversicht. Jene Nachricht über die Entscheidung durch den Kronrat wurde ja als falsch erklärt; aber — so sagte man mir — wäre es denn denkbar, daß Deutschland uns je wieder verlassen könnte?

Einen Aufenthalt in Mitau benutzte ich mit Freuden zu einem Besuche bei einem der bekanntesten Führer und besten Männer des baltischen Deutschtums, dem kurländischen Generalsuperintendenten Bernewitz, den reichsdeutsche Wissenschaft soeben mit der Würde eines Ehrendoktors der Theologie ausgezeichnet hatte. Zwar fand ich unbedingte Zuversicht auch hier, blieb aber nicht im Zweifel, daß man sich doch auch hier nach endlicher Gewißheit sehnt. Was wir wohl von Kurland erwarten dürften? Von der großzügigen Darstellung, die mir D. Bernewitz darüber vortrug, kann ich an dieser Stelle leider nur einige Gedanken geben. Zwei Grundtatsachen schickte er voraus: die Kraft des kurländischen Bodens und die geringe Zahl seiner Bewohner. Ich empfand beides als Aufgabe und Verheißung. Wir haben hier, sagte D. Bernewitz, besten schwarzen Boden. Aber wer bebaut ihn? Viele von den Entführten und Entflohenen werden nicht mehr zurückkommen. Im günstigsten Falle würden nach dem Kriege 15 Letten auf dem Quadratkilometer sitzen, kaum mehr. Unser Land aber, so rief der kurländische Führer aus, könnte die deutsche Zahl ernähren, nämlich 125 Menschen auf dem Quadratkilometer. Auf meine erstaunte Frage fügte er hinzu, daß dazu allerdings etliche Voraussetzungen erfüllt werden müßten. Viele tausend Hektar sind noch Unland (das größte kurländische Rittergut hat davon 27000 Hektar!), auf weiten Strecken des besten Weizenbodens stehen jetzt Wälder. Da liegen Möglichkeiten! Ein Drittel des ganzen Bodens ist fiskalisch und stände also ohne weiteres zur Verfügung. Allerdings eine Kleinsiedlung könnte man nur in natürlicher Weise, also Hand in Hand mit der Entwicklung der Verkehrs- und Absatzmöglichkeiten wachsen lassen. Wir brauchen daneben aber durchaus den Großbauern und Großgrundbesitzer, ja auch den Domänenpächter. Der kurländische Adel will bekanntlich ein Drittel seines Besitzes zu den billigen Friedenspreisen abgeben. Vieles Land, das der ruinierte Grund-

besitz, dem durch keine Anleihen mehr zu helfen ist, losschlagen muß, wird freihändig sein. Manche von den Letten, die es lieber mit der viel leichteren russischen Konkurrenz zu tun haben, werden den Wettbewerb mit dem überlegenen Deutschen nicht mehr aufnehmen wollen. Also Land ist genug da, und dieses Land schreit nach Menschen! — —

Aber werden dann Deutsche einwandern wollen zwischen die Letten, die eine volkstümliche Anschauung bei uns doch vielfach als eine Art von Polen, behaftet mit Übelwollen und überheiztem Chauvinismus, ansieht? Der Generalsuperintendent widersprach eifrig dieser Anschauung. Eine Million Deutsche in Kurland eingewandert, setzt die Letten sofort in die Minderheit. Im übrigen aber — und das sagte der gewiegte Kenner der Verhältnisse mit ruhiger und überlegener Sicherheit —, verständig angefaßt, gibt's überhaupt keine lettische Frage! Was ist denn die Krankheit der sonst so strebsamen und arbeitswilligen Letten? Die Russen haben sie systematisch aufgehetzt und systematisch zu Spitzeln und Spionen gegen die Deutschen erzogen. Aber glauben Sie, diese Krankheit ist nicht unheilbar! Sie ist gewissermaßen durch die Natur zu heilen. Machen Sie die Fenster auf und lassen Sie Luft und Licht herein! Schaffen Sie vor allem die verderbte lettische Lehrerwelt ab. Lassen Sie dem sozialen Gedanken freien Lauf, der Entwicklung des Genossenschaftswesens. Schaffen Sie Verkehrs-, Erzeugungs- und Ausfuhrmöglichkeiten, was durch das Fallen der deutschen Zollgrenzen geschähe, und Sie werden sehen: es wird auch dem letzten Letten einleuchten, daß sein Vorteil ihm von Deutschland kommt. Und darauf kommt's an! Meinen Sie doch nicht, daß der lettische Bauer mit dem Kopfe denke; nein, er denkt mit dem Magen. Immateriell kann eigentlich nur der lettische Gelehrte und Rechtsanwalt, der von einem Wolkenkuckucksheim einer lettischen Republik träumt, denken. Der lettische Bauer treibt Politik vom Kuhstall aus. Je direkter und stärker unsere Anlehnung an Deutschland sein wird, desto klarer wird es auch sein: es gibt gar keine lettische Frage! Die lettischen Kinder drängen sich ja schon lange in die deutschen Schulen.

Von der politischen Behandlung der Letten würde demnach also viel abhängen. Aber gerade bei diesem Punkte glaubte ich bei dem Generalsuperintendenten gewisse Befürchtungen herauszufühlen. Lassen Sie sich's gesagt sein: Nicht mit politischen Geschenken, sondern nur mit wirtschaftlichem Wohlergehen werden Sie die Letten gewinnen! Glauben Sie's uns doch! Wir sind ja viel erfahrener, schlauer, ja, wenn Sie wollen, „gerissener" darin, unser Deutschtum durchzusetzen. Ist ja doch Torheit, zum Hopfen zu sagen: Denke dir aus, in welcher Weise du wachsen willst! Nein, man gebe ihm einen Pfahl zur Anlehnung! Ich bin Altruist; aber ich meine: wer nicht den Mut hat, für sein Volk eine nationale Politik mit einem gewissen egoistischen Grundton zu treiben, der mache doch ruhig Gedichte und flicke Schuhe, halte sich aber fern von Politik! Ich will nicht heißen, wie ich heiße, wenn man unter den jetzigen günstigen Verhältnissen nicht in zehn Jahren hier ein deutsches Land vorfände! Es müßten anders denn schon sehr große Dummheiten gemacht werden sein, etwa wie im

Westen Deutschlands, wo sie nach 40 Jahren ein Zabern erlebten! — Der Lette hat auch jetzt wieder Erfahrungen gemacht, die seinem Worte recht geben: „Der Lette ist des Letten Teufel.“ Er sieht schon jetzt, daß er mit dem Deutschen weiter kommt, als mit dem Russen. Das deutsche Volk aber braucht Weiten. Der Generalsuperintendent erzählte mir, wie viele Landsturmmänner schon jetzt darauf warten, sich hier in Kurland eine „Klitsche“ anzuschaffen. Nun, die Gelegenheiten sind günstig. Folgen Sie uns und fangen Sie's richtig an — und Sie werden auch den Letten gewinnen!

Nach manchem, was ich sonst noch hörte, darf ich sagen: So spricht Deutsch-Kurland!

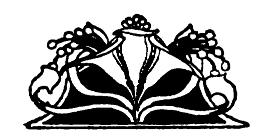


Lied der Schipper · Von Paul Richter

Wir sind Soldaten, wie andre auch,
Und kennen des Krieges Bürde und Brauch,
Wir auch!
Und kämpfen die andern Mann gegen Mann, —
Wir greifen die feindliche Erde an
Und mühn uns in Schweiß und Pulverrauch,
Wir auch!

Und ernten die andern Lorbeer und Lohn, —
Uns grüßt der Feind für Pflicht und Fron
Mit Hohn.
Und stürmen die andern ins Heldengrab, —
Wir legen leis das Bangen ab
Und geben der Heimat den letzten Hauch,
Wir auch!

Den andern türmt man Hügel zuhauf,
Setzt Helm und zerbrochenen Degenknauf
Darauf.
Uns bette man still und stumm zum Ziel,
Stoß' in das Grab einen Spatenstiel!
So ehrt des Todes heiliger Brauch
Uns auch.





Sparsame Wirtschaft in der „guten alten Zeit"

Kulturgeschichtliche Studie

Das tägliche Leben unserer Vorfahren spielte sich in viel schlichteren Formen ab, als in unsern Tagen. Durch die Kriegsnot sind wir jetzt vielfach in ihren Zustand zurückversetzt; ihren einfachen Gewohnheiten entwachsen, fällt es uns aber schwer, uns wieder hineinzufinden. In den allerwichtigsten, unentbehrlichsten Dingen, die inzwischen neu hinzugekommen sind — von der Kartoffel angefangen —, werden uns Beschränkungen auferlegt, die wir als große Unannehmlichkeit empfinden.

Ein gewissermaßen klassisches Vergleichsstück zwischen einst und jetzt bilden die amtlichen Bestimmungen der deutschen Reichsbekleidungsstelle mit dem Kleiderbesitz Schillers. Jetzt sollen „Heimkrieger" mit folgendem auskommen: 1 Werktags- und 1 Feiertagsanzug, 1 Überzieher oder Umhang, 2 Arbeitskittel, 2 Westen, 2 Arbeitshosen, 2 Berufsschürzen, 1 Paar Winterhandschuhe und 6 Taschentücher, 3 Ober-, 3 Unter- und 2 Nachthemden, 3 Unterhosen, 4 Paar Strümpfe, 3 Paar Schuhe oder Stiefel, 1 Paar Hausschuhe oder Pantoffeln. Demgegenüber wies der Besitz Friedrich Schillers an Kleidungsstücken, urkundlicher Überlieferung zufolge, nachstehenden Bestand auf: 37 Hemden, 33 bunte Taschentücher, 22 Paar Strümpfe, 3 Mützen, 3 Hüte, 3 Paar Stiefel, 4 Paar Schuhe, 10 Röcke, 3 Oberröcke, 1 Pelz, 1 Mantel, 3 Paar schwarze seidene Hosen, 1 Paar schwarze Tuchhosen, 1 Paar grüne Hosen, 5 Paar Nankinghosen, 2 Paar schwarze Zeughosen, 1 Paar lederne Hosen und 4 gestickte Westen. An unsern jetzigen Verhältnissen gemessen — und zwar nicht nur an den augenblicklichen, außergewöhnlichen, sondern an den regelrechten der Friedenszeit — könnte sonach der Dichter des „Poet im Himmel" nachgerade als Verschwender erscheinen; dabei stammt diese inhaltsreiche „Kleiderbestandsaufnahme" nicht einmal aus seiner besten Zeit. Um die Steigerung im gleichen Schwunge fortzusetzen, möchte man ihm gleich einen Verschwender ersten Ranges — in jeder Beziehung — gegenüberstellen. Etwa den berühmten und berüchtigten Premierminister Augusts des Starken, Graf Brühl, der, nach einem im Jahre 1765 an Gerichtsstelle hinterlegten Verzeichnis, allein an Kleidungsstücken folgendes hinterließ: 198 gestickte Kleider, 61 reiche, 40 seidene, 84 samtene, 24 Trauer-, 23 ordinäre Kleider, 43 Schlafröcke, 30 Hüte, 47 Pelze, 17 Zobelmüffe, dazu eine Menge kostbarer Stoffe, Tressen und Galalivreen; alles in allem im Wert von 62007 Talern 5 Groschen 9 Pfennigen; dazu kamen noch für 21445 Taler 10 Groschen Spitzen und Wäsche!

Abgesehen von solchen „Ausnahmen, die die Regel bestätigen", können wir uns die Lebensführung unsrer Vorfahren kaum ursprünglich genug vorstellen. „In meines Großvaters Hause", schreibt Ulrich von Hutten, „wurde noch kein Pfeffer, Safran, Ingwer und

kein Kleid von fremder Wolle gebraucht“, und er fügt hinzu: „die zuerst das Übel nach Deutschland brachten! Das Vaterland bringt alles hervor, was man braucht, aber Kleider, Speisen, Arznei holen sie von den Säulen des Herkules, von Ceylon, vom Ganges, vom Nil; davon hat der zehnte Teil in Deutschland das Podagra, Gicht, Lähmung, Wassersucht, Scharbock, Franzosenkrankheit.“ Abends Licht zu brennen, alle Tage warme Speisen zu genießen und Leinwand zu tragen, galt noch im 13. Jahrhundert als ein großer Luxus; in der Frühzeit unseres Volkes war, wie Jakob Grimm in seinen Deutschen Rechtsaltertümern anführt: wenn ein Mann ein Hemd, eine Frau Hosen trug, Grund zur Ehescheidung! Die ersten leinenen Hemden trug die Gemahlin König Karls VII. von Frankreich; in England trug die Königin Elisabeth die ersten seidenen Strümpfe, in Frankreich König Heinrich II. bei der Hochzeit seiner Tochter; noch von dem „Geheimnisvollen im Schlosse zu Eishausen“ (bei Hildburghausen, 1810—1845) erzählt Bülau in seinen „Denkwürdigen Geschichten und Menschen“ halb tadelnd, halb rühmend: „Der Graf trug stets (!) Schuhe, weißseidene Strümpfe und ein und dasselbe Paar nie länger als vierzehn Tage (!). Alles deutete auf eine Gewohnheit zu fast übertriebener Reinlichkeit (!), und diese, wie manches andere, auf holländischen Ursprung.“ Das Taschentuch wurde erst 1580 in Deutschland bekannt, aber nur Könige, Fürsten und andere Personen von hohem Range durften es benutzen! Noch 15 Jahre später wurde sein allgemeiner Gebrauch Dresdens Bürgern ausdrücklich untersagt und sie auf die guten Dienste ihrer fünf Finger verwiesen. Auch die Redensart von der „fünfzinkigen Gabel“ hat sich noch gar nicht lange überlebt. Noch Anna von Österreich, die „Königin mit den schönen Händen“, griff, ohne Anstoß zu erregen, mit der Hand ins Ragout, um die Beute ihrem — Tischnachbar in den Mund zu führen. Den ersten Filzhut trug wohl Kaiser Karl V. im Jahre 1547, als er seine Truppen musterte; er war mit Samt überzogen und sehr klein, und als es regnete, nahm er ihn ab, damit er nicht naß wurde. Tische und Stühle waren so wenig gebräuchlich, wie Glasfenster; im Jahre 1458 rechnete es Äneas Silvius zur größten Pracht Wiens, daß dort fast alle Häuser Glasfenster hatten.

Nur verhältnismäßig selten erfährt man aus der Geschichtschreibung früherer Jahrhunderte etwas über die Lebensführung der bürgerlichen Welt; man muß da vielerlei einzelne Bemerkungen aus den alten Chroniken und Hausbüchern zusammensuchen, um sich ein ungefähres Bild zu machen. So wird von dem Vater des berühmten Samuel Pufendorf, einem kleinen Pfarrer zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, erzählt, daß er seinem Sohne, als er ihn auf die Fürstenschule nach Meißen schickte, „außer einem herzinbrünstigen, zu Gott abgelassenen Gebet weiter nichts mitgeben konnte“. Das war viel, und doch wenig genug; damit würde heutzutage der Tüchtigste nicht weit kommen. Kleidungsstücke, deren Besitz heute selbstverständliche Voraussetzung ist, um sich überhaupt öffentlich zeigen zu können, waren früher dem gemeinen Manne unerschwinglich. Deshalb wurden sie — und vielfach auch die Kost — anstatt des Lohnes oder neben dem Lohne verabreicht. Im Jahre 1551 mußten in Dresden alle Einwohner auf Herzog Moritzens Befehl wegen der Türkengefahr fünf Tage „gegen Brot und Gewand“ bei der Befestigung der Stadt mithelfen. Um dieselbe Zeit, als das vormalige Zisterzienserkloster Grünhain im Erzgebirge aufgehoben und in ein kurfürstliches Amt verwandelt worden war, bekam der erste dortige Amtmann, ein Freiherr Georg v. Trützschler auf Falkenstein, jährlich 40 Mfl. nebst zwei Kleidern und ein Paar Stiefel. Was dem starken Geschlechte recht war, war dem zarten billig! Eine Hofdame der Kaiserin erhielt „jährlich zwei Röcklein und drei Schleier“, und wenn sie mit ihrer Gebieterin auf Reisen war, „täglich ein Semmelein Eierbrot und“ — Zeichen der Zeit! — „ein Maß Met, anderthalb Maß Wein und fünf Maß Bier“! Sie mußte spinnen, kochen, flicken und Märchen erzählen, auch einen Zelter besteigen können, und ehe es weiter ging, sollte sie immer drei Tage vorher benachrichtigt werden, um ihre Kleider zu waschen und auszubessern.

Die Landesherren, damals in dieser Hinsicht wahre Landesväter, schafften das nötige

Tuch im ganzen an und verschnitten und verteilten es an ihre Umgebung. Bei allen freudigen und traurigen Anlässen stattete der Hof eine weitgehende Gefolgschaft auf solche Weise aus. Bei Volksfesten wurden Kleidungsstücke als Belohnungen und Preise ausgesetzt. So stiftete Kurfürst „Vater August" von Sachsen im 16. Jahrhundert wiederholt den Dresdener Armbrustschützen ein „Schützentuch". Noch im Jahre 1731 spendete der Rat zu Frankfurt am Main, als er einen neuen Galgen aufrichtete — auch das war ein allgemeines Volksfest! —, den Bürgern „ein Faß Wein zu vertrinken und der Schuljugend einen Hut und ein Paar Strümpfe zu vertanzen". Bei andern Gelegenheiten wurden „Testamentstücher" ausgeteilt und (Dresden 1557 anläßlich einer Schulweihe) verschnitten.

Wer einen solchen glücklichen Griff machte, ließ dann manchmal auch andere seine „Kleiderpracht" mitgenießen. So meldet eine schwäbische Chronik vom Jahre 1401: „Graf Friedrich von Zollern und Herr Johannes von Zimmern sind sehr gut Freund miteinander gewesen, also, daß sie beide mit Graf Wolf von Montfort, obwohl sie an Land und Leuten drei mächtige Herren waren, nur ein einziges samtenes Wams gehabt haben. Das hat ihnen dreien gemeinsam gehöret." Was würde in unsern Tagen der allgemeinen Kleidernot der einfachste Bürger sagen, wenn ihm zugemutet würde, ausgerechnet seinen „Bratenrock" mit andern zu teilen! Und doch! Vor fünfzig, sechzig Jahren noch geschah ähnliches. Damals wuchsen mein Vater und seine Brüder in einer kleinen Landpfarre an der sächsisch-preußischen Grenze auf: dreiviertel Dutzend Buben, und sie hatten alle nur ein Mützchen, das immer nur der, der den Vater auf einem Amtsgange begleitete, stolz zur Schau trug. Gleichwohl war auch das längst nicht das Äußerste. Jeder weiß, wie schwer es ist, eine ganze Stadt unter einen Hut zu bringen. Gar erst unter eine Haube! Auch das hat sich begeben. In dem oldenburgischen Städtchen Wildeshausen gab es noch vor hundert Jahren ein Hochzeitskrönchen, das jedes junge Mädchen an seinem Ehrentage als Braut aufsetzte. Von einem blonden Kopfe wanderte es zum andern; die Erinnerung aller Geschlechter war mit diesem eigenartigen Schmuckstück, das dann leider abhanden gekommen ist, verknüpft.

Auch die Hofhaltung der Fürsten zeugte von erstaunlicher Bescheidenheit und Sparsamkeit. Als im Jahre 1598 Kurfürst Johann Georg von Brandenburg gestorben war, machte man den jungen sächsischen Prinzen Trauerkleider „von alten Mänteln". Daß man trotzdem behagliche Tage lebte, bekundet ein Briefchen, das Herzog Moritz nach der Belagerung von Magdeburg an seine blutjunge Eheliebste — er heiratete die erst Elfjährige ohne Wissen ihrer Eltern — nach Dresden schrieb: „Ich will diesen Winter bei Dir bleiben vnd wollen mit einander birn braten; wenn sie czuschen (zischen), so wollen wir sie ausnemen vnd wollen mit Gottes Hülfe ein guts mutlin haben." Kann es unter solchen Umständen verwundern, daß gelegentlich auch einmal die reichen Städte der landesherrlichen Familie eine Gabe zudachten?! Von solchen traulichen Beziehungen erzählen die Meißener Stadtrechnungen aus dem Jahre 1468. Bald nachdem die Gemahlin Herzog Albrechts auf der Albrechtsburg eines Töchterchens genesen war, bewilligte man von Rats wegen „32 gr. vor Zcwene taffit (zwei Stücke Taffet) vnser gnedigen jungen frauwen, herczogen Albrechts weibe, als sie zcu der Kirchen ist gegangen". In besonderen Fällen scheute der Landesvater wohl auch nicht davor zurück, seine Landeskinder um irgend etwas zu bitten, das ihm am Herzen lag. So liegt bei den sächsischen Landtagsakten ein richtiger landesherrlicher Weihnachts-Wunschzettel, der folgenden Wortlaut hat:

An den Herrn Landeshauptmann Hanuß Wolffen v. Gersdorff
Johann George, Chur-Fürst usw.

Vester lieber besonderer. Wir haben unlängst verstanden, daß der v. Zschirnhausz sechs apfelgraue schöne Rosse hätte, welche für uns einen Zug Leib-Pferde bedeuten könnten. Wenn wir denn dieselben gerne haben möchten zumahlen wir deren Höchst von nöthen hätten; Uns aber anjetzo die Mittel entstehen, käuflich dazu zu gelangen; Als haben wir erachtet, wenn

ihr doch denen Löbl. Ständen des Markgrafentums Ober-Lausitz das vielleicht unter den Fuß geben könntet, daß uns dieselbigen gefielen, Sie Uns dieselbigen präsentierten. Wir wollten euch solches in allen Gnaden gegen sie zuerkennen, eingedenk bleiben. Wenn ihr denn unzweifelhaftig das Ewre dabey thun werdet, vnd sie sich willig darzu erklärten, sahen Wir gerne, daß solche je eher je besser überbracht werden möchten. Solches haben Wir an Euch gesinnen und in Gnaden gewogen bleiben wollen.

Dresden, den 19. Winter-Monaths 1640.

Johann George H. zu Sachßen. Signum

Daß am brandenburgisch-preußischen Hofe sparsame Wirtschaft herrschte, braucht eigentlich kaum gesagt und bewiesen zu werden, denn sie war sprichwörtlich. Gleichwohl dürften einige weniger bekannte Beispiele dafür weitere Kreise interessieren. Am 24. August 1476 feierte der damalige Kurprinz Johann Cicero im Schlosse zu Köln seine Hochzeit, bei der es so bescheiden zuging, daß er selber darüber an seinen Vater — der also nicht einmal persönlich zugegen war — schrieb: „Item, wir sind in unserer Haushaltung gar geringe versehen mit Bettgewand, Laken, Polstern und Tischtüchern und allem andern, das dazu dient, dazu auch etweniges Geld gehört. Auch wie schwach wir an Silbergeschirr, ist Euch wissentlich. Denn wir haben nicht mehr von Silbergeschirr, als wie die Ew. Liebe zugeschickten Zettel innehalten, ausgenommen 12 silberne Löffel, die wir nach Eurem Abwesen haben machen lassen.“ Rund hundert Jahre später (1569) sagte Markgraf Johann von Brandenburg zu seinem Geheimen Rate B. v. Mandelsloh, der in seidenen Strümpfen vor ihm erschien: „Bertholde, ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur Sonn- und Feiertags.“ Um Beispiele aus späterer Zeit zu nennen: Friedrich der Große war so sparsam, daß er für den ganzen Karneval 1751/52 ein „Droschkenabonnement“ bei dem Fiakerbesitzer Peter Walther nahm, der infolgedessen seinem Landesherrn jedesmal den tarifmäßigen Fahrpreis von 16 auf 12 Groschen ermäßigte. Als der König starb, fand man kein heiles, sauberes Hemd in seinen Schubladen, und so gab ein Diener eins von den seinen her, womit man die Leiche bekleidete; sie war klein, wie ein Kinderleib. Von Friedrich Wilhelm III. wird berichtet, daß er dem Kronprinzen während der Befreiungskriege als einziges Geburtstagsgeschenk für 2 Gute Groschen Obst kaufte, auch ist bekannt, daß er seine Uniform wenden ließ, als die rechte Seite zu schäbig geworden war. Diese Sparsamkeit, die sich nicht überbieten läßt, ist bekanntlich auch auf seinem Denkmal im Berliner Tiergarten verewigt, das den König mit einem — Flicken auf dem Stiefel zeigt. Sie erbte sich dann noch weiter fort auf seinen großen Sohn. Hier fand sie gleichfalls ihren geschichtlich denkwürdigen Ausdruck in den jetzt so kostbaren, zwischen Kaiser Wilhelm I. und Bismarck hin und her — und wieder zurück — geschickten „Sparkuverts“. Weniger bekannt ist, daß der Kaiser, der stets nur auf einer sehr einfachen, eisernen Bettstelle schlief, zeitlebens keine eigene Badewanne besaß; wenn er zu baden wünschte, schickte man in ein nahes, vor einigen Jahren abgebrochenes Gasthaus und ließ dort eine holen. Das alles ist jetzt nun freilich auch schon lange her. Es war ein letzter, ferner, bei allem Wunderlichen doch liebenswürdiger Nachklang der „guten alten Zeit“.

Dr. Johannes Kleinpaul

Berliner Theaterwinter

Wie die Dinge liegen, wird man gut tun, eine Änderung des Berliner Theatersystems für ausgeschlossen zu halten. Die Quellen fehlen, aus denen eine innere Wiedergeburt allein steigen könnte. Der böse Wille zur Vernichtung aller nationalen und sittlichen Werte ist so felsenfest erwiesen, daß man ihn auch als eine felsenfeste Tatsache hinnehmen muß. Mit einer historischen Beweisführung darf man nicht Eindruck machen

wollen, weil die brünstige Machtgier, in diesem wie in anderen Fällen, höher gearteten Argumenten nicht zugänglich ist. Man wird auch weiter unsern großen Dichtern die frostigen Anstandsbesuche machen, die nötig sind, um den wahren Charakter des deutschfeindlichen Systems zu verhüllen. Man wird auch weiter die deutschen Schriftsteller spielen, die sich so durchgesetzt haben, daß sie unanfechtbar geworden sind, oder die sich sonst in irgendeinem Belang den dunklen Zwecken des Kurfürstendamms dienstbar machen lassen. Und man wird auch weiter die Neuerscheinungen vom Ausland oder von den blutsverwandten Vettern im Inland beziehen. —

Im Sinne dieser Taktik war es nur logisch, daß der einzige neue Mann des bisher abgelaufenen Winters erst zu uns kam, nachdem ihm das Kgl. Schauspielhaus in Dresden die Bahn gebrochen hatte. Gerade ein sächsisches Hoftheater hatte manches Vorurteil zu überwinden, bevor es der Kunst diesen Dienst erweisen konnte; denn der neue Mann ist Redakteur an einem sozialdemokratischen sächsischen Blatt. Man erkannte in Dresden aber den künstlerischen Wert von „Dyckerpotts Erben" und ließ ihren Verfasser Robert Grötzsch nicht zum Märtyrer seiner politischen Gesinnung werden. Anders verfuhr man in Berlin. Der Liberalismus des Kurfürstendamms weiß gerade augenblicklich die internationalen Illusionen der Sozialdemokratie in diabolisch geschickter Weise für seine geheimen Ziele auszunutzen. Vom „Berliner Tageblatt" führen zahlreiche Fäden nicht nur zum „Vorwärts", sondern auch zu denen um Ledebour und Haase. Es mußte gerade jetzt der regierenden Theatersippe vortrefflich in den Kram passen, einen sozialdemokratischen Dichter in bengalischer Beleuchtung auf der Bühne zu zeigen. Was in Dresden ein Widerstand war, der mit künstlerischem Idealismus überwunden werden mußte, verwandelte sich in Berlin zu einem starken Anreiz der Aufführung. Wenn die Theatredirektoren trotzdem eine eisige Kälte bewahrten, lag es an dem Umstand, daß Robert Grötzsch germanisches Gepräge zeigt und im Sinne der anständigen germanischen Charakterkomödie schafft. Auch die Freundschaft, die der Kurfürstendamm der Sozialdemokratie entgegenbringt, verfliegt sofort, wenn der Sozialdemokrat deutsches Wesen erkennen läßt. Wenn Herr Robert Grötzsch nur halbwegs ein besinnlicher Kopf ist, kann ihm das Berliner Schicksal seines Stücks manches ins Ohr flüstern, das für seine politische Erkenntnis nützlich werden könnte. —

In „Dyckerpotts Erben" macht ein reicher Sonderling seinen bissigen Hund zum Universalerben und faßt das Testament so ab, daß die erbschleichende Verwandtschaft dem Köter wie einem allmächtigen Tyrannen schmeicheln muß. Daß hungrige Erben geprellt werden, ist ein in allen Literaturen wiederkehrendes Motiv, und daß es durch einen Hund geschieht, wäre an sich auch nur ein mäßiger Einfall. Schon der Umstand aber, daß hier der Hund zum Tyrannen wird, und daß die menschliche Niedrigkeit vor ihm kriecht, bringt eine wertvolle Steigerung. Die erlösende satirische Idee liegt für mich dann in dem feinen Zug, daß in einem Zusatztestament gerade der zum Erben gemacht wird, der so menschlich-mutig denkt, daß er das würdelose erste Testament verachtet, auf den Mammon pfeift und den bissigen Köter totschlägt. Die Arbeit weist sehr lebendig gesehene und gut geschilderte Charaktere auf. Im besonderen ein sächsischer Philister glänzt in den saftigsten Farben des Lebens. —

Und das Berliner Schicksal des Stückes? Herr Reinhardt kommandiert drei Bühnen; die Herren Meinhard und Bernauer ebenfalls drei; Herr Barnowski zwei. Unter diesen acht Bühnen war aber nicht eine, die sich der hoffnungsvollen deutschen Komödie annahm, obwohl sie von Dresden aus bereits die Zeitungen stark in Bewegung gesetzt hatte. Weit in den rußigen Osten hinaus mußte sie flüchten, wo das Residenztheater in seiner gegenwärtigen Daseinsform auf ein kleinbürgerliches Publikum angewiesen ist, dem man das Gefallen an deutschen Stücken vorläufig noch nicht hat abgewöhnen können. Und nicht einmal hier ließ man es unangefochten sein. Am Premierenabend war eine starke Gruppe als „Miesmacher" tätig, und nachher wurde in den erprobten Spalten des „Berliner Tageblatts" eine kleine

Plagiathetze eingeleitet, die den hoffnungslosen Versuch machte, der Arbeit den Verdacht mangelnder Originalität anzuhängen.

Dafür wurde aber in den angeblich vornehmen Kammerspielen die Spielzeit mit einem furchtbaren Kinoschmarren des Dänen Johannes V. Jensen eingeleitet und im Lessingtheater wurde die Pariser Arbeit eines Budapesters gespielt, obwohl eben das Lessingtheater kurz vorher vom ungarischen Chauvinismus gezwungen worden war, sein Budapester Gastspiel abzubrechen. Beide Abende bedeuteten für uns eine schwere nationale Demütigung. Eben darum standen für sie die einflußreichen Bühnen bereit. —

In der „Winterballade“, die im „Deutschen Theater“ gespielt wurde, ist Gerhart Hauptmann seit langer Zeit wieder ein Werk reiner Poesie gelungen. Ästhetische Merkmale, die auf eine sozusagen grundsätzliche Überwindung der traurigen Niedergangsperiode schließen ließen, sind in der Arbeit freilich nicht zu erblicken. Vielmehr ist bezeichnend, daß sie in künstlerischer Abhängigkeit von Selma Lagerlöf entstanden ist. Fremde Anregung, nicht eigene Entwicklungskraft war hier am Werk. Aber wie stark auch immer Hauptmann sich von einem fremden Stoff hat tragen lassen: es ist ein Werk dabei herausgekommen, das nach all dem Routinekram aus Budapest oder Frankreich mit Achtung und Wärme behandelt sein will. — Schottische Söldner, die im Schweden des 16. Jahrhunderts in einem ungewöhnlich bärbeißigen Winter auf das Auftauen des Eises warten, um heimkehren zu können. Kriegsbewegtheit, Kriegswildheit, Kriegslust. Das Kolorit einer fernen, dunklen Zeit. Schreckliche Geschehnisse. Trotzige Nordländer, blonde träumende Mädchen. Das sind die Elemente, aus denen in der „Winterballade“ eine Welt von poetischem Reiz gewoben ist. Germanische Motive von beglückender Reinheit hören wir klingen. —

Im Lessingtheater kam der Lyriker Dehmel mit einer dramatischen Arbeit zu Wort, die viel Sonderbares aufwies, aber schließlich doch wertvoll war. Die szenische Technik fehlte diesen „Menschenfreunden“ fast ganz. Schwer und drückend lag der Himmel des Stückes auf den Zuschauern. Wir sahen die aufreibenden Qualen eines einsamen Grüblers, der vor der Welt ein gefeierter Wohltäter, vor seinem eigenen Gewissen aber ein Mörder war. Der bis zum Äußersten gefolterte Mann wurde hier und da von den unheimlichen Lichtern des Irrsinns überspielt. Lustig anzuschauen war das gewiß nicht. Oft war es quälend, nicht nur für den satten Philister, sondern auch für vernunftbegabte Wesen. Auf der Bühne aber litt und stritt eine menschliche Seele, und schließlich überblickte man doch ein erschütterndes Schicksal. —

Ein dritter unserer bekannten Dichter, nämlich Sudermann, hatte aus seinem „Katzensteg“ ein grobes Volksstück gemacht, das im „Theater an der Königgrätzer Straße“ gespielt wurde. Es genügt, wenn an dieser Stelle die recht geschmacklose, aber auch recht beiläufige Angelegenheit einfach notiert wird. An der gleichen Bühne sahen wir die „Iphigenie“ in einer mäßigen und Ibsens „Wildente“ in einer guten Aufführung. —

Im übrigen erlebten wir, daß bei Reinhardt eine manierierte Regie die glutvollen Farben des „Don Carlos“ durch naturalistische und andere Mätzchen umbrachte. Von diesen sonderbaren Schillerinszenierungen, die in Wirklichkeit auf eine Entgötterung unserer klassischen Welt hinauslaufen, soll einmal zu gelegnerer Stunde mehr gesagt werden. In einer vortrefflichen „Räuber“-Aufführung des Kgl. Schauspielhauses konnten wir uns diesmal von dem leidigen Schreck in der Schumannstraße erholen.

Von Gogol und Tolstoi wurden bekannte Stücke („Revisor“ und „Der lebende Leichnam“) hervorgeholt, und Herr Felix Salten bot in einem Einakterzyklus „Kinder der Freude“ gefällige und zum Teil amüsante Theatermache. Neben Robert Grötzsch war Herr Felix Salten der einzige weniger bekannte Autor, der mit einer neuen Arbeit auftrat. Daß ihm bei seinen Beziehungen zum Kurfürstendamm die Kammerspiele offen standen, ist ohne weiteres begreiflich.

Erich Schlaikjer

Walter Flex †

Laut möchte man klagen, daß nun auch dieser junge Dichter sein frühes Grab gefunden hat. Riga hat dieser glühende Deutsche wieder in deutsche Hände gelangen sehen, bald danach ist er den Soldatentod gestorben. Aber es darf keiner klagen um die früh Vollendeten, der das schönste Buch von Walter Flex gelesen hat: „Der Wanderer zwischen beiden Welten" (München, C.H.Beck; 2,50 ℳ), eines der trostreichsten Bücher, die unsere Literatur besitzt. Gerade weil es mit einer von Weh blutenden Feder geschrieben ist. Am Ende jenes Buches redet sein verklärter Sonnenfreund Ernst Wurche dem hadernden Herzen des Zurückgebliebenen zu: „Totenklage ist ein arger Totendienst, Gesell! Wollt ihr eure Toten zu Gespenstern machen oder wollt ihr uns Heimrecht geben? Es gibt kein Drittes für Herzen, in die Gottes Hand geschlagen. Macht uns nicht zu Gespenstern, gebt uns Heimrecht! Wir möchten gern zu jeder Stunde in euren Kreis treten dürfen, ohne euer Lachen zu zerstören. Macht uns nicht ganz zu greisenhaft ernsten Schatten, laßt uns den feuchten Duft der Heiterkeit, der als Glanz und Schimmer über unserer Jugend lag! Gebt euren Toten Heimrecht, ihr Lebendigen, daß wir unter euch wohnen und weilen dürfen in dunklen und hellen Stunden. Weint uns nicht nach, daß jeder Freund sich scheuen muß, von uns zu reden! Macht, daß die Freunde ein Herz fassen, von uns zu plaudern und zu lachen! Gebt uns Heimrecht, wie wir es im Leben genossen haben!"

Mir ist, tausend junge Deutsche, die in Klarheit zur Verklärung hinübergegangen sind, riefen uns diese Worte zu. Wir müssen ihnen Heimrecht geben, schon um unserer selber willen. Wir können ohne sie nicht leben. Solange wir aber diese echten „Freiwilligen" in unserer Nähe haben, solange sie uns geistige Gesellen sind, kann es um Deutschland nicht schlecht stehen. Wie tief haben diese Jünglinge die Fragen der Zeit, aber auch der Zukunft, die uns Begrenzten schon beinah Ewigkeit erscheint, erlebt, wenn sie so auf dem Wege zwischen den beiden Welten zusammen wanderten. Seinem jungen Freunde legte Flex die Worte in den Mund: „Wie es dem Manne geziemt, in kräftiger Lebensmitte zuweilen an den Tod zu denken, so mag er auch in beschaulicher Stunde das sichere Ende seines Vaterlandes ins Auge fassen, damit er die Gegenwart desselben um so inbrünstiger liebe, denn alles ist vergänglich und dem Wechsel unterworfen auf dieser Erde. Oder sind nicht viel größere Nationen untergegangen, als wir sind? Oder wollt ihr einst ein Dasein dahinschleppen wie der ewige Jude, der nicht sterben kann, dienstbar allen neu aufgeschlossenen Völkern? Er, der die Ägypter, die Griechen und Römer begraben hat? Nein, ein Volk, welches weiß, daß es einst nicht mehr sein wird, nützt seine Tage um so lebendiger, lebt um so länger und hinterläßt ein rühmliches Gedächtnis; denn es wird sich keine Ruhe gönnen, bis es die Fähigkeiten, die in ihm liegen, ans Licht und zur Geltung gebracht hat, gleich einem rastlosen Mann, der sein Haus bestellt, ehe denn er dahinscheidet. Dieses ist nach meiner Meinung die Hauptsache. Ist die Aufgabe eines Volkes gelöst, so kommt es auf einige Tage längerer oder kürzerer Dauer nicht mehr an. Neue Erscheinungen harren schon an der Pforte ihrer Zeit."

Wenn man sich in diesen, den wahren mannhaften Heldensinn gebärenden Gedanken hineinversenkt, versteht man erst so recht die volle Größe und Schönheit, aber auch die herrliche Trostkraft eines Briefes von Walter Flex aus dem Frühjahr dieses Jahres, der von befreundeter Seite in der „Täglichen Rundschau" veröffentlicht wird. Der junge Offizier hatte sich, weil im Osten zu wenig los war, freiwillig zur Westfront gemeldet. „Es ist nicht damit getan, sittliche Forderungen aufzustellen, sondern man muß sie an sich vollstrecken, um ihnen Leben zu geben. Abenteurerlust und Idealismus sind zu Anfang des Krieges viel verwechselt worden, und der unbeugsame und zu keiner Konzession bereite Idealismus, in dem allein das Heil für Gegenwart und Zukunft unseres Volkes liegt, ist selten geworden. Ihr Brief gibt mir willkommene und dankbar ergriffene Gelegenheit, mich zu einem gleichgesinnten Menschen auszusprechen, zumal Sie selbst an die Stimmung rühren, in der ich mich in dieser Schick-

salsstunde unseres Volkes befinde, wenn Sie schreiben: ‚Es steht mir allerlei Sorgliches vor der Seele, wenn ich an Sie denke.‘ Dazu ist kein Anlaß. Diese Sorge wäre nur begründet gewesen, wenn ich durch Verzicht auf meine Meldung die Einheit zwischen Handeln und Denken aus Herzensrücksichten verletzt hätte. Ich bin heute innerlich so kriegsfreiwillig wie am ersten Tage. Ich bin's und war es nicht, wie viele meinen, aus nationalem, sondern aus sittlichem Fanatismus. Nicht nationale, sondern sittliche Forderungen sind's, die ich aufstelle und vertrete. Was ich von der ‚Ewigkeit des deutschen Volkes‘ und von der welterlösenden Sendung des Deutschtums geschrieben habe, hat nichts mit nationalem Egoismus zu tun, sondern ist ein sittlicher Glaube, der sich selbst in der Niederlage oder, wie Ernst Wurche gesagt haben würde, im Heldentode eines Volkes verwirklichen kann. Ich war nie ein alldeutscher Parteidichter, für den man mich vielerorts hält, und ich muß gestehen, daß mein politisches Denken nicht so klar ist, daß es nicht beim Nachdenken über die notwendigen inneren und äußeren politischen Ziele schwankte. Eine klare Grenze des Denkens habe ich freilich immer festgehalten: ich glaube, daß die Menschheitsentwicklung ihre für das Individuum und seine innere Entwicklung vollkommenste Form im Volke erreicht, die den in der Volksseele gebundenen persönlichen Egoismus wieder freimacht und auf seine nackteste Form zurückschraubt. Auch hat das Wort Bruder zu tiefen Klang für mich, als daß ich's an Südfranzosen und Kosaken vergeuden möchte. Mein Glaube ist, daß der deutsche Geist im August 1914 und darüber hinaus eine Höhe erreicht hat, wie sie kein Volk vordem gesehen hat. Glücklich jeder, der auf diesem Gipfel gestanden hat und nicht wieder herabzusteigen braucht. Die Nachgeborenen des eigenen und fremder Völker werden diese Flutmarke Gottes über sich sehen an den Ufern, an denen sie vorwärtsschreiten. — Das ist mein Glaube und mein Stolz und mein Glück, das mich allen persönlichen Sorgen entreißt ..."

Man kann nichts Schöneres und Besseres über Walter Flex schreiben, als daß der Dichter in ihm und dieser herrliche Mensch eine untrennbare Einheit bildeten. Dabei war er nicht ganz so jung, wie der zwanzigjährige Freund, dem er das Denkmal im Buche gesetzt hat. Seine Studien waren erfolgreich abgeschlossen, als er in den Krieg zog, und er hatte schon vielfache Fangwurzeln der Arbeit in zukünftige Zeiten gesenkt. Nun aber als Soldat war er es ganz und war ganz Offizier. „Leutnantsdienst tun, heißt seinen Leuten vorleben, das Vor-Sterben ist dann wohl einmal ein Teil davon." Wir werden uns derartige Worte nie wieder wegwitzeln lassen und werden uns solche Ideale auch durch die minderwertigen Erscheinungen nicht verdunkeln lassen. Wir haben nun so manche Zeugnisse von jungen Menschen, die den Krieg erlebten und ihre Worte mit dem Blutsopfer besiegelten, daß uns der seelische Gewinn dieser Zeit trotz allem nie verloren gehen kann. Walter Flex gehört zu ihnen. Was er in der Phantasie erschaut und in einer Novelle der Vorkriegszeit ausgesprochen hatte, das ist für uns alle zu tatsächlichem Erlebnis geworden. „Hat nicht der tote Begriff Vaterland lebendige Schönheiten und Taten gezeitigt? Haben nicht tausend junge Menschen durch tausend Stunden menschlichen Lebens nicht an Leichtes und Wahres und Arges gedacht, sondern sind mit warmem und festem Herzen durch Tage und Nächte gegangen? Kann eine Zeit umsonst sein, die aus dem sprödesten der Stoffe, aus dem menschlichen, Kunstwerke gemacht und sie auch denen offenbart hat, die sie wie Barbaren zertrümmern mußten?"

Und so ist es ein heiliges Vermächtnis an uns andere, gegen die Nager und Wühler um uns herum, diesen Geist lebendig und leuchtend zu erhalten.

„Was Frost und Leid?
Mich brennt ein Eid.
Der glüht wie Feuersbrände
Durch Schwert und Herz und Hände.
Es ende drum, wie's ende,
Deutschland, ich bin bereit."

St.



Zu unseren Bildern

Aus der Fülle altdeutscher Weihnachtsbilder greifen wir diesmal Martin Schongauers „Anbetung des Kindes" heraus. Das im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin aufbewahrte Bild ist zwar nicht als zweifellos echt anerkannt, wie ja überhaupt nur für die „Maria im Rosenhag" unwidersprochen die Hand Schongauers angenommen wird. Aber der Werkstätte des trefflichen Kolmarer Meisters gehört auch das Weihnachtsbild sicher an, und in der großzügigen Komposition, der Klarheit des linearen Aufbaus verrät es überall die aus Schongauers Stichen bewährte Kunst dieses einflußreichsten Meisters aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Wunderschön, wie der körperlichen Komposition die geistige entspricht und die verschiedene Art der Andacht einen Zug innerlicher Dramatik in die unbefangene Ruhe der Körperhaltung hineinbringt. Vor allem in Joseph scheint mir der Ausdruck des Verlorenseins im Gedenken an das Wunder meisterlich getroffen. Die Gedanken schweifen in dem Menschen schier unbewußt herum, während sein Wille mit dem ganzen körperlichen Sein an der Stelle haften möchte. Maria ist ganz glückerfüllte Andacht. Bei den Hirten stuft sich die selige gläubige Anbetung ab zur immer noch frommen Neugier. Das Getier schaut in seiner Ohnmacht, zu sprechen, das Lichtwunder an. Denn alles Licht geht aus vom Kinde und gibt so ungezwungen im Körperlichen den Sinn des Geistigen, zeigt aber auch das Bindeglied zwischen dem neuen Christenglauben und der altgermanischen Vorstellung, der diese Nächte geweiht waren, weil in ihnen die Rückkehr der Sonne sich vorbereitete. —

Das Silhouettenbild ist einem Heftchen entnommen, das der Dresdner Zeichenlehrer-Verein unter dem Titel „Schwarzkünste eines Feldgrauen" im Verlag von Holze & Pahl in Dresden herausgegeben hat (1,50 M). Es sind sechzehn Schattenrisse von Emil Lohse. Dieser deutsche Lehrer hatte auch den in ihm schlummernden künstlerischen Fähigkeiten keine größeren selbständigen Aufgaben gestellt, bevor ihn das Leben im Kriege mit seinem unvermittelten Nebeneinander von höchster körperlicher Kraftanwendung und vollkommener Ruhe zu einer neuen Ausfüllung dieser Ruhestunde und zu einer neuen Beschäftigung des der gewohnten Tätigkeit entzogenen Geistes anreizte. Dem vom Friedensberufe her daran Gewöhnten, sich mit anderen zu beschäftigen, diese scharf zu beobachten, prägten sich die kleinen Bilder des neuen Lebens so scharf ein, daß auch er jenes Ineinanderwirken von Gelegenheit und Kunst erfuhr, das Goethe in ein für allemal erhellender Weise gekennzeichnet hat, als er sich selbst einen Gelegenheitskünstler nannte. Die Gelegenheit ist dann die starke Einwirkung des Lebens, die auf dem Erlebenden lastet, ihn geradezu beglückt, bis er sich dadurch von ihr befreit, daß er sie noch einmal mit den ihm eigenen Mitteln gestaltet, sie nun auf diese Weise aus sich selbst in die Welt hinausstellt und so Herr über das Erlebnis geworden ist. Mit welchen Mitteln der Kunst das geschieht, ob im Verse des Gedichtes, ob in der alle Einzelheiten zusammendrängenden Erzählung, ob in einer Melodie oder in einer Zeichnung, das hängt ganz von der besonderen Veranlagung des Erlebenden ab; der Vorgang selbst ist immer der gleiche. Ein durch die Sinne Empfangenes, in mich Hineingedrungenes hat sich zum seelischen Erlebnis verdichtet und wird nun mit den Kräften der Seele mit solcher Kraft neu gestaltet, daß es sich von mir selbst wieder ablösen kann und im Abbilde jedem anderen zu neuem Erleben dargeboten wird. Die Kunst ist auf diese Weise gleichzeitig stärkstes Erleben und Befreiung von ihm.

Es sind ganz einfache alltägliche Erlebnisse, die Emil Lohse gestaltet hat: Kameraden, die am heißen Tage ihren Durst löschen; das Herausholen von Gefangenen aus dem Schützengraben, ihre Vernehmung durch deutsche Offiziere; das Hinaufklettern zu einer Baumkanzel; der Auszug von Flüchtlingen und das Aufsuchen von Verwundeten mit Hilfe des Sanitätshundes; die tolle Auffahrt einer Feldküche auf unwegsamem Gelände oder auch die Auslösung

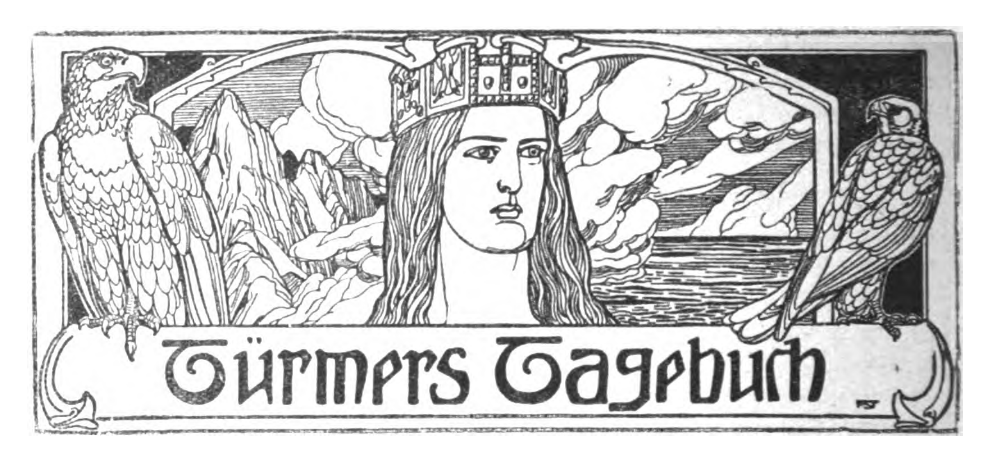
einer Nervenanspannung durch die scherzhafte Aufklärung, daß sich der gefürchtete Schleichposten als ein verirrter Kater entpuppt.

Für die Art, wie draußen im Felde allerlei künstlerische Begabungen erwachen, bietet



Gefährliche Höhe Emil Lohse

die Veröffentlichung noch einen weiteren Beweis in dem sehr lebensvollen Bildnis Emil Lohses, das von einem anderen Feldgrauen, einem Postboten aus Pirna, ausgeschnitten wurde, den lediglich das Zusehen bei der Arbeit seines Kameraden zum eigenen Versuche angeregt hatte. Die kleine hübsche Mappe eignet sich auch zum Festgeschenk, wird übrigens auch den Feldgrauen selber Freude machen. St.



Der Krieg

Rußland", das heißt: eine der im Bürgerkriege um die Herrschaft ringenden russischen Parteien, hat uns angeblich einen Waffenstillstand angeboten, und schon hört man bei uns wieder einmal die Friedensglocken läuten. Möglich ist, daß diese Partei, die Bolschewiki, sich in der Macht noch befestigt und für eine Weile die Oberhand behält, aber schon — wenn diese Zeilen in die Hände des Lesers gelangen, kann ein Wandel eingetreten sein, kann der Wind aus einer anderen Ecke pfeifen — wer vermöchte da etwas vorauszusagen, zumal alle zuverlässigen Nachrichten fehlen und wir lediglich auf Gerüchte angewiesen sind. Nur mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit dürfen wir wohl rechnen: das Friedensbedürfnis der breiten Massen in Rußland wird stetig wachsen und einen derartigen Druck auf jede russische Regierung ausüben, daß Rußland sich mit jedem Frieden abfinden wird, der ihm den Kern seines Bestandes, seine wirtschaftlichen Lebensbedingungen und seine Großmachtstellung wahrt.

Wie recht hat da der Vorsitzende der Nationalliberalen Reichstagsfraktion, Dr. Gustav Stresemann, wenn er in der Landesversammlung der Nationalliberalen Partei zu Stuttgart mahnt, gerade jetzt unsere Nerven zu zeigen, wo uns etwa die Leninistische Regierung in Rußland den Frieden ohne Entschädigungen und Annexionen anbietet. „Vom russischen Standpunkt aus ist ein solches Friedensangebot verständlich. Wenn man von Riga bis zu den wolhynischen Sümpfen das ganze Land verloren hat, dann entspricht es wohl der Staatskunst, den Frieden ohne Annexionen und ohne Entschädigungen anzubieten. Aber ich möchte einmal die Gegenfrage stellen: Wenn die Russen in Breslau und die Franzosen in Aachen ständen, würde uns dann irgend jemand einen Frieden ohne Annexionen und ohne Entschädigungen anbieten? Die deutsche Zukunft kann nicht allein auf internationalen Völkerverträgen, sie muß auch auf deutscher Macht begründet sein. Wenn gegenwärtig eine Stimmung für einen Weltbund der Völker durch die Lande geht, so gibt uns niemand die Gewähr dafür, daß diese Stimmung nicht bald verfliegt und daß

nicht in wenigen Jahrzehnten die Welt aufs neue in Flammen steht. Wenn Hindenburg der Meinung ist, daß unsere Grenzen im Osten besser geschützt sein müssen als bisher, so gilt sicherlich für das ganze deutsche Volk in erster Linie sein Wort und sein Wunsch. Neben der militärischen Sicherheit gegenüber einer Überflutung des Ostens der preußischen Monarchie, der wir in diesem Kriege ja nur wie durch ein Wunder Gottes entgangen sind, haben wir auch das Recht und die Pflicht, vor der Geschichte, das baltische Livland und Kurland nicht wieder unter russisches Joch fallen zu lassen. Riga, Libau und Dorpat sind Pflegestätten deutscher Sitten, deutschen Geistes, deutscher Wirtschaftskraft gewesen. Nicht wie ein feindlicher Eroberer, sondern wie ein Befreier ist der Kaiser in Riga aufgenommen worden. In engsten Anschluß an Deutschland muß Kurland und Livland gebracht werden. Selbständige Zwergstaaten ohne politische, militärische und wirtschaftliche Annäherung an Deutschland würden uns nur einen nordischen Balkan schaffen, in dem unter Umständen englischer Einfluß sich Stützpunkte an der Ostsee zu schaffen vermöchte. Hier ist ein Stück deutscher Zukunft, das herausgeholt werden muß aus diesem Kampfe. Eine Verständigung mit Rußland wird dadurch nicht vereitelt, eine dauernde Versöhnung, ja ein Nebeneinanderwirken, das in einer Mitarbeit Deutschlands an Rußlands wirtschaftlichem und finanziellem Wiederaufbau bestehen kann, dadurch nicht zerstört. Das alte Rußland kehrt nicht wieder. Polen wird unabhängig, in der Ukraine und in Finnland, überall regen sich die Selbständigkeitsbestrebungen der Völkerschaften, die das alte Rußland bildeten. Wenn wir so besorgt darum sein müßten, Rußland nicht in seinem Bestande zu schwächen, dann hätten wir uns nicht um die Unabhängigkeit Polens sorgen müssen. Die deutsche Staatskunst darf nicht den Polen die Unabhängigkeit geben und den Deutsch-Balten ihre Zukunftsstellung an den alten Ostseelanden verderben. Sie sind die geistigen und wirtschaftlichen Führer des Landes, und sie haben ein Recht darauf, es zu bleiben nach ihren Leistungen auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete. Möge das deutsche Volk, möge die deutsche Regierung dessen eingedenk sein, wenn es sich in Kürze darum handelt, das Verhältnis Deutschland-Rußland neu zu bestimmen."

Aber da treten — russischer als die Russen! — die deutschen Retter Rußlands auf den Plan: Wie? Das sollten wir Rußland zumuten — Gebiete an uns abzutreten, die es nicht entbehren kann, deren „erzwungene" Abtretung uns seine ewige Feindschaft eintragen würde? — Ein wenig Geschichte wird hier am Platze sein.

„Im 18. Jahrhundert", so belehrt über dieses Kapitel Martin Spahn, der bekannte Geschichtsprofessor, im „Tag", „war der Schauplatz der Großmachtentwicklung noch ausschließlich das Abendland. Wollte ein Staat zum Mitgliede der europäischen Staatengesellschaft emporwachsen und das Ansehen wie den Einfluß einer Großmacht erwerben, so mußte er auf alle Weise bemüht sein, am abendländischen Boden Anteil zu erringen. Rußland hat sich diesen Anteil durch die Eroberung der Ukraine, Litauens, der baltischen Provinzen und

Polens verschafft. Insbesondere rammte es sich durch die Herrschaft über das Weichselgebiet tief in das Abendland ein. Der politische Zweck, den Rußland mit der Erwerbung der Gebiete verband, wurde erreicht. Es trat in den Kreis der Großmächte ein. Im letzten Menschenalter aber hat der abendländische Schauplatz seine Bedeutung wieder verloren. Die Entwicklung der Großmächte griff auf die übrigen Teile der Erdoberfläche über. Die Großmächte sind zu Weltmächten geworden. Wenn je wieder, wird Rußland künftig mächtig sein, weil es Osteuropa, das nördliche und mittlere Asien beherrscht, nicht jedoch, weil es die Westmark besitzt. Diese Feststellung muß allen andern vorangeschickt werden. Denn sie bezeichnet uns den Hauptgrund, warum Rußland ehedem im 18. Jahrhundert seinen ganzen starken Eroberungsdrang westwärts richtete, und sagt uns zugleich, welche Entwertung seine westlichen Eroberungen in jüngster Zeit erfuhren.

Militärisch war die von Rußland auf dem abendländischen Boden besetzte Stellung immer von bestreitbarem Werte. Seine Grenze dort eignete sich weder zum Angriff noch zur Verteidigung. Um das Abendland unter Feuer nehmen zu können, hätte Rußland bis zu den Paßhöhen der Karpathen und bis an die Oder vordringen müssen, so wie Frankreich unter seinen Königen nach Straßburg und Metz vorgedrungen war. Zur bloßen Verteidigung aber eignet sich die alte Grenze zwischen dem Abendlande und Rußland, die an der Düna und Beresina vorbei über das Sumpfgebiet des Pripet südwärts führt, wesentlich besser als die Grenze von 1815. Der gegenwärtige Krieg bestätigt es wieder. Sollte sich Rußland entschließen, aus den veränderten Umständen der Großmachtpolitik seine Folgerungen zu ziehen und seine Weltgeltung fest auf Osteuropa, Nord- und Mittelasien gründen, so dürfte es unter Vorbehalten für die künftige Verfassung Ostmitteleuropas getrost auf die alte Grenze zurückgehen. Es würde hinter ihr sicherer stehen als bisher und sich ruhiger seinen Aufgaben widmen können.

Der Rückzug aus seiner Westmark würde Rußland auch nicht zwingen, Boden und Volk aufzugeben, die der russischen Nationalität schon einverleibt sind. Der Russe hat in Ostmitteleuropa eine harte und lange, auch eine starke Herrschaft ausgeübt. Aber besiedelt hat er das Land nicht. Der Anteil der Großrussen an der Bevölkerung der baltischen Provinzen beträgt etwas über 5 v. H., in Litauen etwas unter 5 v. H. Für die Ukraine fehlt es an brauchbaren Zahlen. In Polen betrug die Gesamtzahl aller, nicht nur der Großrussen vor dem Kriege bestenfalls 7 v. H. Immerhin würde die Zahl ins Gewicht fallen, wenn die Russen den Großgrundbesitz und die Industrie in Händen hätten. Aber auch dieses ist nirgendwo der Fall. Das russische Volkstum ist über seine alte Grenze im Westen kaum hinausgeflutet und hat die Blutmischung, die Sprache und den Glauben der einheimischen Bevölkerung nicht bestimmt. Die West- und Südslawen behaupten ihre volle Eigenart gegen das Ostslawentum ihrer Beherrscher. Nun sind solche Gegensätze auch den großen Staaten des Abendlandes ursprünglich nicht fremd gewesen. Das heute so straff geeinte Frankreich war in die beiden Sprachgebiete geteilt, in deren

einem man ‚si‘ und in deren anderem man ‚oc‘ sagte. Die Süd- und Westdeutschen stießen sich an dem slawischen Einschlag im norddeutschen Wesen sogar bis in die jüngste Zeit kaum minder lebhaft, als die Polen und Kleinrussen den mongolischen Einschlag im Blute der Großrussen empfinden. Auch trug die deutsche Geschichte der letzten vier Jahrhunderte an dem Gegensatze des katholischen und der beiden protestantischen Bekenntnisse schwerlich leichter als die russische an dem Unterschied des orthodoxen und des römischen Bekenntnisses. Was die Russen als Kolonisatoren nicht vermochten, die Verzweigungen der slawischen Rasse einander wieder zu nähern, daran arbeitete neuerdings das slawische Rassegefühl schon mit besserem Erfolg. Es handelt sich aber auch hierbei erst um Anfänge, die ohne Zweifel noch eine Unterbrechung erlauben.

Die deutsche Westmark war dem inneren Deutschland von Ursprung an und zu allen Zeiten durch den Rhein aufs engste wirtschaftlich verbunden. Die russische Westmark dagegen ist als Gebiet der Weichsel und des Dnjestr wirtschaftlich ganz auf sich und in völliger Unabhängigkeit neben das innere Rußland gestellt. Die beiden Westmarken daraufhin zu vergleichen, geht nicht an. Zu einem solchen Vergleiche wäre eher der Versuch der Deutschen heranzuziehen, ihr Staatsgebiet im Mittelalter auch über die Rhone und den Po auszudehnen. Dort vermochten sie die Herrschaft nur wenige Menschenalter zu behaupten. Vielleicht rühren wir mit der Feststellung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit des Weichsel- und Dnjestrgebietes an den Punkt unserer ganzen Überlegung, der neben dem weltpolitischen der wichtigste ist, um Rußlands Angewiesensein auf den Besitz Ostmitteleuropas nachzuprüfen und zu verneinen.

Die Westmark hat dem russischen Reiche im letzten Menschenalter ohne Zweifel wesentliche Dienste auf dem Wege zur industriellen Verselbständigung geleistet. In und um Warschau, in Lodz, in der Schlesien benachbarten Südwestecke Polens, im Raume von Kiew wie auch im litauischen Bialystok blühte durch Einwanderung vom Auslande, insbesondere von Deutschland her, eine Reihe großer Industrien auf, als es Rußland für gut befand, die Einfuhr fertiger Waren durch eine hochschutzzöllnerische Wirtschaftspolitik immer mehr zu erschweren. Die russische Regierung aber nahm nur vorübergehend ein Interesse daran. Ihr letztes Ziel war, nicht den Grenzstreifen, sondern das Innere des Reichs, den unzweifelhaft russischen Boden, den Sitz ihres eigenen Volkstums zu industrialisieren. An der Grenze war ihr die industrielle Entwicklung bloß solange willkommen, als der Stand der Kultur und des Verkehrswesens die Entwicklung im Innern noch niederhielt. Unmittelbar vor dem Kriege ließ ihre Tarifpolitik schon deutlich durchscheinen, worauf sie hinauswollte.

Nur an die Ukraine fühlt sich Rußland mit seinen wirtschaftlichen Bedürfnissen fester gebunden. Aber auch hier ist nicht die Industrie, sondern die Landwirtschaft die Ursache. Die Ukraine hat bis zum Kriege erhebliche Mengen landwirtschaftlicher Erzeugnisse auf den Weltmarkt geworfen. Als Zahlungsmittel waren sie für Rußland kaum zu entbehren. Gegenwärtig stockt die Getreideausfuhr durch die Kriegsschwierigkeiten, und es ist möglich, daß sie nach dem Friedensschluß nie wieder den alten Umfang annehmen wird. Denn wenn das

innere Rußland durch den Krieg und nach ihm zu industrieller Entwicklung gelangt, wird der Reichtum der Ukraine an landwirtschaftlichen Erzeugnissen eines Tages für seine eigene Versorgung in Anspruch genommen werden müssen. Er wird dann nicht mehr aus dem Lande hinausgehen, sondern im Reiche verbraucht werden. Sein Wert für Rußland jedoch bliebe unvermindert.

Durch die Ukraine führt der Weg Rußlands zum Schwarzen Meer, der Weg zur Ostsee führt durch die baltischen Provinzen. Eine zweihundertjährige Geschichte voll unermüdlicher Anstrengungen hat aller Welt die Meinung eingeflößt, daß Rußland um seines Handels willen die Hand wenigstens nicht von den baltischen Provinzen und von dem ans Schwarze Meer angrenzenden südlichen Teile der Ukraine fortziehen kann. Indessen, als sich Peter der Große an der Ostsee und dem Schwarzen Meere festsetzte, waren die Ostsee und das Mittelmeer, worin das Schwarze Meer mündet, noch Brennpunkte des Welthandels. Ihr Handel stand neben dem Handel der englischen und holländischen Häfen an erster Stelle, er hatte selbständige weltwirtschaftliche Bedeutung. Diese Bedeutung haben die beiden Meere eingebüßt. Sie kommt nur noch den offenen Weltmeeren zu. Zu ihnen aber vermag heute weder das Schwarze Meer noch die Ostsee den Russen den Zugang zu eröffnen. Das Schwarze Meer geleitet sie nicht weiter als in das während der letzten Jahrzehnte zum Binnenmeer herabgesunkene Mittelmeer, die Ostsee strömt in die immer Binnenmeer gewesene Nordsee hinüber. Rußlands Verbündeter, England, steht eben im Begriffe, sowohl die Nordsee als auch das Mittelmeer, und zwar dieses sowohl nach dem Atlantischen wie nach dem Indischen Ozean hin endgültig zu verriegeln. Aber selbst wenn England sein Ziel nicht erreichen sollte, liegen Ostsee und Schwarzes Meer zu sehr landeinwärts, als daß Rußland über sie hinweg seinen Anschluß an das offene Meer noch in befriedigender Weise herstellen könnte. Aber Rußland ist auch gar nicht mehr darauf angewiesen, über die Ostsee und das Schwarze Meer an die Ozeane zu streben. Dank den außerordentlichen Fortschritten des Eisenbahnwesens, zu denen die großen Überlandbahnen Nordamerikas das Beispiel gaben, kann es an die Weltmeere kommen, ohne sich der europäischen Binnenmeere als Verbindungsglieder zu bedienen. Es hat schon vor dem Kriege eine Eisenbahn aus dem Innern des Reichs nach Archangelsk gebaut. Eine zweite Linie, deren Gebrauchswert wesentlich höher eingeschätzt wird, ist während des Krieges an die Murmanküste herangeführt worden. Zugleich wurde auf skandinavischer Seite das noch fehlende Stück der Strecke Narwig—Tornea ergänzt, so daß zurzeit drei Eisenbahnen von Moskau und Petersburg an das nördliche Eismeer und den Atlantischen Ozean führen. Finnland in seiner alten geographischen Ausdehnung und Nordskandinavien haben sich damit als die natürlichen Vermittlungsländer zwischen Rußland und dem Weltmeere ausgewiesen. Die ostmitteleuropäischen Gebiete dagegen, die bloß an die Ostsee und das Schwarze Meer reichen, werden bald, ob sie nun unter russischer Botschaft bleiben oder nicht, nur noch von örtlichem Belange für den Handel sein. Ähnliche, wenn auch entferntere Möglichkeiten eröffnen sich durch Persien für die Verbindung Rußlands mit dem Indischen Ozean.

So erscheint denn das Verhältnis Rußlands zu seiner Westmark bei näherer Betrachtung unter keinem Gesichtspunkte so unzertrennlich, wie es das Verhältnis der deutschen Nation zu ihrer Westmark von jeher war. Grenzlandschaften können für eine Großmacht noch gestern von einer Bedeutung auf Leben und Tod gewesen sein, und trotzdem morgen, wenn sich die Umstände ändern, von der Großmacht preisgegeben werden, ohne daß sie ernstlich Schaden leidet. Voraussetzung ist nur, daß der Großmacht an anderer Stelle neues Gebiet zugewachsen ist, dessen Besitz unter den veränderten Bedingungen gleiche Bürgschaften der Sicherheit und vorteilhafter Entwicklung gibt wie das abgestoßene Stück Boden. Die russische Westmark, vielleicht mit Ausnahme der Ukraine, scheint eine solche um ihren Wert gekommene Grenzlandschaft geworden zu sein. Das Großmachtinteresse Rußlands braucht an Ostmitteleuropa nicht mehr als beträchtlich genug gewertet zu werden, um einem Ausgleich zwischen seinen Interessen und denen der Mittelmächte für alle Zeit im Wege zu stehen."

Am Ende sind Rußlands Sorgen nicht Deutschlands Sorgen, sie könnten es nur insoweit sein, als wir eine dauernde ernste Gefahr für unsere Sicherheit von der „ewigen Feindschaft" eines „unversöhnlichen" Rußlands zu befürchten hätten. Eine weitere Untersuchung dieser Frage, die übrigens schon genügend geklärt sein sollte, bleibe vorbehalten. Aber was denn eigentlich stellt sich einer Angliederung der baltischen Provinzen an das Deutsche Reich in der einen oder anderen Form vom Interessenstandpunkt der eingesessenen Bevölkerung dieser Lande und dem des Reiches entgegen? Da lautet die Antwort beschämend genug: — in der Hauptsache doch nur deutsches Vorurteil, deutsche Unkenntnis, deutscher Mangel an Selbstvertrauen und nicht zuletzt deutsches — Mißtrauen an der unrechten Stelle!

So paradox es klingen mag, Dr. Richard Bahr trifft in der „Berliner Börsen-Zeitung" im Kern doch das Rechte, wenn er meint: mit eine der Hauptursachen für manchen Mißerfolg unserer auswärtigen Politik in Gegenwart und Vergangenheit sei das bohrende Mißtrauen, das der Reichsdeutsche gewohnheitsmäßig dem jenseits der Grenze siedelnden Stammesgenossen entgegenzubringen pflegt: „Der wäre, sollte man annehmen, der natürliche Ratspfleger der im Reiche Zusammengeschlossenen. Aber man traut ihm nicht: nicht dem Siebenbürger Sachsen, wenn er von Madjaren, Rumänen, Serben berichtet, nicht dem Deutschösterreicher, der Tschechen und Südslawen ins Herz sah, nicht den Balten, die sich ihr bißchen Luft und Licht in jahrhundertelangem Widerstreit gegen die Russen ertrotzten. Sie alle hätten ungemein Wertvolles auszusagen und könnten dazu helfen, den ins Reich Geborenen den politischen Blick zu weiten. Aber ihre Zeugenschaft wird nicht gewünscht — man ist bekanntlich höchst objektiv in Deutschland —, man lehnt sie durch die Bank als ‚befangen' ab. ... Wir geborenen Auslandsdeutschen, denen, weil Väter und Vorväter sich in solchen Kämpfen verzehrten, das sichere Gefühl für die fremde Art schon in den Fingerspitzen sitzt, gelten als ungemein suspekt, und achselzuckend geht man an unserem Urteil vorbei: mein Gott, die Leute sind ‚Partei'! Nicht Partei, aber — es wäre zum Lachen, wenn diese kalte Ablehnung gegen das eigene Fleisch und Blut völkisch

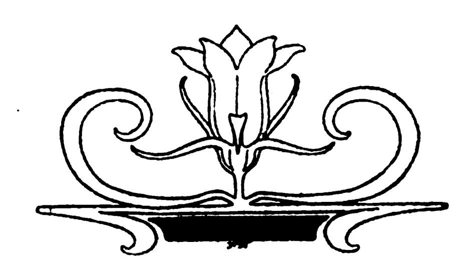
nicht zugleich so abstoßend wäre — sind die Fremden, auch wenn sie ansonsten die geschworenen Feinde alles Deutschtums sind!

Wir erleben das erst in diesen Tagen wieder auf eine wahrhaft blamable Weise. Das Glück der Waffen hat uns einen ansehnlichen Teil der baltischen Lande in die Hand gegeben, und man kann immerhin mit der Möglichkeit rechnen, auch den Rest noch in irgendeiner Form zu gewinnen. Wieder gutzumachen, was in Jahrhunderten der Schwäche und Schmach gefehlt worden war, und die älteste deutsche Kolonie dem Mutterlande von neuem zu vermählen. Aber breiten reichsdeutschen Schichten will dieses Zukunftsbild seltsamerweise gar nicht gefallen. Mit den Sehnsüchten der Balten, denen auch die vielerlei Härten der Okkupation die deutsche Treue nicht erschüttern konnten, ist man leicht fertig. Gilt höher nicht als das Schicksal der 180000 bis 200000 Deutschbalten das Wohl des Reiches, dem ein starkes Rußland in unverminderter Großmachtstellung als Rückendeckung bitter not täte? Die Frage ist schief, wie ihre Voraussetzung. Aber ich bin objektiv genug einzuräumen: man kann am Ende auch so argumentieren. Wenn wir dann aber aus unserer Kenntnis von Land und Leuten darauf verweisen, daß auch die Urbevölkerung des Landes, in geringerem Ausmaß die Letten, fast einmütig die Esten, das Band mit Rußland zu zerreißen wünschten, beginnt man uns mit vergifteten Waffen zu schlagen. Uns glaubt man nicht, man glaubt den anderen, und in rührender Eintracht finden sich so grundverschiedene Zeitgenossen wie Herr Helmut von Gerlach und der Professor Otto Hoetzsch zusammen, um uns mit Hilfe bezahlter Soldschreiber der Entente Lügen zu strafen. In der Schweiz, wo seit Kriegsbeginn der Vierbund seine unsaubersten Getränke gebraut hat, gibt es natürlich auch eine lettische Preßorganisation. In ihr arbeiten Schößlinge der jungen lettischen Intelligenz, die in russischer Bildung erwuchsen und die den Haß gegen alles Deutsche, den sie dort auffogen, in Gemeinschaft landflüchtiger Revolutionäre aller Zungen auf eidgenössischem Boden zu vertiefen lernten. Die werden nun triumphierend als Kronzeugen wider uns zitiert, von Deutschen gegen Deutsche! Und keinem von allen, die so schnell bei der Hand sind, uns Unbefangenheit und Glaubwürdigkeit abzusprechen, fällt es ein, auch nur einmal den Quellenwert der Aussagen unserer Gegner nachzuprüfen.

Warum streiten wir uns denn, ihr Herren? Gewiß gibt es Letten, die sich auf Gedeih und Verderb mit Rußland verknüpft fühlen und mit einem bloßen Auge von einem Russen kaum zu unterscheiden sind. Es hat — warum sollten wir es leugnen? — auch solche Balten gegeben, und außerhalb der drei Provinzen wird man inmitten großrussischer Umgebung sie hier und da wohl selbst heute noch finden. Ich gehe sogar noch weiter und bekenne: was von den Letten, weniger von den Esten, auf russischen Schulen und Universitäten vorgebildet wurde, dazu der ganze Schwarm der mittleren Beamten, dürfte mit Herz und Hand dem Russentum sich ergeben haben. Aber das sind in dem durchaus agrarischen Lande doch nur kleine Prozentsätze. Und selbst wenn diese Sätze größer wären, läge der Fall nicht hoffnungslos. Die weit überwiegende Mehrheit der Bevölkerung hat mit den Großrussen innerlich nie etwas gemein gehabt,

und so stark war durch sieben Jahrhunderte die Einwirkung deutscher Kultur, daß es nicht so unrichtig ist zu sagen: es sind, je nachdem, estnisch oder lettisch sprechende Deutsche. Sie sind zudem, wie der Bauer auf der ganzen Welt, vorzugsweise konservativ gerichtet, sind Freunde des Beharrens, gesicherten Besitzes, ruhiger steter Entwickelung. Sie haben keine Neigung, in das rastlos brodelnde russische Chaos hinabgezogen zu werden, von dem man nur den Anfang sieht, noch lange nicht das Ende. Der psychologische Moment ist da, ihnen, die als Kleinvölker für sich allein nicht existieren können, neue Anschlußmöglichkeiten zu schaffen. Wo ist das politische, wo auch nur das ethische Interesse, das es geböte, diese rund 2½ Millionen Menschen, die mit dem protestantischen Teile Deutschlands seit den Anfängen der Reformation durch das Band gemeinsamen Glaubens verbunden sind, in den russischen Sumpf zurückzustoßen?

Aber wir bedrohen sie angeblich mit völkischer Vergewaltigung, mit Germanisation! Ich kenne keinen einzigen Balten, der an Zwangsmaßregeln der Eindeutschung dächte. Wer selbst das harte Brot der nationalen Diaspora hat essen müssen, wer am eigenen Leibe erfuhr, wie es kein herberes Leid auf dieser Welt gibt, als die Verfolgung der Muttersprache, hat Respekt vor dem Volkstum auch der anderen. Meine alten Landsleute an den Gestaden der Ostsee gehören daneben zu den wenigen deutschen Stämmen, die aus der Geschichte zu lernen verstehen. Wer freiwillig zu uns kommt, wird hinfort — in der Vergangenheit war es leider nicht immer so, und schwer haben wir dafür gebüßt — uns willkommen sein. Wir aber wissen aus der Erfahrung und Beobachtung von Generationen: es werden zunächst viele und nach und nach alle kommen. Man überlasse den deutschen Balten, mit ihren lettischen und estnischen Heimatsgenossen fertig zu werden. Sie werden in den Werken des Friedens, in gemeinsamer Arbeit an der allen gleich teuren Scholle mit ihnen fertig werden."





Ein deutscher Bekenner

Als „eine von jenen großen Naturen, in denen die Leidenschaft des rücksichtslosen und zwingenden Wahrheitssagens dort brannte, wo aus der Wissenschaft die Folgerungen für das praktische Leben zu ziehen sind", feiert Dr. Paul Rohrbach in der „Hilfe" unsern jüngst heimgegangenen Adolf Wagner, der „nicht nur Lehrer, sondern auch Held und wahrhafter Weltverbesserer" war. Er wirkte „wie ein Probierstein, auf alle, die mit ihm zu tun bekamen ... Was niedrig war, kam nicht an ihn heran."

Rohrbachs persönliche Erinnerung an Wagner beginnt mit einer Rede, die der Alte 1890 auf einem Kommers Deutscher Studenten in Berlin hielt: „Sie handelte von deutscher Zukunft. Wagner erzählte, wie er als junger Dozent in Dorpat und Freiburg gewirkt — noch vor 1870 —, wie er vom badischen Schwarzwald auf den Münsterturm in Straßburg hinübergeschaut und seinen Glauben bekannt habe: der Tag kommt doch, wo der da wieder deutsch wird! ‚Der Tag ist gekommen,' fuhr er dann fort, ‚wo das Straßburger Münster wieder deutsch wurde, und vielleicht kommt auch noch der Tag, wo jener andere Dom im einstmals deutschen Norden, die mächtige Dorpater Ruine, wieder deutsch wird!' Den tausend Studenten, die das hörten, war das damals nur eine eindrucksvolle Redewendung wie viele. Livland und Kurland waren für das Bewußtsein der Durchschnitts-Deutschen ja noch nicht wiederentdeckt. Sie waren ‚Rußland', und die Leute, die von dort kamen, hießen ‚Russen'. Ein paar Wochen vorher hatte ich das selbst bei der Immatrikulation an der Berliner Universität erlebt. Rektor war damals Rudolf Virchow, und der alte Herr wollte mich wegen meiner Antwort auf seine Frage nach der Nationalität: ich sei Kurländer, in die Matrikel durchaus als ‚Russus' eintragen. Ich protestierte empört und sagte: ‚Es fällt mir ja nicht ein, Russe zu sein, ich bin Kurländer.' Virchow aber blieb dabei: ‚Wenn Sie Kurländer sind, so sind Sie doch Russe' (!), und nur mit Mühe ließ er sich schließlich dazu bewegen, brummig kopfschüttelnd zu schreiben: ‚Curonus.' Auch im Kranz der Mütter und Töchter, die im großen Saal der Philharmonie um die Studentenmenge saßen und Wagners Rede zuhörten, wird es nicht viele gegeben haben, die seine Anspielung auf das alte deutsche Livland verstanden. Heute sind vielleicht ihre Söhne unter denen, die Riga genommen haben, und hoffentlich auch bald Dorpat! Uns drei oder vier baltischen Studenten, die als Gäste die Feier mitmachten, gingen die Worte natürlich ganz anders durchs Herz. Wagner liebte jene Wendung in seinen Reden; ich habe sie später öfters von ihm gehört, und mit wahrhafter Rührung und tiefem Dank sehe ich heute auf seine Zuschrift an die ‚Kreuzzeitung' gleich nach der Einnahme von Riga, worin er auch die Parallele vom Straßburger Münster und Dorpater Dom zieht. Es wird wohl das Letzte gewesen sein, was er für die Öffentlichkeit geschrieben hat. So fest saß in ihm die Erinnerung an seine ersten akademischen Lehrjahre im baltischen Land und unter baltischen Männern. Von Dorpat her hat er sich auch dauernd die richtigen Gesichtspunkte zur Be-

urteilung Rußlands bewahrt. Das eigentliche Rußland hat er nie näher kennen gelernt, aber was er vom Hauch des russischen Wesens als junger Dorpater Professor verspürte, das genügte für die ganz außergewöhnliche Schärfe und Schnelligkeit seines Urteils, um ihn im Prinzip nie über Rußland fehlgehen zu lassen. Vor allen Dingen hat ihn nie die Unmittelbarkeit des alten deutschen politisch-sittlichen Augenmaßes gegenüber der asiatischen Minderwertigkeit des Moskowitertums verlassen — anders, als bei so vielen unserer heutigen ‚Kenner' und Beurteiler Rußlands."

*

Kein politischer Kredit — kein Sonderfriede!

Will man die Gründe wissen, weshalb die Russen nicht schnurstracks und unbekümmert um die ganze Welt mit uns Sonderfrieden schließen, dann — meint Professor Krückmann in der „Deutschen Zeitung" — frage man die in den letzten Monaten gefangengenommenen russischen Offiziere. Sie antworten, daß Deutschland keinen genügenden politischen Kredit in Rußland hat. In Rußland glaubt man noch immer an den schließlichen englischen Sieg. Kein Wunder, haben doch Reichskanzler, Staatssekretär des Auswärtigen und Reichstag um die Wette alles getan, um unseren politischen Kredit immer wieder gründlich zu zerstören. Die in Petersburg am Ruder befindliche politische Gruppe würde angesichts der russischen Zerfahrenheit Selbstmord verüben, wenn sie sich mit einem Staate einließe, zu dessen Stärke und zu dessen Schutz sie kein Vertrauen hat, haben kann. Also weil Bethmann Hollweg den Frieden ausgeboten hat wie sauer Bier, weil der Reichstag trotz aller Erfahrungen ihn hierin noch überboten hat, weil der neue Staatssekretär gleichfalls verschämt auf diese selben Torheiten zurückgekommen ist, deshalb haben wir keinen Sonderfrieden. Rußland begehrt, wenn es mit uns Sonderfrieden schließt, vor allem Schutz gegen England, glaubt aber, daß England Sieger sein wird. Es wäre Wahnwitz, unter solchen Verhältnissen auf Sonderfrieden zu rechnen.

Dazu kommt die finanzielle Abhängigkeit Rußlands von England und Amerika, dem Busenfreunde Englands. Abzuhelfen wäre dem ja leicht, wenn eben Rußland zu uns Vertrauen hätte. Dann könnte es durch Staatsbankrott die schlimmsten Schulden abschütteln und würde zugleich Frankreich auf das stärkste schwächen, aber es fehlt offensichtlich der Mut hierzu.

Weniger bedenklich sind die Landabtretungen. Land hat Rußland genug, und es würde seine Randprovinzen, wie auch die gefangenen russischen Offiziere zugeben, verschmerzen. Von dieser Erwägung aus wäre es auch gar nicht bedenklich, ganz Livland und Estland zu nehmen, Finnland endgültig loszureißen. Die russischen Schmerzen würden bei Petersburg, so richtig aber erst bei Moskau anfangen. Englands wegen aber haben wir ein schwerwiegendes Interesse, die Ostseezugänge Rußlands in der Hand zu behalten, denn dann können wir Rußlands wertvollsten Rohstoff als Druckmittel gegenüber England verwerten, das Getreide, dessen südwestlichen Ausgang wir schon beherrschen. Aus Gründen der Rohstoffpolitik haben wir also alles Interesse, in der Landfrage nicht gar zu ängstlich zu sein. Dafür können wir viel eher in Polen Zugeständnisse machen. Es ist aber überhaupt nicht abzusehen, weshalb wir auch nur irgendein Stück des Eroberten herausgeben sollten. Haben die Russen überhaupt Vertrauen zu unserer Stärke, werden sie mit uns Frieden schließen unter jeder Bedingung, haben sie kein Vertrauen, können wir ihnen bieten, was wir wollen, sie werden es ohne Englands Erlaubnis nicht annehmen, und England sagt sicher nein. An unseren Zugeständnissen hängt also der Sonderfriede nicht, das soll man sich auch nicht durch irgendwelche auf Täuschung berechnete Sprache russischer Unterhändler weismachen lassen, er hängt ausschließlich an unserem politischen Kredit, und der ist miserabel. Einzig und allein eisige Kühle des Abwartens

kann ihn wiederherstellen, zugleich mit zuversichtlicher und fester Sprache.

*

Zentrum und Reichstagsentschließung

In einer Auseinandersetzung mit dem Abgeordneten Giesberts, Mitglied der Zentrumsfraktion des Reichstages, schreibt Freiherr von Loë, Mitglied der Zentrumsfraktion des Abgeordnetenhauses, im „Tag“:

„Es muß festgehalten werden, daß bis zur Verzichtresolution des Reichstages das deutsche Volk in der Beurteilung der Dinge bis tief in d e Reihen der Sozialdemokratie hinein einig war, daß erst der 19. Juli diese Einigkeit gebrochen hat, und daß insbesondere Herr Erzberger ohne Auftrag der Fraktion das von Spahn offiziell aufgestellte Friedensprogramm plötzlich völlig auf den Kopf gestellt hat. Jeder, der etwas Blick und Augenmaß hatte, mußte voraussehen, welch revolutionäre Wirkung eine solch plötzliche und unter den sensationellsten Umständen vorgenommene Schwenkung im Empfinden und der ganzen Auffassung des Volkes hervorbringen mußte. Die einsetzende Kritik muß deshalb auch von der anderen Seite als berechtigt ertragen werden und darf vor allem nicht durch Offensivstöße gegen die mehr rechts stehenden Mitglieder der Fraktion von der wirklichen Lage abgelenkt werden. Möge Herr Giesberts sich doch an die Worte des Herrn Stegerwald erinnern, der schon damals gleich die Verzichtresolution als verfehlt bezeichnete, und an die neueren Worte Scheidemanns, der in Frankfurt über jene Aktion vollends den Stab brach und mit nackten Worten erklärte, die Gegner der Friedensentschließung des Reichstages hätten recht behalten.“

*

Zuviel verlangt!

Welche Folgerungen, wird in der „Unabh. Nat.-Korresp.“ gefragt, muß denn das neutrale Ausland aus unserer ständigen Betonung eines Verzichtfriedens (gegenüber dem Verlangen der Deutschen Vaterlands-Partei auf einen starken, deutschen Frieden) ziehen? Selbstverständlich die, daß Deutschland den Sieg aufgibt und bei einem Verzichtfrieden nach dem Kriege verarmt, von Steuern erdrückt, unfähig sein werde, in der Weltwirtschaft eine Rolle zu spielen. Unmöglich kann man doch vom Auslande verlangen, daß es mehr Vertrauen auf unseren Sieg und einen Deutschland günstigen Frieden faßt, als bei uns (von der verzichtlerischen Reichstagsmehrheit) bekundet wird. So sagte auch vor einigen Monaten in der „Haag'sche Post“ ein holländischer Bankier: „Wenn Deutschland beim Friedensschluß nicht auf einer hohen Kriegsentschädigung besteht, wird es den anderen Völkern gegenüber unfehlbar ins Hintertreffen geraten, sein internationaler Zahlungsverkehr würde sich sehr ungünstig gestalten, das Gold der Reichsbank wird größtenteils für Rohstoffe ins Ausland wandern.“ Und ergänzt wird dies durch Betrachtungen, die ein holländischer Militär in einer besonderen Schrift mit den Worten anstellt: „Ein Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen wird Deutschland so geschwächt zurücklassen, daß die neutralen Kleinstaaten in seiner Nachbarschaft es nicht mehr als einen starken Schutz ansehen könnten. Sie werden dann in ihrem eigenen Interesse genötigt sein, sich mit England zu verständigen.“

*

Keine Entschädigung?

Aus einem Vortrage des Abgeordneten Beumer in der Düsseldorfer Ortsgruppe der Vaterlandspartei seien nachstehende Ausführungen besonderer Beachtung empfohlen:

„Sollen wir keine Entschädigung dafür bekommen, daß wir nun schon drei Jahre hindurch keinen Außenhandel mehr treiben, der 1913 in Ein- und Ausfuhr zusammen 20 Milliarden Mark betrug? Sollen wir unsere Auslandsforderungen einfach in den Schornstein schreiben? Sollen wir unsere Auslandsdeutschen, die als Pioniere hinausgezogen sind und ihr ganzes Eigentum

verloren haben, nicht entschädigt sehen? Nun sagen die Flaumacher: Woher sollen die Feinde das Geld nehmen? Auch im gewöhnlichen Leben macht man sich doch keine schlaflosen Nächte darüber, woher der, der einem etwas schuldig ist, das Geld zur Bezahlung seiner Schuld nehme, solange man wertvolle Pfänder von ihm in der Hand hat. In der Geschichte ist die mittelbare Entschädigung durch solche Pfänder nicht ohne Beispiel. Nach dem Dreißigjährigen Kriege besetzte das siegreiche Schweden, als es von Deutschland wegen dessen großer Kapitalarmut keine bare Entschädigung bekommen konnte, die deutschen Ostseehäfen und machte sich auf lange Zeiten hinaus einen guten Teil der wirtschaftlichen Arbeit Deutschlands dienst- und nutzpflichtig. Das Ausland selbst ist von dem Werte des Erzbeckens von Briey für uns überzeugt. Ein bekannter französischer Nationalökonom hat in der ‚Dépêche de Toulouse' wörtlich geschrieben: ‚Deutschland bedarf der französischen Erze, und solange es nicht das Gebiet von Briey sein eigen nennt, wird es der Vasall Frankreichs bleiben.' Jeder Deutsche vermag daraus die notwendigen Folgerungen zu ziehen."

*

Für unsere Verzichtler

Nachstehenden Brief eines kriegsgefangenen Vlamen an einen kriegsgefangenen vlamischen Offizier veröffentlicht die „Kreuzzeitung":

„Daß es Dir ganz pflaumenweich wird beim Lesen der ‚Frankfurter Zeitung', wundert mich nicht zu sehr: solche Flaumacher können einen nüchtern denkenden Menschen so kribbelig machen, daß er Lust bekommt, alle seine germanischen Sympathien zur Hölle zu schicken und das Geschwätz eines Lloyd George oder die große Geste des tragikomischen Ribot vorzuziehen! Ja, der ‚Verzicht auf Belgien' hat hier auch viel böses Blut gemacht! Darum muß Hindenburg nun schon drei Jahre lang gegen ‚eine Welt von Feinden' den ‚Krieg bis aufs Messer' führen. Die feinen Herrchen wie Scheidemann und Erzberger, die ganz schwache, dekadente Nervchen (?) zu haben scheinen, würden besser tun, ehe sie sich als ... aufspielen, ihre vorwitzige Nase in Dahlmann oder Treitschke zu stecken! die würden ihnen wohl den rechten Weg zeigen. Aber der Krawall ist nun glücklicherweise so gut wie vorbei, und alles wird, wie es gewöhnlich geht, auf Reichstagsgeschwätz hinauslaufen.

(In Flandern) geben jetzt die großen Führer überall ‚meedings', sammeln Unterschriften für ein Vertrauensvotum für den ‚Rat' und sagen gerade heraus, daß sie mit unseren bewaffneten deutschen Brüdern zusammengehen, daß sie für Belgien Land haben und auf der nächsten Friedenskonferenz die Einverleibung der Cezembreinsel (Verbannungsort des belgischen Heeresgeistlichen Dr. Van der Meulen) fordern werden, um da unseren St. Mercier über ‚l'infinie vanité des choses d'ici bas' nachsinnen zu lassen. Es scheint, daß der erbärmliche Granvella von heute nach Rom gerufen ist, und wenn die Deutschen ihn je wieder in unser Land zurückkehren lassen, dann gebe ich keine Pfeife Tabak mehr um ihre ganze Politik."

*

Flaumacher bis zum Ende!

Die „Deutsche Tageszeitung" berichtet:

„Die Ausführungen, die der fortschrittliche Abgeordnete Gothein am 6. Oktober vor dem Zentralausschuß seiner Partei über die militärische und wirtschaftliche Lage gemacht hat, sind im Auslande als ein Beweis dafür verwertet worden, daß Deutschland zu einem langen Widerstande nicht mehr in der Lage sei. So hat ein holländisches Blatt unter Hinweis auf diese Rede das deutsche Volk ermahnt, doch in seinen Ansprüchen an den Frieden recht bescheiden zu sein; da aber der größte Teil der feindlichen wie auch der neutralen Presse weiß, daß unsere Gegner zum Äußersten entschlossen sind, so kann aus derartigen Flaumachereien nicht nur gefolgert werden, daß Deutschland auch einen schlechten Frieden annehmen müsse, vielmehr geht die naturgemäße Folgerung dahin, daß Deutschland mit seiner

Kraft eher als seine Feinde zu Ende sein, also unterliegen werde. Noch schlimmer als der Abgeordnete Gothein hat sein Fraktionsgenosse v. Schulze-Gaevernitz es am 12. November in einer Versammlung zu Freiburg i. Br. getrieben. Von einer völlig unwahren Bemerkung des genannten Abgeordneten über die U-Boot-Waffe und gegen den Großadmiral von Tirpitz sehen wir ab, da wir zurzeit nicht in der Lage sind, die gebührende Antwort darauf zu geben. Andere Äußerungen des Herrn v. Schulze-Gaevernitz, so über unsere Rohstoffversorgung und über die Möglichkeit und die Bedeutung von Rüstungsstreiks aber sind derart, daß wir von uns aus Bedenken tragen, sie öffentlich wiederzugeben. Wir können nur unser schärfstes Bedauern darüber aussprechen, daß ein deutscher Reichstagsabgeordneter öffentlich Äußerungen macht, die geeignet sind, den eigenen Volksgenossen jede Siegeszuversicht zu nehmen und unsere Feinde in ihrer Hoffnung auf Niederwerfung Deutschlands und demgemäß zur Weiterführung des Krieges mit äußersten Kräften zu ermutigen. Wir müssen es uns versagen, die Tätigkeit der genannten Abgeordneten so zu bezeichnen, wie sie es verdiente; im übrigen sind sie auch eine bezeichnende Illustration der Behauptung, daß durch das Programm, das die Mehrheitsparteien .. der neuen Regierung aufgenötigt haben, die Einigkeit im deutschen Volke wiederhergestellt sei."

*

Tschechische Volksstimme

Das tschechische Hauptorgan „Narodni Listy" fordert die nationale „Reinigung" Prags und schreibt: „Leider muß über die große Zahl tschechischer Gewerbetreibender, Geschäftsleute, Restaurateure und Kaffeesieder geklagt werden, die zweisprachige Schilder führen. Bisher pflegten sich unsere Leute darauf auszureden, daß bei ihnen auch Deutsche kaufen. Das ist ein Märchen. Der Deutsche kauft nur dann beim Tschechen, wenn er muß. Bei dem heutigen Mangel an Waren braucht der Tscheche nicht auf den Deutschen zu warten. Wenn heute jeder Tscheche seine Pflicht tut und sein Unternehmen nur tschechisch bezeichnet, wird Prag bald ganz anders aussehen. Die Deutschen würden, auf sich selbst angewiesen, zu existieren aufhören."

Das tschechische Hauptblatt fängt also genau dort an, wo es im Sommer 1914 aufgehört hat, nämlich bei der Predigt des nationalen Boykotts.

Noch ein Häppchen:

„Eine patriotische Tat" nennen es die „Narodni Listy", daß die tschechischen Offiziere und Mannschaften eines gewissen Regimentes der Verwaltung des Blatts 700 Kronen übersandt haben, welcher Betrag unter verschiedene Tschechisierungsvereine aufgeteilt werden soll. Dem Geschenk sei ein „bemerkenswertes" Schreiben beigegeben, worin es heiße: „Freudig bewegt sammeln wir für den Schutz und die Stärkung des tschechischen Lebens im bedrohten Sprachgebiet. Gleichzeitig gedenken wir der Amnestierten und werden niemals der Nichtamnestierten vergessen. Wir sind voll Zuversicht in eine bessere Zukunft in dem freien selbständigen tschecho-slowakischen Staate."

Freilich ein bemerkenswerter Brief tschechischer Offiziere und Soldaten, die wenigstens formell doch auch noch österreichische Offiziere und Soldaten zu sein scheinen. Sie sammeln Geld und schenken es tschechischen Hetzvereinen, die deutschen Grund und Boden an sich reißen wollen. Währenddes die Deutschen Geld aufbringen, um Kriegsanleihe zu zeichnen, das Rote Kreuz und die vielfachen anderen Kriegsfürsorgezwecke zu unterstützen.

Was nützen aber noch so bewegliche Klagen? Hier kann nur helfen: auf einen Schelmen anderthalbe und — Mäßigung in der Selbstaufopferung, auf die anscheinend ja doch kein Wert gelegt wird, da sie nichts weniger als Dank erntet.

*

Das Berliner Konzil von 1917

In der ersten Versammlung des bayerischen Landesverbandes der Deutschen Vaterlands-Partei ergötzte Dr. Ludwig Thoma, der bekannte Herausgeber des „Simplizissimus",

seine Münchener Zuhörer mit folgender Würdigung der „Gedanken“ und „Taten“ einer deutschen — „Mehrheit“:

„Früher galten die Reichstagsbeschlüsse nicht als Dogmen, hinter denen das Anathema stand. Aber das Berliner Konzil von 1917 verlangt unbedingte Unterwerfung; es belegte die Vaterlands-Partei mit dem Banne, und ihre Mitglieder erklärte es für Ideologen, Idioten und Schwerindustrielle. Ein Ideologe ist wohl ein Mann, der unerreichbaren Idealen nachjagt, im Gegensatze zu den kühlen Rechnern, den Realpolitikern, die nur das Erreichbare anstreben. Der Realpolitiker weiß, daß der Friede nur den Abschluß, nicht aber den Zweck des Krieges bildet, daß die Kriegslage die Unterlage zu Verhandlungen bietet, und er muß also seine Wünsche und Ziele auf die Ergebnisse einstellen, sie nach ihnen ändern.

Unsere politischen Kapazitäten haben sich aber für das starre System entschieden. Sie haben sich festgelegt auf den 19. Juli 1917 und den Krieg und seine Möglichkeiten, und die Vergangenheit und ihre Erfolge, und die Zukunft und ihre Hoffnungen haben sie unter den grünen Tisch gestrichen.

Seitdem ist die Bukowina befreit, Riga erobert, die Ostsee der Herrschaft unserer Flotte unterworfen, seitdem ist die Streitmacht Italiens vernichtet. Das ist Weltgeschichte in hundert Tagen; für andere. Der Reichstag schreibt heute noch den 19. Juli.

Unsere politischen Kapazitäten haben nicht bloß die Erfolge der Vergangenheit über Bord geworfen, sie haben auch die Erfolge der Zukunft für null und nichtig erklärt. Die Welt mag aus den Angeln gehoben werden. Reiche mögen wanken — fest steht die Resolution.

Die Siege vor dem 19. Juli läßt der Reichstag gratis ab, die Siege nach diesem Tage bleiben ohne Wirkung auf das Resultat.

Unsere Heere rücken vor auf Czernowitz, Riga, auf Udine und Venedig — der Reichstag bleibt stehen auf seiner Theorie und auf dem 19. Juli.

Ein Leitsatz, den die Russen nach hundert Niederlagen aufgestellt haben, der ist uns Deutschen gerade recht nach hundert Siegen. Das ist das Bild einer Realpolitik, die nur das Erreichbare anstrebt — und das Erreichte wegwirft.“

Gerade der Arbeiter müsse das Ziel der Vaterlands-Partei, einen Frieden, der uns freie wirtschaftliche Entwicklung sichere, anstreben. Daß über den Weg zu diesem Ziele ein haßerfüllter Streit entbrennen könne, komme von den Theorien und den Schlagworten.

An den Schlagworten sei Deutschland krank geworden; das Wort Verständigungsfriede sei bei uns ein Kampfruf geworden, der Feind aber habe die Phrase mit Verachtung zurückgewiesen.

Man habe die Vaterlands-Partei als überflüssig bezeichnet. Wenn sie's nur wäre!

Die Vaterlands-Partei könne nichts Besseres anstreben, als so überflüssig zu werden, wie sie's im August 1914 gewesen wäre.

*

Ein erbärmliches Schauspiel!

Der jüngsten Kanzlerkrise widmet die „Kölnische Zeitung“ folgende rückblickenden Randbemerkungen:

„Der Geschichtschreiber wird einmal entscheiden können, wie weit uns die abgelaufenen Wochen auf der Bahn zum vollendeten Parlamentarismus geführt haben, der von der gesamten demokratischen Presse als das einzige Heil gepriesen wird, rein aus der luftigen Höhe der Theorie, gewiß nicht aus seinen Leistungen in den westlichen Demokratien, und am allerwenigsten aus den Besonderheiten der deutschen Entwicklung heraus. Wer dem Treiben der letzten Wochen aus der Nähe zuschauen konnte, hat gesehen, wieviel rücksichtsloses Machtstreben von Parteien und Persönlichkeiten, wieviel Überschätzung des parteipolitischen Moments in einer Zeit, die Zusammenfassung aller Kräfte fordert, wieviel rechthaberische Wichtigtuerei führen wollender Publizisten am Werke war. Vom Geiste des Jahres 1914 war kein Hauch zu spüren, die Politik, die getrieben wurde, war Friedensware. ‚Partei‘ war die Parole, nicht ‚Nation‘. Der Zank-

lärm übertönte den Geschützdonner. Es war ein **bitteres** Erlebnis, während unsere Helden im Westen ohne Unterschied der Partei alle Taten der Vergangenheit in den Schatten stellten und Soldat und Seemann im Nord- und Südosten des europäischen Kriegsschauplatzes den Verband an lebenswichtigen Frontstellen ins Mark trafen, täglich mehrmals fettgedruckte Auseinandersetzungen darüber lesen zu müssen, daß Herr Soundso zwar eine krankhafte Scheu vor der Übernahme eines Amtes habe und seine Partei ganz seiner Meinung sei, dennoch aber die Krise bis in alle Ewigkeit dauern müsse, wenn nicht der Mann und das verhaßte Amt zusammenkämen. Täglich meldete der Heeresbericht Taten Namenloser, die alles hinter sich lassen, was die Heldensagen lehren, aber wortreicher war die Presse immer über die inneren Streitereien."

*

Das Erbe Bismarcks

Die „Berliner Neuesten Nachrichten" (Nr. 575) schreiben:

„Der Kaiser und König von Preußen hat in Berlin **eine Schlacht verloren**, die durch alle Siege der deutschen Heere in Feindesland nicht aufgewogen werden kann. **Das Erbe Bismarcks beginnt abzubröckeln** — die ersten mächtigen Eckpfeiler deutschen Kaisertums wurden zertrümmert, **da der Kaiser sich seiner Macht und Zuständigkeit begab, seine Minister selbst zu wählen und zu ernennen.** Machtlüstern forderte die Demokratie dieses Recht für sich, **und die Krone folgte dem verhängnisvollen Rat** einer schwachmütigen Regierung **und unterwarf sich dem Willen einer Parlamentsclique.** Kaum wenige Tage dauerte ihr Widerstand, und uneinbringlicher Verlust ist die Folge unzeitgemäßer Nachgiebigkeit gegenüber den Forderungen und Drohungen einiger Fraktionsführer. Uneinbringlicher Verlust! Denn wollte eine spätere stärkere Regierung künftig den jetzt beschrittenen Weg verlassen, so könnte das nicht ohne die schärfsten, gefährlichsten Kämpfe im Innern geschehen. ... Wenn demokratische Blätter und Abgeordnete dies Ereignis feiern, weil sie in ihm das Zeichen vertrauensvollen Zusammenwirkens von Regierung und Parlament sehen, so ist das wohl eine **bewußte Irreführung**, denn schon bevor noch die amtliche Ernennung der neuen Männer erfolgt war, behielten sich Sozialdemokraten und Fortschrittler nicht nur die selbstverständliche Freiheit der Kritik, sondern **volle Bewegungsfreiheit** gegenüber dem Kabinett Hertling-Payer-Friedberg vor, weil ihnen **auch jetzt nach diesen doch unverkennbaren Beweisen seiner Unterwürfigkeit** Graf Hertling nicht die Gewähr bietet, daß fortan von der Regierung die von den Demokraten gewünschte Politik getrieben wird. Auch in Zukunft also besteht kein Vertrauen, sondern ein **ausgesprochenes Mißtrauensverhältnis zwischen der demokratischen Reichstags-G. m. b. H. und ihrem geschäftsführenden Direktor.**"

*

Der „dumme Aujust"

Gewissen Leuten, die nicht alle werden, leider aber immer noch sich erlauben dürfen, an den Andersdenkenden ihr Mütchen zu kühlen, schreibt Karl Peters (in der „Deutschen Zeitung") ins Stammbuch:

„Unwissend, wie sie über alles sind, was jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle vor sich geht, bilden sie sich ein, ‚alldeutsch' sei eine Entgleisung, welcher nur eine kleine deutsche Minderheit verfalle, und sie selbst stellten mit ihren Anschauungen das ernste Normalmaß der respektablen Mehrheit der Menschheit dar. — Während **in allen Völkern** unseres Planeten, die ich kenne, z. B. in England, Frankreich, Nordamerika, Italien, Rußland **jeder anständige Mensch, vom Fürsten bis zum Hausknecht, so empfindet, denkt und handelt,** wie bei uns die kleine Minderheit der ‚Alldeutschen', und die Gesinnungsrichtungen jener Herren überall nur unbedeutende Minderheiten darstellen, welche den stets mit Recht verachteten und mehr oder weniger verhöhnten Parteien angehören. **Die deutschen Michel glauben bei uns das natürliche Verhältnis**

auf den Kopf stellen zu können, und alle Hanswürste zwischen Bodensee und Nordsee jubeln ihnen zu. Weil die Alldeutschen ebenbürtig jedem anderen Volk sein wollten und wie ein Engländer oder Franzose in der Welt auftraten, sollen sie den Vernichtungskrieg der Erde gegen das Deutsche Reich veranlaßt haben. Dann müßten Engländer oder Franzosen schon seit einem Jahrhundert die Menschheit zum Krieg bis aufs Messer gegen sich selbst angehetzt haben, denn sie gaben sich seit Menschenaltern unbeanstandet als Herren unter den Völkern. Aber kein Mensch hat ihnen das verdacht. Alle haben es ohne Widerspruch gelten lassen ...

Das Schlimme ist, daß diese Leute durch die völlige Entstellung, welche die Tatsachen in ihrer Beleuchtung erfahren, die Urteile der vielen harmlosen Strohköpfe über das, was dem Deutschen Reiche gerade in dieser Stunde not tut, völlig verwirren und täuschen. Während im Augenblick vornehmlich erfordert wird, mit einem kühlen Sinn und festem Wollen an die Ausgleichung mit den Feinden zu schreiten, schwatzen sie der Jugend vor, daß es sich um bescheidene Demut gegen das Ausland und alle möglichen parlamentarischen Pöstchen im Innern handele. Als ob ‚Revolutionen‘ von unseren alten Herren unser Schicksal auch nur um einen Deut ändern könnten, ja, als ob es unserem Volk, wenigstens dem einsichtigen Teil desselben, auch nur irgendwie um das letztere zu tun wäre! ...

Die Leitartikler der sogenannten ‚volksparteilichen Richtung‘ sind krampfhaft bemüht, dem deutschen Spießer vorzuschwatzen, was für ein Interesse er daran habe, daß gerade eine gewisse Gruppe von Politikern seine Geschäfte besorge, und daß das Ergebnis der letzten Regierungsveränderung in Berlin an sich schon ein großer Sieg für das deutsche Volk sei. Es ist völlig gleichgültig, welche Klasse von Politikern Deutschlands Geschicke verdirbt. Die sogenannte Reichstagsmehrheit aber muß erst noch beweisen, was sie immer für gegeben annimmt, ob sie mit ihren Mittelchen ein glückliches Ende dieses Krieges für unser Volk, ob sie überhaupt einen Frieden fertig bringen kann. Nach menschlicher Berechnung wird sie hierzu noch viel weniger als jeder andere imstande sein. Dann ist aber jeder vorzeitige Verzicht auf Entschädigungen für die ungeheuren Opfer dieses uns aufgedrungenen Krieges das Verfahren des ‚dummen Aujust‘.“

*

Die elsässischen Verschleppten

Warum ist es bis jetzt, also schon im vierten Kriegswinter, nicht gelungen, die elsässischen Verschleppten aus den französischen Drangsalen zurückzubekommen? Warum wirken unsre elsässischen Reichstagsabgeordneten nicht öffentlich im Reichstag für jene unglücklichen Landsleute? Ist es deshalb, weil sie gegen Frankreich sprechen müßten? Haben sie den Mut, zwar Kanzler zu stürzen, aber sich nicht im engeren Heimatlande durch mannhaftes Auftreten gegen schmachvolles Benehmen der Franzosen unbeliebt zu machen?

So steht die Sache. Und eine Förstersfrau ist es, die nun in Nr. 696 der „Straßburger Post“ gegen den elsässischen Zentrumsabgeordneten Hauß in einem offenen Briefe mutig Stellung nimmt. Darin heißt es:

„Gestatten Sie auch einmal einer einfachen Frau das Wort in der Verschlepptenfrage. Uns Angehörige mutet es seltsam an, daß Sie der Meinung sind, Sie schaden den Verschleppten, wenn Sie im Reichstag öffentlich für sie reden. Sie meinen, für uns ist nur von Wert, wenn öffentlich gegen die Franzosen ‚angestürmt‘ wird. Herr Hauß, es hat fast den Anschein, als fürchteten Sie, die Franzosen zu kränken und zu beleidigen.

„Hören Sie einmal, was diejenigen wagen, die den Franzosen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sind. Anfang Mai haben die Gefangenen des Lagers von St.-Rémy de Provence auf dem wöchentlich eine Stunde gestatteten Spaziergang ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ gesungen. Die Folge war allerdings, daß dies bis heute der letzte Spaziergang war. Als Wetterlé die Lager besuchte und den Elsaß-Lothringern weitgehende

Vergünstigungen anbot, wenn sie ihr Deutschtum verleugnen, erwiderte Pfarrer L.: ‚Wir sind keine Landesverräter.‘ Meinem Gatten wurden wiederholt Stellen angeboten, so daß seine Lage eine glänzende zu nennen gewesen wäre, im Vergleich zu der im Gefangenenlager, woselbst er im vierten Jahr — man wolle die Zeitdauer bedenken — auf halbverfaultem Stroh liegt, sein Leben mit unzulänglicher Nahrung und tödlicher Langeweile fristet. Er lehnte dieses Ansinnen ab mit den Worten: ‚In meinen Augen ist ein Schuft und ein charakterloser Mensch, wer sich nicht zu seinem Vaterland bekennt und ihm die Treue hält.‘ Herr Hauß, hätten die angeführten Äußerungen den Verschleppten nicht weit mehr schaden können, als wenn Sie im Reichstag öffentlich für sie das Wort ergreifen? Bei aller Tyrannei, die die Franzosen ersinnen, hätten sie es doch unmöglich den Verschleppten zur Last legen können oder, wie Sie schreiben, ‚dieselben noch brutaler behandeln‘, wenn Sie unsere Reichsbehörden nachdrücklichst auf die ungeheuren Leiden aufmerksam gemacht hätten. Die Gefangenen selbst ducken sich nicht, frei sagen sie ihre Meinung den Franzosen ins Gesicht, und hier will man vor der Öffentlichkeit zurückschrecken, damit die Herren Franzosen ja nicht erfahren, daß man es hier wagt, öffentlich von ihren Greueltaten zu reden.

„Also, Ihr Gewissen schreibt Ihnen vor, uns weiter auf ‚Ihre Weise‘ behilflich zu sein. Leider haben wir aber von ‚Ihrer Weise‘ noch nichts gemerkt; die Greise, Frauen und Kinder wären wohl auch ohne Ihr ‚stilles Walten‘ zurückgekehrt. Auch die Männer harren der Erlösung, und Ihre Ansicht, daß man die Heimschaffung dieser verweigert, um weiteren ‚Publikationen‘ vorzubeugen, kann ich nicht teilen. Sie kehren nicht zurück, weil man sich hier nicht um sie kümmert, Herr Reichstagsabgeordneter! Uns kann nur durch Vergeltungsmaßnahmen geholfen werden, so wie man sie jetzt für die verschleppten Bulgaren und Österreicher ergriffen hat ...“

Diese Frau hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Wann wird man denn diese Schande vom Deutschen Reiche nehmen?!

In Nr. 622 der „Straßb. Post“ schreibt ein zurückgekehrter Verschleppter: „Aus den von uns besetzten Gebieten bringe man 2000 einflußreiche Franzosen nach Holzminden, man lasse sie heimschreiben, daß sie ihre Freiheit erlangen, sobald der letzte verschleppte Elsaß-Lothringer zurück ist!“ Warum tut man das nicht?! F. L.

*

Zahlen erröten nicht!

Man ist bei allen Waren, die nicht unter Höchstpreis stehen, jetzt förmlich schon gespannt, wie weit die Schamlosigkeit in den Forderungen noch gehen wird. Man glaubt immer wieder, nun endlich an der äußersten Grenze zu stehen, weil weitere Steigerung doch Wahnwitz wäre. Aber der Zeiger der Geschäftsuhr steht auf Unendlich, und ob es Wahnwitz ist, daß ein Anzug bald ein kleines Jahrgehalt verschlingt, das kümmert die Geschäftswelt nicht. Seltsam ist es aber, höchst seltsam, daß die Regierung immer noch mit verschränkten Armen steht. Und ebenso seltsam, daß der Reichstag, der doch so rührigen Anteil an der Reichsleitung nehmen will, unbekümmert an all diesen inneren Wirtschaftsfragen vorübergeht. Einige wenige energische Worte müßten bei der jetzigen großen Macht des Reichstags doch wohl genügen. Es scheint niemanden anzugehen, daß zwar nicht im Kriege, aber doch mit Anbruch des Friedens eine völlige Katastrophe im Wirtschaftsleben hereinbrechen muß, wenn keinerlei Vorkehrungen dagegen getroffen werden. Wenn sich doch die Überzeugung durchringen möchte: Es ist viel weniger eine Kriegs- als eine Friedensfrage, diesen Preistreibereien entgegenzuwirken, wenn nicht das gesamte Wirtschaftsleben nach dem Kriege auf den Kopf gestellt werden soll, weil einige wichtige Stoffe und Artikel nicht den ihnen gebührenden Platz in der Wertskala einnehmen wollen.

Gewiß, bis in jede Kleinigkeit läßt sich nicht eingreifen; aber große Gebiete, zumal solche, die zum allgemeinen Bedarf gehören, dürfen nicht ungefaßt bleiben. Das einträglichste Geschäft für die Kriegsgewinner ist

augenblicklich der Tuch- und Stoffhandel. Es klingt fabelhaft, wenn man hört, daß augenblicklich für einen Anzug 700—800 ℳ verlangt werden dürfen, daß Kleiderstoffe um 1000 % gegen Friedenspreis gestiegen sind; daß für Hüte das Fünffache, für Schirme das Vierfache verlangt wird; daß Kinderschürzen von 1—2 ℳ Friedenswert 10—12 ℳ kosten; daß Papierstoffe trotz der geringen Herstellungskosten auf 10 ℳ für den Meter stehen; kurz, ein völliger Wahnwitz beherrscht den Tuch- und Stoffmarkt. Auf anderen Gebieten ist es ebenso. Kochtöpfe kosten gleichfalls das Acht- bis Zehnfache des Friedenspreises, jedes kleine Küchengerät muß mit Markstücken aufgewogen werden, und wenn es nur ein Stückchen Holz mit ein paar Bürstenhaaren ist. Leitungslitze für Elektrizität ist von 50 ₰ auf 3 ℳ gekommen, Glas hat den drei- bis vierfachen Preis erlangt, Siegellack kostet gar das Fünfzehnfache. All die wüste Spekulation, die die Regierung auf dem Lebensmittelmarkt mühsam zurückgedrängt hat [? D. T.], bricht an andern Stellen wieder aus. Es ist eine wahrhaft „blutige" Ironie: um unsres Handels, um unsrer Industrie willen sind wir in den Krieg geraten; und Handel und Industrie — — Es ist noch keine Zahl errötet.

E. K.

*

Höchstpreise für Holz!

Brennholz ist seit Kriegsbeginn um etwa 300 % gestiegen, obwohl es ein Artikel ist, der frischweg vom Boden gewonnen wird, bei dem sich also keinerlei verteuernde Verarbeitung zwischen Erzeugung und Verbrauch stellt. Daraus folgert, daß wir es mit einem ganz willkürlichen Gewinnaufschlag zu tun haben. Noch um einige Prozente mehr ist das Nutzholz zu Verarbeitungszwecken gestiegen. Um wieviel müssen also nur infolge der Holzpreise schon die Gestehungskosten aller der Gegenstände in die Höhe schnellen, die aus Holz gefertigt werden? Der Preis für Druckpapier z. B. ist wiederum um 11 ℳ für 100 kg erhöht worden, und zwar unter Mitwirkung der Staatsbehörden. Und wie bei anderen Dingen, wo man sich nicht mehr zu helfen weiß, so taucht auch hier wieder der Plan der Übernahme eines Teiles der Preiserhöhung durch das Reich auf. Das dürfte auf die Dauer aber ein ziemlich gefährliches Mittel werden, wenn es sich erst einmal einbürgert. Ähnlich verzweifelt liegen die Verhältnisse auf dem Möbelmarkt, woran die Möbelfabriken ihrerseits natürlich auch nicht unschuldig sind. So verdienen die Fabriken nach eigener Angabe auf dem Wege völligen Nichtstuns, allein durch das Lagernlassen ihrer Stücke, Woche für Woche Tausende und haben es daher mit der Abgabe an die Verkaufsstellen durchaus nicht eilig. Bei einer sächsischen Möbelfabrik sind einzelne Stücke allein in den Monaten Juli bis November um 80 % gestiegen. Die Regierung kann sich natürlich auch diesem Mißstand nicht verschließen. Aber die Abhilfe geschieht wiederum nicht von Grund auf, sondern durch Flickwerk von oben her. Da werden alte Möbel angekauft, ausgebessert und bedürftigen jungen Hausständen zur Verfügung gestellt. Das ist ein Ausweg für solche Leute, die sich durch alte, wenngleich neu überpinselte Möbel nicht die Freude am jungen Heim nehmen lassen, aber jeder wird sich zur Annahme dieser Staatshilfe nicht entschließen können. Und wie soll's werden, wenn die zahlreichen Kriegsgetrauten — wir nehmen an, daß auch mancher andere junge Soldat aus dem Schützengraben die Sehnsucht nach einem eigenen warmen Nest mitbringen wird — nun einen eigenen Hausstand gründen wollen? Besteht auch nur die geringste Möglichkeit, all die Wünsche zu befriedigen, selbst wenn mancher sich notgedrungen mit den alten Möbeln zufrieden geben wollte? Für die zurückkehrenden Familiengründer vorsorgen ist aber eine Aufgabe, die unter allen Umständen gelöst werden muß. Eine Familienwirtschaftskatastrophe schlimmster Art muß sonst entstehen, ein wahrer Kampf um jedes Möbelstück. Und dazu kommt das verbitternde Bewußtsein, daß die einmalige unverhältnismäßige Ausgabe sich in ihren Nachwirkungen über das ganze Leben hin erstreckt: Zinsverlust, wohl auch Verschuldung. Es sei jetzt schon daran erinnert: Unendliches ist noch zu tun, wenn die Rückkehr der Armeen nicht eine Wirtschaftskatastrophe ohnegleichen auslösen

soll! Man denke rechtzeitig daran, damit man von dem Frieden nicht überrascht werde wie Anno 1914 von dem Krieg! Ist es nicht mit Sicherheit anzunehmen, daß die Zurückhaltung der Möbelfabriken schon in Hinsicht auf das zu erwartende Chaos bei Friedensschluß erfolgt? Da versäume die Regierung aber nicht, ihnen einen Strich durch die Rechnung zu machen. Sie beschlagnahme, was nur zu erreichen ist! Nur hier nicht wieder den freien Markt erklären!

Alle diese Eingriffe jedoch packen das Übel immer nur am Kopf und zerren daran umher, anstatt bei der Wurzel zuzugreifen. Wenn irgendwelche Maßnahmen aber Erfolg haben sollen, so müssen sie denselben Weg gehen, den die Ware geht, d. h. sie müssen bei dem Grundstoff anfangen und den Werdegang der Ware begleiten. Dafür ist der günstigste Augenblick freilich schon verfehlt, und das Volk wird die Versäumnis mit erheblich höheren Preisen büßen, als bei früherem Einsetzen der Regelung nötig gewesen wäre. Ein Spät ist jedoch immer noch nicht so schlimm wie ein Niemals. Brot und Holz sind, einen primitiven Zustand angenommen, die Grundstoffe, auf denen das Menschendasein ruht, — wozu für uns heutigentags vor allem noch die Kohle getreten ist. Und einer dieser Grundstoffe wird der wilden Spekulation überlassen?

E. K.

*

Einen sehr sympathischen Vorschlag

zur Demokratisierung macht die „Vossische Zeitung" in der Nummer vom 19. September. Daß die Fürsten das „Erheben" von Bürgerlichen in den Adel unterlassen mögen. Und die Bürger das Sehnen nach dieser „Erhöhung". Beides sind Beleidigungen sowohl der Gesamtheit, wie namentlich der inneren Würde des Verdienstes. Es kann nichts adliger sein, als dem Namen, den man von seinen Vorfahren erbte, Treue zu halten und Ehre zu erwerben.

Ja, es wäre sehr schön, wenn nur auch die bekannte „Finanz" da zustimmen und ein Beispiel geben wollte! So aus dem einen Gesichtspunkt läßt sich die Frage überhaupt nicht lösen. Nicht mal aus dem der Demokratisierung, da diese ja auch nur ein Mittel ist, durch Kamine nach oben zu steigen, deren Ruß man in die Augen derer, die die Leiter halten, schüttelt.

St. H.

*

Das alte Satyrspiel

Es ist eine traurige Erkenntnis, aber man darf sich ihr nicht verschließen: alle Erfahrungen des Krieges ändern im Grunde nichts an vorgefaßten Meinungen und Stimmungen. Der Haß macht blind und taub, und der verblendete Hochmut verhindert nicht nur das Eingeständnis begangener Fehler oder Irrtümer, sondern lehnt auch die Aufnahme jeder neuen Anschauung ab.

Volle drei Jahre sind verflossen seit dem berüchtigten Protest Genfs und der französischen Schweiz gegen die Zerstörung der Kathedrale von Reims durch die deutschen Barbaren. Die Kathedrale steht noch heute; längst ist nachgewiesen und durch französische und englische Selbstzeugnisse zugestanden, daß die Kathedrale für kriegerische Zwecke mißbraucht, daß also ihre Behandlung als Kriegsmittel herausgefordert war. Ich habe noch nichts davon gehört, daß einer der Genfer Protestler eingestanden hätte, durch jenen Protest das deutsche Heer schwer verleumdet zu haben. Ich habe auch noch nichts davon gehört, daß dieselben Genfer Herrschaften dagegen protestierten, als nun die Franzosen systematisch die Kunstbauten von St. Quentin in Brand und Schutt setzten. Die deutsche Armeeverwaltung hat nachweisbar alles mögliche getan, diese Denkmäler zu schützen. Sie hat es natürlich nicht getan um der Anerkennung der Herrschaften von Genf und Umgebung willen, sondern aus einer urdeutschen Eigenschaft heraus, die wir in negativer Form als Widerwillen gegen alle Zerstörung und Verwüstung bezeichnen wollen. Nichts liegt dem Deutschen zu Hause wie in der Fremde ferner, als mutwillige Verwüstung. Der konservative Zug der deutschen Art durchzieht das ganze deutsche Leben.

Drei Jahre lang also hat die deutsche Kriegführung bewiesen, daß sie alle vor-

handenen Werte schont, wenn es nur irgendwie sich ermöglichen läßt. Ebensolange haben unsere sämtlichen Feinde, nicht bloß die Russen, bewiesen, daß sie rücksichtslos alles zerstören, was dem Feinde irgendwie von Vorteil sein kann. Sie warten gar nicht ab, ob es der Feind für sich nutzbar macht, sondern die bloße Möglichkeit eines solchen Vorteils für den Feind rechtfertigt ihnen die Zerstörung. Franzosen und Engländer handeln danach an der Westfront. Die Italiener haben Görz und Umgebung rücksichtslos vernichtet. Was die Engländer beim Rückzug in Rumänien an Zerstörung leisteten, konnte die Eifersucht der Kosaken erwecken.

Niemals erschallte ein Wort des Protestes aus der für alle Kulturgüter der Menschheit so empfindsamen westschweizerischen Ecke. Jetzt, wo die deutschen und österreichischen Heere der venezianischen Ebene zuschreiten, sind sie sofort zur Stelle. Die „Gazette de Lausanne“ fordert den schweizerischen Bundesrat auf, bei den Zentralmächten die Schonung der italienischen Kunstdenkmäler durchzusetzen; das „Journal de Genève“ legt eine Eingabe mit folgendem Wortlaut an das österreichische Kaiserpaar auf: „Die unterzeichneten Schweizer Bürger rufen das Wohlwollen und den Edelmut Ihrer Majestäten zur Schonung der Kunstdenkmäler auf den von den österreichisch-ungarischen und deutschen Armeen besetzten italienischen Gebieten an. Diese Kunstwerke bilden nicht nur den größten Ruhm Italiens, sie sind ein gemeinsames Erbteil der zivilisierten Menschheit. Die Beschädigungen, von denen sie bedroht werden, würden in der ganzen Welt tiefen Schmerz und einmütigen Tadel hervorrufen, und niemand würde für sie ohne Erbeben die Verantwortung übernehmen. Indem wir darauf vertrauen, daß diese Gefühle von Ihren Majestäten geteilt werden, bitten die Unterzeichneten Ihre Majestäten, ihre respektvollste Huldigung entgegenzunehmen.“

Von einer „respektvollen Huldigung“ spricht man am Schlusse eines Schriftstückes, das bereits durch seine Gesinnung eine maßlose Beleidigung darstellt. Wir wollen gewiß den patentierten Kulturinhabern an den Gestaden des Genfer Sees nicht allzuviel Bedeutung beimessen. Aber es muß doch einmal klar ausgesprochen werden, daß nach allem Vorangegangenen dieses Unterfangen der französischen Schweizer eine ganz **bodenlose Anmaßung** ist. Schon die geringste Überlegung muß den Herrschaften sagen, daß sie gar kein Mittel in der Hand haben, ihrem Wortprotest durch irgendeine Tat Nachdruck zu verleihen. Selbst in ihrem blöden Hochmut können sie nicht bestreiten, daß Deutsche und Österreicher von jeher mindestens ebensoviel Bewunderung und Wertschätzung der italienischen Kunst bewährt haben, wie die Protestler selbst. Was sie aus den Erfahrungen des Krieges gelernt haben müßten, ist oben gesagt. Der Protest hat also überhaupt keinen anderen Zweck, als eine **erneute Verleumdung des deutschen Heeres**, oder aber er ist das Erzeugnis eines heuchlerischen Pharisäertums.

Italien hatte es sehr leicht, seine Kunstdenkmäler gegen Kriegsgefahr zu schützen, indem es den Krieg vermied. Es brauchte bloß seine Bundesgenossen, denen es seit Jahren die Blüte seiner Fremdenindustrie verdankte, nicht zu verraten. Diese Bundesgenossen verlangten von ihm nicht einmal die vertraglich ausbedungene handelnde Beteiligung am Kriege, sondern lediglich Neutralität. Die Italiener haben in Görz sehr wertvolle Bauwerke zerstört; sie haben nach echt romanischer Art, was nicht niet- und nagelfest war, ins innere Italien weggeschleppt. Nun der Stiel umgekehrt wird, erschallt Zeter und Mordio. Noch jetzt haben die Italiener die Möglichkeit, das gefährdete Gebiet zu räumen. Auch der Papst hat ihnen den Weg gewiesen, durch Neutralitätserklärung Venedigs dessen Kunstschätze zu schützen.

Das ist das eine. Das andere aber ist: Wo bleibt das Mitleid mit den Menschen? Sind diese nicht immer noch wertvoller, als Kunstwerke? Wie kann man heute noch angesichts der entsetzlichen Leiden der Menschheit um Mitleid für Kunst werben, wo das für die Menschheit erstorben ist? Ihr, die ihr außerhalb der Leiden steht, suchet die Leiden der Menschheit zu lindern! Wenn ihr das nicht könnt, verhüllt euer Haupt und — schweigt!

* K. St.

Puppenrevolution

Jawohl, es muß in der Puppenwelt eine große Umwälzung stattfinden; und dazu ist die Weihnachtszeit die rechte Zeit, und alle vernünftigen Mütter sind die berufenen Aufwiegler. Wenn wir alles Tun und Denken zum Guten, Gesunden, Lebendigen beeinflussen wollen, müssen wir mit dem Spiel unserer Kinder anfangen. Das Hauptspielzeug des kleinen Mädchens ist die Puppe. Denn was sich in dem kleinen Wesen regt und regen soll, ist die Mutter und die Hausfrau. Nun wird im Spiel das Kind zur Mutter, und die Puppe ist das Kind, das besorgt werden muß, ausgekleidet und zu Bett gebracht, gewartet und gescholten, geküßt und geklapst, je nach Bedarf, gewaschen, gekämmt und gefuttert („man so duhn“, das genügt vollständig, denn die Phantasie des Kindes füllt alles aus, wenn auch das Wachsköpfchen nicht gewaschen, die Locken nicht gezaust wreden dürfen). Aber wie ein Kind muß die Puppe auf den Arm genommen und spazieren getragen oder in den Puppenwagen gesetzt und gefahren werden können, sonst ist es nichts.

Was aber findet die angehende kleine Mutter auf dem Weihnachtstisch? Meistens eine große Dame in Gesellschafts-„Kostüm“, oder eine Tirolerin und dergleichen, oder wohl gar eine Braut in Kranz und Schleier.

Was kann das Kind mit diesen Schätzen, über die es vielleicht im ersten Augenblick jubelt, anfangen? Kann es damit spielen? Wird eine Braut auf den Arm genommen und herumgetragen? Oder eine Dame, vielleicht in Balltoilette? Oder die fesche Tirolerin? Die stellen doch alle erwachsene Menschen vor! Nein, solche Puppen sind tatsächlich zu nichts weiter gut, als daß sich das kleine Mädchen vor seinen Gespielinnen damit groß tun kann. Man beobachte sie nur einmal, wenn sie zusammenkommen und ihre Puppen vergleichen und jedes einzelne Kleidungsstück auf seine Eleganz hin mustern! Dann wird die Puppe hingelegt und etwas anderes vorgenommen; denn was soll man weiter mit ihr machen? Füttern kann man doch eine Dame nicht; ausziehen und zu Bett gehen, das macht sich eine Dame auch selbst.

Wie oft kann man hören: „Mein Töchterchen spielt nicht mit Puppen!“ und die törichte Mutter sieht darin vielleicht noch große Geisteseigenschaften ihres Kindes. Aber baut ihm nur mal ein kleines Kind im Steckkissen auf, mit Hemdchen und Jäckchen und Windeln und allem Zubehör, und dazu einen Wagen oder gar eine Wiege mit Betten und Laken und Decken und Fläschchen und Töpfchen, und ihr werdet den Jubel sehen und das eifrige, glückselige Spielen! Ein solches Kind muß man an- und ausziehen und besorgen, gerade wie die Mutter es mit ihrem Wiegenkindchen macht oder mit dem kleinen Brüderchen, das eben laufen gelernt hat. Und die kleine Freundin hilft dabei, und es ist so viel zu tun, daß man gar nicht Zeit hat zu vergleichen, ob das Kleidchen der eigenen Puppe schöner ist, als das der fremden.

Mache man sich doch nur klar: Puppen, die Erwachsene vorstellen, sind ein Unfug. Das Kind kann nicht damit spielen in sorgender Mütterlichkeit, die das Beglückende dabei ist für das kleine Herz. Es kann sich nur vor seinen Gespielen damit groß tun und sich freuen, wenn es Neid erregt. Das ist das Ganze, — und das Gefährliche.

Wir erzielen also für die Seelen unserer Kinder mit diesen unverständigen Puppen eine ganz bedenkliche und schädliche Wirkung. Statt guter und gesunder lösen wir die häßlichen Gefühle des Neides, der Überhebung und Prahlerei aus.

Es ist Unnatur, was wir da fördern. Zurück zur Natur! Die Puppen müssen Kinder sein, kleine und große, Wiegenkinder oder größere, aber Kinder! Eva Brustellin

*

Richard Strauß in Holland

Es ist nun richtig dahin gekommen: die Holländer verbitten sich Herrn Strauß' „unwürdige Reklame“ und wissen auch seine Sonderpreise gebührend einzuschätzen. Wie dem „B. T.“ berichtet wird, protestiert der „Nieuwe Courant“ gegen die Begleitumstände, unter denen ein am 8. November im Haag vor sich gegangenes Konzert mit Richard Strauß und Selma Kurz als Solistin angekündigt wurde; das Blatt spricht

von „schreiender, unwürdiger Reklame“ und tadelt die riesigen Preise. Dies Verfahren eines ausländischen Unternehmers nehme dem holländischen Konzertleben seinen sauberen Charakter. „Daß trotz der großen Namen, die auf dem Zettel standen, die peinlichen Momente in der Veranstaltung überwiegen würden, hätte sich in der Tat voraussagen lassen. Man tut der deutschen Sache keinen Dienst, wenn man im Ausland bedeutende künstlerische Persönlichkeiten in dieser Form präsentiert“, bemerkt — das „Berliner Tageblatt“.

*

Die Trauer der „Frankfurter Zeitung“

Im Zweiten Novemberheft wurde an dieser Stelle unter Vorbehalt einer weiteren Würdigung auf einen wütenden Ausfall der „Frankfurter Zeitung“ gegen den Türmer hingewiesen. Das Artikelchen hatte folgenden Wortlaut:

„‚Die Trauer der Frankfurter Zeitung‘. Unter dieser Überschrift druckt Freiherr von Grotthuß im Zweiten Oktoberheft des ‚Türmer‘ ein Stück aus einem der Artikel des Grafen Reventlow (‚Deutsche Tageszeitung‘) ab — der ‚Türmer‘ vermeidet es dabei, in der üblichen Form unzweideutig zum Ausdruck zu bringen, daß es sich um ein Zitat handelt —, die bekanntlich dem Zweck dienten, die ‚Frankfurter Zeitung‘ der Obersten Heeresleitung, wie überhaupt jedem guten Deutschen verdächtig zu machen, indem darin in unverschämtester Weise die Lüge aufgestellt wurde, die ‚Frankfurter Zeitung‘ sei über die Einnahme Rigas höchst traurig gewesen, ja, sie habe die gelungene deutsche Operation geradezu als ‚einen tadelnswerten Fehler‘ bezeichnet, ‚die deutsche Kriegführung sei in eine Falle gegangen‘ usw. Freiherr von Grotthuß, der übrigens in der Hitze des Krieges in seinem ‚Türmer‘ manches Wort gesprochen hat, das er, in den Zustand früherer Zeiten zurückgekehrt, vermutlich ernsthaft bedauern wird, weiß, oder müßte bei der Art seiner Tätigkeit wissen, daß die ‚Frankfurter Zeitung‘ nach dem Fall von Riga die Freude des ganzen Volkes über die prächtig gelungene Operation durchaus geteilt, und daß sie — vielleicht deutlicher, als es manchem anderen möglich ist — die große strategische Bedeutung der Einnahme von Riga und später des Brückenkopfs von Jakobstadt nicht nur behauptet, sondern eingehend begründet hat. Unsere Meinung aber, daß Kornilow nicht verfehlen werde, die neue militärische Niederlage politisch auszubeuten, hat sich wohl auch nach der Auffassung des ‚Türmer‘ bei dem Versuch der Gegenrevolution des russischen Oberbefehlshabers als richtig erwiesen. Über ein Gelingen dieses Putsches der russischen reaktionären Militärpartei hätte sich außer der ‚Times‘, dem ‚Temps‘ und Konsorten nur Graf Reventlow und ähnliche Großpolitiker gefreut, der ‚Türmer‘ hoffentlich nicht. Gleichwohl gibt sich Freiherr von Grotthuß dazu her, jene alldeutsche Verleumdung zu verbreiten; er erniedrigt sich zu so schimpflicher Demagogie, obwohl ihm unsere öffentliche Antwort an Graf Reventlow die letzte Spur von gutem Glauben genommen hat. Daß dergleichen in Deutschland noch immer möglich sei, ist das einzige, was einem Deutschen im ‚Falle Riga‘ Grund zur Trauer geben könnte.“

Hierzu schreibt Graf Reventlow auf unsere Bitte um eine Äußerung zu diesem, in der Sache selbst gegen ihn gerichteten Angriff folgendes:

Die „Frankfurter Zeitung“ ist seit einiger Zeit nervös geworden. Ihre frühere abgeklärte staatsmännische Ruhe hat sie verlassen, und sie arbeitet mit stärksten Worten. Lüge und Verleumdung sind ihr geläufige Ausdrücke.

Von der Leitung dieser Zeitschrift um eine Äußerung gebeten, kann ich nur noch einmal meiner Auffassung Ausdruck geben, daß die „Frankfurter Zeitung“ nach ihren damaligen Ausführungen die Einnahme von Riga und Üxküll politisch bedauerte und peinlich empfand. Die Anerkennung, welche das Blatt der militärischen Durchführung des Unternehmens spendete, ändert daran nichts. Bezeichnend war auch, daß die „Frankfurter Zeitung“ sofort die Einnahme Rigas benutzte, um Riga vorsorgend als „Pfandbesitz“ oder „Faustpfand“ — der Ausdruck ist mir nicht genau erinnerlich, und der Artikel der „Frank-

„Frankfurter Zeitung" liegt mir augenblicklich nicht vor — zu stempeln. Das sollte heißen: selbstverständlich müssen wir Riga wieder herausgeben; um des Himmels willen keine „Eroberung"! Man sah die Angst des Blattes zwischen den Zeilen, die Eroberung dieser alten deutschen Stadt werde dem deutschen Volke ohne weiteres nahelegen, daß sie nicht wieder herausgegeben, sondern in dieser oder jener Form behalten werden müsse.

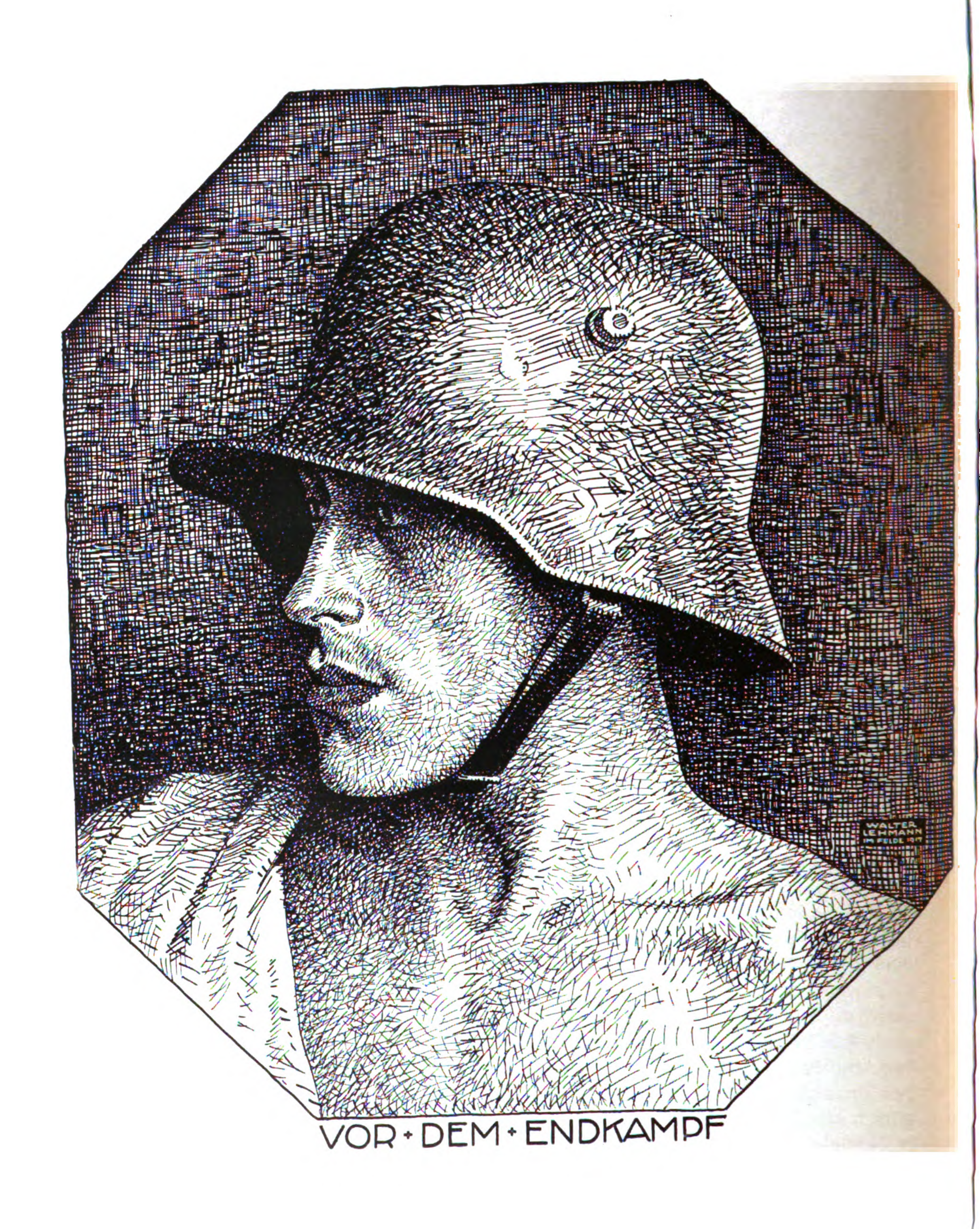
Die „Frankfurter Zeitung" wird nicht nur im allgemeinen sehr geschickt redigiert, sondern sie ist auch gewohnt, heikle Gebiete mit Vorsicht und Sorge für Deckung zu behandeln. In diesem Falle hat sie das nicht genügend getan, insbesondere gilt das von ihrer nicht mißverständlichen Andeutung: die deutsche Heeresleitung habe mit ihrer damaligen Offensive einen Fehler gemacht und sei dem tüchtigen Kornilow irgendwie ins Garn gegangen. Das Blatt versucht sich herauszureden und sagt es, habe gemeint, Kornilow werde die russische Niederlage politisch ausbeuten. Die „Frankfurter Zeitung" habe also, wie der „Versuch der Gegenrevolution" Kornilows gezeigt hätte, richtig vorausgesagt. Die „Frankfurter Zeitung" wird wohl wissen, daß jener Kornilowsche Versuch der „Gegenrevolution" ein mit Kerenski abgekartetes Manöver gewesen ist. Was wußte also die „Frankfurter Zeitung", als sie jene geheimnisvolle Andeutung machte und so tat, als ob die deutsche Heeresleitung düpiert worden sei? In seiner Verlegenheit greift das Blatt wieder zum Hilfsmittel der „Reaktion" und meint, ich würde mich über das Gelingen des reaktionären Putsches gefreut haben. Dieser Unsinn ist einmal gegenstandslos, weil es sich, wie gesagt, nicht um einen „reaktionären Putsch", sondern um ein von Kerenski veranlaßtes Manöver handelte. Überdies dürfte die „Frankfurter Zeitung" im Grunde sehr genau wissen, daß mir Interesse an Reaktion oder Nichtreaktion in Rußland gänzlich fern liegt.

Es wäre im übrigen doch viel einfacher, wenn die „Frankfurter Zeitung" immer ihr Kriegszielprogramm offen und ohne Umschweife zum Maßstabe ihrer Beurteilung militärischer Ereignisse machte und die Dinge bei Namen nennte. Dann würde die „Frankfurter Zeitung" nie in die Lage kommen, in solche gesundheitsschädliche Erregungen zu verfallen und sich so starker Ausdrücke zu bedienen, welche leider so wenig zu ihrem staatsmännischen Bratenrocke passen.

Graf E. Reventlow.

Mit dieser sachlichen Gegenüberstellung sind auch die persönlichen Anwürfe der „Frankfurter Zeitung" so deutlich gekennzeichnet, daß es einer weiteren nicht mehr bedarf. Denn wer es fertig bringt, die „Verbreitung" einer Auffassung, wie sie Graf Reventlow der „Frankfurter Zeitung" gegenüber vertreten hat und in den obenstehenden Ausführungen nach wie vor vertritt, als eine „Erniedrigung zu schimpflicher Demagogie" zu — beschimpfen, dem „Verbreiter" auch „die letzte Spur von gutem Glauben" abzuschneiden, der hat seinen eigenen Begriffen von Anstand und Verantwortlichkeitsgefühl ein Selbstzeugnis ausgestellt, das er sich bei ruhigerer Überlegung nicht hinter den Spiegel stecken wird. Ist denn übrigens der „Frankfurter Zeitung" gar nicht über die Schwelle des Bewußtseins gedrungen, welche Lächerlichkeit in der naiven Anmaßung liegt, die Unfehlbarkeit der eigenen Beweisführung als so selbstverständlich hinzulegen, daß jedem, der nicht von ihr überzeugt wird, „die letzte Spur von gutem Glauben genommen sei"? Das, was in diesem Falle Grund zur Trauer geben sollte, ist, daß ein Blatt, wie die „Frankfurter Zeitung", mit dem man auch als gänzlich undogmatischer Politiker und von anderen Standpunkten aus oft ein gut Stück Weges gemeinsam gehen konnte, sich zu solcher Kampfesweise glaubte „erniedrigen" zu müssen. Das bedauere ich in der Tat und ganz ernsthaft, denn von allen demokratischen Blättern Deutschlands war die „Frankfurter Zeitung" das bestgepflegte und beherrschte. Dann kam der Krieg und mit der Entdeckung und Auswirkung von Bethmanns überragendem politischen Genie — so nach und nach auch die Politik mit dem doppelten, auswechselbaren Boden. J. E. Frhr. v. Grotthuß

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



VOR + DEM + ENDKAMPF

Beilage zum Türmer



XX. Jahrg. | Erstes Januarheft 1918 | Heft 7

Wie steht es jetzt mit dem U-Boot-Krieg?

Von Kalau vom Hofe, Konteradmiral z. D.

In den U-Booten haben wir die einzige Waffe, mit der wir Englands Macht so treffen können, daß es seine bösen Absichten aufgeben muß.

Dies haben die Engländer eher erkannt als wir.

Deshalb aber posaunten sie ihre Erkenntnis nicht in alle Winde hinaus, sondern indem sie sich so stellten, als ob sie die U-Boote lediglich als verabscheuungswürdige, armselige Piraten der Verachtung der ganzen Welt, im besonderen dem Präsidenten Wilson empföhlen, trafen sie möglichst lautlos ohne Rücksicht auf Kosten und schwere Eingriffe in ihr gesamtes Wirtschaftsleben umfassende Vorkehrungen zur Abwehr der U-Boot-Gefahr. Oft mögen sie geglaubt oder in der Hoffnung sich gewiegt haben, ihr Ziel, die Vernichtung der U-Boote, in absehbarer Zeit zu erreichen; endlich mußten die englischen Minister jedoch eingestehen, daß alle ihre Unternehmungen zur See ohne durchgreifenden Erfolg geblieben wären, gegen die U-Boote gäbe es kein Allheilmittel. Man tröstete das englische Volk mit dem Hinweis, daß, wenn auch eine bestimmte Methode des Angriffs oder der Verteidigung nicht zum Ziele führte, doch das Zusammenwirken aller maritimen, militärischen und politischen Kräfte es ermöglichen würde, die schädigende Wirkung des U-Boot-Handelskrieges auf ein erträgliches Maß zu beschränken.

Bei uns hatten die Heldentaten der U-Boote freudiges Aufsehen erregt. Die Leistungsfähigkeit derselben steigerte sich schnell. Es entstanden großartige Hoffnungen und kühne Pläne, die bei der immerhin geringen Erfahrung, die bezüglich der Lebens- und Kampfbedingungen der U-Boote und der Widerstandsmöglichkeit des Gegners vorlagen, an Übertreibungen krankten. Nicht ausbleibende Enttäuschungen erzeugten Zweifel und erschütterten das Vertrauen in die neue Waffe und bereiteten der englischen Pressepropaganda gegen den U-Boot-Krieg in Deutschland den Weg zu unbestreitbarem Erfolge. In beständiger Verkennung der amerikanisch-englischen Beziehungen sowie des gemeinsamen Interesses und des unabänderlichen Willens des Angelsachsentums diesseits und jenseits des großen Wassers, den gefährlichen deutschen Konkurrenten ein für allemal rücksichtslos abzutun, gaben wir unter dem Trommelfeuer von feindlichen und neutralen Noten und Ministerreden nach und ein ganzes Jahr verging, bevor wir unsere beste Waffe so zu gebrauchen uns entschlossen, wie es ihrer Eigentümlichkeit angemessen war.

Die ihr gewährte Schonfrist nutzte die englische Admiralität aus, um die Sicherung der Transporte von England nach Frankreich und die Zugänge zu den englischen Haupthäfen unter systematischen Schutz zu stellen. Wachfahrzeuge, U-Boots-Jäger, Wasserflugzeuge, Zerstörer, Minen- und Netzsperren, U-Boots-Fallen usw. in großer Zahl umschwärmten die englischen Küsten, bereit und auch imstande, die sich zeigenden U-Boote zu verderben. Außerdem wurde die Bewaffnung aller Handelsdampfer durchgeführt. Glücklicherweise war die Rücksichtnahme auf die „Schutzamerikaner" nicht so weit gegangen, daß die technische Entwicklung und die Vermehrung der U-Boote dabei Schaden leiden mußte. „U-Deutschland" fuhr nach Baltimore, und „U 53" nach einem kurzen Besuch in Newport versenkte drüben ein halbes Dutzend englische Dampfer und kam, ohne fremde Hilfe in Anspruch genommen zu haben, bei schwerstem Sturmwetter glücklich über den Altantischen Ozean zurück (29. Oktober 1916). Trotz der diplomatischen Bremse begann infolge der größeren Zahl der verfügbaren U-Boote um diese Zeit das Monatsergebnis des Handelskrieges auf durchschnittlich 400000 t zu wachsen. An dem Verlust war die englische Flagge mit drei Viertel beteiligt, das letzte Viertel entfiel auf die neutralen Schiffe, die vorwiegend Konterbande geladen hatten oder sonstwie im Dienste des Feindes tätig waren.

Als am 1. Februar 1917 die Seesperre über die feindlichen Küsten verhängt worden war und die Kriegsbegeisterung in England wegen der Unglücksnachrichten von der See sank, traten Lord Beresford und Lord Curzon, zwei Marinesachverständige ersten Ranges, im Oberhaus mit Reden auf, in denen sie die schwere Not des U-Boot-Handelskrieges anerkannten, sich aber wegen der Zukunft voller Zuversicht zeigten. Lord Beresford gab zu, daß seit Kriegsbeginn mehr als 4 Millionen Tonnen Schiffsräume verloren wären, sah aber zur Sorge keinen Anlaß, da die Verluste zu einem ansehnlichen Teile, nämlich 3 Millionen Tonnen, gutgemacht wären. Er glaubte, daß man in 6—8 Wochen erkennen werde, daß England der Unterseebootsgefahr wirklich gewachsen sei, und daß der Seeverkehr sich wieder heben werde. Lord Curzon brachte ein beträchtliches, den Eindruck peinlicher

Genauigkeit machendes Zahlenmaterial vor, von dem er wohl vermutete, daß in Deutschland sich niemand finden würde, der es nachprüfen könnte, und zog dann den Schluß, daß in 30 Kriegsmonaten der Netto-Verlust der britischen Handelsflotte nur 5—6 % der Brutto-Register-Tonnage betragen hätte, also kein Grund zur Panik gegeben wäre.

Gegenüber den hohen Monatsziffern der versenkten Tonnage würden diese verblüffenden Angaben ohne erhebliche Wirkung geblieben sein, wenn nicht planmäßig in der feindlichen und der neutralen Auslandspresse ebenso erstaunliche Nachrichten erschienen wären, die von dem ungeheuren amerikanischen Schiffsbauprogramm, den gewaltigen Leistungen des englischen Schiffsbaues nach dem Einheitssystem, der bevorstehenden Beschlagnahme der ganzen in neutrale Häfen geflüchteten Flotte der Mittelmächte fabelten. Unsere Sachverständigen, so sehr sie auch die Trugschlüsse der Lords beargwöhnten, konnten nicht sofort und ohne im Interesse unserer Kriegführung geheimzuhaltendes Zahlenmaterial preiszugeben, in dieses mit wahren Tatsachen verzierte Lügengewebe mit der erforderlichen Schärfe hineinleuchten. Über den Erfolg der wirtschaftlichen Maßnahmen des Feindes und seiner Ergänzung der Schiffsverluste fehlten zunächst noch zuverlässige Nachrichten, auch mußte angenommen werden, daß die Lords ihre Angaben aus einwandfreien Quellen geschöpft hätten. So gelang es dieser Bluff-Offensive gegen den U-Boot-Krieg leider, bei uns viele Gläubige zu finden, zumal die bekannten Geschäftelhuber in ihrer ererbten Schwäche gegenüber jedem ausländischen Schwindel diese Meldungen für bare Münze erklärten und ihre Leute bange machten mit der Andeutung, daß sie noch vieles wüßten, was sie aber nicht sagen dürften. Diese Wirkung wurde im Auslande unterstützt durch die Presse, die aus verschieden gearteten Beweggründen nicht müde wurde, den U-Boot-Krieg als ungefährlichen, letzten Verzweiflungsakt der deutschen autokratischen Regierung abzustempeln und die Bekanntmachung des Admiralstabes als lügnerisch zu brandmarken. Diesem ganzen Treiben wurde Vorschub geleistet durch die wöchentliche Berichterstattung der englischen Admiralität, die Lloyd George des öfteren, aber vergeblich, im Parliament gegen den Vorwurf alberner Irreführung des Publikums in Schutz zu nehmen versuchte, und die den Zweck hatte, neutrale Tonnage nach England zu locken und die Kriegsmüdigkeit bei den Mittelmächten zu fördern.

Es ist das große Verdienst des Herrn Oberingenieur Wilhelm Möller von den Vulkanwerken in Hamburg, der auf Grund seiner in England erworbenen Kenntnis der britischen Schiffsbau- und Schiffahrtsverhältnisse hervorragend befähigt war, die englischen Angaben nachzuprüfen, mit scharfer Rechnung und geistreicher Methode, auf Grund der unanfechtbaren Zahlen von Lloyds Schiffahrtsregister die Grundlosigkeit bestehender Sorgen um den Erfolg der deutschen U-Boote dargetan zu haben. Wir bringen aus seiner Schrift: „Baldiger U-Boots-Friede?“ (Dresden 1917, Mitteldeutsche Verlagsanstalt) die Resultate seiner mühevollen Arbeit und ergänzen sie durch die neuesten Nachrichten aus deutschen Quellen und aus der fremden Presse, die bestätigen, daß der Handelskrieg trotz allem die beabsichtigte Wirkung gehabt hat und haben wird.



Lord Beresford bezifferte die Kriegsverluste an englischen Schiffen aller Art bis zum 31. Januar 1917 auf 4 Millionen Tonnen, während sie vom deutschen Admiralstab nur mit 3314000 t in Rechnung gestellt worden waren. Die sehr bedeutende Differenz von 686000 t bedeutet einen Verlust, von dem wir zuverlässige Nachrichten nicht erhalten haben, und der zum größten Teil auf Minenwirkung zurückzuführen sein wird. Die Behauptung, daß die Kriegsverluste bis auf 1 Million Tonnen wieder gutgemacht wären — wodurch und wie wurde verschwiegen —, unterstrich Lord Curzon, indem er ausführte, daß der Bestand der britischen Handelsflotte an Schiffen, die größer als 1600 Br.-T. sind und für weitere Fahrten des englischen Imports und Exports allein in Betracht kommen,

im Juli 1914 . . .	3890 Schiffe	mit	16850000 t
am 31. Jan. 1917 .	3540 eben unter		16000000 t

betrug. Dieser Vergleich sollte und mußte bei Uneingeweihten den Eindruck erwecken, daß Englands Schiffsbauindustrie in der Lage gewesen war, den Erfolg der U-Boote zuschanden zu machen, und daß sie es erst recht in Zukunft tun könnte, wenn noch in Amerika und Japan mitgeholfen werden würde.

Demgegenüber ist jetzt festgestellt, daß im Juli 1914 der Bestand der britischen Flotte an Schiffen für große Fahrt 17,4 Mill. T. betrug, und daß der edle Lord bei der Errechnung seiner Ziffer nicht genau die Überschriften der Tabellen von Lloyds Register beachtet haben muß und — natürlich aus Versehen — die englischen Schiffe vergessen hat, die im Auslande für englische Rechnung gebaut oder durch Kauf vom Auslande in englischen Besitz übergegangen waren. Diese Zahl ist nicht unerheblich. Der Bestand der britischen Flotte mit Ausschluß der auf dem Kontinent internierten englischen Schiffe (180000 t) belief sich am 31. Januar 1917 auf 15361000 t. Der Unterschied mit der entsprechenden Angabe Lord Curzons ist darauf zurückzuführen, daß der edle Lord gemäß Lloyds periodischen Bekanntmachungen Schiffe als dienstfertig in seine Rechnung einstellte, die noch keine Maschinen hatten und noch monatelang bis zur Ablieferung zu warten hatten. Da Lord Curzon dem Parliament und der Welt die Differenz 1914/1916 möglichst gering erscheinen lassen wollte, vergaß er dieses Mal nicht, die im Ausland erworbenen Schiffe mitzuzählen. Sollte das alles Zufall gewesen sein?

Es ergibt sich nun aus der Differenz von 17,4 — 15,4 Mill. T., daß der Netto-Verlust an britischer Tonnage bis zum Beginn des verschärften U-Boot-Krieges 2 Mill. T., d. i. 11,5 % des Bestandes vom Juli 1914 betrug und nicht, wie der edle Lord vorgab, 5—6 %.

Wenn man also den Angaben eines britischen Lords und Ministers nicht mehr Glauben schenken darf, so wird auch größte Vorsicht bei Nachrichten und Meldungen von Lloyds und Bureau Veritas geboten sein, die auf dem Wege über die feindliche und neutrale Presse zu uns gelangen und der Gefahr ausgesetzt sind, von den mit Sachkenntnis wenig belasteten Redaktionen mißdeutet zu werden.

Wir wollen nun untersuchen, wie die Kriegsverluste wettgemacht worden sein können. Als in den beiden ersten Kriegsjahren die Schiffsbauwerften vornehmlich für Zwecke der Kriegsflotte und die Maschinenfabriken zur Munitions-

herstellung mit herangezogen wurden, kam die Fertigstellung der Handelsschiffe in Rückstand; nicht einmal die Hälfte der in Friedenszeiten zu erwartenden Ablieferung wurde erreicht.

Es geschieht sehr häufig, daß nicht scharf unterschieden wird zwischen in Bau befindlichen Schiffen und fertig abgelieferten, und daß Neubauten verwechselt werden mit Vermehrung der Handelsflotte. So brachte der „Temps" eine Veröffentlichung des Bureau Veritas, daß Ende Juli 1917 die Schiffsneubauten der Entente von 1. Oktober 1916 bis 1. April 1917 nicht weniger als 1392930 t betragen hätten. Diese Nachricht war durchaus geeignet, den unbefangenen Leser glauben zu machen, daß in Jahresfrist die Schiffsbauten der Entente 3 Millionen Tonnen übersteigen könnten und so die Zerstörungsarbeit der U-Boote wettgemacht werden würde.

Englands Anteil belief sich laut „Temps" auf 261 Schiffe mit 680946 t in diesem Halbjahr; in der Tat sind in diesem Zeitraum nur 48 Ozeandampfer, die für den U-Boot-Krieg in Betracht kommen, mit 283000 t abgeliefert worden. Die Fertigstellung der übrigen hat sich vielleicht noch bis in diese Tage hingezogen. Im Jahre 1915 wurden in England Schiffe jeder Größe im Umfange von 760000 t fertiggestellt, im Jahre 1916 Ozeandampfer mit 406331 t abgeliefert; bis zum April 1917 folgten weitere 189320 t; 47 Dampfer mit etwa 300000 t sind noch im Baustadium verblieben.

Wenn man bedenkt, daß die natürliche Abnutzung der überanstrengten Handelsflotte sehr stark zugenommen hat und daß im Frieden diese sich auf etwa 250000 t jährlich belief, so leuchtet ohne weiteres ein, daß der englische Schiffsbau gänzlich außerstande gewesen ist und während des Krieges unfähig bleiben wird, den Schaden des Handelskrieges in nennenswerter Weise auszugleichen.

Die neutralen Reeder haben keine Veranlassung, ihre Schiffe zu verkaufen, da sie mehr durch Vermietung verdienen. In der Tat ergibt eine sehr sinnreiche Berechnung des Herrn Oberingenieur Möller, daß in der Zeit vom Juli 1915 bis Juli 1916 durch Ankauf nicht mehr als 200 000 t der britischen Handelsflotte zugekommen sein können. Überdies hatten bis zum 1. Juni 1917 Norwegen 762000 t und bis Mitte Mai 1917 Dänemark 150000 t oder 39 bzw. 20 % ihres Bestandes verloren.

Also Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten — auch des unbegrenzten Schwindels! —

Wir zitieren aus dem Buch des mehrfach genannten Verfassers: „Die Tonnage der gesamten Handelsflotte der Vereinigten Staaten betrug im Jahre 1914 5,368 Mill. T. Die Dampferflotte war verzeichnet mit 4,33 Mill. T.

Dem Laien gibt diese Zahl ein verkehrtes Bild von dem möglichen Einfluß, welchen die Flotte auf den Ausgang des Krieges haben könnte.

Amerika hat gewissermaßen drei Flotten: je eine im Atlantischen und Pazifischen Ozean und eine auf den Binnenseen. Der die oberen Seen mit dem Meere verbindende Kanal kann seiner geringen Tiefe wegen nur mit beladenen Schiffen befahren werden, welche kleiner als 1000 Brutto-Register-Tonnen sind.

Im Jahre 1914 war die Tonnage der Dampferflotte auf den Binnenseen noch größer als die der beiden anderen Flotten zusammen."

Die Tonnage der für Ozeanfahrt befähigten über 2000 t großen Dampfer betrug in Millionen Tonnen:

	Juli 1913	1914	1915	1916	
	1,18	1,22	1,66	1,75	Mill. t
Zunahme:		0,04	0,44	0,11	Mill. t

So geringe Zahlen hat wahrscheinlich niemand erwartet, der nicht vom Fach ist.

„Die Zunahme von 1914 bis 1915 beträgt 440000 t. Hierbei haben 170000 t mitgeholfen, welche Amerika im Jahre 1914 von England käuflich erworben hat. Daß die Zunahme von 1915 bis 1916 so viel geringer ist, berechtigt aber nicht zu der Auffassung, daß die Bautätigkeit erschlafft ist oder daß Schiffe (vielleicht an England) verkauft worden sind. Die Sache verhält sich folgendermaßen:

Von 1914 bis 1915 wurden auf den wenigen großen Seewerften, die Amerika besitzt, vornehmlich sehr große Dampfer abgeliefert (3 über 10000 t, 8 von 7000 bis 10000, 36 von 5000 bis 7000 t; zusammen 350000 t). Neue auf denselben Helgen aufgelegte Dampfer derselben Größen haben eine Bauzeit von mehr als einem Jahr und waren deshalb im Juli 1916 noch nicht fertig. Das nächste Jahr 1917 zeigt dann wieder eine höhere Zahl, welche aber zum größten Teil der Bautätigkeit der vorhergehenden Jahre zuzuschreiben ist."

„Dieses genaue Eingehen in die Sache ist nötig, um zu beweisen, daß es sich hier relativ um so kleine Zahlen handelt, daß eine Hilfe für England ganz ausgeschlossen oder so minderwertig ist, daß sie für den Krieg ohne Belang bleiben."

„Mit einer Umgruppierung der Schiffahrtsverhältnisse in der Zukunft rechnend, muß Amerika seine Tonnage behalten, um seinem eigenen Handel im Atlantischen und Pazifischen Ozean gerecht zu werden."

Der Vorschlag, Holzdampfer bauen zu wollen, verdient keine Kritik.

England hat inzwischen zwar Schiffe in Amerika zum Bau in Auftrag gegeben, aber der Präsident Wilson hat diese bereits mit Beschlag belegt. Recht freundlich!?

Bezüglich Japans können wir uns kurz fassen: Die Schiffsbaumöglichkeit liegt nicht derart, daß England von dort Hilfe erwarten darf.

Die von England in Dienst gestellten vormals den Zentralmächten gehörigen Dampfer (über 2000 t groß) wurden nicht alle auf einmal in Dienst gestellt. Nach Lloyds Register waren im Juli 1915 erst 58000 t, im Juli 1916 bereits 354000 t und bis Dezember 1916 alle Dampfer im Betrage von 430000 t der englischen Handelsflotte einverleibt.

Es bleibt uns jetzt nur der Schluß übrig, daß der Ausfall der englischen Handelsflotte durch Ermietung von neutralen Schiffen auf lange Zeit ausgeglichen worden ist, und daß Lord Beresford unter „Gutmachen" das Eingeständnis der Unzulänglichkeit des englischen Schiffsbaus und die Unmöglichkeit des genügenden Ankaufes fremder Tonnage hat verstecken wollen. Worauf es uns im U-Boot-Kriege hauptsächlich ankommt, ist die Verringerung des Bestandes der englischen Handelsflotte und in der Folge die Zermürbung des eng-

lischen Wirtschaftslebens; durch Ermietung noch so vieler fremder Dampfer können die Verluste der englischen Handelsflotte nicht „gut“gemacht, sondern nur eine Linderung der herrschenden Verkehrsnot herbeigeführt werden.

Der Bestand der britischen Handelsflotte bei Kriegsausbruch war bis zum 1. Juli 1917 um 26,4 % verringert worden. Diese Zahl drückt den Netto-Verlust aus, den Lord Curzon am 31. Januar 1917 nur auf 5—6 % bemaß. Zu gleicher Zeit entsprach der Bestand der britischen Handelsflotte (Dampfer über 2000 t) demjenigen, der im Jahre 1904 vorhanden war; der Krieg hatte ihn um 13 Jahre zurückgeschraubt; er betrug 12,31 Mill. Br.-Reg.-T. Das bedeutet, daß die englische, für große Fahrt brauchbare Handelsflotte in den ersten drei Kriegsjahren um mehr als 5 Mill. T., etwa gleich dem Umfange der ganzen deutschen Handelsflotte bei Kriegsausbruch, verkleinert ist, trotz aller Bemühungen, durch Kauf, Neubau und Einstellung von beschlagnahmten Schiffen den Schaden auszugleichen.

Durch Vergleiche mit Lloyds Schiffahrtsregister ist ferner festgestellt, daß die vom Admiralstab gegebenen monatlichen Beuteziffern des Handelskrieges absolut zuverlässig sind, und daß die durch englische Agenten in die Auslandspresse gebrachten Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Meldungen der deutschen U-Kommandanten unbegründet sind. Es kommt bisweilen vor, daß es den Kommandanten nicht gelingt, den Namen des versenkten Schiffes sicher festzustellen, und Zweifel hinsichtlich Größe und Nationalität bestehen bleiben. Auch sind sie nicht immer in der Lage, sich hinsichtlich des Erfolges volle Kenntnis zu verschaffen. Die Erfahrung hat uns gezeigt, daß die entstandenen Differenzen gering (2 %) und ganz belanglos gewesen sind. Die Namen der gesunkenen oder beschädigten Schiffe wurden später doch bekannt, und es konnte eine Richtigstellung oder Vervollständigung der Liste der versenkten Schiffe eintreten, die im Admiralstab natürlich unter Benutzung aller möglichen Kontrollmittel aus eigenstem Interesse mit größtmöglicher Genauigkeit geführt wird. Wenn auch einige der torpedierten Schiffe nicht sanken und geborgen werden konnten, so sind doch die Notwendigkeit ihrer Reparaturen, ihr Ausfall für den Warentransport auf viele Monate und das Verderben der Ladungen als nicht geringer Erfolg des U-Boot-Krieges anzusehen.

Von der für den 1. Juni 1917 festgestellten Größe der britischen Handelsflotte ausgehend, könnte man unter Benutzung der vom Admiralstab gegebenen Monatsziffern sich zu jeder Zeit künftig ein zuverlässiges Bild von dem Fortschritt der Schiffsraumnot machen, wenn über die Maßnahmen der Gegenpartei zur Behebung des Schadens, in erster Linie über den Neubau brauchbare Zahlen für die entsprechenden Zeiträume eingehen würden. Da letzteres mit Bestimmtheit nicht zu erwarten ist, auch die Benutzung von Lloyds Register schwierig ist, so bleiben wir auf allgemeine, deshalb aber nicht wertlose englische Angaben angewiesen. In einem Artikel der „Daily News“ vom 3. Nov. 1917 heißt es:

„Deutschland hat sich vorgenommen, einen starken Druck auf unsere Verkehrsmittel auszuüben, daß diese zusammenbrechen, bevor seine eigene Wider-

standskraft erlahmt; mit anderen Worten, daß seine Verteidigung auf dem Lande die unsrige zur See überdauert. Wir müssen erkennen lernen, daß diese Gefahr groß ist. Wir haben das U-Boot nicht besiegt, und unser Ersatz der versenkten Schiffe durch Neubauten entspricht nicht im entferntesten den Verlusten. Deutschland hat eine solche Fähigkeit der Selbstversorgung bewiesen, wie niemand sie ihm zugetraut hätte."

Desgleichen im „Daily Chronicle" vom 17. Nov. 1917:

„Wir dürfen nicht vergessen, daß der deutsche U-Boot-Krieg Schwankungen zeigte; bald war er stärker, bald schwächer; bald konzentrierte er sich gegen englische Schiffe, bald gegen Verbandsschiffe oder neutrale. Man muß aber größere Zeiträume beachten. Solange die Deutschen mehr U-Boote bauen können, als wir versenken, und mehr Schiffe versenken, als wir bauen können, können wir die U-Boot-Bedrohung nicht für einen Augenblick als beseitigt ansehen. Wir hoffen, daß die Vernichtung von U-Booten größeren Umfang annimmt. Denn teils schreitet unser Schiffsneubau nicht so schnell vorwärts, wie gehofft wurde, und andrerseits ist der gesamte Schiffsneubau für den Transport der amerikanischen Heere vorgemerkt. Der für die nächsten 12 Monate verfügbare Schiffsraum bleibt also erheblich hinter der Schätzung zurück."

Zu einem Bericht der Liverpooler Reederei-Vereinigung über ihren Schiffsbestand bemerkt die „Financial Times" vom 2. Nov. 1917:

„Würde nächstes Jahr Frieden geschlossen, so wäre also der Tonnenraum der Linienreederei nicht ausreichend, um den an ihn gestellten Anforderungen zur Wiederherstellung der Überseeverbindungen zu entsprechen. Der wahrscheinliche Fehlbetrag würde nicht geringer als 30 % sein."

Die englischen Abwehrmaßnahmen werden mit Anspannung aller Kräfte vermehrt und verbessert; sie sind sicherlich nicht unwirksam. Es sind stets einzelne U-Boote zu Schaden gekommen, wenn neue U-Boots-Fallen auftauchten; unsere sonstigen U-Boot-Verluste sind Schwankungen unterworfen gewesen; wir erfahren über sie leider nur selten bestimmte Nachrichten, da die englische Admiralität schweigt, weil sie mit der Freigabe der Wahrheit auch die Hoffnungslosigkeit auf die Beseitigung der U-Boots-Gefahr proklamieren müßte. Unser U-Boot-Bestand nimmt beständig zu, die U-Boote werden kräftiger und ausdauernder für lange Reisen. Demgemäß konnte das Seesperrgebiet erweitert werden, um die von Westen kommenden Transporte besser zu fassen. Bei dieser Gelegenheit wurde im Mittelmeer der für das neutrale Griechenland offengelassene Streifen beseitigt, in dem des öfteren Truppentransporte und Munition führende Lazarettschiffe der Entente angetroffen wurden. Zweifellos hat die englische Admiralität in der direkten Bekämpfung der U-Boote die höchste Kraft entfaltet, und sie rühmt sich großer Erfolge, wenn sie auch vermeidet, Berichte und Namen der U-Boote herauszugeben. Solange täglich über 10000 t versenkt werden, kann von einer Erleichterung oder gar einem Aufhören des durch den U-Boot-Handelskrieg auf England und seine Verbündeten ausgeübten Druckes keine Rede sein. Engländer haben sogar schon erklärt, daß ihre Lage kaum gebessert sein würde, wenn die U-Boote hinfort überhaupt keine Schiffe mehr versenkten.

Es war eine schiefe Ausdrucksweise, wenn mit Bezug auf den U-Boot-Krieg von einer Aushungerung Englands gesprochen wurde. So empfindlich und bedeutsam auch der anspruchsvolle englische Magen sein mag, ebenso wie wir könnten auch die Engländer mit der Nahrung sich einschränken und noch längere Zeit durchhalten mit dem, was trotz der schärfsten Seesperre mit Blockadebrechern immer noch zu ihnen gelangen würde. Die Quellen der englischen Macht, Industrie und Handel, können daneben aber nicht bestehen. Schon jetzt ist der Mangel an Schiffsraum trotz großzügiger Schiffahrtskontrolle so beängstigend, daß der Augenblick nicht mehr fern ist, wo für den Transport von Rohstoffen der Industrie Frachtraum nicht mehr verfügbar sein wird, wo die stets geringen Reserven aufgebraucht sein werden und die Räder stille stehen. Die Linderung, die die Inbetriebsetzung von Dampfern der Mittelmächte in Amerika gebracht hat, kann das Verhängnis nicht aufhalten. Vorausberechnen läßt sich der Augenblick des Stillstandes und des Nachgebens nicht. Im „Statist“ vom 3. Nov. 1917 knüpft ein Bericht an ungünstige Nachrichten über die Baumwollernte in den Vereinigten Staaten die Bemerkung:

„Der jüngste Rückschlag für die Verbandssache in Italien hat die Notwendigkeit rascher Hilfe aus Amerika so gut wie aus England und Frankreich verstärkt, und Baumwolle muß notwendigerweise hinter dem, was für den Krieg nötig ist, zurückstehen. Gegenwärtig scheint jede Möglichkeit dafür zu fehlen, daß Baumwolle in genügender Menge herüberkommt, um hier die Ansammlung von Reservevorräten zu ermöglichen, und es ist zu befürchten, daß wir einige Zeitlang am Rande einer Baumwollhungersnot stehen werden, und daß diese Gefahr sichtbarer und besorgniserregender werden wird, je mehr die Jahreszeit fortschreitet. Wir müssen gestehen, daß wir die Zukunft mit großer Sorge betrachten, da wir, wenn Fabriken in Lancashire schließen müssen, weil sie den Rohstoff nicht beschaffen können, eine Handels- und Industriekatastrophe erster Größe erleben werden.“

Zum Schluß die Wirkungen des U-Boot-Krieges auf die englische Kriegführung. Ganz abgesehen davon, daß die U-Boot-Abwehr Tausende von Geschützen für die dauernd wachsende und doch nie ausreichende Zahl von U-Boot-Jägern und für die Bewaffnung der Handelsschiffe, sowie Hunderte von Fliegern für die Überwachung der Küstengewässer von der Flandernfront abzieht, daß riesige Mengen von Munition und sonstigem Kriegsmaterial mit den Schiffen versanken, daß manchem Truppentransport die See zum Grab wurde, entziehen die U-Boote dem englischen Heere das technische Personal, die Maschinen- und Schiffbauer und Stoffe, die zum Ersatz und zur Ausbesserung der durch den U-Boot-Krieg entstandenen Schäden in England selbst gebraucht werden. Die U-Boote haben England den Landkrieg in seiner ganzen Größe und Schärfe aufgezwungen. „Die Flotte kann den Krieg nicht gewinnen; der Krieg muß zu Lande gewonnen werden“, sagte bekanntlich der Erste Seelord Admiral Jellicoe am 5. April 1917 zu den Vertretern der Gewerkschaften. England beherrscht nicht mehr allein die See, denn das U-Boot durchschneidet angesichts seiner Flotte ihm die Seeverbindungen. Das Inselreich kann darum nicht mehr wohlversorgt mit allen Erzeugnissen der Erde und sich bereichernd durch ungehemmten

Handel im Schutze seiner „unüberwindlichen" Flotte, den Krieg von Bundesgenossen und Vasallen führen lassen und gemächlich sein Ende abwarten. **Es muß aus Sorge um die Wurzeln seiner Kraft versuchen, schnell zur Entscheidung, zum Siege zu kommen; daher die Beteiligung am Landkriege mit einem Einsatz englischer Volkskraft, wie ihn die Welt bisher noch nie gesehen hatte; daher trotz aller Mißerfolge die immer erneuten Offensiven mit Opfern an Blut, wie sie vorher noch nie ein englischer Feldherr von englischen Heeren gefordert hat. Die Flandernfront und die U-Boote in gemeinsamer Kraftanspannung und gegenseitiger Unterstützung zerreiben die britische Weltmacht zu Lande und zu Wasser.**



Mutter · Von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Ich sprach den ganzen Abend lang
Den lieben Namen vor mich hin,
Mir ist bei seinem Wunderklang,
Als ob ich wieder bei dir bin . . .

Sind deine Augen noch so gut?
Und noch so voll dein schwarzes Haar?
Dein Lächeln, welches Wunder tut,
Noch so voll Liebe, wie es war?

Ist deine Stimme noch so leis'
So wundermild, so inniglich?
Sind deine Hände noch so weiß?
Und falten sie sich noch für mich?

Nun gehst du durch dein einsam' Haus
In deinem weiten schwarzen Kleid,
Und in die Heide schaust du aus
Und träumst von meiner Kinderzeit.

Ich aber fühl' im fernen Land,
Wie deine Liebe an mich denkt,
Und wie der Segen deiner Hand
Mir stillen Heimatfrieden schenkt.



Die Jüdin
Von Fritz Müller

Noch kein Dutzend Jahre ist es her. Die Judenhetzen hatten das russische Reich durchgeschüttelt. Judenblut hatte das Schwarzerdland reichlich rot gedüngt. Die Pogromgewitter vergrollten in der Ferne. Mordbefriedigt wetterleuchtend umlief der Judenhaß noch den russischen Himmel, wenn auch kein Blitz mehr einschlug. Man hatte die elektrische Mordspannung methodisch gesammelt und die verheerenden Entladungen gesetzlich umgewandelt:

„Im Namen des Zaren wird angeordnet: Kiew hat judenrein zu werden. Die Juden haben auszuwandern. Wer bleibt, wird getauft. Die Zwangstaufe erfolgt innerhalb der nächsten Jahre nach und nach straßenweise.“

Im letzten Monat hatte es die Bergstraße in Kiew getroffen. Die Kontrolle war nicht schwer. An die vierzig jüdische Familien waren früher hier zu Hause. Neununddreißig hatte der Ukas ausgetrieben: lieber wandern, als der Väter Glauben wechseln, wie man Hemden auszieht. Nur die Familie des Getreidemaklers Losow war geblieben. Seit hundertfünfzig Jahren waren die Losows in der Bergstraße festgewachsen. Sie kamen nicht los. „Hunde ziehen mit beim Umzug,“ sagten die Kiewer, „Katzen bleiben und verhungern lieber in der leeren Wohnung. Alle Juden in der Bergstraße sind Hunde, nur die Losows nicht, die sind Katzen.“

Der Vergleich ging weiter: Wenn man Hunden auf das Fell spritzt, suchen sie das Weite, Katzen schnurren sich zusammen und stellen sich leblos. Also duckten sich die Losows, als die Taufe über sie kam, schnurrten sich zusammen und gingen kaum mehr auf die Straße. Leblos lag ihr getauftes Häuslein in der unteren Bergstraße. Der Briefträger mußte dreimal, viermal klopfen, ehe er den Brief anbrachte.

Als das Zwangstaufwasser über ihnen stäubte, waren die Losows nicht erbleicht. Jetzt erbleichten sie. Dies stand im Brief: „. . . wir in der neuen Heimat denken oft an Euch. Ihr seid tapferer als wir. Wir dürfen hier beten, wie unsere Väter beteten. Ihr werdet leiden müssen, wie unsere Väter nicht gelitten haben. Denn wir wissen, eher sterbt Ihr, als Euch taufen zu lassen. Unsere Natali muß eine Reise machen. Sie besucht Euch heimlich. In ihrem Gebetbuch sind getrocknete Nelken. Die gehören Euch. Unverwüstlich duften sie, wie die Kraft von unsrer Väter Glauben um so stärker ausstrahlt, je mehr bedrückt er wird. Jede Nelke ist ein Gebet für Euch: Seid stark, haltet aus, bleibt fest in unserm alten Glauben . . .“

Lang und stumm saßen die Losows über diesem Brief. Und als der alte Makler Losow endlich seinen Weißkopf hob: „Was tun wir, wenn Natali kommt?“, als Frau Losow darauf verzweifelt den Matronenkopf auf dünnen Schultern wiegte, und als die Kinder Losow scheu auf ihre Eltern schauten, — da war es schon zu spät zu einem Beschluß: wie es in Rußland oft vorkommt, der Brief war

viermal so lange unterwegs als der darin angekündigte Besuch. Nicht viermal, wie der Briefträger an der Vordertüre, nur einmal leise und heimlich an der Hintertüre brauchte es mit zartem Knöchel anzupochen, als die Losows wußten: Das ist die Natali.

Zart schälte es sich aus der Vermummung. Eine Wolke voller Liebreiz flatterte im Zimmer von einem Losow zum andern: „Ja ja, Vater Losow, da bin ich wieder ... wißt Ihr noch, wie ich auf Euren Knien schaukelte ... nein, jetzt bin ich doch zu alt dazu ... und ich darf nur diese Nacht hier bleiben ... länger ist gefährlich ... auf die Rückkunft Ausgewanderter steht ja Gefängnis ... aber eine Nacht ist lang, wenn man sie nützt ... wißt Ihr, wir bleiben auf ... wir wollen uns erzählen von der Zeit, da wir noch alle in der Bergstraße hausten, wollt Ihr ... ach, da hätte ich beinahe die Nelken vergessen ... Vater sagt, im Briefe habe er geschrieben, wofür sie sind ... hier liegen sie in meinem Bittbuch ... riechen sie nicht herrlich ... gepreßt sind sie unverwelklich wie unsre Religion, sagt Vater ... so, das sind alle ... am besten ist's, Ihr legt sie in Euer Bittbuch, wo habt Ihr's denn —“

Hier erblaßten die Losows zum zweitenmal an diesem Abend: sie hatten kein jüdisches Bittbuch mehr, sie hatten es abliefern müssen bei der Taufe. Aber das liebliche Wölkchen, so Natali hieß, war längst weitergehuschelt in einem aufgesparten Sprühregen von Fragen hin und Fragen her: „... und habt ihr noch die kleine Miez ... und wo ist denn das Mosesbild über dem Schreibtisch hingekommen ... und Vater hat gesagt, ob ich nicht den Kelch mitbringen kann, aus dem er immer nach dem längsten Tag den ersten Schluck getan hat ... und macht man es euch noch immer so abscheulich in der Schule durch die Christenkinder ... denkt euch nur, wo wir sind, werden wir nicht so viel wegen unsres Glaubens verspottet ... wir haben es zuerst gar nicht fassen können ... und immer haben wir an euch gedacht: Was werden nur die Losows auszustehen haben wegen ihres Glaubens: ob die Christen in der Bergstraße wohl noch immer ausspucken, wenn ihr Sabbats nach der Synagoge geht ...“

Zum drittenmal an diesem Abend bleichte es die Losowwangen: Nein, die Christen spuckten nicht mehr aus. Sie durften nicht mehr. Die Kiewer Polizei hatte es verboten, sofort nach der Taufe. Und jetzt hielt es der alte Losow nicht mehr länger aus. Er mußte das bittere Bekenntnis sich vom Herzen reden: Natali, liebste Natali, wir sind nicht mehr deinesgleichen, sind keine Juden mehr — Aber da traf ihn ein Blick aus Mutter Losows Augen: Vater, schweig — so unversehens könntest du das zarte Kind gar töten — vielleicht daß du ihr's nach und nach beibringst — oder besser gar nicht — schau', eine Nacht ist eine Nacht — laß uns eine Nacht sein, was wir waren — was morgen ist, ist gleich — denn morgen ist sie wieder fort, die zarte Sonne aus dem Hause Juda ...

Daß das alles ein Warnblick zwischen Ehegatten sagen kann? Daß er verstanden werden kann? Ei, dann habt ihr noch in keine lange Judenehe eingeblickt, wo die Elternlippen schweigsam werden und die Augen um so beredter.

Nicht so beredt jedoch, daß Vater Losow sich beruhigt hätte. Den Lockenkopf seines Lieblings Natali schloß er zärtlich in die hageren Arme, abermals tat

sich sein Mund auf zum herben Bekenntnis: Und wenn du auch nur ein kleines Jungfräulein bist, das noch hundertmal im Leben angelogen werden wird, in unserm Hause sollst du nicht belogen werden, auch nicht eine knappe Nacht lang — nähmst ja sonst am Morgen die Lüge über alle Berge — trügst sie in eure neue Heimat — wo ihr wahrhaft sein dürft — verdürbest eure neue Freiheit — nein, Natali, auf die Gefahr hin, daß du zu Tod erschrecken wirst, auf die Gefahr hin, daß ihr Ausgewanderten die Gebliebenen verfluchen müßt —

Aber da raschelte die alte Magd ins Zimmer, heiser flüsternd: „Herr Losow, sie wissen in der Straße, daß die Natali bei uns ist ... Herr Losow, sie haben schon nach der Polizei geschickt ... Herr Losow, gleich wird sie da sein, die Polizei ... die Natali kriegt Gefängnis wegen Bannbruch, sagen sie, nicht unter einem Jahr ... Herr Losow —"

„Ruhe, Sonja, es ist keine Zeit zu reden, handeln müssen wir." Die alte Magd schwieg. Angstvoll umstanden alle den alten Makler. Mit dem Handrücken fuhr er sich über die Stirne: Fort mit dem Bekenntnis, jetzt hatte die Gefahr das Wort — Natali, die Liebliche, gefährdet! — schweig, Wahrheit — Leben ist wichtiger als bekennen ...

Mit seltsamer Ruhe ordnete der Alte alles an: „Das Gesetz verbietet nur den Lebenden die Rückkehr, nicht den Toten. Gut also, Natali muß tot sein —"

Natali schrie nicht auf. Mit kindlichem Vertrauen sah sie auf zum alten Losow: Was du tust, wird recht sein — du, der mich auf den Knien wiegte, — du, der du als einziger der langen Straße unsrer alten Heimat und dem alten Glauben treu bliebst —

„— Natali muß sterben," fuhr der Alte fort, „tot ist sie nach Gesetz und Recht in Kiew — tot kann ihr keine Polizei was tun — Frau, dein Sterbhemd hol' herbei — Natali, zieh dich aus da drinnen — zieh das Sterbhemd an — Kinder, holt vom Hof das zarteste von unsern Sterbebrettern — legt es auf den großen Tisch hier — Kerzen holt vom Speicher — dreiundzwanzig Lenze hast du, Natali — stellt dreiundzwanzig Kerzen um den Tisch — verhängt die Fenster mit den Sterbetuchen — rasch, Kinder, eh' sie da sind — rasch, Frau, eh's zu spät ist — rasch, Natali — ich bin's: Vater Losow — bist du schon im Sterbehemd, mein Liebling? — was sagst du, Natali: du hättest nie gelogen? — ach, Kind, das lernt sich, wenn man sterben müßte an der Wahrheit — wie, du willst nicht? — Natali, mein Liebling, wenn du nicht gehorchst, wenn du von uns fort in das Gefängnis kämest, stürbe ich — wähle, Natali, zwischen meinem Tod und einer kleinen Lüge —"

„Vater Losow, Vater Losow!" flehte es hinter der Türe, „Ihr ratet mir zur Lüge, Ihr, der Ihr trotz Verfolgung unsrer Väter Sache treu bliebt —"

„Aufs Brett, Natali, aufs Totenbrett — sie kommen — Kinder, eine Kerze brennt noch nicht dort unten — Mutter, zieh den Vorhang dichter — Sonja, auf die Knie, betet — ich selbst will öffnen — ha, jetzt klopfen sie ..."

In alter Demut neigte sich der Weißkopf am Hauseingang: „Was steht zu Diensten, meine Herren?"

„Der Dienst wird Euch teuer kommen — Hund, du hast einer Jüdin Unterschlupf in deinem Hause —"



„Ja, Herr, hab' ich — kommt Ihr, sie zu sehen?"

„Nein, zu holen!"

„Dann hätte also jetzt die Polizei den Dienst der Leichenträger —"

„Was redest du für Unsinn — auf die Seite, sag' ich —"

„Wenn's möglich wäre, Euer Gnaden: etwas leiser — die Toten haben ein Recht darauf — die Toten aller Religionen." Er stieß die Türe zum großen Zimmer auf: verhängte Fenster, auf dem Tisch ein Totenbrett, darauf eine schlanke, starre Gestalt im Totenhemd, ringsum dreiundzwanzig brennende Kerzen, ringsum kniende Menschen, ringsum Murmeln von Gebeten ...

Der Polizeileutnant prallte zurück, erschüttert in aller seiner Roheit: „Verzeihung, ich wußte nicht, Herr Losow, daß Sie einen Trauerfall beklagen — wir suchen keinen Toten — wir bedauern, beauftragt zu sein, eine Jüdin, die in Ihrem Hause —"

Des Hausherrn Rechte wies auf das Totenbrett: „Hier ist sie." Und dann sank er gleichfalls in die Knie, Gebete murmelnd. Betreten sahen sich die Polizisten an. Von einem Fuß auf den andern trat der Leutnant: „Dann allerdings — vor dem Tod hat mein Befehl ein Ende." Stumm grüßend wollte er sich entfernen. Einer seiner Leute flüsterte ihm ins Ohr. Das Mißtrauen drehte ihn wieder um: „Wann ist sie gestorben?"

„Heute."

Ganz nahe trat der Leutnant an die Kerzen. Abwehrend, drohend umschwirrten ihn die Gebete. Was für eine liebliche Tote! mußte er denken. Das Mißtrauen sank: nein, solch ein engelzartes Geschöpf konnte sich nicht verstellen. Wie weiß die Wangen waren! Wenn es aber dennoch Mehlstaub —? Des Leutnants Hand streckte sich gegen die Tote.

„Herr Leutnant kennen doch den Judenspruch der Kiewchristen?"

„Nein, wie heißt er?"

„Wer einen toten Juden anrührt, stirbt im gleichen Jahre."

„Verflucht!" Die Hand fuhr zurück. „Ich hatte es vergessen — nein, vielmehr, ich dachte, wenn sie nun auch getauft, wie — wie —"

Auf quollen die Gebete und versuchten des Leutnants Rede zu verschlingen. Aber was war das, hatte sich die Tote nicht gerührt? Wieder trat der Leutnant näher. Er stolperte über etwas, hob es auf. Es war Natalis mitgebrachtes Bittbuch mit den hebräischen Zeichen. Sofort donnerte der Leutnant los: „Wie, Losow, Ihr habt ein ketzerisches Gebetbuch zurückbehalten, nachdem Ihr Christ geworden!"

„Herr Leutnant," rief ein Polizist, „sie hat aufgezuckt, ich hab's gesehen!"

„Eins nach dem andern!" verwies ihn der Leutnant. „Erst antwortet Ihr mir, Losow, wie dies verfluchte Gebetbuch —"

„Es ist das Gebetbuch der Toten, Herr Leutnant", sagte der Weißkopf ruhig.

„Dankt Gott, daß Euch die Ausrede einfiel," sagte der Leutnant höhnisch, „und jetzt wollen wir die sogenannte Tote mal ein bißchen lebendig kitzeln — mit dem Degen kitzeln ist nicht angerührt."

„Herr Leutnant!"

„Weg da, Alter!“ Des Leutnants Degenspitze stach durchs Totenhemd — jäh verstummten einen Augenblick die murmelnden Gebete — Natali rührte sich nicht — die Gebete schwollen wieder an — „Natali, mein tapfrer Liebling ...“, betete der Alte inbrünstig.

„Dimitri, du bist ein Schafskopf,“ sagte der Leutnant zu dem Polizisten, „sie ist wirklich tot. Losow, ich will glauben, daß es nicht Euer Bittbuch ist, obgleich man bei euch Neubekehrten nie genau weiß, wie man daran ist — guten Abend — gelobt sei Jesus Christus.“

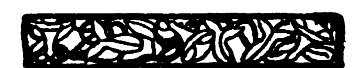
„In Ewigkeit, Amen“, murmelte es um die flackernden Kerzen. Eine war erloschen. Unbewegt knieten die Losows noch eine Weile um das starre Brett. Dann war der Alte hinausgegangen, wieder zurückgekehrt: „Sie sind wirklich fort, sie kommen nicht mehr.“

Aufatmen. Die Gebete brachen ab. Eine frohe Welle ging durch das Gemach.

„Natali, mein Liebling, hörst du, sie sind fort“, flüsterte der alte Losow. Seine Frau strich ihr über die mehlbestäubte Stirne: „Natali, mein Täubchen, es ist keine Gefahr mehr.“ Die Gestalt auf dem Brett blieb starr. „Ach, ich weiß,“ lächelte Frau Losow, „eher steht sie nicht auf, bis ihr alle aus dem Zimmer seid.“ Und sie trieb sie mit einem frohen „Bsch wsch sch!“ in die Küche.

Dort standen sie und horchten. Zuerst kein Laut. Dann verworrenes Geräusch. Der alte Losow hielt es nicht mehr aus. Er hatte den Mund am Schlüsselloch: „Frau, Frau, ist sie aufgestanden, endlich aufgestanden —?“

Ein Schrei. Auf flog die Tür. Mit verzerrten Zügen stand die alte Losow da, die gespreizten Hände senkrecht gegen das starre Brett gerichtet: „Mann — Mann — sie ist tot — kalt und tot, die Natali! ...“



Vertrauen · Von Carl Robert Schmidt

Wir gehen durch Nächte, die ohne Morgen sind,
Darinnen das Blut in endlosen Strömen rinnt;
Wir tragen das Leid hinüber von Jahr zu Jahr
Und greifen doch immer wieder zu Schwert und Schar:
Denn du bist unser, Vater im Himmelreich!

Unser bist du. Wir schlagen ans dunkle Tor.
Morgenröte quillt aus den Fugen hervor,
Und wir hoffen aus Blut und Tod ewige Gottesschaft,
Denn dein, Vater, ist Herrlichkeit, Ehre und Kraft.

So stehn wir aufs neue, zu kämpfen und sterben bereit.
Furchtlos in Demut. Herze und Schwert dir geweiht.
Gib Tod oder Leben! Aus deiner Hand
Ist beides uns ewiger Liebe Pfand;
Denn dein sind wir, Vater der Ewigkeit.



Alldeutsch — vaterländisch?

(Urlaubs-Gedanken)

Von Gefr. Rademacher

Vorbemerkung der Schriftleitung: Die folgenden Ausführungen stammen nicht von einem „Heimkrieger", sind auch keine „Etappen"-Arbeit. Ihr Verfasser hat über zwei Jahre in der Front gestanden

Endlich war wieder einmal der Urlaub da, um für kurze Zeit fern von allem Kriegslärm im Frieden der Heimat untertauchen zu können. Weiter gehen unsere persönlichen Wünsche nicht mehr. — Aber wird man dort wirklich noch Frieden finden? Nach allem, was durch die Post und sonst zu uns drang, ist dort ein Streit der Geister entbrannt, als wenn der Feind, den wir glücklich ferngehalten zu haben meinen, im Lande wäre. Das ganze politische und wirtschaftliche Leben spiegelte sich uns in einem Kampfe, der durchaus nicht nach unserem Sinne ist. Namentlich die jüngsten Ereignisse unseres öffentlichen staatlichen Lebens, die Friedenskundgebung der Reichstagsmehrheit und die Antwort auf die Papstnote haben bei uns an der Front mehr Enttäuschung und Befremden als Bewunderung und Billigung gefunden. Wir begreifen die Heimat, Volk wie Regierung, nicht mehr, und sie scheint die Zeichen der Zeit anders zu verstehen als wir.

Dieser Eindruck hat sich durch persönliche Beobachtungen während des Urlaubs durchaus bestätigt. Wir sind der Heimat durch unsere lange Abwesenheit etwas fremd und gleichgültig geworden, im Sinne der allgemeinen, öffentlichen Meinung aufgefaßt. Abgesehen vom Leben in der eigenen Familie betrachtet man uns etwa als gute alte Bekannte oder frühere Nachbarn, die fortgezogen sind und einen entfernteren Wirkungskreis haben; als wären wir etwa eine große Nachbar-Gemeinschaft, die in sich ihr eigenes Leben hat.

Schlechte Zeiten ... Friede ... Friede ..., sind der Inhalt des ganzen Redens vom Morgen bis zum Abend. —

Waren uns die eben gestreiften Punkte und ihre Begleiterscheinungen schon unerquickliche Verhältnisse, so schlagen die neuesten Sensationen aus dem Reichstage von Anfang Oktober dem Faß wirklich den Boden aus. Hat man denn gar keinen Sinn mehr für das Entwürdigende solchen öffentlichen Skandals für jetzige Zeit und bedenkt man gar nicht, wie das auf unsere Fronten wirken muß?

Auch wir alle wünschen sehnlichst den Schluß herbei, und gewiß hat Fürst Bülow recht in seinem Buche „Deutsche Politik", wenn er unser Sehnen dahin zusammenfaßt: „... macht ein Ende, ein Ende ..." und die bereits gebrachten Opfer übermenschliche nennt. Auch soll nicht bestritten werden, daß viele von uns denken, wir, die wir Gesundheit und Leben für die Sache zu Markte trugen und sowieso den kürzeren dabei ziehen, taten alles und lange genug, zu verlieren haben wir zu Hause nichts mehr, also mag es kommen, wie es will, nur Schluß ... Aber man darf das nicht buchstäblich als letztes Wort nehmen; sie alle tun im Ernstfalle willig ihre Pflicht und noch mehr, auch hier in Flandern.

Auch unser ganzes Sinnen und Trachten geht nach Frieden, aber nicht um jeden Preis, und hier liegt letzten Endes der Punkt, worin wir die Heimat, den Reichstag sowohl wie die Regierung des neuen Kanzlers, nicht mehr verstehen.

Was in aller Welt soll die unglückselige Friedenskundgebung der Mehrheit vom 19. Juli; war das ein Bild der Wirklichkeit, und glaubt man damit dem Ziel näher zu kommen? Eher alles andere, ja das Gegenteil als das. Selbstredend wird England samt seinen Trabanten dem Rest der Welt mit Genugtuung verkünden: Seht her, zu drei Viertel haben wir die Barbaren, also tapfer auf sie zum guten Rest! Und was sollen alle salbungsvollen, schönen und fast endlosen Antworten, aus denen nur mit Mühe ein kleiner dunkler Kern herauszufinden ist? In beiden Fällen hätte eine kurze, klare und bündige Erklärung genügt: Wir sind zu einem Frieden nach Billigkeit und Gerechtigkeit bereit, selbstverständlich nach Maßgabe der durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse. Einen solchen Bescheid hätte jeder von uns verstanden und gebilligt, und auch jeder andere hätte Deutschland richtig verstanden. Daß unsere Gegner für einen solchen Frieden noch nicht zu haben sind, wissen auch wir zur Genüge.

Englisches Verfahren kann nur nach englischer Methode mit Erfolg behandelt werden, das wissen unsere Kaufleute als Männer der Praxis, und hier, wo es sich um größte Wirklichkeiten handelt, dürfte kaum ein anderer Weg gangbar sein. Man lege England als Antwort eine Rechnung meinetwegen für die halbe Welt vor, daß es ihm zunächst den Atem verschlägt. Wir brauchten nicht zu staunen, wenn England alsdann bald eine Möglichkeit fände, mit uns zu reden, und wir hätten dann brauchbaren Verhandlungsstoff vor uns.

Würde wohl ein Bismarck so gesprochen haben, wie es in der Mehrheitskundgebung oder in der Friedensnoten-Antwort der Fall ist, oder einer der großen Männer unserer Zeit, zu denen wir noch mit Achtung aufschauen, und die wir wohl lieber an anderer Stelle sähen, z. B. ein Tirpitz? Nein, eher hätten sie mit der Faust aufgeschlagen, daß die Welt aufhorchte, und sie hätten es tun können im Bewußtsein unserer auch nach drei Jahren noch vollen Kraft.

Unnütz, ja schädlich ist alle pflaumenweiche und gefühlsselige Friedensrederei, sie wirkt nur verwirrend bei unseren Truppen und lähmt unsere Stoßkraft und kann nach unserer Auffassung, da sie statt willigen Gehörs lediglich böswilliges Mißverständnis findet, nur den Krieg verlängern.

Nachgerade sollten wir gelernt haben, einzusehen, daß Leisetreten und Rücksichtnahme für uns nicht zum Ziel führen. Erfüllt England den ersten Wunsch, und es wird als Antwort weiter nichts als eine neue Vorbedingung haben, die weder unserer Selbstachtung wegen noch überhaupt möglich ist.

Das deutsche Heer weiß, was es leistete, hat auch seine Opfer nicht vergessen und erwartet einen Frieden mit dementsprechenden realen Ergebnissen. Was von Gottes, Rechts und Sieges wegen unser ist, muß uns werden.

Einen Verzichtfrieden hätten wir schon vor Jahren haben können, den Krieg vielleicht überhaupt nicht aufzunehmen brauchen. — Nur ein guter Friede kann uns noch retten, so wie die Verhältnisse jetzt liegen. Lediglich ein Friede, der kräftigen, gesunden Geist und deutsches Wesen atmet, kann uns noch frommen, sonst

ist — auch darüber sind wir uns klar — alles vergebens gewesen und alles ist verloren.

Jedoch das Schicksal war uns günstig; wir konnten den Verlauf des wilden Spiels zu unsern Gunsten meistern und halten das Errungene fest in unserer Hand. Und jedermann wird es nur verständlich finden, daß auch die entsprechenden Ergebnisse daraus gezogen werden.

England weiß, was es will, wenn es die ganze Welt mit seinem Zeter- und Mordiogeschrei erfüllt wegen unseres Militarismus. Auch wir haben manches an seinem Geiste auszusetzen, wo er nicht mit der Zeit Schritt gehalten hat. Vergessen wir nicht, er ist unsere Stärke und — leider — jetzt fast unsere einzige Autorität, die sich noch mit Achtung und Nachdruck durchzusetzen vermag. Durch ihn ist Deutschland groß geworden, und durch ihn wurde uns die unfaßbare Kraft, diesem Weltensturm standzuhalten. Gelingt es England, uns hierin ernstlich zu treffen, so gelang ihm alles, es hätte unser Rückgrat gebrochen und — sein Ziel voll und für immer erreicht. — — —

Dies sind nun keineswegs, wie man vielleicht sagen möchte, Blüten der jüngst angeklagten vermeintlichen alldeutschen Agitation im Heere, sondern durchaus selbständige Meinungen aus eigenen Anschauungen und Beobachtungen. Bis zum Ausbruch des Krieges war ich überzeugter Anhänger der liberalen Richtung, komme also aus einer für das Extreme durchaus unverdächtigen Entwicklungslinie. — Es war ein Geschrei um nichts und wohl nur Mittel zum Zweck, denn was will es besagen, wenn wirklich — wie es der Fall ist — mit vielen anderen Flugblättern auch einige politische Druckschriften umlaufen, die bei mißtrauischer kritischer Betrachtung vielleicht unter diesen Verdacht fallen? Sie werden, wie alles Gedruckte, als willkommener Lesestoff gern genommen, gelesen und beiseite gelegt wie jedes andere Blatt auch. Ebenso angreifbar wären dann ja auch einzelne Richtungen der umlaufenden vielen religiösen Zeitschriften, Traktate und sonstigen Blätter. — Politischen Einfluß, den man doch fernhalten möchte, bringen schließlich auch die Tageszeitungen, die in allen Parteischattierungen einschließlich „Vorwärts" usw. vertreten sind und von Hand zu Hand gehen, einige als besonders beliebte, von den „roten" z. B. das „Hamburger Echo". Abgesehen von einem gewissen Prozentsatz unverbesserlich Gleichgültiger hat wohl jeder schon eine aus Beruf und Entwicklung gewonnene bestimmte Meinung mitgebracht, der er wohl durchweg mit allen Änderungen, wie der Lauf der besonderen Zeiten sie brachte, treu geblieben ist. Jeder lesende deutsche Soldat ist so weit gereift, daß ein Zuviel, gleichviel von welcher Seite, nicht zu befürchten ist. Zu wünschen bleibt nur, daß jeder das nötige Maß Anteilnahme an der Gestaltung der Geschicke unserer Nation aufbringt, denn das nach dem Kriege erhoffte neue und größere Deutschland kann nur geistig lebendige Bürger gebrauchen, die alle ihrem Vaterlande dienen können und wollen.

Platz an der Sonne und friedlich-freie Entfaltungsmöglichkeiten sind Lebensnotwendigkeiten für unser gesundes, aufblühendes, noch in der Entwicklung stehendes Volk, wie Licht und Luft für den wachsenden Baum. „Raum für alle hat die Erde", auch für den noch steigenden Strom unseres Volkes, der schon über den Rahmen des neuen Reiches von 1870/71 wieder hinausdrängte.

Man betrachte nur unsere lahmgelegte Friedensindustrie oder werfe einen Blick auf den jetzt toten Hamburger Hafen, um zu erkennen, was uns not tut. Das Blühen dieser beiden mächtigen Zweige unseres Wirtschaftslebens ist für unsere zahlreiche Arbeiterschaft einfachste Voraussetzung, und auch unsere Landwirtschaft ist darauf angewiesen, wenn sie weiterblühen will wie vor dem Kriege.

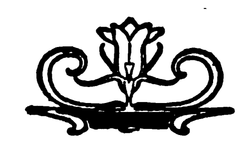
Das still gewordene Hamburg mit seinen leeren Kontoren, seinem toten Hafen — und der tosende Strand von Ostende, den ich nach Rückkehr zur Truppe streifte — welch ein Unterschied! Sein Anblick war erquickend und seine Brandung sang eine erhebende Melodie zu germanischer Stärke und deutschem Wollen.

Vielen Leuten von daheim habe ich hier, zugleich näher der fürchterlichsten Schlacht, einen Aufenthalt zur Besinnung und Beruhigung gewünscht, damit ihre überreizten Nerven das ruhige Gleichmaß wiederfinden, und Kraft für volles Erfassen deutscher Not und Zukunftsaufgaben.



Frauenhände · Von Margarete Zündorff

Schöne Frauenhände, ihr, stummer Rätsel voll,
Die ihr so schlank und weiß, sagt
Wie ich eure Runen deuten soll!
Wollt ihr künden von den fernen Tagen,
Da liebe andre Hände euch umstrickten,
Da liebe Augen, die nun Andern lächeln,
Voll frohen Glückes auf euch niederblickten?
Oder von den bangen dunkeln Nächten,
Da ihr in Not und Qual euch wundgerungen?
Ihr feinen Hände, die so kühl und stille
Im schmalen Mädchenschoße nun verschlungen!
Von der Sehnsucht, die euch oft durchzittert,
Zu kosen eines Kindes zarte Wangen,
Des eignen Kindes weiches Haar zu streicheln,
Und die verging, wie alles ist vergangen?
Schöne Hände, arme Frauenhände!
Nun ruht ihr wunschlos, matt auf weißem Kleide...
Ihr zärtlich-zarten, die den Kampf nicht kennen,
Und seid so schön in eurem stummen Leide.



Am Schwibbogen

Von Adolf Gregori

Jürgen kam aus den langen bangen Schützengrabenmonaten.

Eisen, Feuer und Gas hatten ihn verschont. In seinen Augen glomm jenes eigentümliche Etwas von der Unrast und dem Ingrimm auf zerwühlten Fluren, und über sein Gesicht war der Kupferschein fernen Wetters gegossen.

Er schritt über den Markt des Städtchens, auf dem ein stiller, beschaulicher Sonntagmittag lag, schier wie im Frieden. Körnig gefrorener Schnee glänzte im Sonnenschein, der dünn und zag über das Ziegeldach des kleinen Rathauses floß.

Aus dem Schwibbogen, der unter dem Rathaus nach dem Kirchplatz führt, bog mit Schellengeläut ein Schlitten. Er und die Pferde, die ihn zogen, waren gar auffällig geputzt. Noch auffälliger aber, in Pelz und Samt gehüllt, die Menschen, die in dem Schlitten saßen.

Donner! Das war ja der Klaus Melzer aus der Holzgasse, Frau und Kinder und Schwester! Der, wie ihm sein Weib geschrieben, so viel infolge des Krieges verdiente und nebenher der Volksernährung wegen unabkömmlich war.

Daß freilich der Verdienst zu so etwas langen würde, das hätte Jürgen sich nicht träumen lassen.

Obwohl ihm das Staunen bis im Halse saß, trotzdem das karge, schmale Kriegsleben, das er und Weib seit Jahr und Tag führten, sich blitzartig in seinem Geiste entrollte, ... er grüßte. Grüßte herzlich, wie es ein Mensch, der aus der Zone des Todes auf einige Zeit der Zone des ruhigen sicheren Bürgertums zurückgegeben ist, nur tun kann.

— — — Verwünscht! Das traf die Seele wie ein Bajonettstich den Körper! Jener kalte förmliche Gruß und der Ruck, mit dem die Pferde den Schlitten zu eiliger Fahrt anzogen!

Jürgen stürmte das Sinnen an über die Dinge der Zeit, als er am Kirchplatz stehen blieb, den Blick zur Erde gerichtet.

Und wie er ihn hob, sieh da ein anderes Bild! „Kriegsküche" war an dem baufälligen Häuschen des ohne Anhang gestorbenen Tischlers Kramer zu lesen. Und davor drängte sich in der Winterskälte eine Gruppe Weiber und Kinder, die ihr schlichtes Mittagsmahl zu holen im Begriffe waren.

Warm, herz- und notverwandt, obschon sie ihn nicht kannten, schauten sie den Soldaten an.

Jürgen, der schon darüber zu grübeln angefangen, für wen man sich draußen schlage, wußte es wieder beim Aug-ins-Auge-Senken mit diesen Menschen!

Und aufrecht, im Geist des Aushaltens, ging er heimwärts zu seinem ahnungslosen, glückerfüllten Weib. — — —

Am Schwibbogen, an dessen einem Ende er den frostigen Gruß empfangen, an dessen anderem ihn der warme Blick getroffen, hatte sich sein einen Augenblick schwankendes Herz vom Verdruß über Unwürdiges und Entartetes zum festgerichteten, aufrichtenden Sinn zurückgefunden.

Erinnerung · Von Ernst Martin Ziegler (im Felde)

Ich war daheim!
Aus Krieg und Brand
Stieg ich ans reife Sommerland
Des Glücks,
Das mir in goldnen Schalen bot
Genesungstrank von Not und Tod.
Ich trank — und trank —
Bis die Schale dem dürstenden Mund entsank ...

*

Am Abend brachten wir das Kind zur Ruh',
Ich und du, Geliebte, — und du. —
Wir sahen es sich in die Kissen schmiegen
Und seine Händchen zum Beten sich fügen.
Es war wie ein Traum,
Ich atmete kaum.
Wie lachte sein Blick so sonnig-warm,
Es umschlang meinen Hals mit weichem Arm;
Dann voll zärtlichen Glücks ein Flüsterlaut,
So von Liebe durchtränkt und hold vertraut:
„Gute Nacht, mein lieber Vater!" —
Mein Ohr, schon lange vom Kampf umdröhnt,
War dieses süßen Klangs entwöhnt,
Der mir so heiß zum Herzen drang,
Daß ich mit Mühe die Tränen zwang ...

*

Nun bin ich zurück!
Das Chaos wieder um mich schwillt.
Von Not und Entsetzen ist angefüllt
Ein jeder Tag. Und aufs neue gebiert
Sich stündlich der Haß, der die Welt regiert. —
Doch mitten in dem Höllengraus,
Im Schlachtengewitter und Sturmgebraus,
Wenn's um mich birst und kracht und dröhnt,
Und die Erde in wilden Schmerzen stöhnt,
Wenn zum höchsten steigt die schwere Not,
Und der Wirbel mich zu verschlingen droht:
Da halt' ich ein — halt' jählings ein —
Und horche verloren in mich hinein ...
Und wie ein ferner Harfenklang,
Der auf silbernen Flügeln sich zu mir schwang,
Der süßen Stimme Flüsterlaut
In meine dürstende Seele taut:
„Gute Nacht, mein lieber Vater!" —





Deutscher Volkshausbund?

Ein Aufruf zur Gründung eines Volkshausbundes geht um. Namhafte Unterzeichner, zweihundertfünfzig mit runder Zahl, sichern ihm Beachtung in weiteren Kreisen. Und durch den Sperrdruck werden unsere Blicke alsbald auf die zwei Hauptsätze gelenkt: Die Volkshäuser oder Gemeindehäuser sollen würdige Räume für die kulturellen, religiösen, sozialen und politischen Bestrebungen aller (!) Richtungen bieten; und: Sie sollen würdige Denkmale dieses Krieges und der gefallenen Krieger sein. — Beide Sätze muten freundlich und volkstümlich an, der zweite noch um so viel volkstümlicher, um wieviel er deutscher klingt als der erste. Dafür wird dieser erste Satz umschrieben und verdeutlicht mit der Nachbarschaft oder Bundesgenossenschaft von Wohnungsreform, Innenkolonisation, Alkoholbekämpfung, Jugendfürsorge, Haushaltungsunterricht, Heimatkunst, Volksbildung, Durchgeistigung unseres öffentlichen Lebens. Lauter willkommene Erinnerungen das! Und willkommen ist auch beim zweiten Satz die Erinnerung daran, daß Erz- und Steinbilder nach den Erfahrungen der Vergangenheit und unter den Umständen der Gegenwart nicht eben die würdigste Ehrung der Helden sind: die Volkshäuser ständen ihnen als Denkmäler weit voran und ständen in einer Reihe mit den Kriegerheimstätten, den Witwen- und Waisenversorgungen oder auch mit den Heldenhainen.

Bis die Kriegslage genug für die Rückkehr zu friedlichen Aufgaben geklärt sei, wollen die Väter des Volkshausgedankens mit den Schritten des Vollzuges zuwarten. Mahnt oder dient aber nicht schon jetzt die Wirtschaftslage zur Klärung in wichtigen Stücken? „Dorf und Stadt" zum Beispiel! Das Volkshaus ist von dem Aufruf ja dem einen wie der andern, dem Dorf wie der Stadt, zugedacht: wer kann aber nach allem Wohlfahrtsergebnis der letzten Jahrzehnte und bei einiger Kenntnis des Unterschiedes zwischen ländlichem und städtischem Leben daran zweifeln, daß die Städte und vornweg die Großstädte in Errichtung von Volkshäusern einen weiten Vorsprung vor dem Dorf und Land und somit einen neuen Reiz für die Leute draußen zur Landflucht gewönnen? —

Als Ledigenheime werden ferner die Volkshäuser gedacht: was sagen jene andern Volkshausfreunde, unsere Getreuen, die am „Wiederaufbau der Familie" arbeiten, zu solcher Erleichterung des Ledigenstandes? Werden sie sich damit abfinden lassen, daß durch die Ledigenheime nur das Schlafgängerunwesen eingeschränkt werden soll? Werden sie nicht vielmehr nach ganz andern öffentlichen Maßnahmen verlangen, dadurch die Familie überhoben würde der Notwendigkeit, die Miete aus der Aftermiete zu bestreiten?

Kriegerheimstätten wurden soeben erwähnt als eine würdige Ehrung unserer Helden, der gefallenen sowohl wie der lebenden, und dies Wort „Kriegerheimstätten", unstreitig

zu ziemlicher Volkstümlichkeit gediehen durch seine eigene Inhaltsschwere und durch die tüchtige Werbung des Berliner Ausschusses, erinnert uns daran, daß der Volksgenosse vor allem sein Eigenheim ersehnt. Wenn aber angesichts der „unheim"lichen Verteuerung alles Bauens heute schon Zweifel an den Millionen zum allfälligen Bau von Kriegerheimstätten und an der Abwehr gegen Boden- und Bauwucher überhandnehmen, wo glaubt man in absehbarer Zeit die Mittel und Wege, die Milliarden zum allgegenwärtigen Volkshaus zu finden?

Eine Stimme unter andern hat sich zu den Volkshäusern kurz nur dahin vernehmen lassen: Schon die jüngstvergangene und die wiederkehrende oder währende Bedrohung gemeinnützigster, höchststehender Betriebe durch Kohlenmangel und Kohlenteuerung müßte von einer neuen zahlreichen Gattung solcher Kohlenverschlinger abschrecken. Und allerdings: nach den Erfahrungen der Friedensjahre gewinnen wir aus dem Kohlenmarkt weniger als aus irgendeinem Markte die Ermutigung zu großen Bauschöpfungstagen. —

Jedoch von welcher wichtigsten Seite her in dieser Entscheidungsstunde unserer Volksgeschichte die Volkshausfrage anzusehen sei, darauf bringt uns der Aufruf selbst in seinem ersten Abschnitt schon zu sprechen, — zu sprechen und zu widersprechen. Es ist dort gesagt: „Volksfreunde können unsere edelsten geistigen Güter meist nur in stimmungslosen und unschönen Räumen bieten, wie edle Speisen in dürftigen und häßlichen Gefäßen." — Ha! Wäre dem wirklich so mit unserer geistigen Speise, wir müßten uns darein ebenso finden, wie wir uns in das andere schicken werden, daß wir unsere leibliche Speise vielfach in irdenen Gefäßen bereiten und darreichen, anstatt etwa in kupfernen und zinnernen, die wir dem Krieg geopfert haben, oder wie wir desgleichen noch manches Jahr gut und recht daran tun, ja stolz darauf sein werden, in geringeren Kleidern zu gehen als in solch ansehnlichen, wie sie unserer vom Aufruf selbst erhofften „Durchgeistigung" entsprächen. Aber nein! Was da behauptet wird von bisheriger Darbietung der edeln geistigen Speise in unedeln Gefäßen, das klingt wie Undank und Unrecht. Wie oft haben wir in diesen Kriegsjahren auf der Fahrt und Wanderung durch Stadt und Dorf beim Anblick neuer und neuerer Kirchen, Schulen, Rathäuser, Saal- und Hallenbauten ausrufen müssen und unsre Begleiter ausrufen gehört: Das ist wieder ein Zeugnis und Erzeugnis langer Friedenszeit! — Gott und den Menschen sei Dank für solche bauliche und erbauliche Friedensfrüchte zur Ehre und zum Nutzen unseres deutschen Volkes, das in diesem Stück heute mindestens nicht „kulturwidriger" dasteht als irgendein anderes Volk. Nein! Die Gefäße der geistigen Speisung sind's nicht, was da fehlt. Laßt uns nur für ihren Inhalt, für echte und gerechte Speise selbst, sorgen! Und laßt uns sorgen, daß, auch wenn die wirtschaftlichen Kräfte zu Gebote ständen, wir uns doch nicht mit unseren „kulturellen" Kräften statt an Volkshäusern vielmehr an — Volksluftschlössern verbauen!

Professor P. Feucht



Ein Meistererzähler

Es ist erklärlich und auch entschuldbar, daß der Berufskritiker mehr dem Interessanten, als dem Guten nachgeht. Aber zeugt es nicht überhaupt für ein im Grunde wahnwitziges Verhältnis zur Kunst, daß die Tätigkeit des Kritisierens zu einem sogenannten Beruf gemacht werden konnte? Als ob die Kunst zum Kritisiertwerden da sei. Wer aber sie genießen will, der sucht sicher nicht das Interessante, sondern das Gute. Das andere zeugt von überreiztem und doch auch abgestumpftem Gaumen. Es braucht neuer Würze, anderer Zubereitungen, um ihm überhaupt Lust zum Genießen zu machen. Leicht erklärlich, daß er danach die Würze und die Aufmachung überschätzt, in ihr das Entscheidende sieht. Die übelste Folge dieser Berufskrankheit unserer öffentlichen literarischen Kritik liegt

nun weniger in der falschen Bewertung literarischer Neuerscheinungen — das renkt sich im Laufe der Zeit von selber wieder ein —, als in der Verwirrung der Leserschaft. Entweder verliert diese überhaupt das naive Verhältnis zur Kunst oder sie sieht sich zu Quellen geführt, an denen sie ihren Durst nicht stillen kann. Dafür erfährt sie von manchem Heiltrunk nicht, der am Wege zu schöpfen ist und eine nachhaltige Erquickung bringen würde.

Zu diesen Ausführungen bin ich veranlaßt durch den hohen Genuß und das tiefe, nachhaltige Wohltun, das ich in diesen harten Tagen von den zwei letzten Büchern Ernst Zahns erfahren habe. Ich habe den trefflichen Schweizer immer sehr hoch bewertet und seine Werke oft unseren Lesern empfohlen. Aber gerade innert der pflichtmäßigen Lektüre zahlreicher moderner und modernster Veröffentlichungen ist mir diese reife, männliche Kunst so besonders wohltuend gewesen, daß ich mir sagte: Wenn du anderen Gutes erweisen willst, so schweigst du von dem vielen, was dich beschäftigt, was dich gelegentlich auch „interessiert" hat, und weisest sie auf diese wohlgeratenen Früchte eines gesunden, in vollem Safte stehenden Baumes hin. Dabei drängt sich mir vor allem auf, wie groß auch das technische Können Ernst Zahns ist. Wie vermag dieser Mann zu erzählen, ohne alles Getue, ohne Ziererei, ohne jeden Zwang! Ganz natürlich fließt ihm die Rede. Die schwierigsten Seelenprobleme entwickelt er mit überzeugender Einfachheit, weil er sie erlebt hat. Er wird anschaulich, weil er selber sieht. Die technische Meisterschaft, mit der die Erzählung in Gespräche übergeht, wie durch solche Gespräche die Redenden selber sich charakterisieren, gleichzeitig aber von ihnen nahestehenden Menschen uns heimliche Kunde geben, ist schlechthin bewunderungswürdig. Hier ist der echte Epiker, der nie lange bei der Schilderung des Drumherums verweilt, sondern dieses selbst mit in den Gang der Ereignisse hineinzieht, der mit seiner eigenen Person vollständig hinter seinen Gestalten und dem vorgeführten Geschehen verschwindet. Dabei erhält man eine Fülle überzeugender Gestalten, tief greifender Menschenschicksale und eine unvergeßliche „Handlung". Und wir wollen doch nicht vergessen, daß von Natur aus wir überhaupt nur etwas erzählen, was als Stoff des Erzählens wert ist. Dabei ist aber doch dieses Was des Geschehens nur dadurch für uns so fesselnd, weil uns die Menschen, denen es zustößt, deren Lebensverlauf damit verknüpft ist, innerlich nahe treten.

So ist dieser Severin Imboden ein unvergeßlicher Mensch („Die Liebe des Severin Imboden"; Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; 4 M, geb. 5 M). Er ist ein Gewächs jenes Schweizer Bergbodens, auf dem romanisches und germanisches Blut sich so häufig vermengen. Der Vater, ein rechter Schweizer Stier, ein Gewaltmensch, der sich aber körperlich nicht ausleben kann, weil ihn seine Klugheit ins Geschäftsleben geführt hat. So ballt sich die Kraft in ihm zusammen und macht sich nur gelegentlich in vulkanischen Ausbrüchen Luft. Was an Feinerem und auch Weichem in ihm ist, kommt schon aus Zeitmangel gar nicht zur Entfaltung. Es hat sich nur in der Wahl seiner Frau bewährt, zu der er eine feingliedrige welsche Dienstmagd gemacht hat. Die in ihr liegende reiche Anlage zu schöner Lebensgestaltung kann sich unter diesen Umständen nicht entfalten, auch ist sie, wie es im Buche einmal heißt, „zu lange Magd gewesen und kann das dem nicht recht vergeben, der der Herr war".

Das Kind dieser beiden ist Severin. In seinen riesigen Körper ist von Geburt an die Feuerglut gebannt, die bei den Eltern nie recht zum Brennen gekommen ist, und er ist noch Knabe, als die Mutter zu ihrem Mann sagt: „Er ist wie Feuer. Bald mottet es nur, bald lodert es auf wie aus dürrem Reisig. Will's Gott, so brennt er nicht an sich selbst." Klaus Imboden (der Vater) zuckte die breiten Schultern. „Das Leben wird ihn schon kühlen", sagte er mit einem sparsamen Lächeln.

Das Leben vermag ihn nicht zu kühlen. Alles erfaßt er mit Leidenschaft. Er ist „ein Mensch wie ein Sturm, dem Entschluß sogleich Tat bedeutet". Da er sich ganz hingibt, gelingt ihm alles, was er anfaßt. Eine Arbeit, in der ein Mensch so ganz selber ist, hat immer Erfolg. Gerade deshalb vermag sie ihn nicht auszufüllen. Wer so reich ist, muß sich hingeben

können. Ein solcher Mensch loht von Natur im Feuer der Liebe zum Weibe. Es ist seines Lebens Verhängnis, daß seine erste Liebe einem unreinen Weibe gilt und der Knabe schauernd dieser Erkenntnis teilhaftig wird. Ein solches Erlebnis vergiftet. Zweimal führt ihm das Leben das reine Weib in die Arme. Er spricht es selber später einmal aus, als er eine lange Reihe von Frauen kennen gelernt hat. „Die Frau ist immer noch die Sonne, um die sich die Erde dreht", meint einer. Da wirft Severin ein: „Und der Gifthauch, der betäubend über ihr duftet." Als ihm aber dann entgegnet wird: „Sie scheinen übel von der Frau zu denken", antwortet er: „Vielleicht ist das Gegenteil richtig. Was weiß der blaue Rauch davon, daß er töten kann? So kann die Frau im allgemeinen nichts dafür, daß Menschen, Gesinnungen, Entschlüsse, Lebensgrundsätze an ihr zerbrechen." Er verlor sich immer mehr in Sinnen. „Ich habe Frauen kennen gelernt," fuhr er fort, „die ich heilig sprechen würde, wenn ich der Papst wäre. — Eine wuchs wild wie die Anemone im Felstrümmerfeld, eine hatte ein Gemüt wie ein Kind, man konnte sich daran wärmen, wie am Sonnenlicht. Die Dritte — ist meine Mutter."

Es ist nicht zu verwundern, daß jede Frau, die diesem Feuerbrande nahe kommt, selber in Glut aufgeht. Nur die Mutter wird immer kälter. Sie hat von früh an mit Sorge dieses Feuer in ihm glühen sehen, hat dann lange Mitleid mit ihm gehabt, weil er es nicht bändigen konnte. Als er es würdelos verschwendet, wendet sie sich von ihm ab. Und daran geht er letzterdings zugrunde. Und so natürlich dieses Ende gefunden ist, so ist es doch von der großen Symbolik alles hohen Kunstschaffens: um einer halb Irrsinnigen aus ihrem brennenden Hause das Bild des verschollenen Geliebten herauszuholen, opfert der gewaltige Severin sein Leben. Aus den verzweifelten Schreien des armen Weibes hört er die notschreiende brennende Liebe und damit die ihm verwandte Gewalt. Und wunderschön ist es auch, daß diese gewaltige Glut alle Schlacken seines Lebens verzehrt hat. Hinter dem Toten fühlt jeder nur das Gute, was dieser Feuergeist geschaffen. Selbst dort, wo er verbrannt und verzehrt hat, erinnert man sich jetzt nur der Wärme, die von ihm ausging.

Frauengestalten voll prächtiger Lebenswahrheit stehen am Wege dieses Mannes. Zahn ist so echt, daß er es wagen darf, die von der gezierten Schäferpoesie vergangener Zeiten verbrauchte Gestalt des feenhaft wirkenden Hirtenmädchens, dem ein weißes Lamm unzertrennlicher Gefährte ist, wieder einzuführen. Aber ebenso echt wirkt die keusche Tochter des braven Hauses, die bis zur Stunde herb verschlossen aufbricht „wie eine Rose, und wie diese sich nicht mehr schließen kann, sondern entblättert, wenn ihre Blütezeit vorbei ist, so war es bei ihr ein schrankenloses Aufbrechen, ein zitterndes Sichhingeben". Sie, Dominika, wird seine wahre Gefährtin, die aber zu schwach ist und an diesem Vulkan verbrennt.

Zahns Sprache ist voll bodenständiger Kraft und von jener edlen Einfachheit, die jeder gesuchten Wendung aus dem Wege geht, aber den Schmuck des Bildes nicht verschmäht, wo er sich natürlich anbietet. Und da offenbart sich dann der reiche Besitz des wirklich wohlhabenden guten Hauses. Vor allem in der Schilderung der Natur findet Zahn passende Vergleiche. Ein Unwetter steigt über dem kleinen Bergsee auf. „Grau wie das Steindach der Hütte lag der See gleich einem brütenden Unheil. Keine Welle rührte sich. Der Himmel hing voll schwarzer, schwerer Wolken. Sie rührten sich nicht, wie die Wellen sich nicht regten. See und Himmel hielten den Atem an. Aber hinter den Bergen herauf lärmte es. Jetzt ganz dumpf, als knurrten Wölfe; jetzt lang andauernd und laut, als brüllten die Berge einander an" (S. 43). In der Morgenfrühe „wurden die goldenen Sterne weiß und zerrannen wie Flaum" (S. 83). „Ein starker Wind hat ihm mit rauhen Bissen die Wange gerötet" (S. 91). „Die Nacht war voll Finsternis. Der Himmel hing da, wie ein einzelner dunkler, sternenloser Vorhang" (S. 102). „Der Regen rieselte und rauschte. Einmal schon in der Nacht hatte sie wie im Traum das Klopfen der Tropfen gehört. Jetzt sah sie den Regen in Fäden zwischen Himmel und Erde gespannt. Sie kamen aus Nebeln, die in Falten und Bauschen über die Berge hingen, und strömten dem Alpgrund zu, der grüner als sonst und wassergesättigt war. Der See hatte eine müde, un-

bestimmt graugrüne Farbe und war durch die Tropfen in Tausende von Punkten zerstochen" (S. 107). „Der Regen warf sich über sie, als ob er sie erwartet hätte" (S. 172).

Das ist nur so eine Handvoll Blumen; man könnte noch lange weiter pflücken, wie auf einer blumigen Alpenmatte. Auch manches gute, weise Wort steht in dem Buche. Ein einziges will ich hersetzen. „Ich meine, daß die Frau nichts Besseres sein kann, als die Heimat des Mannes, wenn er aus der Fremde seiner Pflichten kommt." Und nun muß ich eines noch sagen. Der Held des Buches ist ein, um einen heute beliebten Ausdruck zu brauchen, schwer am Geschlecht tragender Mann. Und das Ganze ist voll sexueller Probleme. Dabei ist nichts verschwiegen, und das Problem wird bis ins letzte dargelegt. Trotzdem ist in dem ganzen Buche kein unreiner Gedanke und kein unsauberes Wort. --

Von der gleichen Vollendung in Form und Inhalt ist die soeben erschienene Erzählung „Nacht" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; 3,50 M, geb. 4 M). Der äußere Schauplatz ist eng umgrenzt. Man mag an ein Stück Kammermusik von Brahms denken, so scharf ist der Grund umrissen, auf dem nun in die Tiefe gebohrt wird. Zwei alte Schweizer Patrizierhäuser mit ihren Bewohnern und das ihnen angrenzende Doktorhaus treten mit greifbarer Lebendigkeit vor uns. Wer einmal in einem kleinen Städtchen solch einen für sich stehenden Winkel gesehen hat, dem ersteht das Bild zum Greifen deutlich.

Die Kinder dieser Häuser wachsen als Gespielen auf. Der reiche Patriziersohn Christlieb und das feine Doktortöchterchen Spes wachsen ganz von selbst aus der Kindesliebe in den Lebensbund hinein, so sehr sich Spes dagegen wehrt, weil sie mit Erblindung zu rechnen hat. Benedikt ist im Gegensatz zu Christlieb ein unruhiger Geist, der mit der Spes kleinem Schwesterchen Esther herumtollt, während die beiden andern ernste Gespräche führen. In wenigen einprägsamen Linien wird uns die Entwicklung der Menschen vorgeführt. Spes und Christlieb verwachsen miteinander so, daß auch die durch eine Erschütterung beschleunigte Erblindung ihre Einheit nicht zu stören vermag. Da kommt die Schwester der jungen Frau aus der Welschlandschule zurück. Jugendliches Leben blüht in Esther, und beiden fast unbewußt wird sie für Christlieb das, was ihm seine Frau nicht hat werden können. Mit wundervoller Ruhe und unbedingter Sicherheit gibt uns Zahn die innere Entwicklung, die durch kleine, unvermeidliche äußere Geschehnisse beschleunigt wird.

Die in ihrer körperlichen Nacht für alle seelischen Vorgänge hellsehend gewordene Blinde fühlt, was um sie geschieht, und sucht durch völlige Trennung die verworrenen Fäden auseinanderzubringen, als der in seiner enttäuschten Leidenschaft für Esther rasende Benedikt alles zur raschen Katastrophe treibt. Das heißt — und darin liegt die höchste Feinheit dieser stillen Geschichte — katastrophal wird es nur für ihn selbst, da der in seiner Liebe Enttäuschte allen Halt verliert. Die andern sind viel zu tüchtige Menschen, um unterzugehen. „Sich verlieren", sagt der alte Doktor zu seiner jüngeren Tochter, „ist keine Sünde, wenn man den ehrlichen Willen hat, sich wieder zu finden." Esther sucht in der Fremde ein von Pflichten erfülltes Leben, Spes und Christlieb erkennen, daß es ein Unrecht wäre, Menschen ihrer Menschlichkeit anzuklagen. „Ich glaube," sagt die wundermilde Spes, „daß wir keines dem andern grollen sollten. Wir Menschen stehen zu viele in einem kleinen Raum, als daß nicht die ausfliegenden Fäden unserer Empfindungen sich verwirrten. Und unsere Zeit ist zu lang und zu unstet, als daß sie uns alle beständig fände." — „Ich folge dir", sagt Christlieb, „und ich meine, daß das Ziel zweier Verbundenen nicht sowohl die große Liebe, als der große Friede sein sollte." — „Die große Geduld", antwortet Spes. Da kommt ihnen ihr Kind entgegen und mahnt die zu sehr in der Vergangenheit Haftenden, daß sie eine Zukunft haben. Denn, wie der prachtvolle Doktor bei einer früheren Gelegenheit einmal gesagt hat, „der Mensch kann nicht alt werden, wenn er Kinder hat; denn immer wieder kommt er sich selbst verjüngt in seiner Kindergestalt entgegen."

Karl Storck

Der Fall Korngold

Erich Korngold ist am 29. Mai 1897 in Brünn geboren, also jetzt zwanzig Jahre alt. Trotzdem haben einige Berliner Blätter mit schmerzlichem Bedauern festgestellt, daß sich die Berliner Hofoper lange Zeit gelassen habe, bis sie die beiden Opern „Violanta“ und „Der Ring des Polykrates“ zur Aufführung brachte. Man weiß nicht, ob man über solche Presseäußerungen sich ärgern, sich schämen oder lachen soll. Ein Mann wie Pfitzner wird bald fünfzig Jahre alt, und die Königliche Oper rührt noch keine Hand, uns seine Werke darzubieten. Des jungen Herrn Korngold Opern sind schon vor anderthalb Jahren im Münchner Hoftheater und seither an zahlreichen anderen Bühnen aufgeführt worden. Die vom Elfjährigen geschriebene Pantomime „Der Schneemann“ bekamen wir im letzten Winter hier im Deutschen Opernhause zu Charlottenburg zu hören; seine Orchesterwerke sind in den bedeutsamsten Konzerten vorgeführt worden. Dabei stellen nicht nur die Werke selber sehr hohe Ansprüche, sondern auch der seinen Sohn fürsorglich betreuende Vater Korngold, ein sehr einflußreicher Wiener Musikkritiker, versteht sich darauf, die höchsten Forderungen hinsichtlich der Besetzung und alles äußeren Drumherums für die Werke seines Sohnes als selbstverständlich erscheinen zu lassen.

Schon aus diesen Gründen muß man von einem „Fall Korngold“ sprechen. Auch die eifrigsten Verfechter der Kunstwerte dieser Opern werden nicht behaupten wollen, daß um dieses Kunstwertes willen die außerordentlich günstige Behandlung des jungen Komponisten im Vergleich zu vielen älteren, schwer ringenden Meistern gerechtfertigt wäre. Es spricht also die Sensation mit, die Wunderkindschaft. Nach meiner Überzeugung ist es auch nur diese eigentlich uns gar nichts angehende Tatsache, daß es sich um Werke eines Knaben handelt, die die Beurteilung seiner Leistungen schwierig macht und andererseits auch die Teilnahme dafür heischt. Wüßten wir nichts vom Komponisten und hätten nur mit den Werken zu tun, so wäre das Urteil sehr einfach: K a p e l l m e i s t e r m u s i k. Gewiß moderne, allermodernste Kapellmeistermusik, aber doch eben eine Musik, aus der uns nicht das einprägsame Gesicht einer eigenartigen Persönlichkeit ansieht, sondern eine vorgebundene Maske, deren Züge uns an eine Reihe stärkerer Naturen gemahnen. Ob die verwendeten Stoffe aus ehrsamen Klassikern, aus neudeutscher Sinfonik, und Richard Wagner oder aus Richard Strauß und Puccini genommen sind, bleibt sich für die Art solcher Kunst gleich, die über ihre innerliche Armut nur dadurch täuschen kann, daß ihr Kleid den allermodernsten Schnitt zeigt, zu dem es auch wohlhabendere Leute noch nicht gebracht haben. Aber gerade der Parvenü pflegt sich ja am modischsten zu kleiden.

Wie gesagt, dieses Urteil dürfte nur gefällt werden, wenn wir nichts von Korngold wüßten; es wäre dann hinzuzufügen, daß der „Kapellmeister“ sein Handwerk sehr gut versteht, und daß einzelne „harmlosere“ Teile gelegentlich aufhorchen machen.

Das alles wird nun anders, da wir wissen, daß die heitere Oper „Der Ring des Polykrates“ schon vor vier Jahren, die tragische „Violanta“ spätestens vor zwei Jahren entstanden ist, daß es sich also um Werke eines Sechzehn- und Achtzehnjährigen handelt. Damit wird der ganze „Fall“ Korngold zunächst aus dem Bereich des Ästhetischen in den der Künstlerpsychologie verschoben. Der Fall steht in der Musik nicht vereinzelt: Händel, Mozart, Mendelssohn sind die bekanntesten Beispiele.

An Mendelssohn wird man zuerst denken, auch weil Korngold gleich ihm Jude ist. Das bewirkt zunächst bei der Umwelt die Förderung des Talents mit allen erreichbaren Mitteln und das Hinauspeitschen an eine möglichst große Öffentlichkeit; sie erklärt aber auch wohl das mehr G e i s t i g e dieser Wunderkindschaft, ihre Unkindlichkeit. Bei Mendelssohn war das auch der Fall, wenn auch dem Gesamtcharakter der ins Biedermeier sich verbürgerlichenden Romantik entsprechend das vorwiegend Geistige nicht so hervortrat, wie heute im Zeitalter der Tech-

nik. Aber auch des 17jährigen Mendelssohn „Sommernachtstraum“ war ein „modernes“ Werk, genährt an der damals neuesten Kunst und in keinem Zuge jugendlich oder kindlich. Auch in diesem Werke ist die Gewandtheit des Könnens unheimlich, und es ist bezeichnend, daß Mendelssohn diese Knabenleistung niemals hat überbieten können. Wie ganz anders Mozart und Händel! Ihre Jugendwerke sind im Technischen voller Mängel. Man sieht ordentlich, wie sie sich bei Vorbildern umgesehen und das Handwerkszeug entlehnt haben, um ihren Melodien die gewünschte Fassung zu geben. Bei ihnen ist die Technik kindlich unbeholfen oder bei allem erstaunlichen Fortschreiten sichtbar sich entwickelnd, dagegen die Erfindung reich und unbegreiflich reif, eben genial. Bei Korngold ist die Technik eine für den Knaben unbegreifliche Verstandesleistung, von voller Altersreife nicht nur in der Handhabung des Orchesterapparates im ganzen, sondern auch in der Art der motivischen Kleinarbeit und der Architektur des vielstimmigen Orchesters. Die Erfindung dagegen ist gleich Null, alles Thematische ist entlehnt oder angelehnt, überhaupt fehlt der Musik die zeichnerische Linie der Melodie, sie lebt nur von der Farbe. Deshalb sind auch die Klavierauszüge so erschreckend dürftig. So ist Korngold nicht, wie die großen musikalischen Frühgenies, ein Naturwunder, sondern ein Kulturerzeugnis.

Das zeigt auch die Wahl der dramatischen Stoffe der beiden Opern. Das Lustspiel „Der Ring des Polykrates“ ist freilich denkbar harmlos. Auf Wilhelm Arndt häufen sich die Glücksfälle. Er führt mit seinem jungen Weibe ein Turteltaubendasein. Ein Kindchen liegt ihnen gesund in der Wiege. Nun ist er auch noch Hofkapellmeister geworden, und kaum äußert er den Wunsch, seinen alten Freund Peter Vogel, der eigentlich Pechvogel heißen sollte, zu sehen, so wird ihm auch dieser erfüllt. Selbiger Vogel hat auf der Herfahrt Schillers soeben erschienenes Gedicht „Der Ring des Polykrates“ gelesen, unter dessen Eindruck er dem Freunde rät, den neidischen Göttern ein Opfer zu bringen. Er solle doch z. B. seine Frau auf die Probe stellen und von ihr die Beantwortung der Frage ertrotzen, ob sie vor ihm keinen anderen geliebt habe. Zunächst erreicht Wilhelm nur das Gegenteil, da sich seine Frau freut, ihn einmal energisch auf seinem Willen beharren zu sehen. Allmählich gelingt es den beiden aber doch, sich zu vertrutzen, aber die Lösung wird rasch gebracht durch das in allem die Herrschaft kopierende Dienerpaar, das beim Vorlesen des Schillerschen Gedichtes und der harmlosen Tagebucheintragungen der Frau Hofkapellmeister von dem Ehepaar belauscht wird, das auf diese Weise die etwa notwendigen Erklärungen noch erhält und sich entschließt, da nun doch ein Opfer gebracht werden muß, den störenden Freund fortzuschicken.

Die Dichtung ist ziemlich breit ausgeführt und lebt ganz von der Zustandsschilderung des Glückes. Das ist doch nichts, was ein jugendliches Gemüt ergötzen kann. Ein solches verlangt nach lustiger Handlung, nicht aber nach breit ausgewalzter idyllischer Vorstimmung für eine kurze Witzpointe. Wie kommt nun ein solch junger Mensch trotzdem zur Wahl eines derartigen Stoffes? Da zeigt sich der Einfluß des musikalisch durchschwängerten väterlichen Hauses. Seit zwanzig Jahren verlangen wir nach der deutschen Spieloper (d'Alberts „Abreise“ liegt 1898); ihre Eigenschaften sind immer wieder kritisch erörtert worden. Der Kunstverstand verlangt also nach ihr, treibt zu ihr. Der Kunstverstand hat sich auch genau unterrichtet; die Werke von d' Albert, Leo Blech — das Dienerpaar ist eine ziemlich getreue Nachahmung des Dienerpaares im „Alpenkönig und Menschenfeind“ vom Jahre 1904 —, Ermanno Wolf-Ferrari und Verdis „Falstaff“ sind dem jungen Musiker wohl vertraut. Aber er ist anspruchsvoller, als sie alle. Für diesen nichtigen Stoff, dessen szenischer Rahmen eine Biedermeierstube ist, dessen musikalische Einkleidung die Mittel der Kammermusik nicht zu überschreiten brauchte, ist ein Riesenorchester aufgeboten: außer dem Streichquartett zwölf Holzbläser- und sechs Blechbläserstimmen, Harfe, Celesta, Glockenspiel, Xylophon, Triangel, große und kleine Trommel, zwei Pauken, Becken, Tamtam, Tamburin und Ruta. Vier Mann verdienen an diesem Schlagzeug ihren mühseligen Tagelohn.

Vollends aber liegt „Violanta“ auf der Linie jener modernen Dramatik, in der Erotik, Grausamkeit, Todessehnsucht und Lebensgier einen perversen Bund eingehen, dessen psychologische Unhaltbarkeit durch den sogenannten Renaissancegeist überkittet wird.

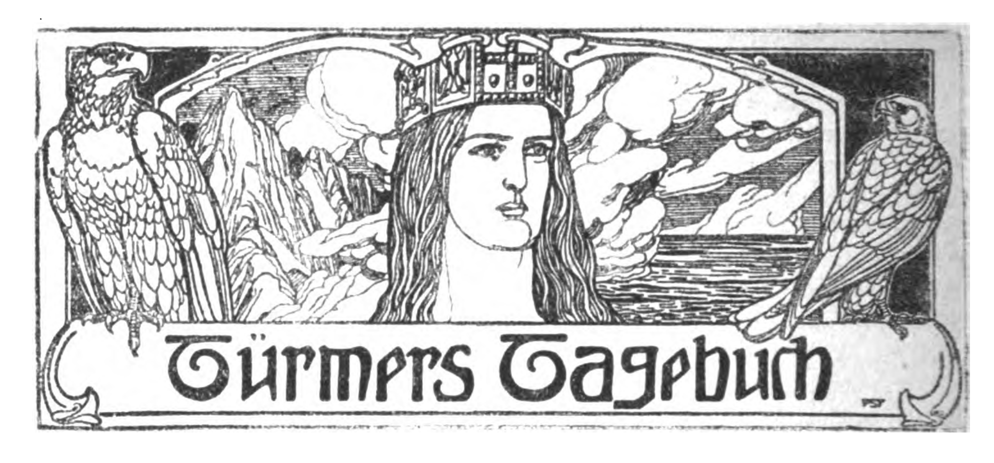
Dem Hauptmann Simone Trovai hält sich die geliebte Gattin Violanta in Kälte fern, seitdem Alfonso, der natürliche Sohn des Königs von Neapel, ihre Schwester verführt hat, die dafür im Meere den Tod suchte. Selbst die Lust des Karnevals vermag die Düsterkeit seines Hauses nicht zu überwinden. Um so erstaunter ist Trovai, als seine Gattin im Fastnachtskostüm ihm entgegentritt. Sie verkündet ihm, daß in einigen Minuten jener Alfonso ihr folgen wird; sie hat ihn durch ihre Schönheit ins Haus gelockt, auf daß der Gatte ihn töte. Den zögernden Simone weiß sie eifersüchtig zu machen und so ihm das Versprechen abzugewinnen, daß es zum Morde kommen wird, sobald sie das buhlerische Lied von der entfesselten Lust singen wird, das den Karneval beherrscht. Kaum hat sich Simone verborgen, als Alfonso kommt. Kalt verkündet ihm Violanta sein Schicksal. Aber ihre Kälte ist nur gespielt. Dem von einer plötzlichen echten Liebe erfüllten Werben Alfonsos vermag sie nicht standzuhalten und gesteht ihm, daß er von jeher ihr Traum gewesen sei und daß nur der Stolz auf ihre weibliche Reinheit ihren Haß geboren habe. Trunken einen sie sich in heißer Umarmung und werden so von Simone überrascht. Mit gezücktem Dolche stürzt sich der Rasende auf Alfonso; doch den tödlichen Stoß fängt Violanta auf.

Einem halbwegs gesund entwickelten Jüngling muß diese Welt unerfühlbar sein; er kann sich das alles höchstens anlesen. Darum wird Korngold auch trotz alles technischen Könnens so schnell — langweilig. Die Opern sind kurz, aber für ihren Gehalt gefährlich lang, was sich bei einer weniger guten Aufführung auch in der äußeren Aufnahme zeigen würde.

Vor allem in der „Violanta“ musiziert das Orchester eigentlich neben der Handlung her und versucht nicht, diese selbst musikalisch zu durchdringen. Davor steht man nun immer wieder überrascht, wie überall ein scharf überlegender Kunstverstand auf hundert Mittelchen kommt, von außen her die Dinge zu erfassen, und wie nicht ein einziges Mal aus überquellendem Gefühlsreichtum heraus von innen her eine jener Melodien oder auch nur ein thematischer Einfall kommt, der sich einem unvergeßlich einprägt. Nicht einmal für das Karnevalslied, das doch die ganze Stadt trunken machen soll, ist eine einprägsame Melodie gefunden. In der heiteren Oper leuchtet gelegentlich ein Ansatz auf zu solch einer Melodie, aber es bleibt beim Ansatz. Goethe hat einmal gesagt, daß die aufs höchste gesteigerte künstlerische Technik am Ende der Kunst selbst feindselig werde. Hier stehen wir vor einem solchen Fall. Eine außerhalb der natürlichen Regel liegende Begabung ist derartig von früh ab ins Übertechnische geleitet worden, daß sie nun im Elementarsten der Kunst versagt. Ob sich da noch ein Wandel ergeben wird, ob das neuerdings so stark hervortretende Verlangen nach Melodie, nach einfacherer Haltung unserer Musik, das sich auch in der sog. Mozart-Renaissance ausspricht, auf den so stark den Kultureinflüssen der Zeit unterliegenden jungen Künstler einwirken wird, kann erst die Zukunft zeigen. Schon jetzt ist die Entfaltung, die diese auffälligste Wunderkindschaft der Gegenwart genommen hat, ein beredtes Zeugnis der Kräfte und mehr noch der Schwächen unserer zeitgenössischen Musik.

Karl Storck





Der Krieg

Waffenstillstand mit Rußland! — das ist mit ihren unausbleiblichen Auswirkungen eine grundstürzende, zugleich grundlegende Tatsache, die auch dann nicht mehr rückgängig gemacht werden kann, wenn die weitere Entwicklung nicht den geradlinigen Verlauf nimmt, den wir überhaupt aus unseren Hoffnungen und Gedanken ausschalten sollten, um nicht wieder „ums Morgenrot empor aus schönen Träumen" zu fahren. „Feststehen und stark sein, dann kommt der Friede schon von selbst", sagte Hindenburg zu dem Vertreter der „Neuen Freien Presse", und Ludendorff: „Der Krieg wird nicht als Remispartie abgebrochen werden, er wird für uns günstig entschieden enden." „Deshalb" — wieder der Generalfeldmarschall — „sollten wir jetzt nicht mehr vom Frieden sprechen. Der Friede ist noch eine zu zarte Pflanze, um auf die Dauer die Berührung zu ertragen."

Im reißenden Strome des gegenwärtigen Geschehens tauchen nur zu schnell auch die seltenen Einsichten und Erkenntnisse unter, an denen allein wir einen festen Halt noch finden können, und nur zu leicht werden Bilder durchleuchteter Künstlerkraft von den Klischees „europäischer" und „internationaler" Vielredner und -schreiber im wirbelnden Wechsel abgelöst. Darum seien hier noch einige der großen Richtlinien dieser unschätzbaren Auskünfte von weltgeschichtlicher Bedeutung festgehalten.

„Die Frage eines allgemeinen Waffenstillstandes", sprach Ludendorff, „wird schwierig sein, ich will nur die eine Frage herausgreifen: Sollen sich während eines allgemeinen Waffenstillstandes unsere U-Boote jeder Kampfhandlung enthalten und währenddessen die Handelsschiffe ungestört nach England, Frankreich und Italien fahren und dadurch die Lage unserer Gegner verbessern, während wir keine Zufuhren erhalten? Ein Waffenstillstand von einer Dauer von drei Monaten, von dem öfter gesprochen wird, ist reichlich lang. In drei Monaten kann sich in den feindlichen Ländern vieles zu unserem Schaden verändern. Man muß sich in kürzerer Zeit klar werden und zu Entschlüssen kommen, wenn die militärische Lage nicht Schaden leiden soll."

Wenn mir jemand sagt, die russische Revolution sei ein Glückszufall für uns gewesen, so protestiere ich immer: die Revolution in Rußland war kein Glückszufall, sondern die natürliche und notwendige Folge unserer Kriegführung. Mit dem modernen Kriege hat es eine eigene Bewandtnis. Früher haben die Armeen gegeneinander Krieg geführt, jetzt ist es ein Krieg der Völker. Früher ging der Krieg dadurch zu Ende, daß die feindliche Armee besiegt wurde; jetzt endet der Krieg mit der Besiegung des feindlichen Volkes. Das haben wir alle vor diesem Kriege noch nicht gewußt und haben es erst lernen müssen. Entscheidungsschlachten, wie in früheren Feldzügen, gibt es nicht mehr, oder vielmehr, sie entscheiden, wie die Schlacht bei Tannenberg bewiesen hat, nicht unmittelbar, sondern mittelbar. Die militärischen Niederlagen erschüttern das Vertrauen des Volkes zu seiner Regierung. Die Opposition verstärkt sich, gewinnt Macht, die Regierung stürzt, und wenn, wie in Rußland, das ganze System morsch und reif für den Verfall ist, so kommt es zum allgemeinen Zusammenbruch. Nein, die russische Revolution ist kein glücklicher Zufall, sie ist die Folge unserer Siege."

Hindenburg: „Auch über die Lage an der Westfront kann ich mich mit voller Beruhigung und Zuversicht aussprechen. Wir verteidigen uns dort, und wir verteidigen uns mit Erfolg. Allerdings ist es eine elastische Verteidigung, das bedeutet, daß wir uns nicht an jedes Bodenstück festklammern, auf dem wir gerade stehen. Es kann vorkommen, daß wir auch einmal eine Stellung aufgeben, wenn sie durch das feindliche Feuer so zermalmt ist, daß sie nur mit den schwersten Menschenopfern gehalten werden könnte. Ist in diesem oder jenem Falle die deutsche Heeresleitung zu der Überzeugung gelangt, daß die Erhaltung des Lebens ihrer Soldaten für sie einen höheren Wert hat als der Besitz eines Stückes Sumpf oder einiger rauchgeschwärzter Trümmer, so verkünden unsere Gegner jedesmal einen Sieg. Wenn es ihnen Vergnügen macht, wir haben nichts dagegen. Sie mögen sich noch so viele Siege von dieser Art zuschreiben, nach Belgien oder gar an den Rhein kommen sie doch nicht und werden sie niemals kommen!"

„Unsere Art der Kriegführung", fügt Ludendorff hinzu, „ist nicht möglich, wenn man nicht von vornherein gelegentliche lokale Rückschläge in Rechnung stellt. Ich will sie durchaus nicht leicht nehmen, sie sind manchmal recht schmerzlich, aber für das Ganze sind sie ohne Bedeutung. Und nur, indem man sie wagt, kann man an anderen Stellen große Unternehmungen durchführen, wie unsere Offensiven in Rumänien, in Ostgalizien, in Italien waren. Das bedeutet eine ungeheure Verantwortung. Der Entschluß zur Verantwortung ist jedoch der Beginn aller Strategie. Ein Heerführer, der ängstlich darauf bedacht ist, daß nur ja an keiner Stelle der Riesenkriegsschauplätze, auf denen der gegenwärtige Weltkampf sich abspielt, eine ihm ungünstige Änderung sich vollzieht, kann nie etwas Bedeutendes leisten. Solche Ängstlichkeit hat zur Folge, daß die Kriegführung stagniert."

Hindenburg fürchtet auch den „Großen Kriegsrat" der Entente, auch die Hilfe der Vereinigten Staaten nicht und er beendet das Gespräch mit den Worten:

„**Wenn wir noch eine Zeitlang Kraft und Geduld haben, bringen wir's zum guten Ende. Das sagen Sie in Österreich-Ungarn mit einem schönen Gruß von mir.**“ Wie der Generalfeldmarschall über die Kriegsdauer denkt, deutet er mit den Worten an den Gast an, der in jedem Kriegsherbst einmal an seiner Tafel sitzen durfte: „Sie sind heute vielleicht zum letztenmal unser Gast gewesen.“

Daran dürfen wir uns, soweit es unsere Kriegslage angeht, wohl aufrichten und genügen lassen, oder deutlicher gesprochen: wir würden uns sträflichen Undanks schuldig machen, Gottes Gericht lästerlich herausfordern, wenn wir von unseren Heerführern und Heeren noch mehr verlangen wollten.

Aber — der Preis, das Ziel —?

Ein Büchlein von Dr. Max Köhne schließt: „Was soll der Preis in diesem ungeheuren Ringen für uns sein? Kämpfen wir mit Rußland nur für Polens Freiheit? Soll Ostpreußen von neuem dem Feinde offenstehen? Oder begnügen wir uns mit dem Notwendigsten, das nur für morgen reicht? Nein, wenn es irgend zu erreichen ist, dann muß das ganze alte deutsche Land im Osten wieder unser werden: um unserer Ehre, um unserer Sicherheit, um unseres Lebens willen. Wird dieses Land unser, dann ist das Unterhaus geräumig genug, dann hat unser Volk in jeder Lage sein tägliches Brot, dann erhält es eine große Aufgabe, durch die es emporsteigt. Jetzt ist die Schicksalsstunde. Was wir von dieser Stunde ausgeschlagen, bringt vielleicht keine Ewigkeit zurück.“

Zu diesen sonst trefflichen Sätzen bemerkt Georg Cleinow in seinen „Grenzboten“ vom 8. November mit Recht: „Warum ‚vielleicht‘? Nein: bringt keine Ewigkeit zurück!“

Cleinow bekennt sich — und das kann ihm nur zur Ehre gereichen — als einen, der im Laufe des Krieges manche Dinge anders zu sehen gelernt hat, als er sie früher sah: „Seit einigen Wochen darf ich dem Weltringen als Beobachter zusehen. Auf dem neutralen Boden der schwedischen Hauptstadt stehend, erschloß sich mir eine ganz andere Welt, als die, die ich von Warschau oder von den Schlachtfeldern und Ruhequartieren an der Somme, bei Arras, von Flandern aus gesehen; es ist auch eine andere Welt, wie die, die der Publizist von Berlin aus erkennt. Einem gewaltig erschütternden Schauspiel ist man Zuschauer, nicht Mitspieler. Die Kräfteverhältnisse in der ganzen Welt treten deutlicher hervor, Schatten- und Lichtseiten verschieben sich gegeneinander, auch beim Feinde werden anziehende Seiten erkannt, während tiefe schwarze Linien und abstoßende Einzelheiten im Bilde der Heimat hervortreten. Menschliches, allzu Menschliches! ...“

Alle unsere Schlachtensiege sind „Einzeltatsachen, zu denen sich noch viele der gleichen Art gesellen müssen, ehe wir an den Zeitpunkt herankommen, der die Entscheidung, d. h. den politischen Sieg für uns bedeutet, — und sie können nur zum Siege führen, **wenn eine feste Regierungsgewalt ein festes Ziel im Auge hat, das seiner Größe nach den fast übermenschlichen Opfern entspräche, die wir Deutschen schon gebracht haben und noch werden bringen müssen.**

Wo liegt das Ziel? wie muß es beschaffen sein? was bietet uns die Stunde?

Herr von Bethmann Hollweg hat es einmal so bezeichnet: die Wiederkehr eines solchen Krieges soll unmöglich gemacht werden; Deutschland werde sich auf einer internationalen Rechtsgrundlage die Handelsfreiheit in der Welt sichern. Seine Erreichung würde ohne Zweifel Abrüstung, Freizügigkeit, Milderung des Nationalitätenkampfes, aber auch Annäherung der Regierungsformen der Länder Europas nach sich ziehen. Ein alter Wunsch der Liberalen, ein älteres Ziel der römischen Kirche, ein Dogma der Sozialisten. Sicher ein schönes, der Menschheit Segen verheißendes Ziel und wert, daß ihm Opfer gebracht werden, und doch im gegenwärtigen Augenblick für uns eine gefährliche Utopie! Die Erreichung des Zieles setzt voraus die Schaffung gleicher Interessen mit den Gegnern von heute, also die Unterwerfung Englands unter den Gedanken, daß Deutschland das Recht haben soll, mit ihm als gleichberechtigter Genosse zu leben.

Herrn von Bethmann Hollwegs großer grundsätzlicher Fehler ist es vor dem Kriege gewesen, daß er glaubte, England auf gütlichem Wege von der Notwendigkeit des Zusammengehens mit Deutschland überzeugen zu können; er ist in dem Fehler verharrt bis zu seinem Rücktritt und dürfte als Privatmann seinen Glauben nicht gewechselt haben. Ich stehe nicht an zu bekennen, daß ich selbst bis in die letzten Wochen wähnte, eine solche Verständigung sei möglich, wenn wir auf gewissen Gebieten der inneren Politik unter Anpassung der nationalen Kulturfragen an die scheinbaren Erfordernisse der Zeit Opfer brächten. Diese Hoffnungen sind zuschanden geworden, nachdem die beiden großen Mächte, die uns als völkerverbindende gepriesen werden, sich sogar als machtlos erwiesen haben, bei ihren eigenen Anhängern die Anerkennung des internationalen Prinzips, das dem Gedanken der deutsch-englischen Verständigung zugrunde liegt, in die Praxis umzusetzen. Die Friedensworte des Papstes sind, ohne auch nur verstanden zu werden, verhallt, — die Internationale Friedenskonferenz der Sozialdemokraten, die in Stockholm tagen sollte, konnte nicht zustande kommen, weil sie unter Brantings Führung keine Friedenskonferenz, sondern nur eine internationale Organisation mehr zur Unterwerfung Deutschlands werden sollte. Es ist das Verdienst der deutschen und österreichischen Sozialdemokraten, denen die Holländer zur Seite traten, wenn das Ziel der Drahtzieher der Entente nicht erreicht wurde.

Nach dem Scheitern der Stockholmer Konferenz hat die politische Weltlage, die durch den deutsch-englischen Gegensatz bestimmt wird, ein durchaus klares Angesicht bekommen: es gibt keine Hoffnungen, die es verschleiern! Der internationale Gedanke mit seinen lockenden Idealen von Freiheit und Freizügigkeit, Völkerfrieden und Völkerglück bedeutet für die politische Praxis der Gegenwart nichts anderes als Niederwerfung des Deutschtums und Auflösung seiner staatlichen und wirtschaftlichen Organisation, mit der es gewagt hat das britische Weltmonopol anzutasten.

Die Folgerungen aus dieser Feststellung sollten auf der Hand liegen: Preisgabe aller noch so gut gemeinten Versöhnungsversuche mit England und Zusammen-

fassung aller moralischen und materiellen, politischen und militärischen Kräfte zur Niederwerfung Englands.

Um so bedrückender wirkt das, was von Deutschland her zu uns herüberschallt. Was ist der Sinn des Streites um den Kanzler? Mußte Michaelis gehen in diesem Augenblick? Mußte die Vaterlands-Partei auftreten? Mußte sich ein freiheitlicher Volksverband dagegen bilden?

Herr Dr. Michaelis hat sein Amt in dem Augenblick angetreten, wo die Herren Erzberger und Scheidemann noch überzeugt sein konnten, daß die hinter ihnen stehenden internationalen Kräfte stark genug seien, einen Friedensschluß zu erzwingen auf der Basis einer Verständigung ohne Annexionen und Kontributionen. Herr Dr. Michaelis war aber schließlich nicht mehr überzeugt, daß diese für unser Selbstgefühl ungemein schmerzliche Preisgabe materieller Errungenschaften zum gewünschten Ziele führen würde. Statt nun dieser Überzeugung Ausdruck zu geben und dem drängenden Reichstage nahezulegen, sich so lange zu gedulden, bis einige Tatsachen es dem Reichstag ermöglichten, seine in der Friedensresolution zum Ausdruck gebrachte Auffassung zu korrigieren, führte er einen Eiertanz auf, der das ihm entgegengebrachte Vertrauen zerstören mußte. Anscheinend nicht genügend unterrichtet über den Gang der Verhandlungen in Stockholm und unter dem Einfluß des Herrn von Kühlmann, der auch heute noch an die Möglichkeit einer gütlichen Verständigung mit England zu glauben scheint, ist Herr Michaelis unbestimmt geblieben, während zu gleicher Zeit die Vaterlands-Partei durch ihre Agitation bei der Mehrheit des Reichstags Beunruhigung erzeugte. Dieser Dualismus Michaelis-Kühlmann hat es ermöglicht, daß die Friedensformel der Reichstagsmehrheit vom 19. Juli d. J. noch eine Bedeutung als politischer Glaubenssatz haben konnte, als alle Grundlagen für sie durch die Haltung unserer Feinde längst zerstört waren.

Nun scheint man zu glauben, durch Beseitigung des Herrn Michaelis eine Lösung zu finden auf der Basis der Anerkennung jener Friedensresolution! Und das ist der grundsätzliche Fehler, von dem die Spannungen, gleichgültig wer Reichskanzler ist, ausgehen ... Wir bedürfen aller unserer Kräfte zur Niederwerfung Englands, zur Sicherung unserer Zukunft. Der innere Streit diskreditiert unsre Regierung im Auslande — er muß schweigen. Es ist auch im Augenblick unwesentlich, nach welchem Wahlrecht die preußische Kammer zusammengesetzt wird, — unwesentlich gegenüber den Anforderungen der Kriegslage. Die Erörterung der Wahlrechtsfrage lenkt ab, beeinträchtigt die Konzentration des Willens. Und wir bedürfen noch eines starken Willens, um die Pläne unseres Hauptfeindes zunichte zu machen. Der Krieg ist noch nicht zu Ende.

Das sind die Eindrücke, die wir vom Auslande her als dem Kampf entrückte Beobachter gewonnen haben. In Konsequenz der Weltlage gilt es, alle liberalen Träume vorläufig zurückzustellen, alle! Es geht um das Primitivste, das wir besitzen: die Daseinsberechtigung. Sie ist noch nicht erkämpft, und wenn sie erkämpft sein sollte auf dem Schlachtfelde, dann wird sie gefährdet sein durch die Friedenskonferenz, auf der wir kaum eine günstigere Konstellation der Mächte zu erwarten haben werden, wenn die

auswärtige Politik die gegenwärtig eingeschlagenen Wege geht. Soviel ich sehe, **hat diese Lage Deutschlands nur eine Stelle erkannt: die Deutsche Vaterlands-Partei.** Sie mag manchen unsympathischen Zug haben. Aber **sie ist ein Sammelbecken alles dessen, was stark in unserem Volke ist. Sie spiegelt den Geist der Männer wider, die Deutschland vor dem Einfall von Millionen Fremder bewahrt haben ...**"

Cleinow schließt seine Betrachtungen mit der Behauptung: wenn England erst „niedergeworfen" sei, würde sich eine günstige Lösung auch der **östlichen** Fragen von selbst ergeben. Sicher würde ein solcher Erfolg eine unschätzbare Erleichterung, Sicherung und Stärkung unserer ganzen Weltstellung bedeuten, — darüber ist kein Wort zu verlieren. Aber ob es uns gelingen wird, England in diesem Kriege „niederzuwerfen", ist nicht nur eine militärische, sondern, weil wir aus unserer politischen Eselshaut so bald doch nicht heraus können oder wollen, in höherem Grade noch eine **politische** Frage und die von unserer Seite beigebrachten Voraussetzungen und Methoden zur Lösung **dieser** Frage werden, als „faule Papiere", auf der Weltbörse nicht „gehandelt". Man darf bald schon sagen: fast jeder Tag, den Gott werden läßt, liefert neue Beweise für die Verkehrtheit der Mittel, durch die wir mit England zu einem günstigen Abschluß kommen wollen. Da hat in jüngster Zeit ein angesehener englischer Staatsmann, Lord Lansdowne, einen Brief veröffentlichen lassen, in dem er seinen Landsleuten das Opfer nahelegt, von dem Vorhaben, Deutschland zu vernichten, großmütig abzusehen, und auch sonst in einer Tonart mit uns redet, die wir von den „Vettern" jenseits des Kanals längst nicht mehr gewöhnt sind. Nun halte ich es **nicht** für richtig, solche Äußerungen, wie die Lansdownes, von vornhinein als eitel Humbug und Heuchelei eisig abzutun —: wie sollte dann überhaupt und jemals noch eine sachliche Verständigung möglich sein? Denn unser Endziel — das Wort über diesen Krieg hinaus verstanden — kann doch nicht der Dauerzustand gegenseitiger Zerfleischung sein. Nein, so, wie in den Wald hineingerufen wird, so soll es zurückschallen. Kommt uns ein Gegner, wenn auch vielleicht nur nach seiner Art — eine andere Art dürfen wir billigerweise nicht von ihm verlangen —, in annehmbaren Formen entgegen, so wollen auch wir ihm genau so viel Schritte näher treten, wie er uns, keinen weniger, keinen mehr. Aber **was** ist aus dem Briefe Lansdownes bei uns gleich **gemacht** worden! Das ist ja die **Tragik** des deutschbewußten öffentlichen Wortführers, daß er durch die **grundsätzliche Unterwerfung** eines einflußreichen Teiles der deutschen **Presse unter den Willen des Gegners** einfach **gezwungen** wird, sich in Verteidigungsstellung gegen die Einschläferungsversuche an seinem politisch schon gerade genug schlafmützigen Volke zu setzen, sich oft auf diese Aufgabe als die wichtigere zu beschränken, angebliche Friedensmöglichkeiten zu zerpflücken und dann noch hinunterzuschlucken, wie aus seinem, ach, so ganz und gar nicht blutdürstigen Herzen eine Mördergrube gemacht — wird. Wo denn wirkt in der deutschen Öffentlichkeit der Schurke, der einen vor seinem Volke und seinem Gewissen zu **verantwortenden** Frieden **nicht** will? Her mit ihm, an den höchsten Galgen mit ihm! — Und dabei ist es noch eine polizeiwidrige Dummheit, Leuten, die selbst von den Kriegsnöten bitter heimgesucht

werden, ihnen Gesundheit, Jahre, vielleicht Jahrzehnte ihres Lebens, außer manchem anderen, in aller Stille opfern und bewußt opfern, zuzumuten, sie wünschten sich nichts Besseres! —

Herr von Kühlmann, der Staatssekretär unseres Auswärtigen Amtes, hat es recht eilig gehabt, den Brief Lansdownes als einen Lichtblick, als ein verheißendes Zeichen zu begrüßen. Die Engländer haben es nicht so eilig gehabt, auf unsere amtlichen Friedensangebote anders als mit eisigem Hohn und ehrenrührigen Beschimpfungen in Presse, Parlament und eigens dazu veranstalteten Versammlungen auch nur zu antworten, von der rastlosen brünstigen Sturmflut nichtamtlicher deutscher Liebeserklärungen wollen wir schon gar nicht reden. So viel Anträge laufen nicht einmal auf die Heiratsanzeige einer jüngeren gebildeten Witwe (vornehme Erscheinung) mit 7—12 Millionen (bar!) ein. Aber dann — der „Einzug der Gäste“! Das „Berliner Tageblatt“ erklärt den Brief als das Zentrum einer hochpolitischen Friedensdiskussion, die „Frankfurter Zeitung“ als Beweis, daß in den Kreisen Englands, die recht eigentlich die politisch denkenden seien, die Erkenntnis durchbreche, die man als geistige Vorbedingung für einen Frieden des Ausgleichs und der Verständigung ansehen könne, für den „Vorwärts“ ist er der Friedensbrief.

Da muß es denn wieder die „Verteidigungsstellung“ sein, aus der heraus Max Lohau („Deutsche Zeitung“) schreibt: „Aus dieser beifälligen Aufnahme, die dem Versöhnungsversuche Lansdownes von den gleichgestimmten Versöhnungspolitikern von Kühlmann bis Scheidemann zuteil wird, erhellt schon zur Genüge die Größe der Gefahr, die damit in Sicht steht. Lansdowne empfiehlt den Krieg zu beenden, um angeblich einer Weltkatastrophe vorzubeugen, in Wahrheit aber aus Furcht vor der Katastrophe, der nunmehr England mit jedem ferneren Kriegstage näher gebracht wird. Was kümmert einen Lansdowne die in seinem Briefe angegebene Sorge vor der völligen Erschöpfung der anderen Völker! Die schützt er nur vor, um das eigne Grausen vor der Erschöpfung seines Volkes zu verbergen. Sein Brief stellt einen Fühler dar, ob nicht vielleicht in der Mehrheit des deutschen Volkes das Bangen vor der vermeintlich nahenden Weltkatastrophe den Ausschlag für einen sofortigen Versöhnungsfrieden gibt, wie ihn jetzt England braucht. Dieser Fühler hat die Wirkung, auf die er offenbar zunächst berechnet war, gehabt: Lansdowne und seine Hintermänner in der britischen Regierung wissen jetzt, daß ein Versöhnungsangebot in Deutschland bei der hiesigen Regierung und ihrer Reichstagsmehrheit Anklang zu gewärtigen hat; daß, mit anderen Worten, jene versöhnungsideologie und romantische Weltkulturschwärmerei, der unter der Bethmannschen Kanzlerschaft vor dem Weltkriege und noch drei Kriegsjahre lang gefrönt worden ist, keineswegs erloschen sind. Und hierin liegt der Ernst der Gefahr, die für Deutschland durch Lansdowne heraufbeschworen ist. Lansdowne scheint sich nicht in der Erwartung zu täuschen, daß, wie er sich ausdrückt, die deutsche Friedenspartei eine gewaltige Stärkung erfährt, wenn England so gnädig ist, den Willen erkennen zu lassen, von der Vernichtung Deutschlands als politischer und wirtschaftlicher Großmacht abzusehen und dem deutschen Volke keine andere Regie-

rung aufzuzwingen, als seine gegenwärtige — England ja offenbar nur zu genehme — Regierung.

Von jeher schon, mindestens aber nach den Erfahrungen des Weltkrieges, der uns endlich zur politischen Urteilsreife hätte erziehen sollen, müßte an der Spitze des politischen Katechismus jedes Deutschen der Satz stehen: Michel, sei doppelt auf der Hut vor der britischen Politik, sobald sie die ihr angeborne Selbstsucht und den angestammten Willen zur Macht durch Beweggründe zu verschleiern sucht, die ihr niemals eigen gewesen sind, die gänzlich jenseits ihrer Jahrhunderte hindurch betätigten natürlichen Beschaffenheit liegen! Lansdowne hat einen Köder ausgeworfen, ob Deutschland noch immer auf schöne Phrasen aus dem Bereiche des Weltverbrüderungs- und internationalen Kulturidealismus anbeißt; ob im deutschen Volke wirklich noch immer nicht die Antwort Bismarcks auf die Frage: ‚Warum führen große Staaten heutzutage Kriege?' Fleisch und Blut geworden ist: die Antwort: ‚Die einzig gesunde Grundlage eines großen Staates ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik.'

Wir Deutschen bilden uns ein, daß uns die Engländer gar nicht kennen. Das ist ein gefährlicher Wahn; die Engländer kennen nur allzugut unsere politische Unreife, Unzulänglichkeit und Unebenbürtigkeit. Sicherlich kennen sie uns insoweit, als es ihrer Politik des unromantischen und unsentimentalen Egoismus förderlich ist. Die Engländer wußten, daß wir bis zum Ausbruch des Krieges eingefleischte Weltgefühlspolitiker und Weltkulturromantiker waren. Sie wußten das aus amtlichen Quellen, aus berufenstem Munde ...

Wie oft und wie lange vor dem Kriege schon haben die Engländer unser Werben um ihre Freundschaft, um ihre Vetterschaft verhöhnt! Mit welcher Langmut ist darum geworben worden! ‚Wenn sich einmal die Archive öffnen werden,' hat v. Bethmann Hollweg am 2. September 1914 erklärt, ‚so wird die Welt erfahren, wie oft Deutschland England die Freundeshand entgegengestreckt hat.' Wenn jetzt England, von Not gedrängt, die Freundeshand ausstreckt, so wird das in Deutschland als hoffnungsvolles Zeichen willkommen geheißen! Hat doch der frühere Reichskanzler v. Bethmann Hollweg noch in seiner Reichstagsrede vom 19. August 1915 beteuert: ‚Ich weiß wohl, daß es Kreise gibt, die mir politische Kurzsichtigkeit vorwerfen, weil ich immer wieder versucht habe, eine Verständigung mit England anzubahnen. Ich danke Gott, daß ich es getan habe.' Und sogar jetzt noch finden sich Bethmänner, die Gott zu danken scheinen, daß England nunmehr — aus Not getrieben — die Freundeshand ausstreckt.

Die Engländer haben gewiß auch während dieses Krieges die deutschen Stimmungen und Strömungen sorgsam beobachtet. Da konnten sie denn immer wieder feststellen, daß die sentimentale Versöhnungssucht von der Sorte Bethmanns im Schwange geblieben ist. Hans Delbrück hatte im Oktober 1909, in den Preußischen Jahrbüchern, seine Weisheit als politischer Prophet also bekundet: „Es klingt wie eine Paradoxie und ist doch durchaus wahr: ‚Das größte Unglück, was Deutschland treffen könnte, wäre ein Sieg über England.' Und

die Engländer erleben, daß diese Weisheit heute noch in Deutschland zu gelten scheint; daß dieser selbe Hans Delbrück nicht nur nicht als Politiker ein für allemal von der Bildfläche verschwunden ist, sondern nach wie vor eine politische Rolle spielt, und zwar dergestalt, daß ein englischer Friedensbrief in dem Augenblick veröffentlicht, in dem Deutschland auf dem sicheren Wege zum Siege über England ist, von amtlicher Stelle als hoffnungsvolles Zeichen begrüßt wird.

Die Engländer können ferner feststellen, daß Führer der deutschen Versöhnungs- oder Friedenspartei so unsäglich naiv sind, zu glauben, die Versicherung, Lansdowne habe nur für sich selbst, auf eigene Faust, gehandelt, sein Friedensfühler sei ohne voraufgegangene Fühlung mit den augenblicklichen Machthabern in London ausgestreckt worden, wirklich den Tatsachen entspricht. Daß der Brief Lansdownes keineswegs rein persönliche Politik bedeutet, bezeugt u. a. die angebliche Kritik, die der Minister Austen Chamberlain an dem Brief in einer Rede in Nordfolkestone geübt hat. Chamberlain erklärt zwar auch, der Brief sei geschrieben, ohne daß Lansdowne seine Kollegen zu Rate gezogen habe; aber durchweg im Sinne Lansdownes sagt Chamberlain: ‚Wir wollen weder die Vernichtung Deutschlands als Großmacht, noch wollen wir ihm eine andere Regierung aufzwingen. Deutschland wird immer eine der Großmächte sein, und wenn es sich den allgemeinen Gesetzen von Recht und Macht und guter Kameradschaft unterwerfen will, wollen wir es bewillkommnen.‘

Die Kundgebung Lansdownes berechtigt einzig und allein zu dem Schluß auf Englands schwerste Bedrängnis. Sie ist anzusehen als sicheres Zeichen, daß England seine Niederlage dicht vor Augen sieht; daß es überzeugt ist, die Fortsetzung des Krieges müsse ihm verhängnisvoll werden. Lansdowne gesteht selbst: ‚Einige unserer ursprünglichen Wünsche sind wahrscheinlich unerreichbar geworden.‘ Damit will er offenbar andeuten, Englands ursprüngliches Kriegsziel der Vernichtung Deutschlands ist nicht mehr zu erreichen. Käme jetzt nach Lansdownes Vorschlägen ein Verständigungsfriede zustande, so verzichtete zwar England darauf, diesmal mit Deutschland fertig zu werden und es politisch wie wirtschaftlich als Großmacht endgültig abzutun, aber es hätte immerhin Wesentliches von dem erzielt, was es bezweckt hat, und obendrein noch mehr, als was es mit diesem Kriege gewollt hat. Rußland nämlich, ehedem Gegner der britischen Weltmachtstellung, vornehmlich in Asien, ist für England als solcher auf absehbare Zeit erledigt. England käme jetzt auch insofern ein rechtzeitiger Versöhnungsfriede mit Deutschland gelegen, als es verhüten muß, daß das finanzielle Abhängigkeitsverhältnis Rußlands zu ihm nicht durch einen heillosen Bruch zerstört wird. Dieser drohte, wenn sich Rußland einseitig, ohne England, mit Deutschland verständigte. Was im übrigen England durch den Weltkrieg erreicht hätte, wenn jetzt ein Friede auf Lansdownescher Grundlage geschlossen würde, hat in seiner Essener Rede Großadmiral v. Tirpitz ausgesprochen: ‚Die Tatsache besteht, und wir müssen sie anerkennen, daß England im Laufe dieses Krieges bis zum heutigen Tage weitaus mehr gewonnen hat als verloren. England hat nicht nur unsere Kolonien und Mesopotamien genommen, sondern die Stützen seiner See- und Kolonialherrschaft überall tiefer und fester verankert. Es hat

ferner die deutsche Konkurrenz in fast allen Erdteilen heute beseitigt, das Ansehen und die Ehre des Deutschtums durch ein noch nie dagewesenes System von Verleumdung und Lüge beschmutzt und niedergetreten. In der ganzen transatlantischen Welt gelten wir als besiegt und ausgeschaltet.'

Besiegt und ausgeschaltet! ..."

Bethmanns Erbe, „System B.", — und die Spuren scheinen nicht einmal zu schrecken, im Gegenteil! Unermeßliches Unheil hat dieses System über uns ausgeschüttet, die Mythe von der Büchse der Pandora, — an uns wurde sie Ereignis. Ist nun aber Bethmann der allein Schuldige? Das zu behaupten, wäre so unsinnig wie ungerecht. Wie tapfer konnte eine Reichstagsmehrheit gegen Krone und Kanzler Michaelis auftrumpfen und sich durchsetzen, und wie schön vertrug sie sich mit Bethmann. Michaelis wurde das Kanzlergrab in noch nicht drei Monaten geschaufelt, Bethmann durfte noch nach dem Zusammenbruch seiner ganzen „Politik" dreieinhalb entscheidungsschwerer Kriegsjahre unser Verhängnis bleiben. Wer ist, wer sind da vor Gott und ihrem Volke die Hauptverantwortlichen? — Man denke an den Fall Wilson. Wie haben ihm noch vor kurzem Scheidemann-„Vorwärts" und Genossen, „bürgerliche" Genossen, gehuldigt und zugejubelt! Diesem Wilson, der durch seine letzte Rede alle seine früheren Unverschämtheiten — nicht nur gegen uns — noch übertrumpft hat, wo man sich solche Möglichkeit kaum noch vorstellen konnte. Es stimmt auch nicht, denn Herrn von Bethmann hat Wilson ja nicht nur mit Worten, sondern auch mit der Tat „niedergeboxt", also sozusagen moralisch und physisch „niedergeboxt" — ipsissima verba (eigenste Worte).

„Auf einem Abendgange im Frühjahr 1915", erzählt Heinrich Rippler in der „T. R.", „sagte mir ein Mitglied der amerikanischen Botschaft: ‚Es ist merkwürdig, wie sehr man bei Ihnen Wilson verkennt. Wilson ist Ihr Feind, ebenso wie Mister Gerard, und je mehr Sie ihm nachgeben und sich vor ihm kleinmachen, desto sicherer werden Sie ihn zum Konflikt stark machen. Ich fürchte, Sie werden Krieg mit Amerika bekommen.' Die Aussage des Amerikaners hat sich im Laufe dieser Kriegsjahre bestätigt. Wilson war von Anfang an unser erbittertster, gefährlichster und heuchlerischster Feind, der zunächst unter der Maske des Freundes, des Menschheitsapostels, des unparteiischen Schiedsrichters Englands Geschäfte besorgte, die Energie unserer Kriegführung lähmte und durch Munitionslieferung unsere Feinde instandsetzte, den Krieg durchzuhalten. Schon seit 1915 ist dieser Krieg so recht der Wilsonsche, der amerikanische Krieg oder vielmehr der Krieg zur Errichtung der angelsächsischen, amerikanisch-englischen Weltherrschaft unter der Firma der Weltdemokratie. Bei uns hat man die amerikanische Gefahr lange verkannt, aber nicht, wie der ‚Vorwärts' und das ‚B. T.' glauben machen wollen, auf seiten der ‚Alldeutschen', sondern auf seiten der Demokratie und der in ihrem Fahrwasser segelnden Regierung. Man glaubte, Wilson immer wieder gewinnen zu können, machte ihm Zugeständnisse auf Zugeständnisse und gab ihm dadurch nur Zeit, das im Grunde friedliebende amerikanische Volk allmählich für seine Pläne zu gewinnen, es zu militarisieren und in einen Kriegsfanatismus hineinzutreiben. Die demokratische öffentliche

Meinung Deutschlands vollends fiel auf jeden Phrasenguß Woodrow Wilsons rettungslos hinein, sah in ihm den idealistischen Friedensstifter, und als er gar sein Friedensmanifest an die Völker der Erde erließ, das doch mit einem Zusammenbruch Deutschlands wie mit einer selbstverständlichen Tatsache rechnete, da waren gewisse Organe nahe daran, ihn als Menschheitsbeglücker und Retter des verwüsteten Europas zu feiern. Auch unsere Regierung sah in ihm immer wieder den gegebenen Friedensvermittler ... Zur offenen Feindschaft bekannte sich Wilson allerdings erst, als wir endlich — um bedeutungsschwere Monate zu spät — mit dem ungehemmten U-Boot-Krieg einsetzten. Seine Kriegserklärung benutzte, wie General Ludendorff noch dieser Tage sagte, den U-Boot-Krieg nur als ‚Vorwand'. Die Heuchelei und Zweideutigkeit hatte keinen Zweck mehr von dem Augenblick an, da sie die deutsche Kriegführung nicht mehr lähmen konnte; sie hatte ihre Aufgabe, die Folgen des U-Boot-Krieges hintanzuhalten und England Zeit zu Abwehrmaßregeln zu geben, voll erfüllt. Wenn die Sozialdemokratie, die den U-Boot-Krieg gleichfalls verhindern und uns damit unserer besten Waffe zur Beendigung des Krieges berauben wollte, heute die Sache so darstellt, als wenn Amerika ohne den U-Boot-Krieg neutral geblieben oder gar uns freundlich geworden wäre, so widerlegt nicht nur die Haltung Wilsons während des ganzen Krieges diese Behauptung, sie wird auch durch jede Rede und jedes Schriftstück Wilsons nach der amerikanischen Kriegserklärung ad absurdum geführt. Amerikas Wohlwollen konnten wir nur um einen Preis haben, um unsere Niederlage, um den Sieg Englands, mit dem Amerika von Anfang an verbündet war."

Geschichte gewordene Tatsachen. Sie wurden auch im Türmer ohne alles übernatürliche Vermögen von Anfang an „vorausgeahnt", ja ganz unverfroren vorausgesagt, obwohl die „Unberufenen" doch von Bethmanns wegen zur Ahnungslosigkeit durch Ukas verurteilt worden waren. Wie die amerikanischen Dinge lagen, das mußte schließlich eine blinde alte Frau mit dem Krückstock fühlen — ein deutscher Reichskanzler ließ sich durch keinen Boxerhieb überzeugen. Dafür unterdrückte er mit den physischen Zwangsmitteln der ihm anvertrauten Staatsgewalt bessere Einsichten, die heute Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind. Manches Unheil hätte sich noch abwenden lassen, wenn „dem freien Volke das freie Wort" (also sprach Bethmann) nicht derart geknechtet worden wäre, daß längere kritische Zeit hindurch Wilson-Amerika als Allerheiligstes aufgerichtet wurde, dem man sich nur mit Kniebeuge und Schauern der Ehrfurcht nahen durfte. — Und dann die Kette mit der eisernen Kugel, die uns durch die „Lösung" der Polenfrage ans Bein geschmiedet wurde!

Warum heute noch daran erinnern? Meminisse juvabit — Keile machen klar; das ist aber keine wörtliche, nur eine zeitgemäße Übertragung. Die „Spuren" sollen, da sie doch nicht schrecken, mit Pech und Schwefel ausgebrannt werden, Mephisto selbst sein Blendwerk abstellen —: „Sei ruhig, freundlich Element! Für diesmal war es nur ein Tropfen Fegefeuer."





Liquidation

Zu den Erklärungen des österreichisch-ungarischen Ministers des Äußeren, Grafen Czernin, im Ausschusse der ungarischen Delegation (7. Dezember) über Belgien und andere dringende Verzichtsbedürfnisse bemerkt die „Deutsche Zeitung" (Nr. 620):

„Das bedeutet eine moralische Festlegung der deutschen Regierung auf den Verzicht Belgiens durch den österreichisch-ungarischen Bundesgenossen und stellt, wenn es ohne Ermächtigung von Berlin erfolgte, einen Akt dar, der mit dem engen Bündnisverhältnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn nicht vereinbar ist. Sollte Graf Czernin aber im Einverständnis oder im Auftrage der deutschen Regierung gehandelt haben, dann müßte man in Deutschland endlich ganz allgemein erkennen, in welchem Maße die jetzige deutsche Regierung gewillt ist, die Lebensinteressen des deutschen Volkes preiszugeben ...

Davon abgesehen stellt die Erklärung des Grafen Czernin ein neues Friedensangebot der Mittelmächte an die feindlichen Westmächte dar, das durch die weitere Erklärung des Grafen Czernin noch nachdrücklicher gestaltet wird, Österreich wolle sofortigen, wenn möglich allgemeinen Frieden. Es wolle nicht versuchen, Rußland von den bisherigen Alliierten abwendig zu machen. Damit erklärt Graf Czernin in aller Öffentlichkeit seine Bereitwilligkeit zu einer schweren Pflichtverletzung, denn als leitender Staatsmann eines Landes, das seit über drei Jahren im schwersten Ringen gegen eine Koalition von Feinden steht, ist es seine unbedingte Pflicht, die Koalition der Gegner zu sprengen und dadurch die Lage für den von ihm vertretenen Staat möglichst günstig zu gestalten. Der Satz, wenn Rußland wirklich Frieden wolle, so sei es in der Lage, seinen Standpunkt der Westentente klarzumachen, klingt beinahe so, als ob Graf Czernin mit Rußland nur dann Frieden schließen wolle, wenn es Rußland gelinge, die Westententestaaten zu einem allgemeinen Frieden ‚ohne Annexionen und ohne Entschädigungen' zu bewegen."

*

Deutschlands politischer Kredit bei Feind und Freund

„Aus den Beschlüssen der russischen Arbeiter- und Soldatenräte haben wir ersehen, daß der russische Zwang zum Frieden sehr leicht in die Aufgabe derjenigen bisher zum russischen Reiche gehörenden Länderstrecken willigen würde, deren Beherrschung für Deutschlands Sicherheit und Zukunft notwendig ist. Wäre es nicht ein Verbrechen, trotz dieser russischen Bereitschaft zur Landaufgabe auf deutsche Lebensnotwendigkeiten zu verzichten, weil am 19. Juli einige Leute im Deutschen Reichstag einen Beschluß faßten, dessen Verwirklichung die Verelendung des deutschen Volkes bedeuten würde? Die Früchte unserer Siege werden reifen müssen, wie in Rußland, so in Italien und an der Westfront. Niemand soll sie uns dann rauben dürfen.

Die Bewohner der baltischen Provinzen sowohl wie die Vlamen haben wiederholt ihren Wunsch zu erkennen gegeben, zum Deutschen Reiche zu kommen. In Litauen

hegt man jetzt durch Meldungen über die angeblichen polnischen Grenzabmachungen zwischen Berlin und Wien Sorge, daß Deutschland einen wesentlichen Teil des litauischen Landes und der Bewohner den Polen ausliefern werde. So schafft man sich Feinde, die die besten Freunde sein könnten. Und die Vlamen fürchten ebenfalls eine Preisgabe, eine Opferung ihres Volkstums. Es ist unbedingt notwendig, daß diesen Völkern die Überzeugung gegeben wird, Deutschand werde sie nicht im Stiche lassen, um so weniger, als ein enger Zusammenschluß ihrer Länder mit dem Deutschen Reiche zu einem Gebot deutscher Selbsterhaltung geworden ist. Die Worte, die bei der vlamischen Kundgebung in Brüssel gesprochen wurden: ‚Wir hegen die Hoffnung, daß die, die Flandern das Selbstverfügungsrecht jetzt geben können, nicht zögern werden, den vlamischen Germanen zu schenken, was die polnischen Slawen bereits bekommen haben', enthalten einen schweren Vorwurf gegen die deutsche Regierung. Über drei Jahre ist das Land in deutscher Verwaltung, und noch haben die Bewohner nicht den Glauben, daß Deutschland ‚die Ermordung des vlamischen Volkes' verhindern werde. Die Politik der deutschen Regierung und der Reichstagsmehrheit hat es bereits dahin gebracht, daß weder Feinde noch Freunde uns die Wahrung der eigenen Interessen zutrauen. Meldungen über deutsche Anerbietungen an Frankreich hinsichtlich Elsaß-Lothringens finden Glauben, ebenso wie unsinnige Meldungen, Deutschland habe seine Zustimmung zu einer Grenzveränderung gegen Dänemark gegeben, der Bezirk Hadersleben solle an Dänemark abgetreten werden."

Diese Feststellungen waren in der „Deutschen Zeitung" vom 17. November zu lesen. Seitdem haben wir den Waffenstillstand mit Rußland, und heute (9. Dezember) wird über Stockholm gemeldet, die neue russische Regierung der Bolschewiki „werde, wenn es notwendig erscheinen sollte und ihr keine andere Möglichkeit bleibe, zu weitgehenden Zugeständnissen bereit sein". Werden wir diese Gunst, die unsere Waffenführung uns mit dem Blute unserer Besten erstritten hat, zu nützen wissen oder die bangen Herzens auf uns Hoffenden, damit aber auch unser letztes politisches und moralisches Ansehen bei Feind und Freund — preisgeben? — Ja, Polen — das ist ganz was anderes! Für Polens Befreiung haben nicht umsonst 90000 gefallene Deutsche polnische Erde mit ihrem Blute getränkt! Gr.

*

Es ist zum Verrücktwerden

Nämlich, was wir alles brauchen, wenn man deutsche Zeitungsstimmen liest. Das Neueste, was der Tiefsinn entdeckte, ist, daß wir ein starkes Rußland brauchen. Bald im Westen, bald im Osten „brauchen" wir einen Starken, damit dann Michel mit ihm unvergängliche Freundschaft schließe.

Derweil zerbirst Rußland in seine Nationalitäten. An diesen Wirklichkeiten schlüpfen die Tiefsinnspolitiker als an einer Unbequemlichkeit und Lästigkeit, die hoffentlich nicht dauernd ist, vorüber. Wenn solche Abcschützen wie Scheidemann Belgien, Rußland für „Nationalitäten" halten, so wissen diese Ewiggestrigen, doch niemals auch nur Vorgestrigen es eben nicht besser. Just so, wie der Bureau-Idiotismus auch nicht von seiner Karte Europas, die in der Kanzlei hängt, loskommen kann. Wer aber politische Gedankenbildungen als Publizist beeinflussen will, der soll entweder die Reife dafür haben, oder, wenn er sie hat, soll er sie, was ehrlich ist, dann auch walten lassen und sie nicht verleugnen zugunsten von Interessen, die ein „befreundetes" starkes Rußland bequemer als Einheit abzugrasen denken. h.

*

Geheimverträge und Wiener „Arbeiterzeitung"

Zu der Veröffentlichung der zwischen unseren Feinden vereinbarten sauberen Geheimverträge durch die gegenwärtige Petersburger Regierung hatte die Wiener „Ostdeutsche Rundschau" bemerkt: „Was sagen unsere Pazifizisten zu diesen Geheimverträgen? Sie werden um Verteidigungsgründe

für das heißgeliebte England nicht verlegen sein; diese Liebe zu dem perfiden Albion kann man unserer gleichgestimmten Internationale nicht aus dem Herzen reißen."

Diese Voraussetzung ist pünktlich eingetroffen. Die „Arbeiterzeitung" vom 28. November, stellt die „O. R." fest, schmäht den „deutschen Imperialismus" in gewohnter Weise. „Da wird von der Vaterlands-Partei behauptet, daß sie sich offen zu einer Machtpolitik bekenne, die auf gar nichts anderes baue als auf Gewehre und Kanonen, die jede Rücksicht auf die Bedürfnisse und die Stimmungen der anderen Völker als törichte Sentimentalität hochmütig abweist. Der deutsche Imperialismus habe sich gegeben, wie er ist, und eben dadurch habe er den leidenschaftlichen Haß der anderen Völker geerntet. Das wagt die sich der deutschen Sprache bedienende ‚Arbeiterzeitung' zu schreiben. Wann hat die Deutsche Vaterlands-Partei auch nur eine Zeile veröffentlicht, die einen so unerhörten Angriff rechtfertigt? Aber die ‚Arbeiterzeitung' als internationales und deutschfeindliches Blatt ist verpflichtet, solche Lügen in die Welt zu setzen, um die Täuschung ihrer Leser zu vollenden. Vom englischen und französischen Imperialismus wird behauptet, daß die ‚nackte Brutalität der Alldeutschen dem englischen und französischen Imperialismus fremd sei'. Das wagt ein sich der deutschen Sprache bedienendes Blatt in Wien drucken zu lassen! Ja, es wird sogar noch hinzugefügt: ‚Es ist unleugbar, daß sich die Methode des englischen und französischen Imperialismus viel besser bewährt habe als die deutsche.' Dann verrät die ‚Arbeiterzeitung' ihre eigenen Gefühle, indem sie hinzufügt, Millionen Menschen in allen Erdteilen hätten es wirklich und ehrlich geglaubt, daß der Vierverband den Weltkrieg nur zu dem Zwecke geführt habe, um die Demokratie in aller Welt zum Siege zu führen, die Freiheit der kleinen Völker zu sichern, den preußischen Militarismus zu vernichten — das ist der ‚Arbeiterzeitung' das Höchste und Wichtigste auf der Welt! — und dadurch den ewigen Frieden zu erringen. Natürlich wird der englische und französische Imperialismus nach der Veröffentlichung der Geheimverträge ebenfalls geschmäht, aber der Kern der ganzen Ausführungen bleibt doch immer: Die nackte Brutalität des deutschen Imperialismus sei das Schlimmste auf der Welt. Ist es nicht unerhört, daß man sich im deutschen Wien in deutscher Sprache solche hebräischen Frechheiten bieten lassen muß? ...

Und ein solches Blatt wagt in deutscher Sprache zu erscheinen, wagt zu behaupten, ein deutsches Arbeiterblatt zu sein! Jede Arbeiterschaft hat die Presse, die sie verdient, ist einmal im Parlament gesagt worden. Da möchten wir doch die wackeren deutschen Arbeiter in Schutz nehmen. Ein so unverschämt undeutsches und internationales Blatt verdienen die deutschen Arbeiter denn doch wirklich nicht."

*

Für Deutschland: Hände weg! Für Japan: zwingendes Naturbedürfnis!

Der Abgeordnete Dr. Bramer schreibt dem „Hannoverschen Kurier":

In der Tagespresse habe ich kürzlich in einer Skizze über die volkswirtschaftliche Bedeutung der deutschen Eisenindustrie, ihre Kohlen- und Erzversorgung, die Erwerbung des Erzbeckens von Briey als eine Lebensnotwendigkeit für die deutsche Industrie und ihre Arbeiterschaft sowie für unsere nationale Verteidigung darzulegen versucht. Nun finde ich in der „Frankfurter Zeitung", die bekanntlich den gegenteiligen Standpunkt vertritt, einen Artikel, in dem sie u. a. folgendes ausführt: „Japans eigene Eisenerzeugung reicht für seinen Bedarf als moderner Großstaat nicht aus. Vor dem Kriege bezog es Stahlplatten in großen Mengen von Europa. Seit Kriegsausbruch ist es, zumal infolge des ungeheuren Anwachsens seiner Industrie, seiner Rüstungen und seines Schiffsbaues immer abhängiger von amerikanischen Lieferungen geworden, da ihm auch die Tayeh-Werke bei Hankau im Yangtse nicht genügende Mengen Stahl liefern können ... Japan sind also in

gewisser Hinsicht Ketten angelegt worden. Das taugt aber sehr wenig für Japans Politik. Um seine Politik durchsetzen zu können, muß es unabhängig bleiben, namentlich was so wichtige Materialien wie Eisen und Stahl anbetrifft. Die Unabhängigkeit suchte nun Japan wiederzugewinnen, indem es das Ausbeutungsrecht der Eisenlager von China verlangt. China wird wohl nachgeben müssen, denn es handelt sich um ein zwingendes Naturbedürfnis eines großen Staates ...“

*

Militärbehörden gegen die Vaterlands-Partei!

So mußte es kommen. Die „Tägliche Rundschau“ schreibt:

„‚Vorwärts‘ und ‚Berliner Tageblatt‘ finden in ihrem heißen Kampfe gegen die ihnen so unbequeme Vaterlands-Partei noch immer seltsame Bundesgenossen. Nach dem schlechten Beispiele einer schlesischen Militärbehörde hat nun auch in Aachen das militärische Kommando gegen die Gründung eines Zweigvereins der Deutschen Vaterlands-Partei Stellung genommen und dem Vorsitzenden, einem höheren Militär a. D., anheimgegeben, sein Amt niederzulegen und sich von der Bewegung zurückzuziehen. Es wird an der Zeit, daß bald im Abgeordnetenhause gegen solche unberechtigten und aller guten Überlieferung der preußischen Armee widersprechenden Eingriffe der Militärbehörden ein sehr deutliches Wort gesprochen wird. Diese Maßregelung vaterländischer Männer, ausgerechnet durch Vertreter des deutschen Heeres, ist eines der trübsten Zeichen des Irrsinns der Zeiten.“

Man mache doch gleich ganze Arbeit und verbiete einfach die den Feinden und den deutschen Vertretern der Internationale so unerwünschte „Hetze“ für einen deutschen Sieg und Frieden. Denn was anderes erstrebt ja die Vaterlands-Partei nicht. Also — vorwärts mit Scheidemann und Theodor Wolff für Internationale, Bettel- und Hungerfrieden! Gr.

Niedriger hängen

Das „Berl. Tagebl.“ vom 26. November bringt unter der Überschrift „Die Agitation der Deutschen Vaterlands-Partei. In der Berliner Universität“ folgenden Artikel, den wir doch als Zeugnis „freiheitlicher Kultur“ festhalten wollen.

„Die Deutsche Vaterlands-Partei versucht nun mit Hilfe des Vereins Deutscher Studenten und anderer studentischen Gruppen, die bei allen reaktionären Bestrebungen die Rolle der Laufburschen gespielt haben, auch die Studierenden der Berliner Universität einzufangen. Sie läßt den folgenden Aufruf ankleben:

‚Kommilitonen und Kommilitoninnen! Studierende der hiesigen Friedrich-Wilhelms-Universität schlossen sich am 11. November zu der Berliner Studentischen Gruppe der Vaterlands-Partei zusammen. Das deutsche Volk in kraftvollem Siegeswillen zu einen, ist das Ziel der Deutschen Vaterlands-Partei. Daran nach Kräften mitzuarbeiten, haben wir uns zur Aufgabe gestellt. Es geht um die Zukunft des Vaterlandes! Die Besten von uns ließen ihr Blut dafür! Wir, die wir berufen sind, dereinst Lehrer und Führer zu sein (!), dürfen nicht seitab stehen, wenn es sich um das Dasein unseres Volkes handelt. Kommilitonen, wer mit uns fühlt und denkt, der schließe sich uns an! Alles Trennende trete zurück! Nur Eins gilt: durch Kraft zum Sieg!

Der Vorstand:

cand. jur. et rer. pol. Heinrich. cand. rer. pol. Grothe (Saxon. A.D.B)

Der Arbeitsausschuß:

Cläßseus, Erdsiek, v. Hahn, Habicht (Arminiae), Frl. Hannemann (Deutsch-Akad. Frauenbund), Kohls (Verein Deutscher Studenten), Ruth v. Krencki, Elisab. Michaelis, Vanselow (Kösener S.C.), Weber (Deutsch-Völkische Gruppe). Zerning (Thuringiae L. C.).

Daß diese jungen Herren und Damen sich einbilden, sie seien ‚berufen, dereinst Lehrer und Führer zu sein‘, kann man nicht ohne Heiterkeit lesen. Zumeist sah man die Jünglinge dieser Kreise vor allem darauf bedacht, mit Hilfe ihrer Familienbeziehungen eine gute

Anstellung im Staate zu erlangen — was ihnen bei fortschreitender Demokratisierung freilich erschwert werden könnte. Die Unterzeichner gehören, wie schon gesagt, zu denjenigen Elementen der Studentenschaft, die sich gern im Dienste der Reaktion bewähren."

Daß die „jungen Leute" des Hauses Mosse von akademischen Dingen nichts wissen, ist leicht begreiflich. Woher auch? Um so besser verstehn sie sich auf jene Gassenfrechheit, die alles anpöbelt, was ihrer Meinung und Machtgier zuwiderläuft. Das nennen sie dann Meinungsfreiheit. Wer die Entwicklung der Tonart im „Berl. Tagebl." verfolgt hat, wird übrigens wieder einmal feststellen müssen, daß das Gefühl wachsender Macht einem gewissen Bevölkerungskreise Deutschlands den Sinn so berauscht, daß allmählich jene kluge Zurückhaltung und willige Einordnung preisgegeben wird, durch die sich so viele Deutsche haben täuschen lassen. Vielleicht hat es auch sein Gutes, wenn dem deutschen Michel auf solche Weise klar gemacht wird, wohin es führt, wenn er in ehrlicher Begeisterung in allen deutschen Staatsbürgern nur noch Deutsche sieht.

St.

*

Amerikanische Weltfriedensfreunde als Kriegsschürer

Auf der Berner Besprechung über die Grundlagen eines dauerhaften Friedens von Ende November empfahlen deutsche Weltfriedensfreunde wie der Marburger Universitätsprofessor Schücking die Rückkehr zum Haag, zu dem Friedenspalast Carnegies, des geldlichen Begründers eines allgemeinen Weltfriedens. Inzwischen hat dieser englisch-amerikanische Milliardär seinen Betrieb umgestellt und die „Carnegiestiftung für den internationalen Frieden" in Neuyork zu dem Beschluß veranlaßt, daß der einzige Weg zu einem dauernden Frieden der Krieg gegen Deutschland bis zum Endsiege sei. Der Ausschuß wird seine Organisation in den Dienst der Mittel stellen, die einen baldigen vollen und endgültigen Sieg des Vierverbandes sichern. Der Carnegiesche Friedenspalast im Haag wird demnach für die deutschen Weltfriedensfreunde verschlossen sein, selbst wenn sie einem englisch-nordamerikanischen Frieden zustimmten. Sollten sich die sonderbaren Schwärmer nicht endlich eines Besseren belehren lassen?

*

Heldentum und Heldenhaß

In der Wiener „Ostdeutschen Rundschau" vom 30. November erwähnt „Teut" (Karl Grube, der Herausgeber des Blattes) den kürzlich durch die Presse gegangenen Brief eines Frontoffiziers, in dem dieser Feldgraue dem Unbehagen der Vaterlandsverteidiger über die öden Schwätzereien und knieschlotternden Jämmerlichkeiten Ausdruck gab. Nach diesem Brief sei im Großen Hauptquartier das Wort vom „Berliner Affentheater" gefallen. Teut fährt dann in seiner etwas derben Sprache fort:

„Im vierten Kriegsjahre ist das deutsche Volk leider in zwei Lager gespalten. Darüber kann man mit süßen Redensarten nicht hinwegkommen. Ein deutscher Schriftsteller hat mit Bitterkeit festgestellt, daß dem Heldentum im Felde ein Heldenhaß im Reichstag gegenüberstehe. Der Beobachter hat so unrecht nicht. Die Internationale ist von einem wilden Haß gegen das deutsche Heldentum an der Front erfüllt. Vor nichts fürchtet sich die Internationale mehr als vor der Ausnützung der deutschen Siege. Hat es doch das Amtsblatt der Herren Scheidemann und Kühlmann offen geschrieben, das größte Hindernis eines baldigen Friedens seien die deutschen militärischen Erfolge ... Bei solcher Denkart kann es nicht wundernehmen, wenn sich die öffentliche Meinung in zwei feindliche Lager scheidet. Auf der einen Seite Begeisterung, Ehrfurcht vor den Taten der Feldgrauen, Stolz auf Hindenburg und Ludendorff, Freude am Sieg und Zutrauen in die Zukunft. Auf der anderen Seite kleinlicher Nörgelneid, schäbiger Parteihader, öde Rechthaberei; draußen stilles Heldentum, drinnen rotes Maulheldentum. Aber die knieschlotternde Furcht in hohen Regionen hat ja dieser roten Internationale erst zur Bedeutung verholfen. Wenn man vor der roten Welle keine Angst zeigte, dann brauchte

man an der Festigkeit der Dämme nicht zu zweifeln, die der wahre deutsche Volksgeist gegen den Umsturz errichten kann. Aber wie sagte doch Vater Blücher so drastisch: Mit vollen Hosen kann man nicht reiten ..."

*

Freiheit, die sie meinen

Nach einer Meldung des „Daily Chronicle" aus Neuyork wurden die Professoren Mc. Keen und Cattle (Psychologen), sowie Henry Dana (Vergleichende Literatur und englische Sprache) von der Columbia-Universität durch die bevollmächtigten Behörden entlassen, weil sie sich gegen den Krieg ausgesprochen haben.

Hierzu wird der „D. Z." geschrieben:

„Wohlgemerkt, im demokratisch regierten Lande der Freiheit — Amerika! Bei uns, im ‚Lande des von unseren Gegnern nach ihrer Angabe so sehr bekämpften ‚Imperialismus' und ‚Militarismus'", können dagegen Professoren in und außer Dienst im würdigen Verein mit dem Beschimpfer des größten deutschen Feldherrn und Retters unseres Vaterlandes Vorträge halten und veröffentlichen, in denen nicht nur gegen den Krieg gesprochen, sondern auch Deutsche, die ihre Heimat hochhalten, in der unglaublichsten Weise angegriffen und in den Schmutz zu zerren versucht werden, während wir gleichzeitig immer wieder das ekle Schauspiel erleben müssen, daß England und der von ihm bezahlte Wilson trotz ihrer so oft ausgesprochenen Absicht, das deutsche Volk zu vernichten, in einer Art und Weise herausgestrichen werden, für die es wirklich keinen parlamentarischen Ausdruck mehr gibt."

*

Reichs-Telegraphenpolitik

Was Ebert in Elberfeld, Scheidemann in Dresden sprachen, trägt der Telegraph in alle Welt hinaus. Auch Tirpitz, auch Stresemann und viele andere nationale Männer sprachen vor großen und deutschen Versammlungen, das aber wird peinlich in Deutschland zurückgehalten, der Kenntnis des Auslandes verschlossen.

Das Ausland muß so den Eindruck der Maßgeblichkeit einer Scheidemännischen Meinungsdiktatur gewinnen. Denn selbstverständlich wird durch diesen beflissenen Draht nur deren im Volke gebietende Forderung berichtet. Kein Sterbenswörtchen davon, wie sauer auf die Verzichtpolitik des Monsieur Philippe die Dresdener Volksversammlung reagierte, welch ein Mißerfolg sie war, wie nervös Philipp war, wie man ihm entgegenrief: „Mein Sohn und mein Mann sind gefallen, wir wollen keinen Verzichtfrieden!" oder: „Sie arbeiten für England!" H.

*

Schädigung des U-Bootkrieges

Seit Monaten fallen in deutschen Zeitungen erzählte Erlebnisse von Tauchbooten auf. Pünktlicher als Cadorna beginnen sie jedesmal mit einem Satz vom Wetter zur Grundierung („Die rauhen Herbststürme heulen jetzt über das Meer" usw.). Satz zwei lautet: „Nicht leicht haben es unsere kleinen U-Boote" usw. Dann wird mit trostloser Unabänderlichkeit eine Geschichte erzählt, wie es einem der Boote ums Haar noch übler ergangen wäre, als sowieso schon. Nun, der Leser kennt sie wohl. Die ganze Wirkung, die erzielt wird, ist Beklemmung, Unbehagen. Von dem frischen Kampfmut dieser so wichtigen Kriegführung, von ihren fröhlichen Heldenstücken verlautet nichts, gerade als hätte ein Bethmann es verboten. Nicht mal der Mut erhebt uns aus diesen Berichten, reißt uns mit; was erzählt wird, sind die Unvollkommenheiten dieser Unterwasserschiffahrt, Havarien, mechanische Störungen, gefährliche Überraschungen und selbst Ungeschicklichkeiten, und allerdings dann, wie der Befehlshaber noch mit knapper Not sich aus der Patsche zieht.

Das alles wird Mal um Mal nach einem Schema F heruntererzählt, gegen das die „Chrie", wonach wir auf der Schule unsere Aufsätze bearbeiten mußten, gar nichts ist. — Wie haben wir drei Jahre lang danach gesehnt, daß aus den Ämtern etwas geschehe, den volklichen Herzensanteil an den unvergleichlichen Leistungen, die vom Landheer und zur See vollbracht werden, lebendig und

verständnisvoll zu halten, statt ihn nur von oben anzuöden, zu ernüchtern und zu unterdrücken. Jetzt endlich versuchen sie's. Aber wenn sie's nicht besser verstehn, dann sollen sie es lieber bleiben lassen. Ein Sinnbild von dieser ganzen Politik ist es, ihrer Kleinpütjerei ohne Psychologie und Augenmaß, ihrer Unfähigkeit, Zwecke und Ziele zu denken, ihrer Geister und Hilfskräfte dritten und vierten mechanischen Ranges, die sie an Stellen setzt, wo frische, klare Menschen, die nur leider nie so auf den Herrn Vorgesetzten und verhältnislose Bezahlung gestimmt sind, etwas nützen könnten. Mit Halbsimpeln in halbamtlicher Regie und sonst mit der Überlassung an die Fremdstämmigen, die doch ihre eigene Politik treiben, will man's machen. Ed. H.

*

„Ernährungs"-Politik

Aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet gibt der konservative „Reichsbote" eine Zuschrift wieder, die sich mit der Ernährungspolitik der Behörden beschäftigt. Da wird über verschwundene und dann in Konservenbüchsen wieder auftauchende Heringe, über Muscheln und „Muschelkonserven" manch erbauliches Wort gesagt, kurz — „der reine Raubzug auf die Taschen der verbrauchenden Bevölkerung". Und dann geht's „rin in die Kartoffeln", die treue und brave „Kartoffelrationierung":

„Die Reichskartoffelstelle erklärt fortgesetzt mit Nachdruck, die Kartoffelration könne noch nicht einmal für die Großstadtbevölkerung — nur diese kommt in Betracht — von 7 auf 10 Pfund pro Kopf und Woche heraufgesetzt werden. Ja, sie hat an die eine und andere anfragende Stadtverwaltung des Industriebezirks die erschütternde Antwort gedrahtet, daß das bisherige Ergebnis der Kartoffelernteerhebung infolge der — zweifellos falschen Angaben der Landwirte das Gesamtbild einer ausgesprochenen Mißernte ergebe!! Woraufhin die ‚Ernteerhebung' mit militärischer Hilfe nachgeprüft werden soll. Wir sind gespannt, ob wir über die diesjährige, ohne allen Zweifel im ganzen recht befriedigende, in großen Teilen des Vaterlandes sogar ausgezeichnete Kartoffelernte endlich wenigstens halbwegs die Wahrheit erfahren. Daß tatsächlich Kartoffeln in gewaltigen Mengen vorhanden sind, merkt man außer anderem daran, daß man Kartoffeln in allen Mengen kaufen kann, wenn man 12—15 ℳ pro Zentner anlegt ...

Wenn man den rheinischen Industriestädten vorsagt: ‚Wir können euch nicht 10 Pfund pro Kopf geben, die Ernte ist zu knapp, und außerdem sind die Transportschwierigkeiten zu groß' — dann berührt es doch mehr wie sonderbar, wenn man liest und hört, daß Tausende von Waggons just zur nämlichen Zeit nach der Schweiz, nach Schweden, nach Österreich geliefert werden. Will man dem eigenen Volke den Kartoffelkorb höher hängen, etwa um die deutsche Valuta jetzt mit Kartoffeln zu heben, wie man es vordem mit den famosen Spargellieferungen versucht haben soll? Da fordern wir ganz entschieden zuerst einmal Befriedigung der dringenden Bedürfnisse des eigenen Volkes. Wir sind überzeugt, daß dann von der diesjährigen Ernte genug übrigbleibt, um auch dem bedürftigen Auslande abzugeben."

Zu diesem Kapitel ließe sich noch manches beisteuern, aber gerade das Wichtigste würde wohl kaum „angängig" sein.

*

Der Kraftbeweis

Ein köstliches Stück erzählt der „Vorwärts":

„Wer hat ein Interesse daran, eine Aktion zu durchkreuzen, die auf eine Bekämpfung des Lebensmittelwuchers und auf eine Erhöhung der Kartoffelration gerichtet ist? Niemand, sollte man denken, als die Kriegswucherer und Schleichhändler! Trotzdem haben die Unabhängigen die von der Generalkommission für den Montagabend einberufenen Versammlungen nach einem vorbedachten Plan besetzt, die Annahme einer Resolution, die 10 Pfund Kartoffeln pro Kopf und Woche fordert, verhindert und dafür eine andere angenommen, die keine

bestimmten Forderungen zur Verbesserung der Ernährungsverhältnisse, dafür aber desto mehr Verwünschungen gegen Partei und Gewerkschaften enthält!

Der Kraftbeweis, daß es ihr möglich sei, einige Tausende disziplinierte Anhänger aufzubringen und diese selbst zum größten Unsinn zu verleiten, ist der Leitung der Unabhängigen wichtiger gewesen als eine Aktion, die den Berlinern eine Verbesserung ihrer traurigen Ernährungsverhältnisse zu bringen bestimmt war. Daß ihr dieser Kraftbeweis gelungen ist, kann niemand leugnen..."

Der „Vorwärts" soll sich aber nicht zu sehr entrüsten. Auch ihm sind schon ähnliche „Kraftbeweise" gelungen und noch weit gemeingefährlichere. Gr.

*

Sparsamkeit!

Wiederholt und nachdrücklich haben die leitenden Kreise zu sparsamer Lebensführung ermahnt, sie aber nicht selbst geübt. Für den neuen Vizekanzler wurden 50000 M eingestellt: 36000 M als Gehalt und 14000 M als Aufwandsgelder, dazu freie Wohnung; für den Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums 54000 M: 36000 M als Gehalt und 18000 M als Aufwandsgelder. Seit Kriegsbeginn hatten die Staatssekretäre und Staatsminister keinerlei Aufwandsgelder zu verausgaben. Man durfte erwarten, daß sie freiwillig darauf verzichteten. Diese Erwartung ist leider nicht erfüllt worden. Vielmehr wurden für die neugeschaffenen Stellen hohe Aufwandsgelder eingestellt, obwohl sie sich nicht begründen ließen. Wo bleibt da die überlieferte alte preußische, die neuerdings dem Volke empfohlene Sparsamkeit?

*

Hindenburg und Hodler

Wie kommen die beiden zusammen? In der „Frankfurter Zeitung" Nr. 271 wird es fertiggebracht. Am Ende seines Schwärmberichtes über die Hodler-Ausstellung in Zürich schreibt Ed. v. Bendemann: „Daß Spinoza nicht von Rembrandt gemalt wurde, Luther nicht von Dürer, ist aus den äußeren Umständen begreiflich; aber daß Hindenburg nicht von Hodler gemalt wurde, das könnte der Nachwelt mit Recht als unverzeihliches Versäumnis zum Bewußtsein kommen."

Es ist doch, als ob das Ästhetisieren manche Leute um das letzte Fünkchen gesunden Menschenverstandes bringe. Der Kunstberichtler der „Frankfurter Zeitung" begreift zwar das Nichtzusammenkommen von Rembrandt und Spinoza, Dürer und Luther. Aber der ungeheuerliche Gedanke, unseren kerndeutschen Hindenburg von dem Manne gemalt zu wissen, der die erste Gelegenheit im Kriege benutzte, um Deutschland zu verunglimpfen und die deutsche Art aufs gröblichste zu verleumden, geht ihm nicht nur glatt ein, er findet es sogar unverzeihlich, wenn seine Verwirklichung ausbleibt.

Nun, man kann sich vorstellen, was Hindenburg zu einem solchen Vorschlage sagen würde. Aber Herr Bendemann selbst schreibt fünfzig Zeilen vorher, daß Hodlers für Deutschland geschaffene große Historienbilder der Jenenser Studenten und des Rathausbildes für Hannover so sehr der kühlen Abstraktion verfallen seien, und daß die Marignanobilder vielleicht deshalb wärmer, lebensnäher und in der Komposition und der Farbe reicher seien, weil die Gestalten der Schweizer Geschichte dem Herzblute des Künstlers näher verwandt sind. Soll etwa das Herzblut des Genfer Malers, der sein welsches Herz so schnell entdeckte und die Deutschen, die zu seinen besten Kunden zählten, als zerstörungswütige Barbaren brandmarkte, besonders warm für den großen Heerführer dieses Barbarenvolkes schlagen?

Allerdings, daß den Kunsthändlern das Herz bei einem solchen Gedanken höher schlägt, kann ich schon begreifen. Solch eine Hodlersche Hindenburgfabrik wäre wohl zu brauchen, denn im zweiten Hundert werden die Wiederholungen des Mähders und Holzfällers allmählich schwer zu verkaufen sein. K. St.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Die Nacht kommt herauf — Alfred Lüdke

Beilage zum Türmer



XX. Jahrg. Zweites Januarheft 1918 Heft 8

Rußland und der islamische Vulkan

Von Dr. Freiherrn von Mackay

Als 1865 Taschkent, dessen Erstürmung ein Jahr vorher Oberst Tschernajeff vergeblich versucht hatte, erobert, als 1866 dem Emir von Buchara bei Irdschar eine entscheidende Niederlage beigebracht und schließlich der russische Siegeslauf durch die Besetzung der Pässe von Kaschgar-Dawan bekrönt war, besiegelte sich das Schicksal Turkestans endgültig: am 23. Juli 1867 wurde es als Generalgouvernement dem zarischen Reich einverleibt. Rußland durfte also in diesem Sommer das fünfzigjährige Jubiläum seines Erntefestes der gen Osten gerichteten Eroberungspolitik feiern, das für seine Weltmachtstellung epochemachend war, sein Herrengebot in Mittelasien endgültig befestigte. An irgendwelches feierliches Begehen des Gedenktags hat man aber in Petersburg aus nur zu guten Gründen nicht gedacht. Nicht nur, weil schon damals der Rausch über das große Glück in der Freiheitssonne, das der Sturz des Zarismus bringen sollte, dem Katzenjammer zu weichen begann, sondern vorab, weil an fernem Horizont bereits unheildrohende Wolken aufstiegen, die neben dem Wirrwarr im Innern und den Gefahren vom Westen schwere Stürme vom Osten her ankündigten. Heute hat sich das Gewitter allseits entladen: auf gewaltiger, vom Kaukasus über Turkestan bis zu den fernsten kirgisischen und kalmückischen Steppen reichender Flanke erhebt sich der russische Islam zur Abschüttelung jahrhundertelanger zarischer Unterdrückung. Mit merkwürdiger

Folgerichtigkeit haben sich die Glieder der Kette seit den Umwälzungstagen des Märzsturms auf dieser asiatischen Front aneinandergereiht und geschlossen. Mitte April fand in Orenburg der Kongreß der Kirgisen statt, die, ebenso wie die mohammedanischen Tscheremissen und Tschuwaschenvölker, durch die russische Bauernansiedelung seit dem Erwachen der turanischen Bewegung in eine Art Botmäßigkeitsverhältnis zu den Tataren geraten sind und nunmehr mit diesen Hauptschrittmachern der islamischen Propaganda sich förmlich verbunden haben. Am 25. August folgte in Bachtschisaraj eine Versammlung der Krimtataren. Sie sind fast reinblütige Türken, Nachfahren jenes Chanats der Kiptschak oder des Reichs der goldenen Horde, das einst, nach der Schlacht an der Kalka, unter Kaiser Dschinggis sich ganz Rußland dienstbar machte; da heute ihre Hauptmasse die vorzugsweise in Samarkand lebenden und etwa zwei Millionen zählenden Abkömmlinge der „Vierzig und Hundert" (Kirkpen Jüs) bilden, die dort unter der bäuerlichen Bevölkerung das Übergewicht haben, jedoch auch in den Städten die herrschende Klasse sind, so erscheinen sie als natürliche Vermittler zwischen den turkestanschen und kaukasischen Moslems einerseits und der Beziehungen beider zu Konstantinopel andererseits. Vier Tage später tagten die transkaukasischen Koranbekenner in Baku. Ihre Beschlüsse waren wiederum insofern von besonderer Bedeutung, als dort zum erstenmal im Sinn des allislamischen Programms eine Verständigung zwischen den russisch-sunnitischen und -schiitischen Mohammedanern zustande kam. Bekanntlich konnten die Russen, erst als sie die Teketurkmenen, die in unbändigem Freiheitsgeist einst ihre Unabhängigkeit und ihren Sunnaglauben gegen die schiitischen Perser in siegreichen Kämpfen verteidigten und nur zeitweise eine Scheinoberhoheit von Teheran und Chiwa anerkannten, in den blutigen zweijährigen Kämpfen Skobeleffs besiegt und drei Jahre später (1884) auch die Turkmenen von Merv unterworfen hatten, sich als wirkliche Herren Turkestans betrachten und ihrem Machtgebot Transkaspien hinzufügen. Die Feindschaft der beiden Religionsgruppen war stets eine Hauptwaffe im Dienst der zarischen Gewalthaber; die jetzige Versöhnung muß notwendig die umgekehrte Wirkung kraftvoller Stärkung der Sache der Moslems haben. Den Beweis dessen erbrachte alsbald die Zusammenkunft der mohammedanischen Geistlichkeit in Ufa, die den überraschenden Erfolg hatte, daß eine höchste geistliche Behörde für den gesamten russischen Islam eingesetzt wurde. Nicht minder bedeutsam erscheint die Versammlung des mohammedanischen Militärbundes zu Moskau am 10. Mai; konnte sie doch im Namen von einer Million Soldaten sprechen und sich dafür einsetzen, daß diese Masse der Verfügung der Petersburger Armeeleitung völlig entzogen wird. Auf eine ganze Reihe ähnlicher Tagungen wie des mohammedanischen Lehrerkongresses in Petersburg, des Frauenkongresses in Kasan, des turkestanschen in Taschkent, des kaukasischen in Baku und in Wladikawkas braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Sie bezeugten alle gleichmäßig, wie die Organisation der Moslems in allen Teilen russischer Erde glückliche Fortschritte machte und wie so die Zeit für die Ernte der Saat, für den letzten gemeinbürgschaftlichen Zusammenschluß aller Völker, Parteien, Gruppen gereift war. Diese Einigung erfolgte tatsächlich erst auf dem allmohammedanischen Kongreß in Moskau, dem

jüngst, anfangs August, eine ähnliche Versammlung in Kasan gefolgt ist. Die wichtigsten hier und dort gefaßten Beschlüsse sind: Erkämpfung voller nationaler, religiöser und kultureller Selbstbestimmungsrechte für sämtliche moslemische Volksteile, Schaffung eines Zentralorgans mit gesetzgebender Gewalt, Errichtung einer Bundesrepublik ohne Abwarten auf den Zusammentritt der Verfassunggebenden Versammlung, Unterstützung des mohammedanischen Militärbundes und endlich Ablehnung des russisch-nationalistischen Programms der Einverleibung der Dardanellen und Konstantinopels, anstatt dessen der Türkei und dem Großherren am Goldenen Horn unwandelbare Freundschaft versichert wurde.

Daß diese Entscheidung gerade in Kasan fiel, erweckt eigentümliche geschichtliche Erinnerungen. Die Befreiung von den tatarischen Fesseln verdankte das russische Volk bekanntlich nicht eigener Kraft, sondern dem Chan der Krim; aber es ist eine verkehrte, durch willkürliche Geschichtsklitterung hervorgerufene Anschauung, als ob damit der tatarische Einfluß endgültig beseitigt worden sei. Eben das Chanat Kasan ist das scharfe Spiegelbild dieser Tatsache. Hier schufen die Wolgabulgaren, die Stammesbrüder der Balkanbulgaren, eine Hochburg islamischer türkisch-tatarischer Kultur, dessen Gewerbe- und Kunstblüte wie wissenschaftlichen Leistungen das Russentum nichts Gleichartiges entgegenzusetzen hatte und dessen Handel ein Mittelpunkt großzügig organisierten Verkehrs von Mittelasien nach der Ostsee wie nach dem Kaspischen Meer und dem Iran war. In den langwierigen Kämpfen der Gossudare von Moskau gegen Kasan, die schließlich mit dessen Eroberung 1552 durch die Russen endeten, waren nicht diese, sondern die moslemischen Gegner die Träger der höheren Gesittung, wie es schon die Form des Einzugs der Sieger in die unglückliche Stadt bezeugt; Iwan der Schreckliche ließ alle Paläste, Moscheen, Schulen, Büchereien zerstören, wobei, nach den Klagen russischer Geschichtschreiber selbst, unersetzliche wissenschaftliche Werte und Kunstwerke zugrunde gingen. Diese geistige Überlegenheit der Mohammedaner über das Moskowitertum hat sich in gewisser Weise bis heute erhalten: wenn trotzdem dessen Regiment über die innerasiatischen Reichsteile bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts als fortschrittlich gelten konnte, so lag der Grund dessen lediglich an der Verwilderung des Islams, der nach dem Tod Timur-Lengs, des letzten Abkömmlings Dschinggis Chans, den Turan nicht mehr vor dem Schicksal zu beschützen vermochte, daß er der Tummelplatz nomadisierender Räuberhorden wurde. Nachdem man sich aber an der Newa die Heilsbotschaft von den echtrussischen Leuten, die allein befähigt und berufen sein sollten, den Staat zu der ihm von der Vorsehung bestimmten Weltmachtgröße emporzuführen, eingeschworen hatte, machte man natürlich bei der großen Hetze gegen die „Fremdstämmlinge“ und „Mestizen“ nicht vor den Deutschen, Polen, Finnländern und anderen europäischen Volkselementen halt, sondern dehnte die fanatische Wühlerei auch auf Asien aus. Man stellte die Propaganda für die Verbrüderung aller Moslems als eine Rußland schwer bedrohende Gefahr hin, unterwarf die mohammedanische Presse einer strengen, willkürlich gehandhabten Zensur und machte das Schulwesen einer engherzigen Verrussungspolitik dienstbar; ja die Petersburger Regierung scheute sich nicht vor Zwangstaufen zurück und ließ die Mohammedaner

durch Soldatenaufgebote in die orthodoxe Kirche treiben. Die Empörung gegen solche Vergewaltigung konnte nicht ausbleiben. Der Widerstand ging zunächst, um die Jahrhundertwende, von den Hochsitzen des Islam im Wolgagebiet und in Transkaspien aus, wo eine hochentwickelte Presse unter Führung von Blättern wie Waki (Orenburg), „Idil“ (Wolga Ort), „Bejanul Hakk“ (Kasan), „Schehab Sakib, Nedschat“ (Baku) den Kampf gegen den Petersburger Verrussungseifer auf doppelter Front aufnahm. Zunächst auf der Linie der geistigen Erweckung und Erneuerung der islamischen Glaubensgemeinschaft, zugleich damit aber, natürlich sich verbindend, auf national-kultureller Grundlage. Ohne die Überlieferungen arabischer Sprache und Gesittung zerstören zu wollen, wurde doch, lange bevor man in Konstantinopel ernstlich an derartiges dachte, auf Reinigung der türkischen Sprache hingearbeitet und damit die Idee einer politischen Zusammenfassung der heute in Dutzenden von Dialekten geschiedenen Mitglieder der turktatarischen Sprachenfamilie auf altgeschichtlich-einheitlichem Boden flügge gemacht. Vom Ural und Kaspischen Meer aus drang darauf die Flutung nach Turkestan ein. Auch hier begann man, die Sprache von allen Lauten russischer Einfuhr zu säubern, mit Feuereifer an der Entwicklung der Literatur und Presse im völkischen Sinn zu wirken und die Freundschaft mit den Jungtürken in Konstantinopel zu hegen und zu pflegen.

Nach den Plänen der Ententegenossenschaft sollten die Mittelmächte mittels der russischen Dampfwalze eingekreist und erdrosselt werden; heute wird von Tag zu Tag deutlicher, wie die rächende Nemesis die Drohung umkehrt und das Schicksal der Einkesselung einer Macht des Verbands selbst zu bereiten sich anschickt, bei der man nach Maßgabe ihres ungefügen Reichsumfangs zu Kriegsbeginn am wenigsten an die Möglichkeit solcher Gefahren zu denken geneigt war: der moskowitischen. Der Fremdvölkerring, der dem Zarismus ein Schutz sein sollte, verwandelte sich zur Schlinge. Durch die Eroberung Rigas ist im Norden den Mittelmächten die Herrschaft über die Ostsee und alles baltische Land gesichert. Im Westen wurde Polen aus dem russischen Block herausgebrochen, im Norden und im Süden drängen Finnland und die Ukraine zur Selbständigkeit. Auf der östlichen Linie aber flammt die Empörung von 27 Millionen mosleminischer Untertanen auf! Nach Stockholmer und Londoner Zeitungsmeldungen ist es bei jenem Mohammedanerkongreß in Kasan zu schweren Ausschreitungen gekommen; durch eine Feuersbrunst sei der größte Teil der Stadt eingeäschert worden, hätten Tausende von Menschen das Leben verloren; ähnliches wird von Semirjetschensk berichtet, wo 2000 Turkmenen zusammengeschossen sein sollen. Die Gesamtzahl der Opfer, die bisher das Wüten der russischen Soldatesken gekostet hat, wird auf 30 000 Menschen geschätzt. Das mag übertrieben sein; wer aber russische Berichte zu lesen versteht, der kann über den Sinn solcher Meldungen nicht im Zweifel sein. Es handelt sich offenbar nicht um Unterdrückung von Aufständen der Mohammedaner, die an Gewalttaten zur Erreichung ihrer Ziele niemals gedacht haben, sondern um nichts anderes als um die beliebten russischen Pogrome, die jetzt, anstatt die Juden, die Moslems treffen. Aber wenn schon auf der Verfolgung der israelitischen Untertanen niemals Segen geruht hat, so erscheint ein

solches neronisches Wüten gegen die Massen der Koranbekenner erst recht als ein politischer Wahnsinn, der keine anderen Folgen haben kann, als daß das Dach über dem Kopf derer, die so mit dem Feuer spielen, zusammenbricht. Seit alters gilt Turkestan als das „Land der tausend Heiligen“, und in der ganzen russischen Welt des Islam ist noch heute die Vorstellung vom Schach Wildor, vom gesalbten Herrscher lebendig, der einst, vom Himmel gesandt, das Reich Tamerlans wiederherstellen und alle moslemischen Völker Innerasiens unter der Adlerstandarte des Propheten um sich sammeln werde. Werden sich die Hoffnungen erfüllen? . . .

. . . Die Waffen ruhen im Osten, die Lagerfeuer brennen hinter den Drahtverhauen in winterlicher Ruhe, die weiße Stille stört kein Schrillen und Hämmern der Geschütze: das ist das Weihnachtsgeschenk 1917 nach hoher Schicksalsfügung. Wird aus der Ruhe ein dauerndes versöhnliches Vertragen der Gegner werden, die sich mehr als drei Jahre lang in scharfem Kampf gegenüberstanden? Das Zauberwort des Ansehens der neuen Machthaber in Petersburg, des „Katastrophenpolitikers“ Lenin und der „Keule“ Trotzkij heißt Friede! Ihm jubeln über alle gegensätzlichen sozialistischen Schlagworte hinweg die Herzen der Bauern, ihm die Arbeiter, ihm die Soldaten, ihm aber auch die vom zaristischen Regiment mißhandelten Fremdvölker zu. Und der energische Friedenswille ist zugleich der Mutterschoß eines gewissen, die Politik der Bolschewiki belebenden großen Zuges und realistischen Schwungs, eines staatsmännischen Geists, der sich von den sozialistisch-kommunistischen Weltverbesserungsideologien mählich abkehrt und die realen Bedingungen der Rettung des einstmals zarischen Reichs aus dem furchtbaren Zusammenbruch nach dem Westen wie Osten hin ins Auge faßt: vernünftigen und möglichst baldigen Vergleich mit den Mittelmächten, Versöhnung mit den islamischen Völkern und Anerkennung ihrer nationalen und kirchlichen Freiheitsrechte, um auf diese Weise dem Volk Rußlands den Weg friedlicher kulturwirtschaftlicher Machtausbreitung dahin offen zu halten, wohin es seine Geschichte und Fähigkeiten natürlich weisen: nach Mittelasien.



Blaublümelein · Von Emil Tilemann

„Kamerad, ich werde sterben;
Rot rinnt das Blut.
Nur einen Wunsch mußt du erben,
Sei so gut.“

Ich pflanzte ihm auf den Hügel
Blaublümelein —
Und schwang mich in den Bügel,
Es mußte sein. — — —

Heut' steh' ich wieder und schaue
Verwittertes Grab.
Brech zwischen Gras mir das blaue
Blümelein ab.

Fernab in sonniger Kammer
Äuglein wund
Weinen vor Herzensjammer.
Blaublümlein tat es kund.



Stefan, der Entrückte

Von Walter Harlan

Immer mal wieder fällt mir dieses Erlebnis ein. Und ich will es nur endlich hinschreiben, obgleich ich nicht weiß, ob es eigentlich komisch ist. Kann einer komisch sein, der sich für selig hält? —

Nach dem Mittagessen hatte ich einen Kaffeegarten erstiegen, der höher als die Turmspitzen lag, und blickte auf die Dächer der lieblichen Hügelstadt Stuttgart.

Es war in der zweiten Aprilhälfte, Vorfrühling in Schwaben. Und ich war in einer heiter aufgeblasenen Erwartung, denn zwei Stunden vorher war dort unten die letzte Probe meiner Tragödie — auf ihren Namen kommt hier nichts an — ohne besonderen Ärger zu Ende gegangen.

Das leergenippte Gläschen Kirschwasser stand vor mir, und ich machte jetzt meinen Plan für den Tagesrest: Von den möglichen Theaterfreuden konnte nur allenfalls der „Barbier von Sevilla" in Betracht kommen; war es da nicht weit klüger, wenn ich den prachtvollen Sor Stefano aufsuchte, den Gotterfüllten?

Nämlich erst kurz zuvor hatte ich an einem Charlottenburger Stammtisch Sempronius Bellermann getroffen, den Altertumsforscher und einzigen Menschen auf Erden, der wohl außer mir an Sor Stefano einigen Anteil nahm; seitdem wußte ich, daß dieser Gotterfüllte und Gottbeschwingte seinen Wohnsitz nach Stuttgart verlegt hatte.

Und ich hatte für den folgenden Abend noch ein Billett in der Tasche — erster Rang, erste Reihe —, mußte er's nicht als eine Ehre empfinden, wenn ein deutscher Bühnendichter zur Erstaufführung seines Werkes ihm eine Eintrittskarte schenkt und eigenbeinig ins Haus bringt?

„Fräulein! Adreßbuch!"

Im Geiste saß ich nun wieder mit Sor Stefano in dieser römischen Spelunke. Eines Tages war vom Wandbord herunter eine schwere Heuschrecke auf die Tischplatte geklackt! Aber der Wein von den Albanerbergen war schlechthin gut, und nebenan am Herd sang Signora Enrichetta, die verwitwete Wirtin, ihre Opernarien.

Ei, wie vorzüglich paßte dieser weinfaßähnliche und dennoch gottbeschwingte Mann in diese Trattoria e Fiaschetteria! Jeder Stuhl, auf dem er saß, knarrte und jammerte ...

Und auch tagsüber hatte Sor Stefano mir manches altrömische Grabmal, manche schöne Kanzel gezeigt, die ich ohne ihn sicher niemals gesehen hätte! Mein einziger Ärger an ihm war der gewesen, daß er auch für einen Weg um drei oder zwei Ecken stets eine Droschke nahm. Er sagte, daß dies am Klima läge. Er sagte, alle Italiener hungerten lieber, als daß sie überflüssige Pflasterwanderungen machten; und er sei nun Römer seit mehr als zwanzig Jahren.

Die Bezahlung dieser Kette von Droschkenfahrten war selbstverständlich seine Sache, aber so schlechthin gelassen nahm er immer die kleinen und größeren

Banknoten aus der juchtenledernen Brieftasche, daß ich ihn auch schon damals als einen Mann ohne äußere Sorgen empfunden habe.

Nach Mitternacht, wenn die Ariensängerin erschöpft war, pflegte Sor Stefano mir mit geschmackvollem Maßhalten je zwei oder drei von seinen Gedichten vorzulesen, aus den handschriftlichen Zetteln. Dann folgten erregte Wechselreden, ich stand im siebenunddreißigsten Jahr, und wir waren wohl ungefähr auf gleicher Werdenshöhe. Ein Wasserrauschen aber musizierte durch die weit offenen Fenster herein, herklingend von den Sturzbächen der steinernen Schildkröten draußen an dem schönen, altberühmten Springbrunnen des kleinen Platzes.

... Fontana delle tartarughe ...

Diese Gedichte waren mir nur teilweise verständlich, das Kerngefühl aber, das wohl in ihnen allen sich offenbarte, hob mir das Herz in den Himmel. Und eines Abends ward ich mit Sor Stefano vollkommen einig, daß Gott nichts anderes wäre, als die fleißige, sichtlich überbewußte Allkraft, die sich in Schwerkraft, Wärmekraft, Tonkraft und alle anderen „wirkenden Kräfte" fortwährend spaltet. Wodurch — bravo dem deutschen Sprachgeist! — die „Wirklichkeit" eben entstünde! Als ein Reigen von rhythmisch wandelnden, vielfach feurigen Kugeln, als ein wiegender Wechsel von warmen Tagen und herrlich kühlen Nächten bei Wein und Brunnenrauschen. Also es sollte dabei bleiben nnd unser einziges Dogma sein: G o t t v e r w a n d e l t s i c h i n d i e W e l t, i n E w i g k e i t u n d ü b e r a l l. D a r u m i s t s i e s o s c h ö n u n d v o l l e r W u n d e r. A m e n. —

Eines späteren Morgens freilich, etwa zwei Wochen nach dem Ende jener Romreise, hat mich Sor Stefano ein klein wenig geärgert.

Ich saß vor neuer Arbeit herrlich erholt an meinem Schreibtisch, da kam ein Paket aus Rom, — eben jene Gedichte.

Man ist ja nun von vornherein ein allzu strenger Richter, wenn man just selber was schaffen will, und nun soll man sich an der Frucht eines andern freuen.

Doch ... ich war immerhin gespannt. Außerdem war's ein verführerisch sauberes Heft, das ich in Händen hielt, aus schwerstem, herrlichem Büttenpapier. Und ebenso verführerisch sauber war alles in des Dichters Handschrift vermehrfacht durch die autographische Tinte und die Steinplatte. Ich fing sogleich zu lesen an und erlebte zunächst ein ausgewachsenes Mirakel: solange ich las, rauschte draußen auf der ganz wasserlosen Straße ein überreicher, laut erschallender Brunnen, und bei einem dieser Gedichte, von einer ganz bestimmten Stelle an, hörte ich eine italienische, ganz bestimmte Opernarie. Ja, ich konnte dies liebliche Mirakel, beliebig oft sich wiederholen lassen, ich kann es heute noch.

Eins von diesen Gedichten war völlig klar und erschien mir so schön, daß ich es nie vergessen habe. Es lautet:

G o t t e s S o h n

Wer Gottes Willen will, sitzt mit ihm auf dem Thron,
Und freilich ist es wahr: er ist sein Zweig und Sohn.

Trotz alledem: diese selben Gedichte, die mich in jenen römischen Nächten beinahe sämtlich so hoch erhoben hatten, erschienen mir jetzt als streckenweise wert-

los. Es lag an jenen unverständlichen Stellen. Es ist eben ... es ist eine Faulheit, solche an sich farblosen und unschaubaren Gedankengruppen nicht ordentlich in klares, buntes Geschehen umzusetzen! Eine nichtachtende, kränkende Faulheit!!! Oder es ist eine hilflose Stümperei.

Und natürlich: das erlösende, herrliche Grundgefühl der Gottbeschwingten ist ja seit Jahrtausenden von so manchem gefühlt und auch erkannt worden! Zum Beispiel in Indien! Auch Meister Eckehart hat es schon formuliert, wahrscheinlich unüberbietbar: „Gleichwie der Fisch im Meere ist und das Meer im Fisch, also bin ich in Gott, also ist Gott in mir." Und im siebzehnten Jahrhundert hat Angelus Silesius, der Engel aus Breslau, es offenbart in demselben, sehr ohrenfälligen Rhythmus und Reim, den Stephan Steinmüller in diesen Gedichten verwendet hatte.

Als ich aber an einem der folgenden Tage mich hinsetzte, um den Dankbrief nach Rom zu schreiben, konnte ich in der großen Hauptsache warmen Herzens bejahen. Ich habe ungefähr geschrieben: Es — gäbe ja überhaupt in der Gesamtseele der Menschheit nur dieses einzige wirklich zutreffende Grundgefühl. Und auch hinsichtlich des — Versmaßes usw. wäre es kindisch und geradezu pariserisch, eine gefundene, dem höchsten Dichterzweck bestens dienende Form durchaus und in jeder Kunstsaison durch eine neue und allerneueste ersetzen zu wollen. Wert aber und Schönheit dieser Gedichte beständen darin, daß jener uralte Gefühlsstamm der Einerleiheit des Menschen mit Gott nun immer neue Äste und fruchtbehangene Zweige triebe. —

Jetzt, in diesem hochgelegenen Kaffeegarten, fiel es mir wieder mal ein, daß ich auf diesen Brief niemals in diesen zehn Jahren eine Antwort erhalten hatte. Nein, zwölf Jahre waren es nun schon ...

Die Kellnerin brachte das Adreßbuch.

„Steinmüller, Stephan, Privatgelehrter, Hölderlinstraße 3, part."

Alsbald fuhr ich in einer Elektrischen den Zickzackweg hinunter, der mich in die nächste Nähe der Hölderlinstraße brachte, und freute mich an meinem klugen Plan: mußte nicht Sor Stefano, nachdem er nun seit bald zwei Jahren in Stuttgart lebte, mindestens eine menschenwürdige Weinstube wissen, wo wir das Wiedersehen sogleich mit einem schwäbischen, erlesenen Rebentrank von Herzen feiern könnten, vom Weltkrieg redend und etwa von dem Friedensziel Gottes? Der ja ganz offensichtlich die Köpfe der dummen Großmächte nur darum widereinanderstößt, damit sie endlich durch Schaden klug werden? Und wirkliche Christenmächte? Nicht mehr genasführt vom „Willen zur Macht", sondern mitschaffend aus dem Willen zur Frucht? Und also selig? —

In der Parterrewohnung des Hauses Hölderlinstraße 3 stand bei der Eingangstür ein schlichter, schwäbisch anmutender Name.

Auf alle Fälle aber erzeugte ich ein kräftiges, unternehmendes Geläut, dann mußte ich lange und sehr lange warten. Endlich aber erschien in der Mitte des Milchglases, hinter der kleinen, durchsichtigen Rundung, ein menschliches Auge.

Es wurde geöffnet von einem Weibsgesicht, aus dem die harmlose Gewinnsucht einer echten und gerechten Zimmervermieterin hervorleuchtete, ehe der

Mund sich auftat. Und auf meine Frage, ob Herr Stephan Steinmüller hier wohne, erhielt ich die verwunderte Gegenfrage: „Was wolle Sie?"

„Ich bin ein Freund von ihm, ich will ihn besuchen."

„Ei, da wird er sich aber freue! Er hat noch niemals einen Besuch gehabt!" Mit diesen Worten ging sie ohne umständliche Anklopferei in ein Zimmer, die Tür weit offen lassend. In der Mitte des Zimmers stand ein seltsam einsamer Armstuhl, mit der Lehne nach mir zu. Die Frau trat an diesen Armstuhl und schien einen darin Sitzenden durch Schütteln zu wecken. „Besuch!" rief sie. „Es ischt ein Besuch do!!!"

Die Visitenkarte in ihrer Hand wurde ihr endlich abgenommen, und lärmend ermutigte sie mich: „Komme Sie doch herein! Ei, wenn ein Millionär sei' Mitragsschläfche hält, isch denn das eine Sünd'?!!"

Wunderlich! War es denn möglich, daß der Mann in diesem Armstuhl, der so lärmend und beinahe roh behandelt wurde, wirklich Sor Stefano wäre?

Er ... war es. O, ich erkannte ihn trotz der — neuen Gestalt! Auf klapperigen Beinen ging er zum Schreibtisch, rieb sich nochmals die Augen, und eine eingetrocknete, nervöse Hand putzte die Brille.

Der Bauch, das lustige Weinfaß, war — verschwunden! Jammerschade! Wie hieß doch dieser frisch-fromm-fröhliche und sehr mit Recht berühmte Maler, der damals bei Signora Enrichetta mit solcher Leidenschaft und List und Berufsglut auf den Stephan Steinmüller einredete, daß er ihn malen wollte?! „Gänzlich ohne Unkosten! Mit freier Brust! Großes Galeriebild! Als Dionysos!!! Zur Freude der Unzähligen! Zur Erhebung der kommenden Jahrhunderte!!!"

Jetzt aber las Sor Stefano meinen Namen.

Er nickte mehrmals, nachher hielt er mir auch die Hand hin, die ich von Herzen drückte. Und nun kam dieses unvergeßlich Seltsame. Ohne jegliche Einleitung hub er an: „Ach, was ich Ihnen in Rom gesagt habe, war die gemeine Allerweltsmystik, beinahe Pantheismus, es waren flache, freche Gotteslästerungen. Die Welt ist eben keineswegs ‚Gottes Leib', wie ich wohl damals mich poetisch und total irreführend ausgedrückt habe, sondern sie ist sein logischer, genauer Gegensatz! Es ist der Gegensatz zwischen Geschöpf und Schöpfer. Gott verwandelt sich nicht in die Welt, sondern die Welt — ist eben — das andere!"

Ich muß hier einfügen, daß ich ihm halb und halb wohl hätte recht geben können. Denn wenn der Mückenreigen in der Sonne und der Reigen der Weltkörper nichts anderes sind, als eine stoffgewordene, ursprünglich unsichtbare Allkraft, so muß dies Unsichtbare, das in die sichtbaren Mücken und Sterne sich unablässig umsetzt, auch von sich selbst noch Vorrat haben. Was mein unmaßgeblicher lieber Privatbeweis für das auch jenseitige „Dasein Gottes" ist. — Aber ein Stückeschreiber am Tag vor einem neuen Examen ist wohl unfähig, in solchen allertiefsten Geheimnissen weiterzugraben und weiterzuforschen, — ich wich aus. Ich fragte den Stephan Steinmüller, ob er denn damals meinen Brief bekommen hätte, wegen des Heftchens auf diesem herrlichen Büttenpapier.

Er nahm einen säuerlich gütigen Ton an. „Entschuldigen Sie, daß ich nicht geantwortet habe. Auch über einen Tadel meiner Kunstversuche konnte ich da-

mals mich noch ärgern. Aber es ist Ihnen wohl selbst ein Licht aufgegangen in diesen vielen Jahren, daß die Welt eben das andere ist."

Da holte ich mir den einsamen Armstuhl in die Nähe des Schreibtisches und wich noch einmal aus: „Sie sind schlank im Vergleich zu damals. Es ist sicher eine Erleichterung für die Seele, wenn sie nicht gar so viel Fleisch mit sich herumzutragen hat."

Sor Stefano setzte sich in einen anderen Armstuhl vor den Schreibtisch. Fabrikmöbel alles. Und ein quälendes Allerlei von Stilarten. Wohl altgekauft von der Frau Wirtin auf den Versteigerungen. Ist ihm die Welt so gänzlich ... „das andere" ...? ... Worüber man sich nicht „ärgert" ...? ... Ist ihm die Welt so gänzlich „das andere", daß er auf dieser Welt von einer rohen Zimmervermieterin sich behandeln läßt, wie sie's nun eben sich herausnimmt ...?

Doch mit seinem entrückten Lächeln sagte er nun: „Ja, schlank! Ich mache mir nichts mehr aus dem Wein, schon seit Jahren. Plötzlich bekam er mir nicht mehr, und es war mir ein kleines, aber vollkommenes Vergnügen, diesen Teufel, ich meine diesen abwärtswollenden Trieb in mir, darben und vertrocknen zu lassen."

Nach dieser Mitteilung Sor Stefanos begrub ich meine Hoffnung auf heut' abend, auf die unbekannte, allertraulichste Stuttgarter Weinstube; aber ich sagte: „Wohlan, Sie sind nun schlank und leicht, also machen wir einen Gang ins Grüne!"

Er erwiderte: „Spazierengehen. Es soll ja wohl gesund sein. O, ich lese in Ihrer Seele, Sie halten mich entweder für einen Irrenhäusler oder für einen Trottel, aber Sie müssen es mir schon glauben: es lockt mich nicht, meine irdische Pilgerfahrt auch noch gewaltsam zu verlängern, es lockt mich nicht!"

Da nahm ich aus der Westentasche das Billett zu meiner Erstaufführung. Ich berichtete, ich hätte eine Tragödie geschrieben, ja ich könne wahrheitsgemäß hinzufügen, daß in dieser Tragödie ein Teilwille des Allwillens ganz gewiß Fleisch und Leben geworden wäre. Und nach einigen weiteren werbenden und fast würdelosen Ausführungen hielt ich dieses Billett ihm hin.

Da sagte er: „Ich weiß, daß Sie Theaterstücke schreiben, ich weiß es von Herrn Sempronius Bellermann. Im Herbst 1908 hat er mich wieder in Rom besucht. Und mit gutem, logischem Grund rechnet die Kirche das Theater zu den Adiaphoren, das heißt zu den Dingen, die weder an sich böse sind noch an sich gut Ja ... Aber es ist in dieser Stadtgegend fast ganz unmöglich, eine Droschke zu bekommen, besonders gegen Abend."

Ich rief, und meine Stimme hat wohl gebebt: „Also dann fahren Sie mit einer Elektrischen! Außerdem ist es ein Weg, der auch zu Fuß wohl höchstens zwanzig Minuten in Anspruch nehmen könnte!"

Und Sor Stefano hob seine Hand, es war die Bewegung eines Erzengels. Er führe nicht mit „Omnibussen"! Es wäre „das logische Wesen aller Omnibusse", daß sie „auch dann anhalten, wenn wir nicht aussteigen wollen". Und er hielt eine Rede von den Mitteln der „abwärtswollenden Triebe", einen ins Himmlische Eingegangenen immer wieder „ins Stinkend-Irdische zu mischen". Doch schon hier wurde nun sein Gedankengang überaus abstrakt und kompliziert, ich konnte nicht folgen.

Da schien ihm etwas einzufallen, offenbar etwas ganz anderes. Er hob sich aus dem Stuhl und ging durch dies finstere Parterrezimmer in den allerfinstersten Hintergrund, wo eine reichliche Anzahl Bücherballen, in Pappe und ordentlich untergebracht, in einer Ecke lagen — es sah aus wie ein großer, grauer Herd. Und während nun Sor Stefano aus einem dieser Bücherballen ein broschiertes Heftchen sorgfältig herausnahm, setzte er seine Rede in einem plötzlich sehr viel wärmeren Tone fort. Ich solle ihn doch ja nicht mißverstehen! Ins Theater sei er nun wohl seit einem reichlichen Vierteljahrhundert nicht mehr gegangen, mich persönlich aber „liebe" er „mit der Liebe von oben", und es könne gar keine andere wirkliche Liebe geben. Kurzum, er freue sich herzlich und wahrlich, daß ich ihn aufgesucht hätte, und wenn es mir recht wäre, wolle er diesen Nachmittag sehr gern benutzen, mir die Hauptkapitel seines eben erschienenen Werkes vorzulesen. Es handele von dem Höchsten, was der Logik erreichbar wäre: von den Gestalten des Jenseits.

Ich war jetzt in der Stimmung eines mehrfach Verwundeten, aber es liegt mir nicht, einem Menschen, den ich einmal aus tiefster Einerleiheit des Wollens für einen Freund gehalten habe, einen begreiflichen Wunsch abzuschlagen, einen sehr berechtigten Wunsch. — Und außerdem: wer erführe nicht gern etwas Ausführliches und Genaueres über das Jenseits?

Da ich nun schwierige Grübelgebäude leichter verstehe, wenn ich sie selbst vorlesen darf, bat ich um diese Vergünstigung, nahm das Heftchen aus seiner Hand und setzte mich damit ans Fenster.

Die vollständige Aufschrift lautete: „Die Engel und die Heiligen. Erweis ihres objektiven Daseins aus der logischen Notwendigkeit. Von Stefan Steinmüller. Stuttgart. Im Verlag des Verfassers."

Und Sor Stefano schlug vor, daß ich nur gleich mit der Einleitung beginnen solle, er könne zur Einführung in dieses Werk nichts Zweckmäßigeres sagen, als er da niedergeschrieben hätte. Und ich las vor, so mitarbeitend und schön ich konnte.

Erzählend fing das Büchlein an. Die römische Zimmerwirtin sei eingetreten und habe dem Verfasser einen weltlichen Schreck überbracht: es sei Krieg entbrannt zwischen vielen Völkern der Erde. Die Italiener seien zwar mit den Österreichern verbündet, aber sie seien doch wahrscheinlich durch die Vaterlandsliebe gezwungen, den Österreichern wieder zu nehmen, was diese früher vom italienischen Boden geraubt hätten. Also für Sor Stefano als einen Wiener wäre es besser, wenn er rechtzeitig diesen heißwerdenden Boden verließe. — Und nun berichtete diese Einleitung, daß der Verfasser nur sehr ungern dem liebgewordenen und heiligen Rom den Rücken gewendet habe, zumal er schon seit Jahren im Gebet und mit allen Gnadenmitteln bei der Arbeit gewesen sei, sich auf das irdische Absterben vorzubereiten ...

Ich unterbrach meine Vorlesung: „Absterben!?! Aber warum denn!?! Wozu denn eigentlich!?!"

Und fast schelmisch antwortete nun Sor Stefano: „Weil ich mir, wenn Sie ein Sinnbild erlauben, aus dem Theater nichts mehr mache. Ich meine: Wer die Seligkeit haben kann und schon hat, fragt nicht nach aller Lustbarkeit der Welt.

Es ist genau zutreffend, daß die Heiligen auch schon vor ihrem Absterben die Welt immer wieder als Jammertal und mit ähnlichen Sinnbildern bezeichnet haben."

Nach wenigen Seiten aber trat meine Vorlesung ein in den eigentlichen Tempel des Büchleins, in den Erweis, daß die Engel und die Heiligen leben, gleichviel ob wir Menschlein unsererseits an sie glauben oder nicht glauben. Und es war fühlbar der allerhöchste Stolz des Verfassers, daß er nicht wie Dante, der phantasierende Verfasser des „Paradiso", dichten und lügen wollte. Sondern gleichwie die heilige Dreieinigkeit, auch wenn sie uns nicht offenbart wäre, durch unsere gottgegebene Vernunft aus dem Begriffe Gott erschließbar und leicht erratbar sei, so wolle er auch die übrigen wahren Gestalten und wahren Chöre des Jenseits „neu erraten". „Durch Ableitung der denknotwendigen Unterbegriffe aus den Oberbegriffen." Also auch auf die Bibel wolle er sich in diesem Buch nicht stützen, noch auf Kirchenväter oder sonstige „Offenbarungen im kirchlichen Sinne", sondern er sagte es dreimal und siebenmal: er wolle „die Gestalten des Jenseits aus der logischen Notwendigkeit neu ableiten".

Aber alsbald unterbrach der leiblich dasitzende Verfasser meine Vorlesung stirnrunzelnd und mit einem besorgten Flüstern: „Meine ... meine Wirtin! Leider hat sie die Angewohnheit solcher Leute, zu horchen. Auch als ein Schneider neulich mir für einen Anzug Maß nahm, hat sie gehorcht. Und Sie haben ja — eine Tenorstimme!"

Ich muß hier einschalten, daß ich schon bei den letzten acht oder zehn Seiten die allergrößte Mühe gehabt hatte, Sor Stefanos „logischen Notwendigkeiten" einigermaßen zu folgen; es waren begriffliche Bestimmungen — ja, ich kann mich nicht anders ausdrücken: — gestaltloser Gestalten! Die sich durch Spaltung vermehrten! Es war eine Mythologie, die sich das Dichten verboten hatte! Also kurzum: es war ein Wahnsinn! Und eine vollkommene Höllenpein!!!

Ich flüsterte zurück im allerduldsamsten, allerhöflichsten Ton: „Und wenn auch wirklich diese Frau nun horcht! Wieso soll dieses allerfrömmste Buch ihr schaden?"

Und weiterflüsternd, doch mit großem Nachdruck entschied Sor Stefano: „Ich habe das Opfer des Intellekts in diesem Buche nicht gebracht, es ist ein modernistisches und liberales Buch. Es kann diese wackere Frau nur beunruhigen. Denn sie gehört nicht zu den Menschen, die das Jenseitige in der Wahrheit erkennen dürfen. Es würde, um ein Bild zu gebrauchen, eine Art Blendung erfolgen." Und er nahm die Broschüre aus meiner Hand, er las nun selber weiter.

Wir standen jetzt bei den „Geschöpfen", die, im Gegensatz zu den Heiligen, „nicht in der Materie gelebt haben", bei den Engeln. Doch so lawinenartig wuchsen die Schwierigkeiten dieser Streitfragen aus dem entschiedenen, wirklichen Jenseits ... ich verlor den Faden.

Eine plötzliche Erinnerung entführte mich in ein Charlottenburger Bräu, ich saß allein mit Sempronius Bellermann. Und in dem Tone, auf dem seine Stammtischerfolge beruhen, sagte er was von einer „sehr früheren, zu Wien erfolgten Lebenswende" Sor Stefanos: „Geschieden. Wegen zu dick! Obgleich er doppelter Hausbesitzer ist. Zwei Häuser in Wien. Laufgegend. Und ein Samthändler in gleichfalls ungewöhnlich geordneten Verhältnissen wurde der Nachfolger in

diesem zerrissenen Ehebett. Hat auch die zwei vorhandenen Nachkommen von Sor Stefano mit übernommen. Ohne Entschädigung. Einfach aus Großspurigkeit und anderen christlichen Tugenden ..."

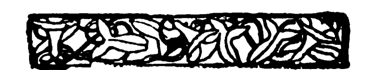
Indessen krochen Sor Stefanos Brillengläser immer emsiger über die Zeilen, sein Flüstern hatte jetzt einen schlechthin entrückten Klang angenommen, in meinem Herzen aber brach ein bewußter Haß aus: Ah, keine Kinder, für die zu sorgen wäre! Ein Leben ohne Kummer und ohne jeglichen nennenswerter Ärger. „Privatgelehrter"! Weil er alle zwanzig Jahre ein paar höchst private Privatansichten zu einem Heftchen zusammenstellt! Weil er einmal in seiner allerbesten Zeit ein paar halbeigene Gedanken mit ein paar Reimglöckchen behängt hat! Doch halt! Daß ich ihm ja nicht unrecht tue! Er hat mir auch erzählt, damals bei der Signora Enrichetta, daß er zwei Motetten komponiert hat, „in der maßvollen Freiheit Palestrinas"! Aber das ist kein Privatgelehrter im Sinne einer ehrlichen Angabe für das Adreßbuch, und das ist kein Dichter und kein Tonsetzer, sondern das ist ein Rentner! Ein Rentner ist er, war wahrscheinlich ein Rentner schon in den Windeln! Und bald nach seiner Hochzeit wurde die Gelassenheit seiner Seele Fleisch und Erscheinung in einem ungeheuren Bauch. Ah, die Gelassenheit! Faulheit!!! Die Faulheit aber ist aller Sünden Quell und Ursünde, auch des Droschkenfahrens! Und auch der Fahnenflucht in das Jenseits! Wenn die Rentner verzweifeln, fliehen sie in das Jenseits! —

Bei der nächsten, wohl sicher ungenügenden Gelegenheit unterbrach ich den schlechthin und wirklich Entrückten: ich müsse nun meinem Besuch ein Ende machen, ich hätte ein Billett in den „Barbier von Sevilla".

Da nahm Sor Stefano einen eisig förmlichen Ton an, er sagte: „Aber bis zum Theater sind es ja sicherlich ... es sind noch sicherlich zwei Stunden?!?"

Ich machte geltend, ich müsse mich noch umziehen, und alsbald war ich wieder an frischer Luft. —

Kann einer komisch sein, der sich für selig hält?
Aber es gibt eben ... es gibt auch Melanchomödien.



Meinen Kindern · Von Walter Britting (im Felde)

Als euren Vater der Krieg verschlang,
Träumtet ihr noch vom ersten Gang

In schneeigen Kissen, friedemild —
Letztes, unverblichenes Bild!

Ob ich inzwischen euch einmal sah —
Sonst weiß ich nur: ihr lebt, seid da ...

Und ihr? Wißt ihr vom Vater noch?
Ihr schweigt der Frage. Und doch, und doch!

Ob ihr den Vater nie gekannt —
Wißt, ihr habt noch ein Vaterland!

Ob er euch nimmer wiederkehrt —
Bleibt euch die Heimat nur unversehrt!

Leuchtet euch nur nach Nacht und Not
Deutscher Zukunft Morgenrot!



Wirtschaftskrieg und Ackerland

Von Rudolf Rotheit

Lassen wir die Frage, ob Annexion oder Nichtannexion, ob Schaffung von „Interessensphären", ob wirtschaftliche oder verkehrspolitische Eingliederung oder wie sonst die Zukunftspläne aussehen mögen — lassen wir das alles vorläufig aus dem Spiel. Noch ist nirgends das letzte Wort gesprochen, manchen vorgreiflichen Entschlüssen und Beschlüssen, die heute Gegenstand lärmenden Streites sind, wird es vielleicht beschieden sein, als schätzbares Geschichtsmaterial den Archiven anheimzufallen. In einem Punkte jedoch kann es von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten keine Meinungsverschiedenheit bei uns geben, darin nämlich, daß Deutschland leben und sich ernähren muß. Solange aber die dringende Gefahr besteht, daß hinter dem Frieden, den dereinst die Westmächte mit uns schließen werden, der französisch-angelsächsische Wirtschaftskrieg sein Haupt gegen uns erhebt, ist es mit der bloßen Auseinandersetzung über die Kriegskarte in den kommenden Friedensverhandlungen für uns nicht getan. Gerade in der letzten Herbstzeit, die den Mittelmächten in ihrem Siegeslauf wieder unerhörte Triumphe brachte, kam mit elementarer Wucht die verbissene Absicht unserer westlichen Feinde, uns wirtschaftlich zu erwürgen, von neuem zum Ausbruch. In Wort und Schrift ergoß sich eine Flut von Drohungen über uns, daß man unsern Außenhandel bis auf die letzte Spur vernichten, daß man uns Nahrungsmittel und Rohstoffe womöglich auf Menschenalter hinaus vorenthalten wolle. In wildem Zorn über unsere Waffenerfolge predigte das Mitglied des englischen Kriegsrates Edward Carson am 20. November im Londoner Constitutional Club die Ausrottung des deutschen Handels bis auf die letzte Spur, empfahl ein „Bombardement der deutschen Geschäfte", auf daß nach dem Kriege „ihre Fundamente nicht mehr bestehen". Durchaus eines Sinnes mit den Engländern sind in dieser Hinsicht neben den Franzosen die Amerikaner. Eine neue Bestätigung dafür, wenn solche noch notwendig gewesen wäre, lieferte der frühere Vorsitzende des amerikanischen Zwischenstaatlichen Amtes für Außen- und Innenhandel, Mr. Bratt, der, als Leiter der gegen den deutschen Handel gerichteten Besprechungen amerikanischer Großkaufleute, für Amerika das Vorrecht in Anspruch nahm, den deutschen Handel überall zu vernichten, und der amerikanischen Regierung die Pflicht zuschrieb, kein deutsches Handelshaus im Lande zu dulden.

Soweit der wahnwitzige Haß unserer Feinde militärisch gegen uns vorgeht, trifft er auf die Schärfe des deutschen Schwertes, aber auch gegen den Wahnsinn der Handelsfeindschaften brauchen wir um eine Zwangsjacke nicht verlegen zu sein. Wir sind in der glücklichen Lage, zur Sicherung wirtschaftlichen Wohlverhaltens unserer Feinde nach dem Kriege eine wirksame Handhabe zu besitzen, und wir können gar nicht anders, als uns nachdrücklich ihrer bedienen. Sperrt man uns die Zufuhr von Rohstoffen und Nahrungsmitteln oder verweigert man uns, wenn wir Rohstoffe erhalten, in vorsätzlichem Übelwollen die Abnahme unserer

Fabrikate, gegen die wir Nahrungsmittel eintauschen könnten, so bleibt uns gar nichts anderes übrig, als, so gut es geht, von dem Ertrage des eigenen und des von uns besetzten Bodens unsern Lebensunterhalt zu fristen. Es wäre ein Verbrechen an uns selbst, das nahezu einem Selbstmorde gleichkäme, wollten wir auch nur einen einzigen Quadratkilometer nutzbaren Ackerbodens der besetzten Gebiete aus der Hand geben, ehe wir den Feinden im Westen nicht einen vollen Wirtschaftsfrieden abgenötigt und ihn mit allen erdenkbaren Sicherheiten umgeben hätten. Die Bedeutung Rumäniens wie Serbiens und Oberitaliens und der Gebiete an der Westfront und der Ostfront erschöpft sich für uns noch lange nicht darin, daß sie Objekte zum Ausgleich territorialer Rechnungen in Europa, Afrika und Asien sind — wobei für uns auf jeden Fall ein sehr beträchtlicher Überschuß bleibt; was sie uns in Wirklichkeit sind, hat uns Lloyd George persönlich erst jüngst gesagt, als er in seiner vielberufenen Rede vom 12. November ein Klagelied darüber anstimmte, daß wir in Serbien „große Getreidelager, Viehherden und Metalle" und dann noch in Rumänien „weite Getreidefelder und reiche Petroleumquellen" erbeuteten, was bewirkte, daß wir unseren Feinden, wie Lloyd George sich ausdrückte, „über die Ernte von 1917 hinweg entschlüpfen" konnten.

Es ist also ganz klar — und kein noch so unabhängiger, unversöhnlicher, annexionsfeindlicher Sozialist kann etwas dagegen haben —, daß wir keines der besetzten Gebiete einen Augenblick früher aus der Hand lassen, als bis die Gefahr des Wirtschaftskrieges von uns genommen ist. Das hat nichts mit Annexionen, nichts mit der Eroberungssucht zu tun. Hier hätte, wenn wir nicht so verfahren, das Wort vom Hungerfrieden seine vollste Berechtigung. Wir wären dauernd zum Hunger verurteilt, wenn wir uns leichtfertig der wirtschaftlichen Ungnade unserer Feinde ausliefern wollten.

Der so hoffnungsvoll angebahnte und allem Anschein nach bald zum Ziele führende Ausgleich mit Rußland gibt uns, obwohl er sich gewiß auch auf das wirtschaftliche Gebiet erstrecken wird, vorläufig keine genügende Gewähr für die Behebung der Nahrungsmittelknappheit, denn Nordrußland ist selbst auf Zufuhren angewiesen, und wie die Dinge in den übrigen Landesteilen des ehemaligen Zarenreiches, namentlich auch hinsichtlich der Lebensmittellieferung, liegen, ist noch ganz unklar. Unschädlich machen können wir die bösen Absichten der Westmächte nur durch Ausnutzung der uns in den besetzten Gebieten zu Gebote stehenden Anbauflächen. Es genügt nicht, sich der Überzeugung hinzugeben, daß das ganze Gerede vom Wirtschaftskrieg nach dem Kriege haltlos sei, weil der erzeugungskräftige mitteleuropäische Völkerblock von 150 Millionen Seelen nicht ohne weiteres aus dem Welthandelsverkehr ausgeschaltet werden kann. Es müssen trotzdem Dämme gegen feindliche Bosheit und Schikane errichtet werden. Der englische Landwirtschaftsminister Prothero rief im vorigen Jahre seinen Landsleuten, indem er sie zur besseren Ausnützung des Bodens mahnte, die Worte zu: „Der Krieg wird auf dem englischen Acker entschieden." Ihm antwortete Staatssekretär Dr. Helfferich mit dem Satze: „Der deutsche Acker steht gegen den englischen Acker." Aber nicht bloß der deutsche Acker: der gesamte Acker aller von den deutschen Heeren

eroberten Länder. Er verhalf uns zum siegreichen Durchhalten, er muß uns auch dazu verhelfen, den geplanten Wirtschaftskrieg im Keim zu ersticken. Ein Kompromiß ist hier nicht möglich; hier gibt es nur ein Entweder—Oder. Entweder sind für uns Meer und Weltverkehr, Einfuhr und Ausfuhr aller Schranken ledig, oder die von uns besetzten Gebiete bleiben in vollem Umfange zu unserer Verfügung. Die Wahl liegt bei unseren Feinden; wir unsererseits können in Gemütsruhe abwarten, wie sie sich entscheiden.



Kinderaugen · Von Victor Blüthgen

Wie du mich ansiehst mit den großen Augen,
Unergründlich tief
Wie das Weltgeheimnis!
Nacht und Nacht und zwei Sterne.
„Das Dunkel ist meine Heimat,
Werden will ich, was ich bin;
Und du — und du?“
Ich kam her, wo du herkommst,
Bin gegangen deinen Weg
Vom Sein zum Dasein,
Vom Dasein zum Wissen,
Durch Blumen und Schlangen.
Weiß, daß ich nichts weiß.
O ihr Augen, ihr großen Augen — —
Du wirst wachsen,
Doch deine Augen nicht.
O ihr Augen —
Wieviel wird an euch gesündigt werden,
Bis man aus euch vertrieben
Das ewige Geheimnis!
Doch ein Tag kommt — da ist es wieder,
Das Rätselhafte,
Der fremde Vogel —
Fliegt voraus
Weit — weit —
Und der weltvergessene Blick
Folgt ihm — folgt — immer weiter —
In die ewige Heimat.



Mein liebstes Buch
Von Viktor Prüß

Als ich ein kleiner Bub war, dünkte ich mich meist schon recht groß. Aber ich wollte noch viel größer werden ...

Einmal sollten wir in der Schule einen Aufsatz machen. Da stand drüber: Mein liebstes Buch.

Und ich hatte damals noch kein Buch, das mir so lieb war, mein liebstes zu heißen. Jetzt sind mir viele Bücher lieb.

Eins der schönsten, vielleicht das liebste, ist das gelbe Buch, das jetzt nebenan in der Schreibstube auf dem Fache liegt bei den bösen Kriegskarten und sich in der Gesellschaft fürchtet.

Der Doktor ist alleweil mit dem gelben Fahrplanbuch spazieren gegangen, in dem alle die lieben Züge stehen nach der Heimat, und hat einen Urlaubszug darinnen gesucht, weil er ja zu seiner Braut fahren wollte.

Mein Urlaubszug soll einen großen Packwagen mit Sonne hinten dran haben — —

Nun liegt das Buch auf dem Fach und schaut mich allweil so fragend an, wenn ich's einmal beiseite schiebe, um eine von den Kriegskarten zu holen.

Vielleicht ist für mich auch ein Zug drin in dem gelben Buch. Wann wohl der Urlaubszug fährt mit den lieben Rädern, die immerfort singen: „'s muß lieblich in der Heimat sein"?

Der Doktor hat sicherlich den Zug zu seiner Braut gefunden, denn er ist sehr froh; und nun soll das gute Fahrplanbuch mit all den lieben Urlaubszügen auf dem Fach liegen — — —

Und auf dem Buche sitzt jetzt allweil ein lieber kleiner Engel, der winkt immer, wenn ich schnell daran vorübergehen will — —



Nach dem Abschied · Von Helene Brauer

Der Zug pfeift wie in Hohn.
Ich löse meinen Blick nicht los
Vom Rosenstrauß auf meinem Schoß —
Mir deucht, er welket schon.

Ich sehe nimmer hin,
Wie draußen alles anders wird,
Der fremde Fluß ans Ufer klirrt,
Wie fern ich dir schon bin.

Ich seh' kein fremdes Land,
Ich weiß nicht, was man um mich spricht,
Ich seh' noch immer dein Gesicht,
Ernst unterm Helmesrand.

Die Rosen blättern ab,
Darüber fliegt der schwarze Ruß —
O wenn ich nur nicht weinen muß,
Weil ich dich nicht mehr hab'!



Rückwirkungen des U-Boot-Krieges auf England · Von Paul Dehn

Noch empfindlicher als die unmittelbaren Folgen des U-Boot-Krieges in Gestalt der Handelsschiffsversenkungen sind für England die mittelbaren Rückwirkungen. Eine der Hauptaufgaben der großen Flotte sollte die Sicherung der notwendigen Zufuhren an Lebensmitteln und Rohstoffen sein. Diese Hauptaufgabe konnte die große Flotte wegen des Unterseebootkrieges nur unzulänglich erfüllen. Knappheit und Teuerung stellten sich ein und verschärften sich von Monat zu Monat. Durchschnittlich stiegen die Lebensmittelpreise seit Kriegsbeginn um mehr als das Doppelte. Nach einer Äußerung Lord Milners im Oberhause am 7. November 1917 wurde die Preissteigerung im ersten Halbjahre 1917 „tatsächlich schreckenerregend". Die Arbeiter verlangten und erhielten fortgesetzt Lohnerhöhungen, ohne zufriedengestellt zu werden, da die Lebensmittel knapp blieben. Größere und kleinere Arbeiterausstände erfolgten, in den englischen Kohlenzechen von Anfang Juli bis Ende November allein 671, wurden mit Mühe beseitigt, brachen aber immer wieder aufs neue aus und gefährdeten mehr und mehr die Beschaffung solcher Gegenstände, die England dringlichst benötigt, vor allem die Erzeugung von Kriegsbedarf und den Bau von Handelsdampfern. Aus Mangel an Rohstoffen, namentlich an Baumwolle und Wolle, mußten besonders die großen Spinnereien und Webereien ihren Betrieb um die Hälfte einschränken. So entstand unter den Arbeitern eine Unzufriedenheit, die sich auf die Dauer nicht beschwichtigen ließ, vielmehr immer ernster hervortrat und die künstlich entfachte Kriegsstimmung in Kriegsmüdigkeit umwandelte. Schleichhandel und Wucher verschärften die Teuerung und zugleich die sozialen Gegensätze, da sie die vorhandenen Lebensmittel den wohlhabenden Kreisen zuführten und den Arbeitern wie dem Mittelstand entzogen. [Nicht anders, als bei uns. D. T.]

Um die Arbeiter zu beschwichtigen, setzte der Minister den Preis des Brotes von 1814 Gramm auf 75 Pfennig fest und übernahm die Mehrlasten von jährlich 816 Millionen Mark auf Staatskosten. Indessen hatte auch diese Maßregel nicht den gewünschten Erfolg. Die organisierten Arbeiterkreise verlangten eine weitere Herabsetzung des Brotpreises auf 50 Pfennig, dazu Beschaffung anderer Lebensmittel zu billigen Preisen, ohne sie erhalten zu können, und endlich fortgesetzt weitere Lohnerhöhungen.

Auf die Frage: Wie wird der Krieg enden? hatte John Burns bei Kriegsbeginn nach seinem Austritt aus dem Ministerium geantwortet: „Erst Wehrpflicht, dann Schutzzoll und schließlich Revolution." Diese Voraussage hat sich erfüllt. Die Wehrpflicht wurde eingeführt. Ohne Schutz- und Kampfzölle kann England keinen Wirtschaftskrieg führen. Die Revolution aber ist bereits über England gekommen. In dem Heimatlande des Manchestertums ist das ganze Erwerbsleben, soweit es mit dem Kriege irgendwie in Zusammenhang steht, ver-

staatlicht worden. Unter staatlicher Verwaltung sind die Eisenbahnen, die Kohlenwerke, der Handelsschiffsbau, die Handelsschiffahrt und alle Kriegsbedarfsindustrien gestellt, staatsunterstützte Industriezweige geschaffen, fast die ganze Einfuhr monopolisiert worden. Das England von 1913 besteht nicht mehr. An Stelle seiner Selbstverwaltung ist ein staatssozialistisches Beamtentum getreten. England hat sein ganzes Gefüge umgestaltet und wird kaum wiederherzustellen sein. Auf Grund der weitgehenden Verstaatlichung erhebt der Sozialismus sein Haupt und verlangt eine staatliche Organisation in kollektivistischem Sinn. Selbst die organisierten Arbeiter, die bisher zur Regierung hielten und internationale Bestrebungen ablehnten, verlangen eine „Konskription der Vermögen“ als Entgelt für die „Konskription der Menschen“! Eine soziale Gärung tritt hervor. Wenn England den Krieg nicht gewinnt, sagte am 7. November 1917 der Abgeordnete Greenwood, dann würde eine revolutionäre Partei aufkommen und alles hinwegfegen.

Englands innere Schwierigkeiten werden von Tag zu Tag bedenklicher, erschüttern die Stellung der Regierung, schwächen das Durchhalten der Bevölkerung, drängen zum Frieden und sind als die bedeutungsvollsten und voraussichtlich ausschlaggebenden, wenn auch nur mittelbaren Rückwirkungen des deutschen Unterseebootkrieges anzusehen, der im Begriffe steht, die auf ihn gesetzten Erwartungen zu erfüllen und zum Ziele zu führen. Auf Friedensverhandlungen wird England erst eingehen, sobald es sich dazu durch die Rückwirkungen des Unterseebootkrieges gezwungen sieht.



Der Zweifler · Von Franz Pauli

Des Glaubens blaues Kleid ward früh mir weggerissen,
Kalt stand und frierend ich im Zweiflerhemde,
Kalt zog und frierend ich zur kahlen Fremde,
Gebeugt die Schultern und das Herz zerschlissen.

Mein Herz zermürbt, zernagt, zerrieben, ganz zersplissen,
Ein-einzige Wunde nervenbloß sich schnellte,
In Not und Wahnsinn weinte, schrie und gellte:
Wo ist mein Weg? Die Fackel zünde, Wissen!

Nur schroffe Schrunden sah ich zackig steigen,
Kalt leuchteten und tückisch eisige Wände,
Das Grauen thronte, hämisch stand das Schweigen.

Der Gletscher höhnte meine blutigen Hände,
Schwirr äffte mich ein Lügengeisterreigen:
Da sank ich, stürzt' ich, schrie ich: Tod! Ein Ende!





Baltische Zukunftsgedanken

Von dem Vorsitzenden des Kurländischen Landesrates, Rudolf von Hoerner-Ihlen, ist soeben (im Verlage von Fritz Würtz, Berlin-Steglitz) ein Schriftchen „Baltische Zukunftsgedanken" erschienen, das auf wenigen Seiten mehr kernhafte, gesunde Staatsweisheit entwickelt als manche Stöße bedruckten Schreib- und Redepapiers. Daß bei einer derartigen Einstellung auf nüchterne Tatsachen, wirkliche Zustände und wirkliche Lebensbedinge die Schaumschläger mit den bekannten Allerweltsphrasen ihre Rechnung nicht finden können, versteht sich am Rande, aber hören wir den Verfasser selbst:

„Wenn irgendwo die französische Erfindung des Begriffes ‚Desannexion' den Erweis ihrer Anwendbarkeit finden kann, so ist das hier in der baltischen Frage. — Wie in aller Welt ist es aber dennoch möglich geworden, daß in Deutschland selbst der klare Blick dafür fehlt, und daß Kleinmut und Zweifel haben entstehen und an sonst ausschlaggebender Stelle laut werden können?

Welche andere Lösung der Balten- und Ostseefrage mag den Herren des ‚Verständigungs- und Verzichtfriedens' wohl vorschweben? Etwa eine Rückgabe dieses Landes an das in sich zerfallende Rußland? Oder seine Preisgabe an die Welttyrannei Englands? Oder endlich die Schaffung selbständiger Republiken der Völkersplitter ohne selbständige eigene Kultur und ohne die Macht ihrer Selbstbehauptung ...?

Fürwahr, es fällt schwer, den Gedankengängen zu folgen und die politischen Wünsche zu erraten, die sich hinter den Schlagworten ‚Verständigung' und ‚Verzicht' verbergen. — Verständigung — mit wem, und Verzicht worauf?! Es fällt noch schwerer zu glauben, daß es Deutsche gibt, die bereit wären, diesen Weltkrieg ohne Äquivalent für die ungeheuren Opfer an deutschem Blut und Gut — und das heißt für Deutschland verloren — enden zu lassen und damit dieses gewaltige Weltgericht zu einer im besten Fall sinnlosen ‚Schlägerei Trunkener' zu stempeln! —

Wohl ist des Kampfes Rechtfertigung und Ziel der Friede, und wohl ist's die Friedfertigkeit, die die Verheißung hat, aber gerade darum ist es das Volk, das aus seiner Friedfertigkeit herausgezwungen worden ist und das sie trotzdem der rabiaten Feindeswelt gegenüber auch während des Kämpfens und Siegens wiederholt bekundet hat, das nun berufen und genötigt ist, den Frieden endgültig zu erstreiten, der Weltfriede nur werden und sein kann, wenn die Friedfertigkeit die Macht erwirbt, ihn zu wahren ..."

In welcher Form und Art soll aber das Baltikum an das Deutsche Reich angegliedert werden? Da möchte der Verfasser als ersten Grundsatz den hinstellen, daß die Verbindung von Mutterland und ehemaliger Kolonie die denkbar festeste und gesichertste sein müsse.

„Die weit nach Norden vorgestreckte Lage der Baltischen Provinzen könnte um so eher Bedenken wachrufen, als sich ein Land anderer Kultur, anderer Nationalität und anderer Konfession zwischen Kurland und dem Deutschen Reiche einschiebt. Zu einer Vereinigung mit ersterem eignet sich Litauen in keiner Weise, wenn auch vielleicht die Grenzen regulierende Zuteilungen einzelner, dem baltisch-deutschen Einflusse schon gewonnener Teile angezeigt sein werden und die jetzt so schmale Verbindung Kurlands und Preußens und damit die Brücke, die von Deutschland zum Baltikum führt, zu erweitern sein wird. In militärischer und strategischer Hinsicht wird ja wohl die Verbindung Litauens mit Preußen-Deutschland eine ebenso enge und unmittelbare zu sein haben, wie diejenige mit dem Baltikum .... Viel eher gewährt uns die politische Seite der Vereinigungsfragen die Möglichkeit, uns Vorstellungen und Anschauungen zu bilden.

Von vornherein dürfte einleuchten, daß eine jahrhundertelang vom Mutterlande getrennte und den verschiedenartigsten äußeren und inneren Bedingungen und Einwirkungen ausgesetzt gewesene Kulturentwicklung trotz ihres deutschen Ursprunges und Wesens Verhältnisse und Zustände geschaffen hat, die von denen Deutschlands in mannigfacher Hinsicht abweichen, und daß daher die unmittelbare Übertragung staatlicher und kommunaler Lebensformen des Deutschen Reiches auf die baltischen Lande sich von selbst ausschließen wird. Welche Staatsformen man auch für das Baltenland als endgültige der Zukunft ins Auge fassen mag, und wie man sich die Angliederung denkt, immer wird es zunächst eines Zwischenstadiums bedürfen, in welchem die Überleitung zur definitiven Gestaltung zu bewerkstelligen sein wird.

Wir dürfen nicht vergessen, daß es Deutschland selbst sein muß, und nicht ein irgendwie geartetes, locker mit ihm verbundenes Staatsgebilde sein kann, dessen lang vorgestreckter Arm stark genug sein wird, sich für alle Zeit um die Ostsee zu legen und ihr Gestade vor zukünftigen Angriffen zu schützen. In diesem Sinne deutsch muß aber das Land erst gemacht werden, ehe es ohne Gefahr für sich und das Mutterland die Formen des öffentlichen Lebens vom Reiche übernehmen kann.

Die rechte nachhaltige Eindeutschung steht daher als Vorbedingung aller Lösungen der staatsrechtlichen Fragen im Vordergrunde und verlangt Maßnahmen, die nicht von blassen Theorien der Menschenfreundlichkeit und nicht von unberechenbaren parlamentarischen Majoritätsbeschlüssen abhängig sein dürfen, sondern die, einmal als unumgängliche Notwendigkeiten erkannt, mit fester Hand durchzuführen sind. Dahin gehört vor allem die Ansetzung deutscher Ackerbauern auf dem in weitem Umfange für die Kolonisation zur Verfügung stehenden Grund und Boden des ohnehin viel zu dünn bevölkerten Landes; dahin gehören ferner: der strategisch und wirtschaftlich geförderte Ausbau der Verkehrswege; die Heilung der Kriegsschäden; die Regelung des Kreditwesens; die Bestimmungen der Grundlagen für Rechtspflege, Verwaltung und Unterricht, mit einem Wort: die Wiederaufrichtung aller Lebensverhältnisse aus der Not und der Verwirrung des Krieges und ihre Einlenkung in gesicherte Bahnen deutscher Fortentwickelung. Dazu wird die Heranziehung der im Lande selbst vorhandenen, mit den Zielrichtungen einverstandenen Kräfte zu tätiger Mitarbeit von größtem Nutzen sein, da nur auf diesem Wege die so notwendigen Lokalkenntnisse Verwertung finden und einen heilsamen Schutz bilden können vor der aller, auch der besten Bureaukratie anhaftenden Neigung, das der Freiheit und Bewegung bedürftige Leben in ein so engmaschiges Paragraphennetz einzufangen, daß ihm Erstickung droht. Selbstverwaltung und Selbsttätigkeit auf allen Gebieten, die mit der höheren Politik direkt nichts zu tun haben, und die dennoch auch deren unentbehrlichen Untergrund darstellen, gewähren die einzige, wirklich produktive und unschädliche Freiheit, wie überall, so erst recht in diesen Landen, die in der Mitarbeit erst ganz deutsch werden sollen.

Es wird daher gelten, die unter russischer Herrschaft an Selbsthilfe gewöhnten Institu-

tionen des Gemeinschaftslebens in Stadt und Land, in Kirche, Ritterschaft, Gemeinden usw. in ihrer Tätigkeit zu fördern und neben den schon bestehenden neue Vereinigungen nach dem Muster der in Deutschland bewährten ‚Zweckverbände‘ ins Leben zu rufen, an der zentralen Stelle aber zunächst von jedem parlamentarischen Gebilde mit politischen Rechten abzusehen und sich an einem Landesrate genügen zu lassen, in dem Vertreter der verschiedenen Bevölkerungsklassen die Bedürfnisse des Landes feststellen und sie als Wünsche vor die Regierungsgewalt bringen können.

Das Übergangsstadium, wie es uns als geboten vorschwebt, läßt sich im landwirtschaftlichen Bilde dahin zeichnen, daß das Baltikum fürs erste einen ‚Außenschlag‘ bilden soll, der noch nicht in das allgemeine Wirtschaftssystem des Gesamtreiches hereinzuziehen, sondern gesondert nach speziellen Grundsätzen zu behandeln ist, bis die Früchte es dartun, daß auch dieses Land so weit gediehen ist, gleichberechtigter Teil des Reichsganzen zu werden.

Doch auch für diese Periode schon erschiene uns eine Staatsform angezeigt, die in eine monarchische Spitze ausliefe. Eine solche entspräche der in jahrhundertelanger Gewöhnung erworbenen, tief eingewurzelten monarchischen Gesinnung nicht nur der Deutschen im Lande, sondern auch — von vereinzelten andersgearteten Strömungen der Neuzeit abgesehen — der übrigen Bevölkerung. Der lettische und estnische Bauer und gemeine Mann wird die Staatsmacht in keiner andern Form als die unbedingte Autorität ansehen, als allein in ihrer Verkörperung durch ein gekröntes Haupt. Endlich erscheint die sofortige Wahl der monarchischen Staatsform auch im Hinblick auf die endgültige Gestaltung empfehlenswert, da, je weiter die ersehnte Rückerwerbung der Baltenlande durch Deutschland fortschreitet, das Bild eines neu entstehenden Bundesstaates der Zukunft an Wahrscheinlichkeit gewinnt ...“

Wie ist das Verhältnis zur nichtdeutschen Bevölkerung, zu den Letten und Esten, zu beurteilen und zu gestalten?

„Die Geschichte dieser beiden kleinen, nicht mehr wachsenden Völkerschaften darf, soviel sie überhaupt aufgestellt ist, als bekannt vorausgesetzt werden. Der Sprache nach sind die Letten den Litauern, die Esten den Finnen verwandt, während sie zueinander keinerlei verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen haben und es für sie außerhalb der Heimat keine Volksgenossen gibt, zu denen es sie hindrängte oder die sie als ‚unerlöste Brüder‘ ansehen könnten. Es kann wunderbar und von gewissem Standpunkte beklagenswert erscheinen, daß diese Völkersplitter inmitten der ihnen so überlegenen deutschen Kultur nicht längst schon völlig, auch sprachlich, in diese aufgegangen sind. Wir sehen hier davon ab, die Ursachen für die Tatsache, daß Letten und Esten ihre Sprache bewahrt haben und sich daher als Volk fühlen, des nähern zu untersuchen, wollen aber darauf hinweisen, daß in dieser Tatsache doch auch Momente enthalten sind, deren richtige Einschätzung nur aus tieferem Einblick in den geschichtlichen Werdegang und aus dem Vertrautsein mit dem Volkscharakter, wie er geworden, hervorgehen kann.

Von einer Übertragung deutschen Geisteslebens auf die vorgefundene Bevölkerung dieser Lande kann füglich erst vom Zeitalter der Reformation an die Rede sein. Erst von da ab beginnt hier, wie auch anderwärts, der Volksunterricht Gegenstand des öffentlichen Interesses und der staatlichen oder kommunalen Fürsorge zu werden.

Nicht anders aber konnte dem neuen Geiste religiöser Vertiefung und Befreiung Eingang in das Dunkel des Volksgemüts verschafft werden, als vermittelst seiner Muttersprache, die allein befähigt ist, dem Volke verständliche Begriffe zu bilden und Lehre und Unterricht bis zu der Tiefe hinabzuführen, wo sie zu dauerndem Besitze werden. Es gab kein anderes Mittel der Aufklärung, als die Anwendung und den Ausbau der Volkssprachen. Es fand daher eine fortgesetzte Übertragung deutschen Denkens und Empfindens ins Lettische und Estnische statt, und während so diese Ursprachen Wachstum und Vertiefung erfuhren,

wurden sie gleichzeitig selbst von deutschem Geiste beseelt und erfüllt. — Wie weit das der Fall gewesen, dafür legen u. a. die evangelischen Gesangbücher ihr Zeugnis ab, in denen es ausschließlich nur vortreffliche Übersetzungen der deutschen Kirchenlieder gibt, unter denen die Luther- und Kernlieder ein ebensolches Volkseigentum der Letten und Esten geworden sind, wie sie es für uns Deutsche sind. Ganz ebenso verhält es sich mit Bibel und Katechismus, und auch die gesamte ältere lettische und estnische Literatur besteht entweder aus Übersetzungen deutscher Denker und Dichter oder ist von deutschen Verfassern für das Volk hergestellt. So haben Letten und Esten seit Jahrhunderten die deutschen Geistesfrüchte in sich aufgenommen und in ihren von Deutschen erst dazu befähigten Sprachen zu ihrem Volksschatz gemacht. Als solcher aber bildete er den stärksten Schutz und Wall gegen die immer wieder erneuten und dringender werdenden Russifizierungs- und Gräzisierungsbestrebungen von Osten her und erhielt das Volk in der Geistesrichtung, die ihrem Ursprung und Wesen nach die evangelisch-deutsche war und blieb. Das hierzu in Widerspruch sich setzende Jungletten- und Estentum stellt nur eine Episode dar, wie sie bei unselbständig gewesenen Völkern in einem bestimmten Entwicklungsstadium vorkommt und wie sie hier im Schneidepunkt verschiedener Nationalitäten durch Verhetzung und verkehrte Behandlung künstlich erweitert und vertieft worden ist. Trotz aller zeitweilig gewollten und hervorgekehrten Gegensätzlichkeit gegen alles Deutsche, trotz alles Liebäugelns der Volksführer mit dem die Staatsautorität repräsentierenden Russentum bleibt die Wahrheit bestehen, daß die lettische wie estnische kulturelle Entwicklung sich auf dem Grunde deutschen Geisteslebens vollzogen hat; diese Wahrheit kann wohl verleugnet, aber nicht aufgehoben werden. Man betrete welches Gebiet man wolle: das der Religion, der Sitte, des Rechts, des Familien- und Wirtschaftslebens, überall wird man sie bestätigt finden. Hierauf gründet sich denn auch die Zuversicht der Deutschbalten, daß das völlige Deutschwerden auch der anderssprachigen Landsleute sich zwanglos, aus innerer Nötigung in relativ kurzer Zeit vollziehen werde.

Die auf dieses Ziel hin zu richtenden Maßnahmen müssen freilich dem alten Leitspruch folgen: Suaviter in modo, fortiter in re. Namentlich wird das für die Kolonisations- und Schulpolitik zu gelten haben. Ein Ankauf auch bäuerlicher Ländereien zu Kolonisationszwecken im Wege freier Vereinbarung wird in großem Maßstabe möglich sein, da viele der jetzt nach Rußland vertriebenen Bauern entweder nicht mehr zurückkehren dürften oder — zurückgekehrt — nicht mehr in der Lage sein werden, ihre zerstörten und von allem Wirtschaftsinventar entblößten Bauernhöfe in erneute eigene Bearbeitung zu nehmen. Ein solch freihändiger Ankauf von Kolonisationsland ist jeder Art von Zwangsenteignung bedeutend vorzuziehen, die namentlich, wenn sie aus nationalpolitischen Gründen erfolgt, den Anlaß zu Erbitterung und das Mittel zu agitatorischer Verhetzung abgeben würde.

In der Schulfrage sollte u. a. noch die Marschroute sich dahin bestimmen, daß in der Volksschule die Anwendung der Muttersprache der Kinder für den Elementarunterricht und namentlich für Religion nicht ausgeschlossen, sondern zugelassen werde, um das wirkliche Verständnis der Schüler für den Lehrstoff und die allmähliche Überleitung zur deutschen Unterrichtssprache in den höheren Klassen und Schulen sicherzustellen. Selbstredend bildete das Deutsch auch hier schon einen obligatorischen Unterrichtsgegenstand. So angezeigt die möglichste Schonung des natürlichen und berechtigten Volksempfindens durch Vermeidung jeder vom Zweck nicht absolut geforderten Härte im Tempo und in der Art der Ausführung erscheint, so wenig dürfte ein Paktieren mit denjenigen Elementen zweckfördernd sein, die sich zur Rolle der Volksführer in nationalistischem und sozialistischem Geiste berufen wähnen, und die sie bereits früher schon gespielt haben.

Die richtige Unterscheidung zwischen diesen ‚Volksvertretern aus eigener Berufung‘ und dem Volke selbst, wie es in Wirklichkeit ist und seinen nächstliegenden Interessen materieller und ideeller Art nachlebt, wird viel dazu beitragen, Fehler in der Art des

Vorgehens zu vermeiden und die Erkenntnis bei Letten und Esten zu erwecken, daß die große Wendung ihres Geschickes für sie nichts anderes bedeutet, als den Übergang zu einer höheren Kultur, deren Grundlagen sie bereits in sich tragen, und die den einzig möglichen und natürlichen Fortgang auch ihrer Höherentwicklung in geistiger, sittlicher und wirtschaftlicher Hinsicht darstellt. Sie werden Deutsche werden, vielleicht mit einer noch längere Zeit erkennbaren besonderen Färbung, aber das braucht ihren Wert für das Deutschtum als Ganzes nicht zu mindern, dessen schon vorhandener Reichtum an innerer Mannigfaltigkeit seiner Einheit und Kraft keinen Abbruch getan hat.

Der lettische und estnische Volksstamm aber wird seine geschichtliche Bestimmung erfüllen, wenn das deutsche Pfropfreis auf ihm zur vollen Entfaltung gelangt."

Baltische Zukunftsgedanken! — ?



Reklame und Literatur

Unter diesem Titel weist Dr. Joseph Froberger in der „Bücherwelt" auf die Macht hin, die im modernen Literaturleben „immer einflußreicher in die Erscheinung tritt, eine Macht ungeistigen Ursprungs und ungeistigen Wesens, die mit Mitteln arbeitet, die nichts Geistiges an sich haben, und die trotzdem zur Herrscherin im Reiche geistigen Lebens geworden ist. Diese Macht ist allmählich so gewaltig geworden, daß sie wie eine finstere Wolke über den Höhen geistiger Arbeit steht und drohend ihre Schatten stets weiter wirft. Es ist die Macht der mit finanziellen Mitteln arbeitenden Reklame auf dem Gebiete der Literatur und zum Teil auch schon auf dem der wissenschaftlichen Arbeit. Es ist der mit allen Künsten neuzeitlicher Organisationskraft sich kundgebende Trieb, die Erscheinungen künstlerischer und geistiger Art auf dem Literaturmarkte zur Ware zu gestalten, die in gleicher Weise wie jede andere Ware stofflicher Art den ehernen Gesetzen unseres materialistischen Wirtschaftslebens, den Gesetzen von Angebot und Nachfrage, ohne Rücksicht auf inneren Wert und ohne Rücksicht auf Wohl und Weh der Menschheit unbedingt unterstehen muß. Die finanziell gekräftigte Reklame ist für den modernen Literaturbetrieb zu einer ungeheuren Gefahr geworden, über deren Größe man sich nach den Erfahrungen der letzten Jahre keinen schönfärbenden Vorstellungen mehr hingeben darf.

Als typisch wirkt die reklamenhafte Ankündigung und der Vertrieb des nachgelassenen Romans ‚November' von Gustav Flaubert durch den Verlag von Kurt Wolff in Leipzig. Es handelt sich um einen Jugendroman des französischen Dichters, der in Frankreich erst kurz vor dem Kriege bekannt wurde. Flaubert hat selber diesen Roman nicht veröffentlichen wollen, weil er sich offenbar darin ungesunde Jugendstimmungen von der Seele geschrieben hatte, die er nicht für die Veröffentlichung bestimmte. Auf jeden Fall ist der literarische Wert noch lange nicht groß genug, um das nötige Gegengewicht zu geben für die unbeschreiblichen sittlichen Gemeinheiten dieses Erzeugnisses. Außerdem nimmt es sich gegenüber all den Plänen und hochtrabenden Vorschlägen zur ‚Erneuerung' des deutschen Geistes unserer Literatur höchst sonderbar aus, wenn gerade in der heißesten Periode des großen Weltkrieges dem deutschen Volke diese Übersetzung eines unsittlichen französischen Romans in den höchsten Tönen angepriesen wird. Oder sollte einmal in besonders herausfordernder Weise gezeigt werden, was man dem dummen deutschen Michel alles zumuten darf! Sollte der durchschlagende Beweis erbracht werden, daß die modernen finanziellen Beherrscher der Literatur in Berlin, Wien und Leipzig sich keinen Deut kümmern um die seelischen Bedürfnisse des deutschen Volkes, sondern nach Lust und Laune vorschreiben, was es lesen und was es bewundern soll: Wenn eine solche Machtprobe wirklich geplant war, so ist sie diesen Leuten in glänzendem

Maße gelungen; in solchem Maße, daß sie über die wenigen Stimmen unabhängiger Kritik die Lauge ihres unverschämten Witzes ausgießen können. Das Literarische Zentralblatt hatte es nämlich tatsächlich gewagt, gegen den Stachel zu lecken, indem es eine sachlich äußerst scharfe Abwehr gegen diese neueste Zumutung veröffentlichte. Der Verlag Kurt Wolff setzte sich fröhlich darüber hinweg, indem er im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel (30. Dezember 1916) die Kritik des Literarischen Zentralblattes den begeisterten Stimmen einer Reihe anderer Blätter, wie der Wiener Zeit, des Leipziger Tageblattes und des Berliner Börsenkuriers gegenüberstellte. Der Verlag schien dabei von jenem sittlich so erhabenen Grundsatz auszugehen, daß eine Kritik, wie die des Zentralblattes gegen die Unsittlichkeit des vorliegenden Werkes, nur dazu beitragen könne, die Absatzmöglichkeiten in gewissen Kreisen zu steigern. Die geschäftliche Spekulation auf die niedrigen Instinkte eines gewissen ausgedehnten Publikums ist der abstoßende Grundton solcher berechneter Übungen. In der erwähnten Nummer des Börsenblattes widmet der Verlag Kurt Wolff der Reklame für den Roman ‚November' nicht weniger als volle drei Seiten, wozu noch eine vierte Seite für den Verlag im allgemeinen kommt. Auf der einen dieser drei Seiten wird mitgeteilt, daß der ‚Verlag dem deutschen Buchhandel als Neujahrsgruß 1917 einen Sonderdruck des Romans »November« widmet' und daß ‚zweitausend Exemplare als Geschenk für diejenigen Firmen bestimmt sind, die sich in ganz besonderem Maße für den Verlag verwandt haben und verwenden'. Man sieht, wie alles dafür getan wird, um den Buchhandel und die Öffentlichkeit so lange zu hypnotisieren, bis alles mit starren Augen auf den in blendenden Lettern erscheinenden Romantitel ‚November' blickt und gleichsam vom Zwange getrieben das Buch schließlich kaufen muß. — — —

Was ist ferner im Laufe des Krieges nicht alles als ‚Feldausgabe' für unsere armen Krieger, die in den furchtbaren Schützengräben dem Tod ins Auge schauen, hergestellt worden! Da war es z. B. das widerliche Buch von H. H. Ewers, Die Alraune, das dieser Ehre teilhaftig wurde. Ein schärferer Gegensatz zum Ernste unserer Zeit läßt sich überhaupt nicht denken als dieses bis zur körperlichen Übelkeit abstoßende Machwerk, das eine Mischung von sexueller Perversität, von blutrünstiger Phantasie und wüster Verzerrung religiösen Lebens ist. Jeder ehrliche Deutsche empfindet einen Ingrimm ohnegleichen über dieses schamlose Gebaren, über diese Verbrechen gegen die Ehre des deutschen Volkes, über diese entsetzliche Gefühllosigkeit gegenüber der Not der armen Dulder an den blutigen Schlachtfronten, wo es jede Stunde gilt, bereit zu sein auf den bitteren Tod. Leider hat man in weitesten Kreisen des deutschen Volkes schon längst die Empfindung verloren für den Maßstab, mit dem solche Dinge eigentlich gemessen werden sollen. — — —

Wenn man sieht, wie bis weit hinein in die besetzten feindlichen Länder Bahnhofsbuchhandlungen und Feldbuchhandlungen überall den gleichen tödlich einförmigen Stempel tragen, den ihnen die bekannten Berliner den Buchhandel beherrschenden Großfirmen aufgeprägt haben, den z. B. die Sammlung von Ullstein mit ihren zum Teil ganz minderwertigen, zum Teil nur einen verstümmelten Inhalt wiedergebenden Bändchen dort im Vordergrunde steht; wenn man sieht, in welch empörend einseitiger Weise das geistige Leben Deutschlands hier in die Erscheinung gebracht wird, dann empfindet jeder aufrechte Deutsche einen schneidenden Schmerz in der Seele über solche Zustände des von jüdischer Betriebsamkeit unterjochten deutschen Schrifttums. Von verschiedenen Seiten wurde einwandfrei festgestellt, daß die große Mehrheit der Feldbuchhandlungen in den Kriegsgebieten des Westens von den Firmen Stilke, Hillger und Ullstein vollständig beherrscht wird. — — —

Diese unwiderstehliche Macht der modernen Reklame bedeutet natürlich den **Tod aller ernsten Kritik**, soweit der lähmende Bann dieser Einflüsse sich erstreckt. Man hat ja in den letzten Jahrzehnten genügend bemerken können, wie eine gewisse Berliner Kritik im ganzen Reiche an zahlreichen Stellen ein verblüffend getreues Echo findet, wie große Städte des Reiches fast zu geistigen und literarischen Filialen Berlins geworden sind, wobei sich besonders

die sozialdemokratische Presse durch eine geradezu sklavische Folgsamkeit auszeichnet, was übrigens bei den bekannten jüdischen Einflüssen in dieser Partei gar nicht so verwunderlich ist. Allerdings ist es eine ganz merkwürdige Ironie der Tatsachen gegenüber gewissen auf die Täuschung der ganz dummen Volkskreise absehenden Programmen, wenn gerade jene Partei, die angeblich die kapitalistischen Hochburgen brechen will, auf geistigem Gebiete und in der Literatur nicht nur willfährig nach der kapitalistischen Pfeife tanzt, sondern noch freudig dazu beiträgt, um diese kapitalistische Beherrschung der Literatur nach Kräften zu unterstützen und in ihren Volksbibliotheken zu organisieren. Die in Worten kaum zu schildernde Tragweite der Irreführung der deutschen Öffentlichkeit, die sich hier vollzieht, ist eine der bittersten Erscheinungen unserer Zeit, die auch auf gewisse politische Beziehungen und Wühlereien düstere Lichter wirft. Du armes deutsches Volk, wie bist du nicht zu einem wehrlosen Spielball von Taschenspielern geworden, die dich um dein Bestes betrügen, um Religion, deutsche Treue und christliche Sittlichkeit, um geistigen Idealismus, um angestammte Reinheit des Familienlebens, um die Seligkeit der Kinderseele und den Frieden des Greisenalters, um dein ganzes inneres Glück!"



Zur Kunstversteigerung Kaufmann

Berlin bläht sich vor Stolz: es hat wieder einmal ein Höchstmaß aufgestellt und hat mit einem Ergebnis von fast 13 Millionen Mark (einschließlich des zehnprozentigen Aufschlages) das größte Ergebnis erzielt, das bislang bei einer Kunstversteigerung verzeichnet wurde. Auch wer in die von manchen Seiten als übertrieben bezeichnete Einschätzung der Galerie Kaufmann einstimmt, muß dieses Ergebnis als unsinnig hoch bezeichnen. Wenn z. B. für ein Paar spanischer Barocklehnstühle noch am letzten Tage einmal 34000 ℳ und einmal 40000 ℳ bezahlt wurden, so wirkt das bei aller Anerkennung von Liebhaberwerten als unsinnig und krankhaft.

Das „Krankhafte" kann auch in Zeitumständen liegen, wie denn eingestandenermaßen die unerhörte Preistreiberei im Kunsthandel auf das Bestreben der Kriegsgewinnler zurückzuführen ist, Kapitalien in einer schwer zu belangenden Form anzulegen. Diese Preistreiberei beschränkt sich keineswegs auf die Versteigerungen, es werden jetzt überhaupt im Kunsthandel zuvor unerhörte Preise gezahlt. Vor allem werden gegenwärtig in Deutschland französische Bilder zu Riesenpreisen gehandelt. Die Bilder sind Spekulationspapiere. Man ist überzeugt, mit ihnen sicherer zu gehen, als mit den bei der ungewissen Zukunft allen möglichen Schwankungen ausgesetzten Werten der Industrie oder der Staatspapiere. So ist es denn auch Tatsache, daß bei den letzten Versteigerungen keineswegs bloß die Kriegsgewinnler beteiligt waren, sondern auch die bekannten älteren Sammler, die Museen und vor allem der Kunsthandel selbst. Daher mag es auch kommen, daß selbst jene, die diese Preissteigerung unsinnig und sachlich unbegründet finden, sie doch als ein nun einmal Gegebenes und Unabänderliches hinnehmen.

Sehr bezeichnend ist dafür ein Artikel Fritz Stahls im „Berliner Tageblatt" (7. Dez., Abendausgabe), worin festgestellt wird, daß man bei den Ergebnissen der Versteigerung kein Urteil so häufig gehört habe wie das Wort „Irrsinn". „Diese übereinstimmende Meinung aller Sachverständigen, die sogar die Veranstalter teilten, wenn sie auch die Verirrung mit freundlicher Nachsicht hinnahmen, — diese übereinstimmende Meinung hat auf die Preisbildung auch nicht den geringsten Einfluß gehabt. Fast könnte man glauben, sie habe die Kaufgier noch angespornt. Es bleibt also nichts anderes übrig, als sich mit den neuen Preisen abzufinden. Die Versteigerung der Sammlung Kaufmann hat auch der Hoffnung ein Ende ge-

macht, es handle sich nur um die Protzerei neuer Reicher. Hier haben fast nur die Museen, die alten Sammler und ihre Vertrauensmänner geboten, auf Werke, die weder durch allbekannte Namen noch durch pompöse Erscheinung locken, sondern deren Wert sich nur dem Kenner offenbart. Diese Männer sind auf absehbare Zeit maßgebend. Und wenn sie entschlossen sind, die neuen Preise zu zahlen, so müssen die Käufer in allen Ländern mit, wenn nicht das freiwerdende Kunstgut nach Deutschland abfließen soll. Deshalb wird auch das Steigen der deutschen Valuta keinen wesentlichen Einfluß haben: Preise, die einmal erreicht worden sind, sind schwer herabzusetzen. Das werden wir beim Ende des Krieges schmerzlich erfahren. Und die sehr zahlungsfähigen Herren, die jetzt die hohen Preise gezahlt haben, haben ein Interesse daran, daß das Niveau nicht sinke."

In der Tat haben bei der Kaufmann-Versteigerung die bekannten Kunsthändler Graupe (Berlin), Drey (München), Goldschmid (Frankfurt), Reiling (Mainz), Rosenbaum (Frankfurt) einen großen Teil erworben, in der bestimmten Absicht und Zuversicht, die Stücke noch teurer weiter zu veräußern. Vielleicht allerdings ist der Erwerb durch Kunsthändler auch nur im Auftrage von (z. T. ausländischen) Käufern geschehen, die im verborgenen bleiben wollten. Jedenfalls muß angesichts dieser Tatsachen jeder Vernünftige zugeben, daß eine starke Besteuerung dieser Art von Kunsthandel ein Segen wäre, und unsere Steuerbehörde sollte ein genaues Augenmerk darauf haben, wohin die Bilder gehen, um so zu wissen, wo der Reichtum sitzt.

In einem Bericht der „Frankfurter Zeitung" (Nr. 340, 2. Abendblatt) heißt es: „Den schwersten Stand hatten die Museen, die kaum noch als Käufer größerer Objekte in Betracht kommen. Bezeichnend war es, wie Poppelreuter, der Direktor des Kölner Wallraff-Richartz-Museums, immer wieder um die alten Kölner Meister bot und immer vergeblich. — Als für 310000 ℳ für die Münchner Pinakothek das ‚Schlaraffenland' von Breughel ersteigert wurde, gab es eine charakteristische Demonstration. Das Publikum, das die kostbarsten Werte an den Handel und in Privatbesitz übergehen sah, klatschte Beifall." Es sind ja in der Tat nur ganz wenige Stücke in den Besitz von Museen gelangt. Nun bin ich selber immer dafür eingetreten, daß bedeutende Kunstwerke, wenn irgend möglich, an dem Orte bleiben sollen, für den sie ursprünglich geschaffen worden sind. Es ist das einzige Mittel, ein wirklich kräftiges Kunstleben zu erhalten, das durch die Aufhäufung des Kunstbesitzes in den Museen niemals gefördert wird. Aber wenn einmal diese Lostrennung des Kunstwerkes von der ursprünglichen Stätte erfolgt ist, so ist die einzig richtige Aufbewahrungsstätte das Museum, weil es da doch wenigstens einigermaßen der Allgemeinheit wieder zugänglich wird.

So scheint es denn, als ob Fritz Stahl recht habe, wenn er an der angeführten Stelle fordert, daß wir beizeiten einer Folge der neuen Kunstpreise ins Auge sehen, die nicht ausbleiben kann. „Ist dem so, dann muß man beizeiten einer Folge der neuen Kunstpreise ins Auge sehen, die nicht ausbleiben kann. Die deutschen Museen, wie sie heute dotiert sind, können auf dem Kunstmarkt, der jetzt Tatsache geworden ist, so gut wie gar nicht mehr kaufen. Selbst die Berliner Museen, die in einer verhältnismäßig günstigen Lage sind, werden durch den Stand der Dinge ernsthaft bedroht. Anderen Sammlungen, die in verschiedenen Städten mit Glück begonnen haben, die besondere Kunst einer Landschaft und die ihr verwandte zu vereinigen, ist jede Weiterarbeit unmöglich gemacht. Sie werden ja in Zukunft mit sehr wenig Geld auskommen, wenn sie nur die Reisekosten bezahlen, die ihren Direktoren erlauben, zuzusehen, wie die Stücke, auf die sie Wert legen, vor ihrer Nase im Privatbesitz verschwinden. Aber es kann wohl nicht ihr Sinn sein, daß dieser im Augenblick bestehende Zustand sich verewige. Deshalb ist es unvermeidlich, daß die Ankaufsfonds aller Museen, die lebendig erhalten werden sollen, den neuen Verhältnissen des Kunstmarkts entsprechend vergrößert werden. Es ist gewiß nicht leicht, Regierungen und Stadtbehörden gerade jetzt eine solche Belastung ihres Haushaltes zuzumuten. Auch der Ästhetiker, der ‚bekanntlich' weltfremd ist, ist sich dessen

wohl bewußt. Und doch muß es sein, wenn nicht unwiederbringliche Gelegenheiten verpaßt werden sollen. Es ist ja klar, daß die hohen Preise eine Bewegung des Kunstgutes hervorbringen, wie sie sonst nicht erhört war. Und diese Bewegung sollte vorübergehen, ohne daß die öffentlichen Sammlungen, die natürlichen Bewahrer, davon Nutzen ziehen könnten?! Das darf unter keinen Umständen geschehen."

Ich bin aber doch der Überzeugung, daß es noch andere Mittel gibt, und daß man nicht einfach die jetzigen Verhältnisse als für die Dauer gegeben anzusehen braucht. Freilich darf man dann diesen Krankheitsprozeß nicht ungehindert weiter wuchern lassen. Der kürzlich im Abgeordnetenhaus eingebrachte Antrag, der Ausfuhr deutschen Kunstgutes einen Riegel vorzuschieben, wird allerdings nicht viel helfen. Viel wirksamer wäre eine starke Besteuerung des Kunsthandels, soweit er Werke verstorbener Meister betrifft, und eine besonders strenge Überwachung der Kunstversteigerungen. Unlängst schon hat, wie die „Kunstchronik" berichtet, bei einer Berliner Versteigerung ein Polizeibeamter auf Grund einer alten Verordnung beanstandet, daß der Versteigerer selbst für Auftraggeber Gebote abgebe. Die „alte" Verordnung stammt übrigens erst aus dem Jahre 1902, steht zwar in jedem Versteigerungskatalog, wird aber nicht befolgt. Es ist doch ein offenes Geheimnis, daß die Preisbildung auf Auktionen auch sonst künstlich beeinflußt wird. Mit Hilfe von Strohmännern wird das Publikum zu übermäßigen Geboten veranlaßt, durch Händlerringe werden oft Scheinverkäufe bewerkstelligt, die in Wirklichkeit Rückkäufe sind, und sonst allerlei.

Einen großen Teil der Schuld an den jetzigen Zuständen trägt die Presse, die an der Hypnose des Publikums stark beteiligt ist. Es wird in einer Form für die Versteigerungen Stimmung gemacht, durch die die Kunstkritik zu einer Ablage des Reklameteils erniedrigt wird. Ein großtuerisches Ästhetengerede kommt hinzu. So steht in dem erwähnten Bericht der „Frankfurter Zeitung" der in seiner Protzigkeit kindische Satz: „Man kann nicht sagen, daß die Primitiven, die durch diese Versteigerung zu hohen Preisen gekommen sind, überzahlt worden wären; früher hat man sie eben nur zu niedrig eingeschätzt." Wenn übrigens, wie im Fall Kaufmann, unsere ersten Museumsbeamten den Katalog bevor- und damit den Kauf befürworten, werden sie auch ein Teil des Reklamebetriebs. Durch alles das ist es erreicht worden, daß Kunstgegenstände heute zum wüstesten Spekulationsobjekt geworden sind, und es widerspricht nicht nur einer gesunden Kunstpolitik, sondern auch einer vernünftigen Volkswirtschaft, dieses Treiben ungehindert weitergehen zu lassen.

Daß man keineswegs diese jetzigen Verhältnisse als dauernde anzusehen braucht, zeigt ein in seiner Wirkung geradezu groteskes Zusammentreffen. In der Nummer des „Berliner Tageblattes", die den angeführten Artikel von Fritz Stahl enthält, der die jetzigen „Irrsinns"-Preise als Regel annimmt und darum für unsere Museen erhöhte Mittel verlangt, folgt unmittelbar diesem Aufsatz eine kleine Notiz unter dem Titel: „Rückgang der Kunstversteigerungen in England". Danach überraschen die Preise, die bei der Versteigerung der Pembroke-Sammlung in London bezahlt worden sind, durch ihre auffällige Niedrigkeit. „Es scheint also in England das Interesse am Kunsthandel wesentlich zurückgegangen zu sein. Man hat den bestimmten Eindruck, daß das Fehlen der deutschen Händler auf der Auktion die Konkurrenz ausgeschaltet und die reguläre Preisbildung beeinträchtigt hat." Das ist schönstes Händlerdeutsch, und man kann auch gern glauben, daß unseren Händlern solche Tatsachen wenig in den Kram passen. Wahren Freunden der Kunst dürften aber die in London bezahlten Preise eher als „regulär" erscheinen, und wir sollten alles daransetzen, auch bei uns wieder Verhältnisse zu erzielen, bei denen sich nicht als regelmäßiger Kehrreim bei jedem bezahlten Preise das Wort „Irsinn" einstellt.

Karl Storck



Max Bruch

(Zum 6. Januar 1918)

Des nunmehr achtzigjährigen Meisters gedenken die meisten von uns, die wir der Musik nahe stehen, herzlich und in Dankbarkeit, denn Tausenden bereicherte dieser Künstler ihr Empfinden. Seien wir uns aber auch zu diesem Zeitpunkte des Gedenkens und des Rückschauens bewußt, daß ein kleinerer Teil unserer Musiker und Musikfreunde diesem Meister und seiner Kunst nur mit einer Art kühler, höflicher Achtung gegenübertritt. Bruchs Künstlerpersönlichkeit ist stark genug, die gegeneinanderziehenden Strömungen unserer Musikentwickelung sich an ihr brechen zu lassen. Sie selbst steht fest.

Was heute von den Musikern, die die geistige Führung für sich beanspruchen, geschaffen und angebahnt wird, liegt weitab und unvereinbar mit der Kunst jener Musikergeneration um und nach Mendelssohn und Schumann, als deren letztes bedeutsames Glied Max Bruch noch heute lebt und schafft. Hier einen vermittelnden Standpunkt einnehmen zu wollen, das wäre standpunktlos. Wer die echt künstlerischen Züge der Sprache Bruchs, mögen sie auch mehr ererbt als in heißem Emporringen der eigenen Persönlichkeit erworben sein, klar kennt und fühlt, muß sich auch des tiefen Abstandes zwischen dieser Formsprache und dem erregten, suchenden Gestammel traditionsloser Neutöner bewußt sein. Wem Popularität nicht unbedingt ein Zeichen für Flachheit ist, der wird darüber nachdenken müssen, worin denn solche, von unsern Fortschrittsmännern nicht minder heiß, aber vergeblich erstrebte Publikumserfolge ihren Grund haben. Und da wird man in Bruchs Kunst Werte finden, deren Verlust das Hauptkennzeichen der Lebensschwäche unserer modernen Musik ist. Dort eine Kunst, technisch reif nach guter Meister Art und mit hoher Wirkungsfähigkeit begabt, hier ein Aufgeben all der bewährten Formfaktoren und zugleich damit ein erschreckender Verlust der Fähigkeit, dem musikfreudigen Liebhaber unserer Zeit das Herz zu bewegen. Dem liegt ein schwerer, erst in Zukunft heilbarer Riß in dem Gefühlsleben unserer Zeit und seinem musikalischen Ausdrucke zugrunde.

Fragt man: Wer spricht überredender zu den Menschen von heute, Bruch oder die Modernen?, so kann kein Zweifel sein, wem der Vortritt gebührt. Unsere Geiger greifen nach keinem Werke der nachklassischen Violinliteratur so gern und oft, als nach den beiden ersten Violinkonzerten Bruchs. Als Chorkomponist macht ihm keiner heute die führende Stellung streitig. Damit ist aber die Bedeutsamkeit Bruchs auch umschrieben, denn in seinen nicht zahlreichen Werken der Kammermusik, für das Klavier und im Liede gibt der Meister — wenn auch nicht Unpersönliches, dennoch nicht genug, als daß es sich neben den Werken halten könnte, die hier von älteren Meistern geschaffen wurden.

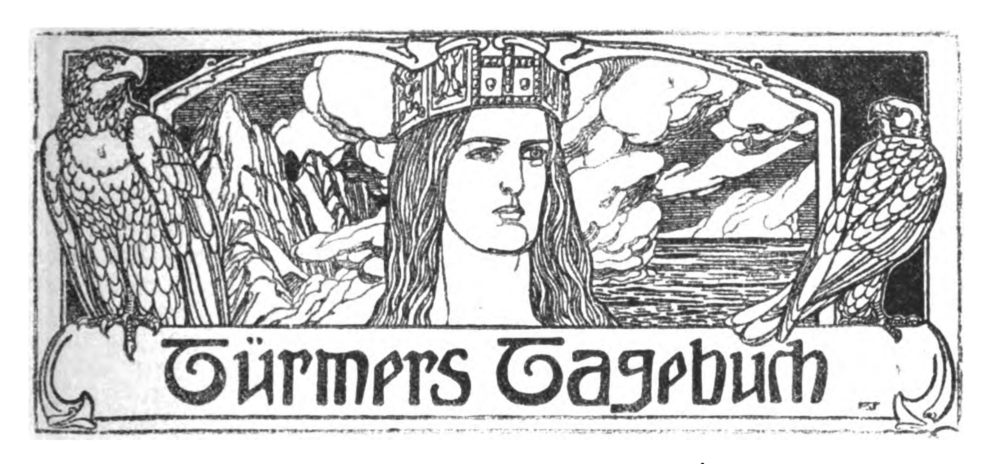
Das liegt daran: Bruch ist eine Bühnennatur, ein Künstler, der mehr in die Breite als in die Tiefe wirkt. Seine Violinkonzerte gerieten ihm zu unverwüstlichen Zugstücken, seine Kammermusik nur zu gediegenen Künstlerarbeiten. Er erreicht die eindrucksvollsten Momente seiner Oratorien dort, wo zur Opernszene nur noch der Bühnenrahmen und der kostümierte Spieler fehlt. Ein Seelendeuter im Sinne unserer großen Musiker ist er nicht, denn er lebt und fühlt nicht in den Tiefen, aus denen die Musik jener Großen quillt. Die Volkstümlichkeit und Allgemeinverständlichkeit seiner Musik sind Bedingungen ihrer Überzeugungskraft für Tausende von Menschen und für lange Jahrzehnte; hier liegen aber auch zugleich die Ursachen für eine gewisse Zurückhaltung derer, die Tieferes oder auch nur Differenzierteres und Raffinierteres einer Musik zu entnehmen wünschen. Solch Gefühl einer gewissen Unbefriedigtheit, das man sich gegenüber so viel künstlerischer Kultur und warmem Temperamente kaum eingestehen möchte, liegt in dem begründet, was naturnotwendig das Kennzeichen einer jeden verklingenden Kunst ist: in ihrer Naturfremdheit, Mangel an Naturfrische, in ihrer Kostümiertheit. Nur der Reiz einer außergewöhnlichen genialen Persönlichkeit läßt solche Überreife ver-

gessen, und auch nicht für die Dauer. Wir hungern heute alle nach einer naturfrischen, naiv-starken Kunst. Darum kehren wir immer häufiger und länger bei älteren Epochen ein, die uns eine Schönheit unberührt noch von Romantik bieten. Über die Romantik müssen wir jetzt hinaus. Geboren aus dem Überdruß einer älteren, ungesunden, völlig unsentimentalen, schließlich aber sich verspielenden und verschnörkelnden Weltanschauung, die im Barock und Rokoko sich künstlerisch aussprach, brach sie mit ähnlicher Gewalt, wie ihre soziale Schwesterbewegung, die große Revolution, aus den Menschenseelen hervor, sprach bald alles Tiefste und Innigste in Worten und Tönen aus und begann dann auch ihrerseits wieder zu kränkeln, je mehr sie sich aus dem Reiche der großen Naturgefühle in die Nebengebiete kleinlicherer Gefühle verlor oder (in der Musik) immer gröbere sinnlich stoffliche Wirkungen aus außermusikalischen Programmen zu ziehen trachtete. Je mehr sich die romantische Kunst kostümierte, um so lebensfremder, naturärmer ward sie. Das meiste in der romantischen Kunst des ausklingenden 19. Jahrhunderts ist eine Kostümkunst. Aber auch hier gibt es noch Abstufungen in der Innigkeit und Echtheit, mit der sie zugleich im Leben und in der Natur wurzelt. Das Kostüm des Romantikers Bruch erscheint manchem heute verblaßt, stärker als das weit dekorativere Wagners, dem das Kostüm aber auch naturnotwendigerer Ausdruck seiner flammenden, sein Künstlertum trübenden Sinnlichkeit war. Davon ist Bruch weit weniger berührt, und er gestaltet seine musikalischen Gesichte mehr mit der Gelassenheit eines Düsseldorfer Historienmalers, auch dann, wenn er dramatisch erregte Szenen gibt. So ist es ihm auch gleich, in welche Vergangenheit er hinabsteigt, denn ein innerlichstes Müssen drängt ihn dabei nicht, und er hat Hellas, den Norden, die deutsche Vergangenheit und das Volk Israel mit gleicher Bereitwilligkeit besucht und besungen. Alle solche in den Zungen fremder Völker und Menschen redende Kunst gerät leicht formelhaft und ermangelt des heißen Atems und der packenden Gebärde eines zunächst aus den Tiefen des eigenen Erlebens getränkten Gestaltens, für das die historische Kostümierung nur die Bedeutung einer zarten farbigen Tönung hat. Wir sind wohl farbensatt geworden, mußten es nach so viel Farbenüberschwang werden und sehnen uns nach einer neuen Herbigkeit, nach Kunstwerken, aus denen ein möglichst unhistorischer, kostümloser, nur seelisch ergreifender Inhalt spricht, der einen neuen, farbig gedämpfteren, zeichnerisch eindringlicheren Ausdruck mit sich führt.

Solchen Wünschen bequemt sich Bruchs Kunst nicht an, denn sie genügt sich, das etwas unwirkliche Land der Romantik zu durchstreifen, von dem uns Scheffel, Dahn, Freytag und ihr Kreis erzählten, das uns die Poeten jener Tage besangen und uns schließlich unerträglich machten. Diese Entwertung durch Dichterlinge in Wort und Ton hat uns auch die achtunggebietenden Künstler jener Stoffe entfremdet. Hat uns sicher etwas zu sehr vergessen lassen, daß sie doch auch Echtes und für Tausende Wertvolles darin gestalteten. Dieser Werte sich gern und freudig wieder bewußt zu werden, sei uns Max Bruchs achtzigster Geburtstag ein willkommener Anlaß. Daß sie weder in der Entwicklungslinie liegen, wie sie unsere Fortschrittler zeichnen, noch in der hier angedeuteten erneuten Hinwendung zu einer naturfrischen, gleichsam kostümlosen Kunst, das nimmt ihr nichts von der nachhaltigen Bedeutung, die sie für die Musikkultur der letzten fünfzig Jahre hatte und sicher auch noch für kommende Jahrzehnte behaupten wird.

Hermann Wetzel





Der Krieg

Haben wir Frieden mit Rußland, so sind wir im Osten entlastet; dann können wir endlich mit voller Wucht im Westen losschlagen, oder die Ententegenossen dort bekommen es jetzt mit der Sorge, zumal auch in Italien anscheinend die Krisis naht. So denkt die große Mehrzahl bei uns.

Nicht so Paul Rohrbach in der „Hilfe“. Er bezweifelt, daß es dem durchschnittlichen Beurteiler klar sei, was für einen Weg wir mit der Art unserer Friedenspolitik gegenüber Rußland gewählt und auf welche anderen Möglichkeiten wir mit der einseitigen und durchaus nicht von selber gegebenen Wahl, die wir trafen, verzichtet haben. „Allerdings, soviel ist richtig, daß wenn wir nicht weiter denken wollen als bis zur Entlastung unserer Ostfront, gleichgültig, welche zukünftigen Folgen aus der Art des Abschlusses dabei entstehen, der russische Friede an sich so bedenklich und gefährlich für später sein könnte wie er wollte — im Augenblick würde er uns die Hände für den Westen frei machen. Umgekehrt wäre es für die Entente kein großer Trost, selbst wenn sie uns jetzt eine, auf die Dauer betrachtet, schlechte russische Politik machen sähe, denn zunächst würde ihr ein deutsch-russischer Friede, wie immer er auch aussähe, gleich übel bekommen.

Trotzdem wird man nicht viel Worte darüber zu machen brauchen, daß, wenn es verschiedene Möglichkeiten der Friedenspolitik gegenüber Rußland für uns gibt, wir töricht wären, kurzsichtig und hastig den ersten besten Weg entlangzulaufen, der ins Freie zu führen scheint, und vor lauter Eile und Nervosität uns gar nicht erst umzusehen, ob wir nicht bei etwas mehr Ruhe festeren Boden, statt des schwankenden und zweifelhaften, finden. Wir haben uns als Partner zum Friedensschluß ohne viel Besinnen die Maximalisten gewählt, weil diese durch den letzten Putsch in Petersburg ans Ruder kamen und uns das Angebot machten. Niemand wird dafür sein, daß wir es hätten zurückweisen sollen. Man wird sich aber schon etwas wundern, daß unsere Unterhändler in Brest-Litowsk, und zwar merkwürdigerweise auch die militärischen, wie es scheint, gar nicht gewagt haben, den Maximalisten irgendwelche Forderungen zu stellen, die

uns schon beim Waffenstillstand Sicherheit dafür gaben, daß es nachher mit der Freiheit der Selbstbestimmung für die verschiedenen nichtrussischen Nationen, namentlich in der Nähe unserer Ostgrenze, wirklich ernst genommen werde. Ich fürchte, daß es hier noch zu Überraschungen kommt, die sich hätten vermeiden lassen, wenn man sich klar darüber gewesen wäre, wie wenig die Maximalisten es darauf ankommen lassen durften, daß die Verhandlungen in Brest-Litowsk scheiterten.

Die erste Folge davon, daß die Maximalisten ihre Stellung durch uns gestärkt sehen, ist, daß sie den Ukrainern mit Gewalt gedroht haben. Die Art, wie unsere maßgebenden Politiker (vor allen Dingen die Regierung, aber auch der Reichstag, der jetzt ja die Mitverantwortung über die auswärtige Politik übernommen hat) von Anfang an sich zur ukrainischen Frage gestellt haben, wird immer ein klassischer Beweis für die Oberflächlichkeit bleiben, mit der man im modernen Deutschland über die Dinge hinwegzugehen pflegt, in denen man keine ordentlichen Kenntnisse und keine Routine hat. Sie werden beiseite geschoben, als ob sie nicht vorhanden wären. Mit dieser talentvollen Methode kommt man solange aus, bis eines Tages das, was als nicht vorhanden behandelt wurde, auch für den Dümmsten sichtbar sich in die Höhe reckt und bedauert, sich nicht mit der Entschuldigung zufriedengeben zu können: ach, dich haben wir ja auf der Schule nicht gehabt!

Das maximalistische Ultimatum an die Ukraine bedeutet, daß die Ukrainer zwar das Recht haben sollen, sich Rußland gegenüber selbständig zu erklären, angeblich sogar bis zur vollen staatlichen Trennung, aber vorher müssen sie Bolschewiki werden! Die Ukraine als Staat darf nur als maximalistisch-radikale Republik existieren oder sie muß bei Rußland bleiben und sich von den russischen Bolschewiki nach deren allein selig machender Art mitregieren lassen. Dasselbe wollen die Bolschewiki in Finnland und in allen übrigen Fremdvölkergebieten, die nach Selbständigkeit streben.

Die Folge ist, daß die Fremdvölker jetzt anfangen, Bundesgenossen zu suchen und von Bundesgenossen gesucht zu werden. In der Ukraine gibt es eine starke republikanische Partei, und auch sozialistische Gedanken, namentlich unter den Bauern, haben dort Boden, aber vom Maximalismus will die große Mehrzahl der Ukrainer nicht viel wissen. Dieses Gewächs gedeiht so recht nur auf dem speziell moskowitisch präparierten Feld. Seine Heger und Pfleger sind übrigens zum großen Teil russische Juden, die ihre innere Entwicklung in Gemeinschaft mit der radikalen moskowitischen Jugend unter dem Druck und der Knute des Zarismus teils in Rußland, teils als Flüchtlinge im Ausland gehabt haben. Rein russischer Herkunft sind unter den Führern der Bolschewiki nur wenige, z. B. Lenin. Auch unter den russischen Unterhändlern in Brest-Litowsk waren die Nichtstatisten jüdisch-russischer Herkunft.

Mit der Herausbildung des Gegensatzes zwischen der Ukraine und den Maximalisten haben sich, wie es scheint, der Kosakengeneral Kaledin und sogar die mit ihm verbündeten Kadetten, trotz ihres im Innern anti-ukrainischen moskowitischen

Nationalismus, den Ukrainern genähert. Gegen dieses Bündnis richtet sich die wütende maximalistische Drohung: Ihr werdet totgeschlagen, wenn ihr mit den Feinden der Revolution konspiriert — erst müßt ihr maximalistisch sein, dann dürft ihr frei sein! Das versteht man nur dann richtig, wenn man bedenkt, daß die Maximalisten nicht russische Politik nach irgendeinem bisher verfolgten Prinzip machen, sondern Weltbefreier und Erlöser sein wollen. Sie zwingen den Völkern, ob jene wollen oder nicht, ihr Evangelium auf und sind dann bereit, sie in die Freiheit zu entlassen. Dabei wird bald genug auch unter den Maximalisten der moskowitisch-tatarische Charakterzug des Erobern- und Unterdrückenwollens zum Vorschein kommen, aber vorläufig gilt noch das Ideal der maximalistischen Freiheit. Natürlich haben sich, kaum daß der Spalt zwischen den Fremdvölkern, namentlich der Ukraine, und den Maximalisten sichtbar wurde, auch sofort die Engländer, Franzosen und Amerikaner sich an die Ukrainer herangemacht, und bieten ihnen Anerkennung und Unterstützung an, wenn sie helfen wollen, in Rußland die Sache der Entente zu führen. Der französische Botschafter in Petersburg z. B. hat der Ukraine eine Anleihe und allgemeine Finanzierung ihres neuen Staates angeboten, und Ententeoffiziere kämpfen mit den Ukrainern gegen die Moskowiter.

Die Genossen der Entente haben im Gegensatz zu unserer Politik des Nichtwissens und Nichtverstehens bald genug Fühlung mit den Fremdvölkern gewonnen. Sie erkannten, daß es nach Lage der Dinge in Rußland geboten war, mit allen dort vorhandenen, stärkere Kräfte darstellenden Faktoren zu rechnen. Sogar Finnland, das ursprünglich nur auf Deutschland hoffte und mit Deutschland zusammengehen wollte, scheint jetzt daran zu verzweifeln, daß die deutsche Politik von ihren maximalistischen Scheuklappen loskommen wird, und hat sich um Anerkennung nach Paris gewandt. Lenin hat erklärt, er werde eine bürgerliche Regierung in Finnland nicht dulden und er werde den Versuch der Finnländer, die russische Garnison aus Finnland zu entfernen, als einen Akt der Gegenrevolution niederschlagen. Danach erschien in der schwedischen Zeitung ‚Stockholms Dagblad‘ eine Mitteilung, die allgemein als offiziöse deutsche Kundgebung angesehen wird: Man erfahre von wohlunterrichteter Seite, daß in Deutschland die Bestrebungen Finnlands mit ‚Sympathie‘ verfolgt würden; eine ‚kluge‘ finnländische Politik werde auch die Anerkennung Rußlands finden, und die Lösung der finnländischen und der Aalands-Frage sei gemeinsam ‚von den drei Ostseemächten Deutschland, Rußland und Schweden‘ zu suchen. Man kann sich denken, wie diese kühltemperierte Eröffnung nach Lenins Worten an die finnländische Adresse dort wirkt. Man faßt sie mehr oder weniger als Abschüttelung auf und sagt sich halb verzweifelt: wenn uns Deutschland an die Maximalisten verweist, dann bleibt uns kaum noch etwas anderes übrig als die Entente, die ja auch in der neuen schwedischen Regierung (Branting!) Oberwasser hat . . .“

Rohrbach will immerhin eine leise Hoffnung nicht unterdrücken, daß unsere Unterhändler gegenüber den Maximalisten „noch irgendwelche guten Trümpfe

in Reserve halten". Es dürfte uns nicht mehr wundern, wenn unter diesen „Trümpfen" auch der „in Reserve gehalten" würde, von dem sich ein großes, national gerichtetes Blatt ein Verbrüderungsfest mit dauernden Freundschaftsbanden zu erwarten scheint. Nämlich: „Die dankbare Psyche des großen Slavenvolkes"! Auch die gegenwärtige russische Regierung werde (!) anerkennen, daß sie „ohne die Schläge gar nicht vorhanden wäre, mit denen die deutschen Heere eine korrupte Staatsorganisation fortfegten ... In dieser größten Not, in der Rußland sich ja befand, sind wir für einen gerechten Frieden und bereit, unsere gar nicht abschätzbaren Chancen im weiteren Kampfe auf dem Altar des Friedenstempels zu opfern". (E. Z. im „Berliner Lokal-Anzeiger" vom 24. Dezember.) Wenn das am grünen Holze geschieht!

Trefflich beleuchtet diese Art „politischen" Denkens Albert Klein im Dezemberheft der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift" (Berlin-Steglitz): Geradezu erschreckend hat dieser Krieg wieder gezeigt, wie rückständig, wie lächerlich harmlos unser Volk noch in politischen Dingen ist — trotz Bismarck! „Wie wäre sonst eine solche Führung der Reichsgeschäfte, solch eine Haltung der Volksvertretung, solch eine Stellung in den Kriegszielfragen möglich?

Selbstverständlich gibt es genug Männer in unserem Volk, die politisch denken, d. h. den richtigen Blick für das Wohl des Staates haben und den Willen, dies Wohl des Staates mit allen Mitteln des Möglichen zu erstreben, aber wie vielen oben und unten und in der Mitte fehlt dieser Blick und dieser Wille! Mit was für Mitteln sind bei uns politische Zwecke verfolgt worden, werden sie noch verfolgt! Was für politische Harmlosigkeiten laufen uns noch immer unter! Wie verständnislos stehen wir darum auch so vielem gegenüber! Weil unsere Politik überwiegend Gefühlspolitik ist, auch jetzt in diesem harten Krieg noch darum zum großen Teil diese Fehler, Enttäuschungen, Nackenschläge!

Zu dieser Gefühlspolitik gehörte es auch und gehört es leider noch immer, und zwar bei Regierenden und Regierten, daß wir die Dankbarkeit, die Dankbarkeit der Völker, in die Rechnung unserer Politik einstellen und daß wir Dankbarkeit sogar da erwarten, wo von Dankbarkeit gar keine Rede sein kann.

Daß die Engländer uns nicht dankbar waren für all unser Entgegenkommen und Zurückweichen, daß die Franzosen uns nicht dankbar waren für all unser Liebeswerben und all unsere Liebenswürdigkeiten (mußte doch Baron de Schoen immer der erste sein, dem uns so freundlich gesinnten Präsidenten der uns so freundlich gesinnten ‚großen' Republik das tiefste Beileid auszusprechen, wenn da irgendein Unglück geschehen war); daß die Amerikaner nicht dankbar waren für den Besuch des Prinzen Heinrich, den Bau des Prinzen Heinrich, den Bau der kaiserlichen Jacht auf einer amerikanischen Werft, für ... die irgendwo in die Ecke gestellte Statue des großen Friedrich, für die würdelose Umschmeichelung ihres großen Theodore (der uns jetzt das so reizend heimzahlt), für die Bevorzugung amerikanischer Multimillionäre, die uns mit ihrem Besuche beehrten (war doch jeder amerikanische Jachtbesitzer in der Kieler Woche eines Besuchs des deutschen Kaisers gewiß, mußte doch ein kommandierender General antreten,

irgendeinen grünen jungen Vanderbild zu begrüßen); daß Rußland nicht dankbar war für unsere freundliche Haltung und moralische Unterstützung im Krieg gegen die Japaner, für die Freundschaft, die unser Kaiser immer dem Schwächling auf dem russischen Thron bewies; daß Italien nicht dankbar war für unsere politische und wirtschaftliche Hilfe und für die Extratouren, die wir ihm mit Bülowschem Lächeln freundlichst gestatteten — man könnte die Reihe so ziemlich bei allen inzwischen gegen uns Kriegführenden und auch den noch neutralen Staaten beliebig fortsetzen —, das wollte vielen doch gar nicht in den Sinn.

Gewiß: hier hätten wir Dankbarkeit erwarten können — wenn es so etwas in der Politik, im Leben der Völker überhaupt gäbe, und da nicht ganz andere ‚realere' Dinge das erste und letzte Wort sprächen. Aber wir erwarten Dankbarkeit auch da, wo von dieser höchst unpolitischen Tugend gar keine Rede sein konnte.

Waren wir nicht empört und sittlich entrüstet über Japans und der Buren Undankbarkeit? Und den Japanern hatten wir doch im Bunde mit Rußland und Frankreich einen Frieden von Shimonoseki bereitet, es um die Frucht seines Sieges über China, um das heißbegehrte Port Arthur, gebracht, und weiter seine Rachsucht aufgestachelt mit seinem Bilde: ‚Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!' — was verschlug es demgegenüber, daß wir ihm Ärzte und Professoren gegeben, ihm militärisch und kulturell aufgeholfen, seine Studenten und Ingenieure bereitwillig bei uns aufnahmen? Das ließen sie sich alles gern gefallen, aber das politische Schuldkonto wurde dadurch in nichts geändert. Und den Buren hatten wir doch trotz des Krügertelegramms, als sie nun drin saßen, nicht geholfen, und der alte Ohm Paul durfte nicht einmal als Bittflehender vor dem offiziellen Deutschland erscheinen, und jener Brief an den englischen Lord enthüllte noch Jahre nachher dem geschlagenen Volke, wem sie ihr endliches Schicksal eigentlich zu danken haben sollten. Und da sollten wir auch noch Grund zur Dankbarkeit bei den Buren haben?

Wohl aber hätten wir Grund, uns über manches zu besinnen, was wir getan und nicht getan, und für die Zukunft daraus zu lernen. Oft aber sieht es auch heute noch so aus, als hätten wir auch darin nichts gelernt und vieles vergessen. Siehe das neueste Experiment mit Polen! Und auch diese neueste Erfahrung mit der schönen Dankbarkeit der edlen Polen scheint uns den frommen Glauben, ‚daß Dankbarkeit auf Erden nicht ausgestorben sei', nicht rauben zu können: versuchen wir's doch wieder mit Rußland — und muß man doch manchmal fürchten, wir wollen es selbst mit Frankreich und womöglich auch mit England noch versuchen.

Es ist bekannt, wie Bismarck über die Dankbarkeit in der Politik dachte, wie er die eigentlich selbstverständliche Wahrheit seinen Deutschen einzuhämmern suchte, daß in der Politik nur das Interesse des eigenen Volkes mitzusprechen habe. Aber die neue Staatsweisheit war auch darin über die alte hinausgewachsen. Bismarck war auch darin eben nur — Bismarck gewesen. Wir aber haben den Schaden davon. Ein gewesener höchster Beamter des Reichs und verantwortliche Leiter unserer Politik lebt zwar des Glaubens (Brief an General v. Geb-

sattel, allem Volke und aller Welt zur Kenntnisnahme vorgelegt), die bösen Alldeutschen sorgten dafür, daß uns die Fensterscheiben eingeworfen würden, aber man darf wohl auch hierin etwas anderer Meinung sein als Herr von Bethmann.

Jedenfalls wollen wir's uns abgewöhnen, über Undankbarkeit in der Politik zu klagen, und gar in solchen Fällen, wo wir auf Dankbarkeit gar keinen Anspruch haben. Wir wollen uns endlich einmal diesen Rechenfehler politischen Denkens abgewöhnen; wir ersparen uns dann wenigstens allerlei Enttäuschung und Verärgerung, womit wir uns zudem vor den anderen nur lächerlich machen . . ."

Durch die Presse ging die Nachricht, daß bei den Waffenstillstandsverhandlungen die russischen Vertreter zum Teil in „erstaunlicher" Weise das gebotene Augenmaß für die Beurteilung der militärischen Lage hätten vermissen lassen, indem sie z. B. als gewissermaßen erste Voraussetzung unsere Räumung der Inseln im Rigaischen Meerbusen, und zwar sogar ohne irgendwelche Gegenleistung verlangt hätten. „Die Ansichten darüber, ob ein solches Verhalten und Begehren überraschend und erstaunlich sei, werden bei uns geteilt sein", bemerkt Otto von Pfister in der „Süddeutschen Zeitung". „Es gibt jedenfalls unendlich viele unter uns, die sich hierdurch in keiner Weise in Erstaunen versetzt fühlen, sondern die darin die natürlichen Folgewirkungen von Verzichtsbeschlüssen und Entsagungskundgebungen, wie uns eine solche u. a. der 19. Juli d. J. beschert hat, erblicken. Wenn bei uns von bedeutsamen Stellen immer erneut feierlich und nichtfeierlich verkündet wird, daß wir keine Entschädigungen und keine Gebietserwerbungen, höchstens solche, die uns im Wege der ‚Verständigung' freundwilligst gewährt werden, erstreben, so kann es wahrhaftig nicht wundernehmen, wenn der Gegner sich das zunutze macht und unter Ablehnung einer solchen als möglich gedachten Freundwilligkeit eine alsbaldige Rückgabe seines besetzten seitherigen Staatsgebietes verlangt, mag ihm dies auch im ehrlichen Kampfe entrissen sein, nachdem er selbst zunächst die Hand zum dauernden Erwerbe deutschen Landes gewinnfreudig ausgestreckt hatte.

Wie kann der Gegner sich auch anders verhalten, wenn er weiter sieht, daß Männer, die einen machtvollen deutschen Sieg und Frieden erstreben, wie es der Volksbund der Deutschen Vaterlandspartei tut, im eigenen Volke bekämpft und angefeindet werden. Wie kann ein Gegner anders denken und handeln, wenn in mehr oder minder klarer Form immer von neuem wieder auf unserer Seite die jederzeitige Bereitschaft zu einem Entsagungsfrieden ‚ohne Annexionen und Entschädigungen' erklärt wird, trotzdem vorher meist zu erkennen gegeben wurde, nun sei es aber wirklich das letztemal gewesen, daß man zu einer solchen Entsagung bereit sei, da der Feind seinerseits keinen Freibrief zur beliebigen Fortsetzung des Krieges, der immer neue Tausende blühender Menschenleben fordert, haben solle. Aber der Feind streitet und opfert weiter, und unsere Friedensbereitschaft ohne Annexionen und Entschädigungen besteht anscheinend ebenfalls fort.

Heldenkühn in den Waffen auf der Walstatt, matt, verzagt und verblendet im politischen Widerstreite, so können wir es unablässig in der

deutschen Geschichte finden. Dieses Erbübel hat sich tief und fest an uns geheftet; es ist uns immer von neuem wieder zu einer Fußangel auf dem Wege zum deutschen Volks- und Staatsglücke geworden.

Auf demselben Boden wurzelt auch die deutsche Fremdsüchtelei, das Preisgeben eigener deutscher Art und Sitte, das Verleugnen unserer völkischen Eigenart, der Mangel an gesunder Selbstsucht, der zu einem kraftvollen Aufstiege unbedingt erforderlich ist.

Die ersten Kriegswochen in ihrer erhabenen Größe haben diese Fehler und Mängel vorübergehend allgemein zurückzudrängen vermocht. Da stand fast alles in dem Bannkreise des einen großen Gedankens und Wortes ‚Deutschland über alles in der Welt', mit dem einst im Herbste 1914 junge deutsche Regimenter, die so viel von akademischer Jugend in ihren Reihen hatten, auf Flanderns Gefilden als ein leuchtendes Siegesbild von ewiger Schönheit und Kraft zum Sturmangriffe schritten. Jetzt dagegen vermögen es Heidelberger Studenten, einen Aufruf zu versenden, der sich gegen Machtpolitik, Machterweiterung, Militarismus, Vaterlandspartei richtet, zugunsten von Kultur und allgemeinem Menschentum. Das sind die verschwommenen demokratischen Allerwelts-Ideale, die noch immer zu deutscher Schwäche geführt, die unser Volk zu jenem bekannten Völker- und Kulturdünger gemacht haben und noch weiter machen werden, bis es einst unter der Herrschaft solcher Gedanken dem Untergange anheimgefallen sein kann ...

Auch das mit Kriegsgewalt gewonnene Land wird schließlich, wie es auch 1871 mit Elsaß-Lothringen geschehen ist, durch einen Verständigungsfrieden dem es bedürfenden Sieger einverleibt oder angegliedert. Jeder Friedensschluß ruht neben der Gewalt auf Verständigung. Einen Verständigungsfrieden erstreben wir daher alle, dagegen keinen Verzichtfrieden oder Verelendungsfrieden im Gegensatze zum Machtfrieden oder Wohlfahrtsfrieden. Das sind die wahren kennzeichnenden Unterschiede der bei uns herrschenden Richtungen. Nachdem England in diesem Kriege bereits eine gewaltige Militärmacht geworden ist und bleiben wird — glaube man nur nicht an allgemeine ehrliche Abrüstung — und Nordamerika ihm wahrscheinlich hierin folgen wird, nachdem England zu seinem Riesenreiche in diesem Kriege neue Gebiete und Stützpunkte gewonnen hat, die es freiwillig nicht mehr hergeben wird, würde es, wenn wir in den seitherigen Grenzen und Machtbereichen verbleiben sollten, wenn wir keine Entschädigungen empfangen würden, für uns nicht die Erhaltung des seitherigen Zustands, des status quo ante, sondern vielmehr eine gewaltige Machtverminderung, eine sehr erhebliche Herabsetzung unserer künftigen Widerstandsfähigkeit bedeuten, trotzdem wir in Europa, dem maßgebenden und entscheidenden Kriegsschauplatze, überall an allen Fronten sieghaft in Feindesland stehen. Sollte dies das Ergebnis unsäglicher Opfer des planmäßig angegriffenen deutschen Siegers sein? Es wäre wahrhaftig doch erstaunlich!"

Erstaunlich —? Worüber haben wir eigentlich noch ein Recht zu erstaunen? — Es ist auch schon alles dagewesen. Die deutsche Geschichte ist schier eine endlose Kette von Wiederholungen blutiger und immer wieder blutig ge-

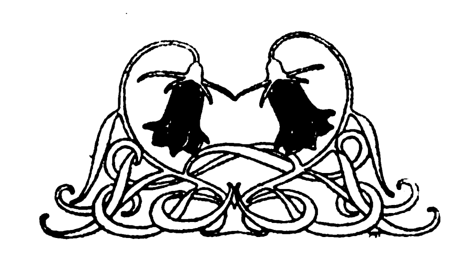
rochener, vergeblich gerochener Irrtümer und Fehler. Rassenirrtümer? Rassenfehler? Das klassische Volk der Schulmeister versagt bei der einfachsten, der höchsten Prüfung: der Erziehung an sich selbst und zu sich selbst. Der in der Elementarprüfung durchgefallene Weltschulmeister!! Darum kann er sich auch nicht in der Welt durchsetzen und muß das arme geduldete Dorfschulmeisterlein gegen Löhnung und Naturalien („Deputat") bei der fremden Herrschaft bleiben. Wird es diesmal besser bestehen, als vor hundert Jahren? Es ist uns bis auf weiteres polizeilich ja nicht verboten, noch am Grabe die Hoffnung aufzupflanzen — es wird das sogar recht gern gesehen —, aber darüber dürfen wir nicht im Zweifel sein, daß „das Grab" allbereits geschaufelt wird.

In einer Betrachtung der „Täglichen Rundschau" („Der Friede") lese ich diese Schlußsätze: „‚So kam', sagt Marwitz, der tapfere Heißsporn, ‚denn endlich die nichtswürdigste Konvention zustande, die je geschlossen worden ist'. Am Tage ihrer Unterzeichnung verließ Blücher, einer der größten Helden großer Zeit, die Armee und schrieb seinem König über das ‚elende Machwerk': ‚Preußen und Deutschland steht trotz seiner Anstrengungen immer wieder als das betrogene vor der ganzen Welt da, und Englands Einfluß auf Deutschland begründet sich ganz fest.' In der Tat: England hatte gesiegt. Der erste, der seine Politik durchschaute, war Gneisenau, der am 29. Juni schon, als alles noch ein Herz und eine Seele schien, aus Senlis an Müffling schrieb: ‚Wenn der Herzog von Wellington gegen die Tötung Bonapartes sich erklärt, so denkt und handelt er als Brite. Großbritannien hat keinem Sterblichen mehr Verbindlichkeiten, als gerade diesem Bösewicht, denn durch die Begebenheiten, die er herbeigeführt hat, ist Englands Größe, Wohlstand und Reichtum so sehr hoch gesteigert worden. Sie sind die Herren des Meeres und haben weder in dieser Herrschaft, noch im Welthandel eine Nebenbuhlerschaft zu fürchten.' Daß es so kam, ist Metternichs Schuld, weil, wie Treitschke sagte, ‚Östreich von Deutschland abfiel. Jene alte Habsburgische Hauspolitik, welche so oft deutsche Reichslande gegen kaiserliche Erblande an die Fremden dahingegeben, hatte diesmal, da für das Haus Lothringen nichts Wünschenswertes zu erwarten stand, die Deutschen einfach im Stich gelassen.' Hatte die Parole ausgegeben: Friede ohne Annexionen.

... Hundert Jahre hat Deutschland für die Folgen dieses Friedensschlusses gelitten, hat in großen Kriegen, mit schweren Opfern an Gut und Blut, für seine Annullierung gekämpft. Die Kriege von 1866 und 1870 sind nur für die Beseitigung dieses Unheilswerkes geführt, Bismarcks ganzes Lebenswerk war ein Kampf um die Schleifung des Bollwerks, das unsere Entwicklung und Zukunft mit dauernder Kläglichkeit bedrohte, und dieser entsetzlichste aller Kriege wird von uns und den Feinden gegen und für die Wiederherstellung des zweiten Pariser Friedens, wird von uns für Voreltern-, Väter-, Kinder- und Enkelland geführt. Internationale Tugendbündler schleichen, da die Ernte winkt, wieder durchs deutsche Land und versprechen uns in tausend Reden alle Herrlichkeiten ungetrübter Zukunft, wenn wir, wie vor hundert Jahren, uns hübsch bescheidentlich gebärden. Talente der Feder wie des Wortes, geschmeidige und bieder

Kreise, verbündete und feindliche, streiten für diesen Wahn, für den kein Großer unserer Geschichte, kein einziger, zeugt. Das ganze Phrasengeröll, das uns heute wieder den Weg in helle Zukunft sperrt, ist — den sich so hochmodern Dünkenden sei's endlich mal gesagt — uralter, aus allen möglichen Quacksalberstuben zusammengefegter Trödelkram und riecht, auf Meilenferne hin, vermottet und vermodert. Eherner Wille nur, nicht glatte Geschmeidigkeit noch geistreiche Schwäche, nicht die politisch bepinselten Dialektikerkünste, die einen Anwalt zieren, noch unter ganz andern Umständen erfolgte Volkswohlweihen können ehernes Schicksal zwingen."

Eherner Wille, gewiß. Aber wie sagte doch der alte Vater Blücher: „Mit vollen Hosen kann man nicht reiten." Wenn wir — oben und unten — nur mehr „Zivilcourage" hätten, nach oben und unten hin —: man dürfte solches Spiel nicht mit uns treiben — und wir wären in Wahrheit, wozu wir berufen sind, wenn auch vielleicht — durch eigene Schuld — nicht auserlesen: die Schulmeister, die Friedensbringer und -hüter einer Welt, die dann uns auch zu Ehren kommen ließe. Ein Narr, der die Achtung, die er selbst sich versagt, von anderen verlangt. Mit dem Hute in der Hand kommt nur der gewerbsmäßige Bettler durchs Land. Aber er trägt dann auch kein höheres Verlangen und spielt auch nicht die gekränkte Unschuld, wenn er mit oder ohne den erbettelten Groschen selbst zur Türe hinausfliegt.





Was sind des deutschen Volkes Richtlinien?

Weltgeschichtlicher Brauch war es, seit es eine Geschichte gibt, daß der Sieger dem Besiegten die Richtlinien vorschrieb, dem Deutschen ist der unverwelkliche Ruhmeskranz vorbehalten geblieben, auch hier als der geborene Reformator bahnbrechend vorgegangen zu sein. Dem Deutschen vom Anfange des 19. Jahrhunderts erschien es — pervers, vom Rechte des Siegers Gebrauch zu machen, und diese Tugend erstrahlt in um so hellerem Glanze, als besagter Deutscher, bevor es ihm mit unausdenkbaren Opfern gelang, den Feind zu Boden zu strecken, von diesem Feinde meuchlerisch überfallen wurde, in Stücke gerissen, zermalmt werden sollte. Die bolschewikische Presse schrieb die Friedensbedingungen vor, der kaiserliche Deutsche beschränkte sich auf die bescheidene Bitte um eine gütige kurze Bedenkzeit — anstandshalber — und stellte sich dann, wie man so zu sagen pflegt, „auf den Boden" der vom Russen vorgeschriebenen „Richtlinien". Einen „schwachen und gefährlichen Boden" nennt die „Deutsche Tagesztg." diesen „Boden". Sie findet zwar keinen Anlaß, über die Standpunkte und Verhältnisse unserer Verbündeten in dieser Beziehung zu sprechen, möchte aber unterstreichen, „daß jeder unserer Bundesgenossen ohne Gefahr für sich, zum Teil auch mit Vorteil, jenes allgemeine Programm von Brest-Litowsk sich zu eigen machen und auch verwirklichen kann. Gerade aber für das Deutsche Reich bei seinen besonderen Verhältnissen zu Lande und zu Wasser und angesichts seiner wirtschaftlichen Notwendigkeiten wie seiner geographischen Lage liegen die Dinge ganz anders. Wie wir neulich sagten, käme für Brest-Litowsk alles auf die Ausführung und weniger auf die Grundsätze an. Wir müssen heute, nachdem sich die deutsche Regierung in ihrer Antwort auf die russischen Vorschläge auf den Boden der Scheidemannschen Grundsätze gestellt hat, dieses Urteil einschränken und möglicherweise wird diese Einschränkung sehr wesentlicher Natur sein müssen . . . Diese grundsätzliche Stellungnahme der deutschen Regierung ist im letzten Grunde lediglich als ein Produkt der Angst vor der eigenen Sozialdemokratie und Demokratie anzusehen, daran kann die neuliche Erklärung des Reichskanzlers im Abgeordnetenhause: er sei und bleibe Monarchist, schwerlich etwas ändern . . . Wir erinnern an die Erklärungen sozialdemokratischer Blätter und Herrn Scheidemanns: Man habe sich in Berlin eingebildet, ohne Einverständnis des Volkes polnische Königskronen und kurländische Herzoghüte schaffen zu können. Die deutsche Sozialdemokratie habe solchen Einbildungen ein schleuniges Ende gemacht, und zwar ein für allemal."

Wie recht der Verfasser, Graf Reventlow, hat, dafür kann er sich auf kein geringeres Zeugnis als das der heute letzten Endes maßgebenden Stelle berufen. Denn das Blatt der Regierung Scheidemanns gibt amtlich zu wissen: „Die deutsche Regierung hat sich in ihrer Antwort auf die russischen Vorschläge erfreulicherweise mit einer Bestimmtheit und Klarheit wie noch niemals zu dem Prinzip des Friedens

ohne Annexionen und Kontributionen bekannt. Die Anerkennung der bolschewistischen Unterhändler widerlegt jeden Zweifel an der Unzweideutigkeit ihrer Erklärung."

Graf Hertling und Herr von Kühlmann können mit Recht auf dieses uneingeschränkte Lob ihres Wohlverhaltens von ihren Auftraggebern stolz sein. Scheidemann und Erzberger haben gesprochen — der Fall ist erledigt. Des besiegten Feindes Forderungen außen, Scheidemann und Erzbergers Gebote innen —: das sind des siegreichen deutschen Volkes Richtlinien. Gr.

*

Festgelegt!

In der Tat, schreibt der „Tag" über die Antwort des Vierbundes auf die russischen Friedensbedingungen: wir haben uns mit den Grundsätzen eines allgemeinen demokratischen Friedens ohne Annexionen und ohne Entschädigungen einverstanden erklärt; das durften die russischen Friedensunterhändler mit Recht feststellen, als Graf Czernin mit der Verlesung seiner sorgfältig ausgearbeiteten Erklärung zu Ende war. Wir haben diese Erklärung ohne Vorbehalt abgegeben demjenigen unserer Feinde gegenüber, der durch die wuchtigen Schläge unseres Schwertes bis zu völliger Ohnmacht niedergestreckt worden ist, und sind bereit, sie auch den Westmächten gegenüber aufrechtzuerhalten, wenn diese innerhalb einer angemessenen Frist sich zu den gleichen Grundsätzen bekennen wollen.

Wir wollen uns nicht damit begnügen, daß es Herrn v. Kühlmann vielleicht gelingt, zu verhindern, daß auch für den schwarzen Erdteil der Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts der Völker zur obersten Richtschnur im Leben der Staaten proklamiert wird. Auch damit nicht, daß es der Donau-Monarchie zum Beispiel freundlichst überlassen wird, wie wie sie sich mit den bekannten nationalen Ansprüchen der Tschechen auseinandersetzen mag; solche Selbstverständlichkeiten sollen uns nicht als Erfolg einer Diplomatie angepriesen werden, die in der Lage ist, sich auf die unerhörtesten Waffenerfolge eines Hindenburg und Ludendorff zu stützen. Und da nicht wir den Weltkrieg herbeigeführt, sondern ihn nur in der Abwehr gegen Haß und Neid, gegen Eroberungs- und Raubsucht durchgekämpft haben, so werden wir schließlich wohl auch verlangen dürfen, daß der Friede, zu dem wir jetzt die Hand bieten sollen, wenigstens in bestimmten Einzelzügen diesem unumstößlichen Tatbestande Rechnung trägt.

So der „Tag" —: nur noch „in bestimmten Einzelzügen" soll der unumstößlichen Tatsache, daß nicht wir die Besiegten sind, „Rechnung getragen" werden! Sonst kann uns das wirklich niemand glauben. Und weiter? Ja, was denn noch? Nach uns die Sintflut! Ob die aber sich so lange gedulden, nicht schon über uns selbst kommen wird —?

*

Ein Unglückstag in der deutschen Geschichte

Nach den Erklärungen des Grafen Hertling und anderer Stellen und nach der mißglückten „Anfrage" vom September 1917 mußte man annehmen, daß — vorläufig! — ein neues Friedensangebot an die Entente nicht mehr zu erwarten sei. Auch die „Tägliche Rundschau" hatte das geglaubt; mit Kopfschütteln mußte man's lesen. Jetzt bekennt aber auch sie in aller Offenheit: „Wir haben uns getäuscht. Das neue Friedensangebot ist erfolgt, und zwar auf der Grundlage des Scheidemannfriedens. Es sind von unseren Militärbehörden umfangreiche Maßregeln getroffen worden, um die eifrig betriebene politische Propaganda der Bolschewiki von unseren Truppen fern zu halten; vor dem Sitzungssaal der Friedensdelegation ist wohl keine Schutzkette gezogen worden. Der vom Vierbunde vorgeschlagene ‚allgemeine demokratische Frieden' bietet der Entente die festen Friedensbedingungen, nach denen sie verlangt hat. Wird sie nunmehr zum Frieden bereit sein? Haben unsere Dele-

gierten mit der Ablehnung gerechnet und fühlten sie das Bedürfnis, den weiteren Krieg vor der Sozialdemokratie zu rechtfertigen, für die erwarteten großen Geschehnisse im Westen die moralische Begründung zu schaffen? Und ist dieses Verzichtangebot vorher dem Reichstage bekannt gegeben worden? Sind das die Richtlinien, auf die sich der Reichstag von Haase bis Graf Westarp einte? Wir stellen für heute nur fest, daß ein solches Angebot in dieser Stunde vom deutschen Volke weder erwartet wurde noch erwartet werden konnte. Es wird auch hier wieder vor eine vollendete Tatsache von folgenschwerster Bedeutung gestellt, mit der es sich abzufinden hat. Wir fürchten, daß der zweite Weihnachtsfeiertag 1917 als ein Unglückstag in der deutschen Geschichte verzeichnet werden wird.

Alle Dinge sind in Brest-Litowsk auf den Kopf gestellt. Die Geschlagenen haben die Führung an sich genommen. Punkt um Punkt diktieren sie den Gang der Verhandlungen. Und nicht nur formal. Auch inhaltlich sehen wir unsere Vertreter von einem Tag auf den anderen fast restlos die Bedingungen einer Regierung annehmen, die morgen vielleicht nicht mehr sein wird. Und nicht nur dieser Regierung gegenüber legen wir uns fest, sondern gegenüber einer jeden, die nach ihr kommen und ihre Partie anders spielen mag. Und, das Schlimmste, wir legen uns fest gegenüber all den Feinden, die bei aller Erfolglosigkeit ihrer Waffen sich mit heller Schadenfreude dessen getrösten mögen, daß wir ja politisch und diplomatisch unfähig sind, die Siege unserer Heere zur Sicherung unserer nationalen Lebensnotwendigkeiten wirksam werden zu lassen . . .

Noch nie zuvor haben wir diplomatisch so restlos alles preisgegeben, was wir mit dem Blut und Leben von Hunderttausenden, mit dem sauren Schweiße von Millionen, mit den Entbehrungen unserer Kinder, mit unserem Hunger uns erkauft und erkämpft haben. Und das alles ohne die leiseste Gewähr dafür, daß unsere Feinde diesmal etwas anderes als Hohn zur Antwort haben werden. Stillschweigender Vorbehalt? In Verhandlungen mit den diplomatischen Naturburschen Lenin und Trotzki ist für so überfeine Künste kein Raum mehr. Auch hat man ja an einigen anderen Punkten die schreiendsten Exzesse der russischen Forderungen notdürftig eingeschränkt, hat die geforderte sofortige Räumung der besetzten Gebiete der Regelung durch den Friedensvertrag vorbehalten, das Volksreferendum der Hottentotten und Kongoneger bescheiden abgelehnt und die Forderung einer Regelung z. B. kurländischer Schicksale durch eine für die dortigen Deutschen gegenüber den Letten aussichtslose Abstimmung der Bevölkerung auf den verfassungsmäßigen Weg verwiesen, der andere Faktoren kennt und zu anderen Ergebnissen führen dürfte. Dennoch bleibt das Gesamtbild: Verzicht nach allen Seiten; für uns Preisgabe alles dessen, was wir in Händen halten, und für unsere Feinde Gewährleistung jeder Sicherheit gegen irgendwelche unangenehme Folgen ihres mordbrennerischen und straßenräuberischen Beliebens. Uns bleibt die Hoffnung auf Wiederherstellung in Afrika und die Mitfreude an der christlichen Freude des Heiligen Vaters über die englische und französische Flagge über Jerusalem. Heiliger Erzberger!“

*

Die Ostseeprovinzen und die „guten Beziehungen“

Daß ein Friedensschluß, zum mindesten aber die Herstellung friedlicher Zustände zwischen Rußland und Deutschland wünschenswert sei, darüber, stellt die „Deutsche Tagesztg.“ fest, dürfte es im Deutschen Reiche keine zwei getrennten Meinungen geben. „Ganz anders aber steht es mit der Frage, ob das Deutsche Reich, um der bolschewistischen Regierung angenehm zu sein, auf wirklich effektive Grenzsicherung im Osten, auf Siedlungsgebiete usw. zu verzichten habe. Die Stellung der Frage bedeutet selbstverständlich ihre Verneinung . . .

Unseres Erachtens läßt sich das Ziel aber auch durchaus mit dem anderen: der Erhaltung und des Ausbaues der gegenwärtigen deutsch-russischen Beziehungen vereinigen, wenn die Diplomatie des Deutschen Reiches auch nur einen Bruchteil der ihr nachgerühmten außerordentlichen Geschicklichkeit besitzt. Das Russische Reich erleidet durch Abgliederung der Ostseeprovinzen keinerlei wesentlichen Verlust. Es wird in seiner Schiffahrt und seinem Handel, freundschaftliche Beziehungen zum Deutschen Reiche vorausgesetzt, in keiner Weise eingeschränkt; und gute Beziehungen sind gerade nach Abgliederung der Ostseeprovinzen vom Russischen Reiche mit aller Sicherheit anzunehmen. Werden aber die Ostseeprovinzen nicht abgegliedert oder nach Abgliederung nicht zweckmäßig organisiert, so wird das Deutsche Reich dort lediglich für England und Amerika gearbeitet haben. Rußland würde mithin eher von einer Last und steten Sorge befreit sein mit den Ostseeprovinzen, zumal es sie unter der Obhut eines ruhigen und freundlichen, dabei mächtigen Nachbarn wüßte, der unter allen Umständen verhindern würde, daß die Ostseeprovinzen, und die Ostsee überhaupt, wirtschaftlich und anderes, zu einem angelsächsischen Einfalltor nach Rußland würden. Wenn der ‚Vorwärts' und andere sozialistische Organe so tun, als ob die Ostseeprovinzen für Rußland eine Frage von Tod und Leben seien und die künftigen deutsch-russischen Beziehungen davon abhingen, daß aus den baltischen Gebieten alles würde, nur daß sie nicht an Deutschland kämen, so gibt es dafür nur eine einzige Erklärung: daß den deutschen Sozialdemokraten jede Machtvermehrung des Deutschen Reiches einen Schlag gegen ihr Ideal künftiger Parteiherrschaft in Deutschland bedeutet."

Sagen wir, statt unnötig und wohl auch unbillig verallgemeinernd, „den deutschen Sozialdemokraten", — „**maßgebenden Führern der deutschen Sozialdemokratie**", dann **wird es schon seine Richtigkeit haben.**

*

Die Ära Kühlmann-Scheidemann

Die „Deutsche Tageszeitung" (Nr. 647) schreibt:

„Herr von Kühlmann ist nach Brest-Litowsk gegangen, um dort Scheinwerte zu schaffen. Sein Programm darf man dahin bezeichnen. daß er von vornherein ‚entschlossen' war — er schwimmt ja auf ihnen —, den Wünschen der Mehrheitsparteien entsprechend zu versuchen, deren Bedingungen durchzusetzen gegen die Widerstände, welche sonst in Deutschland sich dem entgegensetzen können. Der ‚Vorwärts' betont heute schon, daß eine militärisch notwendige Grenzregulierung eine Frage sei, an welcher der Friede nicht scheitern dürfe, denn eine Grenzregulierung werde für Litauen die Zerschneidung des litauischen Gebietes bedeuten. Hier scheint Herr von Kühlmann bereits wirksam vorgearbeitet zu haben, denn er hat den Litauern nicht nur staatliche Selbständigkeit, sondern sogar Unabhängigkeit, mithin die Freiheit, Bündnisse zu schließen, Verträge und Konventionen einzugehen und auch zu kündigen, sich nach der einen oder nach der anderen Seite anzulehnen, zugestanden, ja angeboten, ohne daß die Litauer vorher auch nur entfernt an derartiges ernsthaft gedacht hätten. Allem Anscheine nach läuft, der Mehrheitspolitik entsprechend, der Plan Herrn von Kühlmanns hinsichtlich der baltischen Provinzen auf ähnliches hinaus, insbesondere auf Ausschaltung des deutschen Elementes. Der Staatssekretär hat also auch im Osten mit dem ‚unnachahmlichen Griffe des geborenen Staatsmannes' (nach Professor Meinecke) alles getan — wir möchten ja hoffen, sagen zu können, alles versucht —, um für die östlichen Verhältnisse durch einen Friedensschluß einen großen und schönen Schein zu schaffen, um in dessen populärer Glorie — solange sie dauert, unterstützt von der Mehrheit —, im Amte bleibend, mit Aussicht auf Beförderung, sich einer ähnlichen ‚Lösung' der westlichen Probleme zuzuwenden. **Daß die Hungerfriedensmehrheit** des Reichstages diesen Plan

schon fertig hat, braucht kaum betont zu werden; wir sind dem Genossen Hermann Müller dankbar, daß er auf der Mitgliederversammlung der sozialdemokratischen Vereine Groß-Berlins bereits öffentlich der Regierung befohlen hat, im Westen einen ebensolchen Frieden zu schließen wie im Osten. Für den Osten scheinen sich die erleuchteten Träger der Resolutionsmehrheit mithin schon völlig sicher zu fühlen. Im übrigen möchten wir an die Bevölkerung Ostpreußens, der deutschen Ostgrenzen überhaupt die Frage richten, ob sie der Ansicht des ‚Vorwärts' seien, daß ‚Friedenssicherung vor Grenzsicherung gehe'. Im richtigen Sinne verstanden, ist Friedenssicherung nur auf der Grundlage ausreichender Grenzsicherung möglich. Der ‚Vorwärts' geht aber von dem erhabenen Grundsatze aus, daß sofort Frieden um jeden Preis geschlossen werden muß, ehe das Deutsche Reich siegt, weil sonst die Morgenröte einer Ära Scheidemann wieder verschwinden könnte."

*

Graf Reventlow über Herrn von Kühlmann

Hat Graf Reventlow in der „D. T." an Herrn v. Kühlmanns staatsmännischen Leistungen auch scharfe Kritik geübt, so nimmt er doch keinen Anstand, den Fähigkeiten des Staatssekretärs gerecht zu werden: „Wenn Herr v. Kühlmann bei den Verhandlungen im Osten, abgesehen von der ihm tatsächlich eigenen großen Gewandtheit, auch entsprechende Festigkeit zeigt und das durchzusetzen sich gewillt zeigt, was Deutschland im Osten notwendig braucht, so wird er über große und steigende Autorität verfügen. Nirgends mehr als bei derartigen Verhandlungen gilt das Wort: ‚spectemur agendo' . . . Nun erklären aber die entrüsteten Tadler unserer Kritik: Herr v. Kühlmann sei seiner Stellung nach gar nicht in der Lage, eine selbständige Politik zu treiben. Das wissen wir auch, wissen aber nicht, inwieweit er das Programm der deutschen Ziele im Osten zu beeinflussen in der Lage war, bzw. inwieweit er sich da zum Träger und Sprachrohr der Mehrheitspolitik gemacht hat und insofern sozusagen nebenamtlicher Machtfaktor ist. Haben nun aber diejenigen recht, welche sagen, daß der Staatssekretär selber eigentlich nichts bedeute, sondern mit ganz gebundener Marschroute marschiere, so ist die sittliche Entrüstung über die Kritik seiner fehlgeschlagenen Westpolitik um so weniger zu verstehen . . ."

Graf Reventlow bezweifelt also „die Gewandtheit des Staatssekretärs v. Kühlmann in keiner Weise", ja „niemand sei weiter entfernt von solchen Zweifeln", als er: „Wäre es möglich und geschehen, daß ihm ein tatsächlich erstrebenswertes Ziel gesetzt worden wäre und er unausgesetzt an der Stange gehalten würde, so könnte er gewiß Erhebliches leisten. Aber . . ."

*

Der Schrei nach Erlösung

Rechtsanwalt Dr. ten Hampel veröffentlicht in der „Deutschen Zeitung" eine längere Reihe von Aufsätzen unter dem Titel „Quo vadis? Die Friedensbotschaft des Papstes und ihre Begleiterscheinungen". Eine dieser Betrachtungen (Nr. 643) verstärkt sich zum Notschrei:

„Der Terror geht um in deutschen Landen, wo leider Schlagworte zu genügen scheinen, um unsere sogenannte ‚Objektivität' ins Bockshorn zu jagen und die beste Sache, die Sache der Wahrheit und des Vaterlandes, zu verpönen. Der Pazifisten-Versöhnungs-Verständigungs-Völkerbeglückungs- und Gleichmacher-Terror, die Selbstbestimmungs- und Selbstvernichtungs-Wut, die Ausländerei und die Hypnose suggestiver Einwirkung der Angelsachsen-, Slawen- und Welschen-Freunde, kurz, die Plagegeister der aus deutschem Knechtssinn erzeugten erblichen Belastung unseres Volkes wuchten auf das Fazit des Weltkrieges ein, wie wenn es gelte, die Summe aller Erbübel deutscher Eigenart zu ziehen und einmal noch an der Wende der neuen Zeit den Kampf mit dem Drachen der Zwietracht und der Zwiespältigkeit unseres Blutes zu bestehen, einmal noch all unserer Blutsauger Herr zu werden. Aus

der Seele der Besten unseres Volkes aber ringt sich der Schrei nach Erlösung aus all dieser Qual — aber kein Barbarossa stieg bislang aus dem Kyffhäuser empor; vergebens donnern Hindenburgs Schläge an die Pforten, welche dem Volk die Wallfahrt zum Kaiserthron versperren und verriegeln. Wehe den Torwächtern, wenn das Erwachen kommt! Und kommen wird das Erwachen für das schwergeprüfte deutsche Volk, das in seinem innersten Leben und Weben, in seinen großen Bismarcküberlieferungen nicht verstanden wird, das in den Grundfesten seiner Gleichgewichtslage zwischen Reich und Bundesstaaten durch den Terror der Parlamentarisierung, durch den Terror der roten, schwarzen und goldenen Internationale und letzten Endes durch seine terrorisierten Regierungen zermürbt wird. Selbst politisch unmündig, dulden wir, daß Völker, denen nach Menschenaltern der Knechtschaft unter Rußlands Knute der ‚Mundwalt' gebührt, wie die Gesunden und Erwachsenen auf die Straße gesetzt werden mit der Aufforderung, nun ohne weiteres selbst den rechten Weg zu finden, — ein grausam gefährlich Spiel, das auf seine Urheber zurückfallen muß ...

Die Volksvertreter und die Presse aber, welche alledem die Richte gaben und geben, wählten und wünschten wir selber, wir, die politisch unmündig gehaltenen Väter der kommenden Generationen unseres von Tod und Teufel bedrohten Vaterlandes. Und so werden wir denn an all diesen Früchten in allererster Reihe uns selbst erkennen müssen, denn wir erleben heute nur, was wir mit unsern politischen Führern immer schon erlebten, und wir lesen heute nur, was wir von unserer Presse immer schon aufgetischt bekamen, und wir ernten heute nur, was wir, blind hinter den Lenkern und Leitern unserer Geschicke einhertaumelnd, seit Jahr und Tag selbst gesät haben."

*

An die eigene Nase fassen!

Die „Frankfurter Zeitung" hatte (im Abendblatt vom 13. Dezember) geschrieben, Deutschland sei zwar für den Ausbruch des Krieges nicht verantwortlich, — „aber was die Alldeutschen dazu beitragen konnten, das haben sie in jahrelanger Vorarbeit getan".

„Dieser Kampfesart gegenüber", pariert die „Deutsche Tageszeitung", gibt es nur rücksichtslose Erwiderung, und wir wollen sie heute damit einleiten, daß wir feststellen: Soweit nicht Englands Neid, Frankreichs Rachgier und Rußlands Eroberungsdrang den Krieg veranlaßt haben — soweit ihn in dieser Form nicht die fehlerhafte Politik des Reichs auf dem Gewissen hat —, kommt er auf die Rechnung der Kreise, die hinter der ‚Frankfurter Zeitung' stehen: sie haben in rücksichtslosem, besonders dem englischen Ehrgefühl widerwärtigem geschäftlichen Wettbewerb die Saat zu der Abneigung gelegt, die als Deutschenhaß aufgegangen ist. Engländern und Amerikanern können wir es nicht übelnehmen, wenn sie Geschäftsleute, die aus Deutschland kamen und deutsche Namen trugen, deshalb für Deutsche ansehen und wenn sie ihren Abscheu über das ‚unfaire' Geschäftsgebaren solcher ‚Auchdeutschen' auf das deutsche Volk übertrugen, das noch mehr unter jenen Herrschaften zu leiden hat, wie das Ausland.

Hier liegt nach den zuverlässigsten Berichten deutscher Kaufleute und Unternehmer von deutscher Auffassung die Wurzel eines großen Teils der Erfahrungen, die wir jetzt machen müssen. Die ‚Frankfurter Zeitung' und ihresgleichen treiben die Dinge in ihrer Siegesgewißheit so auf die Spitze, daß es für die Vertreter der deutschen Sache keine Zurückhaltung mehr geben darf."

Die Kreise, die hinter der „Frankfurter Zeitung" stehen, sollten sich also an ihre eigene werte Nase fassen. Leider sind es aber nicht nur diese Kreise, die den deutschen Namen durch ihre rastlos geilende Geschäftsgier im Auslande verekelt haben.

*

Es tut ihm leid —

Die Zeiten sind vorüber, als der „Vorwärts" aus seinem Herzen noch eine Mördergrube machen mußte. Heute darf er sich frisch und frei von der Leber schreiben,

was im Anfang des Krieges als Kriegsverrat mit der schwersten Strafe bedroht war, wofür in den feindlichen, so bewunderten „demokratischen" Staaten die schwersten Strafen auch verhängt und vollstreckt werden, und schon bei viel geringeren Anlässen! — Der „Vorwärts" also schreibt ganz unverblümt:

„Die ‚Prawda', das Organ der russischen Regierung, warnt vor jedem Versuch, Polen, Kurland und Litauen dem deutschen Imperialismus zu unterwerfen. Gegenüber einem solchen Versuch würde das russische Heer die Ehre der russischen Revolution verteidigen, die Massen in England und Frankreich würden dann davon überzeugt sein, daß ihre Regierungen recht hatten, als sie sagten, ein loyaler Frieden mit Deutschland sei eine Unmöglichkeit. Aber auch die deutschen Arbeiter würden ihren Herren nicht folgen, falls diese den Krieg fortsetzen wollten, um Eroberungen im Osten zu machen."

„Also", nagelt die „Deutsche Zeitung" fest, „jede deutsche Einflußnahme auf Polen, Kurland und Litauen, das versteht er unter ‚dem deutschen Imperialismus unterwerfen', möchte der ‚Vorwärts' mit dem Generalstreik in Deutschland beantwortet sehen. Herr Scheidemann würde also wahrscheinlich mit der ganzen Autorität seiner großen und einflußreichen Persönlichkeit den feindlichen Vertretern in Stockholm versichern, wenn von deutscher Seite bei irgendwelchen Verhandlungen gedroht würde, Deutschland werde den Krieg fortsetzen, wenn die Gegenseite nicht auf bestimmte Bedingungen eingehe, die in der Richtung des ‚deutschen Imperialismus' liegen, so brauche man dieser kraftvollen Geste keine besondere Bedeutung beizulegen. Es sei schon richtig: die deutschen Arbeiter würden streiken, wenn Deutschland Einfluß auf Polen, Kurland und Litauen beanspruche. An einer anderen Stelle schreibt der ‚Vorwärts', der deutsche Militarismus könne nur politisch besiegt werden durch einen Frieden der Schiedsgerichte und der internationalen Abrüstung. ‚Für diesen Frieden sind wir beide, hüben und drüben, nur mit dem einen Unterschied: wir wollen ihn jetzt schon, ohne geschlagen zu sein, und drüben wollen sie ihn später einmal, wenn wir geschlagen sein werden.' Es bleibe dabei, daß wir geschlagen werden müßten. ‚Worauf wir, auch die entschiedensten Gegner des Militarismus unter uns, nur sagen können: Es tut uns leid, aber wir können nichts dazu tun!'

Also: der ‚deutsche Militarismus' soll und muß auch nach Auffassung des ‚Vorwärts' besiegt werden. Das ist nur möglich durch den Scheidemannschen Hungerfrieden. Der hat die gleiche Wirkung mit und ohne unsere vorherige militärische Besiegung. Wollen unsere Feinde ihn nur mit vorheriger militärischer Besiegung Deutschlands, dann ‚bleibt es dabei, daß wir geschlagen werden müssen'. Das tut dem ‚Vorwärts' leid, aber: ‚wir können nichts dazu tun'."

Nur in Deutschland möglich

In der Tat: nur in Deutschland sind solche Erörterungen, wie die über die Vaterlands-Partei im Preußischen Abgeordnetenhause möglich. Oder kann sich, fragt die „D. Z.", irgendwer bei wachen Sinnen denken, es könne in England oder Frankreich, in Amerika oder Italien eine Debatte darüber geben, ob sich Staatsbeamte für die Aufrechterhaltung der Siegesstimmung, die Stärkung des Siegeswillens und die Aufklärung des Volkes über die Zukunftsnotwendigkeiten betätigen dürfen? Allenthalben in der Welt hält man das für eine Selbstverständlichkeit; bei uns geht's um einer solchen willen an ein erbittertes Schädelspalten. Allenthalben anderswo hält man es für die selbstverständliche Pflicht der Regierung — und sie selbst in erster Linie —, auch stimmungsmäßig Führerin des Volkes zu sein; bei uns hat sie es mit anerkennenswertem Geschick verstanden, sich mit Aplomb zwischen die beiden Stühle widerstreitender Strömungen zu setzen: des Siegeswillens auf der einen, der Mattherzigkeit auf der anderen Seite. Die Zwangsvorstellung eines falsch verstandenen inneren Friedens hat die Regierung verhindert, rechtzeitig zu erkennen, daß es sich hier um eine Lage handelt, in der einfach un-

ausweichlich Partei genommen werden muß, in der es nur ein Ja oder ein Nein gibt. Statt dessen operieren sie mit dem zur fettigen Scheidemünze herabgewürdigten Kaiserwort, bilden sich ein, es handle sich bei all dem, was das Volk in seinen Tiefen bewegt, um Dinge, die sich auf eine Parteiformel zurückbringen ließen, sehen nicht, daß es ja gar kein Parteikampf ist, der hier spielt, sondern der Kampf der Mutvollen, der Starkherzigen, der Bejahenden gegen die ewig Schwächlichen, Mattherzigen, Zweifelnden und Verzweifelnden. Derer, die Hammer, gegen die, die Amboß sein wollen.

*

Polnische Briefmarken

Wir haben, wie's scheint, mit uns selbst immer noch nicht genug zu tun und Zeit und Geld übrig, um anderer Leute Sorgen mit zu übernehmen. Vor allem erfährt Polen diese deutsche Arbeitslust, die sich nicht nur aufs Große beschränkt. So hatte die deutsche Zivilverwaltung in Warschau in Gemeinschaft mit der Warschauer Künstlergenossenschaft ein Preisausschreiben um Briefmarken für das junge polnische Königreich erlassen. Den Ehrenvorsitz der Veranstaltung hatte Se. Exz. der Herr Generalgouverneur selbst übernommen; im Preisgericht saßen neben dem Vorsitzenden der Warschauer Künstlergenossenschaft und einigen anderen Polen einige der höchsten deutschen Verwaltungsbeamten. Eine ganze Reihe von Preisen waren von der deutschen Zivilverwaltung gestiftet worden. Unter den preisgekrönten Entwürfen findet sich auch eine Folge (von Gardowski), die die Silhouetten einzelner Städte als Markenbilder verwendet. Erwägen wir nun, daß für die Darstellungen selbstverständlich der polnische Charakter verlangt war, so gewinnt es doch eine besondere Bedeutung, wenn die vier Muster dieser preisgekrönten Folge folgende Städte zeigen: Warschau, Krakau, Gnesen und Kruschwitz. Krakau geht uns selbst ja nichts an, aber daß auch zwei preußische Städte von den Polen bereits jetzt, wo wir noch die Zivilverwaltung im Lande führen, aufgenommen sind, daß eine solche großpolnische Agitation noch von dieser deutschen Zivilverwaltung preisgekrönt wird, ist denn doch ein starkes Stück.

Natürlich findet der lange Bericht, den die „Deutsche Warschauer Zeitung" über die Ausstellung der Entwürfe bringt, kein Wort der Kritik für diese Anmaßung, sondern schließt feierlich mit dem Satze: „Die Briefmarke ist das Zeichen des friedlichen, überbrückenden Verkehrs der Länder untereinander, ist ein Symbol dafür, daß trotz aller Betonung der nationalen Eigenart das eine Volk die Grenzen seines Wirkens, seines Nehmens und Gebens, des Austausches geistiger und materieller Kulturgüter nicht mit dem Umfang des eigenen Landes begrenzt." Die Polen scheinen jedenfalls bloß das Nehmen jenseits ihrer Landesgrenzen zu betonen. Der deutsche Berichterstatter aber sieht darin „ein gutes Zeichen für einen nahenden Frieden". K. St.

*

Nochmals „geistige Prostitution"

Ich muß unsere Leser leider nochmals mit Herrn Dr. Max Hirschfeld belästigen. Seine Zeitschrift „Die Feder" bringt in der Nummer vom 1. Dezember unter Abdruck seiner von uns im Zweiten Dezemberheft näher charakterisierten „Berichtigung" folgenden Ausfall gegen den Türmer:

„Obgleich darüber [über der Einsendung seiner Berichtigung] einige Wochen vergangen sind, hat der ‚Türmer' bisher weder den Mut noch den Anstand gehabt, zu antworten oder die Berichtigung zu bringen.

Gewohnt, niemals aus sachlichen, sondern stets aus persönlichen Gründen angegriffen zu werden, habe ich mir eine Weile den Kopf zerbrochen, was ich denn dem Türmer Schlimmes angetan habe, wofür er jetzt so blutige Rache nimmt. Endlich bin ich darauf gekommen. Wiederholt ist schon in der ‚Feder' die Rede davon gewesen, daß der Türmer den unbefugten Nachdruck der im Türmer enthaltenen Artikel, besonders von Gedichten, nicht nur gestattet, sondern in einer besonderen Korrespondenz dazu auffordert, ein für die Schriftsteller geradezu gemeinschädliches Vorgehen. Dazu habe ich jetzt noch hinzuzufügen,

daß der Türmer selbst fast in jeder Nummer einen oder mehrere Nachdrucke enthält. Auf Anfragen hin haben einige Schriftsteller bereits mitgeteilt, daß diese Nachdrucke nicht befugt sind. Hinc illae lacrimae!"

Herr Dr. Hirschfeld ist so vorsichtig, das Datum nicht anzugeben, unter dem er seine „Berichtigung" eingeschickt hat. Seine Leser würden sonst von allein auf den Gedanken kommen können, daß er bei den jetzigen schwierigen technischen Verhältnissen noch etwas hätte warten sollen. In der Tat ist die „Berichtigung" so bald als möglich in dem am 1. Dezember im Buchhandel herausgegebenen Zweiten Dezemberheft erschienen. „Mut" zu ihrer Veröffentlichung brauchte nur Herr Dr. Hirschfeld; man muß ihm zugestehen, daß er ihn in reichlichem Maße aufbringt, wenn er seinen Lesern feierlich verkündet, daß er zur wirtschaftlichen Unterstützung der Schriftsteller die — geistige Prostitution anrät. Hier mußte Herr Dr. Hirschfeld „berichtigen".

Was nun seine „Beschuldigungen" gegen den „Türmer" betrifft, so bringt die „Türmer-Korrespondenz" Auszüge aus Artikeln, denen wir ihrer Wichtigkeit halber eine möglichst weite Verbreitung durch die Tagespresse zu verschaffen suchen. Die Aufnahme in die Korrespondenz erfolgt nur mit dem Einverständnis der Verfasser, denen ebenfalls vielfach weit mehr an der Verbreitung ihrer Arbeit, als an dem kleinen Zweitdruckhonorar liegt. Daß Herr Dr. Hirschfeld dafür kein Verständnis hat, überrascht uns nicht. Auch können wir uns vorstellen, wie sehr ihn der Entgang der Prozente schmerzt, die er sich sonst von eingeforderten Nachdruckshonoraren zurückbehält.

Aus einem ähnlichen Gesichtspunkte bringt umgekehrt der Türmer manchen Abdruck eines Artikels der Tagespresse, den er so vor dem Schicksal des allzu raschen Vergessenwerdens bewahren will. Kann Herr Dr. Hirschfeld einen Fall beibringen, in dem die für einen solchen Abdruck geltend gemachte Honorarforderung nicht bewilligt worden wäre?!

Sein Geschreibsel ist also eitel Spiegelfechterei und Verleumdung.

Sonst aber ist Herr Dr. Hirschfeld zu bescheiden, wenn er die kunsterzieherischen Absichten so weit von sich abweist. Wenigstens hat er früher „höher" gegriffen, als zu dem Ratschlag: Schmiere das Zeug zusammen, mit dem du Geld verdienen kannst. Das beweist die Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 21. Sept. 1900. Danach behandelt die Nummer 23 der „Feder" unter dem Titel „Woher nimmt man Ideen?" diese für alle Dichter, denen nichts einfällt, hochwichtige Frage und gibt ihnen allen Ernstes folgende Ratschläge: „Das Erfinden einer interessanten Fabel (für Romane, Novelle oder Novellette) ohne jede Bezugnahme auf bereits vorhandene Werke ist wohl nicht so schwer, als es den zahlreichen Nachahmungen nach zu urteilen der Fall sein sollte. Einer einigermaßen freien Phantasie kann es nicht schwer fallen, von irgendeinem Anhaltspunkte aus das Gerüst einer Erzählung zu errichten. Nehmen wir an, es wolle jemand einen Kriminalroman schreiben — denn bei diesem ist der feste Anhaltspunkt ja von vornherein gegeben —, es handelt sich also z. B. um einen Mord, so stehen die beiden Hauptpersonen bereits vor uns, die beiderseitigen Interessenten und die Beweggründe kommen noch hinzu — man stellt genau die einzelnen Spannungsmomente fest, und der weiteren Ausarbeitung des Szenariums stehen keine Schwierigkeiten entgegen." Die, wie man sieht, auch stilistisch bemerkenswerten Ausführungen schließen mit den Worten: „Der Schriftsteller darf alle Ideen benutzen, die er trifft. Seine Kunst wird es sein, sie so zu benutzen, daß niemand die Quelle errät." Wenn das nicht Kunsterziehung ist?! — Wenn man bösartig wäre, könnte man ein überraschendes Erziehungsergebnis bei Herrn Dr. Hirschfeld selbst feststellen, der vor 17 Jahren nur anriet, Ideen sich anzueignen, „wo man sie trifft", jetzt aber der völligen Ideenlosigkeit das Wort redet.

K. St.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Nachrichten des Deutschen Bundes
zur Bekämpfung fremden und Förderung deutschen Wesens

Herausgegeben im Auftrage des Arbeitsausschusses
von Professor Albert Kochendörfer in Stuttgart

Nr 6 | Januar | 1918

An unsre Mitglieder und Freunde

Wieder ist ein Jahr vergangen. Es hat uns die siegreiche Beendigung des Weltkriegs noch nicht gebracht; aber gestützt auf die verheißungsvollen Worte der großen Heerführer, die unsrem Volk in diesem Kriege geschenkt worden sind, können wir hoffen, daß in nicht allzu ferner Zeit ein deutscher Friede das furchtbare Ringen um die deutsche Zukunft beenden wird.

Der Deutsche Bund ist ein Kind des Krieges. Der Begeisterung des ersten Jahres verdankt er seine Entstehung und seine erste Entfaltung. Aber wer das menschliche Seelenleben kennt, weiß, daß Begeisterung nichts ist, das auf die Dauer den Menschen erfüllen kann. An ihre Stelle müssen Überzeugung, Pflichtgefühl, Ausdauer treten, wenn das Ziel, dessen Erreichung sich der Begeisterte oft allzu leicht vorstellt, gewonnen werden soll. Das trifft auf alle Gebiete zu, auf denen es in diesem furchtbar schweren Krieg zu kämpfen und auszuharren gilt; es gilt auch für den Kampf, den sich der Deutsche Bund vorgenommen hat, den Kampf für deutsches Wesen und gegen Fremdtümelei auf allen Gebieten. Wie überall die erste Begeisterungswelle abgeflaut ist, so auch hier. Die harten Anforderungen des Kriegs an Seele und Leib wohl jedes Deutschen beeinträchtigen Bestrebungen wie die unsrigen, weil die von uns bekämpften Mängel nicht so unmittelbar wirken. Und gerade die Frauen, die so zahlreich in unsrem Bund vertreten sind und deren Mitarbeit auf unsrem Kampfgebiet so wichtig ist, haben mit häuslichen Sorgen so viel zu tun, daß ihnen wenig Kraft zu anderen Kämpfen mehr bleibt.

Der Krieg erklärt es auch, daß der Ausschuß davon absieht, für dieses Jahr noch eine Hauptversammlung abzuhalten. Er wird deshalb auch die Geschäfte vorläufig weiterführen. Der Mitgliederstand beträgt rund 1000 ohne die körperschaftlichen Mitglieder. Eine ganz genaue Zahl kann trotz der sorgfältigsten Geschäftsführung nicht festgestellt werden, da viele im Heere stehende Mitglieder zurzeit nicht erreicht werden können, weil ihre Anschrift nicht bekannt ist. Der Kassenbestand kann als befriedigend angesehen werden dank der unermüdlichen, mustergültigen Tätigkeit unsres Rechners, des Herrn Hofrats Armbruster, dem unser Bund den größten Dank schuldet. Die Hauptausgabe verursachen die vierteljährlichen „Nachrichten"; Beilegung zum „Türmer", Druck und Versendung einer Nummer kosten jetzt über 200 M. Trotz

dem niedrigen Mindestbeitrag von 1 M im Jahr verfügt die Kasse noch über so viel Geld, daß die Herausgabe der „Nachrichten" für das nächste Jahr gesichert erscheint.

Was die Erfolge des „Deutschen Bundes" betrifft, so lassen sich diese nicht in Zahlen fassen. Nach unsrer Auffassung besteht die Mitgliedschaft nicht bloß darin, daß man seinen Beitrag bezahlt (obwohl auch das schon eine löbliche Tat ist), sondern daß man im Sinne des Bundes wirkt. Das ist freilich nicht so einfach, wie es uns einmal in einer Zuschrift geraten wurde, wir sollten an alle Bundesfürsten, Regierungen und Städte Eingaben machen, dann würden die von uns bekämpften Mißstände rasch beseitigt werden. Nur unermüdliche Einzelarbeit kommt gegen die zahllosen Mißstände auf. Wenn jedes Mitglied in seinem engeren oder weiteren Kreise in unserem Sinne wirkt, so muß sich ein Erfolg zeigen. Eine Hauptaufgabe ist natürlich die Werbung neuer Mitglieder. Hierin leisteten Mustergültiges insbesondere einige Frauen und Fräulein und ein im Kriege schwer verletzter Hauptmann, der schon gegen 50 Mitglieder geworben hat! Wärmster Dank gebührt solch treuer Arbeit. Ein vortreffliches Mittel zeigt auch ein Mitglied aus Altenbochum, das in den unter seiner Schriftleitung stehenden Mitteilungen seines Familienverbandes auf den Deutschen Bund aufmerksam macht. Beitrittserklärungen sind an Herrn Hofrat Armbruster, Stuttgart, Alter Schloßplatz 5, zu richten, der auch zur Auskunft gern bereit ist (Postscheckrechnung 5995 Stuttgart).

Wenn alle unsre Mitglieder uns hierin unterstützen, so wird es uns leicht gelingen, den Deutschen Bund trotz dem Krieg so stark zu erhalten, daß wir nach dessen Beendigung mit neuen Kräften und mit größeren Mitteln unsern Kampf aufnehmen können. Unsre heimgekehrten Kriegsgefangenen werden uns ein Lied singen können von der Überlegenheit z. B. der französischen Bildung.

Man könnte aber auch fragen: Ist denn der Deutsche Bund notwendig? Man könnte das verneinen, wenn die von uns bekämpften Mißstände nicht mehr vorhanden wären. Daß vor dem Krieg bei uns eine weitverbreitete Überschätzung alles Ausländischen vorhanden war, das gaben im ersten Kriegsjahr selbst Stimmen zu, denen ein Übereifer für deutsches Wesen ganz gewiß nicht nachgesagt werden kann. In fast allen Zeitungen konnte man lesen, wie groß bei uns die Fremdwörterei der Sprache, die Bevorzugung der Ausländer im Schauspiel und in der bildenden Kunst, die Überschätzung des bildenden Werts der Auslandserziehung u. a. sei. Ist das nun alles anders geworden? Leider ist der Sturm der Entrüstung, der zunächst das alles wegzufegen schien, gar rasch abgeflaut, und wenn auch vieles besser geworden ist, so bleibt doch noch allzuviel zu tun übrig. Denn nichts wurzelt fester, als alte Vorurteile. Wer nun nicht bloß selbst von der Unwürdigkeit und Schädlichkeit solcher Mißstände überzeugt ist, sondern auch wirklich will, daß sie beseitigt werden, der muß im Verein mit Gleichgesinnten dagegen ankämpfen, sonst erreicht er nichts gegen die Übermacht. Höchst erfreulich ist es ja, daß so viele Vereinigungen auf einzelnen Gebieten undeutsches Wesen bekämpfen, wie der Deutsche Sprachverein auf dem Gebiet der Sprache, der Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur auf dem Gebiet des Schauspiels, der Schriftbund deutscher Hochschullehrer und einige andere Ver-

einigungen auf dem Gebiet der Schrift, der Bund der Freunde deutscher Kunst, die Fichtegesellschaft u. a. Wir stützen uns dankbar auf ihre Arbeit und suchen deren Früchte gemeinsam unsern Mitgliedern und Freunden zuzuführen, denen es schwer fallen wird, hier überall Mitglied zu werden. Indem wir auf diese Vereinigungen hinweisen, geben wir andererseits unsern Mitgliedern, die für einzelne unsrer Ziele besonderen Anteil empfinden, Fingerzeige, wie sie sich eingehender betätigen können. So können wir vielseitig anregend wirken und vermeiden die oft eintönige Einseitigkeit einer Sonderbestrebung. Dies hoffen wir durch unsre knappen, aber alle Gebiete berührenden Nachrichten zu erreichen.

Wir dürfen also mit Recht von uns sagen, daß unser Bund berechtigt und notwendig ist. Wer derselben Überzeugung ist, trete uns bei und werbe für uns. Der Mindestbeitrag von 1 M im Jahr sollte auch im 4. Kriegsjahr zu erschwingen sein.

* * *

Vom deutschen Schauspiel

In den Mitteilungen des Verbandes zur Förderung deutscher Theaterkultur schreibt Dr Otto Müller, Verbandsvorsitzender der katholischen Arbeitervereine: „Das deutsche Volk hatte auf dem Gebiete der Kunst in den letzten Jahren seine Eigenart allzusehr beiseite gesetzt. Es waren ähnliche Zeiten gekommen, wie sie Lessing beklagt und bekämpft hat: eine Neigung nach dem Ausländischen, besonders auch, genau wie damals, zur französischen Theaterkunst — aus bloßer Modesucht heraus, aus Modetorheit! Wir wollten so gern den neuesten Fortschritt und glaubten ihn am ehesten zu haben, wenn wir das unsrem Volke Unbekannte brachten, also das Ausländische. Wir meinten auch wohl, recht allseitig und vorurteilsfrei dadurch sein zu müssen, daß wir den Erzeugnissen eines jeden Volkes Heimatrecht bei uns gaben. Und wie immer das Minderwertige sich mehr hervordrängt als das Gute, so auch hier. Schließlich waren wir auf dem Gebiet der Kunst sogar oft mehr in französischem Verfall und Niedergang befangen, als die Franzosen selber. Demgegenüber fordert der Verband Pflege der Kunst ‚im Geiste deutscher Bildung und Gesittung'. Es ist angebrachter, das Herrliche und Gute zu fördern, das vom eigenen Volke geschaffen wurde, als andern Völkern ohne Stolz und Selbstbewußtsein nachzulaufen. Wann wäre je ein wahrhafter deutscher Dichter so nachhaltig und unablässig gefördert worden, wie in der jüngsten Vergangenheit Strindberg durch den Chor der Berliner Theater? Möchte nicht einmal solches Heil deutschen Dichtern — wohlverstanden nur echten, wahren Dichtern — widerfahren?"

Möge der Verband, dessen körperschaftliches Mitglied wir sind, mit solchen Bestrebungen reichen Erfolg haben!

*

Von deutscher Kunst

Kunstliebhaber aus allen Teilen Deutschlands haben sich zu einem Bund der Freunde deutscher Kunst zusammengeschlossen, dem auch sämtliche hervorragende Künstler beigetreten sind. Die erste und vornehmste Aufgabe des Bundes soll sein: ausschließlich abgeklärter, rein deutscher Kunst zu dienen und dafür einzutreten, daß an Stelle der Verhimmelung fremder die Würdigung deutscher Kunst und Künstler tritt, die allein schon vom vaterländi-

schen Standpunkte aus Ehrenpflicht sein muß. Die Zeitschrift des Bundes ist die Monatsschrift „Deutschlands Kunst“, die Geschäftsstelle ist in Leipzig-R., Gabelsbergerstraße 1.

Das Ziel, das dieser Bund verfolgt, ist auch eines unsrer Ziele. Wir freuen uns deshalb über seine Gründung und wünschen ihm vollen Erfolg.

*

Von deutscher Schrift

Der Schriftbund deutscher Hochschullehrer sendet uns eine Liste ehemals lateinisch gedruckter, neuerdings zur deutschen Schrift übergegangener Zeitschriften usw., in der rund 170 Zeitschriften aufgeführt sind. Anregend sind die verschiedenen Begründungen, die von den Herausgebern für die Anwendung der deutschen Schrift angeführt werden. So schreibt „Natur und Unterricht“: „Der vielfach geäußerten Ansicht, für wissenschaftliche Veröffentlichungen eigne sich besser Lateinschrift, sind in neuester Zeit gerade die berufensten Vertreter der Wissenschaft entgegengetreten. Eine Rundfrage an die deutschen Hochschullehrer zeitigte das Ergebnis, daß die überwiegende Mehrzahl von ihnen sich rückhaltlos für die deutsche Druckschrift entschied. Die zuständigen Vertreter des deutschen Buchhandels gingen noch weiter und fragten auch bei zahlreichen namhaften Gelehrten des Auslands an, welche der beiden Schriften ihnen persönlich für deutsche wissenschaftliche Werke erwünscht sei. Die Antworten ergaben, daß sich 70 % der Stimmen für die deutsche Druckschrift aussprachen.“ Nach dem Krieg werden noch viele andere Zeitschriften folgen, wie der Schriftbund mitteilt, dessen Geschäftsstelle in Berlin-Steglitz, Belfortstraße 13, diese Liste kostenfrei versendet.

So schreibt auch der Kriegsminister von Stein: „Ich erwarte, daß sich die deutsche Schrift nach dem Kriege bei uns allgemein durchsetzen wird; es wird Zeit kosten, aber sie wird siegen.“

Hingewiesen sei auch auf die ausgezeichneten Veröffentlichungen des Verlags für Schriftkunde und Schriftunterricht Heintze & Blanckertz, Berlin NO 43, die prächtige Proben schöner deutscher Schrift mitteilen.

*

Vom Kampf gegen fremde Waren

Ein wirkungsvolles Flugblatt verbreitet der Verband deutscher Liebhaberphotographenvereine. Es heißt darin: „Jedes Deutschen Pflicht ist es, nur deutsche Erzeugnisse zu verwenden und dadurch die deutsche Industrie zu unterstützen; deshalb verwendet deutsche Kameras, deutsche Platten und Filme, deutsche Papiere! Wer die Erzeugnisse der feindlichen Industrie kauft, stärkt die Wirtschaftskraft unsrer Feinde. Deutsche, merkt euch für alle Zeiten, daß mit eurer Unterstützung die amerikanisch-englische Kodak-Gesellschaft schon vor dem Krieg mit Amerika rund 50 Millionen Mark auf die Kriegsanleihen unsrer Feinde zeichnen konnte! Es gibt keine deutschen ‚Kodaks‘. Kodak als Sammelname für photographische Erzeugnisse ist falsch und bezeichnet nur die der Eastman-Kodak-Company. Wer von einem ‚Kodak‘ spricht und nur allgemein eine photographische Kamera meint, bedenkt nicht, daß er mit der Weiterverbreitung dieses Wortes die deutsche Industrie zugunsten der amerikanisch-englischen schädigt.“

Anschrift des Herausgebers: Stuttgart, Kernerplatz 4ᴵ • Druck von Greiner & Pfeiffer, Kgl. Hofbuchdrucker, Stuttgart.



Beilage zum Türmer



XX. Jahrg. Erstes Februarheft 1918 Heft 9

Noch lebt der Mittelstand

Von M. A. T.

Er ist ja eigentlich auch so eine deutsche Eigentümlichkeit, die in unsere Zeit der Wilsonschen, Lloyd Georgeschen, Scheidemannschen, Haaseschen und all der anderen Freiheiten, mit denen man uns beglücken will, nicht mehr recht hineinpaßt. Es ist ja eine Tatsache, daß er dort drüben, wo Bethlehem Steal und Standard Oil in Gemeinschaft mit J. P. Morgan den Takt zu der Musik schlagen, für die Mr. Wilson bezahlt wird, nicht mehr vorhanden ist. Auch in England ist er zwischen den Fingern der goldenen Freiheit zermürbt und zerrieben worden. Also ist er auch in Deutschland, dem modernen und fortschrittlichen Deutschland, das — je nach Geschmack — entweder nach dem vom Militarismus befreienden Frieden der Selbstentmannung oder nach dem verelendenden Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen in jungfräulicher Schönheit heraufziehen soll, überflüssig.

Der Mittelstand war wahrlich schon vor dem Kriege nicht besonders stark. Er war geduldig und ruhig, und so legte man ihm immer neue Lasten auf, ohne daß man ihn in gleichem Maße stärkte. Jetzt während des Krieges ist er geradezu zwischen zwei harte Mahlsteine gekommen. Ihm winken keine Kriegsgewinne, weder im Millionenregen noch in vier- bis fünffach gesteigerten Löhnen. Ihn fand man, soweit er nicht selbständig in Handwerk oder Kleinhandel steht, mit kleinen Teuerungszulagen ab, die angesichts der Preissteigerung den oft ge-

nannten Tropfen auf den heißen Stein gleichen. Die Teuerung trifft ihn aber genau so gut wie die Stände, die sie verursacht haben. Auf der einen Seite geben die durch die Kriegsgewinnsteuer nur wenig gemilderten Kriegsgewinne, die aus den Lieferungen für das Reich gezogen werden, die Möglichkeit, die phantastischsten Preise zu zahlen — nein zu bieten, und auf der anderen Seite wetteifern damit die Löhne, mit denen das Einkommen eines mittleren und sogar hohen Beamten kaum Schritt halten kann. Das Kapitel „Preise für Kriegslieferungen und Löhne" ist eines der dunkelsten dieses an Heldentum — draußen an der Front wie daheim — so reichen Krieges.

Zwischen beiden Schichten sitzt der Mittelstand. Er trägt die Hauptlast dieses Hungerkrieges, dieses verruchten, im Namen der Freiheit angewendeten Kriegsmittels, das Deutschland hoffentlich in hundert Jahren nicht vergißt. Wenn man auch in Deutschland nirgends von wirklichem Hungern sprechen kann — mit diesem Wort ist schon unendlich viel Frevel auf Kosten unserer heldenhaften Feldgrauen getrieben worden, — aber gedarbt ist doch schon hier und da, und ganz gewiß am meisten im Mittelstand. Und er hat nicht gemurrt, er ist nicht auf die Straße gezogen, als Mitte April die Brotmenge gekürzt werden mußte, trotzdem für ihn keine Hindenburgspende und keine Zulagen vorhanden sind. Dabei neidet der Mittelstand den Schwerarbeitern die reichlichere Nahrungsmittelmenge ganz gewiß nicht, weil er die Berechtigung einsieht, und trotzdem er weiß, daß sie in allererster Linie ihm abgezogen wird.

Nicht wegen der Beschwerden und Lasten, die dieser Krieg mit sich bringt, blickt der Mittelstand sorgenvoll in die Zukunft, sondern wegen der Entwicklung, die das wirtschaftliche Leben nach dem Kriege nehmen wird. Der Mittelstand hat den größten Teil der Millionen geopfert, die auf den anderen Seiten gewonnen sind; man frage nur den Handwerker, dem der Krieg die Rohstoffe nahm, oder den Kleinkaufmann, dem Warenmengen und Preise auf das genaueste zugemessen werden, oder den Hausbesitzer, der große Mieteinbußen tragen muß. Der Mittelstand trägt diese Lasten, wenn auch nicht freudig, so doch ohne Murren, aber er hofft, daß es einmal wieder anders wird, daß für ihn auch wieder eine bessere Zeit kommt.

Von dieser besseren Zeit wird jetzt soviel gesprochen und geschrieben, und dort oben in Stockholm will man sie aus der Taufe heben, und die infolge Fehlens der Engländer, Franzosen, Italiener und Amerikaner einigermaßen fadenscheinige Internationale will dabei Pate stehen. Das eine Schlagwort, das Herrn Scheidemann weltberühmt gemacht hat und ihm vielleicht gleich Smuts und Genossen dereinst noch das Ehrenbürgerrecht von London eintragen wird, ist das vom Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen, das nach den denkwürdigen, aber ihrem vollen Inhalte nach immer noch nicht bekannten Ausführungen des Herrn Erzberger aus Biberach plötzlich eine Mehrheit im deutschen Reichstage gefunden hat. Dieses Wort „menschenfreundlicher Friedfertigkeit", das unseren Feinden schon so oft den sinkenden Mut wieder aufrichtete und somit Zehntausende von unseren tapferen Feldgrauen Leben und Gesundheit kostete, dieses Wort bedeutet eine Vervielfachung der Steuerlasten, die der Mittelstand nicht abwälzen kann,

während die Herren um Scheidemann bereits Steuerfreiheit für weitere Klassen fordern. Dieser Scheidemann-Erzberger-Friede bedeutet zugleich eine Aufforderung an die Feinde, den Krieg solange wie irgend möglich fortzusetzen, denn sie droht keinerlei Gefahr, wir verteidigen uns und fordern weder Land noch Geld, trotzdem dieser Verteidigungskrieg uns täglich viele Millionen in bar und dazu noch viele kostbare Menschenleben kostet. Wer kann solch „edles Menschentum" begreifen? Der Scheidemannsche Frieden wäre für den Mittelstand der sichere Untergang, und das soll er wahrscheinlich auch bezwecken, denn mit der Proletarisierung des Mittelstandes würde für Herrn Scheidemann, der seit über Jahresfrist als „berufener Vertreter Deutschlands" diesseits und jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle reist und redet, erst der Weg zu dem „herrlichen" Ziele des gewaltigen Machthabers frei werden.

Das andere Schlagwort, mit dem England alle Welt — vom fernen Osten Asiens bis zum fernen Westen Brasiliens — gegen uns aufgehetzt hat, und das trotz dieser Hetze noch immer lebt und ganz besonders quick und munter in den Spalten des „Berliner Tageblattes", ist das Wort von der Demokratisierung und Befreiung der Völker. Die schönste Blüte dieser „Demokratie" ist der Parlamentarismus, der die Regierung im Namen des Volkes von einer Handvoll gewissenloser Geldmänner ausüben läßt. Es war schon vor dem Kriege so, daß in Frankreich die Präsidenten und Minister in den Privatzimmern der großen Banken bestellt wurden, daß in England Lord Northcliffe und seine Hintermänner die regierenden Männer kommen und gehen hießen, daß in Amerika der Präsident wohl reden und schreiben kann, was er will, wenn er nur handelt wie Morgan, Rockefeller, Schwab usw. verlangen. Das ist das „Selbstbestimmungsrecht" der Völker, und die Freiheit besteht in einer Verachtung aller Menschenrechte, für die uns in Deutschland jedes Verständnis fehlt. Wer etwas Näheres darüber wissen will, der lese in dem ganz gewiß einwandfreien Buche „Das amerikanische Gesicht" von Arthur Holitscher nach. Diese Demokratie in ihrer vollendeten Form bedeutet für den deutschen Arbeiter Verelendung, für den Mittelstand aber den Tod ohne Rettung. An der Spitze dieser traurig stolzen Phalanx, die auf eine Vernichtung des deutschen Volkes mitten in seiner herrlichsten Kraft ausgeht, marschieren aber brüderlich Arm in Arm „Vorwärts" und „Berliner Tageblatt", die Blätter der Arbeiterinternationale und des internationalen Kapitals, das naturgemäß gegen den U-Boot-Krieg war und dabei in Herrn Scheidemann usw. gefügige Helfer fand.

Das sind die Sorgen des Mittelstandes.

Was bedeutet nun der Mittelstand für das Volks- und Staatsleben? Kann das Deutsche Reich leichten Herzens auf ihn verzichten, ist er überflüssig geworden?

Er ist jene stetig fließende Quelle der geistigen und kulturellen Entwicklung unseres Volkes. In seinen Familien wachsen jene Männer und Frauen auf, die in Kunst, Wissenschaft, Technik und Schule unser Volk zu immer neuer Blüte führen. In diesen Familien wird auch im Frieden oft gedarbt und verzichtet auf alles, was das Leben schön und angenehm macht, nur damit die Kinder die Universitäten, Hochschulen und Seminare besuchen können. Das heranwachsende

Geschlecht aber arbeitet rastlos, um Neues, Besseres zu schaffen. Wer hineinblickt in die Geschichte der Technik, der findet dort in goldenen Buchstaben die Leistungen des Mittelstandes verzeichnet.

Darum bedeutet Vernichtung des Mittelstandes allmählichen Stillstand auf allen geistigen und kulturellen Gebieten trotz Einheitsschule und Auswahl der Tüchtigen. Man blicke nach Frankreich, England, Amerika und auch nach Rußland, wo es nie einen Mittelstand gab, und man wird die Früchte jener uns in tausendfacher Wiederholung entgegenklingenden Schlagwörter erkennen.

Der Mittelstand ist nötig, bitter nötig, soll es dem ganzen Volke, sowohl den Oberen wie den Unteren, gut gehen. Darum ist es Zeit, ihn zu retten, zu schützen und zu stärken.

Noch lebt der Mittelstand!

Bange fragt man: Wie lange noch?



Der Flieger · Von Hans Wolfgang Weihnacht

Das Land liegt schwarz und ferne.
Mein Flügel stößt an blaue Wand.
Um mich des Himmels Sterne.
Ins Blau versinkt der Erde Rand.

Vom Staub, darein vergraben
Der Dinge reines Bild,
Ist nicht ein Korn. Ich habe
Das Wesen klar und mild.

Mein Flügel liegt im Lichte.
Es läutet mir im Sinn
Mit himmlischem Gewichte,
Daß ich in Gottes Nähe bin.

Von reinem Licht umbadet
Starb mir der Erde Tand.
Und tiefer noch begnadet
Bin ich in deiner Hand.

Und geh' ich nun im Staube,
Mein Auge war bei dir.
Die Klarheit ward mein Glaube,
Das Licht bleibt über mir.



Friedensschluß

Von Hans von Kahlenberg

In dem bekannten Kurort war sie plötzlich auf ihn gestoßen, — etwas mühsam ging er, am Stock, aber sonst sah er wohl aus, braungebrannt, hagrer, gleichsam zusammengedrängt, der Extrakt von ihm selbst, seinem früheren Selbst; die immer etwas lose fallenden Haare waren jetzt militärisch bürstenkurz gestutzt. Er trug Uniform, die ihm gut stand, — fand sie! Und das schwarz-weiße Band des Kreuzes im Knopfloch. Ihr fiel wieder ein, daß er das Kreuz Erster Klasse bekommen hatte, — sie hörte noch manchmal von ihm durch frühere gemeinsame Bekannte.

In der Tat hatte sie ihn nie ganz aus dem Auge verloren. Hatte man sich damals gegenseitig nicht versprochen gehabt, sogar zu schreiben, über wichtige Lebensveränderungen Nachricht zu geben? Man war ja nicht im Unfrieden auseinandergegangen, nicht im Haß oder durch skandalösen Bruch, — — als vernünftige, freie, moderne Menschen! Ein weiblicher Mensch und ein anderer Mensch, der zufällig ein Mann war. Bloß geirrt hatte man sich, rein intellektuell wohl, und machte den Irrtum jetzt wieder gut, ging den unrichtigen Weg von dreieinhalb Jahren zurück. Auf den richtigen. Jeder nahm sein Teil des Eingebrachten, wirtschaftlich und seelisch, zurück, ging nach seiner Seite. — Nach einem halben Jahr war er in den Krieg gegangen. Sie wußte sogar, daß er verwundet und nun Rekonvaleszent war.

Nur daß er hier, gerade hier seine Genesung suchte, und daß sie ihm begegnen könnte, hatte sie nicht geahnt!

Man mußte ehrlich, höflich und kameradschaftlich gegeneinander verfahren. Sie war keine Sentimentale, kein zimperndes Gänschen! Sie ging auf ihn zu und bot ihm die Hand: „Guten Abend, Arnold! Ich bin froh, dich so wohl und wiederhergestellt zu sehen."

„Grete —", sagte er überrascht, „Gretchen —" Er war rot geworden, — ja, er! Seine erste Bewegung war nach der Krücke, die er straffer anzog. Die Bewegung war recht ungeschickt gewesen, — er hatte früher ungeschickte, zu schlaffe Bewegungen gehabt, — fand sie damals; sie bückte sich und hob ihm die Krücke auf.

„Oh, ich danke dir! Das — das mußtest du nicht tun!"

„Das tue ich selbstverständlich", sagte sie bestimmt. „Und nun setze dich her, — geh jetzt nicht mehr weiter! Wir wollen uns dort auf die Bank setzen, ich werde dich führen. Du sollst mir von dir erzählen!"

Sie half ihm, und er ließ sie gewähren. Nicht weil er ihre Hilfe eigentlich nötig gehabt hätte, die Wunde am Oberschenkel durch den Granatsplitter verheilte gut und rasch. Er fürchtete sich wohl im Grunde ein bißchen vor ihr, — man durfte Grete nicht widersprechen. Sie hatte immer alles gewußt, und seine Unsicherheit gerade war ihr Stein des Anstoßes gewesen. Zum Beispiel fragte er vor dem Ausgehn: Was soll ich anziehn? — Er sollte *wissen*, was er anziehn wollte. Ein Mann mußte wollen und wissen.

Sie dachte: er ist der Alte! während sie ihn führte und hinsetzte. Aber es war ihr diesmal kein unangenehmer Gedanke, fast ein wenig rührend. Das Bein schurrte, und er mußte es etwas steif noch halten. Das heißt, sie wollte, daß er es ausgestreckt hielt. Von selbst hätte er es natürlich unrichtig und möglichst unbequem gelegt.

„Ich muß dir auch noch zu deiner Auszeichnung gratulieren", sagte sie. „Ich habe davon durch Renkes gehört."

Er sagte rasch: „Das ist nichts Besonderes, — nein, wirklich, Grete! — Heutzutage hat das jeder, — das Kreuz. Auch Erster Klasse. Lediglich Glückssache ist's. Der eine bekommt den Orden, — den anderen, der ihn mitverdient hat, deckt — der grüne Rasen, können wir nicht einmal sagen, aber die barmherzige Erde, gegen die nur wir unbarmherzig sind. — Wir haben zu viele draußen gelassen, — unsere Tapfersten, Kühnsten, Frischesten!"

Immer hatte er für sie, Grete Alhardt, — sie hatte ihren Mädchennamen wieder angenommen — zu wenig Lebensmut gehabt, — wenig „Schneid", fand sie. Sie fand es damals. Sie war sehr schneidig gewesen — „fesch" nannten es die österreichischen Nachbarn.

„Noch dazu war unseres eigentlich ein Rückzugsgefecht", beeilte er sich bescheiden anzufügen. „Wir konnten uns gegen die Engländer nicht halten."

Der Rückzug hatte aus der Chemischen Fabrik von Roeux stattgefunden, und sie, obgleich sie nicht militärisch geschult und vorgebildet war, hatte gut begriffen, was solcher Rückzug meinte! Die Aufopferung, das glatte, schlichte, lautlose Opfer der Wenigen für die Vielen, der Hundert für die Hunderttausende. Ein Thermopylenopfer Geweihter, heiliger Todesschar für das Ganze. Für das Vaterland, das hier mit freundlich rotbedachten Dörfern, mit Wiesen, Äckern und Wäldern besonnt und geborgen vor ihnen lag.

So lag es, so schlief es, erntete und verrichtete seine Tagesarbeit, weil unter anderem, zum Beispiel in der Chemischen Fabrik von Roeux am siebzehnten Mai oder so, von einigen hundert, die da die Nacht über Wacht gehalten hatten, nur einunddreißig zur Truppe zurückkehrten. Sie hatten einen Umzug gedeckt. Eine strategische Bewegung ermöglicht. Weiter nichts.

Aber diese Deckung, dieser Wandschirm — diese Blendung, wenn man will — waren warme, junge, blühende Leiber gewesen, mit klopfenden Herzen und hochauffliegendem, adligem Wollen.

Vielleicht hätte Frau Grete Alhardt alles das und dergleichen vor drei Jahren auch nicht gewußt. Sie hätte gedacht: Oh, ein Rückzug! Der halbe Kilometer! oder: Dieser langweilige Stellungskrieg! Jetzt wußte sie's. „Ich habe mich gefreut, Arnold!" sagte sie warm. „Ich war stolz auf dich."

„Du, Grete!" Seine Hilflosigkeit wurde die eines Kindes, wurde fast grotesk. Er suchte nach seinem Kneifer, ohne den er nicht sah, — die frühere, etwas ratlose, blinde Bewegung! Sie, Grete, — wie Goethe — konnte eigentlich Brillenmenschen nicht leiden. „Du bist sehr gut zu mir, Grete! Alle Menschen verwöhnen uns jetzt. — Was tun wir denn? Unsere Pflicht, wie ihr."

„Ich tue gar nichts, denn ich habe keine Pflicht", sagte sie hart.

„Aber du beteiligst dich an den Beschäftigungskursen für Beschädigte. Du liest bei den Blinden vor —“ Die gleichen Renkes, ihre und seine Bekannten, mußten ihn orientiert haben.

„Dilettantismus und Spiel! Ich bin ganz überflüssig. Ganz unnütz. Ganz uninteressant.“

Fast gequält wehrte er sich: „Liebe Grete, denke doch nur nicht, daß wir interessant sind, weil wir einen Krieg erleben und durchmachen müssen. Wir müssen ja! Wir hatten doch gar keine Wahl! Du weißt, daß ich mich eigentlich für Sozialreform, für assyrische Schriften und Altfranzösisch interessiere.“

„Ich weiß. — Das interessiert dich noch?“

„Aber gewiß! Ich denke dazu zurückzukehren, ich habe selbst während des Feldzugs, in den Mußestunden, meine Studien nicht ganz aufgegeben.“

„Du verdirbst dir nur die Augen dabei. Das alles hat doch gar keinen Zweck.“

„Es hat den Zweck, mich kenntnisreicher, nachsichtiger und geduldiger zu machen. — Glaubst du, daß wir diese Eigenschaften nach dem Kriege weniger brauchen werden als vorher? Oder als jetzt?“

„Jetzt?“

„Ja, Gretel, du denkst doch nicht, wir gewinnen den Krieg durch Unwissenheit, Starrsinn und Ungeduld?“

„Das nicht gerade —“ Nun war sie rot geworden, hellrot; es stand ihr hübsch, machte sie jung. „Es sind doch nicht die Eigenschaften, die ihr braucht, die jetzt entfaltet werden!“

„Ich weiß nicht —“, sagte er nachdenklich. „Mir scheint so — ich glaube, jeder von uns hat die guten Eigenschaften oder Gaben, die er besaß, zur höchsten Hergabe, mit der äußersten Anstrengung gesteigert, — jeder, auch der sogenannte Unbegabte, der Schlichteste! Darum stehen wir, wie wir heute stehen.“

„Die ‚boches‘!“ sagte sie zornig, ballte die kleine Faust.

Er lächelte, die Achseln zuckend: „Das ist der Schaum. Spiegelfechterei! Im Grunde kennen sie uns jetzt ebensogut wie wir sie. Du wirst sehen, wieviel besser einander die Völker kennen werden nachher! Sie haben sich kennen gelernt.“

„In ihren schlechtesten Eigenschaften, in Leidenschaft und Bestialität.“

„Auch in ihren besten“, sagte er gelassen, in seiner alten Gelassenheit, die ihre jugendlich stürmische Anmaßung immer gereizt hatte. „In Tüchtigkeit und Menschlichkeit.“

„In Menschlichkeit, Arnold?“

„Kleine Grete,“ sagte er fast väterlich, „wir sind alle menschlich geworden, die ‚Helden‘, die ‚Übermenschen‘ und die ‚Männer‘. — — Vielleicht“ — sein Blick, ein wenig gutmütig, ein wenig traurig, (sein Mangel an Draufgängertum!) streifte sie — „in ihrer schweren Prüfungszeit am Ende auch die Frauen?“

Eine Pause war zwischen ihnen entstanden. Sie blickten wieder ins blühende Land, auf die weißen und roten Spielschachtelhäuser.

„Ich hatte keine Prüfungszeit“, sagte Grete ehrlich. „Keine große Trauer, keinen glühenden Glauben. Kein Lebensmark, kein Herzblut durfte ich geben. — Kleine Nöte, Sorgen, — große Unzufriedenheit.“

„Auch das ist Prüfung."

„Arnold, ich habe begriffen, daß ich sehr egoistisch war."

„Ich konnte wohl dein Ich nicht genügend überzeugen, nicht für mich erobern", sagte er. „Ich zögerte — tappte — bin kurzsichtig."

„Damals, in Roeux, in der schrecklichen Nacht, — hast du damals das alles gedacht?"

„Ich habe an dich gedacht."

„Und ich an dich. Oft. Oft. Ich wollte es gar nicht. Immer wollte ich an das Allgemeine, an große Ziele und Aufgaben denken. Du weißt, ich hatte solche Ideen! Ich dachte einfach an dich. — Daß wir's nicht gut gemacht hatten, Arnold! Im Einfachen und im Kleinen nicht."

„Aber, Gretel, das Einfache und das Kleine, das ist die Probe, der Bruchteil vom Großen, — Rohstoff, aus dem wir uns die Welt und das Leben selbst herauszubosseln haben!"

Und sie schwiegen wieder.

„Ich bin froh, daß ich dich getroffen und gesprochen habe. Ich denke, auch wenn wir jetzt wieder auseinandergehen, daß wir uns doch besser verstehen werden, — daß wir uns verständigt haben, Arnold."

„Ein Verständigungsfriede, Gretel?"

Er sagte es neckend; die Neckerei trieb ihr die junge Flamme wieder hoch in ihrem feinen, etwas herben Gesicht. „Ein Sieg, Arnold. — Wenn du's willst! Du hast gesiegt."

Absage · Von Franz Pauli

Wohl weiß ich, wie der Schönheit Gärten blühen:
Es greift das Meer mit weichen blauen Händen
Nach der Terrasse marmorweißen Wänden
Und rote Blumen stehen schwül und glühen.

Schlank steigt der Pinie Stamm zum breiten Wipfel
Und teilt des Himmels klar azurne Schale,
Die bleiche Stadt verschimmert weit im Tale,
Fern glänzt der Schnee auf heiliger Berge Gipfel.

Wohl lockten mich die ewig lichten Farben —
Doch da du forschtest, will ich dir vertrauen:
Weil allzusehr sie mir mein Herz umwarben,

Das allzuweich in tatenlosem Schauen
Versank, verging — riß ich mich los, sieh hier die bittern Narben,
Nun warnt vor diesen Gärten mich ein Grauen.



Vergessene!

Von J. Spier-Irving, München

Der alte Sägefeiler!

Es ist nicht so leicht, eine stumpfe Säge wieder scharf zu machen. Es muß richtig verstanden sein. Die Säge muß man entsprechend spannen. Man darf nicht zu tief hinein feilen und auch nicht zu sehr an der Oberfläche bleiben. Aber man soll auch keine Scharten machen und nicht zu spitz die Zähne herausarbeiten. Denn wenn man die Sache verpatzt, bleibt die Kundschaft weg. . .

Der alte Sägefeiler war ein Künstler in seinem Fach. Er saß in seinem kleinen Verlies, das angeklebt war an das große Tor wie ein Schwalbennest an einen First, und kurierte die gesamten Sägen der Nachbarschaft.

Mit seiner großen Eulenbrille, eingehüllt in einen dicken, wollenen, gestrickten Schal, blickte er gleichmütig durch die blinden Fensterchen und ließ die Welt Welt sein.

Sein kleines Hüttchen war eingeklebt in einen Winkel des granitnen, mächtigen Stadttores, das aber seit langem schon nicht mehr dem Schutze der Wälle diente. Die waren längst eingeebnet. Eine breite Straße zog sich unter dem Tore her und die eiligen Autos und Trambahnen rasselten drunter her, ohne seine gravitätische Ruhe zu stören. Eingeklemmt, geschützt und gedeckt schmiegte sich die Klause hinein. Ein Öfchen stand darin. Man konnte sich Kaffee drauf kochen, wenn man welchen hatte. Und man konnte drin rauchen bei der Arbeit, ohne jemanden zu belästigen, war der Tabak auch noch so beißend. Ein paar Werkzeuge und ein Holzbock, auf den man die Sägen ihrer Kur entgegenstreckte, waren noch in dem Raume.

Der alte Sägefeiler hockte drin bei Wind und Wetter.

Er kümmert sich nicht um die Barometerprognosen. Er sitzt geschützt. Er ist warm angezogen im Sommer und Winter. Und wenn die Leute draußen vorbeirennen, wenn der Sturm ihnen die Mäntel wegreißen will, wenn ihnen das Wasser an den Haaren herunterrinnt, wenn der Schnee den Mädchen die Röcke peitscht, daß man ihre schlanken Beine sieht, der alte Sägfeiler zieht seine Feilen ein und aus, auf und ab und läßt sich nicht beirren. Scheint die Sonne und dampft der Asphalt, er braucht keine Ventilation. Die dicken Mauern lassen keine Wärme durch und sie nehmen weg, was zu viel in dem kleinen Neste sich sammelt, in ihre gewaltigen Leiber.

So sitzt er und läßt die Welt vorbeipassieren. Niemand kündigt ihm das Quartier. Er ist ein alter Invalide. Aus siebzig. Und der Magistrat gibt ihm, solange er lebt, das Nest gratis.

Nur die Kunden fangen an zu mangeln. Der alte Sägefeiler merkt es. Es werden nicht mehr so viele Sägen benötigt. Nicht mehr so viel Zähne werden stumpf wie früher. Daran erkennt der Alte die Änderung des Weltlaufs.

Es muß sich manches doch gegen früher verschoben haben. . . Aber es geht ihn eigentlich nichts an. Er hat keinen Menschen, um den er sich sorgen müßte. Draußen im Krieg gibt es keinen, um den er sich ängstigen braucht.

... Weit weg vom Schuß, weit weg von dort, wo die Kanonen grollen, ist sein kleines Reich... —

... Über dem großen, freien Platz, den das alte Tor bewacht, kreist hoch in der Luft ein Flieger. Noch kann man ihn gar nicht hören.... Er senkt sich tiefer und tiefer... Er sucht ein bestimmtes, wichtiges Haus... Endlich hat er Gewißheit.. Seine Hand löst einen Hebel. Von seinem Apparat trennt sich ein ogivales Ding, saust ab in die Tiefe. Mit donnerndem Getöse kracht es auf...

Der feindliche Flieger steigt. Er kreist über einem andern Teil der Stadt und will vernichten... Donnernder Schlag wiederholt sich.

Aber seine Arbeit lohnt nicht... Seine Grüße hallen laut. Sie schaden wenig.

Nur an dem großen Tore wird der Erde Leib zerrissen. Steine sausen hoch, und Stahlstücke schwirren in die Runde.

... Doch der Lärm geht vorüber. Nicht viel ist geschehen...

Der alte Sägefeiler erschrickt. Die Wand seines Nestes klafft. Er fühlt einen stechenden Schmerz an der Stirne...

Dann sinkt er rückwärts ... Vergißt alles...

Niemand denkt an den alten Sägefeiler. Nachmittags aber will einer seine geschärfte und gespitzte Vielzahnige wieder holen. Er klopft. Niemand antwortet. Er öffnet.

Der Alte sitzt ganz ruhig und still, wider die Wand gelehnt. — Er hält noch eine Säge in den Händen... Aber er wird sie nicht zu Ende schärfen können...



Neue Zuneigung · Von Franz Pauli

Wie steh' von neuen Wundern ich betroffen!
Seit in des Lebens haßverwirrtem Streit
Mein Herz ich hürnte gegen Weh und Leid,
Wie breitet sich das Tor mir wieder offen!

Der Schönheit Gärten leuchten mir aufs neue
Und jauchzend geb' ich mich den reinen Wellen,
Fühl' tausend frische Säfte in mir quellen
Und sauge seligen Aug's die heitre Bläue.

Gleich einem Gott fühl' ich mich überlegen:
Mir läßt die Sonne alle Fluten blinken!
Reicht mir den Stab: ich will die Welt bewegen!

Im Glast seh' ich der Göttin Schleier winken
Und frohe Botschaft klingt mir hell entgegen:
Ein kampfgestähltes Aug' wird Kraft aus Schönheit trinken!



Mathias Erzberger, ein Kalauer der Weltgeschichte

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Nicht die Persönlichkeit des Herrn Erzberger — solcher Erzberger laufen gar manche auf Gottes geduldiger Erde herum —, aber daß diese Persönlichkeit in dieser Zeit eine maßgebende, eine geradezu entscheidende Rolle spielen durfte und noch immer darf, das ist ein grausamer Witz, man muß schon sagen: ein blutiger Kalauer der Weltgeschichte.

Der Vater der unseligen „Friedensentschließung" (in Wirklichkeit Kriegsverlängerung) des Reichstages vom 19. Juli 1917 hätte sich weder dieses „Ehren"-titels rühmen dürfen, noch seine Stellung in der eigenen Partei behaupten können, wenn er nicht mit einem Rüstzeug besonderer, ihm eigentümlicher Art zu kämpfen beliebte und — wie man ihm billigerweise neidlos zugestehen muß — meisterhaft verstünde. Wie sind die Dinge gelaufen? Die Frage wird in einer Zuschrift vom Rhein an die „Tägliche Rundschau" aufgeworfen und beantwortet.

„Die Haltung der Reichstagsfraktion des Zentrums in jenen Julitagen erregte in weiten vaterländisch gesinnten Kreisen der Partei lebhaftes Bedauern und lebhaften Widerspruch. Die Parteileitung hielt es daher für notwendig, das leitende Organ der Partei, den Reichsausschuß, auf den 22. und 23. Juli nach Frankfurt a. M. zu berufen, um die Einigkeit der Anschauungen wiederherzustellen. Erzberger, als der Ursächer des Reichstagsbeschlusses, wurde zur Verantwortung geladen und — er erzielte einen durchschlagenden Sieg. Er gewann den Tag.

Erzberger kam, gewaffnet bis an die Zähne mit vertraulichem amtlichen und nicht amtlichen Material. Damit schmetterte er jeden Widerstand nieder. Er fuhr das schwerste Geschütz auf und manövrierte mit der verblüffenden ‚Sicherheit', die wir an ihm kennen. Mehrmals zog er sogar den Kaiser in die Debatte. ‚Dann habe ich Ihnen noch im Allerhöchsten Auftrage das folgende zu sagen.' Er erzählte, daß er, ehe er nach Frankfurt gekommen, bei Hindenburg und Ludendorff gewesen, und daß diese seine Anschauungen teilten. Auf Grund seines Materials entwarf er in Frankfurt ein so trauriges Bild unserer Lage, daß seine Zuhörer an einem siegreichen Ausgang unserer Sache verzweifelten. Als sie nach Hause kamen, erzählten sie, sie hätten die folgende Nacht nicht schlafen können aus Sorge um unsere verlorene Sache. Und welches war der Kern der Erzbergerschen Darlegungen? Der U-Boot-Krieg sei ein Fehlschlag, unsere Ernährung sei in Frage gestellt, die Munitionsherstellung ungesichert, unsere Bundesgenossen kriegsmüde und nach einem Frieden fast um jeden Preis begierig. Ihr Abfall drohe, wenn es noch lange weitergehe und dergleichen. Das war die Erzbergersche Politik. Der Eindruck seiner Rede war niederschmetternd, jede Hoffnung auf einen deutschen Frieden vernichtend.

Um die Partei ganz auf Erzberger festzulegen, gingen dann seine Sendboten auf Reisen. Der Abg. Giesberts ging nach dem Westen und verbreitete dort in Arbeiterversammlungen Angst und Schrecken durch seine Mitteilung über unsere bedrohte Ernährung. Der Abg. Faßbender hatte schon am 15. Juli in Bonn vor den Handwerkerorganisationen eine Rede zur Verteidigung Erzbergers wegen seiner Rede im Hauptausschuß so schlimmer Art gehalten, daß der gleichfalls anwesende Abg. Dr. Beumer den Vorsitzenden bat, er möchte doch um Gottes willen die anwesenden Pressevertreter ersuchen, die Mitteilungen Faßbenders über die Kriegslage und unsere U-Boote nicht zu bringen, denn, wenn unsere Feinde das erführen, würde der Krieg mindestens um ein halbes Jahr verlängert werden.

So weit wagte man es, zu gehen! Teilnehmer an dieser Versammlung verbreiteten: Nach diesen Mitteilungen hätte keiner von ihnen mehr an einen erfolgreichen Ausgang des Krieges geglaubt!

Diese Flaumacherei nahm einen solchen Umfang an, daß einzelne Generalkommandos an den Kriegsminister berichteten, wenn diesem Treiben kein Ende gemacht werde, könnten sie die Verantwortung für die Aufrechterhaltung der Stimmung im Lande nicht länger tragen, und zwar um so weniger, als man sich, wie es Erzberger in Frankfurt getan, bei dieser Flaumacherei darauf berufe, die Oberste Heeresleitung teile die Anschauungen Erzbergers über unsere Lage. Man weiß, daß daraufhin Hindenburg jene kernige Kundgebung erließ, worin er dieser Flaumacherei auf das entschiedenste widersprach und worin er sagte: Ich will nicht, daß unsere Namen mit einem derartigen Tun in Zusammenhang gebracht werden.

Erzberger schwieg dazu — aber er widerrief nicht seine Frankfurter Behauptungen, obschon inzwischen die Oberste Heeresleitung in der unzweideutigsten Weise — wie es jedem Kundigen ja auch bekannt sein müßte — bekundet hatte, daß sie in allen jenen Behauptungen genau der gegenteiligen Ansicht sei wie Erzberger, daß die U-Boote alle in sie gesetzten Erwartungen erfüllt hätten, daß die Kriegslage für uns die denkbar günstigste sei — was sie nach dem 19. Juli ja durch die Schläge im Osten, in Italien, in Flandern und bei Kamerijk, so glänzend bewiesen hat, und wovon jetzt Brest-Litowsk so durchschlagend zeugt —, daß die Ernährung, wenn auch knapp, so doch ausreiche, daß die Munitionsherstellung glänzend gesichert sei. Erzberger ging nach Biberach und Ulm — und wiederholte seine Behauptungen öffentlich und nichtöffentlich. Im letzteren Falle ließ er, wie in Frankfurt, durchblicken, daß ‚hohe und höchste Persönlichkeiten' hinter ihm ständen, und daß seine Gegner auch nicht entfernt wüßten, was er wisse. Selbstverständlich stehe er auch in Verbindung mit der Obersten Heeresleitung, die mit ihm einig gehe.

Und nun ist endlich die Zentrumspresse eines Besseren belehrt. Sie ist aus dem Großen Hauptquartier zurückgekommen mit der freudigen Zuversicht, daß Hindenburg uns doch einen deutschen Sieg erringen wird, zurückgekommen mit dem festen Glauben, daß das Jahr 1918 uns keinen faulen Verständigungsfrieden,

sondern einen guten deutschen Sicherungsfrieden bringen wird. Die ‚Kölnische Volkszeitung' hat mit eigenen Ohren gehört, daß ihre ‚feste, unentwegte, vaterländische Haltung' vor dem 19. Juli diejenige war, die der Anschauung der Obersten Heeresleitung entspricht und daß Erzberger dem Reichsausschuß in Frankfurt — die Unwahrheit gesagt hat."

Hat die „Deutsche Zeitung" mit anderen deutschen Blättern nicht recht, wenn sie sich in Wahrung der deutschen Belange zum schärfsten Kampf gegen Herrn Erzberger veranlaßt sieht, wenn sie sagt, daß dieser Kampf so lange dauern müsse, als dieser Schädling unseres deutschen Volkes seine Rolle nicht endlich ausgespielt hat? „Bisher hat seiner zähen Natur nichts geschadet; so wollen wir heute durch ein Rückgreifen in der Geschichte die Kampfart beleuchten, die Herr Erzberger in der Politik anzuwenden skrupellos genug ist; dies geschieht am besten an der Hand eines bezeichnenden Vorfalles. Die breiteste Öffentlichkeit in Deutschland muß den Charakter dieses Mannes kennen lernen, unter dessen Führung sich das Zentrum begeben hat und dem auch die Regierung des Reiches in ihrer hilflosen Abhängigkeit gerade von bedenkenlosesten parlamentarischen Machthungrigen Einfluß auf die Steuerung des Reichswagens eingeräumt hat.

Am 4. und 5. Februar 1917 erschien im ‚Bayrischen Kurier' ein Aufsatz: ‚Die Agitation des Flottenvereins', in dem der Flottenverein und sein geschäftsführender Vorsitzender, General Keim, besonderer Machenschaften gegen die Zentrumspartei beschuldigt wurden. Gewisse Anzeichen deuteten darauf hin, daß das Blatt bei der Beschaffung seines angeblichen Beweisstoffes unlautere Mittel angewandt habe, und es wurde ein Verfahren gegen die vorerst unbekannten Täter eröffnet. Am 16. März 1907 erließ der Untersuchungsrichter beim Landgericht Berlin einen Haftbefehl gegen den Registraturgehilfen Oskar Jange, weil er dringend verdächtig erschien, unter anderem einen dem General Keim gehörenden Brief aus einem Gebäude unter Anwendung falscher Schlüssel entwendet zu haben. In dem Strafverfahren wurde am 29. September auch der Reichstagsabgeordnete Kaplan Dasbach (Zentrumsmitglied) als Zeuge vernommen. Er erklärte, selber keine bestimmten Angaben machen zu können, er vermute aber, daß der Abgeordnete Erzberger Näheres wisse. Dieser habe ihn nämlich vor Veröffentlichung des Aufsatzes im ‚Bayrischen Kurier' zu einer wichtigen Besprechung gebeten und mitgeteilt, er wünsche eine Nachricht in die Presse zu bringen, wonach General Keim oder der Flottenverein bei den letzten Wahlen gegen das Zentrum agitiert habe. Er — Dasbach — habe aber dieses Ansinnen abgelehnt, weil Erzberger sich weigerte, seine Quelle anzugeben, woraus er geschlossen habe, daß Erzberger nicht auf tadellose Art in den Besitz der Nachricht gelangt sei. Auf Grund dieser Aussage wurde Herr Erzberger als Zeuge geladen. Seine Vernehmung hatte nun das überraschende Ergebnis, daß Herr Erzberger die Auskunft auf die Fragen, ob ihm bekannt sei, auf welche Weise und durch wen der Artikel: ‚Die Agitation des Flottenvereins' in den ‚Bayrischen Kurier' gelangt sei und insbesondere darüber, ob die Angeschuldigten (Vater und Gebrüder Jange) Unterlagen zu diesem Aufsatz in irgend einer Weise geliefert hätten, verweigerte, da deren Beantwortung ihn

selber der Gefahr strafrichterlicher Verfolgung aussetzen würde. Dem Abgeordneten Erzberger war also der Dieb offenbar bekannt, und der Abgeordnete Erzberger wußte sich selber mitschuldig an dem Verbrechen (Einbruchsdiebstahl) der Gebrüder Jange. So herrlich weit also haben auch wir es in unseren parlamentarischen Gepflogenheiten gebracht, daß nach amerikanischen, französischen und italienischen Vorbildern selbst verbrecherische, wider das Strafgesetz verstoßende Machenschaften nicht gescheut werden, um den politischen Kampf führen zu können. Das bedeutet schwerste ‚Korruption'. Und derselbe Mann, der gewissenlos genug war, sich derartige Dinge zuschulden kommen zu lassen, wurde nicht nur von seiner Partei, der hohe Beamte, wie der damalige Reichsgerichtsrat und jetzige Justizminister Spahn, als Mitglied angehört haben, weiter in ihren Reihen geduldet, sondern er schwang sich auch gerade dank seiner gewissenlosen Handlungsweisen zu deren zeitigem Führer auf. Derselbe Mann ist der Vertraute höchster Reichsinstanzen, Vertrauter der Kurie und des Jesuitenordens! . . .

Vielleicht läßt sich Herr Graf Hertling die Akten Jange vorlegen und liest den Eid auch, zu dem Herr Erzberger sich bereit erklärte: ‚Ich schwöre, daß ich nach bestem Wissen annehme, ich würde mir durch meine Aussage die Gefahr strafgerichtlicher Verfolgung zuziehen.'

Dann wird der Herr Reichskanzler nachholen, was er seinerzeit als Abgeordneter leider versäumt hat, und Herrn Erzberger als ‚disqualifiziert' ins bürgerliche und politische Nichts zurückstoßen. Dabei wäre er der Zustimmung aller derer sicher, die das deutsche Haus politisch rein erhalten wollen."

Diese Erinnerung aus der politischen Vergangenheit des Herrn Mathias Erzberger findet eine wirksame Ergänzung in einem Stücklein aus der Gegenwart, das von dem Abgeordneten von Graefe in der „Mecklenburger Warte" zur Sprache gebracht wird. Es könnte unter der Marke „Die Unentbehrlichkeit des Herrn Erzberger" gehen:

„Waren es etwa seine Talente, mit denen er nach unwidersprochenen Zeitungsmeldungen 28 Millionen deutschen Geldes — ob diese Zahl ausreicht, sei vorläufig dahingestellt, — so ‚erfolgreich' für die Erhaltung ihrer Neutralität in Italien und Rumänien ver—ausgabte, Summen, über die später einmal öffentlich Rechenschaft gefordert werden dürfte? Oder war er so ‚unentbehrlich', um in Süddeutschland die Reden zu halten, deren Veröffentlichung im Interesse der Siegeszuversicht des Volkes von der Militärbehörde verboten werden mußte, weil sie in irreführender Weise vertrauliche Mitteilungen der Regierung, zum Teil noch nicht einmal wahrheitsgetreu, der Öffentlichkeit preisgaben? War er so ‚unentbehrlich', um unter dem Nimbus einer offiziösen Persönlichkeit des Auswärtigen Amtes alle Augenblicke ins Ausland zu eilen und dort bald mit allerhand bezüglich ihres Verständnisses und Wohlwollens für Deutschland vielfach recht zweifelhaften Persönlichkeiten zu konferieren, oder bald durch die Gespreiztheit seiner Anmaßung, in wenigen Stunden mit Lloyd George handelseinig werden zu wollen, den Spott der Menschheit herauszufordern? Sind das alles die beweiskräftigen Motive für die Berechtigung der Regierung,

den Herrn Abg. Erzberger noch heute im Auswärtigen Amte offiziell zu beschäftigen, ihm die größten finanziellen Mittel für seine Tätigkeit der Information der neutralen Auslandspresse zur Verfügung zu stellen, ihm die geistige Versorgung der französischen Kriegsgefangenen durch die Herausgabe der in Zürich erscheinenden Zeitschrift ‚La Paix' anzuvertrauen, ihm zur Schonung seiner ‚unentbehrlichen' Persönlichkeit dauernd ein Dienstauto zur Verfügung zu stellen, während die Kraftwagen selbst an der Front schon für die wichtigsten Fahrten arg beschnitten werden? Und kann man sich da wundern, wenn alles, was Herr Erzberger sagt und tut, nicht nur ihm selber riesengroß und welterschütternd vorkommt, sondern vor allem im Auslande, jedenfalls auch im Vatikan und am Wiener Hofe, als von der Reichsregierung ausgehend und darum als wichtig gewertet wird, unbekümmert darum, ob es unsere Regierung vielfach übel kompromittieren dürfte? Wir fragen daher: wie lange noch will sich die Regierung diese Blamage gefallen lassen, wie lange noch duldet es schweigend auch das deutsche Volk und der deutsche Reichstag, daß dieser Mann ohne jede Legitimation eine Rolle spielt und einen Einfluß ausübt, welcher der Achtung des Bürgers vor den offiziell verantwortlichen Regierungsstellen ebenso wenig dienlich sein kann, wie dem Wohle des Vaterlandes? Quousque tandem? — —

Der Volksinstinkt hat eine feine Witterung; kein Wunder deshalb, daß man hier und da munkeln hört: Das Auswärtige Amt würde Herrn Erzberger wohl gern abschütteln, — aber . . .! Man erinnert sich geheimnisvoll der Affäre des Fürsten Bülow mit dem ursprünglichen Kanzleisekretär und späteren ‚Generalkonsul' Schäfer! . . . Nicht jeder hat das Glück des Grafen Leicester, und mancher Mortimer bleibt leben! . . . Vielleicht wird eine spätere Zeit geeigneter sein, darüber Aufklärung zu schaffen, ob oder wie weit solche bösen Ahnungen berechtigt sind oder nicht, die Gegenwart aber verlangt dringend, daß ein Deutscher, der sich so benimmt . . . und der sich dadurch ‚schuldig am deutschen Volke macht', endlich wenigstens jedes offiziösen Nimbus' entkleidet werde. Und wenn die Regierung dazu nicht aus eigenem Antrieb den Mut findet, dann muß die Öffentlichkeit vom Reichstage verlangen, daß er sie rücksichtslos vor aller Welt darüber zur Rede stellt."

Welche heillosen Verwüstungen dieser geschäftseifrige Heilige angerichtet hat, schildert u. a. auch ein einflußreicher Zentrumsmann in Breslau, Dr. Ziesche, in der „Kreuzzeitung". Die ganze Erzbergersche Aktion vom 5. bis 19. Juli ging auf nichts anderes hinaus als auf einen glatten Verzichtsfrieden. Die bekannte Haltung der Zentrumsfraktion „erfolgte aus Schwächegefühl. Sie wurde der Fraktion aufgedrungen durch niederschlagende Behauptungen des Abgeordneten Erzberger im Hauptausschusse des Deutschen Reichstagse. Ein Teilnehmer an dieser Sitzung schrieb aus Berlin vom 5. Juli: In einer Stunde hieß es in Berlin und in drei Stunden in ganz Deutschland, daß der Krieg verloren sei. Darum war auch schon am 6. Juli in der Zentrumspresse der Beruhigungsaufsatz ‚Falscher Alarm' notwendig. Noch am 19. Juli faßte man in der Redaktion eines großen Zentrumsblattes, das in Frankfurt a. M.

summa cum laude vor Erzberger bestanden hat, den Gesamteindruck der Lage dahin zusammen, man müsse nur wünschen, daß recht viel von Deutschland übrigbleibe; schließe man sofort Frieden, so könne man vielleicht noch (!) Elsaß-Lothringen behalten. Noch nach der Note des Heiligen Vaters, freilich aber vor den glorreichen Ereignissen in Galizien, an der Ostsee und in Italien, wird ganz entsprechend den Äußerungen Scheidemanns und der ‚Frankfurter Zeitung' in den Mitteilungen des Augustinusvereines für die Zentrumspresse die Losung ausgegeben, auf einen entscheidenden militärischen Umschwung sei nicht mehr zu rechnen."

Ein Monarch, der über das Schicksal ganzer Reiche und Völker, über Weltkrieg und Weltfrieden gebietet, läßt der großmächtige Mathias durch das Komitee der Berner Konferenz zwischen Vertretern der Mittelmächte und der Neutralen Allerhöchst Seine Entschließung kundgeben. Dem englischen Volke muß man aber schon anders, ganz anders kommen, als dem dienernden deutschen, und so verheißt denn auch die Allerhöchste Botschaft dem Engländer auf Kosten des Deutschen restlose Erfüllung aller Wünsche, die nur immer das englische Herz ersehnen mag —: Ich lehne erzwungene Gebietsabtretungen ab, Ich bin über die Notwendigkeit des Ausbaues der Haager Friedenskonferenzen mit Professor Schücking einig usw., Ich halte es für die Verpflichtung aller Staaten, ein solches Abkommen zu gewährleisten, Ich trete für Rüstungsbeschränkung ein; die Friedenskundgebung ist von Mir angeregt, die Zentrumsfraktion teilt Meine Auffassungen usw. usw.

Das ist der Mann, der in dieser unerhörten Weltkrise deutsche Vorsehung spielen darf! Der es wagen darf, öffentlich und ohne Widerspruch zu finden, wagen darf, zu behaupten, er habe bei seinen Zusammenkünften mit den höchsten Persönlichkeiten den Deutschen Kaiser, der anfangs ziemlich „erregt" gewesen sei, durch seine Darlegungen bald zu beruhigen gewußt, und den Deutschen Kronprinzen, der nach Mathias' Andeutungen offenbar noch „erregter" gewesen sein muß, durch die schlichte Frage besänftigt: „Legen Eure Kaiserliche Hoheit Wert darauf, den Thron Ihrer Väter zu besteigen?" Ein Herr aus Buttenhausen! Aber das konnte jedes Kind gedruckt in deutschen Blättern lesen . . . .

Nein, „Satire" wäre für eines solchen Mannes Rolle in einem solchen Weltgeschehen zu hoch gegriffen. Um den Maßverhältnissen dieser Hanswurstiade gerecht zu werden, muß man schon etliche Stufen herabklettern und sich mit einem blutigen Kalauer abfinden. — Auf wem aber bleibt er sitzen? Etwa auf Mathias Erzberger? Der lacht euch was!

Kasperletheater, nur mit vertauschten Rollen: Kasperle ist der Drahtzieher — in jedem Sinne.





Der Wert der heutigen öffentlichen Meinung

In der Monatsschrift „Deutschlands Erneuerung" (J. F. Lehmanns Verlag, München) untersucht Stadtrat Dr. G. Tobler-Breslau die Fehlerquellen, die daran schuld sind, daß das, was sich als Meinung aller Volksangehörigen ausgibt, so oft damit nicht übereinstimmt. Da ist nun, schreibt Tobler, die Hauptfehlerquelle die, daß diejenigen Menschen, die der öffentlichen Meinung ihren Ausdruck geben, vielfach Berufspolitiker sind. Es soll dabei durchaus zugegeben werden, daß auch diese Tagesschriftsteller und Parlamentarier durchschnittlich ebenso ehrlich und rechtschaffen sind wie alle anderen Menschen. Aber allein die berufsmäßige Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten muß es bewirken, daß sie diesen Angelegenheiten eine größere Bedeutung beimessen, als dies von den übrigen Volksangehörigen geschieht. Wenn einzelne Teile des Volkes etwas als eine leichte, wenn auch erträgliche Unbequemlichkeit empfinden, so besteht bei dem Berufspolitiker die Neigung, einen schweren, kaum erträglichen Mißstand daraus zu machen; denn er betrachtet es nun einmal als seinen Beruf, alle Unbequemlichkeiten zur Sprache zu bringen, und muß, um gehört zu werden, möglichst grell malen. Er muß auch, da er einmal hierin seinen Beruf sieht, bemüht sein, daß ihm nichts entgeht, was er von seinem Standpunkt aus vorbringen kann, und er wird darum nicht abwarten, was für Beschwerden ihm gegenüber von selbst laut werden, sondern wird suchen, wo vielleicht etwas zu bemängeln, zu ändern ist. Schon aus diesen Gründen wird heute meist die öffentliche Meinung von derjenigen des Volkes nur ein verzerrtes Bild geben. Vollends aber können die Stimmen der in Parlament und Presse tätigen Berufspolitiker da nicht als Ausdruck der Meinung des Volkes gelten, wo es sich um Parlament und Presse selbst handelt. Jedem ehrlichen Mann erscheint sein Beruf besonders wichtig für das Ganze und also dem Berufspolitiker die berufsmäßige Ausübung der Politik und also auch die Mittel, deren er sich dabei bedient: Presse, Parlament, Versammlungen, Vereine. Natürlich verlangen also die Berufspolitiker auf diesen Gebieten möglichst viel Rechte und Freiheiten. Ob aber auch das Volk diese Wünsche teilt, steht völlig dahin. In diesen Beziehungen kommt seine Stimme kaum zum Gehör.

Hierzu kommt als zweite Fehlerquelle, daß immer die Unzufriedenen mehr und lauter ihre Stimmen erheben als die Zufriedenen. Denn diese haben keinen Anlaß oder keinen so dringenden Anlaß. Sie sehen entweder die Nachteile nicht voraus, die ihnen aus einer von einer unzufriedenen, aber rührigen Minderheit gewünschten Änderung erwachsen können, oder sie verlassen sich darauf, daß die Regierung diese Wünsche schon ablehnen werde, und so kommen sie für die öffentliche Meinung überhaupt nicht in Betracht.

Eine weitere Fehlerquelle besteht darin, daß eine einmal geäußerte Unzufriedenheit auch auf diejenigen leicht ansteckend wirkt, die jeder für sich gar nicht oder nicht in demselben

Maße unzufrieden sein würden. Wenn man überall vom Hunger sprechen hört, so wird man leicht finden, daß man selbst hungrig ist, auch wenn man ohne das gar nicht daran gedacht hätte. In diesem Sinne sagt Manzoni in seinem Romane: „Wenn die Menschen ihrer Entrüstung nicht ohne große Gefahr Luft machen können, so zeigen sie sie nicht nur weniger, oder behalten ihre Gefühle bei sich, sondern sie fühlen auch wirklich weniger.“ Das heißt also: auch soweit einmal die öffentliche Meinung wirklich von der großen Zahl geteilt wird, ist sie oft nichts Ursprüngliches, dem einzelnen Natürliches, sondern durch fremde Einflüsse erzeugt.

Alle diese einzelnen Fehlerquellen, deren Zahl sich wahrscheinlich leicht vermehren ließe, laufen im Grunde darauf hinaus, daß die Willensmeinung eines Volkes nur ganz selten unmittelbar zum Ausdruck gelangt, sondern, um zum Ausdruck zu kommen, der Vermittlung einzelner Menschen bedarf, die sich aus einzelnen Anzeichen über sie ein Urteil bilden und bei diesem Urteil immer dem Irrtum unterworfen sind. Selten, bei uns vielleicht 1813 und im August 1914, tritt einmal der Wille des Volkes unmittelbar in die Erscheinung. Wann und ob das der Fall ist, merkt schon jeder von selbst.

Außer den unbeabsichtigten gibt es aber auch gewollte Verfälschungen der öffentlichen Meinung. Solche liegen immer vor, wenn ein Wortführer der öffentlichen Meinung sie anders darstellt, als sie seiner eigenen Meinung und der des von ihm vertretenen Personenkreises Meinung nach sein müßte. Daß dies häufig aus finanziellen wie anderen Rücksichten geschieht, darf wohl als unbestritten gelten. So sollen viele Zeitungen in ihrem redaktionellen Teil Rücksicht auf die Kreise ihrer Inserenten nehmen, mögen das nun jüdische Kreise sein oder kapitalistisch interessierte Kreise, und so ist selbst auf dem scheinbar so demokratischen Gebiet der öffentlichen Meinung eine Gleichheit der Stimmen und des Einflusses aller Staatsangehörigen keineswegs vorhanden. Am schlimmsten ist es aber, wenn eine Regierung durch verhüllte oder offene Bestechung auf Parlament und Presse eines fremden Volkes Einfluß gewinnt, wie das von unseren Feinden behauptet wird und wohl nicht bezweifelt werden kann. Vielleicht ist das ein Hauptgrund, weshalb die Engländer überall so gern das gerühmte parlamentarische Regime eingeführt sehen möchten; denn dieses bedeutet die fast unumschränkte Herrschaft der öffentlichen Meinung, und die Aussicht, unter der großen Zahl der Berufspolitiker eines Landes einige bestechliche Verräter zu finden, ist viel günstiger, als die Aussicht, eine in ihrem Lande fest und sicher gegründete Regierung durch unlautere Mittel zu bestimmen.

Von dieser letzten Art der Verfälschung der öffentlichen Meinung sind wir in Deutschland nun anscheinend bisher ziemlich verschont geblieben, auch die kapitalistischen Einflüsse sind bei uns vielleicht noch nicht ganz so entwickelt wie anderwärts, und so kann es sein, daß unsere öffentliche Meinung selbst jetzt noch dem Ideal nicht ganz so fern steht wie in andern Ländern.

Freilich darf man dabei nicht die öffentliche Meinung, wie sie früher, z. B. in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, war, zum Vergleich herbeiziehen; diese steht gegenüber unserer heutigen öffentlichen Meinung unvergleichlich hoch; dazu haben außer dem geringeren Hervortreten des kapitalistischen Interesses verschiedene andere Umstände beigetragen, über die nur ein Kenner der Geschichte des Zeitungswesens sich äußern könnte, vor allem auch wohl der bedächtigere, gründlichere Charakter des ganzen Lebens. Damals las man die Zeitungen genau, es gab ihrer auch noch nicht so viel, man unterhielt sich über die einzelnen Aufsätze, die dadurch wirklich mehr geistiges Gemeingut eines größeren Kreises wurden. Der Stand der Berufspolitiker war erst in der Entwicklung, ebenso, wenigstens bei uns, der Parlamentarismus. Die Zeiten waren überhaupt verhältnismäßig ruhig. So erklärt sich, daß damals einige unserer besten Staatsmänner und Denker, wie E. M. Arndt, W. v. Humboldt, Dahlmann, der öffentlichen Meinung zwar nicht die Herrschaft, aber doch einen größeren Einfluß wünschten. Wer aber die Schriften dieser Männer, die man als die Väter des heutigen tiefer und ernster aufgefaßten Liberalismus bezeichnen kann, kennt, wird nicht zweifeln, daß sie mit einer Herr-

schaft der öffentlichen Meinung heutiger Form, sei es in der Form des Parlamentarismus oder in andrer Form, ganz und gar nicht einverstanden sein würden. So bemerkt Humboldt einmal, die Entäußerung eines Teiles der königlichen Rechte, die mit der Einführung einer ständischen Verfassung verbunden sei (und die er übrigens aus anderen Gründen empfiehlt), sei nicht dadurch gerechtfertigt, daß sie durch den Zeitgeist unabweisbar gefordert sei, was eine verderbliche und im Grunde sinnlose Phrase sei, da man doch nur dem vernünftigen Zeitgeist folgen könne und man alsdann lieber die ihn selbst leitenden Vernunftgründe an die Stelle dieses unbestimmten Wortes setze. Das sollte der selbstverständliche Standpunkt jedes Staatsmannes sein, der sich nicht vom Strome treiben läßt, sondern weiß, was er will.

Wenn gleichwohl Humboldt und manche gleichzeitige denkende Männer der öffentlichen Meinung einen gewissen Einfluß wünschten, so ist das aus der geschichtlichen Entwicklung zu verstehen. In der Zeit vor der Französischen Revolution spielte im kontinentalen Europa die Anschauung eine große Rolle, daß ein unumschränkter Herrscher über die Zustände seines Landes und alle Bedürfnisse seines Volkes unmöglich völlig recht unterrichtet sein könne. In dieser Zeit wurde gern die Sage von Harun al Raschid erzählt, der, um sich über das Leben seiner Untertanen zu unterrichten, nachts verkleidet in den Straßen seiner Hauptstadt umherstrich, — wurde auf der andern Seite von den Potemkinschen Dörfern erzählt, mit denen der allmächtige Minister seine Gebieterin Katharina II. über den Zustand ihres Landes täuschte. So schilderte Wieland in seinem Goldenen Spiegel der Könige von Scheschian einen Despoten, der in einem Teil seines Landes für sich prachtvolle Schlösser, Straßen und Anlagen herrichten läßt und sich an dem blühenden Zustand dieser Gegend freut, ohne zu wissen, daß seine anderen Provinzen das größte Elend leiden. Das eigentliche Urbild solcher Zustände war natürlich das damalige Frankreich mit seinem elenden Volk und üppigen Hofhalt. Daß diesen unhaltbaren Zuständen ein Ende gemacht wurde, war das Verdienst der öffentlichen Meinung, die durch Druckschriften aller Art und dann durch die gewählten Vertreter des Volks sie aufdeckte und besserte. Was Wunder, daß man nun in der öffentlichen Meinung und ihren Hauptorganen, der freien — wenigstens von gesetzlichen Schranken freien — Presse und den Parlamenten das Allheilmittel gefunden zu haben glaubte, durch das eine beständige Fühlung zwischen Regierung und Volk gewährleistet war, und das die Regierung unter allen Umständen zuverlässig über die Zustände ihres Volkes unterrichtete? Und doch beruhte dieser Glaube an die untrügliche Bedeutsamkeit der öffentlichen Meinung nur auf den Zeitverhältnissen des 18. Jahrhunderts, Verhältnissen, wie sie jetzt nicht mehr vorhanden sind; das Volk aber ist eine stumme Sphinx wie zur Zeit des Absolutismus.

Der Grundfehler liegt eben darin, daß man geglaubt hat, durch Verfassungseinrichtungen, wie freie Presse und Parlament, ein für allemal ohne Rücksicht auf alle sonstigen Verhältnisse die zuverlässige Fühlung zwischen Regierung und Volk herstellen zu können; man hat gemeint, die Wortführer der öffentlichen Meinung müßten von allen den menschlichen Schwachheiten frei sein, die man an den Ministern, Höflingen und Beamten zur Zeit des Absolutismus beobachtet hat, als ob sie wirklich Teile des Volkes wären, ihre Stimmen als eine Auslese der Stimmen des Volkes gelten könnten, während doch die heutigen Berufspolitiker, in ihrem Verkehr meist auf eine geringe Zahl von „Parteifreunden" beschränkt, dem wirklichen Volke oft viel ferner stehen, als z. B. ein Landrat, der in seinem Kreise mit allen Bevölkerungsschichten Fühlung hat. So kann es kommen, daß in der Zeit unseres Existenzkampfes die öffentliche Meinung in Presse und Parlament Verfassungs- und Wahlrechtsfragen breittritt, während das Volk mehr oder weniger gleichgültig oder gar mit eisiger Kälte zusieht. In dem tiefsinnigen zweiten Kapitel seiner Französischen Revolution schildert Carlyle, wie das französische Volk eine Zeitlang im Königtum und der Kirche seine Ideale verwirklicht erblickte, und wie der Glaube an diese Ideale im Laufe der Jahrhunderte

erwachsen und geschwunden ist. Ein solches geschwundenes Ideal ist für uns heute die öffentliche Meinung.

Ku Hung Ming in seinem hochinteressanten Buch „Der Geist des chinesischen Volkes" setzt die Herrschaft der öffentlichen Meinung einfach der Pöbelverehrung gleich und meint, daß die Religion der Pöbelverehrung in Großbritannien, ja in ganz Europa und Amerika, wenn sie nicht sofort abgeschafft werde, nicht nur die europäische, sondern alle Zivilisationen der Welt vernichten werde. Man braucht kein Chinese zu sein, um das zu finden.

Fort also mit dem Aberglauben an die Heiligkeit der öffentlichen Meinung, er ist wirklich, wie schon Hamann in seinem gewaltigen Trotze unter viel günstigeren Verhältnissen ausspricht, ein Götzendienst. Der weise Machiavelli sagt einmal, jede Staatseinrichtung müsse von Zeit zu Zeit auf ihre ursprünglichen Grundgedanken zurückgeführt, reformiert werden, da jede an sich gute Einrichtung die Neigung habe, im Laufe der Zeit auf Abwege zu geraten. Auf einen solchen Abweg sind wir, und zwar gründlich, mit unserer öffentlichen Meinung und ihren Organen geraten.

Wie kann es nun — wenigstens bei uns — besser werden? Daß unsere öffentliche Meinung und ihre Wortführer zur Erkenntnis ihrer eigenen Nichtigkeit gelangen, ist nicht anzunehmen. Es bleibt also nur übrig, daß entweder, was einem Wunder gleich zu achten ist, ein Staatsmann ersten Ranges aufsteht und aus seinem Empfinden heraus gegen die öffentliche Meinung das wahre Empfinden und Wollen des Volkes in Wort und Tat umsetzt, oder, was das Wahrscheinlichste ist, es geht zunächst so weiter wie bisher. Dann werden, wie im 18. Jahrhundert das Königtum, so jetzt Presse und Parlament immer mehr in der Achtung sinken, bis sie endlich einmal, wie in Frankreich das Königtum, durch eine neue Art Revolution auf andere Grundlagen gestellt werden. Vielleicht bekommen wir dann noch einmal an Stelle unserer jetzigen Scheinvolksvertretungen eine ständische Vertretung, wie sie am Anfange des 19. Jahrhunderts von vielen gewünscht und gehofft, in Preußen aber leider so lange verweigert oder hinausgeschoben wurde, bis es zu ihrer Einführung zu spät war und Hals über Kopf eine Verfassung auf anderer Grundlage gegeben werden mußte.



Volksrechte für Deutschungarn!

„Demokratie" schreit alles, und „Freiheit und Selbstbestimmung für die Völker der Erde" heißt es spaltenlang in unserer großen Presse, die damit die schrankenlose Entfaltung des Gelderwerbs meint. Man scheut sich nicht, die schärfsten inneren Kämpfe zu entfesseln, auch wenn das harte Völkerringen noch blutig weitergeht. Innere Kämpfe um die heiligen Güter, die man in die Tasche stecken kann. Wo aber, fragt Emil Lehmann in der deutsch-österreichischen Monatsschrift „Deutsche Arbeit", ist in unserer großen deutschgeschriebenen Presse von den Volksrechten die Rede, die man mitten in Mitteleuropa dem zweieinhalb Millionen starken Zweig des führenden Kulturvolkes vorenthält? Die Entrechtung der Deutschen in Ungarn ist ein Rührmichnichtan. Da tragen die schneidigsten Federn Bedenken. Und doch kann die Feststellung der ungarischen Tatsächlichkeiten, soweit sie unseren Bruderstamm betreffen, nicht entfernt so bedenklich sein, als die Forderung so vieler anderer Rechte, die unter uns selbst und mehr noch im weiteren Kreise der verbündeten Völker erhoben werden.

Im Gegenteil! Vielleicht haben wir gerade hier einen Punkt, wo im bloßen, freien Verkehr der Völker eine wahrhaft demokratische und befreiende Tat erzielt werden könnte. Freilich, gefordert muß sie werden, von selbst kommt sie nicht, und die Madjaren sind in der Politik an etwas Temperament schon gewöhnt. Daß sie aber den deutschen Mitbürgern die



elementaren Volks- und Schulrechte auf dem Präsentierteller darreichen werden, kann man von ihnen füglich nicht erwarten.

Ein paar Augenblicksbilder aus Ungarn, die jeder Reisende bestätigen kann.

Gleich über der Leitha drüben in dem anheimelnden, geschlossen deutschen Hienzenland (350000 Deutsche!) sitzt man mit einem biederen Mann aus dem Volke vor der Bahnstation auf der Bank und blickt zum Rosaliengebirge, hinter dem die Sonne versinkt, zurück.

„Wie steht's denn bei euch mit der Schule", fragt man an. Das gehört jetzt schon zu der ständigen Grußformel, wenn man mit Deutschungarn zusammentrifft. „Lernen die Kinder auch ordentlich Deutsch?" — Antwort, die immer wiederkehrt wie ein Sprichwort: „Deutsch zu wenig, nur in den untersten Klassen, und madjarisch zu viel! Wenn sie dann herauskommen, können sie weder eins noch das andre. Und jetzt im Krieg gibt's noch allerhand Hindernisse und Störungen im Schulbetrieb obendrein. Es ist ewig schade!" So geht es unserem so hervorragend lernbegierigen, bildungsfreudigen und kinderfreundlichen Hienzenstamm! —

Im altehrwürdigen Gran auf dem Domplatz, von dessen felsiger Höhe sich die mächtige Kuppel stolz über den prächtigbreiten Donaustrom, den Strom Mitteleuropas, emporhebt. Eine Gruppe deutscher Bäuerinnen aus dem Komorner Komitat, die sich munter schwatzend auf dem Rasen niedergelassen haben und dabei das Mitgebrachte verzehren. Sie sind auf ihrer alljährlichen Wallfahrt. Dem madjarischen Kirchenhüter im dunklen Kragenmantel, der, bescheiden sich neigend, zu ihnen tritt, gibt jede ihren Zoll an Bäckereien. Sie leisten alle, was sich gebührt, der Kirche, dem Staat und dem Reich, unsre wackren Brüder drüben. „Wie steht's denn bei euch mit der Schule?" „Nun, halt madjarisch müssen die Kinder lernen, von klein an, und wenn sie es nicht können, schlägt sie der Lehrer." — „Er ist ein Madjare?" — „Ja." — „Aber ich hab's meiner Tochter gesagt: Wenn du mir einmal einen Brief ungarisch schreibst, ich zerreiß dir ihn!" Das sind die strammeren, neueren Töne. Und eine andre: „Meine hat's doch nicht gelernt!" Sie trutzen auf. Und ein junges Mädchen: „Nach der Schul' hab' ich mir ein Abcbüchel gekauft, und daraus hab' ich's selber gelernt, und es ist sehr geschwind 'gangen." Sie meinen: Deutsch schreiben, denn daß ihnen der Mund und die Rede gut und sicher geht, das hört man. Aber man bedenke in allen Kreisen, die sich so sehr für Volksfreiheit und heilige Güter erhitzen: Da sitzen unsere Brüder drüben, und wenn sie ihre teure Muttersprache lernen wollen, dies hohe Gut, so müssen sie sich ein Abcbüchel kaufen und die Sache zusammenbuchstabieren. Und wenn sie nur überall eins bekommen! —

In Oberungarn. In den malerisch aufgebauten Häuergemeinden, die mitten im Walde so herzergreifend verlassen und versunken lagen. Jetzt ist es doch schon ein wenig besser geworden. Man freut sich, wenn man endlich einmal hört: O ja, wir haben einen deutschen Lehrer. Er muß zwar auch sehr viel madjarisch unterrichten, aber er lehrt doch auch deutsch. Wenn man weiter vernimmt, daß es darunter sogar Lehrer gibt, die sich der Volksart annehmen und für die eigenartige Mundart Sinn haben. Wenn einem endlich gesagt wird: „Nur die Heißsporne und Streber sind so schlimm und übertreiben es mit dem so schwer zu erlernenden Madjarischen." Sie sind ja so bescheiden und genügsam geworden, unsere einst so stolzen Brüder drüben, die die Kultur hinübergetragen haben und deren sich nun niemand, der gehört werden müßte, herzhaft annimmt.

Wir alle sind so bescheiden geworden unter den Völkern der Erde. 100000 Deutsche allein in Ofenpest an der Donau und eine einzige aus reichsdeutschen Mitteln erhaltene deutsche Schule! 2½ Millionen Deutschungarn, die sich im Kriege so wacker geschlagen und bewährt haben als die Treuesten der Treuen — und außer Siebenbürgen keine deutschen Unterrichtsanstalten! In Siebenbürgen aber sitzt kaum ein Zehntel von den Deutschungarn. Keine Volksschulen, keine Mittelschulen, keine Hochschulen, wo doch schon jedes halbzivilisierte Kleinvolk nach der ihm gebührenden Hochschule schreit! Das Unrecht ist so grell, wenn man nur den Kopf nicht in den dumpfen Sand der Korrektheit und der Nichteinmischung stecken



will, daß es unbedingt gebessert werden muß. Es muß sich ändern, wenn man es nur überhaupt einmal offen fordern will. Das kann man bei aller sonstigen Wertschätzung für unsere tapferen madjarischen Bundesgenossen. Dafür kann jeder offen einstehen. Die Deutschen in Ungarn sind treue ungarische Staatsbürger und werden noch bessere sein, wenn ihnen ihre ursprünglichsten Rechte nicht verkümmert werden. Es klingt abgebraucht, wenn man erinnert, was für Töne in ähnlichem Fall Franzosen oder Italiener anschlagen würden, was die Engländer täten. Man denke nur an die Madjaren selbst, wenn die Sache umgekehrt läge! Das sind Dinge für die Friedensstifter, die sich in freier Verständigung sofort lösen lassen. Nur reden müssen wir und müssen aus unsrer Selbstzensur heraus. Oder haben die Tschechen recht, wenn sie uns Nemci nennen, weil wir stumm sind und nicht reden, wo alle Welt ringsherum über viel kleineres Unrecht rechtet und schreit?



Fünfzig Jahre Reclam

Die höchste Anerkennung für eine Lebenseinrichtung liegt darin, daß man sie, wenn einmal vorhanden, als ganz selbstverständlich hinnimmt. Im deutschen literarischen Leben hat Reclams Universalbibliothek diese Bedeutung gewonnen. Als vor einem halben Dutzend Jahren die 5000. Nummer erschien, wurde ein großes Ehrenalbum herausgegeben, in dem 1000 Männer und Frauen in kurzen Sprüchen ihrer Einschätzung dieses Buchhändlerunternehmens Ausdruck gaben. Da war nicht eine Stimme, die nicht die besondere kulturelle Bedeutung anerkannt hätte, die die rotgelben Hefte für das deutsche Geistesleben gewonnen haben, so daß die Ebner-Eschenbach mit Recht dieses Buch als eine „Ehrenhalle" bezeichnet hat. Vielleicht ist man sich damals zum erstenmal dieser Bedeutung klar geworden, weil man über das sonst als selbstverständlich Hingenommene gründlich nachdachte.

Wie alle derartige Unternehmungen ist auch der vor fünfzig Jahren von dem Leipziger Verlagsbuchhändler Reclam unternommene Versuch, das Beste aus allen Literaturen, das Wichtigste aus den verschiedenen Wissensgebieten in einer einheitlichen Aufmachung zu einem sonst unerhört billigen Preise allen Volkskreisen zugänglich zu machen, aufs entschiedenste bekämpft worden. Aber der Leipziger Buchhändler ließ sich nicht irre machen, alle vier Wochen ließ er zehn neue Nummern erscheinen, und kann man sagen, daß mit jeder dieser Veröffentlichungen die Bedeutung des Unternehmens gewachsen ist bis zum heutigen Tag. Nicht als ob man jeder Nummer beistimmen müßte. Aber jeder muß doch anerkennen, daß die Herausgeber nicht nur des guten Willens, sondern auch des guten Geistes voll waren, und es kann gar kein besseres Mittel zur Bekämpfung der Schundliteratur geben, als es Reclam von Anfang an gewesen ist, der zwar nicht bekämpfte, sondern einfach das Gute anbot.

Gelegentlich der stillen Halbjahrhundertfeier, die am 15. November im Leipziger Verlagshause stattfand, sind einige Zahlen genannt worden, die man sich einmal recht gegenwärtig halten muß, um den Segen des Unternehmens voll zu ermessen. Den Grundstock der Bibliothek bildeten von Anfang an die deutschen Klassiker; sie, Goethe und Schiller voran, haben auch die größten Absatzzahlen erreicht. Mehr als 15 Millionen Bändchen ihrer Werke sind verkauft worden, darunter mit der Höchstziffer Schillers „Tell" in 2,3 Millionen. Aber auch von den weniger Gelesenen, Herder, Lessing, Wieland, sind 3 Millionen Bände verkauft. Man kann sagen, daß die Aufnahme in die Reclambibliothek das literarische Verhältnis des Volkes zu seinen Dichtern häufig erst regelt, und man erkennt dabei die schweren geistigen Hemmungen, die mit der heutigen Ausnutzungsweise der gesetzlichen Schutzfrist verbunden sind. Auf der vierbändigen Originalausgabe der Werke Mörikes, die ich mir 1890 als Primaner

erwarb, steht eine beschämend niedrige Auflageziffer. Seit seinem „Freiwerden“ (1906) hat Reclam 700000 Bände abgesetzt. Noch höher ist die Absatzziffer für die Werke Friedrich Hebbels. Aber auch die Bändchen aus der älteren deutschen Literatur weisen einen Gesamtabsatz von weit über 3 Millionen auf. Lutherschriften sind noch ohne Einwirkung des Reformationsfestes in 400000 Bänden verkauft.

Ganz gewaltig ist der Absatz der altgriechischen und römischen Klassiker mit fast 8½ Millionen Bänden. Darauf wirkt natürlich die Schule ein, wo diese Bändchen gern als Hilfsmittel bei der Übersetzung der Klassiker benutzt werden. Hören wir, daß von Kant fast 800000, von Schopenhauer und Platon je 650000 Hefte abgesetzt sind, so können wir uns vorstellen, wie hoch die Nietzsche-Welle schlagen wird, wenn erst seine Werke für Reclam frei werden. Auch die ausländische Literatur ist durch Reclam riesig verbreitet worden. Shakespeare in 4 Millionen Bänden, Dickens 1½ Millionen, Molière 750000, Dante 150000 usw. Wie wichtig es wäre, die Werke zu einem Zeitpunkte erscheinen lassen zu können, zu dem die Dichter „modern“ oder „aktuell“ sind, zeigt der ungeheure Absatz der Russen, die gesetzlich nicht geschützt waren. Turgenieff und Tolstoi haben je über 1 Million, Dostojewski 260000, Tschechow ¼ Million, Gorki gar 420000. Das gleiche gilt für die nordischen Schriftsteller. Ibsen, bei dem man erst in den letzten Jahren auf den Gedanken gekommen war, seine Werke zuerst in Deutschland erscheinen zu lassen und sie damit „zu schützen“, ist in 4½ Millionen Nummern verbreitet. Björnson 1200000. Aber auch Unterhaltungsschriftsteller vom Range Kjellands und Jonas Lies haben 200000 und 240000 Bändchen. Man sieht, daß unsere starke Hinneigung zur ausländischen Literatur doch vielfach auch ganz andere Gründe hat und sicher zum Teil mit dadurch verschuldet ist, daß man sich die Ausländer, die im Vordergrunde des literarischen Tagesgesprächs standen, so billig erwerben konnte. Längst konnte man in Deutschland Ibsens Dramen für 20 ₰ kaufen, als die Hebbels nur in der Gesamtausgabe oder in sehr teuren Einzelausgaben zugänglich waren. Vor allem für die Unterhaltungsschriftsteller wird man einen solchen Zustand sehr bedenklich finden. Was Kjelland und Lie oder gar Tschechow unserem Volke zu bieten haben, findet sich bei deutschen Schriftstellern nicht nur stofflich, sondern auch künstlerisch mindestens ebenso wertvoll. Aber wer kann für einen Roman- oder Novellenband 3 ℳ und mehr anlegen? Man darf diese „äußeren“ Kräfte des Literaturlebens ja nicht unterschätzen. Wenn wir hören, daß die fünf Jubiläumsbändchen, die immer auf die Nummer 1000 erschienen, und Werke von Heyse, Raabe, Jensen, Rosegger und Otto Ernst enthielten, in zusammen 1250000 Stück verbreitet worden sind; wenn wir ferner vernehmen, daß selbst solch stille und beschauliche Bücher, wie die von Enking, Holzamer, Saar, Timm Kröger, Geiger in wenigen Jahren Auflagen von 30000 bis weit über 100000 erreichten, so müssen wir uns doch eingestehen, daß es um den literarischen Geschmack unseres Volkes, daß es vor allem um das nationale Bewußtsein unserer Literatur ganz anders bestellt sein könnte, wenn ein derartiges Unternehmen, wie die Reclam-Bibliothek, schon seit einem halben Jahrhundert imstande gewesen wäre, das zeitgenössische deutsche literarische Schaffen in entsprechender Weise einzubeziehen.

Gerade das Nationale! Man ist sich heute wohl klar darüber, welch außerordentliche Bedeutung dem historischen Roman in der Hinsicht zukommt. Und wenn ich nun lese, daß die Werke des deutschfeindlichen Polen Henryk Sienkiewicz in 540000 Bänden allein durch Reclam vertrieben worden sind, so empfinde ich es als eine schwere nationale Schädigung, daß die Geschichtsromane von Freytag und Dahn erst zu einer Zeit in der Universalbibliothek erscheinen werden, wenn sie literarisch ziemlich altmodisch geworden sind. Dann erfüllt aber auch die Schule hier ihre Pflicht nicht, die die Jugend in ganz anderer Weise auf solche Quellen hinweisen müßte, aus denen sie Stärkung für ihr nationales Empfinden gewinnen kann. Aber während des Demosthenes „Philippische Reden“ in 125000 Stück verbreitet sind, hat es die (übrigens vorzügliche) Ausgabe von „Bismarcks Reden“ kaum auf 30000 gebracht,

und selbst Fichtes „Reden an die deutsche Nation", trotzdem sie schon vor vierzig Jahren in die Bibliothek aufgenommen wurden, bleiben mit ihrer 100000-Auflage beträchtlich hinter dem Griechen zurück. Ebenso ist Sallusts „Jugurthinischer Krieg" mit 100000 Exemplaren verbreiteter als Archenholtz' „Geschichte des Siebenjährigen Krieges". Trotzdem solche Erfahrungen für einen Verleger nicht eben ermutigend sind, möchten wir doch an diesem Festtage wünschen, Reclam möge in Zukunft den Werken über deutsche Geschichte eine besonders liebevolle Pflege angedeihen lassen. Schließlich befruchtet nicht nur die Nachfrage das Angebot, sondern auch umgekehrt. R. St.



Aus der Kunstgeschichte des Tages

Zarte Rücksicht

Der Kunstkritiker des „Berliner Tageblattes", Fritz Stahl, hat sich erlaubt, in seinem Nachruf auf den französischen Bildhauer Rodin nicht restlos begeistert zu sein und einige Einschränkungen in der Wertschätzung des Künstlers zu machen. Da es offenbar seine Überzeugung ist, war er nach unserer Meinung dazu verpflichtet. Anders denkt darüber Herr Robert Breuer, der um dieses Nachrufes willen seinen ihm stammverwandten Kollegen in der „Schaubühne" heftig angreift. Soweit er sachliche Gründe hat, ist auch das sein gutes Recht, das ihm gewiß niemand verkümmern will. Aber der Schlußabschnitt dieses Aufsatzes bekundet eine Auffassung der kunstkritischen Tätigkeit, die näher beleuchtet zu werden verdient.

Herr Breuer zitiert einige anerkennende Urteile aus den Nachrufen nationaler Blätter. Der Einführungssatz: „Mißtrauische Leute haben vielleicht erwartet, daß das Urteil der deutschen Kritik am Grabe Rodins getrübt sein würde, weil dieser Bildhauer Franzose war." Wir stellen erfreut fest, daß Herr Breuer unwillkürlich die Kritik der nationalen Blätter als „deutsche" in einen Gegensatz zu der des „Berliner Tageblatts" bringt, weisen aber die in diesem Satz liegende Verdächtigung, als ob sich deutsche Kritiker von anderen als sachlichen Gesichtspunkten leiten ließen, aufs schärfste zurück. Es ist ja eben das Wesen des Deutschen, sachlich zu sein, was Herr Breuer trotz dieser Erfahrung offenbar noch nicht begriffen hat. Denn er beschließt seine Ausführungen mit folgenden Sätzen: „Warum nun grade das ‚Berliner Tageblatt' dem Boulevard Gelegenheit geben mußte, die Deutschen zu verhöhnen, ist zwar, was Herrn Stahl betrifft, nicht eins der sieben Welträtsel (von sieben W e l t w u n d e r n spricht man, nicht von sieben W e l t r ä t s e l n), aber, was das Blatt angeht, zum mindesten merkwürdig. Es ist gewiß sehr schön, wenn die Kritik sich durch nichts, auch nicht durch politische Erfordernisse, beeinflussen läßt; aber es gibt doch Zustände, die es wünschenswert erscheinen lassen, daß die politische Klugheit Schweigen gebietet, wenn die Wahrheit oder das, was sich dafür hält, nur dazu dienen kann, den Scherbenberg zu häufen."

Das ist doch unverhüllter Opportunismus. Freilich, es handelt sich ja um einen Franzosen. Daß Herr Breuer oder einer seinesgleichen ihre wegwerfenden Urteile über Künstler, die uns Deutschen teuer sind, aus Rücksicht auf das deutsche Empfinden jemals unterdrückt hätten, haben wir nicht einmal während des Krieges erlebt. Aber wo es sich um einen Franzosen handelt, da heißt es: Schweige, wenn du nicht loben willst! Das „Berliner Tageblatt" hat denn auch schon sein möglichstes getan und einen Artikel von schauerlichster Hintertreppenromantik folgen lassen, in dem die unheimliche Gespensterwirkung einiger Werke Rodins auf die alte Kaiserin Eugenie glutvoll ausgemalt wird. — Nun wird der Boulevard dem „Berliner Tageblatt" hoffentlich wieder verzeihen.

Marées-Gesellschaft

Herr Julius Meier-Gräfe hat sie gegründet. Im Prospekt wird behauptet, daß die Gründung schon vor dem Kriege beabsichtigt gewesen sei. Man muß sie offenbar nicht als dem nationalen Geiste entsprechend gefunden haben, sonst würde Herr Meier-Gräfe, der in den Augusttagen 1914 seine Fanfare losließ: „Brüder, wir sind andere geworden seit gestern", sicher die Verwirklichung seines Planes nicht hinausgeschoben haben. Jetzt aber — „Brüder! Wir sind wieder andere geworden!" Das heißt, nicht mehr Brüder; jetzt sind wir wieder ganz die vornehmen erlesenen Geister. Der tapfere deutsche Michel hat ja dafür gesorgt, daß die Herren Ästheten, die sich nach dem schönen Ausdruck der „Frankfurter Zeitung" von „nationalistischen Wallungen, denen schwächere Köpfe in diesen Tagen so leicht nachgeben, unberührt" zu erhalten verstanden haben, sich wieder ungestört verbinden können. Und Herr Meier-Gräfe orakelt: „Die Anarchie unseres Kunstlebens, das Überhandnehmen gruppenhafter Betätigungen auf Kosten persönlicher Leistungen ruft zu folgender Aufgabe: Die Welt, die sich zur Kunst bekehrt, zu einen und sie auf die Werte zu weisen, deren Geist die Forderung an unsere Gesittung zu sichern vermag." Praktisch will sich die Gesellschaft durch künstlerische Veröffentlichungen betätigen. Die „Kunstchronik" hat schon auf die Irreführung hingewiesen, die darin liegt, wenn solche und ähnliche Unternehmungen sich „Gesellschaften" nennen, so daß der Unbefangene glaubt, er werde Mitglied einer ohne jeden geschäftlichen Zweck gegründeten gemeinnützigen Vereinigung Gleichgesinnter, während es sich in Wirklichkeit auch hier offenbar nur um eine geschickt eingekleidete Geschäftsmache handelt.

Ob die sich dauernd auf die Veröffentlichung von luxuiösen Werken beschränken wird, und ob sie nicht dazu benutzt wird, für die vorher von gewissen Kunsthändlerkreisen sorgfältig aufgekauften Werke eines bisher „Verkannten" die nötige Reklame zu machen, wird sich noch zeigen müssen. Jedenfalls finden wir schon unter den vier ersten geplanten Veröffentlichungen zehn faksimilierte Aquarelle von Paul Cézanne und siebzig Nachbildungen von Zeichnungen französischer Meister des 19. Jahrhunderts. Herr Meier-Gräfe aus Resitza an der serbischen Grenze kann also seine Vorliebe für die Franzosen wieder wacker betätigen, getreu seinem Spruche, daß ein Franzose vierten Ranges immer noch höher stehe, als ein erstrangiger Deutscher.

Abermals Herr Cassirer

Wir haben in dem Aufsatz „Die Triebkräfte unseres öffentlichen Kunstlebens" im ersten Novemberheft die merkwürdige Tatsache beleuchtet, daß ausgerechnet Herr Paul Cassirer, der Haupthändler in französischer Kunst, mit der Einrichtung der deutschen Kunstausstellung in Zürich betraut worden ist. Wir sind es nun längst gewohnt, daß unser Auswärtiges Amt nicht nur eine ungeschickte Hand bewährt, sondern auch obendrein immer pünktlich sich die Schläge auf diese Hand besieht. So rasch, wie im Falle Cassirer, ist es aber doch noch selten geschehen. Der Herr Cassirer hat die Kühnheit soweit getrieben, seine offizielle oder doch offiziöse Tätigkeit für die deutsche Kunst in der Schweiz zu benutzen, um gleichzeitig in der Züricher Kunsthandlung Thanner eine französische Ausstellung aus seinem Bilderbesitz zu veranstalten. Darf man fragen, wie Herr Cassirer diese Bilder nach der Schweiz gebracht hat? Was hierüber gerüchtweise verlautet, möchte ich nicht glauben, weil das doch gar zu — kühn wäre.

Im übrigen lese ich im Briefe eines bekannten in der Schweiz weilenden deutschen Kunstgelehrten: „Warum übrigens ist Wichert mit der Untersuchung der Wahrheit über Cassirers Schweizer Heldentaten betraut? Ich war in Bern und Zürich, — anständige Schweizer waren empört. Man macht eine Propagandaausstellung für deutsche Kunst, und ihr Impresario macht unterdes den Leuten vor, daß der kluge Kunsthändler sein Geld in Franzosen anlegt."



Wenn Herr Wichert (vgl. über ihn den oben genannten Artikel) mit der Untersuchung betraut ist, so hat man allerdings den Bock zum Gärtner gemacht. Im übrigen laufen hier in Berlin die merkwürdigsten Gerüchte über Herrn Cassirer um, da sein Paß seit Anfang November abgelaufen, er selber aber noch nicht zurückgekommen ist. Sollte Herr Cassirer doch das Gefühl bekommen haben, daß der deutsche Boden ihm in Zukunft etwas heiß sein dürfte? Die Gerüchte werden jedenfalls nicht entkräftet, sondern eher ungeschickt abgelenkt, wenn die „B. Z. am Mittag" vom 4. Dezember mitteilt, daß Herrn Cassirers Gattin, Frau Tilla Durieux, aus dem Verband des Königlichen Schauspielhauses ausgeschieden sei, um in Ausführung eines bereits während ihrer Schwesterntätigkeit zu Anfang des Krieges gefaßten Entschlusses dieser Künstlertätigkeit ganz zu entsagen. Sie weile zurzeit bei ihrem erkrankten Gatten in der Schweiz.

Auffällig ist, wie schlecht das sonst so gesunde Schweizer Klima während des Krieges manchem Deutschen bekommt, der ganz gesund sich einen Paß in die Schweiz verschafft hat. Und wenn Frau Durieux durch ihre Schwesterntätigkeit zu solchen Weltfluchtgedanken gekommen ist, warum hat sie dann erst die Tätigkeit am Königlichen Schauspielhause aufgenommen? — Merkwürdiger Fall.

Max Liebermann und der Pour le Mérite

Wir haben schon im ersten Novemberheft (S. 171) auf die in Deutschland bislang ungewohnte Art hingewiesen, mit der die Zeitschrift „Kunst und Künstler" des Hauses Cassirer für Max Liebermann die Auszeichnung des Pour le Mérite reklamierte. Nun ist die Verleihung des Ordens in das freie Ermessen seines Spenders gestellt, und wenn es schon komisch wirkt, Leute, die sonst im demokratischen Hochgefühl die Ordensgier subalterner Kreise als philisterhaft verspotten, selbst dieser Schwäche untertan zu sehen, so ist es obendrein ein Zeichen mangelnder Selbsterziehung, wenn man diese Sucht nicht besser verhehlen kann. Immerhin, es kann jeder einmal entgleisen. Aber im ersten Heft des 16. Jahrgangs derselben Zeitschrift „Kunst und Künstler" findet sich unter der Überschrift „Pour le Mérite" folgender kleine Artikel: „Die Zeitungen melden, daß Hans Thoma und Max Klinger den Orden Pour le Mérite erhalten haben. Max Liebermann hat ihn nicht erhalten."

Bei den nahen Beziehungen Max Liebermanns zum Hause Cassirer, bei seinen nahen Beziehungen auch zum Herausgeber der Zeitschrift „Kunst und Künstler", der sein Biograph ist, dürfte es doch angebracht sein, wenn Herr Liebermann diese übereifrigen und zudringlichen Werber für seine äußere Ehrung abschüttelte. Es könnte sonst leicht geschehen, daß man ihm dieses Benehmen, das durch die Wiederholung nicht mehr eine Unerzogenheit, sondern eine Ungezogenheit ist, mit in die Schuhe schöbe. Im übrigen stimmt es auch hier: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen."

Die angedrohte Rechnung

Das „Berliner Tageblatt" (3. Nov.) bringt einen Aufsatz „Werbung durch die Kunst", in dem die Bemühungen der verschiedenen Länder erörtert werden, durch künstlerische Darbietungen der verschiedensten Art um die Gunst der Neutralen zu werben. Es heißt da: „Wir werden nicht vergessen, die Regierungen an die Einsicht der Kriegsjahre zu mahnen, wenn sie im Frieden wieder in die kühle Lässigkeit zurückkehren sollten, mit der sie die Künste sonst behandelt haben, außer bei festlichen Gelegenheiten, da sie ihnen große Worte ohne Überzeugung widmeten."

Gut, wenngleich eine Erinnerung an diese Werbeversuche vielleicht schmerzlich sein wird, da der politische Erfolg, wie übrigens auch das „Berl. Tageblatt" halbwegs zugibt, wenigstens für Deutschland das Aufgebot der Mittel sicher nicht gelohnt hat. Aber die hiermit angekündigte „Mahnung" wird auch noch andere Tücken in sich bergen. Man höre.

„Also: Die Kunst wird als Mittel benutzt, um für die Völker zu werben. Da ist nun eine sehr merkwürdige Tatsache zu verzeichnen. Es scheint, soweit es sich um die bildenden Künste handelt, nur die Kunst geeignet zu sein, Achtung im Ausland zu gewinnen, die zu Hause amtlich schlecht behandelt oder doch nicht gefördert wird ...“

Zwar ganz so toll, wie in Frankreich, „ist der Widerspruch zwischen der augenblicklichen und der gewöhnlichen Wertung in Deutschland nicht. Wenn auch bis vor kurzem die Berliner Sezessionsausstellungen für die preußische Kunstverwaltung nicht vorhanden waren, so haben doch alle Galerien die Werke ihrer Führer erworben und mit besonderen Ehren aufgehängt, und hervorragende Mitglieder der Sezessionen wirken lehrend an fast allen deutschen Akademien. Auf Ausstellungen im Ausland, die ja — siehe Brüssel! — immer moderner waren, als es den Mächten, die zu Hause wirken, gefiel, hatten die Sezessionisten sogar bevorzugte Plätze. Immerhin: eine rein sezessionistische Ausstellung als deutsche Werbung hat doch einen pikanten Beigeschmack. Und ebenso die Ausstellung des ‚Deutschen Werkbundes‘, der sich auch bisher keiner allzu warmen amtlichen Förderung erfreute. Wäre die Stadt Köln nicht in dankenswerter Weise und opferbereit eingesprungen, so hätte dieser wichtige deutsche Verein auf deutschem Boden bisher überhaupt keine Ausstellung machen können, trotzdem viele seiner Künstler verwaltend, schaffend und lehrend überall im Lande eine bedeutende Tätigkeit entfalten. Nur in München üben sie aber einen großen Einfluß auch auf öffentliche Veranstaltungen aus. Wir haben bei uns noch keine Ausstellung gesehen, wie sie (ich urteile nach den Bildern im ‚Wieland‘) Peter Behrens in Bern zur Darstellung deutscher Kunstarbeit gestaltet hat.

Warum jetzt auf diese Tatsachen hingewiesen wird? Um beizeiten den heftigsten Widerspruch anzukündigen und anzuregen, wenn etwa später den Ansprüchen der beteiligten Kreise darauf, nun auch im Lande amtlich anerkannt zu werden, der kühle Ruf antworten sollte: ‚In die Ecke, Besen!‘

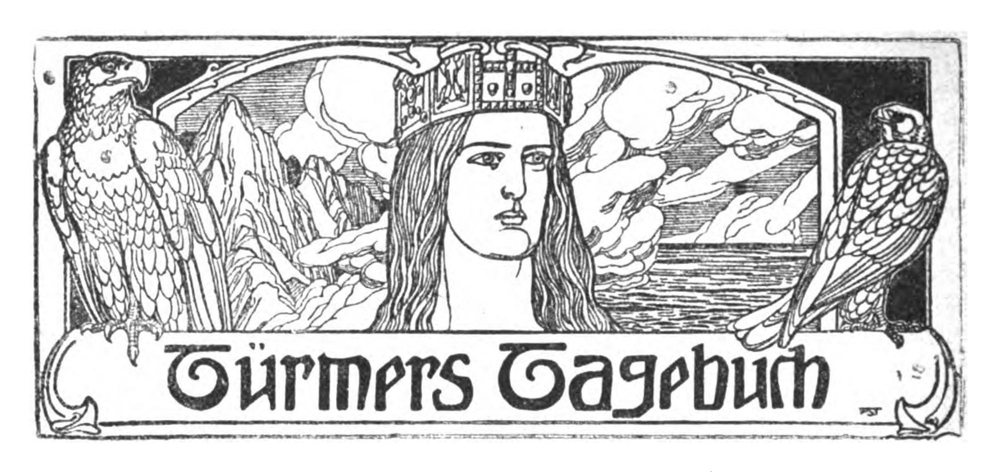
Es ist eines Volkes nicht würdig, eine andere Kunst für den Hausgebrauch und eine andere für die Ausfuhr zu haben. Entweder — oder!“ —

Dem letzten Satze stimmen wir vollkommen bei. Eben deshalb haben wir so lebhaften Widerspruch gegen die Art erhoben, wie die deutsche Kunst jetzt im Auslande vertreten worden ist. Wir haben (zuletzt im Ersten Novemberheft) nicht umsonst die Triebkräfte unseres Kunstlebens enthüllt. Wenn in der deutschen Kunstausstellung in Zürich den Expressionisten um Marc ein breiter Raum gewährt war, als gipfle in ihnen unser Kunstschaffen, so war das eine grobe Fälschung, auch ganz abgesehen von der Tatsache, daß wir zwischen „deutscher“ Kunst und einem innerhalb der deutschen Reichsgrenzen geübten Kunstschaffen fremden Wesens unterscheiden. Diese Art ist zwar vom übrigen Marktgetriebe ja vielleicht „Geschäfts-Usance“, aber für unser Kunstleben wollen wir uns doch nicht derartig übertölpeln lassen. Erst schmuggelt man sich und seine Sippe unter Ausnutzung des „Burgfriedens“ auf allen möglichen Wegen ein, und nachher folgert man aus der Duldung Rechte. Herr Reinhardt kann von diesem Standpunkte aus in Zukunft die Aufführung deutscher Dichter überhaupt ablehnen: „Was wollt ihr? Im Kriege, als ich im Auftrage der Regierung“ — dann wird diese „Amtlichkeit“ nämlich nicht mehr verschwiegen werden — „im Auslande für Deutschland Sympathien erwerben sollte, habe ich deutsche Stücke nicht brauchen und nur diese fremdvölkischen Schöpfungen brauchen können. Wie kommt ihr dazu, für den Hausgebrauch eine andere Kunst zu verlangen, als für die Ausfuhr?“ Und Herr Paul Cassirer taucht auf als durch diese Kriegstätigkeit beeidigter Anwalt echter deutscher Malerei! Eine köstliche Aussicht.

Merkt man nun an den zuständigen Stellen bald, wo auch außerhalb der Politik die Leute sind, die die ganze Hand an sich reißen, sobald man ihnen den kleinen Finger gibt?

K. St.





Der Krieg

Ungeheuerliches mußten wir in den letzten Wochen erleben. Noch zittert in uns der Zorn, die Scham, das tiefe Weh über die Tatsache nach, daß die Brandnachricht von einer Krisis in unserer Obersten Heeresleitung überhaupt aufkommen konnte, daß sie geglaubt werden konnte, daß sie keineswegs auf ein *Unmögliches* hinwies und daß sie überhaupt bestritten werden mußte. Die „Norddeutsche“ verabfolgte der Nation ein Beruhigungspulver ums andere, und die „Germania“ leistete ihr dabei treue Handlangerdienste. Aber wo Rauch ist, da ist auch Feuer, und da der „*Vorwärts*“, meint die „Tägliche Rundschau“ (Nr. 16) sehr richtig, „die Katze eine Katze nennen darf, dürfen wir's wohl auch und stellen daher mit des ‚Vorwärts‘ eigenen Worten fest: ‚Richtig ist, daß zwischen der Kriegspolitik des Herrn v. Kühlmann und den militärischen Auffassungen *ein scharfer Gegensatz* besteht, der sich zu einem *Ringkampf Ludendorff-Kühlmann* verdichtet hat.‘

Das umschreibt in aller Kürze und Schärfe den Tatbestand, über den uns die regierungsbeflissene ‚Norddeutsche‘, sekundiert von der ‚Germania‘ Herrn Erzbergers, nicht hinwegschläfern kann . . . Wir sehen nach wie vor die Tatsache, daß dieser Gegensatz so stark ist, daß eine Krisis entstehen konnte, die der ‚Vorwärts‘ im Jargon der Hasenheide als ‚drohenden Streik der hohen Generalität‘ definiert, als ein Seitenstück zu einem Fall, in dem etwa die Maurer zum alten Tageslohn nicht mehr weiterarbeiten wollen. Leider wird ihm dabei von anderer Seite, z. B. von der ‚Köln. Ztg.‘, in die Hände gearbeitet, wenn diese den bloßen Gedanken an einen Rücktritt Ludendorffs — der jedenfalls einen Rücktritt Hindenburgs bedeuten würde — als eine Beleidigung der beiden deutschen Nationalhelden von vornherein zu brandmarken sucht. Das heißt denn doch Weltgeschichte nach dem Komment machen wollen. Wenn aber das Leben ernst und groß in das Gewissen tritt, lassen sich die Dinge nicht mehr nach beschränktem Übereinkommen messen und werten, auch nicht mehr aus standesmäßiger Begrenztheit üblicher preußisch-soldatischer Denkweise. *Es gibt einen höheren Gerichtshof des Gewissens*, und wenn Männer wie Hindenburg und Ludendorff je an diesen appellieren sollten, so würde jede schnarrende Berufung aufs Kasino

nur läppisch und lächerlich wirken können. Wenn Mannesgewissen aufsteht, schweigen alle Vereinssatzungen. Und es kann nur außerordentlich komisch wirken, wenn ein ‚Vorwärts‘-Stilist an Hindenburg und Ludendorff glaubt die Mahnung richten zu sollen, ‚als Soldaten gegenüber dem Vaterlande und dem obersten Kriegsherrn ihre Pflicht zu tun‘, wie der ‚Vorwärts‘ sie auffaßt, und gleichgültig, wie die Herren Erzberger, Scheidemann und Kühlmann die ihre tun. Dem Soldaten das Schwert, dem Diplomaten die Feder! Bismarck 1866! Bismarck 1871! Bismarck und die ‚Halbgötter‘ des Generalstabes! Der ‚Vorwärts‘ wandelt die Sache wieder und wieder ab:

„Heute handelt es sich um die Frage, ob die politische Reichsleitung nach eigener Verantwortung und eigenem Gewissen Politik treiben oder ob sie sich im entscheidenden Augenblick dem Druck einer verantwortlichen eigentlich nur auf die Rolle des Gutachters angewiesenen Stelle beugen soll. Wir erleben heute einen Konflikt, wie er sich ähnlich im Jahre 1866 abgespielt hat.

Also der ‚Vorwärts‘ schützt die Geschäftsführung der Regierung vor dem ‚Druck unverantwortlicher Stellen‘. Das war ehedem paradox. Aber die Zeiten wandeln sich, und der ‚Vorwärts‘ mit ihnen. Sogar recht schnell. Kann man doch an den Fingern herzählen, wieviel Wochen es her ist, daß der ‚Vorwärts‘ Verrat schrie über jeden, der an einen Sonderfrieden mit Rußland dachte, während er heute jeden schwer bedroht, der diesen Sonderfrieden durch irgendeinen Vorbehalt zu Deutschlands Gunsten auch nur um eine Stunde verzögern wolle. So wird er von uns nicht verlangen, daß wir jedem seiner Worte dauernde dogmatische Gültigkeit beilegen; es wird z. B. Leute geben, die ihm nicht beipflichten, wenn er von der Kathedra der Lindenstraße aus verkündet, daß ‚jeder vernünftige Mensch in Deutschland zu Hindenburg und Ludendorff nur begrenztes Vertrauen haben wird‘. Wir treiben keine Personenanbetung, vor der der ‚Vorwärts‘ als vor einem Zeichen des Verfalls uns glaubt warnen zu müssen. Aber wir wissen, daß Männer Geschichte machen, und die besten Männer die beste Geschichte. Drum hat 1866 Bismarck recht, nicht weil er der Diplomat, sondern weil er der beste Mann war. So haben heute Hindenburg und Ludendorff recht, nicht weil sie die Generale sind, sondern außer jedem Vergleich die besten Männer, die wir haben. Da es dem ‚Vorwärts‘ erlaubt ist, die ganze Lage auf den Gegensatz Ludendorff-Kühlmann zuzuspitzen, um für Kühlmann zu plaidieren, muß es uns erlaubt sein, zu bekennen, daß es niemanden gibt, niemanden, um deswillen wir uns je die beiden Männer und Namen des Glaubens der Nation würden entrücken lassen, ohne mit dem letzten Atem dafür zu zeugen, daß um der Furcht willen Verbrechen an allem deutschen Leben geschieht.“

Ludendorff und Kühlmann! Und beide im „Ringkampf“! Dies Vorstellungsbild spricht Bände. „Ludendorff“, bemerkt die „Deutsche Tageszeitung“ (Nr. 17), „ein Mann von ungeheuren Verdiensten und Erfolgen, von Gaben und Leistungen ersten Ranges, ein Mann, von dem Hindenburg gesagt hat: eine Welt könne ihn nicht von Ludendorff trennen. — Aber ein Ringkampf Ludendorff-Kühlmann, sagt der über die offiziösen Auffassungen gut unterrichtete ‚Vorwärts‘, das Organ der regierenden Partei! Sein Vergleich ist nicht nur äußer-

lich widerwärtig und grotesk, sondern auch der Gedanke ist es, denn was ist Herr v. Kühlmann im Verhältnis? Was hat er geleistet, welche Erfolge hat er zu verzeichnen? Ein großes phrasenumkleidetes Nichts bildet die Antwort. Wo Herr v. Kühlmann auch immer tätig war, hat ihn der Mißerfolg begleitet, in London, im Haag und besonders seit Antritt seines Staatssekretariats. Wir meinen damit natürlich nicht den rein persönlichen Erfolg, der für Herrn v. Kühlmann nicht zum wenigsten dank der glänzenden Regie ein persönlich hervorragender gewesen ist, sondern wir meinen den Erfolg seiner Tätigkeit für die Sache, mithin für das Reich. Da jagt ein Mißerfolg den anderen, eine psychologische Berechnung, ein diplomatischer Fehler den anderen. Und diesen Diplomaten will man auf dem gleichen Niveau nennen, wie den Mann, dessen Name schon seit über drei Jahre ruhmvoller weltgeschichtlicher Verewigung sicher ist? Der ‚Vorwärts' und die sonstige Hungerfriedenspresse deutet nicht nur an, sondern spricht aus, daß der Soldat eben nur zu schweigen habe, wo sein Bereich aufhöre, und der ‚Vorwärts' erklärt: ‚In Wirklichkeit wird jeder vernünftige Mensch in Deutschland zu Hindenburg und Ludendorf nur begrenztes Vertrauen haben, nämlich Vertrauen zu ihren glänzenden Leistungen als Heerführer'. Das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei meint, auch dieses begrenzte Vertrauen ist wohl nicht ernst, erinnern wir uns nur an die Äußerungen sozialdemokratischer Führer im Reichstage, man müsse der Kriegführung auf die Finger sehen, es werde hohe Zeit, daß die Feder gutmache, was das Schwert gesündigt habe, eine parlamentarische Kontrolle der obersten Heeresleitung sei nötig usw.

Der ‚Vorwärts' fordert nun lärmend schärfere Abgrenzung der Kompetenzen, freisinnige Blätter erklären trocken, Grenzfragen seien eben Sache des Politikers und Diplomaten. Jene Presse verschiebt die eigentliche Frage damit vollkommen. Es handelt sich in der Hauptsache nicht um irgendwelche Grenzfragen, auch nicht um ‚Annexion' oder ‚Nichtannexion', sondern es handelt sich einmal um die Frage der Grenzsicherung des Reiches. Dieses ist eine Frage, welche fachmännisch nur das Militär beurteilen kann, ebenso wie den Grad ihrer Notwendigkeit, nachdem eben er, der Militär, durch seine glänzenden Erfolge und Leistungen in diesem Kriege im Osten die Befriedigung aller Notwendigkeiten möglich gemacht hat. Das ist die eine Seite der Sache, die militärische. Die andere ist nun weit entfernt davon, eine solche lediglich des Diplomaten oder Staatsmannes zu sein, sondern sie ist eine Frage allgemein nationaler Lebensbedeutung, eine Frage, zu deren Entscheidung und gar autoritativer Entscheidung der Diplomat a priori sicher nicht besser, sondern erheblich weniger geeignet ist als eine militärische Autorität und gar eine solche erster Größe. Im gegenwärtigen Falle liegen die Dinge bekanntlich noch erheblich einfacher und beschämender. Herr v. Kühlmann und die zum mindesten äußerlich durch ihn dargestellte Richtung sind, wie wir immer gesagt haben, mit dem Vorsatze nach Brest-Litowsk gegangen, um Scheinwerte zu schaffen und die tatsächlichen Forderungen und Notwendigkeiten für die deutsche Sicherung im Osten einem ‚glatten Fortgange der Verhandlungen' erforderlichenfalls zu opfern. Beiläufig bemerkt, ist auch nicht einmal das gelungen dank dem großen Mißerfolge mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker.

Alle Meinungsverschiedenheiten und Gegensätze beziehen sich zum mindesten nicht allein auf den Osten, sondern auch auf die westlichen großen Fragen des Kriegszieles und was damit zusammenhängt. Herrn v. Kühlmanns Richtung ist bekannt: die der Verständigung mit den Westmächten um jeden Preis. Wie Graf Hertling in dieser Beziehung wirklich denkt und will, ist noch unklar, jedenfalls hat er früher mit der Richtung Bethmann-Hollweg sympathisiert und Herrn v. Kühlmann bis jetzt gewähren lassen. Der allgemein behauptete Gegensatz der Kühlmannschen Richtung und der ‚militärischen Forderungen' ist auch hier im Grunde nicht ein Gegensatz der und nur der Personen, sondern ein Gegensatz internationaler gegen nationale Grundanschauung, ein Gegensatz zwischen Siegeswillen und Verzichtwillen, ein Gegensatz, in welchem auch alle tatsächliche Kenntnis und Einsicht auf der militärischen Seite ist. Und dieses letztere gilt lange nicht nur, weil es sich um Militärs handelt, sondern alles in allem um Männer von höchster Bedeutung, weltgeschichtlicher Leistung und von Charakter.

Der Versuch eines Vergleiches also wäre lächerlich, wenn seine Anlässe nicht so jammervoll und beschämend waren.

Hindenburg und Ludendorff sind uns nicht allein die großen Feldherren, sondern sind die Verkörperung des Reichsgedankens und seine Träger im Sinne des Begriffes und die tatsächlichen Träger des Reiches mit seiner Zukunft. Das ist keine Übertreibung, sondern in einem viel tieferen Sinne Tatsache, als meist geahnt wird."

Nun hat sich Herr von Kühlmann doch entschließen müssen, eine andere Sprache mit den Russen zu reden, und siehe da! — diese kleine Anleihe aus dem unentbehrlichen Vademekum Hindenburgs und Ludendorffs genügte, uns einen Kredit bei den Russen zu eröffnen, wie er dem bisher benutzten abgegriffenen Komplimentierbuch versagt blieb und — selbstverständlich — versagt bleiben mußte, weil eben noch so „fein geschliffene" Allgemeinheiten von keinem Geschäftsmanne in Zahlung genommen werden, im Gegenteil nur lebhaftes Mißtrauen und ehrliche Geringschätzung bei ihm erwecken. Mit einmal konnten die Trotzki und Joffe auch in Brest-Litowsk weiter verhandeln!

So wäre denn alles schon gut. — Wirklich? fragt die „T. R." Die Form und der Ton zwar sind nun so, daß man sich nicht mehr schämt, — die Bedenken gegen den materiellen Inhalt des neuen Hertling-Kühlmannschen Verhandlungsprogramms bleiben alle vollauf bestehen. „In dieser Richtung ist in Brest-Litowsk bis jetzt nicht ein Sterbenswörtchen gefallen, das Anlaß geben könnte, uns auch hierin einer Wendung zum Besseren zu versehen. Und was all die anderen Erfreulichkeiten betrifft — wir sind nun einmal so wenig verwöhnt durch unsere Diplomatie, daß uns auch Selbstverständlichkeiten schon hoch erfreuen können —, so drängt sich unwiderstehlich die seufzende Frage auf: Warum all das erst jetzt? War das alles nicht auch schon vor diesem Tag wahr und selbstverständlich? Warum z. B. hat man gegenüber der jetzt von uns klipp und klar als Schwindel bezeichneten und darauf von den Russen selbst preisgegebenen Darstellung der „P. T.-A." sich derartig hilflos benommen? Warum nicht längst mit vollem amtlichen Nachdruck die Katze eine Katze genannt? Warum mit geradezu an Theaterunnatur erinnernder, reiner Torenhaftigkeit sich moralisch prügeln lassen,

um heute als verkannte Unschuld dazustehen? Solche verkannte Tugend wird auf dem Theater und im Hintertreppenroman endlich belohnt, niemals in der Politik. Und das mit Recht nicht. Hier heißt es hinterher höchstens: Wie konnte man so töricht sein, wie durfte man so durch Unterlassung sündigen? Und so heißt es jetzt. Warum konnte man — um noch eins, das Wichtigste herauszuheben — nicht schon am 5. Januar die selbstverständliche Folgerung von dem ergebnislosen Ablauf der zehntägigen Wortpause ziehen und aussprechen, die Herr v. Kühlmann jetzt aussprach? Warum ließ man es zu, daß eine gewisse Presse tagelang ihren Lesern die Köpfe darüber zerbrach, ob nun auch wirklich das Angebot vom 25. Dezember hinfällig sei? Dem ‚Vorwärts' hat man so Zeit gelassen, sich und seinen Lesern durch zehn Nummern durch vorzureden, es sei nicht hinfällig. Im Gegenteil, man müsse jetzt von der minder bedingungslosen Tonart des Achtundzwanzigsten zu der ganz bedingungslosen Weise vom ersten Weihnachtstag zurückkehren. Glaubt man, dadurch sich oder dem ‚Vorwärts' einen Gefallen getan zu haben? Würde es dem nicht vor fünf Tagen leichter gefallen sein, sich und seine Leute mit einer Tatsache abzufinden, gegen die er heute wahrscheinlich glaubt schandenhalber aufbegehren zu müssen, weil er sie, in Erwartung einer anderen Entscheidung der Regierung, seither fünf Tage lang für unerlaubt erklärt hat? Dabei bleibt es eine Sache für sich, daß wir zwar vor unseren Feinden draußen des Friedensangebots vom 25. Dezember durch diese selbst wieder ledig geworden sind. Aber es bleibt dennoch, wie wir wiederholt betonten, an den Rockschößen der Regierung haften. Unsere Sozialdemokraten und Demokraten bestehen auf dem Schein vom Fünfundzwanzigsten. ‚Berl. Tagebl.' und ‚Vorwärts' haben es zuvor schon verkündet und werden, unbekümmert um Herrn v. Kühlmanns Erklärung, der Regierung diesen Schein unentwegt als sittliche Forderung präsentieren.

Also freuen wir uns, daß man in Brest-Litowsk den rechten Ton gefunden hat. Freuen wir uns auch des Selbstverständlichen, das bei uns durchaus nicht immer Ereignis wird. Aber bleiben wir uns klar darüber, daß damit noch gar keine Bürgschaft für einen neuen materiellen Inhalt unseres Brest-Litowsker Programmes gewonnen ist. Bei allen erfreulichen Selbstverständlichkeiten wirkt es keineswegs beruhigend, daß Herr v. Kühlmann es vielleicht nicht ohne Absicht so gänzlich vermieden hat, uns auch nur mit einer Silbe erraten zu lassen, wie er sich in dieser Hinsicht das weitere denkt."

Nach der „Deutschen Zeitung" wird verbreitet, der Staatssekretär v. Kühlmann sei für eine Angliederung der gesamten Baltenländer mit Einschluß von Estland an das Deutsche Reich. Auf dem Wege des von Herrn von Kühlmann mit Hilfe seiner ihn verhimmelnden Reichstagsmehrheit vom 19. Juli aufgestellten Selbstbestimmungsrechts der Völker sei aber, so meint die „D. Z.", eine dem Deutschtum in völkischer Beziehung nützende Angliederung von Kurland, Litauen, Livland und Estland an das Deutsche Reich, die zugleich auch noch den militärischen Sicherungsforderungen gerecht wird, nicht zu erreichen. Diejenigen Stellen, denen die militärische Sicherung pflichtgemäß das Wichtigste ist, schienen sich nun auf den Standpunkt zu stellen, wenn die Angliederung der westlichen Gebiete Rußlands an das Deutsche Reich nicht in einer Form geschehen könne, bei der wir die unbedingte Macht in jenen Ländern in

der Hand behalten, so müsse eine andere militärische Sicherungslinie geschaffen werden, die diese westlichen Gebiete Rußlands durchschneidet.

„Herr von Kühlmann will mit Hilfe des Selbstbestimmungsrechts der Völker in den baltischen Ländern eine Kulisse aufrichten, die einmal etwas gar nicht Vorhandenes vortäuschen soll, nämlich die Angliederung dieser Länder an das Deutsche Reich, hinter der aber zum anderen auch die große Gefahr der Aufrichtung eines polnischen Staates und der deutsche Verzicht im Westen verschwinden sollen. Tatsächlich würde Herr von Kühlmann auf diesem Wege für das Deutsche Reich gar nichts aus den Friedensverhandlungen heimbringen, weder völkische, noch politische, noch militärische Sicherungen. Daß sich hiergegen der schärfste Einspruch der völkischen, der politischen und der militärischen Kreise richten muß, ist selbstverständlich. Dadurch, daß sich wegen einer besonderen Kompetenzabgrenzung der Einspruch der militärischen Stellen auf die Außerachtlassung der militärischen Sicherung beschränkt, kann und darf man nicht folgern, daß diese Stellen Gegner der völkischen oder der politischen Sicherung, oder beider wären. So wird zum Beispiel auch in der „Kriegszeitung' des ‚Berliner Lokal-Anzeigers' gesagt, vom militärischen Standpunkt hätte ja zum zukünftigen Schutz gegen Rußland der Peipus-See nach Osten und die Narew-Linie nach Süden die beste Grenze gebildet, als welche sie schon von Moltke bezeichnet worden sei. Dieselbe sei aber, so heißt es dann weiter, infolge unserer Bindungen gegenüber Rußland und der Festlegung mit Polen offenbar nicht mehr zu erreichen, und so dürfe es ‚uns wirklich gleichgültig' sein (!), ob wir nach dieser Seite etwas mehr oder weniger Gebiet erhielten, wenn wir nur die Ostseehäfen erhielten. Das scheint uns doch ein sehr gefährlicher (und höchst naiver! D. T.) Standpunkt zu sein. Weil also unsere Diplomaten die Karre vollkommen verfahren haben, weil sie durch ihre eigenmächtigen Bindungen gegenüber Rußland die vom militärischen Standpunkt aus beste Grenze nicht mehr erreichen können, soll uns die völkische, politische und militärische Sicherung unserer Zukunft gleichgültig sein? Die einzig richtige Forderung wäre doch hier, daß diejenigen Diplomaten und Politiker, die uns in diese Lage gebracht haben, sobald wie möglich anderen das Feld räumen, die auf die völkischen, politischen und militärischen Sicherungen der deutschen Zukunft mehr Rücksicht zu nehmen für ihre Pflicht halten."

Es ist nicht unbedingt notwendig, daß eine tatsächliche Angliederung der baltischen Länder an das Deutsche Reich auch mit dem Zugeständnis eines „Selbstbestimmungsrechts der Völker" dem Deutschtum in völkischer Beziehung nichts nützen könne. Es kommt hier alles auf die Ausführung an. Sollte es also Herrn von Kühlmann wirklich ernst mit dieser Absicht sein, so dürfte sie nicht ohne weiteres von der Hand gewiesen werden. Und sollte ihm das Werk gelingen, so würde keine politische oder persönliche Voreingenommenheit gegen Herrn von Kühlmann stark genug sein, ihm den Dank für das Vollbrachte zu weigern. Die Sache des Siegers lieben die Götter.

Des Siegers! Darf unser schwergeprüftes Deutschland sein Haupt mit diesem Lorbeer schon bekränzen? Schwere und schwerste Prüfungen stehen uns noch bevor.

Gewiß bedeutet das Ausscheiden Rußlands für England einen harten Schlag, aber, wie Georg Cleinow in seinen „Grenzboten“ leider nur zu richtig ausführt, noch lange keine entscheidende Niederlage. „Wer sich ein Bild davon machen will, wie hart die Schläge sein müssen, die England noch bekommen muß, ehe es sich friedlicher Gesinnung zugänglich erweisen dürfte, der erinnere sich der großen, ja gigantischen Einzelerfolge unserer Heere und ihrer geringen politischen Wirkung... In dem Maße, wie der kontinentale Kriegsschauplatz sein Aussehen zu unseren Gunsten veränderte, in dem Maße wurde der Weltkriegsschauplatz in englischem Sinne organisiert und schließlich alle Völker der Erde in den Kampf hineingezogen. Auf dem Weltkriegsschauplatz haben wir noch keinen durchschlagenden Sieg errungen — dessen seien wir uns bewußt — trotz des Heldenmutes unserer Flotte und der herrlichen Kolonialkrieger. Auch die gewaltigen Leistungen unserer U-Boote hatten England politisch zunächst Nutzen gebracht durch den Eintritt Amerikas in den Krieg auf Albions Seite. Und wenn auch die Schädigungen durch den U-Boot-Krieg immer fühlbarer werden, so sind wir noch weit entfernt von dem Zeitpunkte, wo sie auch politisch ausschlaggebend wirken. Noch fühlt England sich stark genug, neue Truppen aus dem Boden zu stampfen und sich für weitere Kämpfe zu rüsten. Einem Gegner gegenüber, dem die Erfahrungen des Krieges das Recht zu geben scheinen, sein Vertrauen auf die Zeit setzen zu dürfen, einem Gegner, der sich mehr und mehr als die treibende Kraft des alle Welt umgebenden menschlichen Unglücks und der eigentliche Angreifer im Kriege entlarvt hat, ist mit anderen Mitteln als denen eindeutiger Machtäußerung nicht beizukommen...

Unsere Regierung hat aber ungeachtet ihrer glänzend gesicherten Stellung vor der Welt noch ein übriges getan, indem sie in ihrer Antwort auf die Papstnote die Bereitwilligkeit erklärte, zur Vermeidung weiteren Blutvergießens durch Verhandlungen zu einem gesicherten, auch unsere künftige gesunde Entwicklung gewährleistenden Frieden zu gelangen. England hat auch dies, angesichts der Kriegslage, wie wir sie ansehen dürfen, sehr weitgehende Zugeständnis durch Lloyd George rund abgewiesen und erklärt, nicht eher ruhen zu wollen, bis Deutschlands Lebensnerv vernichtet sei. So gilt es der Macht Englands, unsere eigene Macht, d. h. eine Summe aus eigener Kraft und dem Vertrauen der übrigen Völker, — entgegenzusetzen, nicht aber bei England auch jetzt wieder um einen Verständigungsfrieden zu betteln. England fordert uns heraus, einen Machtfrieden zu erzwingen. Wir dürfen uns der Aufgabe durch keinerlei Sophismen und Bedenken entziehen. Es ist eine Aufgabe, die uns das Schicksal stellt, ein Gebot der Stunde, dem auszuweichen Feigheit, Schwachheit, Torheit, Preisgabe unserer Zukunft wäre. Denn in dem Augenblick, wo wir die Kraft nachweisen, auch England den Frieden zu gebieten, werden wir dasjenige Maß an Macht besitzen, um durchgreifend auch auf die Rechtsverhältnisse in der Welt einzuwirken. Ein Sieg Englands bei seiner heutigen Geistesverfassung würde uns und alle anderen Völker rechtlos vor dem angelsächsischen Kapital machen, das jedem seiner heutigen Vasallen gleich seinen Gegnern nur das Maß an Entwicklung zubilligen würde, das ihm beliebte. Unser Sieg über England wird das angelsächsische Kapital zwingen, sich mit uns und unsern Freunden auseinanderzusetzen und unter unserer Führung ein internationales Recht zu schaffen, unter dessen Autorität die Völker der Erde den Anteil

an den Gottesgaben der Natur sich gewinnen können, der ihren moralischen und physischen Fähigkeiten entspricht. . .

Der Krieg ist eine Katastrophe, die nur vermieden werden konnte, wenn England angesichts der heranwachsenden Konkurrenz Deutschlands einfach darauf verzichtet hätte, diesen Gegner zu bekämpfen; er wäre vermieden worden, wenn England sich bereit erklärt hätte, die junge deutsche Macht als ‚Juniorpartner‘ in sein Weltgeschäft aufzunehmen. Es genügt, an diese furchtbar einfachen Möglichkeiten zu erinnern, um ihre Unmöglichkeit darzutun. Wie kam England dazu, uns Platz zu machen, solange wir nicht die Kraft nachwiesen, uns selbst das zu erwerben, dessen wir bedurften. Sollen nun wir die Schuldigen sein, weil unsere wachsende Bevölkerung gewinnbringenden Anteil an der Weltwirtschaft heischte, oder sind die Engländer schuldig, weil sie uns diesen Anteil nach Möglichkeit zu schmälern suchten? Die Schuldfrage wird nicht auf diesem Wege entschieden: schuldig am Weltkriege ist, wer unterliegt! Um diese Alternative hilft uns kein Gerede von Weltfriede und Völkerglück.

Jede weitere Untersuchung geht über unsere augenblicklichen Interessen hinaus. Sie zielt darauf hin — bewußt und unbewußt —, dem Kriege den Krieg zu erklären, dem ewigen Frieden einen Weg zu bereiten. Nicht knüpft sie an an die gegenwärtigen praktisch-politischen Nöte der Völker, sondern an die edlen Utopien der sogenannten Pazifisten. Sie liefert Waffen allen den Neuerern und Weltverbesserern, die angesichts des grenzenlosen Elends der Menschheit ihre Stunde gekommen wähnen und die doch nur Unfrieden stiften können in den Reihen der Kämpfenden und daheim. Sie gefährden unseren inneren Frieden, ohne dem Weltfrieden zu nützen. Aus solchen Untersuchungen der Schuldfrage kann ein bekannter Historiker zu dem Gedanken kommen, unseren Sieg über England fürchten zu müssen, weil in seiner Folge die Reaktion bei uns triumphieren könnte! Welch ein jämmerlicher Kleinmut! Es ist für unser ferneres Leben im Staate und auf dem Erdball viel wichtiger, daß wir heute wissen, wie unsere Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit letzten Endes die Ursache des Krieges geworden ist, als daß uns gesagt wird, England ist neidisch! . . .

Keines der internationalen Ideale hat vermocht, die Bedeutung des nationalen Gedankens auch nur um ein Jota zu verrücken. Auch der nationale Kampf, so sehr wir die Tatsache bedauern mögen, wird ein wesentliches, fruchtbringendes Element unsrer Politik bleiben. Demgemäß wird der Gestaltung unserer Ostgrenze eine ganz besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden sein. Das die Weichsel abwärts und zur Ostsee drängende Polentum darf nicht in die Lage versetzt werden, Ostpreußen, die Wiege des preußischen Königstums, und das Deutschtum im Osten von den Brennpunkten deutschen Lebens abzudrängen. Diese Teilfrage des ganzen Fragenkomplexes wird durch die angedeutete Gefahr zum Zentralproblem des Ostens, gleichgültig, wie wir uns mit Rußland einigen. Vernachlässigen wir sie, machen wir in der Polenfrage Konzessionen auf nationalem Gebiet, so nehmen wir Steine von den Fundamenten unserer Zukunft, um damit eine Gartenmauer zu errichten, über die jedermann hinüberklettern kann. In der Ostmark wie im Westen, in den reinen Nationalitätsfragen wie in den Fragen der Weltwirtschaft gilt die Parole: Stark sein! Bereit sein!

Es ist falsch, England über diesen unseren festen Entschluß im unklaren zu lassen. All unser friedliches Entgegenkommen haben seine Staatsmänner mit Spott und Hohn zurückgewiesen. Nach den Erfahrungen Englands in Flandern und bei Cambrai namentlich — denn dort lernten sie eigentlich zum ersten Male deutschen Angriffsgeist am eigenen Leibe kennen — würde eine öffentliche Bekundung des Willens, England in den Staub zu werfen, zweifellos größeren Eindruck machen, wie das neuerliche Friedensangebot. Dabei sind wir uns durchaus bewußt, daß die militärische Durchführung des Entschlusses uns noch mancherlei Opfer auferlegen wird, politische, wirtschaftliche, menschliche. Wir wissen aber auch, daß ohne die Hinwegräumung des englischen Widerstandes in Jahren kein Friede zustande kommen kann, wie wir ihn haben müssen, kein Friede, der uns und unsere Verbündeten die Möglichkeit ertragreicher Arbeit gibt.... Gelingt solches mit diplomatischen Mitteln, um so besser, — für alle Fälle aber ist es sicher, auch alle die Machtmittel bereit zu stellen, die notwendig sind, das Ziel zu erreichen, sofern die Kunst unserer Diplomaten doch nicht ausreichen sollte. Macht ist eine Summe aus eigener sittlicher, wirtschaftlicher und militärischer Kraft und aus dem Vertrauen, das uns Freunde und Nachbarn, das sind unsere Bundesgenossen von heute und unsere Geschäftsfreunde in der Welt von morgen, entgegenbringen. Vertrauen können im Völkerleben nur die Nationen und Staaten auf die Dauer bewahren, deren Regierungen stark genug sind, ihre Rechte wahrzunehmen. England genoß dies Vertrauen in der Welt. Das auf Preußens starken Schultern errichtete Deutsche Reich genoß das Vertrauen seiner kontinentalen Nachbarn so lange, bis es nicht zu Englands Wettbewerber in der Weltpolitik wurde und durch die Notwendigkeit in Fragen der Weltwirtschaft hinter England zurücktreten zu müssen, dessen Übermacht anerkannt hatte. Weisen wir jetzt unsere Überlegenheit nach über England, wie wir sie seinerzeit über Frankreich bewiesen hatten, so werden wir ohne weiteres Vertrauen bei allen Völkern der Erde finden, die heute in der Gefahr der Bedrohung durch England und Nordamerika schweben. Erbringen wir ihnen den Beweis, daß sie sich an uns anlehnen können zum eigenen Nutzen, so werden sie uns lieben und uns vertrauen.

Kraft gebiert Vertrauen!

Mag der Krieg noch so günstig für uns verlaufen, unser erster Schritt zur Festigung des Friedens und zur Vermeidung von neuen Kriegen wird sein der Wiederaufbau unserer Macht. Keine internationale Idee, weder die sozialistische noch die römische, haben sich als eine solche Autorität unter den Völkern erwiesen, stark genug, den Nationen, dem Nationalismus, dem wirtschaftlichen Egoismus zu gebieten. Die Wurzeln unserer Kraft, die Sterne unserer Zukunft, unser Alles liegt im Schoße der arbeitstüchtigen Nation. Nur diese Lehre hat den Krieg überdauert, — alle andern sind zusammengebrochen und verweht beim ersten Hauch des Auguststurmes von 1914.... Der Weg zum Frieden, wie ich ihn für gangbar halte, ist sicher nicht frei von Verzichten; ohne Ausgleich gegensätzlicher Interessen ist kein Zusammenleben von Einzelindividuen, geschweige denn von ganzen Völkern möglich. Die Verzichte haben aber ihre Grenzen, und die ergeben sich aus unseren Lebensnotwendigkeiten."



Landesverrat oder nicht?

In der „Deutschen Zeitung" findet sich folgende Zusammenstellung, die auch das blindeste politische Huhn sehend machen müßte:

Der „Vorwärts" sagt am 9. 8. 1917 mit Recht und Gelassenheit: „Wenn die konservative Presse hervorhebt, daß die Grundsätze der Sozialdemokratie unverändert geblieben seien, so kann man ihr darin nur recht geben. . . Darin ist also alles geblieben wie es war, und der Rest ist, wie die konservative Presse wiederum ganz richtig hervorhebt, Taktik: Anpassung des politischen Handelns an die gegebenen Umstände zu dem Zwecke, die gesteckten Ziele desto sicherer zu erreichen." Daß die Sozialdemokratie und die alljüdische Richtung den militärischen Sieg nicht wollen, ist mehr als einmal offen zugegeben worden. Gustav Eckstein, der verstorbene Redakteur der „Neuen Zeit", hat nur aus der Schule geplaudert, wenn er schreibt: „Am ungünstigsten für die proletarische Gesamtbewegung wäre ein großer Sieg der Zentralmächte," ebenso Herr Ströbel vom „Vorwärts": „Ein voller Sieg Deutschlands liegt nicht im Interesse der Sozialdemokratie." Die Herzensangst vor einem deutschen — Sieg nimmt dabei oft Formen an, die burleskenhaft wirken müßten, wenn sie nicht bei jedem Ehrliebenden das Lachen in bittere Scham erstickten. So schreibt die „Wiener Arbeiterzeitung" im November 1917 zu den gewaltigen Erfolgen in Italien: „Mit jedem Tage wächst die Gefahr, daß der Krieg, den guter Wille nicht beendet, durch die Waffen entschieden werden könnte!" Und der „Vorwärts" treibt die schamlose Entwürdigung noch weiter, wenn er am 6. November 1917 sagt: „Wir müssen uns heute darüber klar werden, daß die eigentlichste und tiefste Ursache dafür, daß es so ungeheuer schwer ist, zum Frieden zu kommen, in den militärischen Erfolgen Deutschlands liegt." Der Rückschluß aus dieser politischen Afterweisheit aus der Hasenhaide liegt nahe. Vielleicht ist es unser Unheil, daß gewissen Leuten die bolschewistische Kosakenkultur nicht einmal eine Zeitlang handgreiflich klar gemacht worden ist. Es ist nach alledem kein Wunder, daß wohl auch in Rußland kaum jemand mehr Angst vor dem russischen Zusammenbruch gehabt hat, als unsere Sozialdemokraten und alljüdischen Politiker. Die „Frankfurter Zeitung" war im Mai 1917 unvorsichtig genug, aus ihrem Herzen keine Mördergrube zu machen, als sie schrieb: „Ziemlich unverhüllt zeigt sich die Tendenz (!), mit Rußland einen Sonderfrieden zu schließen, um im Westen den Frieden diktieren zu können." Auch dem politischen und juristischen Anfänger wird kaum zweifelhaft sein, welchen Tatbestand der „Vorwärts" erfüllt, wenn er am 17. 5. 1917 schreibt: „Das revolutionäre Rußland wird die Pflichten, die ihm ein Defensivbündnis (!) gegenüber seinen Bundesgenossen auferlegt, nicht verletzen, es hat nicht die Absicht, sich zu entwaffnen, um Deutschland zu westlichen Eroberungsplänen die Arme frei zu machen."

Es ist bekannt, welche vaterländischen Anstrengungen die Sozialdemokratie macht,

um im In- und Auslande den Verdacht der „Illoyalität“ der Handhabung jenes Selbstbestimmungsrechtes seitens Deutschlands wachzurufen. Auch die unverfrorene Forderung der Russen, die Verhandlungen unter die Aufsicht Brantings nach Stockholm zu verlegen, gehört hierher. Aber all das genügt noch nicht. Die Sozialdemokratie hat das Selbstbestimmungsrecht offenbar nur in der bestimmten Hoffnung vertreten, die beglückten Analphabeten der **leider** besetzten Gebiete würden gegen Deutschland votieren. Da sie dieser Hoffnung nicht mehr ganz sicher ist, wird sie zur Rabenmutter, die ihr eigenes Kind verspeist: sie entdeckt mit einem Male Kunstfehler an ihrem eigenen Rezepte und ist drauf und dran, in Herzensangst vor einer für Deutschland günstigen Wendung das ganze Selbstbestimmungsrecht in den Orkus der Verdammnis zu werfen! In dem sächsischen sozialistischen Moniteur, der (wohlgemerkt: Scheidemannschen!) „Dresdener Volkszeitung“ ist folgendes über das „Freie Selbstbestimmungsrecht der Völker“ zu lesen: „Wir haben die allerernstesten Zweifel daran, daß das östliche Problem in dieser Weise gedeihlich gelöst werden kann. Die **baltischen Provinzen sind von größter Lebensnotwendigkeit für das zukünftige Rußland. ...** Die Hochachtung, die wir für **das Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes der Völker haben, kann nicht so weit gehen, daß um des Rechtes eines kleinen Volksstammes [so!] willen die Lebensinteressen der großen Völker und ihre Beziehungen zueinander vernachlässigt oder sogar schwer geschädigt werden!**“ Ganz abgesehen von der wundervollen Selbstpersiflage und der klatschenden Beohrfeigung seiner selbst — kann es wirklich im Deutschen Reiche noch einen beamteten oder nichtbeamteten Wolkenkuckucksheimer geben, der immer noch nicht sehen **will**, was eigentlich die sozialistische und kryptosozialistische Politik erreicht? Dreiundeinhalb Jahre lang hat nun unser deutsches Volk diesen aberwitzigen Jammer ertragen müssen. **Wie lange noch?** —

In Deutschland geht ein Witzwort um: „Was ist der Unterschied zwischen Deutschland und Österreich?“ In Österreich werden die Hochverräter begnadigt — bei uns werden sie gar nicht erst — bestraft.

*

Vergessen wir niemals!

Die Armee, mahnt Georg Cleinow im letzten Heft der „Grenzboten“ (9. Januar), hat uns unter der Führung von Hindenburg und Ludendorff aus den Krallen der Feinde befreit, in die wir geraten konnten dank Deutschlands so überaus schlechten militär-geographischen Lage vor dem Kriege. **Vergessen wir niemals die Bedeutung jener Schlachten bei Tannenberg, an den Masurischen Seen, dann nach dem Rückzuge Dankls der um Lodz, denen später die großen Durchbruchsschlachten im Osten und Süden folgten. Und jetzt soll das alles umsonst gewesen sein? Jetzt sollen die Verhältnisse wiederhergestellt werden, die den Russeneinfall in Ostpreußen und Galizien möglich gemacht** hatten, wo nicht nur unser oberschlesisches Industrie-Revier, sondern auch Wien bedroht war? Und das in einem Augenblick, wo wir uns berechtigt glaubten, nach der Palme des Sieges zu greifen? **In Brest-Litowsk wird der Krieg gewonnen oder verloren.** Das bleiben wir uns bewußt und ebenso, **daß dem Unterliegenden die moralische Schuld am Kriege mit allen ihren wirtschaftlichen und politischen Folgen auferlegt werden wird.** Zum Siegen gehört auch der Mut und die Tatkraft, den Sieg politisch auszuwerten...

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, als habe Herr v. Kühlmann durchaus verkannt, wer sich uns eigentlich als russischer Friedensunterhändler nahte, und welche innere Gründe die Herren Lenin und Trotzki ermutigten, gegen den Willen eines großen Teiles des russischen Volkes mit uns einen Waffenstillstand abzuschließen... Man glaubt mit Rußland zu verhandeln und verhandelt doch mit den **Abgesandten der internationalen Revolution.**

Vergegenwärtigen wir uns doch, was in Rußland unter der Regierung, die das Selbstbestimmungsrecht der Nationalitäten zur Grundlage der politischen Ordnung auf der Welt bestimmt hat, geschieht: die Selbstbestimmung ist gebunden an die Weisung, daß sie sich nach angeblich demokratischen Grundsätzen richtet. In Wirklichkeit werden alle Möglichkeiten für eine Demokratie beseitigt, indem die betreffenden Gebiete zunächst der Anarchie ausgeliefert werden. Daß die zarische Regierung gestürzt wurde, hatte Sinn vom demokratischen Standpunkt aus; daß aber in Reval der Estländischen Ritterschaft, einem Organ der Selbstverwaltung, das Vermögen fortgenommen wird, ist ein schwerer Vorstoß gegen den Grundsatz der Selbstbestimmung. . .

Nicht Volkswohlfahrt steht auf dem Panier der russischen Sozialisten, sondern Klassenkampf, Anarchie. Und dieselbe Anarchie, die sie in Rußland verbreitet haben, wünschen sie nun zuerst in die von uns besetzten Gebiete hineinzutragen und, nachdem sie alles verseucht und verwüstet haben, zu uns. Wir sollen unsere Truppen zurückziehen und ihre Agenten einlassen; wir sollen unsere Freunde und Stammesgenossen in den baltischen Provinzen, in Litauen und Polen einer künstlich entflammten Volkswut preisgeben und damit unser Ansehen bei den kleinen Nationalitäten. Diesem Streben der Russen kommen alle jene Kreise bei uns und bei unsern Bundesgenossen bewußt oder unbewußt entgegen, die glauben, an die Formel vom 25. Dezember 1917 gebunden zu sein.

*

Die Sackgasse von Brest-Litowsk

Hineingeraten, bemerken die „Grenzboten," ist man durch die großartige Geste des neuen Friedensangebotes an die Westmächte. Man arbeitet wieder genau nach dem selben Rezept, wie man in Polen arbeitete: erst läßt man sich die Atouts herauslocken und dann wundert man sich, daß der Gegner immer noch neue Forderungen stellen kann. Im vorliegenden Falle wurden die Russen zunächst ermächtigt, die Westmächte zur Teilnahme an den Friedensverhandlungen aufzufordern. Erst nachdem sie diesen das Ansehen der Russen in der Welt gewaltig steigernden Entschluß gut geheißen, gehen die Herren Diplomaten daran, festzustellen, auf welcher Grundlage eigentlich verhandelt werden soll! Natürlich bauen nun die Russen, die kaum noch etwas zu verlieren, aber alles zu gewinnen haben, diese Basis so breit wie möglich aus. Sie stellen erneut eine Forderung, die ihnen General Hoffmann rund abschlagen konnte: die Räumung der besetzten Gebiete, und schlagen mit dieser Klappe gleich ein halbes Dutzend Fliegen auf einmal. Sie führen die Verhandlungen zurück auf den sozialistischen Boden, indem sie die Selbstbestimmung der kleinen Nationen praktisch durchzuführen streben. Dadurch erwerben sie sich nicht nur starke Sympathien bei den Bewohnern des Westgebiets und im neutralen Auslande, sie stärken die Internationale in Deutschland selbst, wie der „Vorwärts" dartut, stärken auch ihre eigene Position in Rußland, wo eine Regierung, die ein Gebiet von der Größe Preußens beim Friedensschluß ohne Schwertstreich preisgibt, doch mit gefährlichen Gegenströmungen rechnen müßte. Schließlich zwingen sie unsere Unterhändler, sich als Bundesgenossen die Polen kommen zu lassen! Die Polen als „sachverständige Berater"! Als wenn sich in einer dreijährigen Besetzung und Verwaltung Polens nicht genug deutsche Sachverständige hätten heranbilden können!

*

Ekelhafte Entrüstung

Ich meine die über die „enthüllten" geheimen Abkommen der Ententeverbändler, wie sie Kleinasien und Ungarn und noch vieles teilen wollten. Hatten denn diese Kriegsurheber etwa ihre Soldaten in den Tod gesandt für die Schwärmereien von Beth- und Scheidemännern? Jene Entrüstung lasse man reinlicherweise den blamierten Schafsköpfen, die tatsächlich geglaubt haben, jene kämpften gegen den Militarismus, und für

den Pazifismus, — und überhaupt für das Menschheitsglück durch die Gehirnerweichung und die Alleinherrschaft des Ismus.

Herrgott, ermanne sich doch mal unsere Politik, trage den Kopf, wo er hingehört, und sei zu stolz und zu wahrhaftig, das Redegefasel von kosmopolitisierenden Zeitungen, dem gegenüber der beliebigste Detektivroman ein Kunstwerk des Verstandes ist, gar noch höchlich mitzuplappern. Den Schwerthieb der Wahrheit durch all die verknäuelten heuchlerischen Lügengespinste! Da steht der diplomatische Sieg! Während wir auf dem Kleinfeld der für das Wohlgefallen der „Demokratie" bestimmten Redensarten so kläglich, wie schon all diese Jahre, den zehnmal Geölteren der Gegenseite unterliegen müssen.

Nebenbei, die Rede des Herrn v. Kühlmann (30. Nov.) mit etwas herbstlicher Landschaftsmalerei und Kriegsberichterstatter-Feuilletonistik ist wirklich recht hübsch — so recht fürs „Berliner Tageblatt" gedacht. Dort würdigt man ferner ja dergleichen sicher, wenn der Leiter der deutschen Staatskunst den derzeit lenkenden Minister der ganzen haßvollen Feindesvereinigung in amtlicher Rede den „kleinen Zauberer aus Wales" benennt. (Wolffsches Auslandtelegramm. Ob Lloyd George dadurch Schaden haben wird?) Bismarck war sicherlich größer und geistvoller als — Lloyd George, aber er hatte das saubere Gefühl und das Rückgrat dafür, was in die politische Stunde gehört. Der Journalist, in dem die Grenzen von national und international vermanscht sind, der so tun will, als ob er überall gleich intim und etwas ironisch-kritisch zu Hause sei, der mag so das Private und Psychologische eines gegen unsere Staatsmänner gewiß nicht kordialen Ministers des noch immer stolzen Großbritannien besingen. h.

*

Ein gefährliches Schlagwort

Nach einer Reutermeldung schreibt die „**Times**" bezüglich der Rede Pichons, der Arbeiterkonferenz und des Briefes des Premierministers Lloyd George: „Wir bezweifeln, daß sie eine angenehme Lektüre für Kühlmann, Czernin und andere Leiter der deutschen Friedensoffensive sein werden." Also eine deutsche „Friedensoffensive". Heute meldet's Reuter, morgen bringen's die neutralen Zeitungen und übermorgen pfeifen's die Spatzen in ganz Neutralien von den Dächern. „Aha, so weit ist's, daß man zu einer Friedensoffensive greifen muß!" So sehen dann die „günstigen Eindrücke der deutschen Friedensbereitschaft aufs neutrale Ausland" aus. — Aber, Hand aufs Herz, hat Reuter nicht recht?? Schol.

*

Die ewige Philisterei

Was wird aus den zwei Millionen (nichtbaltischen) Deutschen, die auf russischem Boden wohnen und ohne Hilfe rettungslos zugrunde, sicher aber unserem Volkstum verloren gehen? Die „Deutsche Tagespost" in Lodz, ein Blatt, das mit der Sachlage voll vertraut ist, schreibt darüber:

„Sonderbar: während alle Fremdvölker in Rußland mit ihren Sonderwünschen hervortreten und die Zeit für gekommen erachten, neue Grundlagen für ihr späteres Dasein zu schaffen, verharren die Deutschen allein in der ihnen eigenen wunschlosen Bravheit und unausrottbaren ‚Wohlgesinntheit'. Sie, die man schon Jahrzehnte vor dem Kriege im Hinblick auf die zu erwartende kriegerische Auseinandersetzung mit Deutschland zum bevorzugten Prügelknaben unter den Fremdvölkern machte, und die während des Krieges unter den erlittenen Schicksalsschlägen fast zusammenbrachen, stehen tatenlos der Entwicklung der russischen Dinge gegenüber und betrachten alles, was über sie kommt, als unabänderliches Geschick. Darf es geduldet werden, daß der Plan der früheren russischen Regierung zur Ausführung kommt und die Hunderttausende deutscher Ansiedler, deren Vorfahren einst ihre Sonderrechte für ewige Zeiten verbrieft bekamen, über ganz Rußland zerstreut werden und in den ihnen zu Wohnsitzen angewiesenen russischen Dörfern familienweise

vom Russentum aufgesogen werden? Die letzten Nachrichten besagen, daß die nachkaiserlichen Regierungen in Rußland, abgesehen von geringen Erleichterungen, noch nichts zugunsten der einheimischen Deutschen unternommen haben. Die Deutschen in Rußland stehen stumm und ohne Entschlußkraft da und lassen die Geschehnisse an sich vorübergehen. Zum Fremdvölkerkongreß in Moskau hatten sie keine Vertreter entsandt. Daß ihnen doch mutige und die Lage übersehende Führer erstünden, damit sie nicht mehr mit ihren Entschlüssen und Folgerungen den Ereignissen nachhinken

Wenn wir angesichts des jetzigen Verhaltens der so hart geprüften Deutschen in Rußland uns wieder einmal innewerden, wie sehr Goethes Urteil über seine Landsleute: ‚Die Deutschen können die Philisterei nicht loswerden!‘ auch heute noch zu Recht besteht, so wollen wir nicht vergessen, daß auch in unserer nächsten Nähe noch genug Deutsche sind, von deren Denken und Handeln Goethes herbe Worte gelten müssen. Schwung- und ziellos lavieren sie zwischen den sich entwickelnden Verhältnissen, immer besorgt, ja nicht den Eindruck zu erwecken, als ob sie bewußt ihre Zukunft gestalten wollen, und ihren Volksgenossen grollend, die dafür eintreten, daß bei den Neuordnungen die hiesigen Deutschen nicht übersehen und nicht vergessen werden.“

Für keine Sache wird es einem so schwer gemacht, zu kämpfen, wie für die deutsche; kein Volk wehrt sich so bockbeinig gegen die eigene Wohlfahrt und Größe, wie das deutsche. Ja, es fällt seine Besten, die es den Weg zur Höhe führen wollen, noch dummtrotzig und tückisch an. Deutsch sein heißt — den Durchschnitt genommen — Philister sein. Gr

*

„Kurland oder Afrika?“

Eine ganz falsche Vorstellung, welche neuerdings halboffiziöse Federn dem deutschen Volke vorzulegen wagen, nagelt die „Deutsche Zeitung“ fest: Wenn wir Kurland den Russen wieder opfern, geben sie uns dann ein Stück Afrika? Sicher nicht; denn über Afrika haben sie nichts zu sagen. Viel sicherer ist, daß wir auf diesem Wege beides nicht kriegen.

„Kurland“, sagt der Kolonialpolitiker, „hat keine Ölpalmen.“ Sicher nicht. „Es hat auch keine Gerste für unsere Schweine.“ Richtig! Aber handelt es sich denn bei dem deutschen Frieden nach diesem Weltkriege nur um unsere Schweinezucht? Handelt es sich nur darum in Zukunft, daß der großstädtische Arbeiter sein Viertel Gehacktes wieder recht billig kaufen kann? Fast scheint es so!

Kurland und Litauen haben nichts für die deutschen Schweine, aber sehr viel für die deutschen Menschen, nämlich Luft, Licht, Land, Wald, Arbeitsgelegenheit, neue Städte und neue Dörfer, kurz, wirkliche Freiheit, welche ein übermüdetes Großstadtvolk sehr nötig hat, um wieder jung zu werden, — greifbare Herrlichkeiten für unsere Söhne und Enkel, Brot und Freiheit statt Klassenkampf und Wahlzettel. Ist euch das nichts wert?

O über diese Kolonialpolitiker, die in Erdteilen denken, aber falsch, sie „phantasieren“ nur in Kontinenten; — die aber nicht in Generationen zu denken vermögen, die nur in Waren zu denken gewohnt sind — und nicht in Menschen, auch nur in einzelnen besonderen Waren: Margarine, Seife und Gummi, nicht aber in dem, was die Gesamtheit der Lebensunterlage eines Volkes ausmacht, in „Heimatland“. Verzichtpolitiker sind es. Das Fernliegende dünkt ihnen wertvoll, weil ihnen das Naheliegende zu schwer dünkt.

Aber dabei irren sie sich. Unser Kolonialreich und unser Weltwirtschaftsreich, wie wir es vor diesem Kriege hatten, war viel zu sehr auf Handel, auf Geschäft, auf Duldung gegründet und viel zu wenig auf Macht und Eigentum. Das ist es gerade, was uns draußen verhaßt gemacht hat, daß wir wohl geschäftliche Erfolge hatten, aber doch eigentlich nur geduldet waren. Daraus ist dieser Krieg entstanden: aus dem Mißverhältnis von Erfolg und Macht, von Geschäft und Eigentum.

Nun haben wir mit dem Schwert erobert: Macht und Eigentum! Sollen wir es

wieder hergeben für Duldung und Geschäft? Ein Kolonialreich in Afrika ist für uns nicht Eigentum und nicht Macht, sondern, solange Amerika und England die Seeherrschaft haben, nur Duldung und bestenfalls Geschäft.

Dagegen Kurland und Litauen bedeuten: Macht, Eigentum, Heimatland. Und das ist mehr!

*

Täuschung von Obrigkeits wegen

Wir sollen nur immer hübsch brav sein und „Vertrauen haben", dann wird schon alles schön und gut werden —: wir kennen die Weise, wir kennen den Text. Leider sind sie nur etwas asthmatisch geworden, denn wir hörten diesen Leierkasten schon unter der amusischen „Direktion Bethmann", und zwar mit steigendem Mißbehagen. Dabei ermangeln wir der Fähigkeit, zu vertrauen, so wenig, daß die deutsche Vertrauensseligkeit schon zum Völkerspott geworden ist. Wir vertrauen auch heute, wir hegen sogar felsenfestes, grenzenloses Vertrauen — zu denen, die unser Vertrauen erworben, die es nie getäuscht haben, von denen wir im Tiefsten wissen, daß auch nur das Vermögen solcher Täuschung tief unter ihnen in wesenlosem Scheine liegt. Ich brauche sie nicht erst zu nennen, sie schweben jedem Deutschen auf den Lippen.

Aber — —! „Auf schwerstes Unrecht unserer Regierung", bucht die „Tägliche Rundschau" (Nr. 11), „stoßen wir bei der Behandlung der öffentlichen Meinung und der Nation, um deren Kopf und Kragen es in diesen Dingen geht, die mit Gut und Blut für alle Fehler der Diplomaten schwer zahlen muß: während den analphabetischen Völkerschaften Rußlands, während den sämtlichen feindlichen und neutralen Völkern über den einstweiligen Abschluß und Stand der Dinge in Brest-Litowsk klarer Wein eingeschenkt wurde, wurde uns von Amts wegen ein entscheidender Teil der Wahrheit vorenthalten, der andere mit einem irreführenden rosigen Nebel von unbegründeter Zuversichtlichkeit zu verhüllen gesucht. Erst auf dem Umweg über das Ausland und sehr gegen den Willen der Geister, die sich als Hüter einer nationalen Kleinkinderbewahranstalt groß empfinden, hören wir, wie unlieblich der Abschiedsgruß der russischen Unterhändler in Brest-Litowsk uns entgegenklang: Unsere Auffassung vom Selbstbestimmungsrecht der Völker sei ‚lächerlich'. Unsere Vorschläge darüber müßten den Erklärungen über einen Frieden ohne gewaltsame Annexionen ‚jeden Wert rauben', die russische Regierung werde darauf ‚nie eingehen' und werde vor uns ‚keinen Schritt zurücktun'. Das ist uns unterschlagen und dafür ein optimistisches Schnadahüpfl uns vorgeträllert worden, wie herrlich weit man's schon gebracht habe und wie verhältnismäßig unbeträchtlich der noch zu überwindende Rest von Schwierigkeiten sei. Es wird uns ja noch jetzt mit peinlicher Silbenklauberei dargetan, die Russen hätten das, was ihnen an unseren Gegenvorschlägen auf ihre sechs Artikel mißfallen habe, keineswegs als undiskutierbar bezeichnet. Man kann dem leider nur in dem Sinne zustimmen, daß sie aufs unzweideutigste zu verstehen gaben, sie würden mit uns darüber zwar diskutieren, aber nur, um unsere florettierenden Herren Diplomaten einfach über den Haufen zu rennen und unsere ‚lächerlichen' Auffassungen einfach niederzuboxen. Wo blieb da Raum für optimistisches Scherzando? Hier war im Entscheidenden schroffster Gegensatz. Und darüber sollten wir, wir Deutschen allein auf der ganzen Welt, von Obrigkeits wegen getäuscht werden; sind wir getäuscht worden, soweit wir naiv genug waren, es uns gefallen zu lassen."

Nach den ins Groteske getriebenen Belastungsproben in diesem Weltkriege wollen wir uns lieber nichts vormachen: wir sind „naiv" genug, uns alles gefallen zu lassen. „Staub sollst du fressen und mit Lust!" Oder sollte es da doch eine Grenze geben? Irgendeine? Wer's glauben mag —! Gr.

*

An die Herren Naumann, Haußmann, Erzberger, Scheidemann und Genossen

richtet Felix Frank, ein Reichsdeutscher, der weder dem Alldeutschen Verband, noch der Deutschen Vaterlandspartei, noch der Konservativen Fraktion, noch überhaupt einer politischen Gruppe angehört, einen „Offenen Brief" in der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift". Er sagt darin:

„Mehr als zwölf Jahre habe ich im Ausland, besonders in Rußland und Österreich-Ungarn zugebracht, und mir einen Blick erworben für die Nöte und Notwendigkeiten des deutschen Volkes in und außerhalb des Bismarck-Reiches. Ich betrachte die Weltverhältnisse nicht unter dem engen Gesichtswinkel der meisten Neudeutschen, die ausschließlich von Partei-, Standes- und Geldfragen beeinflußt sind. Vor allem ist meine Überzeugung, daß das Deutschtum mit dem Jahre 1871 noch nicht seine endgültige Zusammenfassung gefunden hat; vielen wäre es ja schon recht gewesen, wenn man beim Norddeutschen Bunde stehen geblieben sein würde. Es ist nun bezeichnend, daß unsere politischen Parteien (Mit Ausnahmen. D. T.) nie für die bedrängten Volksgenossen in Österreich-Ungarn, Rußland und anderswo eingetreten sind, daß sie nie erkennen wollten, wie verhängnisvoll die Einführung des parlamentarischen Systems dem deutschen Element in den benachbarten Ostreichen geworden ist. Gewisse Kreise sind ja imstande, ihrem Doktrinarismus die zwölf Millionen Deutsche im Donaustaate und die drei Millionen im ehemaligen Zartum ruhig zu opfern; würde aber das deutsche Volk solch einen Aderlaß ertragen können?

Leider hat dieses mehr als passive Verhalten auch die Billigung der jeweiligen Reichsregierung gefunden; die Früchte dieser Vogel-Strauß-Politik haben wir in diesem Kriege geerntet: Die Zerstückelung des deutschen Bestandteiles in Osteuropa und die Unzuverlässigkeit slawischer und romanischer Truppenkörper der Habsburger Monarchie haben uns schwere Sorgen bereitet, die Politik der österreichischen Slawen wird es noch weiterhin tun.

Nach außen versagten die verschiedenen deutschen Volksvertretungen völlig, im Innern wollten und wollen die Parteien nur ihr Parteisüpplein kochen. Kann man denn die Versuche, uns in das Fahrwasser englisch-nordamerikanisch-französischer Zustände hineinzubugsieren, anders verstehen? Die Sozialdemokraten haben begonnen, die Liberalen und Zentrumsleute sind gefolgt, um nur nicht zu viel Wind aus ihren Segeln zu verlieren. Die Demokratie sei der Weltfrieden, flunkert man. Ja, sind denn Grey, Poincaré, Wilson, Sonnino und Kerenski keine ‚Demokraten'? Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich Persönlichkeiten, Tatsachen u. a. m. hier anführen, die dies Gewäsch tagtäglich widerlegen.

Was uns vor dem Zusammenbruch bewahrt hat, bewahren wird, ist etwas ganz anderes als die Demokratie.

Daß der Reichstag sich sein Verhalten vom 4. August 1914 und später immer als besonderes Verdienst angerechnet haben will, ist höchst eigenartig; er hat nur seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit getan. Das kann man jedoch von seinem sonstigen Verhalten nicht sagen. Seien Sie überzeugt, daß sich das so oft von Ihnen in den Mund genommene Volk den Teufel um parlamentarische Staatssekretäre, Minister, Siebener-Ausschüsse usw. schert, wichtiger wäre ihm z. B. ein tatkräftiges Eingreifen seiner ‚Vertrauensmänner' in die kriegswirtschaftlichen Fragen gewesen. Sie, meine Herren, haben aber weder den Kriegswucher, noch das Schieberwesen, weder das die Reichseinheit gefährdende Absperrungssystem einzelner Kreise und Länder, noch das Verderben von Nahrungsmitteln infolge restloser Beschlagnahme, weder die Einschränkung und Verteuerung des Verkehres, noch die Kohlennot — um nur einige Krebsschäden zu nennen — entsprechend bekämpft. Sie schlugen die allermeiste Zeit Ihrer Verhandlungen mit Reden und Entschließungen über

Demokratisierung, Parlamentarisierung, Friedensangebote u. ä. tot. Sie gaben dem Volke, das hungerte, obwohl es das bei vernünftiger Kriegswirtschaft nicht gebraucht hätte, Steine — glitzernde falsche Spielsteinchen — anstatt Brot.

Was soll das Volk dazu sagen, daß der Reichstag am 10. Oktober 1917 die vom Staatsanwalt in Tilsit beantragte Genehmigung zur Strafverfolgung des Abg. Kopp (Freisinnige Volkspartei) wegen Vergehens gegen die Verordnung über Speisefette versagte? Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus.

Noch eins: Wie erklären Sie Ihre unglaubliche Angst vor einer Mitwirkung der im Felde stehenden Wähler an den geplanten Änderungen? Ich kann Sie versichern, daß diese Leute Manns genug sind, sich ihr Vaterhaus nach ihrer Rückkehr selbst zurecht zu zimmern, se verzichten auf Ihre ungebetenen und aufgedrungenen Dienste. Ich spreche aus Erfahrung, da ich — ungedienter Landsturm — über zwei Jahre Soldat war."

*

Offiziöse Liebedienerei

Die „Nordd. Allgem. Ztg." ergießt sich hochbeglückt über die Ansprache der polnischen Regenten an den Kaiser in folgendem lieblich-seichtem Redegeplätscher:

„Dem Herrscher desjenigen Volkes, das in den dreieinhalb Jahren dieses Krieges viele Anfeindungen und Schmähungen über sich ergehen lassen mußte und diese im Bewußtsein der gerechten Sache mit einer von seinen Gegnern wiederum zu politischer Agitation ausgenutzten Ruhe ertrug, war es vorbehalten, im Verein mit seinem hohen Verbündeten den Polen die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche in so greifbare Nähe zu bringen, daß es nur des Ausstreckens ihrer Hand bedurfte (!), um Besitz davon zu nehmen. Daß die Polen selbst, daß ihre hervorragenden Vertreter die Größe des Augenblicks und die Erhabenheit des Prinzips, dem sie ihn zu danken haben, voll erfassen, liegt in den Worten des Trinkspruches, in denen der Deutsche Kaiser als Vorkämpfer und Hort derjenigen Grundsätze gefeiert wird, die die Menschheit beherrschen und ihr Glück und Segen bringen sollen. Die Vertreter der polnischen Nation werden aus der Weihe der Stunde die in ihr ausgetauschten Gedanken mitnehmen und zu ihrem Volke tragen. Die Welt aber ersieht aus den Worten, wie aus den Geschehnissen, die ihnen zu Grunde liegen, auf welcher Seite in Wahrheit das Prinzip steht, das dem Glücke des Volkes und damit der Gerechtigkeit, dem Frieden dient."

Wäre die „Erhabenheit des Prinzips" nicht noch größer, wenn es sich um die „Erfüllung der nationalen Wünsche" des deutschen Volkes handelte? fragen die „Berl. N. Nachr.". Und wäre die Stunde nicht erst dann weihevoll, wenn durch das unverdiente Geschenk an die Polen nicht die Zukunft Preußens, Deutschlands und der Beziehungen zu Österreich-Ungarn ernstlich gefährdet würde? Aber die Halbamtlichen jubeln in Tönen, als ob es sich um eine — Fahnenweihe in Kötzschenbroda handelte!

*

Franzosen über deutsche Politik

Im November 1917 schrieb der „Temps" aus Anlaß der Kanzlerschaft Hertlings: „Die Fortschrittler und die Sozialdemokraten (hier denkt das französische Blatt wohl an einen ihm besonders willkommenen Typ von Fortschrittlern und Sozialdemokraten. D. T.) hätten keinen politischen Einfluß mehr, ... wenn der Kaiser gegen sie regieren würde."

*

Eine furchtbare Belastungsprobe durch Versäumtes!

Lange vor dem Kriege hatten die verfl..... „Alldeutschen" mit ihren ruhestörenden Unkenrufen darauf hingewiesen, in welchem Umfange die Rüstung der verbündeten Monarchie hinter den Leistungen zurückgeblieben sei, die unser Vaterland

aufbringe; wir verlangten, daß das Deutsche Reich seine Rüstung dem Wachsen der Kriegsgefahr entsprechend stärke und darauf dringe, daß auch Österreich-Ungarn das Versäumte schnellstens nachhole. Für diese Mahnung wurden sie der unangebrachten Einmischung in fremdstaatliche Angelegenheiten geziehen, um dann im Kriege zu erleben, daß ihre Behauptung (wie so viele andere!) im vollsten Umfange bewahrheitet wurde. Wie sehr dies der Fall, beweisen schlagend die Ausführungen des Kriegsministers von Stöger-Steiner vor den Delegationen. Er sagte u. a.:

„Friedensliebe und Geldmangel hatten in der Rüstungsepoche, die dem Weltkriege voranging, in gleicher Weise zusammengewirkt, um uns in unseren Kriegsvorbereitungen weit hinter unseren Gegnern zurückbleiben zu lassen, und als wir uns im Sommer 1914 gezwungen sahen, zur Verteidigung unseres staatlichen Daseins das Schwert zu ziehen, da zeigte sich, daß wohl unser Arm geübt, Wehr und Waffen aber zu schwach waren. Die materielle Unzulänglichkeit und Rückständigkeit unserer Wehrmacht, die vor dem Kriege trotz vielfacher Bemühungen nicht behoben werden konnte, hat uns dann im Daseinskampfe gegen eine Übermacht von Feinden große und schmerzliche materielle und Blutopfer auferlegt. Auf dem Hauptkriegsschauplatz im Nordosten vermochten wir beispielsweise den 60 Infanterie- und 35 Kavalleriedivisionen, mit denen uns der Russe im ersten Anlauf überfiel, nur etwa 36 Infanterie- und 11 Kavalleriedivisionen entgegenzustellen, wobei zwei russische Divisionen so stark waren wie drei österreichisch-ungarische. Noch gewaltiger war die russische Überlegenheit an Artillerie, namentlich an weittragenden schweren Feldgeschützen, von denen eine österreichisch-ungarische Haubitzenbatterie auf vier russische kam.

Diese Verhältnisse brachten für unsere Armee eine furchtbare Belastungsprobe mit sich, die sich infolge des Ergebnisses der blutigen August- und Septemberkämpfe des Jahrs 1914 unmittelbar nach dem Hinterland übertrug. Die schwere Krise, die damals als Folge unserer unzureichenden Rüstung entstand, mußte um jeden Preis — an der Front wie im Hinterland — überwunden werden, wenn der Krieg nicht schon nach den ersten Zusammenstößen für uns das Ende bedeuten sollte ..."

*

Der Revanchegockel von Weißenburg

Vor etwa zehn Jahren fand die denkwürdige Einweihung des französischen Denkmals auf dem Geisberg bei Weißenburg i. Els. statt. Es war eine richtige Feier des Revanchegedankens. Der Hetzgeneral Bonnal hielt die Festrede. Und dann die ganze Gesellschaft der „wahren Elsässer", allen voran Ehren-Wetterlé aus Kolmar. Bei Gott, sie waren damals schon vollkommene Landesverräter. Die deutsche Regierung fühlte sich bei der ganzen Sache nicht viel mehr als geduldet. Es war eben damals so der politische Kurs hierzulande. — Neulich ging ich wieder an dem Denkmal vorbei. Ich mußte mich an den Kopf fassen: wie konnte so etwas zugelassen werden! Aber mehr noch: wie ist es möglich, daß im vierten Kriegsjahr hier auf deutschem Boden, und zwar auf der Stelle, wo 1870 der erste deutsche Sieg errungen wurde, solch ein Denkmal noch immer steht! Nicht als sollten die Franzosen das Andenken ihrer Gefallenen auf deutschem Boden nicht ehren dürfen. Bewahre! Aber man muß dieses Denkmal nur einmal gesehen haben: Auf der östlichsten Spitze des Berges erhebt sich der mit allerlei Sinnbildern aus der französischen Geschichte geschmückte Obelisk, und hoch oben steht beherrschend auf diesem der gallische Hahn. Und wie! Mit gespreizten Beinen und gesträubten Flügeln schreit er hinüber gegen den Rhein, herausfordernd, drohend, revancheheischend. Wir werden wiederkommen und euch aus diesem Lande vertreiben, das ihr uns geraubt habt! Jedes Kind wird diesen Sinn herauslesen. Wäre ein ähnliches deutsches Denkmal zur-

zeit auf französischem Boden denkbar? Jedermann wird dies als ausgeschlossen bezeichnen. Und mit Recht. Aber es gibt nichts, was sich Michel nicht gefallen ließe — versteht sich: von Fremden. Dieser Hahn wirkt empörend, unerträglich. Es ist eine Schmach, sich das Tag für Tag bieten lassen zu müssen. Darum herunter mit dem unverschämten Revanchegockel! Als Altelsässer habe ich ein Recht, dies zu fordern. Wg.

*

Unter der Reichsregierung Scheidemann-Erzberger

Daß man in unserem deutschen Vaterlande nicht allzu deutsch sein darf, wissen wir ja schon lange. Daß man aber auch im vierten Kriegsjahre nicht ein bißchen national sein darf, das haben wir noch nicht gewußt. Jetzt sollen wir's aber erfahren. In Sachsen leitete ein Dorfpfarrer einen Jünglingsverein, der sich „Nationaler Jünglingsverein" nannte. Dieser Pfarrer wurde behördlicherseits aufgefordert, das „national" wegzulassen; der Mutterverein „Volkswohl" in Sachsen, dem der Jünglingsverein angehört, „möchte das Nationale nicht so hervorkehren". Also geschehen in einer Amtshauptmannschaft im Erzgebirge im Zeitalter Philipp Scheidemanns!! — Besonders interessant wird die Sache aber durch folgende Begebenheit: In einer Stadt der besagten Amtshauptmannschaft war eine Ortsgruppe der Vaterlands-Partei gegründet, die bald auf 250 Mitglieder anwuchs. Da veranlaßte die Amtshauptmannschaft den Bürgermeister der Stadt, die Werbung von Mitgliedern mittelst Rundschreiben zu verbieten. Erst auf die geharnischte Beschwerde bei der übergeordneten Kreishauptmannschaft wurde das Verbot aufgehoben. Nun war auch der Pfarrer, der den Jünglingsverein leitete, Mitglied der Vaterlandspartei! — Die Internationalen dürfen alles, die Nationalen also nicht einmal ihren Namen tragen. So sieht das gleiche Recht unter der Reichsregierung Scheidemann-Erzberger aus. Schol.

*

Die Kehrseite

Ein französischer Schweizer, Rudolf Töpffer aus Genf, der bekannte Zeichner und Novellist, vergleicht in seinen „Reisen im Zickzack" sein „mit freiheitlichen Institutionen gesegnetes" Volk mit den im Absolutismus schmachtenden „Tirolern". Er kommt dabei zu der Betrachtung:

„Man sieht, wie Völkerschaften, die nicht ‚frei' sind, ein glückliches Leben führen; man sieht andere, die ‚frei' sind, bei denen Freude, Gemütsruhe und Gefühlssicherheit auf ewig gebannt zu sein scheinen, und da steigt einem, unter dem Eindrucke dieser Anschauungen, unwillkürlich Zweifel an der Überlegenheit der Dinge, die man immer in den Himmel gehoben, und Zweifel an der Schlechtigkeit derer auf, die man zu verschreien gelernt hat. Ganz von selbst erscheint einem die Politik als ein trauriges Gemisch zweifelhafter, von den Parteien gegen die Regeln des gesunden Menschenverstandes unterbrochener Prinzipien, als eine gefahrdrohende Rüstkammer im Dienste gekränkter Eigenliebe, ungerechten Strebertumes, ungeduldiger ehrgeiziger Richtungen und aller losgelassenen Leidenschaften und Eifersüchteleien. Man kommt schließlich zu der Ansicht, daß die Masse der friedlichen, ehrenhaften und arbeitsamen Bürger um so weniger beunruhigt und in ihrem nützlichen und berechtigten Aufschwung behindert wird, je weniger Menschen die Schlüssel zu dieser Rüstkammer besitzen. Sicherlich sind es heutzutage (das war 1842 so wie 1917) weniger die Monarchen als die Demagogen, weniger die Regierungen als die Parteien, weniger die Gesetze als die Entartung der Meinungen und Prinzipien, Politik genannt, die auf das Volk ihren Druck ausüben und mit hartnäckiger Selbstsucht den Herrschaftsantritt des inneren Friedens, der Ordnung und der Beständigkeit hintanhalten."

Man könnte einwenden, das sei nur die Kehrseite. Schon recht. Gehört die aber nicht auch zur Medaille?

*

Wie Michel die Ausländerei verlernt hat

Es soll zu den Errungenschaften des Weltkriegs gehören, daß wir nun gründlich geheilt sind von unserer Ausländerei. Fällt uns gar nicht ein! Komme ich da neulich nach Straßburg und treffe meine Nichte, die auch Geschäfte in der Stadt hatte. Junge Mädchen gehen gern in den Kino, und da nun ein gütiges Geschick ihr gerade den Onkel in den Weg führt, wird dieser gleich mit Beschlag belegt und in den Kino geschleppt. Wozu hat ein Backfisch auch einen Onkel? Nun wurde das Stück abgewickelt, eines der bekannten rührseligen, nervenaufpeitschenden Filmstücke. Das hätte ich noch ganz gut ertragen; aber nicht ertragen habe ich, daß die handelnden Personen lauter englische Namen hatten: Maxwell, Daisy, Huggins usw., und daß auch die sonstige Aufmachung englisch war, z. B. Polizisten mit englischen Uniformen. Ich glaube, ich habe dem armen Mädel mit verschiedenen kräftigen Wendungen, die mir entfuhren, den ganzen Genuß verdorben. — Guter, dummer deutscher Michel, hast du immer noch nicht genug an England? — Eine Frage: Was würde einem Kinobesitzer in Frankreich oder England wohl geschehen, der sich im vierten Kriegsjahr unterstehen würde, ein deutsches Stück zu spielen? Man würde ihm zum mindesten die Fenster einschmeißen, und er dürfte sich nicht einmal beklagen darüber.

Wg.

*

Ein Wort zum inneren Burgfrieden

„Ihr treibt zu viel Politik," sagte ein bekannter amerikanischer Staatsmann, „wir haben in den Vereinigten Staaten jetzt überhaupt keine Partei-Politik mehr, seit wir uns den Kriegführenden angeschlossen haben. Die Republikaner sind genau so loyal und bereit, den Präsidenten zu unterstützen, wie die Leute seiner eigenen Partei, die Demokraten. Sie streben nicht danach, Einfluß zu gewinnen, und sind doch gerne bereit, die Verantwortung für alles mit den anderen zu tragen. Bringt eure Leute dazu, die große Weltkatastrophe richtig zu würdigen, und auch sie werden bereit sein, den persönlichen Parteihader zu begraben mit all der überflüssigen Politik, um für die gemeinsame Sache des Landes zu arbeiten!" —

Der so sprach, war ein Amerikaner, und er sprach zu seinen Bundesgenossen, unsern Feinden. Wollen jene deutschen Kreise, die sonst so gern Amerika bewundern, nicht auch in diesem Falle sein Beispiel nachahmen?!

Fr. v. Kl.

*

Der Kohlenskandal auch 1918?

Der Kohlenverband Groß-Berlin trifft (nach Mitteilungen aus einer Vorortgemeinde) bereits Vorkehrungen, um auch für das Jahr 1918 die Kohlen — und selbst für die Zentralheizung — nur auf Kohlenkarten zu verabfolgen. Demgegenüber wird mit allem Nachdruck das Interesse der Bevölkerung zu vertreten sein, das dringend erforderlich macht, daß der Reichskommissar für die Kohlenverteilung sich nicht auf die Verteilung beschränkt, sondern vor allen Dingen seine Aufmerksamkeit einmal der Produktion zuwende. Es bedeutet doch an sich einen fast unglaublichen Zustand, daß Deutschland, eines der kohlenreichsten Länder, im Kriege zu allen sonstigen Nöten nun ausgesucht auch noch an Kohlenmangel leiden soll. Die Erfahrung der Kriegswirtschaft auf anderen Gebieten läßt es doch wohl schwerlich wünschenswert erscheinen, den Wirtschaftssozialismus auch noch für die Kohlenversorgung zu verewigen. Nach dem gänzlichen Versagen der behördlichen Preispolitik, deren sogenannte Höchstpreise in Wahrheit Mindestpreise sind, da mit dem Augenblick der Preisfestsetzung erfahrungsgemäß die Ware vom Markt verschwindet, nirgends mehr unter, aber vielfach über dem Höchstpreis zu haben ist, sollte es doch wirklich allen Anlaß bieten, mit diesem System zu brechen. In erster Linie ist es die Produktion, die gefördert werden muß, und wenn sich ihr auch auf landwirtschaftlichem Gebiete Schwierigkeiten entgegen-

stellen, die doch wohl große Vorsicht geboten erscheinen lassen, so liegen die Verhältnisse bei der Kohlenproduktion doch wesentlich anders, und es bedarf lediglich der Bereitstellung der erforderlichen Arbeitskräfte, um uns Kohlen in Hülle und Fülle zu verschaffen.

Mit dem Mundspitzen sollte es nun nachgerade ein Ende haben, es muß gepfiffen werden! Aber gehörig!

*

Wo bleibt die Sparsamkeit?

Unter dieser Aufschrift wurde im ersten Septemberheft (Seite 204) an dieser Stelle eine Mitteilung der „Badischen Presse" vermerkt, wonach der Leiter der Lederzuschneidestelle für Süddeutschland, ein Herr Hirsch, nicht weniger als 72000 Mark jährlich bezieht, obwohl er gleichzeitig noch sein eigenes großes Geschäft leitet. Dazu schreibt uns die Auskunftsstelle Deutscher Lederzuschneidestellen (Unterzeichnet Michalski), daß durch freie Vereinbarung das monatliche Gehalt der Leiter der Lederzuschneidestellen auf 1 Proz. vom Umsatz, höchstens aber auf 2000 Mark, festgesetzt worden sei. Das jährliche Gehalt beträgt also 24000 Mark, was noch immer übermäßig hoch erscheint, wenn man bedenkt, daß die betreffenden Leiter daneben noch ihre Geschäfte betreiben. Eine Anzahl dieser Herren soll allerdings nach Angabe der Auskunftsstelle erklärt haben, ihren Verdienst gemeinnützigen Zwecken zuzuwenden. Nur eine Anzahl, also nur einige, nicht alle, und welchen Zwecken?

*

Worte und nicht Werke

Der Vorsitzende des Aufsichtsrats der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, Herr Walther Rathenau, ein mehrfacher Millionär, der sich schon vor Jahren rühmte, als Aufsichtsrat großer Aktien-Gesellschaften 2½ Milliarden Mark des deutschen Volksvermögens zu beherrschen, hat sich in einigen Büchern als ein Gesellschaftsreformator großen Stils aufgespielt und darin auch manche Anregung von Wert zu Tage gefördert. Indessen sagt von ihm der verstorbene Gustav von Schmoller in einer nachgelassenen Arbeit seines „Jahrbuches für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft" (1917 III) am Schlusse einer sehr wohlwollenden Besprechung jener Bücher „daß er der große Staatsmann sei, unser deutsches Staatsschiff in der Gegenwart zu lenken, dafür bringt sein schönes Buch doch, meo voto, nicht den genügenden Beweis. Schon darum nicht, weil er — soweit mir bekannt ist — bis jetzt nicht gezeigt hat, daß er seine großen Ideale sittlicher Reform an den Stellen, wo er die Macht in der Hand hat, praktisch durchzusetzen weiß. Hätte er seine sozialen Reformideen an den großen Geschäftsunternehmungen, die er leitet, etwa so durchgesetzt, wie es Professor Abbe in der Jenaer Zeiß-Stiftung getan hat, so würde ich an ihn, als großen Reformator, mehr glauben können, als ich es jetzt vermag." Wer über Milliarden verfügt, sollte Werke und nicht Worte machen.

D.

*

Unterstützung der Schundliteratur durch Papierbewilligung

Im „Vorwärts" lesen wir:

Die beiden Stellvertretenden Generalkommandos 12 und 19 haben Verordnungen gegen die Schundliteratur erlassen, ebenso das Berliner Polizeipräsidium. Besonders werden Dresdener Verleger davon betroffen. Gleichwohl werden diese Schädlinge auf der andern Seite unterstützt, indem man ihnen riesige Mengen Papier zuweist. In Dresden haben die Verleger von Schundliteratur ein monatliches Bezugsrecht von weit über 70000 Kilogramm Papier. Die „Dresdener Volkszeitung" hat schon vor Monaten gefordert, daß diese Bezugsrechte aufgehoben werden sollten — allein die zuständige Stelle unterstützt die Schundverleger ruhig weiter. Dafür können aber Werke von Fontane oder vom Nobelpreisträger Gjellerup wegen Papiermangels nicht neu aufgelegt werden.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



XX. Jahrg. Zweites Februarheft 1918 Heft 10

Traumwandler · Von Franz Ferdinand Heitmüller

Wie weich der Wind die letzten Blätter streichelt . . .
Aus goldnen Himmelsschalen trinkt die Nacht,
die süß, von tausend Düften überfließend,
sich selbst berauschend und genießend,
noch einmal holden Sommerträumen schmeichelt . . .

In diese Stille, die dich weit umblaut,
dringt kaum
aus eines Vogels Traum
ein zager Laut.

Weltandacht rings und goldner Sterne Pracht.

Weißt nicht, was alles soll und will,
und bist nur froh und bist nur still
in deinem tiefumbuschten Raum.
Den Atem Gottes fühlst du . . . Menschenliebe . . .
und wie du selber diese Welt geliebt
und alles bunte Weltgetriebe . . .

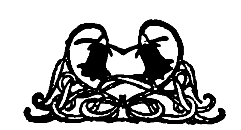
Gemach — der holde Traum zerstiebt . . .
Besinne dich! Es ist ja Krieg!
Ein Krieg, wie keinen noch die Welt gesehn.
Dein Volk, das dich in Not umgibt,



dein treues Volk, das jetzt zum letzten Sieg
gespannt sich neue Kräfte sammelt,
das Höllentore brach, die fest verrammelt,
dein Heldenvolk — wie mochtest du's vergessen?
Jetzt, wo die Erde schreit in grimmen Wehn?
Wo Leid sich türmt, von keinem noch ermessen?
Durch Leichenländer führt ein langer Weg . . .
zu toten Städten, eingeascht und leer,
lockt keine Hoffnung später Wiederkehr . . .
aus Trichterfeldern und zerstampften Auen,
den weitverschlammten, grinst das Grauen,
und Not und Tod hält Weg und Steg . . .

Und du? Du träumst noch immer weiter?
Im Angesicht der feindlichsten Verhöhnung
mit Lammessinn von Liebe und Versöhnung?
Wach auf! Apokalypsens Reiter
entflohen längst vor diesem Graus . . .
und Dantens Phantasie von Teufelsglut
ging längst der letzte Feuerofen aus . . .
Cäsare Borgia sank, ein armer Schächer,
vor deiner harten Gegenwart in Staub . . .
Und alles, alles ist verweht,
was Haß und Wahn noch je gesät
und aufging in Vernichtung, Morden —
seitdem in einer Sündenflut von Blut
die Welt erstickt, seit wildgewordne Horden
Europens Flur durchziehn mit Mord und Raub
für Englands Krämer und Verbrecher . . .

Traumwandler du! Sie wollen dich vernichten.
Und du? Entsagen willst du und verzichten?
Daß nach dem Krieg sie heimlich dich betriegen,
den Sieger, der den welschen Lug und Trug
mit Rächerarm vernichtend schlug?
Hier heißt es brechen, aber nimmer biegen.
Traum ist Verrat und Hoffnung Wahn.
Ein Sklave wirst du, England untertan
und hörig, schmückt nicht deine Stirn, die bleiche,
sich mit dem vollen Kranz der deutschen Eiche!
Noch glüht dein Schwert . . . Laß deine Fahnen wehn!
Erwähltes Volk, du wirst in Ehren stehn . . .



Deutschösterreich und das Reich
Von Dr. Richard Bahr

In diesem Vorwinter sind Zeitungsmänner aus Österreich und Ungarn durch Deutschland an die westliche Front gefahren und sind dabei gefeiert und angetoastet worden, wie vor ihnen schon bulgarische Journalisten und türkische. Sie hätten nach der Natur der Beziehungen der beiden Mittelmächte, die einmal doch und durch recht lange Zeit der gleiche, wenn auch ein wenig lose Staatsverband einte, die Ersten sein sollen, und waren die Letzten. Und man kann auch nicht einmal sagen, daß die Vertretung des Schrifttums aus Österreich und Ungarn besonders glänzend gewesen wäre. Die Wiener Botschaft, der die Vorbereitungen zugefallen waren, hatte, um nicht anzustoßen und am Ballplatz wie im Ofener Ministerratspräsidium keine Empfindlichkeiten zu reizen, die Auswahl den Organisationen überlassen. Da war es denn gegangen, wie es in solchen Fällen immer zu gehen pflegt: wer den Papst oder den Großrabbiner zum Vetter hatte, war erkiest worden. Die Herren aus Ungarland aber, die in derlei Dingen keinen Spaß verstehen, hatten darauf bestanden, daß nur Madjaren, wenn auch nicht durchweg vollblütige, in ihrem Gefolge sich befanden. Dem Reichstagsabgeordneten Emil Neugeboren, der in Hermannstadt klug und mannhaft für das siebenbürgische Deutschtum ficht, war, obschon er sie erstrebte, die Teilnahme geweigert worden. Dafür waren, was aus Österreich zu uns kam (außer vier Polen und einem Ukrainer), ausschließlich Männer von deutschen, zum Teil freilich nur von deutschgeschriebenen Blättern. Den Tschechen und den Südslawen, die man aus Courtoisie schon hatte laden müssen, und die an sich dem Ruf gern gefolgt wären, hatten ihre völkischen Oberen den erbetenen Freipaß nicht gewährt. Das hätte ein Fingerzeig werden können für die Art, wie diese Besuchsfahrt nationalpolitisch zu werten war. Aber der Wink des Schicksals traf auf ein steiniges Erdreich und unvorbereitete Herzen. Man brauchte ja nicht — was sind wir doch empfindsam bis zur Selbstentäußerung — sich „in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates einzumischen“. Aber das durfte man doch wohl sagen, daß mit diesen 20 oder 24 Herren aus der Donaumonarchie auch *Volksgenossen* zu uns gekommen waren, *Stammesbrüder*, die gleich uns — nur unter wesentlich schwierigeren Verhältnissen — für die Größe und Ehre des deutschen Namens leben und kämpfen. Ich habe in Wien dergleichen Zusammenkünfte von Reichsdeutschen und Österreichern häufiger mitgemacht. Aber ich kann mich kaum einer erinnern, wo bei der Begrüßung nicht selbst der Vertreter des Magistrats, also dieser christlich-sozialen und angeblich „ultramontanen“ Stadtobrigkeit, auf die Bande *gemeinsamen Blutes* verwiesen hätte: „*Denn wir sind eines Stammes.*“ An der Spree horchte man auf diesen Ton vergeblich. Man kann es begreifen, daß die Abgesandten der Behörden ihn nicht anschlugen. Aber auch die Sprecher der Preßverbände segelten auf dem Nebelmeer herkömmlicher Phrasen und redeten von dem deutschen Volk und dem „österreichisch-ungarischen“, das es nicht gibt,

nie gegeben hat und, seit Maria Theresia und Joseph II. mit ihren Vereinheitlichungsbestrebungen scheiterten, ganz sicher niemals geben wird. So werden denn wohl die Vertreter des nationalen deutschen Schrifttums — und es waren ein paar wackere und treffliche Männer in der Schar — mit einem leisen Gefühl der Bitternis heimgekehrt sein. Sie dachten als Deutsche zu Deutschen zu kommen und man begrüßte sie mit korrektem Wortschwall als Fremdlinge. Für ihre Leiden, ihre Nöte, ihren täglichen Kampf, für ihre Leistung im Dienste der Gesamtnation hatten sie selbst im Kreise von Männern, denen die Politik — deutsche Politik — Lebensberuf ist, kein Verständnis gefunden. Und würdig reihte die neue verpaßte Gelegenheit zum nationalen Anschluß sich zahllosen früheren an.

Ich habe hier so ausführlich das an sich unbeträchtliche Begebnis behandelt, weil es typisch ist. Typisch für die froschkalte, von Polen und Tschechen, Südslawen und Welschen belächelte Gleichgültigkeit der Reichsdeutschen gegen das eigene Blut. Typisch auch für das gottähnliche Überlegenheitsgefühl, mit dem wir als fleischgewordene Unnahbarkeit durch die Welt zu schreiten belieben. Wir glauben, obschon dieser Krieg doch wohl erwies, daß nur auf völkische Zusammenhänge einigermaßen sicherer Verlaß ist, der Deutsch-Österreicher nicht zu bedürfen. Und werden eines Tages sie doch brauchen, wie wir ganz gut auch die Deutsch-Schweizer hätten brauchen können. Wir blähen uns in dem Stolz, die allein Gebenden zu sein. Und könnten — und vielleicht zu spät — finden, daß auch die Deutsch-Österreicher uns mancherlei hätten geben können. Wir versteifen uns immer darauf, daß wir die Brüder aus Tirol und Vorarlberg, aus Steier, Kärnten, Nieder- und Ober-Österreich und Böhmen nicht Unter den Linden grüßen dürften, weil wir die Gesamtheit der Monarchie erhalten müßten. Und vergessen ganz, daß das eigentlich eine Sache ist, die uns gar nichts angeht. Daß hier in Wahrheit das innerösterreichische Problem steckt, das die Völker im Habsburger Staat untereinander auszumachen haben. Wir sind ungemein fruchtbar in der Kritik an unseren österreichischen Stammesgenossen und nur allzu leicht bei der Hand mit dem summarischen, nachgerade etwas abgegriffenen Urteil: mit diesen Deutsch-Österreichern, die des Haders in der eigenen Mitte nicht Herr zu werden wüßten, sei nun doch einmal nichts anzufangen. Ich verkenne keinen Augenblick, daß von den Deutschen jenseits der schwarz-gelben Grenze fort und fort gefehlt wird. Der politische Sinn ist da, der Wille mangelt häufig, auch die politische Energie. Gewiß wäre es zu wünschen, daß Sudeten- und Alpendeutsche ihre öffentliche Arbeit nach ein paar ganz großen Gesichtspunkten einzurichten lernten und über alle Empfindlichkeiten hinweg den Madjaren die Hand reichten zur Verteidigung der Gemeinsamkeiten, die sie trotz allem verbinden. Aber begehen wir im Reich, die wir uns an Belgien und der nur ostmärkisch geschauten polnischen Frage [? D. T.] verbissen, nicht auch Fehler? Ich will hier gar nicht von den Regungen des Gefühls reden, obwohl es mir geradezu pervers erscheint, fühllos zu sein gegen das eigene Fleisch und Blut und dessen sich noch als besonderer realpolitischer Eigenschaft zu rühmen. Aber angenommen selbst, das wäre eine Sentimentalität, die den hohen Geist nicht zu genieren braucht: kann es uns

wirklich so ganz gleichgültig sein, wer in Österreich das Heft in der Hand hat? Verneinen wir die Frage (und sie ist meines Erachtens nur zu verneinen), dann dürfen wir die österreichischen Deutschen auf die Dauer unseres Schutzes, unseres Mitgefühls, unserer inneren Teilnahme nicht berauben. Sonst können wir uns nicht wundern, wenn sie — nicht schon heute oder morgen, aber einmal doch — sich sagen: von der Dynastie sind wir verlassen, von der großen Volksgemeinschaft im Reich nicht minder. Gut, dann sehen wir zu, wie wir mit Bewußtsein und nun gar nicht mehr verhüllter Engherzigkeit und Ausschließlichkeit unser eigenes Sonderleben führen. Und dann möchten wir doch wohl inne werden, daß wir aus lauter Realpolitik überhaupt keine Politik gemacht haben. Daß wir die Slawen nicht gewannen, die Deutschen verloren und, indem wir das Volk ihm grundsätzlich nachstellten, nicht einmal dem eigenen Staat halfen. Denn auch dieser deutsche Staat, der noch nicht die Nation ist, kann nur leben, wenn die Gesamtnation lebt.



Mit reichen Händen ... Von Küppers-Sonnenberg

Mit reichen Händen Dürft'gen Gaben streun —
Aus klaren Kelchen Durst'gen Labung schenken —
Sich an dem Jubel der Erquickten mit erfreun:
Es ist ein Glück
Schon, es zu denken! — —

Und doch
In stiller Heide träumen — sinnen —
Dem Kranichzug im Fluge nachzuspinnen —
Dem fernen Stern auf stolzen stillen Pfaden nachzueilen —
Bei winz'gem Würmchen fragend zu verweilen — —

Und wieder:
Frisch zu schichten
Frisch zu schlichten
Mit pochenden Pulsen sein Heim sich richten:

Es ist das Glück!
Nicht zu verschenken
Und nimmer — nimmer auszudenken.



Der Exerziermeister von Gatschina

(11. März 1801)

Von Wolfgang Kraus

„Zopf, Haarbeutel und Dreispitz, die heiligen drei Könige Rußlands, wie spaßhaft. Das Moskowitertum, fritzisch frisiert, bleibt doch eine comédie, würdig des monsieur Molière. Da sehen Sie, Herr Baron."

Der Rittmeister der Garde zu Pferde deutet aus dem Wagen auf eine vorübermarschierende Abteilung Grenadiere, die ihm die Ehrenbezeugung im plumpen Stampfschritt erweist.

„Sehen Sie, wie die armen Kerle frieren müssen, weil ihr erhabener Gebieter sich preußisch verkleidet und glaubt, die Seele von Sanssouci zu fangen, wenn er die groben Muschiklelber in die engen Röcke von Potsdam preßt."

Lachend gibt der andere zurück: „Puder und Talg, kleben und übertünchen, gibt es ein besseres Symbol für Rußland als so einen Zopf?"

„Und doch ein schwer Geschäft für Kaiser Paul, dieses Symbol zu pflegen. Denn daß er jeden, der nicht Zopf und Stehkragen trägt, für einen Jakobiner ansieht, scheint die Leute wenig zu kümmern. Ließe er seinen Untertanen nicht höchstselbst die Rundhüte vom Kopfe schlagen und Frack nebst Weste zerfetzen, so sie auf der Straße zeigen, hätte die neue Pariser Mode mit allen Puderquasten längst aufgeräumt."

„Der Exerziermeister von Gatschina glaubt eben den gallischen Geist des Umsturzes im zugeknöpften Rocke einsperren zu können."

„Und Exerziermeister wird er immer bleiben. Noch heute gefällt sich der Kaiser in den Bräuchen von Gatschina, die schon für den Thronfolger seltsam genug waren. Bei jeder Parade prüft er mit dem Zollstab selbst die Zöpfe, rückt die Koppel zurecht und setzt die Helme gerade. Und die wüsten Kreaturen, die er zu Offizieren seiner Spieltruppe machte, hat er längst in die vornehmsten Garderegimenter versetzt und befördert sie außer der Reihe. Denken Sie, Kerle, die nicht lesen noch schreiben können. Strolche mit dem Degen und Lakaien als Minister, das ist der Hof des Kaisers Paul."

„Ein gerüttelt Maß voller Widersprüche dieser ganze Paul, dessen zielloses Gemüt hinter tausend Irrlichtern im drehenden Kreise geht. Wieviel Gutes, das er in edler Aufwallung geschaffen, könnte seinen Namen bewahren, hätte nicht seine Laune, sein Mißtrauen es wieder verdorben. Die Pforten manchen Kerkers hat er geöffnet, viel Elend wieder gutgemacht, aber der schleichende Zweifel an allem und jedem, ob es Maske nur sein mag oder ehrlich Gesicht, zertrümmert alle Wohltat wieder, die seiner sprunghaften Willkür entwuchs. Wir Kurländer haben immer noch Glück, daß wir weit genug aus der wetterwendischen Zugluft sitzen, um uns nicht den Hals zu erkälten."

Der Rittmeister nickt.

„Und das freie Wort der Urväter ist auch in der Zugluft selbst nicht ausgeflackert, wie wir beide heute hier beweisen. Gut, daß der breite Rücken Ihres Andrej eine dickere Mauer ist als die neugierig lauschenden Wände der Petersburger Zimmer."

Scharf ziehen die vier flink trabenden braunen Wallache an, hinter dem Vorreiter her, der in die lange Perspektive des Newski einbiegt.

Im trüben Licht der dicken Schneeluft gewährt die breit angelegte Prunkstraße das Bild einer Einöde. Die wenigen Menschen, die in der Weite der schwachbevölkerten Stadt fast verschwinden, sind nur putzige Punkte zwischen den großen grauen Klecksen halbfertiger Gebäude und langsam wachsender Straßenzeilen. Hier der unvollendete Steinkoloß der Kasanschen Kathedrale, von Balken und Brettern umhüllt, dort die ockergelb leuchtende Fläche eines Amtsgebäudes, mit Simsen und Friesen von weißem Gips verputzt, und dazwischen und weiter ärmlicher Holzbau, Scheiterhaufen gleich, die auf die Fackel warten. Vom weiten Platz vor der Kirche geht die dünne Reihe der halb erstorbenen Lindenbäumchen aus, die nun einmal nicht Wurzel fassen wollen im Petersburger Sumpf. Ein Holzschuppen das Heim der russischen Komödie. Zur Newa hin überragt die flache Kuppel der einsamen Admiralität ein Gewirr schlecht gesäumter Kanäle. Und dazwischen neben der Straße eine ungeheure öde Fläche, auf die Schutt und Kehricht der Stadt zusammengeworfen sind.

Der Vorreiter gibt ein Zeichen.

Zwischen seinem aus langem Schritt in Trab fallenden Pferde und dem Wagen verkürzt sich der Abstand, daß der Kutscher aus der Unbeweglichkeit seines dickwattierten Rockes ein wenig lebhafter herausgreifen muß in die Zügel.

Der Wagen steht.

Hinter einer schnell heransprengenden bunten Reitergruppe, der ein glänzender Wagen folgt, sieht man im Straßenstaube Menschen knien.

Der Kaiser.

Unbeholfen wie ein plumper Bär klettert Andrej von seinem Bock, und auch der kurische Baron und sein Freund, der Rittmeister, steigen aus dem Wagen und beugen das Knie.

Gleißend und glitzernd, als bräche die Sonne durch dunkelverhangene Wolkenwände, fliegt der prunkvolle Zug vorüber und überschüttet sie mit wirbelndem Staub.

Lässig und gelangweilt ohne Gegengruß betrachtet Kaiser Paul die Knienden. Ein fahles Gesicht wie eine wächserne Puppenmaske.

Plötzlich kommt Leben in die schlaffen Züge. Der Kaiser beugt sich aus dem Wagen, schreit dem Gefolge etwas zu, deutet voraus. Während der Kutscher mit schnellem Ruck pariert, sprengt der erste Reiter einem entgegenkommenden Wagen zu und fällt mit geschickter Wendung dem linken der beiden Pferde in die Zügel. Gerade gegenüber kommen sie zum Stehen.

Der Kaiser, hochrot im Gesicht, brüllt Befehle.

Seine Bedienten reißen den heftig torkelnden Kutscher vom Sitz und heben eine ältere Dame, die aufgeregt aus ihren Kissen hochscheucht, ohne weitere Höflichkeiten mit festem Griff auf die Straße.

„Wie kann Sie sich erlauben, meine Befehle so zu mißachten! Weiß Sie nicht, daß jeder Wagen, der meiner Person begegnet, seitlings der Straße halten soll, und daß alle meine Untertanen mich kniend zu grüßen haben?“

„Gnade, Euer Majestät,“ jammert die aufgeregte Dame, deren quellende Tränen große Spuren in den Puder ihres Gesichtes graben, „Gnade! Mein Kutscher ist ja betrunken und hat nicht gehört.“

„Dummes Zeug! Ich werde mir Respekt verschaffen!“ herrscht sie der Kaiser an und wendet sich zu den Leuten: „Zwanzig mit der Knute dem fetten alten Luder, damit sie gehorchen lernt, aber schnell, gleich auf der Stelle!“

Hinter den beiden kurischen Edelleuten, die aus kurzer Entfernung Zeugen gewesen sind, verhallt im schnellen Weiterfahren klatschendes Geräusch von Schlägen, übergellt schrilles Jammergeheul grobe Rufe und Knutenpfiff.

*

Das Michailowsche Palais liegt im Dunkel der ersten Nachtstunden. Die erzene Figur des Engels Michael, dem Kirche und Schloß geweiht sind, hält mit dem Flammenschwert hinter Brücken und Gräben die Wacht über dem Haupttor, in dessen gähnender Wölbung der schwache Flackerschein eines einsamen Lämpchens sich verliert.

Schweigen breitet sich um die abenteuerlich geformten Mauern, Schweigen schleicht durch das unabsehbare Gewirre enger Korridore, gespenstische Schatten erfüllen die hunderterlei Ecken und Winkel dieses Baues, den Kaiser Paul sich ersann, um vor Verfolgung sicher zu sein. Was am Tage noch ruht, gewinnt in der Nacht Leben. Wispert und raunt und tuschelt hinter Tapeten und Teppichen, unter denen das Wasser von den feuchten Wänden herabläuft.

Der Kaiser schläft.

Ein Gardebataillon, das gegen halb elf Uhr am Sommergarten entlang heraufkommt, scheucht eine Schar Krähen auf, die sich unter lautem, mißtönigem Geschrei von der Straße erhebt und mit verhallendem Flügelschlag in die Dunkelheit hinein entflattert.

Die Soldaten bleiben stehen. Abergläubisches Murren durchläuft ihre Reihen.

„Was!“ ruft der Offizier, der sie führt, „russische Grenadiere fürchten keine Kanonen und haben Angst vor Krähen? Vorwärts!“ Und etwas leiser, als fürchte die eigene Stimme den doppelzüngigen Zwiespalt der Worte, fügt er hinzu: „Es gilt unserm Kaiser.“

Und weiter geht der schweigende Zug. Kein Fünkchen Licht fällt vom blinden Himmel auf die Waffen, die leise den Tritten nachklirren.

Als die Schar über die hohl dröhnende Zugbrücke auf den Hof des Palais einrückt, stehen dort schon Grenadiere aufmarschiert. Ssemenow und Preobrashensk. Die Offiziere, auch von den anderen Grenadierregimentern sind viele darunter, Artillerie und Husaren, weit mehr, als die Zahl der Truppen zu rechtfertigen scheint, grüßen einander schweigend durch Handschlag.

Zu ihnen tritt aus einer der Seitentüren eine hohe Gestalt, den Mantelkragen bis über das Kinn geklappt. Graf Pahlen, Kriegs- und Generalgouverneur von Petersburg, der mächtigste Mann am Zarenhof.

„Es geht gut, meine Herren. Seine Majestät hat gestern beim Rapport den Verdacht geäußert, daß sich etwas zusammenspinnt und mir belastende Papiere vorgelegt. Es gelang mir, den Kaiser von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß ich, um mit Erfolg der Verschwörung nachzuspüren, autorisiert sein müßte, jeden ohne Unterschied, wer es auch sei, zu verhaften. Ich versprach für morgen Bericht und — — erhielt die Unterschrift. Das ist der Grund, meine Herren, weshalb wir zwei Tage früher, als anfangs bestimmt, an das Werk müssen. Meine Vollmacht hat uns freie Bahn gemacht. Die Petersburger Gefängnisse sind selten so voll gewesen wie in dieser Nacht."

Während Graf Pahlen allerlei Anordnungen gibt, kleine Abteilungen mit verschiedenen Aufträgen fortschickt und auf diese Weise die soldatischen Drillstöcke beschäftigt, die mit dumpfer Miene ihre Befehle befolgen, hat eine Schar von wenigen Offizieren von der anderen Seite über eine kleine Treppe den Zugang zu den Innenräumen des Schlosses erreicht.

Durch das Labyrinth der Gänge und Stufen dringen sie in das Vorzimmer zum Schlafgemach des Zaren. Pahlens Anordnungen haben für freien Weg gesorgt.

Jetzt stehen sie den zwei Leibhusaren gegenüber, der einzigen Wache vor der Tür des Kaisers. Erschreckt durch den ungewöhnlichen Besuch zu dieser Stunde, läßt der eine sich ohne Gegenwehr entwaffnen, während sein Kamerad mit dem lauten Ruf „Ich lasse euch nicht durch!" die Waffe gegen die Eindringlinge erhebt. Schnelle Säbelhiebe strecken ihn zu Boden, und über den blutenden Körper erreichen die Eindringlinge die Tür.

Paul ist durch den Lärm und die Rufe aus schreckhaften Träumen erwacht.

Er ahnt, was ihm droht. Die Angst hat immer neben ihm gelebt, hat ihm jede ruhige Stunde des Tages vergiftet, jetzt ist sie da und fordert ihr Recht.

Ein schneller Satz hebt ihn aus den Kissen des Bettes, und im bloßen Hemd eilt er zu der Tür, die in die Gemächer der Kaiserin führt. Da besinnt er sich, daß er sie ja vor wenigen Tagen erst hat vermauern lassen, aus Furcht vor einem Überfall von jener Seite her, die nicht durch seine Leibwache geschützt ist. Sein Blick irrt in der Runde. Keine Möglichkeit zu entkommen.

Ein Wandschirm das einzige, was ihn vielleicht verbergen kann.

In dem Augenblick, als der Kaiser hinter dem Schirm niederkauert, treten die Offiziere, in der Faust den blanken Säbel, über die Schwelle. Sie gehen zum Bett und — finden es leer.

Schreck erfaßt sie. Sie glauben den Kaiser geflüchtet, den Anschlag mißglückt, sich selbst verloren. Eilen zu der hinteren Tür. Am Schirm vorüber. Und erblicken den Gesuchten.

Als Paul sich entdeckt sieht und unter seinen Verfolgern die Gesichter all derer erkennt, die er mit Wohltaten überschüttet hat, richten Stolz und Zorn ihn wieder auf.

Den Fürsten Subow, der aus der Reihe hervortritt, die Abdankungsurkunde in der Hand, die der Zar unterschreiben soll, herrscht er entrüstet an: „Was, habe ich dich dazu aus der Verbannung geholt, daß du mein Mörder wirst?"

Subow beginnt vorzulesen, aber er zittert und stockt.

Ein anderer nimmt das Wort.

„Euer Majestät sind unfähig, länger über zwanzig Millionen Menschen zu herrschen. Sie machen sie zu unglücklich. Es bleibt Ihnen nichts anderes übrig, Sire, als die Urkunde Ihrer Entsagung zu unterzeichnen.“

Den Kaiser übermannt die Wut. Er weigert sich mit harten Worten.

Da schreit Fürst Jascwil: „Du hast mich tyrannisch behandelt, du sollst sterben!“

Er und andere schlagen mit den Säbeln zu, verwunden den Kaiser am Arm, dann am Kopf. Reißen vom Tisch neben dem Bett die Schärpe und schlingen sie dem Kaiser um den Hals. Er ist in die Knie gebrochen und wehrt sich mit angstverdoppelten Kräften.

Sie sind stärker. — — —

Die Verschwörer, die unten im Hofe warten, werden inzwischen von ungeduldiger Unruhe erfüllt. Ihnen dehnen sich die entscheidenden Minuten zu Ewigkeiten. Wie die Puppen stehen die Reihen der Grenadiere. Die bunte Hülle zwängt den breiten Leib samt den Gedanken ein, für die es nichts zu grübeln, nichts zu fragen gibt, weil andere für sie denken.

Graf Pahlen schreitet ruhelos auf und nieder. „Gut, daß die Vorsicht mich unten hielt,“ murmelt er in sich hinein, „wenn es mißlingen sollte — —, oder wehrt er sich? Dann — — ich habe nicht befohlen, ihn zu töten.“

Die Spannung wächst zur Besorgnis, steigert sich zur Angst.

Da poltert es die Treppen herab.

Im Rahmen der Tür erscheinen die Offiziere und schwenken mit lautem Ruf ihre Säbel.

„Paul ist tot! Es lebe Alexander!“



Den deutschen Frauen · Von Paul Richter

Ihr weißen Mütter, ihr blassen Frauen,
Die ihr nimmer schauen
    Werdet die Lieben,
Weinet! Weint eure brennenden Qualen!
Mit unserm Herzen wollen wir zahlen,
    Was euch im Kampfe da draußen geblieben.

Mit unserm Besten, was in uns wohnt.
Ach! Nie genug wird euch gelohnt.
Das Liebste habt ihr dahingegeben —
Für uns Und wollet noch weiter leben.
Und lächelt noch unter Tränen uns zu:
Sie schlummern als Sieger die süße Ruh'.

Gott segne euch Frauen das Herzeleid!
Ihr seid die Helden der großen Zeit.



Die Gesichter

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

In einer Botschaft an den Kongreß zu Washington hat Wilson die deutschen Gesichter unerfreuliche Erscheinungen genannt. Ganz ernsthaft gesprochen kann man mit dem höchst unerfreulichen Herrn hierin übereinstimmen. Ich lasse beiseite — da es zweifelhaft ist, ob zu seinem Urteil dieser Anblick beigetragen —, was für eine Art Typen die deutsche Reklamekunst auf den modernen Schild erhebt, mit ihren Sekt- und Zigaretten- und Automobil- und Ullstein-Inseraten: jene idiotenhaften Geheimräte, protzseligen Schwiegerpapas, degenerierten Referendare und Attachés, plebejischen Geldparvenüs in der I. Bahnklasse und in den großen Gasthöfen, mit dem in ersterbender Hochachtung beigefügten Oberkellner, die uns im Anzeigenteil der Zeitschriften als Porträtierung des neuesten Deutschland und seiner meistgültigen Erlesenen begegnen. Und auch keineswegs so wahrheitswidrig. Die Erich Wilke, Fritz Koch usw. haben schon recht, sich von ihren Beobachtungen auf diese Weise zu entladen. Aber das Publikum versteht es nicht so. Es gewöhnt sich nur stumpf daran, wie an alles; gesellschaftsstreberische Jünglinge nehmen diese Plakate gar für eine Art Modezeitung und Anleitung, wie man sich zur Geltung bringt.

Wilson meint die Gesichter unserer Politik, die bis vor einem Jahre ja auch in Washington „vertreten" war. Nur überträgt er einseitig, in seinem Haß, auf Deutschland ein amerikanisch überhebungsvolles Selbstgefühl, das eigentlich dem ganzen Europa gilt. Da sehen am traurigsten, wenn man vereinzelte, wie Ribot, ausnimmt, denn doch die Pariser aus, diese Vereinsbürger aus Französisch-Posemuckel, die die einst so verwöhnte Madame la France zum politischen Bankett geleiten. — Advokatengesichter gescheiteren Typus', wie das von Briand, Bürgermeistergesichter, wie das von Salandra, heben sich in allen Ländern einzelne heraus. Überragende Geistigkeit, vererbende Vornehmheit stellen auch sie nicht dar; aber es ist doch nicht so die armselige Eingeschworenheit auf einen einzigen Gedanken, die auf jenen kleinstirnigen Überzeugungsgesichtern des parlamentarisierten Europa liegt, wo man so recht das „Alles für die Partei!" darauf liest.

Interessant ist Lenin, — zunächst denkt man unmittelbar an jene tatarischen Kaufleute, wie man sie in der Kitai Gorod von Moskau, dem enggedrängten Handelsquartier zunächst dem, ach, nun auch zum Teil zerschossenen Kreml trifft. Aber heillos gescheit, selbstdenkend, ruhig, ganz sicher, mit seiner runden überhochgewölbten Stirn und den kleinen Augen, die aus der schmalschlitzenden Lidspalte brennen. Ganz anders als sein Duumvir Trotzky, mit seinen vaterlandslosen messianischen Ideen und deren vordringlicher, zudringlicher Agilität, die ihm einen Schein von Energie verleiht, genügend, um mittelmächtliche Unterhändler zu binden.

Renommieren mit unseren Politikern und Diplomaten brauchen wir auch in Deutschland nicht, mit dem, was die Physiognomien verraten. Nicht mit dem Ojeminegesicht des leider unvergeßlichen Herrn v. Bethmann, noch mit der ver-

wienerten Müdigkeit im Blick des glattgekämmten Herrn v. Kühlmann, noch mit der strahlenäugigen — βοῶπις sagten die Griechen — Bedeutungslosigkeit von Philipp Scheidemann, die durch ein faseriges Franzosenbärtchen auch nicht recht vormärzlich-volksmännlich werden will, noch mit dem Geburts-helfferich unseres künftigen finanznationalen Welthändlerglücks, wenn er mit den Händen in der gebügelten Hosentasche unter seinem hochkulturvollen Renaissance-Sebastian, sicher ein altes Familienstück, sich für die Bilderpresse photographieren läßt usw. usw. Marats genug in der Presse und in den Gesichtern der Parteiung, auch reichlich viel Girondisten, und obendrein noch der unabkömmliche Erzberger.

Woran wir uns erholen, das sind die Köpfe des „Militarismus", an die wohl der Mr. Wilson just nicht dachte. Auch anderswo, bei den Franzosen und Engländern. Und welch ein durchgeistigter Kopf ist der des eidgenössischen Generalstabschefs Sprecher v. Berneck! Vor den Abbildungen der deutschen Generäle umweht uns der Geist der deutschen Geschichte, wie von Tagen des alten Fritz und der Befreiungskriege. Gemeißelt hebt sich Ludendorff aus dieser Waschlappenzeit, mit jenem unmerklichen Zug der Verachtung darin, den eine Umwelt, wo alles strebt und Geld macht und mit der Windfahne dreht, auch zu den antiken Köpfen der ganzen Persönlichkeiten fügte. Und wollte ein Künstler, der aber gleich einem Lionardo auch das Zeug für solche Aufgabe in sich haben müßte, die kernhafte Verkörperung der besten und machtvollsten Germanenart ersinnen, verdichtete Fülle aus Reckentum, Männlichkeit, Treupflicht, Gedankenkraft, Ruhe, weitschauende Weisheit: auf was Schöneres könnte er es hinausbringen, als auf die Züge und den Kopf von Hindenburg, mit ihrer adelnden, scharfen Klarheit und ihrer hoheitvollen tiefen Güte im blauen Niedersachsenauge!

28. 12. 17. —y—.



Torheit · Von Helene Brauer

Du stehst zu nah am Schluchzen und am Lachen,
Warum die Hand so willig hingegeben?
Ach, jedem Hauche offen steht dein Leben,
Sie können allzuleicht dir Schmerzen machen.

Wann lernst du, in der Stille auszuruhen?
Oft haben Mauern qualvoll dich gezügelt,
Und immer wieder schreitest du beflügelt —
Gehst du denn nimmer aus den Kinderschuhen?

Mir ahnt, mein Herz, du mußt noch oft entgelten,
Daß du nichts kannst als jubeln oder leiden;
Und wolltest du darob die andern schelten?
So lerne doch wie sie dich zu bescheiden!



Die amerikanischen Flugzeuge und Flieger

Von Frank v. Kleist

Wer als unbefangener Mensch zum ersten Male eine amerikanische Zeitung erblickt und liest, hält unwillkürlich diesen mit einem Riesenaufwand von Papier und Druckerschwärze erzeugten Massenschwindel, begleitet zum mindesten von einer Fülle von Übertreibungen, für das offenbare Erzeugnis eines Irrenhauses, oder zum mindesten doch für eine satirische Verhöhnung des Pressewesens. Man lacht zuerst über solche Dinge, macht auch vielleicht seine Glossen dazu, aber es werden sich wenige finden, die auf den ersten Blick das System durchschauen, das diesen Schwindeleien im unbegrenzten Maße zugrunde liegt und das in der suggestiven Wirkung auf die meisten Leser beruht. Der Nicht-Amerikaner, der sich anfangs für gefeit gegen solche lächerliche Aufschneidereien hält, wird sicher in kürzerer oder längerer Zeit ihrer Wirkung unterliegen, und das ist, wie gesagt, der Zweck der ganzen Übung.

Diese Presse, die den Mund bis zu den unbegrenzten Möglichkeiten voll nimmt, bleibt Sieger über Geist und Verstand, das können wir gerade in letzter Zeit auch bei uns ganz besonders bei jenen „Kennern" des amerikanischen Volks beobachten, die ihre Kenntnisse durch einen Aufenthalt von einigen Tagen bis zu ein paar Jahren drüben erworben haben. Oh — sie haben sich das Näseln der Yankees so angewöhnt, daß sie es nicht mehr lassen können und haben meist die deutsche Sprache zum Teil und ihr kleines Heimatland ganz vergessen! Oh indeed! Ist das nicht so? — —

Reuter erweist sich als ein ganz tüchtiger Psychologe; er gibt die unglaublichsten Meldungen, wenn sie nur echt amerikanische Riesenzahlen enthalten, weiter, und trotzdem sich jeder sagen müßte, das kann nicht stimmen, wird es geglaubt. Nicht immer ganz, aber doch zum Teil — semper aliquid haeret — —. Wenn die englische und die französische Presse diese Reutermeldungen von den kommenden oder angekommenen Armeen technischer Truppen, von den 100000 Flugzeugen und Fliegern und von den Millionenheeren abdruckte, so ist das bei der verzweifelten Lage dieser Völker zu begreifen. Es ist der letzte Strohhalm, an den sich ihre moralische Kraft anklammert. Warum aber solche Nachrichten kritik- und kommentarlos von einem guten Teil der Presse der Mittelmächte übernommen werden, das wäre unbegreiflich, wenn — — ja wenn die von den amerikanischen Presse-Kriegsschürern ersehnte und beabsichtigte Wirkung sich nicht schon in einem recht bedenklichen Maße auch bei uns zeigte! Vom weltfremden Kathederweisen über einzelne „a. D." bis zu unseren Biertisch-Strategen, überall finden wir Leute auch bei uns, die an Reuter und Amerika blind und unbedingt glauben.

Während also bei den Mittelmächten die amerikanische Presse papierene Siege mit ihren Bluffs erringt, die bei einzelnen Leuten schon bedenkliche Folgen zeigen, besonders bei solchen, denen ihr Geld höher steht als das Blut und die Zukunft ihrer Stammesgenossen und die Scholle der Heimat, beginnt in England langsam und sicher die Ernüchterung.

Repington, der militärische Mitarbeiter der „Times", zog von Anfang an nicht recht, seine Angaben über das amerikanische Heer waren nicht gerade begeisternd für England. Jetzt folgt die „Daily Chronicle" und schreibt einen sehr bitter gehaltenen Leitartikel über jene 100000 Flugzeuge und Flieger und die vielen anderen Versprechungen, die alle nicht in Erfüllung gehen wollen und werden. Sie führt unter anderem folgendes wörtlich aus: „Im letzten Sommer gab es in der amerikanischen Presse eine große fliegerische Agitation und es wurde ein Programm aufgestellt, wonach (hier schreibt die „D. Chr." in einem plötzlichen Anfall von Bescheidenheit auf einmal nur noch:) einige tausend amerikanische Flugzeuge und Flieger in Frankreich sich betätigen würden, so etwa gegen Ende des jetzt abgelaufenen Jahres.

Diese Kampfeinheiten sind bis heute nicht erschienen, und es ist kaum anzunehmen, daß sie selbst nach Verlauf längerer Zeit dies tun werden. Trotzdem haben wir keinen einwandfreien Grund, uns zu beklagen, wenn wir die Tatsache beachten, daß hier Hoffnungen erweckt wurden, die weit über vernünftige Möglichkeiten hinausgingen.

Gleichzeitig ist die Beschleunigung der Teilnahme Amerikas so dringend nötig in Anbetracht des Zustandes, den die europäischen Kriegführenden erreicht haben, daß die Aufenthalte, die jenseits des Atlantischen Ozeans in dieser und jener Beziehung eingetreten sind (der wichtigste betrifft den Schiffsbau), nicht ohne Einwirkung auf den Gang des Krieges überwunden werden können. Es ist nicht unmöglich, daß sie ihn mehr beeinflussen, als unsere amerikanischen Freunde es für möglich halten mögen, bis es zu spät ist! Und aus diesem Grunde möchten wir, bei voller Dankbarkeit für alles das, was sie tun und in Anerkennung ihrer prächtigen Entschlossenheit, die sie uns zeigen, es nicht unterlassen, den Hauptfaktor: die Zeitfrage, besonders zu unterstreichen."

So denken also die Briten über die amerikanische Hilfe. Noch deutlicher dürfen sie nicht werden, denn wenn Amerika, der Geldleiher, verstimmt würde, wäre England verloren. Was wäre denn dieses einst so reiche Volk ohne Amerikas Gold und Kredit? Schon heute ein Nichts! Ein weißer Fleck auf der Landkarte. Besiegt in Europa, verlassen von seinem Abgotte Mammon — machtlos bis zur völligen Ohnmacht.

Von diesem Standpunkte aus muß diese Kundgebung der „Daily Chronicle" betrachtet und beurteilt werden. Wie dringend muß die Notlage sein, daß der Zensor solche Töne gegen Amerika durchläßt — gegen Amerika, den Geldgeber Englands — gegen Amerika, das das Schicksal und die Zukunft Britanniens in der Hand hält, wie die Katze die Maus!

Zählt man zu dem Ausbleiben all des vielen Versprochenen die dreihundert Millionen Zentner Weizen, die nicht kommen und die durch nichts ersetzt werden

können, und die durch die Mißernte hervorgebrachten Preise, die schon beim Erzeuger auf der Farm eine Höhe erreicht haben, wie sie die Geschichte der ganzen Welt noch nicht gekannt hat, dann ergibt sich ein anderes Bild von der Lage unserer Feinde, als die großmäuligen Schwätzereien eines Lloyd Georges und seines ganzen Klüngels der Welt so gerne vortäuschen möchten. [Die aber leider von einer deutschen Presse den allzu willigen Lesern mit unterwürfigem Bedienteneifer, ohne Muck zu sagen, als „vornehme“ Auslandsware verschleißt werden. D. T.]



Winter · Von Ernst Ludwig Schellenberg

Horch: der Winter knirscht durch das Land.
Die alten Glieder
umwallt das wollige Schneegewand;
auf und nieder
wirft er glitzermaschige Schleier
und spannt sie über den starrenden Baum
und legt sie auf den gefrorenen Weiher.
Der Raum
verblaßt und engt sich zu dunstender Nähe;
die Krähe,
die glänzend groß sich vom weißen Aste hebt,
deckt mit ihrem schwerfälligen Flügel
das kleine Dorf, das hingeschmiegt am Hügel
wie eine verwehte Flocke schwebt.

Verstreute frühe Lampenlichter
tasten sich auf die dunklen Gassen;
dichter und dichter
fällt der Schnee in lautlosen Massen,
umhüllt das vereiste Brunnenrohr,
bepudert die Zäune mit silbernem Staube;
schiefern aus dem Schweigen empor
reckt sich der Kirchturm in dauniger Haube.

Unbehaust,
den Pilgerstab in der nervigen Faust,
zieht der Winter vorbei an Häusern und leeren Gärten:
manchmal streift aus den trautverklärten
Fenstern ein Schein seine priesterlich starre Gestalt.
So wandelt er langsam auf spurlosen Wegen,
hoch und alt,
der fremden Nacht und dem nächsten Dorfe entgegen.



Ein Abend in der „Muße“ zu Riga

Östlich-politische Friedensunterhaltungen

Von Ernst Pfeiffer

I.

Wenn ich's offen sagen soll: ich kam mir vor wie ein verschlagener Händler, der seinen Bauern kranke Ferkel oder fehlerhafte Gäule aufhängen möchte. Und eigentlich hatte ich auch wirklich ganz was Ähnliches vor. Trotz einiger edlerer Regungen — ich wollte es nun unter allen Umständen mal wagen. Faßte mir also ein Herz, nahm das Dutzend langgeschwänzter deutscher Sentimentalitäten, die ich bei den Gutmütigen einschmuggeln wollte, an eine tüchtige Strippe und drang damit in die „Muße“ zu Riga ein. Die „Muße“, allüberall bekannt, ist das Haus der Deutschen. Die Rigenser sprechen das aber „Musse“ aus. Wenn wir Reichsdeutschen über manche Erholungslokale „Ressource“ schreiben, so ist das natürlich bedeutend „gebüldeter“.

Ein trefflicher Kreis! Männer, die gestritten und gelitten haben für ihr Deutschtum. Zähe und stolze Naturen. Nicht bloß das Herz warm, sondern auch den Sinn fest und stählern. Auf die gerade habe ich's abgesehen. Ein wenig kleinlaut trete ich näher. Aber da haben sie mich schon gegriffen. Ein herzlich deutsches Händeschütteln, Einladen, Nötigen. Man rückt zusammen. Freude und Sonnenschein auf allen Gesichtern. Ja, die nehmen den Reichsdeutschen gar lieb auf! Aber nun mal erzählen. Das mit dem Verzichtfrieden sei doch eine verdammte Geschichte. Deutsche könnten den verlangen, wirklich Deutsche? Na ja, man hat sogar einige solcher Brüder bei sich gehabt, und an der benachbarten Front haben sie den Kämpfern das Herz schwer gemacht. Rascher aber, als ich wünschte, geht diese Wolke vorüber — schon hier hatte ich einige „kranke Ferkel“ auf den Markt bringen wollen — und die Freudensonne bricht wieder durch. Als Deutscher endlich wieder ein Vaterland zu haben — ich denke: oho! Das wird ganz von unseren allgewaltigen Herren Politikern abhängen! — Ja, gibt's denn eigentlich noch ein größeres Glück? Doch sachte, sachte! In diesem besonnten Freudengarten wollen sich meine Augen, an Berliner Grau gewöhnt, nur schwer auf solches Licht einstellen. Liegt denn Berlin wirklich bloß 24 Eisenbahnstunden hinter mir?

Diese Männer sind alle viel gereist, welterfahren und länderkundig — und doch Deutsche geblieben. Ein merkwürdiger Schlag von Deutschen also. Der stolze Kaufherr, der baltische Baron, der Pfarrer, der Arzt, der Schriftsteller, der Stadtrat, das konservative und das liberale Element friedlich beisammen auf du und du, brüderlich im deutschen Fühlen. Wirklich ungeheuer merkwürdige Deutsche. Ich merke nicht, wie die Stunden fliegen, ziehe die Uhr und erschrecke. Meine Nachbarn sehen unwillkürlich ebenfalls auf ihre Uhren. Da erst entdecke ich, daß sie alle eiserne Uhrketten tragen. Die goldenen Ketten sind zur Reichs-

bank nach Berlin gewandert. „Selbstverständlich!“ sagen die Herren aus Riga nur. „Selbstverständlich“ haben sie eifrigst für die deutsche Kriegsanleihe gearbeitet und gezeichnet. Dieses „Selbstverständlich“ höre ich noch oft.

Aber nun muß ich doch endlich meine „kranken Ferkel“ abladen. Sage also zu meinem Nachbar: „Alles sehr schön, sehr schön. Aber Riga werden wir doch wieder herausgeben. Denn das sehen Sie doch selber ein: ohne Hinterland, und das besitzen die Russen noch, kann Riga nicht gedeihen.“

Na, die spitzen die Ohren in meiner Nachbarschaft! Der Chirurgus neben mir beißt sich förmlich auf die Lippen. „Bravo!“ lacht er grimmig, „bravo! Die deutsche Logik! Sie wollen die Kartoffeln weggeben, weil der Nachbar den Sack hat? Wissen Sie, hierzulande verschaffen wir uns einfach den Sack dazu.“

Zwar mein gesunder Menschenverstand nickt mir heimlich zu: aber das wäre doch! „So denken Sie bitte an das russische Lebensinteresse überhaupt! Wir in Deutschland sind der Meinung, daß das russische Lebensinteresse auf keinen Fall verletzt und niemals . . .“

Ich glaube, mein Nachbar würgt so was wie einen Fluch herunter. „Russisches Lebensinteresse! Wahrhaftig, der Deutsche immer der Anwalt der anderen. Keinen größeren Feind hat er auf der Welt, als sich selber. Die Welt hat ihn überfallen und drischt auf ihn los, und seine größte Sorge ist, wie die „Lebensinteressen“ seiner Feinde gewahrt würden. Haben Sie umgekehrt so was schon mal von den Engländern, Franzosen und Russen gehört?“

Allerdings, die Engländer, Franzosen und Russen usw. können einen deutschen Verständigungsfreund mitunter in die unangenehmste Verlegenheit bringen, und mir geht in der Tat einen Augenblick die Rede aus. „Deutscher!“ ruft's mir entgegen, „denken Sie doch zuerst an die deutschen Lebensinteressen!“ Unbequeme Menschen, diese Rigenser! Aber bei uns in Berlin weiß man das besser: Rigas Bedeutung für die russische Volkswirtschaft, Zugang zur See, also russische „Lunge“, und Lunge braucht doch der Mensch.

„Weil Riga wichtig ist, darum wollen Sie auf Riga verzichten? Hm. Da sind Ihre Feinde doch andere Kerle! Elsaß-Lothringen ist gewiß auch sehr wichtig; aber sagen darum die Franzosen: also müssen es die Deutschen unbedingt behalten — oder sagen sie nicht vielmehr: Darum gerade müssen wir's uns nehmen! Oder die Engländer; schätzen die nicht auch gewisse deutsche Gebiete sehr hoch und wollen sie nicht gerade darum . . .“

„Schon gut, schon gut! Es ist freilich sehr gegen unser deutsches Verständigungsprogramm. Bloß, was soll denn aus Rußland werden ohne das unentbehrliche Riga?“

„Biederer Deutscher! Wir werden die Russen nicht erquetschen! Wissen Sie denn aber, wie Rußland sein unentbehrliches Riga behandelt hat? Nichts haben sie der Stadt gegönnt. Die Düna durften wir nicht einmal auf unsere Kosten regulieren; sie hat bekanntlich sehr hinderliche Stromschnellen. Riga sollte durchaus keine ‚Vorteile‘ haben. Umgekehrt wird ein Schuh daraus: erst unter ehrlicher deutscher Verwaltung wird Riga ganz aufblühen, ja, wird selbst Rußland noch größeren Nutzen daraus ziehen können.“ —

„Übrigens,“ sagt ein Kaufherr, „gibt es genug Möglichkeiten, den Russen entgegenzukommen. Der Rigaer Fabrikantenverein und der Börsenkomitee (in Riga sagt man „der“ Komitee) überlegen, ob nicht Riga vielleicht als Freihafen mit großen Freilagern einzurichten wäre und dadurch vielen Interessen dienen könnte.“

Über das russische Lebensinteresse bin ich schon erheblich beruhigter; aber ich habe noch andere „kranke Ferkel“, die ich loswerden muß. Da ist vor allem das „russische Gemüt“. Bei uns äußerst beliebt. Die Ostseeprovinzen herauszuschneiden wäre ein Schnitt ins „russische Gemüt“ — und das darf nicht verletzt werden, man riskierte denn eine dauernde Kriegsgefahr.

Ein erschütterndes Lachen. „Das russische Gemüt!“ rufen sie aus. „Die ostpreußischen Greuel — das ist russisches Gemüt! Was wissen Sie sonst davon? Der Russe wird immer eroberungssüchtig bleiben, selbst wenn Sie auf Ihre Sicherung dagegen, den Besitz der Ostseeprovinzen, verzichten wollten. Aber daß das ‚russische Gemüt‘ durch die Trennung von diesen Gebieten verletzt würde, ist — heller Unsinn. Sie wissen wohl nicht, wie viele russische Soldaten erklärt haben, für diese Gebiete wollten sie sich nicht mehr länger schlagen, weil das ja gar nicht russisches, sondern fremdes Land wäre. Das ist russische Gemütsempfindung — lernen Sie etwas davon! Glauben Sie es wenigstens den Russen: Die Ostseeprovinzen sind deutsch!“

II.

Ich konnte den Herren ihre Kenntnis des russischen Gemütes, das ich zu lediglich aus den Zeitungen „studiert“ hatte, nicht bestreiten, bemerke aber, daß die Russen doch nun mal diese Gebiete erobert hätten und darum auch . . .

„Jetzt wieder herausgeben können“, fiel man mir ins Wort. „Haben Sie in Deutschland nur Sinn für die Befreiung von Polen und anderen Heldennationen und nicht auch von — Deutschen? Lernen Sie denn wenigstens vom Grafen Schuwaloff, der ja vom Berliner Kongreß her wohlbekannt ist, und der seinerzeit zu unserem Oberbürgermeister ganz offen davon geredet hat! Heute denken schon weite russische Volkskreise so. Sie empfinden eben die Ostseeprovinzen als Fremdkörper. ‚Unsere Zukunft liegt im Osten!‘ Diese Losung gewinnt bei den Russen immer mehr Anhänger.“

„Vergessen würden die Russen aber trotzdem nie!“

„Das ist Ihre, ist deutsche, nicht aber russische Anschauung. Wer den russischen Charakter kennt, weiß, daß es anders ist. Ich habe als Feldarzt den russischen Krieg gegen Japan mitgemacht. Erinnern Sie sich der japanischen Schläge gegen Rußland. Und wen nennt heute das russische Volk seinen ‚besten Freund‘? Den Japaner! Der Russe hat die slawische Eigenschaft des Vergessens in hohem Maße. Übrigens: Deutschland ist auf dem besten Wege zum russischen Herzen.“

„Aber doch nicht etwa bei Ihrer Politik?“

„Vollständig! Einer in Deutschland, der die Russen ausgezeichnet zu beurteilen wußte, schlug ein vorzügliches Rezept zu ihrer Behandlung vor: ihnen das Leder vollhauen und nachher zusammen einen Schnaps trinken!“ (Ich erröte vorübergehend!) „Das erste hat Deutschland getan: den Russen aus dem

deutschen Porzellanladen mit einer Tracht Prügel wieder herausgeworfen. Nun noch Sicherungen — und dann kann man ihm wieder wohlwollend auf die Schulter klopfen. Lieber Mann, das ist der Weg zum russischen Herzen! Auf keinen Fall aber sentimental sein. Das sieht der Russe als Schwäche an, und Schwäche ist Anreiz zum Krieg für ihn.“

„Also meinetwegen! Immer aber wird doch die Ostsee von großer Bedeutung für Rußland ...“

„Rußland? Was sprechen Sie von Rußland? Die Frage ist in diesen Gewässern längst nicht mehr: Deutschland oder Rußland, sondern Deutschland oder England! Und wenn Deutschland nicht auf Ösel bleibt, kriegt es den englischen Strick auch in der Ostsee umgelegt.“

Gegen Erstickungsgefahr bin ich allerdings immer gewesen. „Dann müssen Sie doch einsehen, daß Deutschland auch zu Lande nicht ersticken darf und Siedelungsland braucht.“

„Kolonien!“

„Siedelungskolonien? Wo denn? Und von Englands Gnaden? Selbstverständlich muß Deutschland Kolonien haben für seine Rohstoffversorgung; aber Siedelungskolonien sind dann am besten, wenn sie sich an die Heimat ‚anlagern‘ können. Sehen Sie, die Ostseeprovinzen können der deutschen Heimat buchstäblich ans Herz gelegt werden. Heimatlicher Kraftzuwachs ist der wichtigste. Kraftkonzentration zu allererst in Europa, das muß unsere Losung sein!“

„Wir wollen vor allem Frieden haben.“

„Eben im Interesse des Friedens muß Deutschland die Ostseeprovinzen sich angliedern. Sie waren der russische Knüppel gegen Ostpreußen. In der Friedenshand des Deutschen ist dieser ‚Knüppel‘ im Hinblick auf den Weltfrieden besser verwahrt als in der russischen Erobererfaust.“

Beinahe wär's mir entfahren: „Stimmt!“, da fällt mir gerade noch zu rechter Zeit ein anderes „krankes Ferkel“ ein, das ich loswerden will: die lettische „Frage.“

„Ach was, lettische Frage!“ brummt mein Gegenüber. „Je weniger Sie davon reden, desto weniger besteht sie. Man lasse uns freie Hand: wir werden uns schon mit den Letten auseinandersetzen. Haben's ja Hunderte von Jahren getan. Gewiß, sie haben uns, infolge der langjährigen russischen Aufhetzung, viel Bitteres und Böses angetan und uns in undankbarster Weise denunziert, verleumdet, verraten. Aber Polen sind diese Leute denn doch nicht. Nun, da der russische Giftmischer weg ist, wird's auch besser werden. Nun aber auch nichts mehr zwischen uns stellen! Fest, aber gerecht — das ist unser Leitstern. Stören Sie uns dabei nicht, so werden Sie hier in zehn, zwanzig Jahren ein deutsches Land vorfinden.“

Ich weise indessen auf die lettische Agitation, aber man antwortet mir: „Durch die paar lettischen Hetzer lassen sich nur gänzlich Unkundige blenden. Die Letten kennen nur eine Kultur, das ist die deutsche. Deutsch sprechen sie alle. Die lettischen Kinder drängen sich in die deutschen Schulen. Lettische Mädchen vermieten sich nach Rußland als ‚deutsche Bonnen‘, die sehr geschätzt sind, lettische Bauernsöhne zuweilen als ‚deutsche‘ Inspektoren.“

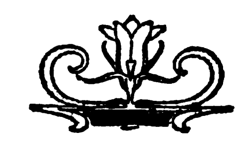
Mir fällt es aufs Herz, daß die Letten dann wenigstens demokratische Rechte bekommen müßten, die doch jetzt überall die große politische Mode sind.

Ein Faustschlag auf den Tisch läßt alles Geschirr klirren, daß ich erschrocken auffahre. Das ist ausgerechnet jener Herr, den mir sein Freund als einen besonders freisinnigen Mann vorgestellt hatte. „Wissen Sie, was Sie verlangen?“ ruft er aus, „Sie verlangen den Tod des Deutschtums in den Ostseeprovinzen! Dem russischen Stricke ist es entgangen; will Deutschland seine Brüder nun an den demokratischen Galgen hängen? Diesmal aber könnten sie nicht mehr entrinnen! Solche demokratischen Geschichten würden allerdings den Hetzern freie Bahn geben und es nie zu einer heilsamen Verständigung kommen lassen. Jetzt heißt es vor allem Aufbau und nicht Demokratie. Die Demokratie, wo sie hingehört! Aber nicht nach einem Schema sie gleichmäßig aufpfropfen wollen. Nicht Schema, sondern Leben! Für Massenrechte sind die Ostseeprovinzen noch nicht reif. Das wissen die Russen ganz genau, und darum deuten sie die Formel ‚Selbstbestimmungsrecht‘ in die Forderung nach einer Massenabstimmung um. Die Ostseeprovinzen haben ihren Willen aber ja längst kundgetan. Lassen Sie uns Zeit zum Aufbau und klopfen Sie mal in 20 Jahren vorsichtig wieder an.“

Ich glaube, ich werde meine „kranken Ferkel“ hier doch nicht mehr los. Ich sehe, die Sachen liegen in Wirklichkeit ein bißchen anders, als man sie in der Verständigungs-, Versöhnungs- und Verzicht-Presse liest. Etwas eingeschüchtert frage ich nur noch bescheiden, ob denn die jetzige Grenzlinie nun auch wirklich Sicherung böte.

„So wie sie jetzt ist, natürlich nicht. Deutschland muß bis an den Peipussee gehen.“

„Aber der friert ja im Winter zu!“ kommt's mir kläglich heraus. — „Friert zu, ganz richtig. Hat sogar schon der alte Moltke gewußt; dennoch hat er den Peipussee als gute Grenze bezeichnet. Die Ostseeprovinzen sind auch in der Tat bis zum Peipussee ein zusammenhängendes Gebiet nach Kultur und Volksstämmen; erst jenseits fängt die ganz andere, die russische Kultur an. Wollte man das zerschneiden, hätte man die schönste Irredenta, und die kann kein deutscher Staatsmann wünschen. Das hieße auch, einem kräftigen Manne die Beine abzusägen. Mache man doch keine unklugen Künsteleien, die sich rächen müssen. Der Peipussee ist die natürliche Grenze nach Volk, Kultur und Natur. Erkennen Sie es an, daß der liebe Gott selber hier mit seinem Griffel die Linien gezogen hat — und die Linien halten!“ — Jetzt zwinkere ich mit den Augen und springe auf: „Der Peipussee: mein alter Traum! Auf Wiedersehen nach einem deutschen Frieden am Peipussee, der neuen Grenze!“ Ich gehe sobald nicht wieder mit kranken Ferkeln handeln! Nun, die baltischen Brüder haben's mir nicht übel genommen — darauf ein derbes Händedrücken!





Gegen F. Naumanns „Mitteleuropa“

Es gibt in Deutschland niemand, der nicht ein engeres Verhältnis zwischen dem Deutschen Reich und der Donaumonarchie hergestellt zu sehen wünscht, der darüber hinaus nicht auch noch eine weitere Vereinigung herbeisehnt, die man in irgend einem Sinn „Mitteleuropa“ nennen kann. Solche Wünsche sind alt und wurden schon längere Zeit vor dem jetzigen großen Krieg vorgetragen. Namentlich zwei Stellen vertraten sie mit Eifer: der alldeutsche Verband und der mitteleuropäische Wirtschaftsverein, von denen jener den allgemeinen politischen, dieser den besondern wirtschaftlichen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellte. Der Krieg hat dann das Interesse für die bedeutungsvolle Angelegenheit sich beträchtlich steigern lassen. Die reiche Literatur, die ihr gewidmet ist, darf ebenso als schönes Zeugnis für den vermehrten Eifer angesehen werden, wie sie andererseits die Erkenntnis der in Betracht kommenden Beziehungen gefördert hat. Im Anfang des Kriegs wurde die literarische Bewegung vor allem durch eine Schrift des inzwischen verstorbenen Nationalökonomen Philippovich und die durch sie hervorgerufenen Gegenschriften gesteigert. Weiterhin gelangte zu großer Verbreitung F. Naumanns „Mitteleuropa“. Wenn man diesem Buch das Verdienst zuerkennen mag, das Interesse für eine mitteleuropäische Vereinigung in breitere Kreise getragen zu haben, so sieht sich sachlich jeder Deutsche genötigt, gegen die eigenen Gedanken, die Naumann hier vorträgt, zu protestieren. Die kritischen Urteile über sein Buch schwanken nur insofern, als die einen es einfach für „utopisch“, andere es für „nicht ungefährlich“ oder direkt für „gefährlich“ ansehen. Es ist m. E. dringend geboten, den entschiedensten Protest gegen Naumanns von Grund aus verkehrtes Buch einzulegen. Eine gewaltige Reklame, hinter der eine Vereinigung von allgemeiner Verschwommenheit mit höchst greifbaren Sonderinteressen steht, ist für diese Schrift gemacht worden. Gegenüber dieser Schaumschlägerei möchte ich den Inhalt der bisher an Naumanns Schrift geübten Kritik in einem knappen, das Verhältnis klärenden Protest zusammenfassen.

Früher schon sind von österreichischer wie deutscher Seite Einwendungen gegen Naumanns Gedanken geäußert worden. Ich habe dann unter Verwertung solcher Stimmen eine eingehendere Kritik des Buchs in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie“ und noch vollständiger in meiner Schrift „Kriegs- und Friedensfragen“ (Dresden 1917, Globus-Verlag) S. 14ff. veröffentlicht, indem ich eine Prüfung der ganz unhaltbaren historischen Ansichten Naumanns wie seiner politischen, nationalen, sozialen, wirtschaftlichen Forderungen gab. Meine Kritik hat lebhafte Beistimmung gefunden. Ich erwähne Professor E. Brandenburg, Deutschlands Kriegsziele (Leipzig, Quelle und Meyer), Professor H. Wolf in der „Wartburg“ und die kürzlich erschienene Schrift von Professor H. Oncken „Das alte und das neue Mittel-

europa" (Gotha, Perthes). Indem Oncken Naumanns Buch ein Verdienst der Anregung im obigen Sinn zuerkennt, verurteilt er in vollkommener Übereinstimmung mit meinen Darlegungen seine besondern Anschauungen und Forderungen. Um hier einige von Onckens Sätzen zu wiederholen, so sagt er z. B. von dem von Naumann gezeichneten Bild (S. 96 f.): „Ein lustiges Menschenkind in einer hochfliegenden Schaukel, deren Seile irgendwo in den Wolken befestigt sind. Kann man aber gerade bei den schwierigen Problemen, um die es sich handelt, die im Boden der Wirklichkeit gegründeten festen Tragbalken entbehren? . . . Ich möchte diese ganze Vorstellungswelt ablehnen, nicht nur weil sie mir unrealisierbar erscheint, sondern weil ich ihre Realisierung, selbst wenn sie denkbar wäre, für gar nicht erstrebenswert halte." Brandenburg spricht von dem Naumannschen Programm als einer „gefährlichen Utopie, deren Verwirklichung, wenn sie möglich wäre, das Deutschtum schwer bedrohen würde". Größte Beachtung verdient auch die unabhängig von meinen Veröffentlichungen erschienene Schrift des Berliner Professors J. Kaftan, „Wollen wir wirklich aus Deutschen Mitteleuropäer werden?" (Berlin 1916), in welcher geltend gemacht wird, daß die Verwirklichung des Naumannschen Ideals „eine Verarmung und Herabsetzung des deutschen Lebens bedeuten würde".

Wenn wir im einzelnen das hervorheben, was in Naumanns Buch besondern Anstoß erregen muß, so will ich mich bei seinen geschichtlichen Betrachtungen nicht länger aufhalten. Sie sind (ich verweise auf jene meine an anderer Stelle gegebene Beweisführung) von der Art, daß die Kritik ihr Haupt verhüllt. Ich hebe hier nur das hervor, was sich von Naumanns Urteilen und Forderungen auf die Gegenwart und Zukunft bezieht.

Abzulehnen ist von vornherein die Forderung des „mitteleuropäischen Menschen", des Mischmaschmenschen, der aus den Seelen von mehr als einem Dutzend verschiedener Völker zusammengebraut werden soll. Eine Mischkultur ist — wie ja in Bezug auf das Elsaß die berufensten Beurteiler mit Nachdruck oft betont haben (s. dazu meine angeführte Schrift S. 72 ff.) — überhaupt etwas ganz Unglückliches. Vollends aber der Naumannsche „mitteleuropäische Mensch" ist etwas ganz Unglaubliches. Besonders beklagenswert ist es, daß Naumann als Deutscher eine solche Mischung fordert. Aus keiner andern Nation ist eine solche Forderung erhoben worden. Kein Tscheche, kein Kroat, kein Madjar denkt daran, etwas von seiner Eigenart zugunsten eines solchen Wechselbalgs zu opfern. Nur ein Deutscher, eben Naumann, entäußert sich so weit. Natürlich ist Naumanns Ideal nicht zu verwirklichen, glücklicherweise nicht. Die Kritiker heben aber übereinstimmend hervor, daß, wenn es verwirklicht werden könnte, das eine Verarmung und Herabsetzung des deutschen Lebens bedeuten würde. Es könnte nur auf Kosten des Deutschtums verwirklicht werden. Oncken sagt in Übereinstimmung mit den andern Kritikern sehr wahr: „Seine Individualität bereichert nur, wer sie behauptet; nicht wer sie durch Anpassung und Unterordnung auszudehnen vermeint." Man könnte nun Naumanns Forderungen als ganz belanglos beiseite schieben, weil sie ja nicht zu verwirklichen sind. Allein sein Buch wirkt doch sehr schädlich. Indem er beständig darauf drängt, daß wir Deutsche etwas von unserer Eigenart zugunsten des zu bildenden „mitteleuropäischen Menschen" opfern, steigert er die bei uns leider in gewissen Kreisen schon vorhandene Neigung, uns fremdem Wesen anzupassen und unterzuordnen.

Hiermit hängen weitere Mängel in Naumanns System zusammen. Er spottet über die Germanisierungsbemühungen der Deutschen. Er idealisiert ferner in maßloser Weise die Tschechen und Polen. Die Tschechen stellt er in Bezug auf Staatstreue in Parallele mit den Bayern. Dies ist von vielen Seiten, natürlich auch von österreichischer Seite, scharf getadelt worden. Es liefert ein betrübendes Zeugnis für die Beobachtungs- und Urteilsfähigkeit Naumanns, daß er die Augen gegen die tschechischen Untaten ganz verschließt. Oncken S. 107, Anm. 1, bringt das tschechische Sündenregister nachdrücklich gegenüber Naumann zur Geltung. Aber die tschechischen Sünden waren ja auch schon vor dem Erscheinen von Naumanns Buch sehr bekannt; man kann nur fragen, warum er sie dann nicht sehen wollte.

Mit seiner mangelhaften Beobachtung oder falschen Beurteilung hängen Naumanns gefährliche Forderungen in der polnischen Frage zusammen. Er rät zu einem Maß von Nachgiebigkeit gegenüber den Polen, das höchst bedenklich ist. Selbst die Bethmannsche Polenpolitik ging ihm noch nicht weit genug (wie man aus seiner Schrift über Polen ersieht). Ich gehöre zu denen, die die Bethmannsche Polenpolitik durchaus verdammen. Aber auch wer sie, wie Oncken, mehr oder weniger in Schutz nimmt, kann sich, wie man eben an dem Beispiel Onckens sieht, nicht mit den Voraussetzungen einverstanden erklären, von denen aus Naumann zu seiner Stellung gegenüber der polnischen Frage gelangt. Die Art, wie er diese innerhalb des preußischen Staats zu behandeln empfiehlt, kann (wie ich in meinen „Kriegs- und Friedensfragen" und an andern Stellen auseinandergesetzt habe) nur dazu dienen, das Deutschtum zu schwächen. Aus dem Kreis der Augen- und Ohrenzeugen ist mir mitgeteilt worden, einen wie ungünstigen Eindruck Naumann in Kurland hervorgerufen hat, als er dort im Herbst in seiner Eigenschaft als Reichstagsabgeordneter weilte. Als Vertreter des unglücklichen „Selbstbestimmungsrechts der Völker" zeigte er hier wiederum einen auffallenden Mangel an Verständnis für die Stellung des Deutschtums, des baltischen Deutschtums. Das „Ethische", mit dem er und seine Freunde beständig arbeiten, ist in Wahrheit etwas sehr Unethisches, nämlich eine Verleugnung des eigenen Volkstums, die Bereitwilligkeit, die eigenen Volksgenossen um irgend welcher andern Völker willen im Stich zu lassen.

Soviel über die Gedanken und Forderungen Naumanns hinsichlich des deutschen Volks und seines Schicksals im „mitteleuropäischen" Schlumm im allgemeinen. Über seine besondern staatsrechtlichen Forderungen können wir uns kürzer fassen. Der von ihm geforderte Oberstaat, der sich über den mehreren zu vereinigenden mitteleuropäischen Staaten wölben soll, ist ja wiederum eine Künstelei, eine Unmöglichkeit. Aber auch hier wiederum müssen wir geltend machen, daß die Agitation für ein solches Gebilde schädlich wirkt. Naumann arbeitet beständig daran, die namentlich durch die deutsche Geschichtswissenschaft gefestigte Erkenntnis von dem hohen Wert der staatlichen und nationalen Individualitäten zu erweichen und zu beseitigen. Naumann fehlt durchaus die Anschauung, daß (wie Oncken sagt) die Staaten und Völker „sich nicht mediatisieren lassen wollen, weder zugunsten eines andern Staats noch zugunsten einer überstaatlich konstruierten Verbindung". Es ist ja einfach lächerlich, mit Naumann zu erwarten, daß (ich zitiere wieder Oncken) „die Nationalitäten Österreichs, die sich schon leidenschaftlich gegen eine allzu starke Zentralisation ihres eigenen historischen Staates verwahren, mehr Bereitwilligkeit zeigen würden, in dem künstlichen Gebilde eines farblosen Oberstaats aufzugehen".

Die wirtschaftspolitischen Gedanken Naumanns sind von namhaften Nationalökonomen, Schumacher, Eulenburg, Diehl u. a. scharf kritisiert werden. Es bleibt Raum für mannigfache Gestaltungen des wirtschaftlichen Verhältnisses des Deutschen Reichs und der Donaumonarchie. Die Utopie Naumanns aber muß man auch hier unbedingt ablehnen. Unter anderem hat er sich nicht klargemacht, daß „Mitteleuropa" für sich keineswegs alles das leisten kann, was er von ihm erwartet. Wir würden innerhalb des mitteleuropäischen Wirtschaftsblocks noch nicht viel selbständiger in wirtschaftlicher Beziehung stehen als ohne ihn. Diese Irrtümer Naumanns stammen aber weiter daher, daß sein Programm „Mitteleuropa" wirtschaftlich wie politisch etwas ganz Einseitiges ist. Er vernachlässigt über diesem seinem Steckenpferd andere höchst wichtige Dinge. Es fehlt ihm namentlich auch die Erkenntnis, daß das Deutsche Reich für sich eine Verstärkung erstreben muß.

Gerade bei der hohen Wichtigkeit, die dem mitteleuropäischen Problem zukommt, ist es erforderlich, aufs schärfste auf die vollkommene Unbrauchbarkeit der besondern Gedanken und Forderungen Naumanns hinzuweisen. Nur wenn man sie gänzlich ausschaltet, kann das Problem mit Erfolg behandelt werden. **Prof. Dr. G. v. Below**



Niederbruch der Wirtschaftsmoral

„Niedergang" überschreibt Heinz Potthoff einen tief ernst zu nehmenden Aufsatz über diesen schreienden sittlichen Mißstand in der „Hilfe". Es ist aber schon ein Niederbruch — eine so erschütternde Sprache reden die vom Verfasser offengelegten Erscheinungen:

„Die drei letzten Jahre haben Vermögensverschiebungen ohne Beispiel gebracht. Und allmählich geht auch weiteren Kreisen die Erkenntnis auf, in welche ungeheuren Schwierigkeiten wir uns damit gebracht haben. Ob diese ganz zu vermeiden waren, lasse ich dahingestellt, aber daß wir sie unnötig vermehrt haben, weil wir sie nicht rechtzeitig erkannten, weil wir den ganz neuen Charakter dieses Existenzkampfes unseres Volkes nicht einsahen und nicht energisch die wirtschaftlichen Folgerungen daraus zu ziehen wagten — darüber kann ein Zweifel nicht mehr bestehen. Unsere Kriegskosten, deren Abbürdung doch im wesentlichen unsere eigene Sache sein wird, sind um mindestens 20 Milliarden höher, als sie bei sozialer Wirtschaft sein müßten. Die Ausnutzung des Krieges als Konjunktur, die dem Zeitgeiste ins Gesicht schlägt, hat die Kosten der Lebenshaltung auf eine Höhe getrieben, deren Gefahren wir erst nach dem Rückströmen der Millionen Heeresangehöriger und nach Wiederaufnahme der Friedensarbeit voll spüren werden. Schon jetzt ist das Reich genötigt, nicht nur in ungeahntem Maße Unterstützungen zu zahlen, sondern ganz allgemein Zuschüsse zu den Warenpreisen (wie beim Fleische im letzten Frühjahre) und zu den Löhnen (wie im Baugewerbe) zu leisten und damit die Preisgestaltung zu fälschen. Alles das, weil man sich nicht traute, auf neuen Bahnen zu wandeln, auch vom Wirtschaftsleben eine grundsätzliche Anpassung an die Zeitbedürfnisse zu fordern und, wenn nötig, zu erzwingen.

Noch schlimmer als die finanziellen Folgen der Kriegskonjunktur scheinen mir aber die sittlichen. Wir stehen vor einem Niedergange der allgemeinen Moral im Wirtschaftsleben, die in krassem Gegensatze zu dem Heldentum an der Front, zu der Opfer- und Hilfsbereitschaft in der Heimat ist; die den Vaterlandsfreund mit allerernstester Sorge erfüllen muß, und die wir nicht weiter wachsen lassen dürfen, wenn nicht die heimkehrenden Feldgrauen uns voll Verachtung anspucken sollen.

Als ich vor drei Jahren zuerst öffentlich die Stimme erhob gegen den Wucher als Verkehrssitte, da protestierten Handelskammern, Hansabund und andere laut gegen diese Verunglimpfung des deutschen Kaufmannsstandes. Ein Jahr später (genau ein Jahr zu spät!) hielt dann Staatssekretär Delbrück seine Reichstagsrede über die Notwendigkeit, die Lebensmittelwucherer für den Rest ihres Lebens zu brandmarken und sie von allen Ehrenämtern auszuschließen. Es erschien auch die Bundesratsverordnung gegen übermäßige Preissteigerung. Aber sie konnte nicht den nötigen Einfluß gewinnen, weil sie nicht da angewandt wurde, wo es am nötigsten ist: bei den großen Unternehmern, die nach üblichen, anständigen Friedensgrundsätzen kalkulieren und dabei im ganzen Gewinne einheimsen, die heute als wucherische Ausbeutung der Notlage des Reiches und seiner Bürger bezeichnet werden müssen, auch wenn sie nicht den Friedensgesetzen widersprechen. Es fehlt eben die neue Gesinnung, die den neuen Umständen entspräche. Die Mahnung des preußischen Handelsministers, daß der Krieg nicht als Konjunktur ausgenutzt werden dürfe, hat gar keinen Erfolg gehabt. Der Krieg wird allgemein als Konjunktur ausgenutzt. So allgemein, daß ein sehr achtbarer, anständiger Kaufmann die Bemerkung wagte: ‚Wer in diesem Kriege nicht reich wird, verdient nicht, ihn zu erleben.'

Wenn Rüstungsbetriebe und andere Heereslieferanten, Zuckerfabriken, Brauereien, Nahrungsmittelunternehmungen aller Art Gewinne von 20 v. H., 30 v. H., 50 v. H. und mehr verteilen, wenn sie ihr Kapital verdoppeln und verdreifachen, ihren Besitz abschreiben, ihren Aktionären neue Aktien schenken, nur um nicht die Dividende noch über solche Sätze

hinausgehen zu lassen, so ist das Kriegswucher, auch wenn die Lieferungen noch so reell, notwendig und verdienstlich waren, auch wenn an einzelnen Geschäften nicht mehr verdient wurde als der nach der Bundesratsverordnung zulässige Satz.

Ehe wir das nicht ins allgemeine Bewußtsein gebracht, ist keine Änderung möglich. Gesetze allein machen es nicht. Im Gegenteil hat die Überfülle von sich übersteigenden, sich widersprechenden Vorschriften die unheilvolle Folge gehabt, daß der Respekt vor dem Gesetze ins Wanken gekommen ist. Die Grundsätze der Wirtschaftsregelung erkenne ich trotz aller Fehler als notwendig und richtig an. Aber da man das ebenso notwendige Sozialmoralische versäumt hatte, stoßen sie überall auf Widerstand, aktiven und passiven. Da es an gutem Willen zur Beachtung des Gebotenen fehlt, werden die Vorschriften immer länger, minutiöser, strenger — bis sie ins Sinnlose gesteigert sind, weil niemand sie mehr einhalten kann. Gegenwärtig gibt es keinen Strafmündigen in Deutschland, der nicht auf Grund von Verstößen gegen Kriegsverordnungen ins Gefängnis gebracht werden könnte! Was ist das für ein Zustand! Das muß noch auf Jahrzehnte hinaus in den Frieden nachwirken.

Aber das Übel frißt weiter. Der Geist der Gewinnsucht, der das eigene Interesse rücksichtslos vor dem Gemeinwohl zur Geltung kommen läßt, bleibt durchaus nicht auf die Unternehmer in Landwirtschaft, Industrie, Handwerk und Handel beschränkt, sondern ergreift auch die anderen Kreise, die bisher nicht so ‚kapitalistisch' zu denken pflegten. Die Angestellten und Arbeiter sehen, was mit ihrer Arbeit verdient wird. Sie sehen auch, wie die Kriegsgewinne gemacht, mit welchen Mitteln dem Reiche die Millionen aus der Tasche gezogen werden — und sie folgen teilweise dem Beispiele ihrer ‚Vorgesetzten'. Nicht nur mit Lohnforderungen, sondern, was auch hier das schlimmere ist, auch mit Benutzung von krummen Wegen.

Der Hauptweg ist die Bestechung; mag sie im Einzelfalle als harmloses Trinkgeld, oder als im Frieden strafbares Schmiergeld, als Einzelvergütung oder als dauernde Provision und Gewinnbeteiligung auftreten. In weiten Teilen des Wirtschaftslebens ist auch diese Bestechung von Angestellten längst zur anerkannten Verkehrssitte geworden, ohne deren Befolgung weder ein Auftrag noch eine Lieferung zu erlangen ist.

Ein zweiter Weg ist die Unterschlagung und der Diebstahl. Ich möchte nicht so weit gehen, zu behaupten, daß beide auch schon als Verkehrssitte anerkannt sind. Aber daß der Respekt vor dem Eigentum anderer ganz bedenklich ins Wanken gekommen ist, sieht jeder. Es braucht nur ein Wagen für kurze Zeit unbewacht auf der Straße oder dem Eisenbahngeleise zu stehen, so ist er sicher halb ausgeräubert. Namentlich Sendungen von Nahrungsmitteln, Brennstoffen und ähnlichem knappen Lebensbedarfe gelten als vogelfrei.

Das schlimmste ist, daß beide ‚Unsitten' auf das Beamtentum übergegriffen haben. Wer verwundert sich noch, wenn Postsendungen ‚verloren gehen' und Bahnsendungen nur mit halbem Inhalt ans Ziel kommen? Der Krieg hat ja dazu genötigt, die frühere strenge Scheidung zwischen Regierenden und Regierten aufzuheben. Zahllose Privatpersonen sind nach einfacher ‚Verpflichtung' mit Aufgaben öffentlicher Verwaltung betraut worden; die Beamten stecken viel mehr in Wirtschaftsdingen als früher. Diese Verquickung hat einen Niedergang auch der Beamtenmoral gezeitigt. Wieder möchte ich ausdrücklich betonen, daß ich nicht verallgemeinern und vor allem nicht etwa der Masse der berufsmäßigen Beamten einen Makel anhaften will. Das Aushilfspersonal hat der Versuchung der Kriegskonjunktur nicht standgehalten. Und es hat keinen Zweck, die Augen vor den Tatsachen zu verschließen. Solche Tatsache aber ist, daß der Unternehmer, der einen Auftrag von einer Behörde will, der Rohstoffe freigegeben, Brennstoffe geliefert braucht, dessen Eisenbahnsendung eilig ist, der eine Rechnung bald anerkannt und bezahlt sehen möchte, gut tut, einige blaue Lappen einzustecken, mit denen er den Eifer der zuständigen Organe anspornt.

Das beschränkt sich — leider — nicht nur auf untergeordnete Stellen, sondern geht teilweise sehr weit nach oben, in Kreise, auf deren Unantastbarkeit wir in Deutschland bisher mit Recht stolz waren. Auch hier haben sich neue Gewohnheiten gebildet, die mit sogenannten russischen Zuständen verzweifelte Ähnlichkeit haben. Ja, das Übel könnte unten gar nicht so wuchern, wenn nicht oben gesündigt würde und das Gefühl für die guten alten Traditionen des Beamtentums schwände. Die Hauptformen der neuen Verdienstmöglichkeit sind hier — neben Versorgung mit Lebensmitteln usw. — die Aussicht auf eine gutbezahlte Stelle im gewerblichen Leben und die stille Beteiligung am Geschäftsgewinne.

Wer diese Andeutungen für übertrieben hält, frage einmal bei aufrichtigen Männern des Wirtschaftslebens in Berlin oder Hamburg, im Rheinlande oder in Sachsen nach. Da, wo am meisten verdient wird, da wird auch am meisten gesündigt. Die Zustände sind ernst. Die bequeme Ausflucht, daß mit der Wiederkehr geordneter Friedenszustände, mit dem Wiedereintritte der bewährten Beamten in ihre Stellen alles schon von selbst sich wieder machen würde, kann nicht gelten. Wenn wir das Übel weiter wuchern lassen, so gehen wir schlimmen Zeiten entgegen und riskieren, daß die Jahre nach dem schwersten Siege angefüllt sind mit widerlichstem Wucher und Wirtschaftsstreit, daß die heimkehrenden Sieger eine furchtbare Enttäuschung erleben, daß unsere Kinder auf die Zeit nach 1918 zurückblicken wie wir auf die nach 1871 als eine Zeit ödester Unkultur und Unmoral.

Wie ist eine Besserung möglich? Nicht durch neue Strafgesetze, die haben keine Wirkung mehr. Mir scheint das einzige Mittel das moralische zu sein — auch wenn durch die großen Versäumnisse dreier Jahre seine Wirkung äußerst herabgemindert ist. Aber der Umschwung muß von oben her ausgehen:

Wenn die führenden Männer des deutschen Wirtschaftslebens, die Präsidenten der amtlichen Vertretungen von Gewerbe, Handel und Landwirtschaft, die Vorsitzenden der großen Fachverbände und Kartelle, die Leiter der ersten Banken und Industriewerke das Beispiel geben, dann kann seine Befolgung erreicht werden. Aber auch nur dann! Wenn diese Männer gemeinsam sich aller Bereicherung durch den Krieg entäußern, auf künftigen Kriegsgewinn verzichten, die von ihnen geleiteten Unternehmen so einstellen, daß die Kriegskonjunktur nicht mehr als eine angemessene Friedensdividende bringt; wenn sie ferner erklären, daß sie jede weitergehende Ausbeutung des Reiches und der Mitbürger in der Kriegsnot für unsittlich halten und mit Wucherern (auch unbestraften) keinen Verkehr mehr pflegen wollen — wenn das geschieht, dann ist auch im vierten Jahre noch ein Umschwung der Wirtschaftsmoral zu dem möglich, was im ersten Kriegsjahre nötig und nicht allzu schwer gewesen wäre.

Sicher eine starke Zumutung! Aber was bedeutet sie gegenüber der selbstverständlichen Pflicht aller, Leben und Gesundheit für das Vaterland hinzugeben! Ist das Vermögen und sein nicht einwandfrei erworbener Zuwachs wirklich immer noch so viel heiliger als der Mensch selbst? Sind alle großen Worte von Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit eben nur Worte, wenn es an den Geldbeutel geht? Oder wollen die führenden Männer nicht sehen, in welche Schwierigkeiten und Gefahren wir steuern? Aus ihnen gibt es nur zwei Auswege: von oben her, jetzt! oder von unten her, wenn die Millionen aus der Front zurückkehren und — hoffentlich — sich die empörenden Wirtschaftszustände der Heimat einfach nicht gefallen lassen."



Zum 70. Geburtstage Hermann Kretzschmars

Des 70. Geburtstages Hermann Kretzschmars (geboren am 19. Januar 1848 ist Hermann Kretzschmar in Olbernhau im sächsischen Erzgebirge) zu gedenken ist für den „Türmer" eine Selbstverständlichkeit. Denn Kretzschmar ist immer ein Mitarbeiter des „Türmer" gewesen, weil er mit seiner Pflugschar den gleichen Boden bearbeitet und denselben Samen gesät hat, weil sein Auge in dieselbe Zukunft blickte und weil seine warnende Stimme auf die selben Gefahren hinwies, deren hier oft gedacht worden ist.

Was der Schriftleiter des musikalischen Teiles des „Türmer" in seiner musikpolitischen Anschauung vertritt, ist in den wichtigsten Punkten auch Kretzschmars Überzeugung. Und wenn in einzelnen Fragen die Meinungen auseinandergehen, so hindert das nicht, des Kämpfers auf demselben Gebiete deutschen Geisteslebens heute als eines Mitstreiters zum Heile des deutschen Volkes zu gedenken.

Zum Heile des deutschen Volkes! Dies kann als das letzte Ziel aller der künstlerischen Arbeit gelten, die Kretzschmar in seinem an Arbeit und Mühsal so reichen Leben getan hat. Er, der ausübender und schaffender Musiker und Gelehrter in einer Person ist, muß als einer der wenigen Musiker unserer Tage gelten, die ihr Lebenswerk auf die breiteste Grundlage gestellt haben, jenseits aller Richtungen und Parteien. Er gehört zu den praeceptores Germaniae, zu den Führern, und würde wohl als solcher auch äußerlich mehr anerkannt sein, wenn ihm nicht dazu der wichtigste Sinn im Leben der Gegenwart, der Geschäftssinn, fehlte.

Wer jetzt zu Lebzeiten etwas gelten will, muß Parteimensch sein und sich an die Spitze einer gutgehenden Clique stellen. „Mehr scheinen als man ist!" das ist das Losungswort, das zu Erfolg führt.

Kretzschmar aber hat das Pech, „mehr zu sein als er scheint". Dazu kommt, daß ein tragisches Geschick ihn immer und immer wieder durch schwere körperliche Leiden an der Verwirklichung alles dessen gehindert hat, was er plante, daß viele von den Widerständen, die sich ihm entgegenstellten, äußerlich mächtiger blieben als er.

Diejenigen, die erlebt haben, was dieser Mann als Dirigent leistete, werden zeitlebens bedauern, daß er nicht einen Wirkungskreis gefunden hat, in dem ihm die äußeren Mittel zur vollkommenen Entfaltung seiner künstlerischen Absichten zu Gebote standen.

So ist der Schwerpunkt seiner Tätigkeit je länger je mehr das Lehren geworden. Als musikalischer Volks-Erzieher ist seine Bedeutung lange nicht genügend erkannt.

Aus einem Lehrerhause stammend, hatte er die pädagogische Begabung, den Trieb zum Heranbilden anderer Kräfte, als Naturkraft in sich. Alles, was er tat, war eigentlich immer darauf gerichtet, zu bilden, erzieherisch zu wirken.

Was er in praktischer Musikertätigkeit dank seiner erzieherischen Begabung erreichte, wissen die, welche entweder im Riedel-Verein zu Leipzig zu seinen Füßen gesessen oder dort erlebt haben, was für einen Orchesterkörper er aus der Militärkapelle eines sächsischen Infanterieregiments zu bilden vermochte.

Auch in seiner musikwissenschaftlichen Tätigkeit ist sein letztes Ziel: Nutzbarmachung der künstlerischen Vergangenheit des Volkes für Gegenwart und Zukunft, Lebendigerhaltung aller alten Musik, die noch jetzt zur geistigen und sittlichen Bildung des Volkes beizutragen imstande ist.

Auch darin ist er ein echter deutscher Lehrmeister, daß er das Geistige, das Sittliche in der Kunst, also das, wodurch die deutsche Musik Siegerin geworden ist über die Musik aller Völker, das, worin ihre eigentliche deutsche Eigenart beruht, daß er dies immer in den Mittelpunkt seiner Lehre gestellt hat.

Die Musik ist ihm kein Zierat des Lebens, keine Spielerei, sondern eine der großen sittlichen Lebenskräfte, eine der großen geistigen Regungen der Menschheit. Alle Musik ist ihm Ausdruck eines inneren Erlebens und darum aufs tiefste verwurzelt in dem Charakter eines Menschen.

Und weil er so nach der altgriechischen Philosophie Musik und Ethos in engste Wechselwirkung setzt, erblickt er (wie dies auch im „Türmer" immer wieder ausgesprochen worden ist) in der musikalischen Volkserziehung eine der wichtigsten Aufgaben für die Zukunft des deutschen Volkes.

Ein Volk, das in musikalischer Beziehung verroht und verwahrlost, das sich in seinen oberen Schichten an das Raffinement artistischer Scheinkunst, in allen Schichten an die Niedrigkeiten der Schlageroperetten völlig verlieren würde, wäre auch sittlich und in seiner gesamten geistigen Leistungsfähigkeit auf dem Abstieg.

Gründliche musikalische Erziehung des ganzen Volkes ist nicht eine Liebhaberei von ein paar Über-Musikanten, sondern eine der kräftigsten Stützen zur Erhaltung des deutschen Geistes, des deutschen Idealismus im Kampfe gegen Geschäftsgeist und materialistische, niedrige Lebensauffassung.

Ein gut Teil von dem, was im Krieg an Stärkung des Volkskraft durch den Geist der deutschen Musik geleistet worden ist, ist bereits mit eine Folge von Kretzschmars Wirken.

Zwar ist die Zahl derer, die persönlich seine Unterweisung genossen oder wenigstens lebendige künstlerische Anregung in persönlichem Verkehr mit ihm erhalten haben, nicht so groß, wie man wünschen möchte.

Aber die Hunderte seiner Schüler haben doch schon wieder überall in deutschen Landen in seinem Sinne und Geiste gewirkt, so daß Kretzschmars Geist und künstlerischer Glaube bereits auf v ele, viele Tausende übertragen worden ist.

Dazu kommt die Zahl derer, die aus seinen Büchern gelernt haben. Das bekannteste, sein „Führer durch den Konzertsaal" (Leipzig, Breitkopf & Härtel), ist ja bereits zu einem musikalischen Hausbuch der deutschen Familie geworden. Der Einfluß dieses Werkes ist überhaupt nicht abzuschätzen. Es ist vorbildlich geworden für alle Einführung in Werke der Tonkunst, es ist in vielen Tausenden von Fällen verstohlen oder offen von den Rezensenten der Tageszeitungen angegriffen worden oder benutzt oder beides zugleich! Es hat einer Unzahl von deutschen Kunstfreunden erst den Sinn für das Wesen der Tonkunst erschlossen und hat (wenn man einzelne Mängel bei dem Riesenumfang des behandelten Gebiets ohne weiteres als selbstverständlich zugibt) schon tausendfältigen Segen in Deutschland gestiftet. Für die Erziehung unserer jungen Musiker-Generation, die mehr sein will als eine im Gefolge der Modegrößen trottende Herde, ist dies Buch eines der wichtigsten Hilfsmittel, das in allen Schul-, Seminar- und Volksbüchereien seinen festen Platz haben sollte.

Noch zu wenig Früchte getragen haben nach meiner Überzeugung die Gedanken, die Kretzschmar in seinen „Musikalischen Zeitfragen" (Leipzig, C. F. Peters) ausgesprochen hat. Sie müßten bei der Neugestaltung unseres Musiklebens nach dem Kriege, die zur Erhaltung unserer geistigen Volkskraft unbedingt nötig ist, eine der wichtigsten Grundlagen bilden. Wenn der Staat endlich diesen für seine ganze Zukunft so sehr bedeutsamen Dingen seine Aufmerksamkeit und seine Tätigkeit zuwendet, muß Kretzschmars Grundgedanke, daß es nicht auf die Züchtung von sogenannten neuen „Meistern", sondern auf die Hebung der musikalischen Bildung des ganzen Volkes ankommt, den Ausgangspunkt bilden. Der Boden muß gesund und tragkräftig bleiben, das ganze Volk muß zu künstlerischem Erleben befähigt und der sittlichen Triebkräfte der Musik teilhaftig werden: die großen Meister erstehen dann von selbst!

Es ist sehr schmerzlich, daß äußere Umstände Kretzschmar gehindert haben, vieles von dem selbst zu verwirklichen, was er von der Zukunft erwartet, und daß ein großer Teil seines

Lebens in eine Zeit fiel, in der die maßgebenden Musiker keinen Sinn für die großen Aufgaben der Kunst und für die Pflichten gegen ihr Volk hatten, sondern nur an sich und ihre Tagesinteressen dachten. So bleibt der wichtigste Teil von Kretzschmars Wirken die Anregung, die von seinen Schriften ausgeht.

Es kann einem seiner Schüler, Dr. Alfred Heuß, nicht genug gedankt werden, daß er Kretzschmars „Gesammelte Aufsätze über Musik" herausgegeben hat. Vorläufig liegen 2 Bände vor (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Ich weise auf diese viel zu wenig beachteten Bücher insbesondere alle Fachmusiker, alle Lehrer, dann aber alle ernsthaften Musikfreunde hin. Von der Fülle geistiger Anregungen, die sie aus diesen Büchern schöpfen werden, könnte nicht einmal die Aufzählung der Überschriften der einzelnen Abhandlungen auch nur annähernd einen Begriff geben. Sie werden neben den Schriften Schumanns, Liszts und Wagners für immer zu den wertvollsten Leistungen der Musikschriftstellerei des 19. Jahrhunderts gehören.

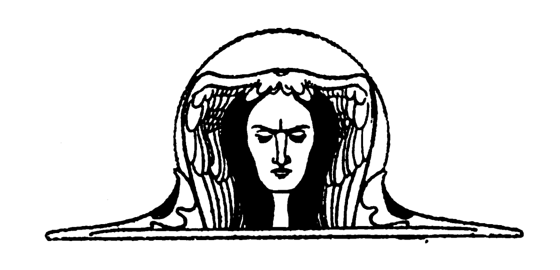
Hoffentlich bringt der dritte Band in nicht zu ferner Zeit außer den angekündigten Aufsätzen auch solche aus den früheren Jahren (Mus. Wochenblatt).

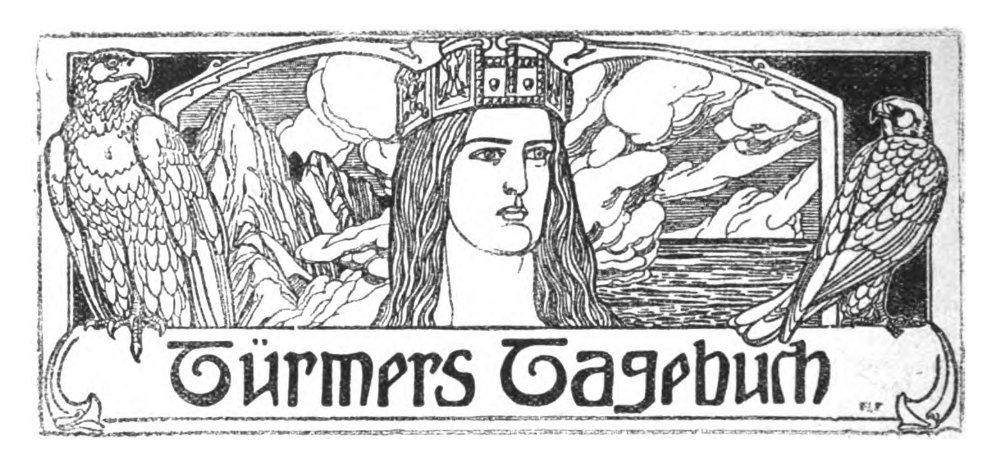
Es ist mit Kretzschmar ähnlich gegangen wie mit Hugo Riemann, dem anderen großen Lehrmeister des musikalischen Deutschlands. Daß Deutschland zwei „solche Kerle" hat, wird ihm von seiner Tagespresse nach Möglichkeit verschwiegen, falls nicht hie und da gar eine Anrempelung erfolgt. Die gewaltigen Kräfte, die von ihnen ausgehen, müssen sich unterirdisch Bahn brechen und müssen im stillen wirken, während oben das Tamtam und die klingende Schelle für die sogenannten Führer der deutschen Musik gerührt wird, und die Tageszeitungen voll sind der Reklame für Nichtigkeiten.

Es ist immer dasselbe: Man suche doch in den Jahren 1870—1883 die deutschen Zeitungen auf das durch, was sie über Wagner oder Bruckner oder Brahms oder über Gottfried Keller oder Hebbel schrieben!

Es gibt aber, Gott sei Dank, immer noch in Deutschland die gewaltigen geistigen Unterströmungen, über die die „Herren der Situation" keine Macht haben; die Träger des wahren Geistes der Kunst haben ihre stillen, großen Gemeinden, das gilt von den Schöpfern wie von den Vermittlern. Alle die, die heute aufblicken zu Hermann Kretzschmar als zu einem, der viele, viele Tausende ins Heiligste der Kunst geführt und ihnen deren sittliche Lebenskraft erschlossen hat, danken ihm und glauben mit ihm an die dereinstige glückliche Lösung aller der musikalischen Zukunftsfragen zum Heile des deutschen Volkes!

Georg Göhler





Der Krieg

Ein Blitzlicht, aber es genügte zu einer photographischen Aufnahme gewisser treibender und sich in die Hände arbeitender Kräfte in ihrer heimlichen Häuslichkeit. Der „Uriasbrief" oder der „Partherpfeil" des offiziösen Wiener „Fremdenblattes" gegen das „Selbstbestimmungsrecht" des Deutschen Reiches und Kaisers im allgemeinen und den Fürsten Bülow im besonderen. „Die Flucht nach Wien", so kennzeichnet das „Hamburger Fremdenblatt" diesen Gipfel politischer Erfolge, den unsere Staatskunst selbst dem nächsten Bundesgenossen gegenüber zu erklimmen verstanden hat, — „hätte der Artikel überschrieben werden können, den das Wiener ‚Fremdenblatt' das beglaubigte Organ des dortigen Ministeriums des Äußern, veröffentlicht und der offiziöse Draht von Berlin aus in die deutsche Presse gebracht hat. Gerade dieser Umstand läßt keinen Zweifel über die Herkunft und den Zweck des Machwerks, um so weniger, als das Wolffsche Telegraphenbureau in diesen Tagen der Schneestörungen seine Berichterstattung auf die für besonders wichtig gehaltenen Gegenstände beschränkt."

Den Vorgang denkt sich das Hamburger Blatt folgendermaßen: „Staatssekretär Kühlmann und seine Getreuen fürchten, an maßgebender Stelle möchte man sich vielleicht doch noch einmal daran erinnern, daß ein gewisser Fürst Bülow nicht nur nicht tot, sondern mit seinen 68 bis 69 Jahren noch ganz besonders frisch ist. Allerdings ist schon immer vorgebaut worden, vor allem durch Verbreitung der Version, Fürst Bülow sei sehr gealtert und gänzlich verbraucht, eine Behauptung, für die die zahlreichen Hamburger, die den Fürsten im letzten Sommer und Herbst gesehen und gesprochen haben, nur geringschätziges Achselzucken hatten. Immerhin wirkte die Lüge: Bülow ist zu alt. Das ist eine Phrase, die in Berliner Klub- und Salongesprächen häufig wiederkehrt, wenn die Verzweiflung über die Unauskömmlichkeit der heutigen Diplomatie zur Besprechung der etwa möglichen Nachfolger führt.

Es ist kein Geheimnis, daß im letzten Sommer Bethmann-Hollweg noch, als sich der ganze Reichstag gegen ihn erhoben hatte, gehalten wurde unter

dem Gesichtspunkte, daß es an einem geeigneten Nachfolger fehle. Als aber auf den Fürsten Bülow hingewiesen wurde und seine Berufung in den Bereich der Möglichkeit gelangt war, stellte sich flugs ein Wiener Telegramm ein, nach welchem die dortigen Machthaber zu Bethmann alles Vertrauen, für Bülow nur Mißtrauen hatten. Die bisher nicht an die Öffentlichkeit gelangte Wiener Äußerung war nicht etwa spontan erfolgt, sondern bildete die Antwort auf eine Frage der deutschen Diplomatie. Sie wurde in Berlin noch erheblich aufgebauscht und hatte dann die Wirkung, daß die oberste Leitung von Deutschlands Schicksal in die Hände des staatsmännisch unbescholtenen Michaelis gelegt wurde.

Der vorzüglichen Wirkung jenes Wiener Einspruchs wird man sich, als die Brest-Litowsker Fehlgriffe zum Sturm gegen Kühlmann führten, mit Wohlgefallen erinnert haben. Wir glauben aber nicht, daß die Wirkung des Mittels den Giftmischern besondere Freude bereiten wird. Zwar im geheimen kann man so arbeiten, nicht aber vor der deutschen Öffentlichkeit. Im deutschen Volk ist denn doch zuviel Gefühl für Sauberkeit vorhanden, als daß es sich gefallen ließe, daß seine Wortführer nicht nur mit Behagen Wiener Anwürfe gegen einen hochangesehenen deutschen Staatsmann verbreiten, sondern von den Wiener Offiziösen geradezu Waffen liefern lassen zu einem Kampfe, dem sie sich allein scheint's nicht gewachsen fühlen. Von jeher ist es deutsche Art gewesen, sich auf die Seite des heimtückisch Angegriffenen zu stellen, selbst wenn man sich bisher nicht zu seinen Anhängern gerechnet hat. So wird es jetzt auch mit dem Fürsten Bülow gehen. Die Zurückhaltung, mit der er seit seinem Rücktritt durch bald neun Jahre verschmäht hat, mit dem Zauber seiner Redegabe auf die Massen zu wirken, hat seinen Namen tatsächlich in den Hintergrund geraten lassen. Man wußte schließlich im Volke zu wenig von ihm, um seine Bedeutung für die Aufgaben der Gegenwart richtig einzuschätzen. An maßgebender Stelle wurde dann dafür gesorgt, daß die Leistungen, vermöge deren er die Italiener bis zum Mai 1915 vom Eingreifen in den Krieg zurückhielt, nicht in ihrer vollen Größe als Verdienst um das Vaterland gewürdigt wurden. Gewann es doch Bethmann damals über sich, zu verhindern, daß Fürst Bülow nach seiner Heimkehr vom Kaiser empfangen wurde, wobei man sich allerdings wundern mußte, daß sich der Kaiser an einem so selbstverständlichen Akte der Dankbarkeit überhaupt hindern läßt. Ein Hinweis auf das in diesen Tagen zu Ende gegangene System Valentini genügt unseres Erachtens nicht, um das Unbehagen über solche und ähnliche Vorgänge vollständig zu beseitigen.

Noch auf lange Zeit wäre von diesen unerfreulichen Dingen in der Öffentlichkeit geschwiegen worden, wenn die Plumpheit der vereinigten Berliner und Wiener Intrigenspinner uns nicht gewaltsam die Zunge löste. Aufgabe unserer Berliner Diplomatie wäre gewesen, den Wienern, die sich in deutsche Personalien einmischen wollten, zuzurufen: Nie käme uns in den Sinn, die Ernennung eurer Minister und Diplomaten beeinflussen zu wollen, auch dann nicht, wenn die Wahl auf Träger tschechischer oder hochklerikaler Tendenzen fiel. Ebenso verbitten aber auch wir uns euren Rat oder eure Warnungen, wenn es sich um diesen oder jenen

Staatsmann handelt. Nach den beiden Erfahrungen vom letzten Sommer und von heute wird man zu den Wienern niemals so sprechen können, da man sonst der Antwort gewärtig sein müßte: Ihr selbst habt uns zweimal aufgeboten, damit wir euch helfen, zu verhindern, daß Fürst Bülow wieder ans Ruder kommt.

Auf die Einzelheiten des Berlin-Wiener Anwurfs braucht nicht näher eingegangen zu werden. Auch wir wollen keine alten Wunden aufreißen. Aber Anstand und Dankbarkeit hätten den Wiener Offiziosus veranlassen müssen, die ihm zugemuteten Schergendienste abzulehnen, da doch Österreich-Ungarn kaum jemals so starke und so wirksame, vollen Erfolg einbringende Hilfe gefunden hat wie in der bosnisch-herzegowinischen Krise durch die Staatskunst des Fürsten Bülow. Die Berliner aber möchten wir darauf aufmerksam machen, daß wir uns sehr gut eine politische Lage denken können, in der gerade ein Staatsmann, an dem die Wiener Diplomatie kein Wohlgefallen hat, den deutschen Interessen besonders förderlich wäre, zumal wenn dieser Staatsmann nicht nur unzweifelhaft und unbestritten der beste deutsche Kenner des politischen Europa ist, sondern auch bewiesen hat, daß er, auf einer politisch-kulturellen Bildung von weitestem Umfang und einer beispiellos reichen Erfahrung fußend, alle Mittel der Staatskunst, vom Sammethandschuh bis zur gepanzerten Faust, mit einer Meisterschaft handhabt, von der seit seinem Rücktritt in Berlin keine Proben mehr geliefert worden sind."

Nachdem die deutsche Öffentlichkeit von der Presse aller Parteirichtungen, wenn auch nicht immer aus den gleichen Beweggründen, alarmiert, im Reichstage sogar eine Interpellation angemeldet worden war, blieb der „Norddeutschen Allgemeinen" schlechterdings nichts übrig, als in den sauren Apfel zu beißen und unter einigem Gerassel und Geläut mit der bekannten großen Feuerspritze an- und von der reichlich ungeschickten Talentprobe des Wiener Bruderblattes abzurücken. Die Ungeschicklichkeit der Wiener Leistung erleichterte ihr einigermaßen dieses Geschäft, denn der Vorstoß war so hagebüchen plump, wie es sicher nicht in der Absicht des oder der Besteller gelegen hatte. Darüber hinaus machte aber diese Rettungsaktion wenig Eindruck, das liebliche Geläute der bekannten Milchmädchen von der Berliner Volleschen Meierei hätte jedenfalls empfänglichere Gemüter gefunden, als das Geklingel der „Norddeutschen Allgemeinen", deren „Dementis" und sonstige „Erklärungen" man sich ja längst gewöhnt hat, nach ihrem Werte einzuschätzen. Die Tatsache bleibt bestehen, daß das amtliche Wolffsche Telegraphenbureau die — gelinde gesagt — erstaunlich dreiste Anmaßung des Wiener Regierungsblattes nicht nur verbreitet, sondern auch auf deren Verbreitung besonderen Wert gelegt hat, daß andererseits das Wolffsche Bureau seine sehr genau vorgeschriebene Marschrichtung auch sehr genau kennt und schon geradezu in einem unzurechnungsfähigen Zustande sich befunden haben müßte, wenn es in einer Sache von solcher Tragweite in ihren möglichen Deutungen auf eigene werte Rechnung und Gefahr vorgegangen wäre. Also, wie man das Ding auch dreht und wendet, — die Logik der Tatsachen läßt sich nicht umbringen. Man braucht deshalb den Vorgang, wie ihn das „Hamburger Fremdenblatt" sich denkt, noch nicht in einzelnen Personenfragen sich unmittelbar zu eigen zu machen. Nicht nur nach Rom führen viele Wege, auch nach Wien soll es unterschiedliche geben.

Nun das Gegenstück: der von der Leitung des Zivilkabinetts zurückgetretene Herr von Valentini. Über ihn weiß die „Vossische Zeitung“ u. a. zu berichten: „Herr v. Valentini war eine Persönlichkeit, die durchaus nicht daran dachte, die Gelegenheiten zur persönlichen Einflußnahme zu verpassen. Im Gegenteil. Er gehörte mit zu jenen Faktoren der kaiserlichen Umgebung, die auf das ängstlichste bemüht waren, Persönlichkeiten vom Auge und Ohr des Kaisers fernzuhalten, die ihm Stimmungen vermitteln konnten, die der Umgebung nicht paßten. Die Tatsache der Ringbildung um unseren Kaiser, die durch das Verhalten seiner Umgebung erfolgte, kann nicht aus der Welt geschafft werden. Und es läßt sich auch nicht leugnen, daß die Art, in der der Kaiser auch während des Krieges informiert wurde, sehr oft jeder Objektivität ermangelte.

Es war bei uns vor dem Kriege und auch im Kriege zu dem Zustande einer richtigen Kabinettsregierung gekommen. Wer von den leitenden Staatsmännern die Hilfe des Kabinetts hatte, fühlte sich besonders sicher, und wer in irgendeiner Weise das Mißfallen des Kabinetts erregte, der mußte unbeschadet seiner Verdienste um das Vaterland seinen Weg an allen Ecken und Enden erschwert sehen. Vor allem dürfte man es für selbstverständlich halten, daß insbesondere die linksstehende Presse mindestens Herrn v. Valentini keine Träne nachweinen würde. Denn die linksstehenden Parteien müßten eigentlich doch mehr als andere jede irgendwie geartete Kabinettspolitik verurteilen. Aber bei uns sind im Augenblick leider die Begriffe merkwürdig verwirrt. Seitdem im Kampfe um den U-Boot-Krieg von den Reichskanzleibeamten, die Herrn v. Bethmann Hollweg nahestanden, die Bezeichnung ‚Alldeutsche‘ als Schimpfwort für alle diejenigen geprägt wurde, die nicht bis ins einzelne mit den Zielen und den Methoden der damals vom Auswärtigen Amt und der Reichskanzlei vertretenen Politik einverstanden waren, ist in einigen Köpfen die Scheidung zwischen alldeutsch und patriotisch zum Angelpunkte jeder politischen Betrachtung geworden.

Und man vergesse doch ja nicht, daß unter Herrn v. Valentini zwar in der letzten Zeit seiner Kabinettspolitik ‚alldeutsch‘ ungefähr ebensoviel bedeutete wie früher sozialdemokratisch, daß aber schließlich sich das Blättchen ja wieder einmal wenden könnte. Denn das ist ja gerade das Zeichen der Kabinettspolitik, daß die politischen Ideen des Monarchen nicht in einer gesunden Atmosphäre reifen können, die dadurch befruchtet wird, daß alle Strömungen der öffentlichen Meinung ungehindert auf sie wirken. Der Wille und die Anschauungen einzelner, und meist nicht gerade der fortschrittlichsten Elemente, suchten auf diese Ideen Einfluß zu gewinnen. Und deshalb sollte man wirklich von Herzen froh sein, wenn einer, dessen Name mit dem Begriff der Kabinettspolitik untrennbar verbunden ist, aus der Umgebung des Monarchen scheidet. Ob der neue Mann konservativ, liberal oder sozialdemokratisch, ob er alldeutsch oder anders ist, scheint dabei ganz gleichgültig. Jedermann in Deutschland, auch der Hofbeamte, hat das Recht, seine politische Überzeugung zu haben. Aber wer in der Umgebung des Kaisers steht, hat die Verpflichtung, andere Überzeugungen von seinem Fürsten nicht abzusperren. Man sollte meinen, daß es doch darauf allein ankommt.“

Daß Herr von Valentini Nachfolger des Herrn von Lucanus in der Leitung des Zivilkabinetts wurde, das, meint der „Berl. Lokal-Anz.“, wäre schließlich noch gegangen, wenn ihn nicht unsere ernste Zeit in verhängnisvolle Abhängigkeit von Herrn v. Bethmann und Herrn Wahnschaffe gefunden hätte, in deren müde Gedankengänge er sich schließlich ganz verstrickte. Die gottgewollten Abhängigkeiten des fünften Kanzlers überbot er und kam schließlich auch noch zu gewissen mystischen Auffassungen, die ihn für sein Amt besonders untauglich machten. Seine groben Fehler in der politischen Erkenntnis unserer Tage liegen so klar, daß sie nicht beleuchtet zu werden brauchen. Bei seinem Abgang teilt er das Schicksal seines Freundes Bethmann, denn auch die politischen Kreise, die aus seinen handgreiflichen Fehlern Nutzen zogen, widmen ihm kaum die konventionellen freundlichen Scheidegrüße, in ihren Zeitungen findet man nicht einmal überall den Abdruck des hochherzigen Abschiedsbriefes seines Kaisers... Herr von Valentini hätte gehen müssen, als gegen seinen Vorschlag das Abschiedsgesuch des Herrn v. Bethmann Hollweg genehmigt wurde...

Ohne einen Blick in die Dunkelkammer unserer sogenannten hohen Politik bleibt vieles, was geschehen ist und noch geschieht, einfach unbegreiflich, weil es in den Dingen selbst und den ihnen vorgezeichneten natürlichen Entwicklungslinien beim besten Willen keine zureichende Erklärung findet. Was sich jetzt vollzieht, ist im Grunde ja nichts anderes, als die Liquidation der Bethmannschen Konkursmasse, „Masse“ freilich nur im Hinblick auf die Passiva. Die schärfsten Köpfe unserer gesamten Gegner konnten zu einer Beratung zusammentreten und sie hätten aus dem ganzen Kreise unserer Staatskünstler keinen für ihre Zwecke Geeigneteren zum Leiter der deutschen Reichspolitik bestallen können, als den Weisen von Hohenfinow. Er war vielleicht der unseligste Mann, dem je in der deutschen Geschichte das Wohl und Wehe unseres Volkes anvertraut worden ist, ein Verhängnis für das deutsche Volk noch für Jahrhunderte, das nicht einmal die uns von Gott gesandten Erzengel an der Spitze unserer mit unverwelklichen Opfertaten bedeckten Heerscharen abzuwenden vermochten. Nur durch Mittel, wie sie in der hier gegebenen Schilderung gewisser Zustände angedeutet sind, und durch unerhörte Knechtung jedes freien Wortes, das ihm unbequem oder gar gefährlich hätte werden können, hat er es zuwege gebracht, sich so lange in der Macht zu behaupten, bis er dem eindeutigen Muß gegenüberstand und eben — nicht gar viel mehr zu verderben war.

Wer hat die Erzberger und Scheidemann hochgebracht? Wer die Axt an den urwüchsigen baumstarken Siegeswillen, an die innere Einheit des deutschen Volkes gelegt, indem er sich, anfangs zögernd, dann aber, wie das ja im Gesetze nicht nur der physikalischen Gravitation liegt, mit zunehmender Geschwindigkeit und schließlich mit Haut und Haaren denen verschrieb, denen nun einmal ihr „internationaler“ Schwarm über das eigene Volk geht? Aus welcher Saat ist letzten Endes auch die Frucht gereift, die sich uns in so unerhörten Vorgängen, wie der ganz und gar nicht bundesbrüderlichen Herausforderung des Wiener offiziösen Blattes gar herrlich offenbart? Deutschland trat allerorten, sowohl den Feinden gegenüber, wie auch an der Seite seines österreichisch-ungarischen Bundesgenossen,

als die stärkere Macht in den Kampf. Darüber ist kein Wort zu verlieren. Aber das durfte nicht so bleiben, das legte eine Verantwortung auf, bei der Herr von Bethmann sich keineswegs behaglich fühlte, weil er ihr nicht von ferne her gewachsen war. Er ging also in sich, grübelte und grübelte und ergrübelte schließlich den Stein der Weisen: Man läßt die Dinge laufen und wartet ab. Erringt das Heer durch seine Blutopfer einen zermalmenden Sieg über die Feinde, dann ist ja alles gut und schön und ein gerechter Friede leicht zu schließen. Da das aber doch nicht so ganz sicher ist, so beugt man vor und hält sich ein Hinterpförtchen offen, indem man die Feinde, besonders England, nicht durch allzu scharfe Anwendung der Kriegsmittel und Ausnützung der günstigen militärischen Gelegenheiten ungebührlich reizt und erzürnt, auf daß man, wenn die Karre schief gehen sollte, bei den also Geschonten ein gnädiges Friedensgehör findet. Für alle Fälle bereitet aber ein weiser Mann schon beizeiten die Stimmung für einen Frieden von Feindes Gnaden vor, was nicht zweckmäßiger geschehen kann, als daß man sich in Bescheidenheit und Demut übt. Und wozu hat man denn einen so tüchtigen Bundesgenossen, wie die Wiener Regierung, wenn man nicht nach Möglichkeit die Verantwortung mit ihm „teilt", d. h. ihm so viel Verantwortung einräumt, wie er nur begehrt. Daß mit der Verantwortung auch die Führung, schließlich auch die Selbständigkeit des Handelns in andere Hände abgegeben wird, das scheint Herrn von Bethmann nicht allzuheftig angefochten zu haben, wenn er nur die Verantwortung und die noch leidigere Nötigung zu Entschlüssen los wurde. So ließ er sich mit einigem schämigjüngferlichen Zieren und Sperren ins Schlepptau der Wiener Hauspolitik nehmen — „halb zog sie ihn, halb sank er hin" . . .

Graf Hertling, Graf Czernin und Herr von Kühlmann, drei starke Männer, jeder in seiner Art, haben fast zu gleicher Zeit drei starke Reden gehalten, und die „Welt" (unter „Welt" machen wir's nicht mehr, unsere Selbsterhaltung in diesem Daseinskampfe in den Vordergrund zu stellen, ist „alldeutsch-schwerindustriell") — also die „Welt" ist so klug, als wie zuvor. Mit einer Einschränkung: die Rede Czernins hat uns doch insoweit ein Neues geboten, als sie mit einem offenen Verhandlungsangebot an die Vereinigten Staaten von Amerika herantritt. Und zwar mit dem Satze: „Diese Situation, welche sich wohl daraus ergibt, daß Österreich-Ungarn einerseits und die Vereinigten Staaten von Amerika andererseits jene Großmächte unter den beiden feindlichen Staatengruppen sind, deren Interessen einander am wenigsten widerstreiten, liegt die Erwägung nahe, ob nicht gerade ein Gedankenaustausch zwischen diesen beiden Mächten den Ausgangspunkt für eine versöhnliche Aussprache zwischen allen jenen Staaten bilden könnte, die noch nicht in Besprechungen über den Frieden eingetreten sind." Graf Hertling aber sagte, auch mit Beziehung auf Wilsons Botschaft: „Wenn die Führer der feindlichen Mächte also wirklich zum Frieden geneigt sind, so mögen sie ihr Programm nochmals revidieren... Wenn sie das tun und mit neuen Vorschlägen kommen, dann werden wir sie auch ernstlich prüfen."

„Zwischen der Auffassung des deutschen Reichskanzlers und der des österreichisch-ungarischen Außenministers besteht also, glaubt die ‚Deutsche Tageszeitung' feststellen zu dürfen, „eine unverhüllte tiefgehende Verschiedenheit, die

in dem Augenblicke zum scharfen Gegensatze geworden ist, wo Graf Czernin seine völlige Übereinstimmung mit dem größten Teile der Wilsonschen Vorschläge erklärt und österreichisch-amerikanische Sonderverhandlungen anbietet. Die Frage wirft sich hier ohne weiteres auf, in welchem Verhältnisse dieses Angebot Österreich-Ungarns an Amerika zu den österreichisch-ungarischen Bündnisverpflichtungen steht. Graf Hertling hat in seiner Rede gesagt: ‚Die enge Verbindung mit der verbündeten Donau-Monarchie ist der Kernpunkt unserer heutigen Politik.‘ Das war bisher auch unsere Anschauung. Graf Czernin aber scheint anderer Ansicht zu sein, und seine Rede bedeutet eine stillschweigende Billigung der österreichisch-ungarischen Ausstandsbewegung wie der Reden Adlers, Zenkers usw., welche sich in tiefgehässigen Angriffen gegen das Deutsche Reich bewegten. Unseres Erachtens hängt die Möglichkeit: als Kernpunkt der deutschen Politik die enge Verbindung mit der verbündeten Donaumonarchie anzusehen, nicht allein vom Deutschen Reiche ab, sondern eben von dem Verhalten der Donaumonarchie. Daran kann auch die Tatsache nichts ändern, daß Scheidemann in seiner Rede sich, wie zu erwarten war, auf die Seite der österreichisch-ungarischen Streikbewegung und des Grafen Czernin gestellt hat und der deutschen Regierung gegenüber als Schlußwort die Drohung aussprach: ‚Wir werden nie daran denken, unsere Haut für eine Regierung zu Markte zu tragen, von der wir vielleicht die Überzeugung gewinnen müßten, daß sie ihre Pflicht dem Volke gegenüber nicht erfüllt.‘ — Hier haben wir den eigentlichen Bundesgenossen des Grafen Czernin, die internationale und womöglich — immer den Umständen gemäß — revolutionäre Sozialdemokratie. In diesem selben Zusammenhange muß auch auf die Schlußworte des Grafen Hertling hingewiesen werden. Der Reichskanzler sagte in Beziehung auf den Verlauf, das schließliche Ende und das Ziel des Krieges: ‚Im Ziele, meine Herren, sind wir alle einig, über die Methoden und Modalitäten kann man verschiedener Meinung sein.‘ Leider ist dem nicht so. Nicht nur nicht unter den beiden Bundesgenossen, sondern auch im Deutschen Reiche ist man weit von einer Einigkeit über das Ziel des Krieges entfernt. Die Rede Scheidemanns im besonderen gibt dafür den ausdrücklichen Beleg, den Beleg für den entschlossenen Willen der sozialdemokratischen Partei in Deutschland, die Regierung auf Kosten des Reiches unter Androhung einer gefährlichen Arbeitseinstellung zu einem Frieden zu zwingen, wie ihn die Sozialdemokratie für ihre Zwecke will und braucht. Wir halten es nicht für richtig, diese wirkliche Sachlage nicht kühl und nüchtern, wie sie ist, ins Auge zu fassen, und dazu die weitere Tatsache, daß Graf Czernin mit seinem Anhange mit allen Kräften und Mitteln in Verbindung mit der deutschen Sozialdemokratie arbeitet. . .

Im übrigen bleibt die Frage: wie die skizzierten Äußerungen, vor allem das Verhandlungsangebot des Grafen Czernin, neben der Rede des deutschen Reichskanzlers überhaupt hat möglich sein können. Der Chefredakteur des ‚Berliner Tageblattes‘ ist der Auffassung, daß Graf Czernin als ‚leichter belastet‘ den Grafen Hertling ‚mit ans Ziel führen werde‘. Es wundert uns nicht, daß gerade das ‚B. T.‘ in diesem Falle den Wiener Staatsmann als Führer auch des

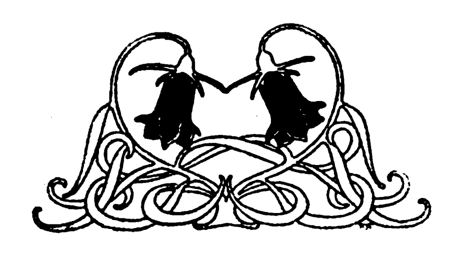
Deutschen Reiches ansieht, nämlich als Führer in das Land des Hungerfriedens. Aber abgesehen hiervon muß es, wie gesagt, doch erstaunen, daß Graf Czernin eine derartige Rede halten konnte, welche im Grunde nichts als eine starke Pression vor der ganzen Welt auf das Deutsche Reich bedeutet. Graf Czernin hob mit Betonung hervor, daß er für die Verteidigung von Elsaß-Lothringen nach wie vor einträte. Das ist sehr gütig, aber wir glauben, daß das Deutsche Reich auch ohne dieses Eintreten um die Integrität seines Gebietes nicht besorgt zu sein brauchte. Wenn Graf Czernin die im Laufe der Kriegsjahre wiederhergestellte Integrität Österreich-Ungarns bedächte, so glauben wir, würde er schwerlich zu einem analogen Schlusse gelangen können.

Im Reichstage ist von einigen Rednern tadelnd auf die Sprache eines Teiles der deutschen Presse Österreich-Ungarn gegenüber hingewiesen. Offenbar haben diese Herren die österreichisch-ungarische Presse nicht gelesen, besonders seitdem es infolge d[illegible] deutschen Waffenhilfe gelungen ist, die Integrität des österreichisch-ungarischen Gebietes mit größten Opfern wiederherzustellen. Ein Angriff, wie der neuliche des ‚Fremdenblattes', hinter dem ohne Zweifel Graf Czernin gestanden hat, ist außerdem eine so unerhörte Erscheinung, daß man nicht nur journalistisch, sondern auch politisch ihm anders als mit sehr ernsten Bedenken gegenüberstehen kann.

Die deutsche Bundestreue und die tiefe Geneigtheit des ganzen deutschen Volkes, diese Bundestreue nach wie vor zu betätigen, ist eine über allen Zweifel erhabene Tatsache. Soll diese Neigung aber politisch und vom deutschen Reichsstandpunkte rechtfertigbar bleiben, so wird eine stärkere, eine freundschaftliche und mehr tatsächliche Betonung der Gegenseitigkeit auf österreichisch-ungarischer Seite unerläßlich sein. Die Sonderverhandlungsangebote des Grafen Czernin an die Vereinigten Staaten kann man nur als eine Gefährdung deutscher Lebensinteressen einschätzen."

Wir sind noch nicht am Ende dieser Rückwärtsentwicklung von den Höhen des Alten Kaisers und Bismarcks. „Zwangsläufigkeit" nennt's unser Herr Staatssekretär des Äußern, Herr von Kühlmann. Schon möglich...

Trauernd geht der Schatten des Alten vom Sachsenwalde um, trauernd, weil er anklagen — rächen muß. . .





Abermals auf den Befreier warten?

Heute wie damals, als Bismarck — 1862 — an Roon schrieb: „Ich bin noch erstaunt von der politischen Unfähigkeit unserer Kammern und wir sind doch ein sehr gebildetes Land; ohne Zweifel zu sehr; die andern haben nicht dies kindliche Selbstvertrauen, mit dem die Unsrigen ihre unfähigen Schamteile in voller Nacktheit als mustergültig an die Öffentlichkeit bringen. Wie sind wir Deutschen doch in den Ruf schüchterner Bescheidenheit gekommen? Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstände, als sämtliche gelernten Fachmänner."

Könnte diese „historische Erinnerung" nicht heute, aus dem vollsten, „aktuellsten" Zeitgeschehen geschrieben sein? Ist nicht, wie die „Deutsche Zeitung" (Nr. 40) bemerkt, „unsere kleinmütige Politik, nach so viel verpaßten Gelegenheiten in der kläglichen Rolle gipfelnd, die Herr v. Kühlmann den ihm weit überlegenen russischen Revolutionären gegenüber spielt, im Begriff, die Riesenerfolge unseres Heeres zunichte zu machen? Eine Großmacht bedarf zu ihrer Anerkennung vor allen Dingen der Überzeugung und des Mutes, eine solche zu sein. Fehlt es uns aber gänzlich an Selbstgefühl und Kraftbewußtsein, gelingt es infolgedessen den besiegten Feinden, uns den Siegespreis zu entreißen, dann bleibt uns nur das traurige Bewußtsein, daß, wenn einst die Denkwürdigkeiten der heute Mithandelnden und Mitwissenden ausgeschüttet werden, die Verhandlungen von Brest als der trübste Abschnitt der deutschen Geschichte erscheinen und als das Siegel auf die staatsmännische Unfähigkeit unserer Regierung, zugleich aber auch als das Siegel auf die politische Unmündigkeit eines Volkes, das trotz all seiner Bildung nicht einmal imstande war, den größten Augenblick seiner Entwicklung zu begreifen und zu erfassen.

Ein Jahrhundert ist es her. Nach Blüchers Siegeszug auf Paris begründete der Wiener Kongreß die Neuordnung der Dinge in Europa — in Wirklichkeit die Zertrümmerung Deutschlands. Für eine staatliche Einigung war das Volk damals noch nicht reif . . . In diesem Jahre 1815 wurde der Mann geboren, der uns 50 Jahre später der Retter aus tiefer Not sein sollte — Bismarck.

Sollen wir, die Sieger auf allen Fronten, sollen wir, nach den Heldentaten des von Hindenburg geführten Volkes in Waffen, abermals jenen Absturz erleben?

Soll das deutsche Volk, das sich 1914 in jubelnder Begeisterung um seine Fürsten scharte, enttäuscht das Vertrauen auf sie verlieren? Soll uns, die allzu freigebigen Schenker des Selbstbestimmungsrechts der Völker, abermals Schmach und Jammer und Erbitterung verzehren, bis der Befreier kommt?"

Ja, wie oft eigentlich will das deutsche Volk noch befreit werden? Gottes Gnade hat sich auch in diesem Kriege sichtbarlich, herrlich an uns bewährt, aber auch Gottes Langmut läßt ihrer nicht spotten!

Gr.

*

Das Entweder — Oder

Im Reichstage hat Scheidemann neulich gedroht: „Vergessen Sie nicht, daß die Zustände bei uns denen in Österreich vor Ausbruch des Ausstandes gleichen." Diese Drohung, schreibt Graf Reventlow in der „D. T.", bedeutet also das Versprechen der Sozialdemokratie, durch Streik das Deutsche Reich zum Zusammenbruche seinen Feinden gegenüber zu bringen, wenn die deutsche Regierung sich nicht unterwirft und das sozialdemokratisch-Czerninsche Kriegsziel allseitigen Verzichtes mit nachfolgendem Ruin annimmt. Auf diese Alternative, die einfach genug ist, kommt es in der Tat hinaus, wenn man das Drum und Dran davon abzieht. Wir wissen nicht, ob Graf Hertling es von seinem Standpunkte, den wir nicht kennen, angezeigt findet, die Alternative zu bezeichnen und schon jetzt klar zu wählen und sich zu entscheiden. Zweifelhaft über das Wesen der Sache wird er sich schwerlich sein können. Die deutsche Bevölkerung ist sich zu ihrem gewiß größten Teile nicht darüber klar und ebensowenig darüber, daß die interessierten österreichischen Seiten neben dem internationalen auch das Interesse haben, das Deutsche Reich nicht zu mächtig werden zu lassen.

Wir brauchen kaum ausdrücklich zu wiederholen, daß es ganz abgesehen von seinen nur furchtbar zu nennenden Folgen, ein schwerer Urteilsfehler sein würde, anzunehmen, es sei angezeigt oder gar nötig, der internationalen Sozialdemokratie, ob sie nun in Deutschland, in Österreich-Ungarn oder in Rußland den Mund aufreißt, nachzugeben. Alle Kräfte sind dazu vorhanden, um nicht nur Widerstand zu leisten, sondern auch in dieser Beziehung zu siegen, materielle und ideelle Kräfte. Sie zu benutzen würde bedeuten, die Zeichen der Zeit zu erkennen, für welche Herr von Bethmann Hollweg — seiner Art nach, in fortgesetzter Angst eine „Weltanschauung" zu erblicken — das innere Bedürfnis, immer nachzugeben, hielt.

Es handelt sich in der Tat jetzt um die Frage, ob die internationale Sozialdemokratie unter Führung der deutschen und österreichisch-ungarischen dem Deutschen Reiche den Sieg aus der Hand reißen und es in weiterer Folge zugrunde richten werde oder nicht.

*

Bolschewistische Freiheit

Grauenhafte Zustände herrschen in Rußland, völlige Auflösung aller Bande, Mordbrennerei, Plünderung, niemand ist seines Lebens sicher, alles Eigentum ist von den Bolschewisten abgeschafft. „Irgendwie Recht", so wird von Augenzeugen, die erst kürzlich in Petersburg gewesen sind, berichtet, „gibt es für niemand. Aus eigener Kraft sich retten kann die Bevölkerung auch nicht; die Bolschewiki allein sind im Besitz von Waffen und Maschinengewehren. Die Leute wollen Frieden, Frieden um jeden Preis, damit wieder Ordnung wird. Was er kostet, ist ihnen gleichgültig. Die Engländer sollen kommen, sie retten, die Amerikaner, die Franzosen, wer will; nur retten soll man sie. Am liebsten sollen die Deutschen kommen; sie sind am nächsten, und dort, wohin sie kommen, ist von ihrem Eintreffen an Ordnung. ‚Kommt, kommt! Auf den Knien rutschen wir euch entgegen!' Überall hört man es. Ein Witzblatt bringt das Bild eines Berliner Schutzmanns, der auf einem der Hauptplätze Petersburgs Aufstellung genommen hat. Darunter steht ‚Unsere Hoffnung!' Dies ist die Stimmung, wie sie ist. Mit den Bolschewiki will niemand etwas zu tun haben. Sie verfügen nur über die Hefe der Bevölkerung. Kein Unteroffizier ist bei ihnen geblieben. Es wäre unter seiner Würde. Kein Beamter arbeitet für sie. Wo sie gezwungen werden, in den Bureaus zu erscheinen, treiben sie passive Resistenz."

Das ist die russische revolutionäre Freiheit, mit der sich die Führer der österreichisch-ungarischen — und deutschen! — Sozialdemokratie solidarisch erklären, die sie auf deutschen Boden verpflanzen wollen! Man sollte ihnen bereitwilligst langfristige Pässe für dies gelobte Land ihrer Träume

zur Verfügung stellen, damit sie der Erfüllung ihrer Ideale teilhaftig werden.

Aber welche vernichtende Kritik üben diese Tatsachen auch an der Art, mit der unsere unbelehrbare Politik die Russen behandelt, die russische Volksstimmung einschätzt, und welch ein Wink für einen klaren und festen staatsmännischen Willen. Danken wird uns das russische Volk nicht dafür, daß wir es aus lauter „Schonung" seinem bolschewistischen Schicksal überlassen. Gr.

*

„Autoritative" Stimmen

Schon wieder, so wird den „Berl. N. N." geschrieben, werden aus dem Lager der russophilen Vertrags- und Dauerfriedentheoretiker „autoritative" Stimmen der Besorgnis laut, daß die „weltpolitische" Lage verkannt und den Russen Bedingungen auferlegt werden möchten, die sie mehr „der Not gehorchend, als dem eignen Triebe" gegenwärtig wohl annehmen würden, die aber in ihrer Brust einen Stachel usw., kurz denselben Stachel zurückließen, mit dem die Franko- und Anglophilen bei dem Gedanken an Flandern und die Maaslinie zu operieren pflegen. Ich glaube nun, daß es im ganzen Deutschen Reiche keinen denkfähigen Menschen geben wird, der angesichts der gefährlichen Lage, in die selbst das meerbeherrschende Albion durch die Entwicklung des U-Bootwesens geraten ist, die Wichtigkeit der auf dem Landwege erreichbaren orientalischen und afrikanischen Märkte bestreiten möchte. Aber der Wunsch, die Sicherheit dieser Verbindungen auf völkerpsychologische Erwägungen statt auf die Spitze unserer Bajonette zu stellen, offenbart doch auf allen Seiten jener Autoritäten eine Befangenheit des Urteils, eine Unterschätzung der Geschichte, die kaum übertroffen werden kann von der bona fides, mit der die „Frankfurter Zeitung" die Botschaft der englischen Freiheit der Meere vernimmt und verkündet.

Ja, glauben denn die Herren, die das russische Reich, das Hindenburgs Schwert zertrümmert, wieder zusammenschweißen und als militärisch zu stärkenden Verbündeten gegen England gewinnen möchten, daß ein solches Rußland, ob auto- oder demokratisch, den Drang nach der Ostsee, dem Mittelmeer, dem Persischen Meerbusen, nach Indien und China nicht wieder aufnehmen würde, uns zuliebe, aus dankbarer Anerkennung dafür, daß wir in einer Stunde geistiger Umnachtung den Flügelschlag der Weltgeschichte überhört, das Gewand der Göttin nicht ergriffen haben? Glauben denn diese geschichts- und wirtschaftskundigen „Autoritäten", die nicht gemuckst haben, als Rußland halb Asien, England halb Afrika einsteckten, die nicht mucksen, wo Nordamerika im Begriffe steht, die Monroedoktrin in die Praxis umzusetzen, die ihre baltischen Blutsbrüder kaltblütig den russischen Henkern ausliefern, bei dem Gedanken an die Beschränkung des Selbstbestimmungsrechts einiger hunderttausend Polen, Letten und Esten aber entrüstet über deutschen Annexionismus zetern, ja glauben denn diese gelehrten Herren, daß ein solches Rußland, das alle Bedingungen eines geschlossenen Wirtschaftsgebietes in sich vereinigen würde, eine für uns auch nur annähernd so günstige Zoll- und Wirtschaftspolitik treiben würde, wie wir sie von einer freien Ukraine, einem freien Finnland, Beßarabien, Kaukasien usw. usw. erwarten und nötigenfalls erzwingen können?

Nein, meine Herren, Sie irren sich! Blicken Sie auf die Geschichte Spaniens, Portugals, Hollands und Frankreichs. Ebensowenig wie diese von England gründlich besiegten, zur Ohnmacht verurteilten und ihrer Ohnmacht sich bewußten Völker je wieder versucht haben, sich gegen den Sieger auch nur handelspolitisch aufzulehnen, ja selbst die schlimmsten Demütigungen, Gibraltar und Faschoda, stillschweigend hingenommen haben, ebensowenig hat je ein besiegter aber geschonter Feind eine Gelegenheit zur Revanche vorübergehen lassen. Immer noch hat im Leben der Völker der sacro egoismo letzten Endes den Ausschlag gegeben. Darum, wer es gut meint mit seinem Volke, der verschone es mit derartigen von der Weltgeschichte tausendfältig widerlegten Theorien, der mache

ihm klar, daß allein Macht ihm sein eigenes Selbstbestimmungsrecht, einen deutschen Dauerfrieden sichern kann, daß nur ein größeres Deutschland, das seine politischen und völkischen Grenzen im Osten bis zur Weichsel, zum Narew und zum Peipussee, im Westen an Maas und Marne vorgeschoben und an Flanderns Küste England die Stirne bietet, das Treue um Treue haltend die Hoffnungen des Islams nicht betrügt, das die Interessengemeinschaft mit der gelben Rasse nüchtern erkennt, daß nur ein solches starkes und kluges Deutschland imstande ist, diese Macht auf die Dauer zu behaupten und den Frieden der Welt zu schützen.

*

Auch ein „schwerindustrielles" Blatt

muß der „Basler Anzeiger" sein, denn er übt an den Verhandlungen von Brest-Litowsk folgende „alldeutsche" Kritik, und das sogar in einem Leitartikel:

„Nach der letzten Rede des Generals Hoffmann, der einige Klärung zu bringen schien, ist man inzwischen wieder auf den alten Stand zurückgekommen. Der militärische Bevollmächtigte lehnt eine Diskussion über diesen oder jenen Punkt ab, der Diplomat eröffnet sie wieder, nicht ohne ‚einleitend' zu bemerken, daß zwischen Militär und Diplomatie enge Übereinstimmung herrsche. Der Russe wird sich sein Teil dabei gedacht haben! Die Diskussion beginnt mit einer ‚einleitenden' Bemerkung des Vorsitzenden der verbündeten Delegationen, daß das, was man jetzt vorschlage, den äußersten Rahmen dessen bilde, was man zugestehen könne. Nach wenigen Minuten schon ist dieser Rahmen überschritten, aber eine Einigung trotzdem nicht erzielt! Die Sitzung wird unterbrochen, während des Unterbruchs wird die nötige Kraft gesammelt, um wiederum ‚einleitend' zu erklären, was man alles nicht wolle und daß man jetzt zum ‚zweiten Punkt übergehe', worauf der Russe fröhlich über den ersten Punkt weiter verhandelt. Nicht einmal mit der Anziehung eines Urteils des Vereinigten-Staaten-Gerichtshofes von 1808 ließen sich die Russen imponieren, trotzdem die Kenntnis dieses Urteils sicherlich abgründige Weisheit verrät... Immer neue Vorschläge ringt sich der Vorsitzende der verbündeten Delegationen von der Seele, ohne auch nur einmal die Russen zufriedenstellen zu können, zwischenhinein wieder ‚feststellend', daß man auf beiden Seiten die Zustände des Krieges möglichst bald beseitigt zu sehen wünsche, oder daß wegen der oder jener Differenz in den Anschauungen die Verhandlungen noch nicht zu scheitern brauchten usw."

Den Grund dieser Schwierigkeiten glaubt das Schweizer Blatt in dem Verhältnis zwischen — Deutschland und Österreich-Ungarn zu finden.

Kann da noch ein Zweifel obwalten, daß der „Basler Anzeiger" von der deutschen Schwerindustrie „gekauft" ist?

*

Ein grausamer Scherz

Freiherr W. von Bissing schreibt an die „Deutsche Warte":

„Ich kenne, wie Sie wissen, die Engländer aus langer Erfahrung durch meine Tätigkeit als ägyptischer Beamter und durch den stetigen Umgang mit englischen Fachgenossen. Ich habe alle jene krampfhaften Versuche, uns an England anzubiedern, immer für grundfalsch gehalten. Der Engländer hat gar kein Verständnis dafür, daß man ihm oder seiner ‚Kultur' nachläuft; er hat für solche Unternehmen nur ein mitleidiges Lächeln. Wer sich aber ihm als ebenbürtig gegenüberstellt, den wird er erst versuchen, herunterzuboxen; gelingt das nicht und sieht er, daß der andere sich seiner Stärke bewußt ist, dann wird er den Gegner achten, sich mit ihm abfinden, sich mit ihm zu stellen suchen. Das mögen diejenigen beachten, die zum Frieden kommen wollen: erst wenn wir England gegenüber ohne Scheu unser Kriegsziel genannt haben, und wenn dies Ziel so ist, daß es England imponiert, werden wir auf der anderen Seite des Kanals Entgegenkommen finden und England zu einer Verständigung bereit finden. Nur keine falsche

Scham. Die hat England nie gezeigt, und wer sie zeigt, den verachtet es."

Ganz recht. Wenn man aber ein Kriegsziel weder hat noch haben will? Und gar eines, das imponiert! „Wir" und „imponieren" — ein grausamer Scherz! Das durfte nicht kommen. Gr.

*

Traum und Tag

Zur letzten Rede Lloyd Georges bemerkt der bekannte Parlamentarier Freiherr von Zedlitz im „Tag":

„Den Träumereien von einem Verständigungsfrieden mit England, von denen man auch in der Reichsregierung nicht ganz frei war (und noch nicht ist. D. T.), hat Lloyd Georges Rede ein jähes Ende bereitet. Auch hier liegt jetzt der Weg klar vor uns. Mit England gibt es, sofern nicht ein gänzlicher Umschwung in der Stimmung nicht nur der englischen Regierung, sondern auch des englischen Volkes eintritt, nur einen Machtfrieden als Frucht unseres Sieges. Sieg aber ist auch die volkspsychologische Voraussetzung einer gründlichen Umstimmung der Engländer. Alle Glieder des Inselvolks haben schon mit der Muttermilch die Überzeugung eingesogen, daß England keinen Krieg verlieren kann, der Ausfluß dieser fest eingewurzelten Überzeugung sind die englischen Kriegsziele. Ein Umschwung ist daher nur zu erwarten, wenn die Engländer sich nicht mehr verhehlen können, daß sie in diesem Kriege nicht die Sieger, sondern die Besiegten sind."

*

Die Politik der fremden Gedanken

Unter diesem treffenden Stichwort schreiben die „Berl. Neuesten Nachrichten":

„Der schwere, grundsätzliche und nicht wieder auszugleichende Fehler unserer Vertreter in Brest-Litowsk wie unserer auswärtigen Politik überhaupt war, daß sie die vom Gegner formulierten Gedanken als Ausgangslinien und Rahmen der Beratungen annahmen. Diese schön klingende Ideologie vom ‚Selbstbestimmungsrecht der Völker', die vor der harten, unerbittlichen Wahrheit der Staatengeschichte zu einem Schemen oder zu einem Ferment staatlicher Zersetzung wird, ist nicht der einzige fremde Gedanke, den unsere Politik aufgriff. Sie hat nicht gezögert, auch den anderen von dem ‚Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen' sich zu eigen zu machen. Und sie hat dasselbe getan mit dem Gedanken von dem überstaatlichen ‚Völkerbund' und dem von der ‚Beschränkung der Rüstungen'. Wir wollen hier gar nicht untersuchen, ob und wieweit diese Ideen an sich gesund und überhaupt zu verwirklichen sind. Ungesund und schwächlich ist aber jedenfalls der Zustand, daß Deutschland, das sich in dreieinhalb Kriegsjahren niemals strategisch ‚das Gesetz des Handelns' aus der Hand nehmen ließ und dieser folgerichtigen Energie vor allem seine militärischen Erfolge verdankt, politisch mit vollendeter Hilflosigkeit dieses Gesetz des Handelns seinen Gegnern überläßt und, ohne auch nur ein einziges Mal ihnen einen eigenen Gedanken gegenüberzustellen, die ihrigen der Reihe nach aufnimmt. Sie sind von Amerikanern, Engländern, Russen sicherlich nicht ausgesprochen worden, weil sie den Lebensnotwendigkeiten des Deutschen Reiches gerecht würden. Im Gegenteil, denn drüben weiß man, daß, wie der Krieg nur die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, so die Politik keine anderen Ziele haben kann als der Krieg. Und die sind eben das Mattsetzen des Gegners . . .

Wenn der Gedanke des britischen Imperiums, der mit dem von ihm unzertrennlichen Anspruch auf die unbedingte Seeherrschaft so viel Vergewaltigung fremder Interessen einschließt, trotzdem seit einem Jahrhundert und heute noch von fast der ganzen Welt so gut wie widerspruchslos getragen wird, so deshalb, weil England ihn in seiner ganzen Politik von jeher mit rücksichtsloser und unbeirrbarer Folgerichtigkeit vertrat und so schließlich die Überzeugung, wenn nicht von seiner Naturnotwendigkeit, so doch von seiner Unvermeidlichkeit hervorrief."

Deutsche Treue?

Der Rat von Flandern erklärt feierlich die Selbständigkeit der Vlamen, — auch vom ehemaligen Königreich Belgien —, gibt in aller Form seine Erwartung und Zuversicht auf den Schutz Deutschlands kund, will sich also an diesen Schutz anlehnen, und diese Tatsache wird einen vollen Monat lang der deutschen Öffentlichkeit vorenthalten, — das, wie der „Deutsche Kurier" mit Recht unterstreicht, „in einer Zeit, die vom Schlagwort des Selbstbestimmungsrechts der Völker widerhallt und durch die russische Auslegung dieses Begriffes deutsche Lebensbelange im Osten gefährdet werden":

„Seit langem schon steuerte die vlämische Bewegung auf dieses Ziel hin. Bei aller Genugtuung über die in der Schulpolitik der deutschen Zivilverwaltung und über die sie fortsetzende und erweiternde Verwaltungstrennung waren die klarblickenden Vlamen sich niemals darüber im Zweifel, daß solche mit Dank aufgenommene Förderung ihrer Volkstumsbestrebungen erst dann gegen Rückschläge dauernd gesichert sein würden, wenn sie durch volle politische Trennung Flanderns vom wallonischen Teil des ehemaligen Zwangsstaates Belgien gekrönt würde. Dieser Einsicht und diesem Willen hat nun der Rat von Flandern durch seine Kundgebung vom 22. Dezember 1917 feierlichen Ausdruck gegeben; anstatt aber diese hochpolitische Handlung unverzüglich für eine kraftvolle deutsche Kriegszielpolitik im Westen auszunutzen, erfährt die Öffentlichkeit bis zum heutigen Tage überhaupt nichts davon, gerade als ob der deutschen Regierung ihre überdiplomatischen Zirkel dadurch peinlich gestört worden wären. Sie dürfte sich nicht darüber beklagen, wenn sich in Erinnerung an die beklemmenden Erfahrungen, die das deutsche Volk mit ihrer England gegenüber verfolgten Politik von Bethmann Hollweg an bis hin zu Kühlmann machen wußte, der Verdacht regte, daß erst im Verlaufe der endlosen Erwägungen, die diese vier Wochen sicherlich angefüllt haben, die Abschwächung der Brüsseler Kundgebung durch die Mandatsniederlegung des Rates von Flandern ‚in Verfolgung dieser Erklärung' vereinbart sein könnte."

„Wir" haben's wirklich nicht nötig, die Sympathien, deren wir uns in der Welt noch erfreuen dürfen, zugeknöpft und kaltschnäuzig zurückzustoßen —: es sind ihrer nicht gar viele! Aber die Vlamen haben eben den Makel, daß sie uns — stammesverwandt sind, auch das ist so unsere Art, moralische Eroberungen zu machen: die Feinde umbuhlen, die Freunde verleugnen. So haben wir's ja auch mit unseren leiblichen Brüdern in Österreich-Ungarn, in den baltischen Provinzen, in Amerika, in der ganzen Welt geübt und glaubten wunder wie klug und „realpolitisch" zu „kalkulieren", wir geschäftstüchtigen Pfiffikusse, und wunder welchen Dank von den Fremden einzuheimsen. Wir haben ihn erlebt, den Dank, und werden ihn fürder erleben. Deutsche Treue? — Und wir schelten die Engländer Krämerseelen! An welchen fremden Strand auch der Engländer verschlagen sein möge, — er steht unter Englands Schutz, sein Volk und Land verläßt ihn nicht! Gr.

*

Die Balten und das „Selbstbestimmungsrecht"

Den Kern der Sache hebt Prof. Dr. Volck aus dem ihn verhüllenden gleißnerischen Phrasennebel heraus, wenn er in der „Südd. Ztg." feststellt:

Hohnlachend hat Scheidemann von den nur 7½ % deutscher Bevölkerung in den baltischen Provinzen gesprochen; paßt es der Sozialdemokratie, so tritt sie mit dem Schaum vor dem Munde für Minoritäten ein. Wie nun, wenn diese 7½ % die ganze Kultur des Landes vertreten, wenn diese ‚nur 7½ %' das Land bis auf den heutigen Tag deutsch erhalten haben, wenn diese Deutschen sich aus dem stündlichen Kampf um ihre nationalen Güter heraussehnen, wenn sie wissen, daß es um sie und die deutsche Kultur des Landes geschehen ist, wenn nicht bald Hilfe kommt, da ihre

Kräfte zur Neige gehen? Und neben ihnen steht ihr großer, starker Bruder und tröstet sie mit der Absicht, sie zu befreien, wenn es Letten, Russen und Esten so gefällt!

Im Kulturleben entscheiden nicht Majoritäten, sondern Autoritäten; unsere völkische Pflicht ist es, das Land so zu befreien, daß deutscher Einfluß gewahrt bleibt; auch Letten und Esten werden es uns danken, denn wenn sie von Sitte und Kultur reden dürfen, so verdanken sie das den 7½ % Deutschen; und eine Infamie ist es, zu behaupten, daß Esten und Letten unter der ‚deutschen Herrschaft' geseufzt haben; Wohlhabenheit und Bildung verdanken sie ihr.

Bevor wir unsere siegreichen Fahnen mit den Lappen des Selbstbestimmungsrechts verunstalten, wollen wir unserer Selbstbestimmungspflicht gedenken.

Das Wort Treitschkes gilt auch für Völker: ‚Denn jedes Wirken eines starken Mannes ist seiner Natur nach einseitig, ist undankbar ohne rechtschaffenen Haß und tiefen Ekel. Und wir am wenigsten wollen jene windelweichen Narren verherrlichen, welche heutzutage uns allzu oft einen ehrlichen Mann mit dem hautgout ihrer Bildung die Luft verpesten, welche vor lauter Bildung gegen fremde Ansichten nie zu einer eigenen Meinung, vor lauter Anerkennung fremden Rechts nie zu entschlossener Tat gelangen.'"

*

Hinter den Spiegel stecken

sollten sich unsere politischen Waschweiber mit dem „Mannesmut vor Königsthronen" und den schlotternden Knickebeinen vor der Aristokratie der Straße, was ihnen (am 19. Januar) der preußische Finanzminister Dr. Hergt im Abgeordnetenhause durch die Blume zwar, aber doch deutlich genug zu verstehen gab:

„Von welcher Seite man die Dinge auch immer ansieht, sei es von der finanziellen oder militärischen Seite oder sonst, — nicht der geringste Grund liegt vor, bange zu sein. Wir dürfen vielmehr bei den Leistungen von Heer und Flotte stolz auf unser Deutschtum sein und stolz auf das, was wir geleistet haben. Mit diesem Gefühle brauchen wir nicht zurückzuhalten. Da muß einmal ein kräftiges Wort gesagt werden. Warum hält denn Lloyd George jede Woche seine Rede? Er rechnet mit der psychologischen Wirkung auf das eigene Volk, auf das neutrale Ausland und auf unser Volk. Demgegenüber muß jeder Minister jede Gelegenheit benutzen, mit aller Deutlichkeit zu sagen, wie die Sache wirklich ist. Der Abg. Dr. Mehring hat gefragt, woher ich denn wüßte, daß die große Armee von jenseits des Ozeans nicht herüberkommen würde. Weiß Herr Dr. Mehring denn nichts von unserem U-Bootkrieg, den wir seit zehn bis elf Monaten führen? Weiß er denn nicht, daß dem Gegner die Schiffe von Tag zu Tag mehr fehlen, daß ihm zum Transporte einer großen Armee Hunderte von Schiffen fehlen? Beweisen kann ich das allerdings nicht, aber ich bin fest überzeugt, daß diese Armee nicht herüberkommt. Ich kann mich nur den Worten des Reichskanzlers anschließen: Wir stützen uns auf unsere Machtstellung, unsere loyale Gesinnung und unser gutes Recht."

Leider ist auch von diesen Mannesworten nicht zu erhoffen, daß sie unsere Bangebüxen zur Stubenreinheit erziehen werden. Wenn wenigstens unsere „Staatsmänner" aus ihrer unentwegten Duckmäuserdefensive zur politischen Offensive vorschreiten wollten! Aber auch das glaubt ja im Ernste keine Seele mehr. Gr.

*

Bethmann sel. Erben

Ein klassisches Zeugnis für die Ausführungen im „Tagebuch" dieses Heftes: daß alles, was sich politisch jetzt bei uns abspielt, im Grunde nichts anderes sei, als die Liquidation der Bethmannschen Konkursmasse. Es ist der Staatssekretär des Auswärtigen, Herr von Kühlmann selbst, also ein Erbe seines mit Ach und Krach abgetretenen Vorgängers, der im Reichstage darauf hinwies, daß „der Ursprung der von

uns vertretenen Politik weit zurückliegt . . ." Diese hänge organisch zusammen mit der Schaffung eines selbständigen Polens, und in Akten aus dem Frühjahr 1917 sei unter der Kanzlerschaft des Herrn v. Bethmann Hollweg die Politik in dem Umfange, wie sie jetzt vertreten worden ist, „maßgebend niedergelegt worden".

Soll das vielleicht eine Entschuldigung sein? Es ist viel eher eine Selbstanklage. Denn hier gesteht Herr von Kühlmann selbst, daß für ihn die vor aller Welt als verderblich und gemeinschädlich verurteilte „Politik" des Herrn von Bethmann noch immer „maßgebend" sei? Bei diesem Bekenntnis hätte es Herr von Kühlmann füglich bewenden lassen und sich alles weitere Reden sparen können, denn damit ist alles gesagt. Aber wer, der einigermaßen über die politische Vergangenheit dieses eingeschworenen Bethmannbekenners und Bekämpfers des U-Boot-Krieges unterrichtet war, durfte anderes von ihm erwarten? Gespannt darf man nur noch darauf sein, wie lange und in welchem „Rahmen" der uneingeschränkte U-Boot-Krieg noch fortgeführt werden wird? Gewühlt gegen ihn wurde hinter den Kulissen schon lange, jetzt scheinen gewisse Anzeichen dahin zu weisen, daß man sich in aller Öffentlichkeit hervorwagen will. Gr.

*

Deutscher Stolz

Durch die Blätter macht die Nachricht die Runde, daß an der technischen Hochschule in Breslau ein Chinese zum Dr.-Ing. promoviert wurde, trotzdem China mit uns im Kriege liegt.

Es gibt in der Tat immer noch Leute, die auf diese „Vorurteilslosigkeit" stolz sind. Andere sehen darin eine strafwürdige Dummheit, deren Voraussetzungen an Landesverrat grenzen, wenn wir an die Erfahrungen mit den, ach so gefeierten, japanischen Studenten denken. St.

*

Der Mann aus Buttenhausen

Dem großen Staatsmanne und Heiligen aus dem mit Recht durch ihn berühmt gewordenen Örtchen widmet die Monatsschrift „Auf Vorposten" eine eindringliche Charakterstudie, aus der folgende Feststellungen weiteren Kreisen bekannt zu werden verdienen:

„Das letzte Ereignis bilden die Unterhandlungen Erzbergers mit England. Er hat bereits eingestanden, daß er, angeblich im Auftrage des Papstes, in der Schweiz mit Engländern verhandelt und dabei Redensarten gebraucht hätte, als sei er Kanzler des Deutschen Reiches. Kluge Staatsmänner haben sich durch dieses Getue schwerlich beeinflussen lassen, doch mögen sie daraus immerhin den Schluß ziehen, daß der Umsturz in Rußland auf uns bereits eingewirkt habe. Uns erscheint die Feststellung ungleich wichtiger, wo Erzberger die Engländer gesprochen hat. In einer Sitzung von Vertretern der rheinisch-westfälischen Zentrumspresse, die etwa am 20. September in Köln stattfand, sagte der Vorsitzende nach einem Lobgesang auf den Mann aus Buttenhausen, Erzberger käme direkt aus London, wohin er im Auftrage des Papstes gefahren sei! Wir glauben nicht, daß der Redner die Schweiz mit England verwechselt hat. Wenn Erzberger aber in London war, so würde sich die Feststellung lohnen, ob er über Holland oder über die Schweiz und Frankreich gefahren ist. Sein Paß müßte darüber Auskunft geben.

Mathias Erzberger ist nicht nur als Schriftleiter tätig, er gehört vielmehr zu jenem kleinen Kreise der Riezler, Iversen, Helphand, Segel, Winz, Scheidemann, Valentin usw., die vom früheren Reichskanzler mit besonderen Aufträgen begnadet wurden. Seine Haupttätigkeit widmete Erzberger der Bekämpfung des U-Boot-Krieges. Als Herr von Bethmann Hollweg bei der Ankündigung, daß der unbeschränkte U-Boot-Krieg am 1. Februar 1917 eröffnet werden solle, die verblüffende Erklärung abgab, er sei niemals grundsätzlich Gegner des U-Boot-

Krieges gewesen, reiste sein Vertrauter Erzberger nach Wien, um durch Mittelspersonen bei der Kaiserin Stimmung gegen den U-Boot-Krieg zu machen!

Die schriftstellerische und politische Arbeit hat den Rastlosen nicht davon abgehalten, seine Tätigkeit auch im Geschäftsleben zu entfalten: Er war Mitglied des Aufsichtsrates der Aktiengesellschaft für Hüttenbetrieb zu Duisburg-Meiderich (Aktienges. Thyssen und Co.), der außer ihm nur der Begründer Dr. August Thyssen (auf Schloß Landsberg), Ing. Fritz Thyssen (Mülheim-Ruhr), Baron Dr. Heinrich Thyssen (Bornemissza auf Schloß Rohonez in Ungarn) und der Generaldirektor Franz Dahl (Bruckhausen), angehören. Außerdem war er im Grubenvorstande der Gewerkschaft Deutscher Kaiser in Hamborn, die ebenfalls der Familie Thyssen gehört."

*

Eine kleine Belehrung

In Frankfurt a. M. hat sich am 13. Januar Staatssekretär a. D. Dr. Dernburg gegen die „verhetzende und kriegsverlängernde" Agitation der Vaterlandspartei gewandt, indem er die Frage aufwarf, ob denn Deutschlands Zustand vor dem Kriege so unerträglich gewesen sei, daß seine annähernde Wiederherstellung ein Unheil sei. Die „Kreuzztg." trägt keine Bedenken, diese Frage zu bejahen. „Dieser Krieg hat uns eben alle unsere Schäden und Blößen enthüllt, die uns bis dahin nicht genügend zum Bewußtsein gekommen waren. Über die Mangelhaftigkeit unserer Ostgrenze haben wir uns zur Genüge geäußert. Vor den schlimmsten Folgen dieses Mangels hat uns nur das Genie unserer großen Feldherren bewahrt. Ohne das hätten wir den Krieg nicht fortführen können, weil es uns an Brot und infolge des Verlustes der oberschlesischen Bergwerke an Rüstungsmaterial gefehlt hätte. Im Westen war es die schlechte militärische Vorbereitung unserer Feinde, die uns die Gefährdung unseres dortigen Industriegebietes ersparte. Dürfen wir darauf für alle Zukunft bauen? Uns scheint das um so weniger, als die führende Rolle hier künftig an England übergehen wird. Es heißt für uns, sich leichtfertig in Gefahr begeben, wenn wir dagegen nicht vorbauen, indem wir Belgien nicht zum Einfallstor unserer Gegner werden lassen . . . Und so liegen die Dinge nicht, daß jede größere Forderung auch eine Verlängerung des Krieges bedeutete. Ist der Kriegswille unserer Feinde einmal gebrochen, so hängt der Friede nicht von einem Mehr oder Minder unserer Forderungen ab. Denn wer unsere Feinde kennt, weiß ganz genau, daß sie sich zum Frieden erst dann bequemen werden, wenn sie zum Kriegführen nicht mehr die Kraft haben."

*

Höher geht's nimmer?

Das Badische Kultusministerium verbot die Mitwirkung des Mädchenchores einer Karlsruher Volksschule bei der Reichsgründungsfeier der Vaterlandspartei. (Voss. Ztg. v. 23. 1. 1918, Abendausg.)

Höher geht's nimmer? Abwarten. Es wird wohl noch manches — „in die Luft" gehen müssen, bis manchen die fahle Erkenntnis dämmert, wohin sie sich haben treiben lassen. Die Toten reiten schnell! Gr.

*

Altheidelberg, an Ehren reich

Auch die großen alten Ehren der Neckar-Universität beginnen sich merklich in Neuorientierung zu verfärben. Jetzt hat die juristische Fakultät zu ihrem Ehrendoktor den Besitzer der allbekannten Inseraten-Agentur und des Berliner Tageblattes ausgewählt. Es bleibt die Wahl, ob man die Erklärung dieses dem viro illustrissimo Rudolph Mosse h. c. aufs Haupt gesetzten Doktorhuts mehr in seiner nationalen Bedeutung im Ganzen erkennen will, oder in der Erwiderung der 100000 Emmchen, die er aus den blühenden Einnahmen seines geistigen Unterbietungsgeschäfts zuvor der Heidelberger Universität für ein „Mommsen-Stipendium" angetragen hatte. Bei der weitgehenden Beeiferung deutscher Hochschulen, händlerische Größen neuerdings mit Ehrendoktern über die misera

plebs des mit einem kleinen Staatsgehalt sich durchs Leben schlagenden akademischen Proletariats hinauszurücken, wäre in gedachten 100000 M. immerhin die Einführung einer gewissen Taxe zu begrüßen.

Mommsen hat so wenig in Heidelberg gelehrt, als Herr Rudolph Mosse dort studierte. Was diese Stiftung, wo doch Berlin so „nahe lag“, statt dessen nach Heidelberg führte, errät man leichter, wenn man in der „Süddeutschen Zeitung“ liest, daß sich 32 Lehrer der Heidelberger Hochschule **gegen die deutsche Vaterlandspartei erklärten**, in der von den Fremdstämmigen eine Bedrohung ihrer Herrschaft gewittert wird. Allerdings sind die 32 eine Minderheit, aber eine zielbewußte, wenn auch einige der Herren ihr Stammesbewußtsein, soweit es ihre persönliche Abkunft angeht, mit Verschleierung zu behandeln lieben. Die Süddeutsche Zeitung, die bei der Erwähnung der **älteren** Heidelberger Sinnesrichtung auch an die Gründung der älteren „Deutschen Zeitung“ 1847 im Kreise der Heidelberger Professoren, an Ludw. Häusser, an Hausrath, an den erst kürzlich verstorbenen Juristen Bekker hätte erinnern können, fügt hinzu: „Der Geist eines Treitschke, Erdmannsdörffer und Dietrich Schäfer **weht nicht mehr** über Heidelberg, man segelt im Fahrwasser der ‚**Frankfurter Zeitung**‘. **Da darf es nicht verwundern und erstaunen, wenn die Herren Anschütz,** Driesch, Gothein, Goldschmidt, Gottlieb, Heinsheimer, Jaspers, von Lilienthal, Homburger, Salomon u. a. in der Gründung der ‚Deutschen Vaterlandspartei‘ eine ‚Sprengung der Einheit‘ erblicken.“ — y —

*

Sonderbare Mittelstandspolitik

In Württemberg klagen die ansässigen Geschäftsleute darüber, daß von den Behörden heimische kleinere Banken zurückgesetzt und Großbanken bevorzugt werden. So wurde für die städtische Milchversorgungsgesellschaft die Zweiganstalt der Darmstädter Bank herangezogen und die Stuttgarter „Bank für Haus- und Grundbesitz“ übergangen, ferner die staatliche Fleischversorgungsstelle mit der Dresdner Bank in Verbindung gebracht, obwohl sich die genossenschaftliche Bank der Stuttgarter Schlächtermeister darum beworben hatte. Mit begreiflichem Unmut bemerkte dazu die „Stuttgarter „Geschäftswehr“: „Kürzlich hatten wir Gelegenheit, der Versammlung der Genossenschaftsbanken des Landes anzuwohnen. Da hielt der Vorsitzende der Kgl. Zentralstelle für Gewerbe und Handel, Staatsrat von Mosthaf, eine große Lobrede auf die Genossenschaftsidee. Auch sonst kann man von Staats- und städt. Behörden bei jeder passenden und nicht passenden Gelegenheit den Rat hören, der kaufmännische und gewerbliche Mittelstand möge sich mehr als seither der Genossenschaften zu seiner wirtschaftlichen Kräftigung bedienen.

Das ist die Theorie — in der Praxis arbeitet man dem Großkapital in die Hände. Es ist kein Wunder, wenn kürzlich ein im Heeresdienst befindlicher Geschäftsmann zu uns äußerte: an den maßgebenden Stellen kommt zuerst das Großkapital, dann werden die Wünsche der Herren von der Sozialdemokratie befriedigt, für den frei erwerbenden Bürger des Mittelstandes bleiben dann übrig: die Redensarten, die Steuern und die Strafen.“ D.

*

Wohin zielt das?

Wir haben schon eine lange Reihe von Fällen aufgezählt, in denen auf Gebieten Riesengewinne erzielt werden, auf denen die Allgemeinheit Mangel leidet. Aber ein ungeheuerlicherer Fall, als ihn die „Schwäbische Tagwacht“ der Zuckerfabrik Cannstatt nachweist, ist uns doch noch nicht begegnet. Die im abgelaufenen Geschäftsjahr erzielten Überschüsse sind so riesig, daß aller Scharfsinn aufgeboten werden muß, um sie unterzubringen. Der Wucherverdienst von 25 % Dividende verzehrt nur einen winzigen Teil. Abgeschrieben ist auch schon alles, die Reserven sind überfüllt, so wußte man sich nicht anders zu helfen, als daß man den Herren Aktionären neue Aktien schenkt,

und zwar auf je drei alte eine neue. Ständen die Aktien auf pari, so ergäbe sich auf diese Weise eine Dividende von 58½ %, da aber die Aktien der Zuckerfabrik Cannstatt zurzeit auf 540 % stehen, so ergibt sich folgende Rechnung: Der Besitzer von drei Aktien im Nennwert von zusammen 3000 Mk. bekommt zunächst für dieses Kapital 750 Mk. jährliche Dividende. Daneben aber erhält er als besonderes Geschenk eine neue Aktie im Wert von 5400 Mk. Dazu die Dividende gerechnet, bringen ihm Papiere im Nennwert von 3000 Mk. einen Jahresgewinn von 6150 Mk. ein. Das sind über 200 Proz.!

Man kann dazu eigentlich nichts mehr sagen. Auch der friedlichste Bürger hat einem derartigen schamlosen Treiben gegenüber wohl nur den einen Wunsch: Dreinschlagen. Unsere Regierung versagt in kläglichster Weise. Gehören doch die Zuckerfabriken zu jenen geschäftlichen Unternehmungen, denen erneut sehr stark erhöhte Preise bewilligt worden sind, damit sie wirtschaftlich „durchhalten“ können. Wohin will eigentlich die Regierung mit derartigen Maßnahmen? Wenn die Sozialdemokratie eine halbwegs vernünftige Außenpolitik triebe, würde ihr der ganze Mittelstand zuströmen. Nicht, als ob sie eine besondere Wirksamkeit in der Bekämpfung dieser Verhältnisse entwickelt hätte, sondern lediglich aus Wut über eine Regierung, die nach all den Lehren von bald vier Jahren dem wucherischen Kapitalismus in kindlicher und kindischer Hilflosigkeit gegenübersteht. K. St.

*

Naiv oder —?

Infolge der Friedensverhandlungen mit Rußland machen sich auf einigen Absatzgebieten, auf denen mit Einfuhr aus Rußland zu rechnen ist, beträchtliche Preisrückgänge bemerkbar. Außerdem sind solche eine ganz natürliche Folge der Steigerung der deutschen Valuta im Ausland. Über diese Erscheinung herrscht aber keineswegs allgemeine Befriedigung. Es gibt eben ganz beträchtliche Kreise in Deutschland, denen weder das Wohl der Verbraucher, noch das der Allgemeinheit besonders am Herzen liegt, die vielmehr lediglich auf ihren Sondervorteil bedacht sind.

Eine ganz wahnwitzige Preissteigerung hatte im Pelzhandel Platz gegriffen, und gerade hier war ja zuerst eine Einwirkung von einer Verständigung mit Rußland zu erwarten, so daß schon zu Weihnachten eine starke Zurückhaltung im Pelzeinkaufe geübt wurde. Darüber ein „heiliger“ Zorn bei den Beherrschern des Leipziger Rauchwarengroßmarktes. Sie versuchen es nun mit der „Aufklärung“ auch durch die kleinere Presse. So bringt der „Steglitzer Anzeiger“ einen Artikel, daß der erwartete Preissturz „durchgängig unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht eintreten kann. Erstens bieten die Friedensverhandlungen mit Rußland noch keine Grundlage für Einfuhr und stärkeres Angebot, und zweitens ist es unmöglich, daß die Pelzkleinhändler, die zu sehr hohen Preisen einkaufen mußten, die Ware mit großen Verlusten abgeben können“.

Ist das nun eine geradezu ergreifend rührende Naivität, oder ist es eine Dreistigkeit, die in der wahnwitzigen Geschäftsgier dieser Kriegszeit auch den letzten Rest von Scham eingebüßt hat? Nun haben die Herrschaften jahrelang die verbrecherischen Gewinne eingesteckt, haben ihre alten Warenbestände zurückgehalten und verheimlicht, um die mit allen Mitteln einer gewissenlosen Geschäftsmacherei gesteigerte Konjunktur auszunutzen! Das Publikum mußte stillhalten, und wer sich den leisesten Einwand gestattete, wurde in geradezu schäbiger Weise abgefertigt. Nun aber, wo das Spiel sich umdreht, wird Zeter geschrien, und sicher wird es uns bald als vaterländische Pflicht eingeredet, doch ja die hohen Preise noch länger zu bewilligen, damit die Geschäftsleute keinen Schaden erleiden. Ach, wie besorgt doch die Großhändler um die armen Kleinhändler sind! Gewiß bewährt sich auch in diesem Falle, daß die kleinen Diebe gehängt werden und die großen Gauner davonkommen. Aber mit dieser elenden Heuchelei sollte man uns doch wenigstens verschonen. K. St.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Winterpracht L. v. Senger

Beilage zum Türmer



XX. Jahrg. Erstes Märzheft 1918 Heft 11

Schicksalsstunde · Von Franz Lüdtke

Nun kam die Schicksalsstunde,
Nun will der Meister sehn,
Ob in der Völkerrunde
Wir treu dem Gottesbunde
Der Prüfung schwersten Tag bestehn.

Heil uns, wenn wir entfernten,
Was Trug und Furcht gelehrt;
Wenn wir vom Schicksal lernten,
Wie man der Zukunft Ernten
In seines Volkes Scheuern fährt.

Heil uns, wenn wir vom Schlechten
Uns scheiden immerdar,
Wenn wir, die Starken, Echten,
Den heiligen Sieg erfechten
Als unsers Herrn erwählte Schar!

Dann von den Bergen schreitet
Der Friede in das Tal!
Aus Gottes Höhen gleitet
Sein lichter Schein und breitet
Sich über Deutschland allzumal. . .



Die Politik der Furcht

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Nur politische Kinder dürfen sich heute noch wundern, daß die englische Regierung es mit der Aufnahme ernsthafter Friedensverhandlungen durchaus nicht eilig hat. Mit dem von unserer Reichstagsmehrheit ausgestellten, von den Regierungen der Mittelmächte gegengezeichneten Freibrief auf unbegrenzte straflose Kriegsverlängerung in der Tasche? Mit der fröhlichen Zuversicht auf unsere innere Auflösung und die Zerbröckelung unserer Bündnisse in erwarteter naher Sicht?

Die Engländer haben den Deutschen von Anfang des Krieges an richtiger eingeschätzt, als wir selbst. Sie wußten, wen sie vor sich hatten: den ewigen Michel, der zwar im ersten Löwenzorn die ganze Welt mit seinen mächtigen Pranken niederschlagen kann, dann aber sich bald wieder darauf besinnt, daß wir „doch alle Menschen", „alle Brüder" seien, und die feindlichen wahrscheinlich die wertvolleren, vornehmeren. Daß man doch für wichtigere Güter zu kämpfen habe, als für die Sicherung, den Ausbau, die Wohlfahrt des eigenen Hauses, nämlich für „Freiheit", „Gleichheit", „Demokratie", „Völkerverbrüderung", für die „Welt" schlechthin. Die Engländer wußten aber auch, daß der moralische Mut des Deutschen (also etwa, was Bismarck unter „Zivilcourage" verstand) im umgekehrten Verhältnisse zu seinem kriegerischen Heldentum steht. Sie sahen klar voraus, in welcher Geistesverfassung sie uns antreffen würden, wenn der Krieg erst einige Jahre über uns hingegangen war, und sie Zeit gehabt hatten, mit den, wenn auch noch so lächerlichen, so doch nie versagenden Suggestionen verwirrender Schlagworte und tönender Phrasen auf das „deutsche Gemüt" einzuwirken.

Die Regie war meisterhaft. Meisterhaft? Nun ja — in ihrer Rechnung auf das „deutsche Gemüt", ansonsten von primitiver Dürftigkeit und beleidigender Plumpheit. Der große Menschheitsapostel Wilson und sein englischer, nicht minder selbstloser Bruder teilen sich zunächst in das Spiel; der eine wirft dem andern verständnisinnig den Ball zu. Schmunzelnd, augenzwinkernd: lange wird das dumme deutsche Luder es nicht aushalten, als Unbeteiligter — neidisch noch gar! — abseits zu stehen. Und siehe da — schon hat unser guter Michel den feindlichen Ball zuvorkommend aufgegriffen und wirft ihn treuherzig dem Amerikaner und dem Engländer wieder zu, hochbeglückt und -geehrt, von ihnen als „Partner" angenommen zu werden. Und dann drückt er den Ball noch seiner Regierung in die Hand, die darin — eine ersehnte „gottgewollte Abhängigkeit" begrüßt. Denn die Furcht vor der eigenen Unabhängigkeit ist groß; Unabhängigkeit fordert selbständiges Handeln, klare Entschlüsse, durchgreifenden Willen — legt Verantwortungen auf, die peinlich werden können. Was ein wahrer Weiser und Staatsmann ist, läßt es darauf nicht ankommen: er erhebt (nach einem guten Worte des Grafen Reventlow) „die Furcht zur Weltanschauung" und zieht sich das schützende Deckbett „gottgewollter Abhängigkeiten" über die Ohren.

Die englische Rechnung stimmte nur zu gut: wenn man den deutschen Leithämmeln nur ausländisch Futter in ihre Parteiraufen schüttet und das deutsche Schaf mit Phrasen und Schlagworten gut einseift, wird es bald die Schur noch als Wohltat empfinden, ja es wird stürmisch begehren, geschoren zu werden, es wird als seinen schlimmsten Feind anblöken, wer es in diesem Streben hindern will. Sind es nicht gerade genug deutscher Schafe, die es kaum noch erwarten können, von ihren bekannten Leithämmeln der Schur zugeführt zu werden? Rufen sie nicht täglich zu den Feinden hinüber: Kommt und scheret uns! Seht, wir tun ja alles, um euch freie Bahn zu schaffen! Wir streiken in den Rüstungswerkstätten, fallen unseren eigenen kämpfenden Brüdern in den Rücken — ob es schon Arbeiter sind, wie wir, und sonst zum allergrößten Teil auch nur arme Leute und sicher keine Kapitalisten. Wir bedrohen unsere Regierung, unser eigenes Volk und Vaterland mit Verrat und Treubruch, wir besudeln die Namen unserer großen Heerführer, die uns und unseren Frauen und Kindern Leben und Freiheit, Haus und Herd gerettet haben, — alles geben wir preis, nur damit ihr uns mit eurer französisch-englisch-amerikanisch-russischen Freiheit und Demokratie und Völkerverbrüderung beglückt. Und die draußen sind Gemütsmenschen. Sie schüren das Feuer und schmieden die Scheere zur großen deutschen Schafschur. Lloyd George redet und Wilson redet und Trotzki redet erst recht — „wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit (der Schafschur) munter fort". Und der amtliche deutsche Draht mit dem ganzen Pressechor erschöpft sich darin, diesen Reden unentgeltlich, d. h. auf unsere Kosten, denkbar weitestes Gehör zu verschaffen. Derweil Herr Trotzki die deutschen politischen Vertreter in Brest-Litowsk an der Nase herumführt, am Narrenseil tanzen läßt und seinen Sessel am Verhandlungstisch als Tribüne benützt, um die Völker im Deutschen Reiche und in Österreich-Ungarn gegen ihre eigenen Regierungen und Länder aufzupeitschen, ist der amtliche Apparat (mit dem ganzen Pressechor) treu besorgt, dieses Hetzevangelium in die letzte deutsche Arbeiterwohnung und Bauernhütte zu tragen. Die Wahrheit hat ein dänisches Blatt über Trotzkis Auftreten in Brest-Litowsk gesagt: „Dort steht ein einfacher Proletarier mit den Händen in den Taschen, droht und verhöhnt die stärkste Militärmacht der Welt, und diese muß sich beugen!" — „Muß"? Leider! Aber doch nur, weil es eine Politik der *Furcht* nicht anders wollte. Denn sonst hätte sie ja immerhin etwas wagen müssen und das ging über ihre Kraft.

Hier liegt die Wurzel des Übels nackt und bloß vor unsern Augen da. Hier löst sich auch das Rätsel der „Zwangsläufigkeit" unserer äußer- und innerpolitischen Abstürze von den Gipfeln unerhörter militärischen Erfolge, der ganzen unheilvollen Kette ineinandergreifender politischer Niederlagen und Demütigungen nach außen und innen.

Gewiß ist es die in ihren wühlenden und treibenden *Führern* verkörperte deutsche Sozialdemokratie, die das schlimmste Zersetzungsferment in unsere siegessichere Einheit und Geschlossenheit gebohrt, unsere Siege entwertet, uns den schwersten Stein in den Weg zum Aufstieg aus dem eingepferchten kleineren Deutschland in ein freieres und größeres gerollt hat. Das wird diesen Volksverrätern kein Regen abwaschen; sie sind mit *die Schuldigsten an der Kriegsverlänge-*



rung, denn sie haben durch ihre Drohungen, aus den Reihen zu treten, durch ihre wenig oder gar nicht mehr verhüllten Aufreizungen zur Felonie den Feinden immer wieder die Zuversicht auf einen baldigen inneren Zusammenbruch unserer Widerstandskraft eingepflanzt und sie dadurch angefeuert, den Krieg bis zur erhofften Selbsterfüllung unseres Geschicks fortzusetzen. Das durch ihre Schuld unnütz vergossene Blut bleibt an ihnen kleben, sie sind gezeichnet!

Wer aber hat die Geister gerufen, die wir nun nicht mehr los werden? War es nicht die Regierung selbst? Hat Herr von Bethmann Hollweg, der sich einbildete, ein weitblickender Staatsmann zu sein, und der doch nur eine kurzatmige Tagelöhnerpolitik von der Hand in den Mund mit dekorativen allgemeinen Redensarten („Zeichen der Zeit", „freie Bahn dem Tüchtigen" usw.) zu machen wußte; dessen kleingläubiger, furchtsamer Seele der Blick ins Weite und Große verschlossen blieb, — hat dieser Mann nicht die Geister der Unterwelt erst heraufbeschworen, den „Tüchtigen" aus dem Acheron „freie Bahn" geschaffen?

Gewiß konnte nach der robusten, aber einfältigen Art der „Scharfmacherei" nicht weiter regiert werden; diese „Politik", deren unverdrossene Bekämpfung im Türmer mir viele Gegnerschaften und Schädigungen erwachsen ließ, hatte schon vor dem Kriege abgewirtschaftet. Gewiß durften die sozialdemokratisch wählenden Arbeitermassen nicht als Bürger und Deutsche zweiter Klasse behandelt, nicht von Polizei- und Verwaltungsbehörden auf das übelste und dümmste schikaniert, nicht von der praktischen Mitarbeit an allen Aufgaben der Staatsverwaltung ausgeschlossen werden. Unbedingt mußte ein erträgliches und verträgliches Verhältnis mit ihnen erstrebt werden. Aber ein solches Verhältnis herzustellen, das sich auf den festen Boden der gegebenen Staatsordnung gründete, aber freie Bahn der Entwicklung öffnete, dazu bedurfte es der festen, sicheren Hand eines Meisters, nicht der furchtsam tastenden, dann ins Dunkle greifenden, schließlich völlig erlahmenden eines überstudierten Lehrlings. War schon kein Meister da, — eine unverbrauchte tüchtige Kraft aus dem vollen Leben hätte es vorderhand auch geschafft. Nur ein trockener Pedant, der die Grenzen des Möglichen nach seiner eigenen engen Begrenztheit absteckte, durfte nicht kommen.

„Freie Bahn" wurde nicht den „Tüchtigen" geschaffen, sondern den Schreiern und Hetzern. Die waren, nachdem sie einmal Morgenluft gewittert hatten, nicht furchtsam. Da sie auf weiches Wachs trafen, das jedem Fingerdrucke gehorsam nachgab, so drückten sie immer ungenierter, drückten bis ihnen die willige Masse schier unter den Händen schmolz. Widerstand wurde kaum noch gewagt, das wäre — alle guten Geister — das wäre ja die — die „Rrrevolution"! Schon hörte man das rote Gespenst emsig mit seinen dürren Gebeinen klappern, aber das war ein kleines Mißverständnis: nur die eigenen Gebeine klapperten. (Vielleicht waren es auch die Zähne?)

Nie hätten sich die sogenannten „Unabhängigen" mit ihren Haase, Ledebour, Dittmann usw. aus ihren Mauslöchern, in die sie sich in den unvergeßlichen und doch von vielen leider schon vergessenen Augusttagen 1914 verkrochen hatten, so frech hervorgewagt, nie wäre es ihnen gelungen, weitere Kreise unserer an sich verständig und billig denkenden Arbeiterschaft mit ihren perfiden Künsten

zu umstricken und rein um alle Vernunft zu bringen, wenn dieser Gesellschaft von oben her die Behandlung zuteil geworden wäre, die ihr nach Recht und Gesetz allein gebührte; wenn sie dort auf einen festen unverrückbaren Willen gestoßen wären; und wenn die Regierung — dies nicht zuletzt! — für eine sachliche, aber eindringliche und furchtlose Aufklärung Sorge getragen hätte.

Aufklärung war das Gebot der Stunde, und nie war ein Boden empfänglicher als der jener Volksstimmung, die — bei allen Abirrungen — das Wehen und das Wehe des großen Erlebens noch durchzitterte. Die Scholle war gepflügt, der Mutterschoß lag offen, nun mußte wachsen, was da hineingesäet wurde. Doch — was tat die Regierung? Sie hielt sich nicht nur selbst eisig und ängstlich von jeder vaterländisch aufbauenden Aufklärung zurück, — sie unterdrückte und verfolgte sie mit allen Mitteln der ihr zu Gebote stehenden Staatsgewalt, sogar — immer objektiv gesprochen — unter Mißbrauch der Militärgewalt, die von Bethmann Hollweg in den Dienst seiner Zensurdiktatur gestellt wurde. Wenn hier immer wieder die Gestalt des Herrn von Bethmann aus der Versenkung auftauchen muß, so ist das sicher kein vergnügliches Wiedersehen, nur leider ein unentrinnbares, weil ja Herr von Bethmann — wie auch der Staatssekretär Herr von Kühlmann bekannt hat, die Grundlagen für unsere Politik gelegt hat und seine, Herrn von Bethmanns, „Grundsätze" auch für unsere heutige Politik „maßgebend" sind! Nach diesen „Grundsätzen" wurde denn auch verfahren, als man die Aufklärungsarbeit der Vaterlandspartei von Regierungs wegen ächtete, aber duldete, daß ihre Versammlungen von gewalttätigen Rotten systematisch gesprengt wurden. Das Verfahren war ja auch nur logisch, denn wenn man erwägt, daß die Grundsätze von Bethmanns auch für die folgenden Regierungen maßgebend sind, Grundsätze aber aus einer Weltanschauung fließen, und die Weltanschauung von Bethmanns eben die Furcht war, so handelte man nur folgerichtig, wenn man sich dem Dräuen und Toben einer von den Herren Scheidemann, Erzberger, Haußmann angeführten Reichstagsmehrheit löblich unterwarf. Von Dr. Michaelis darf man wohl annehmen, daß ihm das nicht leicht geworden ist. Aber — er mußte. Und man blieb auch nur im Bilde und im Rahmen der ererbten Weltanschauung („Was du ererbt von deinen Vätern hast" usw.), als man die „unabhängigen" Abgeordneten, die enge Gemeinschaft mit meuternden Matrosen gepflogen hatten, ohne Fehl und Makel, über irdisches Gericht erhaben befand.

Nach diesen „Grundsätzen" wird aber auch unsere auswärtige Politik nicht von den in ihr selbst liegenden Richtlinien, den gegebenen militärischen und politischen Tatsachen und Zielen entscheidend bestimmt, sondern von Rücksichten und Besorgnissen der inneren Politik. Nicht Mars regiert die Stunde, sondern die Furcht vor der Jakobinermütze, und der widernatürliche Zustand hat sich zum baren Unsinn ausgewachsen, seitdem eine nervenschwache Reichstagsmehrheit aus lauter Furcht vor der roten Mütze mit dem ganzen verbohrten Eigensinn kindisch gewordener Vergreisung sich selbst einen Geßlerhut auf die hohe Denkerstirn gestülpt hat, dem Reichsregierung, Bundesfürsten, womöglich auch noch Oberste Heeresleitung bei allen ihren Plänen, Entschlüssen, Handlungen, sogar Worten die Reverenz erweisen sollen! Daß eine auswärtige Politik in diesem Zeichen,

zumal in diesem Kriege, von Hause aus zur Unfruchtbarkeit und Erfolglosigkeit, wenn nicht Lächerlichkeit verurteilt ist, liegt für jeden, der sich nicht um sein bißchen gesunden Menschenverstand hat schwätzen lassen, auf der flachen Hand. Überdies beweisen es ja die Tatsachen.

Aber alles, was recht ist: diese „Politik" stammt so wenig von gestern oder vorgestern, wie Herr von Bethmann ihr einziger hervorragender Träger oder Bekenner war oder ist. Und schließlich hat jedes Volk die Politik und die Regierung, die es verdient. Unsere Politik war schon lange vor dem Weltkriege eine Politik der Schwäche, Zaghaftigkeit, Ziellosigkeit — ganz zu erkennen gab sie sich an ihren Früchten im Weltkriege. Aus lauter Furcht vor dem „Konflikt", der Gefahr, aus lauter ängstlichem Ausweichen sind wir ihr stracks in den Rachen gelaufen. Wir kannten nur „wirtschaftliche" Belange, jeder Gedanke an politische Machterweiterung erschien uns als Sünde wider den heiligen Geist der „Kultur" und — des Geschäfts. Möglichst viel verdienen und nichts riskieren war die Losung, und die Politik der „offenen Tür" die Zauberformel, die uns den Sesam öffnen sollte. Wir forderten ja keine politischen Rechte, nur wirtschaftliche Duldung an fremden Tischen und zeigten uns den Herrschaften auch erkenntlich, indem wir ihnen unsere mit Recht berühmte Bedienung stellten. Als ob nicht gerade die wirtschaftlichen Interessen der wundeste Punkt wären, an den wir bei den anderen Völkern rühren konnten, als ob sie nicht viel lieber über politische Dinge mit uns verhandelt hätten, als sich von uns wirtschaftlich „friedlich durchdringen", d. h. nach ihrer Auffassung: abhängig machen und übers Ohr hauen zu lassen! Der Erfolg dieser nur allzu bequemen und risikolosen Politik war, daß wir eines schönen Tages mit einem Tritt durch alle „offenen Türen" des Erdenrundes hinausflogen und alle unsere dort investierten Werte, nicht zuletzt die schönen Handels- und Reiseschiffe, dahinter lassen mußten. Höre man nun aber endlich auf mit dem moralischen Entrüstungsgewinsel über Englands Neid und Tücke. Mag das alles noch so wahr sein, so macht sich doch, wer den Schaden hat und nichts Besseres anzufangen weiß, als ihn vor aller Welt als gekränkte Leberwurst zu beschluchzen, nur lächerlich und widerlich. Was wollen wir denn eigentlich noch, nachdem Reichstag und Regierung auf jede Entschädigung, auch durch Landerwerb, die uns nicht etwa von unseren Gegnern aus reiner Freundschaft und Herzensgüte geschenkt würde, feierlich verzichtet haben, darüber hinaus sich noch bereit finden lassen wollen, dem Gegner „Schadenersatz" zu leisten? Wer so was über sich gewinnt, soll dann wenigstens den Geschmack haben, sich nicht wie ein verprügelter Junge auf die Gasse zu stellen und heulend den Hosenboden zu reiben!

Unser stürmisches „wirtschaftliches" Eindringen in aller Herren Länder, die reißende Überschwemmung aller fremden Märkte mit unseren Waren mußte ja schließlich die Eifersucht und den Argwohn der andern erwecken. An den Waren hatten sie nicht viel auszusetzen, an dem Wettbewerb um so mehr, zumal er sich jeweils in einem wenig anheimelnden Gemisch von auftrumpfendem Protzentum und streberhaftem Bedientertum geltend machte. Was Wunder, wenn ihnen das alles je länger, desto peinlicher auf die Nerven fiel? Das um so mehr, als diese Vorstöße von einer deutschen Politik begleitet wurden, die sich nicht eben des Rufes

der Festigkeit und Zuverlässigkeit erfreute und — gestehen wir's nur — auch nicht wohl erfreuen konnte. Denn diese Politik erschöpfte sich zwar in Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten gegen alle Welt, wagte es aber nicht aus lauter Furcht, sich irgendwen zum Feinde zu machen, sich Freunde zu erwerben, und so machte sie sich alle zu Feinden. Es gab kaum noch eine Macht, außer den altererbten Bundesgenossen, die sich — sei es durch Ausweichen einem angetragenen festen Bündnisse gegenüber, sei es durch unerwünschte, als aufdringlich empfundene Liebenswürdigkeiten — nicht von uns vor den Kopf gestoßen fühlte.

Unser pilzartiges Emporschießen als Handelsvolk war keine gesunde organische Entwicklung, war unnatürliche Treibhauskultur, — Raubbau an unserem Besten in mehr als einem Sinne, nach innen wie nach außen. Es hat uns vom Wichtigsten abgelenkt: „auf freiem Grund mit freiem Volke stehn". Erst eigenen und ausreichenden, gesicherten Grund und Boden unter den Füßen, dann mit den garten- und feldumkränzten heimlichen Bürgerhäusern und Bauernhöfen das große Welthandelshaus. England ist auch nicht in ein paar Jahrzehnten das große meerbeherrschende Handelsvolk geworden. Wo dann aber das englische Handelsschiff fremde Küsten anlief, da legte sich neben ihm auch das englische Kriegsschiff vor Anker, und Land und Leute nahm es unter seine Hoheit. Wir Deutsche mußten einen anderen Weg gehen: durch die stärkere Landmacht zur stärkeren Seemacht. Eine klare, feste und stetige Kontinentalpolitik mit dem Ziele kontinentaler Machtverstärkung und reichlichen angrenzenden Siedelungslandes hätte uns von den anderen Zielen nicht zu entfernen, auch den Bau einer Flotte und den Erwerb solcher Kolonien, die wir aus eigener Macht zu sichern vermochten, nicht auszuschließen brauchen. Sie wäre im Gegenteil die gesicherte Durchgangspforte zu jenen anderen Zielen gewesen. Aber wir konnten unsere Zeit nicht abwarten und bauten darum auf fremden Boden, Boden, den wir zu behaupten nicht die Macht hatten. Wir bauten auf Miete, auf Kündigung und nicht einmal Kündigung, sondern auf plötzlichen Abbruch und Hinauswurf. Hans Dampf in allen Gassen, Hans der Träumer, der im weltenfernen Kiautschau den edlen Robinson Crusoe spielen will; aber der gelbe Mann hat wenig Sinn für Romantik mit metallischem Beigeschmack und in seinem Geschäftskreise. Im eigenen Hause von allen Seiten bedroht, und dazu in eine Enge zusammengepfercht, die uns nicht einmal gestattet, die eigene Bevölkerung aus eigenem Boden ausreichend zu ernähren, greifen wir ins Ungewisse, ins Abenteuer. Setzen uns über alle Bedenken hinweg und vertrauen auf die Freundschaft und Friedfertigkeit, die — wir den anderen entgegenbringen! Das immer unheimlichere Murren und Grollen dieser anderen kann schon längst nicht mehr überhört werden, aber — kein Gedanke! Warum denn auch? Wir geben einfach nach, wir haben zu unserer Regierung das bewährte Vertrauen, daß sie immer, grundsätzlich nachgibt. So löst sich jede noch so unheilschwangere Wolke im ewig-heiteren Zauberspiegel der Hochmögenden und ihrer Preßtrabanten in eitel Rosenrot und Juli-Sonne auf. Dieses System der Systemlosigkeit, fortgesetzter „geordneter Rückzüge", des Nachgebens an noch so unverschämte Zumutungen und Drohungen konnte ja eine gewisse Galgenfrist die Katastrophe hinausschieben, aber um so sicherer und furchtbarer mußte sie sich dann entladen.

In diesem Sinne tragen auch wir schwere Mitschuld am Kriege. Es gibt Gefahren, denen man durch kein Ausweichen entgehen kann, die bei anden werden müssen. Ein Starker hat die Pflicht, sie zu bestehen, um größeres Unheil für sich und andere abzuwenden, und je früher er sie besteht, mit um so geringeren Opfern, um so größerer Aussicht auf Sieg und Frieden. Unsere Politik aber hat die denkbar ungünstigste Lage abgewartet, wie sie sich ja grundsätzlich das Gesetz des — Nichthandelns vorschreiben ließ. Als schon die feindlichen Heere sich in Marsch gesetzt hatten, wollte man in der Wilhelmstraße noch immer nicht daran glauben. Militärischer Einfluß erst hat unsere Mobilmachung durchdrücken müssen. Das arme Ostpreußen mußte dran glauben!

„Eine Welt will gewonnen oder verloren sein... Der Himmel ergrimmt dem blöden Unverstande und nimmt die Herrschaft von dem Volke, das sie nicht zu gebrauchen versteht, wie von dem, das sie mißbraucht" — Josef Görres 1814. Und was herrscht denn heute bei unseren geschäftigen Politikbeflissenen in allen lebenswichtigen volkspolitischen Fragen? Blöder, noch blöderer Unverstand als damals vor hundert Jahren! Ein Unverstand, von dem nur der Stift eines übermütigen Karikaturenzeichners oder die Feder eines blutigen Satyrikers den beteiligten Zeitgenossen einen heilsamen Begriff zu vermitteln vermöchte. Allein schon die Kinoposse, die ein Herr Bronstein (Trotzki) mit unseren politischen Vertretern in Brest-Litowsk vor einer schadenfrohen Welt als Zuschauer mit durchschlagendem Heiterkeitserfolge aufführen durfte! Schon der Titel der Filmkomödie ist ein Schlager: „Das Selbstbestimmungsrecht der Völker". In anregendem Wechsel lösen sich auf der Leinwand die Bilder ab: wie scharfsinnig und eifersüchtig gerecht Herr Bronstein das „Selbstbestimmungsrecht" am Verhandlungstische definiert und proklamiert, und mit welchen „schlagenden" Gründen der geifernde Herr seine Lehre praktisch zur Geltung bringt. Da sieht man seine „Rote Garde" im nichtbesetzten Livland, in Estland, in Finnland, in Petersburg, überall im weiten ehemaligen russischen Kaiserreiche, wo immer nur sie ihre blutige Herrschaft aufgerichtet hat, Häuser und Höfe niederbrennen, die friedliche Bevölkerung bis aufs Hemde ausplündern, niederknallen. Glücklich, wer noch sein nacktes Leben vor diesen Räuber- und Mörderbanden retten kann! Und für diesen Mann, dessen Wirken blutiger, zynischer Hohn auf seine „völkerbefreienden" Theorien ist, wird von reichsdeutschen und österreichischen sozialdemokratischen Führern und führenden Blättern gegen das eigene Land und Volk noch Partei ergriffen! Ist denn die Scham zu den Hunden geflohen?

Nur blödester Unverstand oder heuchlerische Verlogenheit, die ihre eigenen ganz anders gerichteten Zwecke verfolgt, kann alle diese faulen Eier, wie die Phrasen vom „Selbstbestimmungsrecht der Völker", von der „Demokratisierung der Welt" usw., die den blinden deutschen Hühnern von den feindlichen Füchsen ins Nest gelegt werden, mit mütterlicher Bravheit bebrüten und betreuen. Denn noch ist es in der Welt nicht dagewesen, wie es überhaupt nicht denkbar, weil heller Blödsinn ist, daß ein Volk oder Völker, die gegen ein anderes Volk einen Vernichtungskrieg führen, dies in der Absicht tun, ihm Wohltaten zu erweisen! Und alle diese Phrasen sind feindlicher Export. Das sollte doch wahrhaftig schon genügen.

Aber machen wir zum Überfluß noch die Probe aufs Exempel, sagen wir einmal statt „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ etwa Selbstbestimmungsrecht „der Iren“, oder „der Vlamen“, und — ist's die Möglichkeit? — von den feurigen Aposteln dieser vortrefflichen Lehre hat sich einer nach dem anderen seitwärts in die Büsche geschlagen. Ein Selbstbestimmungsrecht gibt es also nur für die Völker, die etwa unter deutschen Einfluß oder deutsche Schutzherrschaft kommen könnten, nicht aber für die Völker, auf die England, oder Frankreich, oder irgendeine feindliche Macht seine schwere Hand gelegt hat oder legen möchte. Das Selbstbestimmungsrecht der Letten und Litauer, von denen man infolge der zaghaften und schwächlichen Gebarung unserer Politik und mit Hilfe von allerlei dunkler Wühlarbeit eine dem Deutschen Reiche abträgliche „Selbstbestimmung“ erhofft, ist eine heilige Forderung der „Menschheit“; für die Vlamen, trotz ihrer den Wallonen überlegenen Zahl, gibt es ein Selbstbestimmungsrecht nicht. Die werden einfach in den noch so schäbigen und durchsichtigen Sack „Belgien“ geworfen und der unverhüllt auf die völlige „Verfranschung“ des Landes lossteuernden Regierung dieses Wechselbalgs, genannt „Belgien“, mit eiserner Stirn ausgeliefert. Und nun gar die Deutschen in den baltischen Provinzen! Die können gewisse Leute bei uns schon gar nicht „besehen“, die sind ja „Barone“, „Feudalritter“ aus dem „finsteren Mittelalter“. Jeder, der sich dort nicht von den unreifen, aufgewiegelten lettischen Zöglingen russischer „Bildung“ und „Kultur“ hat unterrichten lassen, der den bodenständigen lettischen Bauern über den deutschen „Herrn“ befragt, in deutschen Bürgerhäusern und Gutshöfen eingekehrt ist, das Tagewerk seiner männlichen wie weiblichen Gastfreunde miterlebt, mit ihnen die Feierstunden in geistigem Austausche verbracht hat, wird laut auflachen oder ergrimmen, wenn ihm derartige Albernheiten, die nicht immer nur Albernheiten, sondern vielfach auch frisierte Lügen sind, vorgeschwätzt werden. Eine bewußte deutsche Herrenrasse freilich sind die baltischen Deutschen und darum erscheinen sie gewissen reichsdeutschen Staatsbürgern unsäglich unsympathisch, aber auch — nicht ungefährlich. Sie sind so sehr gefeit gegen das internationale „Kultur“geschmuse, daß sie diese Dinge nicht einmal ernst, sondern mit ihrem gut niedersächsischen Humor nehmen; sie sind deutsch bis auf die Knochen, Deutsche des Blutes und des Gefühls, nicht nur „deutsche Staatsbürger“. Solche Leute können aber gewisse andere Leute im Reiche nicht gebrauchen, darum sollen die Balten — draußen bleiben. Ja, wenn sie auf den „Vorwärts“ des Herrn Scheidemann oder das „Berliner Tageblatt“ des Herrn Theodor Wolff eingeschworen wären, dann wäre das schon eine andere Sache, dann würde man das tüchtige „Selbstbestimmungsrecht“ schon durch die abgegebenen Erklärungen der von der Bevölkerung aller Stämme und aller Klassen ohne jede Einmischung der deutschen Behörden frei gewählten Landesräte als mustergültig erfüllt anerkennen. In Rußland hatte man sich längst mit dem Gedanken der Angliederung der baltischen Provinzen an das Deutsche Reich abgefunden, man hielt das für selbstverständlich; Estland und Finnland ersehnten inbrünstig die deutsche Hilfe gegenüber bolschewistischen Peinigern, Finnland, um sich in freundschaftlichem Bündnis mit uns zusammenzufinden, Estland, um sich unter unsere Schutzherrschaft zu stellen. Aber was nicht kam, war die deutsche Hilfe

und nicht nur die, es kam nicht einmal eine unzweideutige deutsche Willens- oder Sympathieerklärung. Jetzt haben sich Estland und Finnland — wer könnte ihnen das in ihrer verzweifelten Lage auch verdenken — ? — an England gewandt und haben dort sofort offene Türen und Ohren gefunden. Es kann schon dahin kommen, daß England auch die baltischen Deutschen unter seinen Schutz stellt und sie dann — schon der russischen Gefahr wegen — auch tatsächlich schützt. Wir kämen dann in die göttliche Lage, England noch Dank schuldig zu sein — dafür, daß es einen wertvollen deutschen Stamm vor dem Untergange im russischen Sumpf gerettet hat. Das wäre dann allerdings der Gipfel, darüber hinaus gäbe es keinen mehr, den zu erklimmen den Ehrgeiz unserer mehr oder minder „berufenen" Politiker noch reizen könnte.

Welches Volk würde noch Vertrauen in uns setzen, sein Geschick an das unsere knüpfen, würde noch Wert auf ein Bündnis mit uns legen, wenn wir es tatsächlich fertig brächten, die stammverwandten Vlamen und den Bruderstamm der baltischen Deutschen ihren Todfeinden auszuliefern, dem sicheren Untergange preiszugeben? Auszuliefern und preiszugeben, nachdem wir „Belgien" sowohl wie die baltischen Provinzen — auch die noch nicht besetzten Teile, wenn wir nur wollten — in festen Händen hielten! Vielleicht berufen wir uns dann auf die nicht abzuleugnenden Erfolge, daß wir ja doch das Königreich Polen als Ernte unserer Blutopfer aus dem Weltkriege heimgebracht, die endgültige Slawisierung der verbündeten österreichischen Monarchie in die Wege geleitet, Rußland zu seiner Befreiung von unserem geliebten Freunde, Väterchen Zaren, verholfen haben und auch sonst Menschenmögliches zur „Demokratisierung der Welt" beigetragen haben? Aber die „Welt" hat es lieber mit Leuten zu tun, die sich selbst zu helfen wissen, bevor sie anderen helfen wollen. Denn sie ist der nicht ganz unbegründeten Meinung, daß, wer sich selbst nicht zu helfen weiß, auch nicht anderen helfen kann und erst recht nicht denen, die sich mit ihm in ein Geschäft einlassen.

Aber Deutsche sind es, Deutsche, die sich gegen jede Verstärkung oder Erweiterung deutscher Macht und deutschen Ansehens auflehnen, die wilder noch als der Feind dagegen lärmen und toben! Die dem Feinde, wenn sein Kriegswille schon zu ermatten beginnt, den Rücken steifen, und den eigenen Brüdern in den Rücken fallen — Deutsche! O der Schande, der Schande!

Die Furcht vor dem Beginnen dieser Leute ist die Beraterin einer deutschen Politik, wirkt bestimmend auf ihre Ziele und Entschlüsse in einem Weltgeschehen ohnegleichen und von unwägbarer Folgenschwere. Welche Ergebnisse kann denn eine Politik zeitigen, die sich auf den Mechanismus einer Schallplatte, wie der berüchtigten Reichstagsentschließung, festlegen läßt; deren Vertreter sich die Weisungen für ihre Verhandlungen über die Lebens- und Schicksalsfragen einer Volksgesamtheit mit dem Erbe von Jahrtausenden von einer, dazu noch überlebten Zufallsmehrheit, das heißt also von einem Herrn Scheidemann oder Erzberger oder sonst einer Größe gleichen Ranges holen?

Welchen unberechenbaren Schaden hat der selbstmörderische Wahnwitz der streikenden Rüstungsarbeiter mit ihren Straßenkrawallen und sonstigen aufrührerischen Kundgebungen angerichtet! Darauf, daß wir diese „Kraftprobe" nach

ihrem negativen Erfolge einzuschätzen wissen, kommt in der Hauptfrage nichts an, alles auf den Eindruck, den sie im Auslande, zumal im feindlichen, erweckt hat. Dort war ihr Erfolg ein noch größerer, als ihn selbst die „Friedensresolution" des Reichstages oder die letzten, allerletzten, unwiderruflich allerletzten, diesmal aber auch ganz bestimmt unwiderruflich allerletzten Friedensangebote erzielten, und das will schon etwas sagen. Mit Jauchzen wurde das große, erlösende Ereignis begrüßt, mit Riesenlettern verkündeten Extrablätter in der feindlichen Hauptstädten „Deutschlands Zusammenbruch", „Revolution in Deutschland" usw. Aber diese „Friedens"kundgebung hatte auch einen ganz offiziellen Erfolg: die erneute und verschärfte Kriegsansage von Versailles mit dem Fanfarenstoß: Krieg bis zum Ende, kein Friede, bevor Deutschland nicht verreckend am Boden liegt! So sieht der Erfolg der Probierstreiker aus, und das — schimpft andere „Kriegsverlängerer"!

Durfte, konnte aber unsere politische Reichsleitung so ahnungslos sein, diesen Erfolg nicht mit Sicherheit vorauszusehen? Durfte sie erst warten, bis die fanatischen Haßprediger und Aufwiegler in ehrenvollem Wettbewerbe mit den gekauften Agenten des feindlichen Auslandes ihr Stück in Szene gesetzt hatten, bevor sie endlich den Entschluß fand, den eisernen Vorhang herunterzulassen? Daß sie dann ihre Haltung bewahrte, sich auch nicht auf Verhandlungen mit irgend welchen bolschewistischen „Arbeiterräten" oder gar den volksverräterischen Brandstiftern einließ, ist zu begrüßen, aber bei diesen, wie bei allen ähnlichen Rettungs- und Bergungsaktionen drängt sich einem immer die fatale Erinnerung an den Brunnen auf, der erst zugedeckt wird, nachdem das Kind hereingefallen ist, und immer wieder vermißt man das Elementarste, aber auch das Beste aller Regierungskunst: das Vorbeugen und die Initiative.

Das Volk will geführt sein, es will eine feste väterliche Gewalt über sich sehen, eine Obrigkeit, die das Schwert nicht umsonst trägt, wenn andere Mittel versagen. Unserem deutschen Volke liegt es im Blute in uralter Überlieferung, daß es bei jedem bedeutsamen Vorgange oder Ereignisse instinktiv „nach Oben", zu seiner Regierung aufschaut und sich nach ihr richtet. Daß diese Gemütsverfassung den Zustand einer besonderen Reife und Mündigkeit darstelle, braucht nicht behauptet zu werden; er hat seine lichten und dunkeln Seiten. Aber er herrscht in den breitesten Schichten, auch den sozialdemokratischen, soweit nur die Regierung den rechten Ton anschlägt und die Führung mit Kraft und Entschlossenheit in die Hand nimmt. Versagt die Regierung in der Führung, dann kann es nicht ausbleiben, daß andere, unberufene Hände die Zügel ergreifen, und die Regierung sich ihrem Drucke von Schritt zu Schritt fügen muß. Daß diese Erscheinung nicht etwa bloß ein „konstruierter Fall" ist, und bis zu welchen grotesken Auswüchsen sie gedeihen kann, dessen sind wir ja leider alle Zeugen — hoffen wir's! — gewesen. Das Übelste daran ist aber, daß das Ansehen der Regierung dann zu einem erdrückenden Teile auf die neue Führung übergeht, denn nach Führern wird sich das Volk immer umschauen, und findet es keine berufenen, dann folgt es eben den unberufenen, auch wenn diese ihm nach Art und Wesen innerlich fremd und ohne Verständnis für sein Innerstes und Bestes gegenüberstehen und es ihnen,

wo es sich um die Durchsetzung ihrer besonderen Ziele handelt, nicht darauf ankommen mag, das Volk ins Verderben zu führen. Sollte es wirklich ein Spiel des blinden Zufalls sein, daß Herr Bronstein-Trotzki, Herr Viktor Adler, der Führer der österreichischen Sozialdemokraten, und Herr Haase eines Stammes sind? Erscheint nicht auch manches in einem eigenen Lichte, wenn überdies noch festgestellt wird, daß Herr Bronstein und Herr Adler auch persönlich eng befreundet, Duzbrüder sind? Tres faciunt collegium — haben wir in diesen drei Führern aus drei verschiedenen Ländern nicht ein vorbildliches „internationales" Kollegium? Wenn das ein Spiel des Zufalls sein soll, dann läßt sich an diesen Zufall eine lange Kette gleicher Zufälle angliedern, die — zufällig! — alle nach den gleichen Zufällen gerichtet sind und sich ohne fremden Zwang, automatisch zusammenschließen. Man denke z. B. an Ehren-Radek, der mit seinen drei Namen: Radek, Parabellum, Sobelsohn, allein schon für ein internationales Kollegium zeichnen kann.

Das deutsche Volk ist in besonderem Sinne auf Führung angewiesen: seine Führung ist sein Schicksal. Da wir doch bescheiden und demütig sein sollen, so wollen wir's einmal an der rechten Stelle sein. Unser Durchschnitt ist gewiß sehr achtbar, — fleißig, tüchtig, ordentlich, gründlich in allem, was es anfaßt. (Im Auslande erfreut sich seine Geschicklichkeit als Kellner, Bierzapfer und Friseure besonderer Wertschätzung. Nun, dieses kann ja wieder so kommen.) Was aber dem deutschen Namen Größe aufgeprägt hat, das verdanken wir nicht unserem braven Durchschnitt, sondern gottbegnadeten Einzelpersönlichkeiten. Politisch zumal hat der Deutsche fast immer das Roß von hinten aufgezäumt und sich fröhlich in die Irre tragen lassen, bis ihn dann einzelne Große und Starke noch dicht vor dem Abgrunde zurück und ein gutes Stück vorwärts rissen. Fehlte ihm solche Führung — und die wichtigste war für ihn seit altersher die durch seine angestammten Fürsten — dann versank er wieder in seine alte politische Torheit und Trägheit. Wie kannte doch Bismarck sein Volk, als er von ihm sagte: „Deutscher Patriotismus bedarf in der Regel, um tätig und wirksam zu werden, der Vermittlung dynastischer Anhänglichkeit. Der Deutsche bedarf einer Dynastie, der er anhängt, oder einer Reizung, die in ihm den Zorn weckt, der zu Taten treibt. Wenn man den Zustand fingierte, daß sämtliche deutsche Dynastien plötzlich beseitigt wären, so wäre nicht wahrscheinlich, daß das deutsche Nationalgefühl alle Deutschen in den Friktionen europäischer Politik völkerrechtlich zusammenhalten würde. Die Deutschen würden fester geschmiedeten Nationen zur Beute fallen, wenn ihrer das Bindemittel verloren ginge, welches in dem gemeinsamen Standesgefühl der Fürsten liegt. Die anderen europäischen Völker bedürfen einer solchen Vermittlung für ihren Patriotismus und ihr Nationalgefühl nicht. Polen, Madjaren, Italiener, Spanier, Franzosen würden unter einer jeden Dynastie oder ganz ohne eine solche ihren einheitlichen Zusammenhang als Nation bewahren."

Von dieser gegenseitigen Gebundenheit läßt sich nichts abhandeln. Welcher Schatz von Vertrauen harrt hier seiner Hebung! Wem er aber anvertraut ist, der trägt die Verantwortung, — eine höhere zwar, als sie ihm durch ein Verfassungspapier auferlegt oder genommen werden kann. Keine Wolken von



Paragraphen können die Stelle verschleiern, wo dies Zünglein der Wage gerichtet wird und die letzten Entscheidungen fallen....

Was würde von unserem Deutschland, das auch heute noch lange nicht „das ganze Deutschland“ ist, übrig bleiben, wenn nicht der alte treue Gott noch in letzter Stunde, noch vor Toresschluß den Nebel um unsere Augen lichtet, uns in die Klarheit und Freiheit des Willens und der Kraft emporreißt? Haben wir uns seiner Gnade nicht schon unwürdig gemacht durch soviel „blöden Unverstand“ nach soviel wunderbarer Hilfe? — Aber so dürfen wir nicht denken, ob wir schon öfter verzweifeln möchten. Alle Mann an Deck, Volldampf voraus! Nicht stumpf und dumpf werden, nicht ermüden, auch nicht in rastloser Aufklärungsarbeit, die wohl noch immer am nötigsten tut. Mitreißen, fortreißen durch das Gewicht sachlicher Gründe, die Kraft ehrlicher Überzeugung und tiefer Liebe zu unserem Volke, das — trotz seiner mancherlei Unleidlichkeiten und Narrheiten — doch „das herrlichste von allen“ ist und bleibt und bleiben soll! Auch einer noch zage tastenden Regierung den Rücken steifen, wo immer sie unzweideutig zu erkennen gibt, daß auch für sie „ein neuer Tag“ angebrochen ist, der sie aus verhängnisvollem Irrkreise zu „neuen Ufern“ lockt. Wenn sie und wir nur wahrhaft wollen, dann ist noch nichts verloren. Wenn es aber bei dem bekannten „den guten Willen haben“, diesem Feigenblatte aller ohnmächtigen Blöße, sein Bewenden hat, wenn weiterhin selbstgesponnene Fürchte und Bindungen, nicht „die frische Farbe der Entschließung, Handlungen voll Mark und Nachdruck“ die Stunde regieren, dann freilich wohl wird Klios Griffel über den neuen Abschnitt deutscher Geschichte graben die Worte: „Das kleinere Deutschland.“

„Feiger Gedanken bängliches Schwanken macht dich nicht frei.“ Nur — „allen Gewalten zum Trotz sich erhalten, rufet die Arme der Götter herbei!“



Schnee · Von Ernst Ludwig Schellenberg

Weit und weiß und blendend ruht die Welt.
Schnee — nur Schnee zu sehen.
Ungewisser Himmel drückt aufs Feld,
Zögernd von verhülltem Licht erhellt;
Schwärmend ziehn zu Dorf und Herd die Krähen.

Wegverloren starrt das kahle Reis,
Wie verirrt in Träumen.
An den Zweigen blitzt kristallnes Eis,
Flockenkörner sprühen wirbelnd, leis.
Schnee — nur Schnee auf Feld und Pfad und Bäumen. —



Kriegstaufe

Von Eva Gräfin von Baudissin

„Die Kleinstadt eben! Da hat man für so etwas noch Zeit und Sinn“, dachte Leutnant von Recke spöttisch. Dabei hatte er grade dem schönen Mädchen, das ihm als Schwester der Hausfrau vorgestellt worden war, den Arm gereicht, und konnte doch nicht das Lächeln bezwingen, das ihm dieser „sentimentale Aufputz“ abzwang. — Edith — oder Ditta, wie sie im Familienkreise genannt wurde — sah mit raschem Blick zu ihm empor. Aha, einer, der sein Herz festhalten oder verstecken wollte, sie erkannte ihn sofort. Ob es sich lohnte, ihn zu bekehren? Ach, sie hatte ja auch Urlaub, wollte ausruhen — hatte so die Idee gehabt, sich pflegen zu lassen und 'mal selbst Trost und Liebe entgegenzunehmen statt immer nur zu geben, zu geben. Freilich, schon die ersten Tage im unruhigen, kinderreichen Hause ihrer Schwester hatten sie belehrt, daß man auch jetzt von ihr erwartete, ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten in den Dienst andrer zu stellen.

„Ich vertraue dir die fünf an, so lange ich liegen muß“, sagte die junge Hauptmannsfrau unbekümmert. „Du wirst es schon machen! Es ist die reine Gottesfügung, daß du grade krank warst und dich erholen mußt. Denn was sollte ich ohne dich anfangen?! Die alte Elis kann nicht alles leisten, und ein zweites Mädchen bekommt man nicht — offen gestanden, ist es mir auch zu teuer.“ „Es wäre nun auch ganz überflüssig, weil ich da bin“, versicherte Ditta Karsten schnell. Und übernahm noch in der ersten Nacht, die sie endlich, endlich 'mal in einem bürgerlichen, keinem Feldbett hatte durchschlafen wollen bis zum späten Morgen, die Überwachung der fünf, die „leichte Masern“ durchzumachen hatten.

Kaum waren sie alle fünf wieder auf ihren unruhigen Beinen, die entsetzlich viel Strümpfe abnützten, während sie auch sonst nicht grade rücksichtsvoll mit ihrer Bekleidung umgingen, als der Kleine, der zweite Kriegsjunge, geboren wurde. Elly Mettenheimer bangte sich in diesen Tagen natürlich doppelt nach ihrem Mann, und um ihr Ruhe und viel Schlaf zu gönnen, setzte Ditta die Korbwiege zwischen ihr Bett und das der drei Ältesten, mit denen sie das Zimmer teilte. Nummer vier und fünf waren bei der alten Elis untergebracht, deren gesegneten Schlaf nach ihrer reichlichen Tagesarbeit kein Kindergeschrei stören konnte. Gegen diese Einteilung hatte Ditta sogar noch revoltiert; aber da war Elly fest geblieben.

„Laß sie nur 'mal weinen“, erklärte sie. „Das schadet ihnen nichts — sie weinen sich wieder in den Schlaf. Bei fünfen — und nun gar bei sechsen — hört die Sentimentalität auf. Man muß einfach hart gegen sie und gegen sich selbst werden.“

„Hart“, hörte sie die Stimme ihres Begleiters neben sich, „wird man draußen wohl nicht! Aber man bekommt andre Auffassungen, der Kleinkram des Lebens scheint einem so unwichtig, so lächerlich beinah' —“

Ach, wem sagte er das? Sie wußte gar nicht mehr, was sie miteinander gesprochen hatten. Ihre Gedanken waren nun noch einmal diese letzten, schweren

neun Wochen durcheilt; dieser Tag kam ihr wie die Krönung ihrer Arbeit vor. Auch am meisten Kraft hatte er von ihr gefordert; nicht allein durch die in jeder Hinsicht mühsamen Vorbereitungen, sondern auch an Überwindung. Als alles fertig und bereit war, bis auf die Anzüge der sechs und das feine Tafelgebäck, hatte sie ihre Schwester um Dispens gebeten: mitfeiern — nein, das konnte sie nicht!

„Aber Hans kommt doch zur Taufe", sagte Elly tief gekränkt. „Und sein Kommandeur und eine Handvoll Offiziere! Du bist das einzige, junge Mädchen, das ich ihnen vorsetzen kann, außerdem hast du am meisten Plage von dem Fest gehabt — ja, wenn ich nachdenke: du hast eigentlich alles getan — und nun willst du streiken?! Keine Rede davon — du würdest mir den ganzen Tag verderben!"

Ditta schwieg, und daher setzte sie vorsichtig hinzu: „Wir haben alle unsern Schmerz. Meinst du, ich würde unsern guten Bruder morgen nicht vermissen —?! vor anderthalb Jahren, bei Wilhelm, hat er noch Gevatter gestanden, nun liegt er schon neun Monate in französischer Erde — ist es nicht traurig genug?! Um so mehr will ich dich dabei haben."

Ditta hatte sich nicht länger gesträubt. Die Lebenden begehrten ihr Recht.

Als sie nun am Arm des Leutnants die Treppe hinunterstieg und die Tür des kleinen Wohnzimmers sich vor ihnen auftat, fühlte sie, wie er leise zusammenzuckte. Es war auch ein lieblicher Anblick, der sich ihnen bot. Der Raum war verdunkelt und mit Kerzen künstlich erhellt, an den Wänden zogen sich Girlanden aus Tannenzweigen hin, über den Türen hingen Kränze und rechts und links von dem mit Blumen geschmückten Altar standen die weißgekleideten Kinder. Die kleinen Knaben, in der Mitte die winzige Nummer fünf, in Matrosenanzügen, die beiden Mädchen mit bunten Kränzchen auf dem blonden Haar. Die Älteste, ein sehr graziöses Geschöpf, hielt die Geige bereit und setzte nach einem fragenden Blick auf Ditta frisch ein: „O daß ich tausend Zungen hätte — —"

Alle Anwesenden, auch die Kinder, sangen hell mit. Und Leutnant von Recke amüsierte sich darüber, wie die fünf Paar Kinderaugen immer wieder zu der Tante zurückkehrten, um, von ihrer Stimme getragen, Mut und Takt, Melodie und sogar den manchmal etwas wackelnden Text zu finden.

„Herrgott, muß das eine Mühe gewesen sein", sagte er leise, als der kleine Chor nun schwieg, voll Anstand stehen blieb und der Pastor die heilige Handlung begann.

Der rauhe Kriegsmann, der das kleine Bündelchen über die Taufe hielt, betrachtete mit merkwürdig gespannten Zügen den zartbeflaumten Kopf, dessen dunkle Augen anfangs das fremde Lichtmeer ringsum bestaunten und sich dann zufrieden schlossen. Ahnungslos schlief der kleine Täufling in den Armen, die sicher seit langem keinen solchen Wächterdienst geleistet hatten.

Da geschah es, daß die Bartenden des grauhaarigen Obersten verräterisch zuckten und eine Träne ganz langsam über seine Wange rollte und auf das Spitzenbündelchen tropfte.

„Er weint auf ihn," schrien die bis dahin so wohlerzogenen vier Ältesten, während Nummer fünf sofort laut an zu brüllen fing.

Der Pastor mußte sein Amt unterbrechen. Doch Ditta kniete schon mitten zwischen der Kinderschar, beruhigte und tröstete und behielt den Miniaturmatrosen sicherheitshalber auf dem Arm.

Er sah so reizend aus, mit den blanken Tränen in den großen Augen und dem immer noch leise zuckenden Schüppchen, das sein Mund noch nicht aufgeben wollte, daß Leutnant von Recke ihm heimlich über die Locken strich.

Nun ging die heilige Handlung ohne Störung zu Ende.

„Wirklich, wie ich heute bei meinem Eintritt in die liebevoll geputzten Räume dachte: nur in der Kleinstadt hat man noch Zeit und Sinn für solche Sachen", sagte oben bei Tisch Leutnant von Recke zu Ditta. Es klang wie eine Rechtfertigung.

„Wohl möglich", gab sie heiter zurück; und winkte verstohlen zum Katzentisch hinüber, damit man nur nicht das Wilhelmche zu voll stopfe.

Aber der Leutnant hatte es doch gesehen. Es ärgerte ihn etwas, daß das schöne blonde Mädchen noch für irgend etwas andres Sinn an seiner Seite haben konnte als für ihn.

„Sehen Sie! Die im Lande zersplittern sich noch immer, grade wie früher. Sie hören mir kaum zu, gnädiges Fräulein! Ihr sechster Sinn ist drüben am Katzentisch —"

„Die übrigen fünf auch! Ich bin nämlich der verantwortliche Redakteur: nur auf meine Bitten hin und weil ich für sie gutsagte, dürfen sie hier mit im Zimmer speisen. Und gäbe es eine Katastrophe — —"

„Sie verstehen sie abzuwenden, gnädiges Fräulein. Das haben Sie ja schon unten bewiesen."

Sie nickte und sah sorgenvoll aus den Augenwinkeln in die Ecke.

Er sprach weiter. Er konnte von seinem Thema nicht loskommen: daß die im Lande doch blitzwenig vom Krieg merkten — „Ja, Ihnen allen danken wir das," schob sie ein — und daß man seiner Ansicht nach daher noch nicht ganz den Ernst der Zeit und der Lage begriffen habe.

„Aber woraus schließen Sie das?" fragte sie betroffen.

Er lächelte. „Nun, zum Beispiel, wenn man das hier sieht: ein Idyll, ein unverändert schönes, stilles Familienbild. Alles wie im Frieden — eine gepflegte Häuslichkeit, stille beschauliche Menschen wie Sie und Ihre Frau Schwester —"

„Wie ich und meine —"

„Eine glänzende Verpflegung, verwöhnte Kinder —"

„Das alles verdanken wir Ihnen", wiederholte sie hastig: mein Gott, sie gaben dem Wilhelmche wirklich Bowle mit einem Löffelchen ein —

„Sie selbst so voll innerer Ruhe, als könnte Ihr Schicksal gar nicht vom Krieg berührt werden —"

Seltsam starr wurde das Gesicht neben ihm.

„Nicht wahr," fragte er, „Sie sind Gott sei Dank noch nicht betroffen worden —"

Sie erwachte, seufzte auf und bat: „Entschuldigen Sie! Einen Augenblick nur —", dann rief sie in das immer lebhafter werdende Eckchen hinüber: „Maria!"

Sofort rutschte die Älteste von ihrem Sitz und lief herbei. — Leutnant von Recke ärgerte sich von neuem: sagte er es nicht, keine halbe Stunde konnten sich diese Frauen von der Alltäglichkeit losreißen, nicht 'mal zu einem ernsteren Gespräch reichte ihre Teilnahme am Krieg.

„Maria," hörte er Ditta anordnen, „jetzt geht ihr zu Bett! Ohne Widerspruch und auf der Stelle —"

„Gott, Tante Ditta", kam es weinerlich zurück, „weshalb denn schon?! Taufe ist doch immer nur einmal im Jahr!"

Bei diesem Argument mußte sogar Leutnant von Recke lachen. Ditta küßte das Kind, schob es ab und nach einigen letzten und allerletzten Bissen leerte sich drüben der Tisch.

„Nun sind Sie endlich froh, nun sind Sie befreit", bemerkte der Offizier.

„Ja, nun bin ich befreit", kam es nachdrücklich von ihren Lippen. Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück und sah vor sich hin.

„Aber Sie haben ja wieder nichts gegessen", rief er ungeduldig. „Sie versprachen mir doch, von diesem Gericht —"

„Ich bin nicht hungrig", sagte sie leise.

„Ja, wenn man alle Tage so speist —"

Die Unterhaltung am Tisch wurde sparsamer. Man dachte schon ans Aufstehen.

„Morgen," prach das blonde Mädchen in ihrer ruhigen Art, „morgen gehe ich wieder hinaus, in ein Feldlazarett. Meine Arbeit hier ist getan, der hübsche Schluß war die Kriegstaufe. Ich habe mich auch wunderbar erholt — —"

„Sie waren draußen —?"

Sie nickte. „Von Anfang an."

„Aber Sie sehen gar nicht so stark aus —"

„Was macht das?! Ich bin niemand mehr nötig. Meine Eltern sind tot, unser einziger Bruder ist gefallen — und noch jemand — jemand, den ich sehr lieb gehabt habe —"

„O gnädiges Fräulein —", er nahm ihre Hand und küßte sie. Ganz verwirrt war er.

Aber sie ließ ihre Hand ruhig in der seinen. Sie hatte draußen gelernt, wie oft solch ein Händedruck von Reue sprach — und um Trost und Vergebung bat — —

„Es war Kriegstaufe heute", sagte sie wieder heiter. „Morgen fängt ein neues Leben an. Für mich — vielleicht auch für Sie! Wird es uns einmal wieder zusammenführen?"

Er nickte nur. Und küßte noch einmal ihre Hand.



Von Port Arthur bis Riga

Von Rudolf Rotheit

Ist Port Arthur schon gefallen? Tatsachen, vor denen man die Augen verschließt, scheiden subjektiv als Tatsachen aus. Für die eingefleischten Russenfreunde auf dem Balkan stand Port Arthur noch jahrelang nach dem Fall, denn es erschien ihnen als Unmöglichkeit, daß das mächtige Rußland von den „gelben Affen“ besiegt sein sollte. Hinter ihrem Rücken wiesen schadenfroh die Russengegner mit dem Finger auf sie: „Für den steht Port Arthur noch!“ So wurde Port Arthur ein Symbol für die politisch Blinden.

Heute spielt Riga in weiten Kre sen Mitteleuropas ungefähr dieselbe Rolle. Nur daß bei uns die Bl'nden den Anspruch erheben, die einzigen Seher zu sein.

Nachdem Japan die Russen niedergerungen hatte, nahm es, was es erraffen konnte. Es nahm offiziell und inoffiziell, vorneherum und hintenherum ohne eine Spur von Angst vor den Besiegten. Und war doch selbst militärisch und finanziell zu jener Zeit völlig ausgepumpt, so daß später russische Stimmen nicht ganz ohne Berechtigung den Friedensschluß als voreilig verurteilten und die Ansicht verfochten, daß der vom General Linewitsch vorbereitet gewesene, aber nicht mehr vollführte Gegenstoß dem Kriege eine andere Wendung gegeben hätte. Jedenfalls fand es Japan in Kenntnis seiner eigenen Verlegenheiten für geraten, in Portsmouth zwar nicht auf Annexionen, aber doch auf Geldentschädigung zu verzichten; es war eben nicht mehr imstande, den Krieg weiterzuführen.

Nahe hätte den Japanern der Gedanke liegen können, daß man sich wegen der im Rücken lauernden Amerikaner nicht durch Annexionen die ewige Feindschaft der Russen zuziehen dürfe. Doch so mitteleuropäisch dachte die japanische Regierung nicht und noch viel weniger das japan'sche Volk, das sich gegen die Friedensunterhändler aufbäumte, weil sie nicht außer dem Landerwerb auch Geld mit aus Portsmouth heimgebracht hatten. Wer es dort gewagt hätte, in staatsmännischer Toga Bedenken gegen die Annexionen zu äußern, wäre von seinen Landsleuten wahrscheinlich gelyncht worden. Vor der russisch-amerikanischen Zange war den Japanern ebensowenig bange wie vor der Aussicht, daß eines Tages das 300 Millionen-Volk der Chinesen erwachen und sich zur Wehr setzen könne. Sie verzichteten lieber auf solchen „Weitblick“, als auf einen japanischen Machtfrieden. Und die Folgezeit bewies, daß sie recht daran taten. Die von ihnen geschlagenen, beraubten, vom eisfreien Meereszugang im fernen Osten abgedrängten Russen schlossen Freundschafts- und Bündnisverträge mit ihnen und wurden alsbald ein Herz und eine Seele mit ihnen, was sie nicht hinderte, jetzt während des Weltkrieges ihren russischen Freunden im Vorübergehen auch die zweite Hälfte der Insel Sachalin abzunehmen und klar und deutlich ihre Ansprüche auf das russische Wladiwostok anzumelden. Und was auf der anderen Seite die Amerikaner betrifft, so steht das auf sein Schwert gestützte Japan nach wie vor auf dem Standpunkt: „Sie sollen es nur versuchen!“

Ein Vorbild an den Japanern nehmen sich die Bulgaren — auch jene unter ihnen, die seinerzeit nicht glauben wollten, daß Port Arthur gefallen sei. Die Bulgaren fragen nicht danach, ob irgendwer ihnen irgendwann böse sein wird, wenn sie annektieren, was Zeug und Leder hält. Die Bulgaren nehmen Mazedonien, wobei sie nach dem Westen hin den Albaniern stark in die Weichen treten, sie nehmen von den Griechen das Kavallagebiet, von den Rumänen die ganze Dobrudscha, von den Serben außer Mazedonien auch das Morawagebiet, sie preßten, ehe sie in den Krieg eintraten, als Preis für ihre damalige wohlwollende Neutralität den Türken den Landstrich um Dimotika mitsamt beiden Ufern des ganzen Maritzaflusses ab, und läßt sich jemand einfallen, die Stirn darob zu runzeln, so trumpfen sie — auch gegenüber den Mittelmächten — mit der Drohung auf, daß man ihren Zorn nicht herausfordern möge. Der Zorn der anderen ist ihnen gleichgültig; und über die Bolschewiki und deren Nachfolger, wer es auch sein wird, lachen sie sich ins Fäustchen.

Bei uns sehen die Dinge anders aus. Wie ehedem auf dem Balkan, wollen es auch bei uns viele nicht wahr haben, daß Port Arthur gefallen ist, daß das große Rußland der Vergangenheit angehört. Die Furcht, daß das Gespenst wiederkommt, lähmt ihre Glieder. Und doch ist nicht ersichtlich, welche Macht, sofern wirklich eine Bundesrepublik aus dem Wirrsal geboren wird, imstande sein soll, dauernd die einzelnen Teile zusammenzuhalten, die bisher durch die zarische Theokratie, durch das Militär, das Beamtentum und die einheitliche Amtssprache aneinander gekettet waren. Ideologie allein tut es nicht. Kerenski versuchte es anfangs nach Wilsons Manier mit Moralpredigten, um wenigstens die Front zum Standhalten zu bewegen, doch griff er bald an Stelle der moralischen Einwirkung zur Wiedereinführung der Todesstrafe, die jedoch auch nichts mehr nützte. Lenin und Trotzki ihrerseits hämmern ihren Russen den Über-Demokratismus mit Maschinengewehren ein. Und willst du nicht ein Bolschewiste sein, so schlag' ich dir den Schädel ein. Wer nach alledem das große Rußland von ehedem wieder aufbauen will, müßte den ganzen geschichtlichen Erobererprozeß der Moskowiter von neuem beginnen, müßte den Versuch unternehmen, durch gewaltsame Annexionen einen Machtstaat wieder zu errichten. Freilich lehrt die Geschichte — und alle, die sich vor Rußland fürchten, berufen sich darauf —, daß anarchische Zustände über kurz oder lang einen Diktator hervorbringen, der Ordnung schafft, aber das müßte die Geschichte doch erst noch beweisen, daß sie solches nicht bloß in Nationalstaaten, sondern auch in Nationalitätenstaaten zustande bringt. Vermutlich werden sich die Dinge in Rußland so gestalten, daß fortan nicht mehr die Sibirier oder Ukrainer von den Moskowitern, sondern umgekehrt die Moskowiter von Sibiriern und Ukrainern abhängig und wirtschaftlich ausgebeutet werden. Der ärmere Boden wird dem reicheren untertan.

Ungeachtet dieser Sachlage heißt es bei den deutschen Verzichtlern: „Rußland ist groß und Trotzki ist sein Prophet!“ Ungeachtet solcher Sachlage soll man die deutschen Zelte im Osten bis auf die letzten Spuren abbrechen und so tun, als ob nichts gewesen wäre. Schon bei dem bloßen Worte „Grenzsicherung“ werden die deutschen Verzichtler nervös, wenn sie auch manchmal nicht umhin können,

um das Gesicht zu wahren, eine Verbeugung vor Hindenburg und Ludendorff zu machen. All das nennt man dann „Ostorientierung“. Wohin man damit gekommen ist, daß man in schamhafter Selbstbescheidung erst Herrn Kerenski nachgelaufen und dann Herrn Trotzkis Spuren gefolgt ist, lehren die traurigen Berliner Vorgänge. Wenn man den Leuten auf der Straße und in den Fabriken tagaus tagein einredet, die deutschen Unterhändler in Brest-Litowsk seien bösartige Dummköpfe, die nur auf Raub ausgehen und deshalb Deutschlands Zukunft aufs Spiel setzen, wenn man Herrn Trotzki gegen sehr berechtigte Mahnworte eines deutschen Generals liebevoll in Schutz nimmt, dann darf man sich nicht wundern, daß schließlich Hunderttausende sich vermessen, einen Trotzki-Frieden gewaltsam herbeiführen zu wollen. Die japanische Orientierung im fernen Osten nach dem Fall von Port Arthur sah ganz anders aus als die deutsche Orientierung an unserer Grenze nach dem Fall von Riga. Dort machte das Volk Lärm, weil die Friedensunterhändler, obwohl sie mit reicher Beute heimkehrten, nach allgemeinem Volksgefühl zu wenig erreichten, hier wird das Volk gegen die Friedensunterhändler scharf gemacht, weil sie, ohne annektieren zu wollen, es überhaupt wagen, den Besiegten Bedingungen zu stellen. Und für dieses Verfahren der Unverantwortlichen gegen die Verantwortlichen hat man den Ausdruck „Weltpolitik“ oder gar „Großmachtpolitik“ eingeführt.

Im Unterstande · Von Walter Britting (im Felde)

Nun, Meister Rembrandt, leih mir deinen Stift,
Das Dunkel unsres Unterstands zu schildern:
Das tiefste Schwarz aus allen deinen Bildern,
In das der helle Schein der Kerze trifft ...

Nur, was ihr Schimmer magisch überhellt:
Gewehre, Koppel, Dolch, Patronentaschen,
Gasmasken, Kochgeschirre, Kaffeeflaschen —
Hat nichts gemein mit deiner Wunderwelt.

Und doch, von Bildern weiß auch hier die Nacht,
Wie du, der Herr des lichten Dunkels, kaum
Sie schöner sahst in schöpferischer Stunde.

Denn welcher Phantasieen Glanz und Pracht
Verblich nicht vor dem hellen Heimattraum
Der beiden Schläfer dort im Hintergrunde?



Die Wiener Ausstandsbewegung und die reichsdeutsche Öffentlichkeit

Von Karl Hermann

Die Ausstandsbewegung in Österreich-Ungarn selbst ist vielleicht kaum für unsere gemeinsame Sache so schlimm gewesen, wie die höchst ungeschickte oder auch parteiblinde Behandlung in der reichsdeutschen Presse. Man möchte an allen Möglichkeiten zur politischen Erziehung des deutschen Volkes verzweifeln, wenn man immer wieder sehen muß, wie wenig die meisten Deutschen imstande sind, außenpolitische Fragen objektiv als deutsche Reichs- und Volksbürger zu betrachten. Selbst Fragen, die ohne Zweifel jeden Deutschen soviel angehen, wie die Festigkeit unserer Fronten oder die Sicherheit unserer Ernährung, werden von den Helden unseres politischen Kampfes und nicht minder von einem großen Teil der Presse ausschließlich durch die Parteibrille angesehen. Den Parteiinteressen werden unbedenklich ausgesprochene Fragen des Staats- und des Volkswohles aufgeopfert. Die ersten Berichte über die österreichisch-ungarischen Ausstände, die diesmal von linksliberalen Blättern gebracht wurden, zeigten nur ein Bestreben: die österreichischen Vorgänge für den innerpolitischen Parteikampf auszunutzen. Nach diesen ersten alarmierenden Berichten, die sich in den Dienst der „Arbeiterzeitung“ stellten und dafür von dieser als „von Irrtümern und Fehlschlüssen wimmelnd“ zurückgewiesen wurden, folgten einige Tage allgemeinen Schweigens. So konnte die anders als sozialdemokratisch gesinnte österreichische Öffentlichkeit, die sich immerhin auch alsbald geregt hatte, z. B. in einer Entschließung des christlichsozialen Parteivorstandes und in dem Widerspruch deutschbürgerlicher Abgeordneter, in der reichsdeutschen Presse überhaupt nicht zu Worte kommen. Wenn etwa ein feindlicher Ausländer die österreichischen Vorgänge aus der reichsdeutschen Presse hätte entnehmen wollen, hätte er den Eindruck gewinnen müssen, daß es in Österreich nur Maximalisten gebe. Wir erreichten also durch die märchenhaft ungeschickte Behandlung der ganzen Angelegenheit genau das, was ihre Anstifter und unsere Feinde von ihr erhoffen durften. Hätte man rechtzeitig, wozu freilich auch ein besserer amtlicher Nachrichtenapparat und von vornherein eine bessere Kenntnis der österreichischen Zustände nötig gewesen wäre, in der reichsdeutschen Öffentlichkeit recht kräftig auf die deutschösterreichischen Stimmen hingewiesen, die für das Bündnis und für Deutschland eintraten, so brauchte man sich auch nicht vor den reichsdeutschen Handlangern der Wiener Bolschewiki zu fürchten. Man vergeudet in Reichsdeutschland in geradezu unverantwortlicher Weise das unschätzbare Kapital an Bundestreue, das in der Gesinnung der Deutschösterreicher dargeboten wird. Dabei tut ja nichts weiter not, als daß man die für Deutschland und das Bündnis eintretenden deutschösterreichischen Stimmen nicht im Reich totschweigt. Als dann endlich rechtsstehende Blätter sich gegen die deutschfeindlichen österreichischen Stimmen wandten, war es einesteils zu spät, um noch in Österreich und auf das Ausland

Eindruck zu machen. Anderenteils müßten doch die rechtsstehenden Blätter wohl auch häufiger von österreichischen Fragen dann sprechen, wenn sie nicht Anlaß zu schärfster Kritik geben. Würde in der reichsdeutschen Presse häufiger und mit mehr Sachkunde und mehr Objektivität, ohne Mißbrauch der österreichischen Fragen zu innerpolitisch reichsdeutschen Zwecken berichtet, dann hätten die reichsdeutschen Blätter auch im entscheidenden Augenblicke mehr Autorität gegenüber der österreichischen Öffentlichkeit. So aber haben es gewisse nicht sehr bündnisfreundliche Wiener Blätter recht leicht, reichsdeutsche Erwiderungen auf deutschfeindliche Angriffe ihrerseits zurückzuweisen: wie könnt ihr in unsere Dinge hineinreden, die ihr doch, wie ihr immer wieder beweist, so gut wie gar nicht kennt. Es gibt kaum ein Gebiet, auf dem sich die Grundschäden unserer politischen Unerzogenheit so kraß und so gefährlich zeigten, wie das unserer Bündnispolitik und ihrer Behandlung in der deutschen Öffentlichkeit. Wenn hier nicht bald Wandel geschaffen wird, erleben wir vielleicht gerade auf diesem so naheliegenden Gebiete, das dem Durchschnittsreichsdeutschen so gar keine Probleme bietet, die schlimmsten politischen Niederlagen.



Winterritt · Von Alfred Hein

Goldflitterdünn der Vollmond schmückt
grellgrünen Winterhimmel.
Hab' mich aus Zecherkreis gedrückt,
ich lache einsamkeitentzückt
und sattle meinen Schimmel.

Die Spor'n! Galopp! Raketengleich!
der Schnee spritzt! Nüstern schnobern!
Der bleichen Heide Feierreich,
in roter Wolk den lila Teich,
die Sonn' will ich erobern!

Durch Avalun, durch Kinderland
fliegt froh mein träumend Traben!
Schimmel, was stehst? Stumm, unverwandt?
Wunder! Gott gibt mir leise Hand
und will mein Herze haben!

Auf einem Hügel ragt der Tod,
wirft Krähen mir entgegen!
Ich reit' vorbei froh sonder Not,
silberumflirrt ins Grüngoldrot
auf vollmondblauen Wegen!





Einem Großdeutschen zum Gedächtnis

Von einem deutschen Manne möchte ich erzählen, der in Deutschland kaum gekannt worden ist. Von einem, dessen größte Leidenschaft von den Tagen frühreifer Jugend sein schon beinahe pangermanisch aufgefaßtes Volkstum war, einem weisen Gelehrten und milden, gütigen, liebereichen Menschen: von Engelbert Pernerstorfer, der in der Nacht zum Dreikönigstag von uns gegangen ist.

* * *

Der äußere Lebensgang ist bald erzählt. Aus den Tiefen des Volkes, wie er selber immer zu berichten pflegte, ist Engelbert Pernerstorfer heraufgekommen. Der Vater ein armer Wiener Handwerker, die Mutter ein verschüchtertes bigottes Weiblein, dem der von hochfliegenden Plänen erfüllte begabte Knabe bald entwächst. Schon auf dem Schottengymnasium beginnt er zu politisieren, ist er, wenn man so will, ein deutscher Bekenner. Im Schmerzensjahr 1866 wünscht der Sechzehnjährige wie fast alle seine Altersgenossen den Preußen den Sieg. Weil sie meinen, nur so könnte den Deutschen die staatliche Einheit werden. Vier Jahre später, als es gegen Frankreich geht, empfindet der junge Wiener Armine nicht anders. Besonders heiß flutet zu jener Frist durch die österreichischen Burschenschafter der völkische Gedanke. Sie sind durch die Bank Irredentisten, alle eigentlich, vom schwarzgelben Standpunkt, Hochverräter. Sie möchten das Schicksal der Elsaß-Lothringer teilen, annektiert werden, ans Reich kommen, statt an das alte morsche nun an das neue, fester gefügte. Bei vielen von denen, deren Brust das gleiche schwarzrotgoldene Band umschlang, ist mit der Jugend auch die politische Schwarmgeisterei zerronnen. Der eine oder andere gar ist ein stolzer „Exzellenzherr" geworden und hat an sich das typisch österreichische Schicksal erfahren, daß zu dem korrekten Bureaukraten, der von Amts wegen nur noch Österreicher kennt, keine Deutschen, höchstens, weil sie ungebärdig sind und unbequem werden können, Tschechen, Polen und Südslawen, die Ideale verblaßter Jugendtage allein in der vertrauten Heimlichkeit der vier Pfähle zu Gaste kommen. Dieser Engelbert Pernerstorfer bleibt kerndeutsch. Auch als das Haupthaar längst ihm erblich und das unendlich freundliche, aus zwinkernden Augen lächelnde Gesicht mit der kühnen Hakennase ein schlohweißer Bart umrahmt. Er hat an einem trunkfesten, bis in die Nacht verlängerten Abendschoppen, an dem sie vernahmen, wie in Tirol von einem einzigen italienisch gesinnten Geistlichen eine ganze Gemeinde verwelscht wurde, mit anderen Mittelschullehrern, von denen der oder jener noch heute die Deutschen Österreichs führen hilft, den Deutschen Schulverein begründet. Das wäscht ihm auch die Sozialdemokratie nicht ab, zu der er sich spät, fast schon nach des Lebens Mittagshöhe gesellt. Sein Schulamt hat er inzwischen aufgegeben. Immer schon, auch als er noch Band und Kappe trug, hat Pernerstorfer sich am wohlsten gefühlt, wenn es

vor ihm Kopf an Kopf sich drängte und er mit dieser Stimme, die alle Register kannte, die Menge entflammen, hinreißen, begeistern konnte, ein Meister des Stils und des Vortrags, die Liebe in ihnen entfachen wie den Haß, Gefühle der Verehrung wie der Empörung. Um die Mitte der achtziger Jahre entsenden die Wiener-Neustädter — Deutschnationale, Sozialdemokraten und Bürgerliche Demokraten im Verein — Engelbert Pernerstorfer zum erstenmal in den Reichsrat. Die bleiben ihm treu, auch als aus dem Kurienparlament das Abgeordnetenhaus des allgemeinen Wahlrechts und aus dem Nationaldemokraten der „Genosse" Pernerstorfer geworden ist. Seither gibt es in diesem Leben keine äußeren Begebnisse mehr von Belang. Er leitet, ohne im übrigen dem zermürbenden Redaktionsbetrieb ausgeliefert zu sein, das Feuilleton der Wiener „Arbeiterzeitung", schreibt ihr die Referate über Schauspiel und Burg, schreibt überhaupt erstaunlich viel mit dieser fleißigen, ein wenig altmodisch zirkelnden Hand und ist ein emsiger Arbeiter in Vollversammlung und Ausschuß, auch in den Verwaltungsgeschäften des Parlaments, dessen Präsidium er nun manches Jahr schon angehört. Dann hat er draußen im Wiener Wald, an dem dieser Urwiener mit ganzer Seele hängt, sich ein Häusl gebaut. Hier verbringt er nun, von der verständnisvollen Liebe, der schlichten Güte der geräuschlos waltenden Gattin betreut, die größere Hälfte des Jahres. Im Hochsommer ist er noch beim jungen Kaiser in Laxenburg gewesen, hat ihn bald Majestät und bald ganz unzeremoniell auch nur mit Sie angeredet und ihm erklärt: mit der Liebenswürdigkeit allein ließen sich heute die Geschäfte des Monarchen nicht mehr zwingen. Dann, als die Blätter zu fallen beginnen, hat er sich niedergelegt, um nicht mehr aufzustehen. Der letzte Gruß, nicht mehr von seiner Hand, den er im Herbst mir sendet, kommt aus dem Spital, in dem er nun gestorben ist.

* * *

Die österreichische Sozialdemokratie hat, als er tot war, aus Engelbert Pernerstorfer eine „große Leiche" gemacht. Solange er lebte, war er ihren Führern, auch denen, mit denen ihn persönliche Freundschaft verband, herzlich unbequem, und sie waren im Grunde froh, als sie ihn auf dem Posten des Vizepräsidenten kalt gestellt hatten. In Wahrheit paßte der Mann, dem die Partei niemals Selbstzweck werden durfte, in keine von allen hinein. Er hatte aus Begeisterung für den Bildungstrieb der Massen sich der Sozialdemokratie angeschlossen. Dennoch blieb er bis an sein Lebensende ein ausgeprägter Individualist, der seine eigenen Träume träumte und seine eigenen Hochziele sich steckte. Die aber führten ihn weit ab von der ausgetretenen Fahrstraße der Internationale und rührten an Gedankenkreise, die immer großdeutsch, mitunter schon fast alldeutsch waren. Vor zwei Jahren auf seiner Sulzer Höhe sprach ich ihm einmal von meinen baltischen Sorgen. „Natürlich müßt's Ihr zum Reich kommen. Gewiß, Volksabstimmung muß sein. Aber schickt's mich hin. Es müßt' doch mit dem Teufel zugehen, wann die Leut' hernach nicht so abstimmten, wie ich wollte." Dann wieder erzählte er mit leuchtenden Augen von der besonderen Sendung, die dem deutschen Volke Österreichs auf dem Balkan und bis in den Orient hinein zuwüchse. Serbien wieder herausgeben? Unsinn! Ganz sicher ist allein der Nationalstaat fest fundiert. Aber er ist — auch dieser feurige Irredentist ist zu seinen Tagen gekommen und hat verzichten gelernt — für Österreich doch nun einmal nicht mehr zu erreichen. Darum braucht dieser Nationalitätenstaat noch mehr Nationalitäten als bisher, auf daß sie gegenseitig sich binden und die Deutschen kraft ihrer überlegenen Bildung und, weil sie die einzigen sind, die in dem Völkergemisch über eine Kultursprache verfügen, die Führung übernehmen. Das wäre dann das wirkliche „Ostreich". Die logische, naturgemäße Fortbildung jenes Kleindeutschlands, das leider nur zu vielen von uns schon die ganze deutsche Welt umschließt. Engelbert Pernerstorfers Vaterland mußte größer sein: von Hamburg bis Bagdad eine Domäne deutscher Kultur. . .

Auch eine Sonntagsidee — vielleicht. Aber steckt in solchen Konstruktionen nicht am Ende noch mehr Wirklichkeitssinn als in den Gedankengespinsten der Internationale? Daß die tot war, freute den Alten unbändig. Dem Himmel sei Dank, daß die Franzosen bislang

ihrer Wiederbelebung sich wiedersetzten, denn sonst, meint er lächelnd, hätten die deutschen Genossen daheim und draußen, die vom „Altinternationalismus“ immer noch nicht loskämen, leicht „dummes Zeug gemacht“. Und da die Rede dann auf Eduard Bernstein kommt, fügt er mit behaglichem Schmunzeln hinzu: der leide an zwei unheilbaren Krankheiten, an der englischen und der Franzosenkrankheit. Drunten in seinem Tal — aber nicht nur dort allein — regt sich die Mißstimmung gegen die Preußen, die nicht immer waffenbrüderlich, die mitunter auch als recht hochfahrende Gäste ins Land kämen. Da geht er und geht seine prächtige Frau „ins Volk“ und lehren es, die Art der norddeutschen Volksgenossen schätzen. Auch in Österreich gäbe es, wennschon in äußerlich liebenswürdigerer Form, einen partikularistischen Hochmut, das „mir san mir“. Und als der gar nach einem literarischen Ausdruck sucht, als die Hermann Bahr, Erwin Hanslick, Richard von Kralick das „Nur-Österreichertum“ entdecken, begehrt er zornig auf gegen die süßlich spintisierenden Schöngeister, die seinen Stamm vom breiten Strom des deutschen Lebens abzutrennen drohen. Der letzte Aufsatz, den ich ihm verdanke, ist eine mannhaft überlegene Abfertigung des auf dem schwülen Sumpfboden Wienerischen Ästhetentums erwachsenen spielerischen Getändels mit den Heiligtümern deutscher Nation. Zwar der politische Werktag drückt, zumal nach dem Zusammenbruch aller deutschösterreichischen Hoffnungen im letzten Frühjahr, schwer auf ihm. Aber stärker noch ist sein sieghafter Optimismus. Er ist überzeugt, daß die schwere Not der Zeit die Deutschen aller Schattierungen schon noch zusammenpressen wird. Die Wahl des Dr. Groß zum Präsidenten des Reichsrats, der die Slawen geschlossen sich widersetzten, scheint ihm von glückverheißender Vorbedeutung: „Da hat es sich doch gezeigt, daß die Deutschen, wann sie nur wollen, noch immer die Mehrheit haben. Aber arbeiten müssen's, arbeiten! Nur wer arbeitet, setzt sich durch.“

* * *

Das war Engelbert Pernerstorfer. Wie oft in diesen Kriegsjahren, wenn ich verzagt, kleinmütig, verzweifelnd an der Möglichkeit, die Deutschen in Nord und Süd, im Reiche und innerhalb der schwarzgelben Grenzen einander zu nähern, zu ihm gekommen bin, bin ich an seinem wie Urkraft strömenden deutschen Wesen genesen. Dennoch ward ihm, als er vor acht Jahren oder neun bei uns einen Vortrag halten wollte, wie einem lästigen Ausländer der Eintritt ins Reich verweigert. Dann, als er schon auf der Bahre lag, wollte ein deutschösterreichischer Schriftsteller, der im Leben ihm nahegestanden hatte, in Berlin in sozialdemokratischen Versammlungen von dem großen österreichischen Genossen erzählen. Aber man lehnte dankend ab: der Engelbert Pernerstorfer sei doch zu ausgeprägt deutsch, zu betont national gewesen. Davon zu reden sei im Augenblick nicht opportun. Sind sie nicht einander wert, diese Reichsphilister?...

Richard Bahr

Kunst und Herrenhaus

Ich kenne manchen guten Deutschen, der mit heimlichem Bangen immer jenen Parlamentssitzungen entgegensieht, in denen irgendwelche Fragen der Kunst zur Behandlung kommen müssen. Dieses Bangen gilt vorab der Kunst, die wir in Händen sehen, die, selbst wenn sie von dem durchaus nicht immer vorhandenen Wohlwollen geleitet werden, in der Betätigung desselben wenig Geschick zeigen. Der gute Deutsche und Kunstfreund aber fürchtet auch bei diesen Gelegenheiten für das Ansehen des Parlaments und der Regierung. Auf beiden Seiten kommt nämlich in der Regel eine solche Fremdheit in allen tieferen Kunstfragen zutage, daß man nicht recht begreifen kann, wie der allgemeine Sprachgebrauch dazu gekommen ist, mit der Wortverbindung „Kunst und Wissenschaft“ beide als unerläßliche Bestandteile der allgemeinen Bildung zu bezeichnen. Es ist ganz undenkbar, daß Männer, die auf allgemeine Bildung Anspruch erheben, über das Wesentlichste der Wissen-

schaft so fremde und falsche, gleichgültige und sogar feindliche Äußerungen wagen würden, wie sie sie hinsichtlich der Kunst unbedenklich aus dem Gehege der Zähne entrinnen lassen. Ein solches Fehlen jeglicher Beziehung zur Wissenschaft würde den Redner um den Ruf eines gebildeten Mannes bringen, bei der Kunst hat es nichts zu bedeuten. Ich bin überzeugt, daß noch vor sechzig Jahren, erst recht vor dem doppelten Zeitraum, die enge Verbindung „Kunst und Wissenschaft" als Lebensforderung gesellschaftlicher Bildung zu Recht bestanden hat.

Im heutigen Verhältnis sehen wir die Folge der Politisierung des männlichen Denkens und der Materialisierung der männlichen Lebensberufe. Man hat für Kunst keine Zeit mehr, die Schule hat deshalb alle Kunstfächer zu technischen Fertigkeiten erniedrigt, statt zu versuchen, die Schüler für ein kräftiges Kunstempfinden heranzubilden. In diese falsche Stellung hätte die Kunst in unserm Bildungswesen gar nicht gebracht werden können, wenn in den gesetzgebenden Körperschaften, denen doch schließlich die Ordnung des Schulwesens mit obliegt, die kunstverständigen Elemente genügenden Einfluß besessen hätten, wenn es mit anderen Worten der Künstlerschaft gelungen wäre, sich in allen politischen (im ursprünglichen Sinne von staatlich) Körperschaften die ihr gebührende Stellung zu verschaffen. Die Künstlerschaft aber ist dabei, wie einst zu des alten Zeus Herrscherzeit, zu spät gekommen, und obwohl inzwischen zahlreiche Künstler in ihrem Einzeldasein recht gewitzte Lebenspraktiker geworden sind, scheint doch die Künstlerschaft als Ganzes noch immer „im Land der Träume" zu verweilen, wenn Irdisches geteilt wird. Ich will nicht eingehender die Lage mit Schillerschen Versen kennzeichnen, sondern lieber ganz nüchtern die Tatsache feststellen, daß bei der Verteilung der Machtwelt des preußischen Herrenhauses die Kunst wieder einmal leer ausgegangen ist. Da die Neuordnung des Herrenhauses vorläufig nur auf dem Papiere steht, hat die Künstlerschaft vielleicht noch Zeit, sich rechtzeitig zur Stelle zu melden, damit ihr nicht nachträglich von oben her entgegengehalten werden kann: „Wo warst Du, als die Welt geteilet?"

Im neuen Entwurf eines Gesetzes über die Zusammensetzung des Herrenhauses kommt das Wort „Kunst" überhaupt nicht vor. Die Art der künftigen Zusammensetzung ergibt sich aus § 5: „Auf Grund von Präsentationen — ich muß das Wortungeheuer übernehmen — werden auf zwölf Jahre ins Herrenhaus berufen: 72 Mitglieder als Vertreter der städtischen und ländlichen Selbstverwaltung, 3 für die Stadt Berlin, 1 für die Hohenzollernlande, 36 Mitglieder als Vertreter der Landwirtschaft, 36 für Handel und Industrie, 12 für das Handwerk, 16 als Vertreter der Hochschulen und 16 als solche der evangelischen und katholischen Kirche. Halten wir uns an die Wortverbindung „Kunst und Wissenschaft", so sind für uns die Vertreter der Hochschulen von besonderem Belang. Sie werden nach § 23 von den Landesuniversitäten und den technischen Hochschulen präsentiert, auf die je ein Vertreter entfällt. Man sieht, selbst hier ist keine Spur von dem vielberedeten Wohlwollen des Staates gegenüber der Kunst zu erblicken, denn nicht einmal die Hochschulen für bildende Kunst und Musik haben neben den anderen Hochschulen Erwähnung gefunden, obwohl sie älter sind, als die technischen.

Man darf es sich wohl ersparen, auf die Bedeutung der Kunst für das geistige, seelische und sittliche Leben des Volkes hinzuweisen. Es ist auch nicht mehr nötig, zu betonen, daß der Begriff „Kultur" ohne die Kunst nicht auszudenken ist. Eher muß man wohl noch erwähnen, daß mit der Kunst ungeheure Wirtschaftswerte zusammenhängen; es ist davon ja noch kürzlich im Abgeordnetenhause ausführlich die Rede gewesen. Hervorgehoben sei auch, daß in der Künstlerschaft eines Volkes der Persönlichkeitsgehalt dieses Volkes besonders stark zum Ausdruck zu kommen pflegt, daß für Ansehen und Geltung eines Volkes in der Welt die Künstlerschaft von wesentlicher Bedeutung ist, daß endlich hier doch auch zahlenmäßig, sowie nach der Steuerkraft, ganz beträchtliche Volkskräfte in Betracht kommen.

Das alles muß man sich gegenwärtig halten, um die in diesem völligen Verschweigen der Kunst und der Künstler liegende Ungeheuerlichkeit ganz zu ermessen, wenn man in der Begründung des Gesetzentwurfes folgende Sätze liest: „Soll das preußische Abgeordnetenhaus

sich in Zukunft auf dem gleichen Wahlrecht aufbauen, so bedarf das Herrenhaus der Begründung auf die Stände und Berufe, in die das Volk sich im öffentlichen Leben hauptsächlich gliedert. Hierauf hat schon der Allerhöchste Erlaß vom 7. April 1917 mit den Worten hingewiesen: Das Herrenhaus wird den gewaltigen Anforderungen der kommenden Zeit besser gerecht werden, wenn es in weiterem und gleichmäßigerem Umfange, als bisher, aus den verschiedenen Kreisen des Volkes führende, durch die Achtung ihrer Mitbürger ausgezeichnete Männer in seiner Mitte vereinigt."

Weiter heißt es in der Begründung: „Die Zuteilung von Präsentationsberechtigung wird das Ziel im Auge haben müssen, die großen tragenden Gewalten des öffentlichen Lebens aus der Geschichte und aus dem Stande der politischen, wirtschaftlichen und geistigen Entwicklung zu erkennen und zur Geltung zu bringen. Die Aufgabe ist gelöst, wenn es gelingt, die bedeutsamsten Gruppen herauszuschälen, um die danach noch verbleibenden Unbilligkeiten auf anderem Wege auszugleichen."

Und noch eine dritte Stelle: „Neben diesen Hauptbestandteilen des künftigen Herrenhauses, den Vertretern der Selbstverwaltung und der großen Erwerbstände, entspricht die im Entwurfe vorgesehene zahlenmäßig verstärkte und auf gesetzliche Rechtstitel gegründete Vertretung des geistigen und des geistlichen Lebens der besten deutschen Eigenart und der überragenden Bedeutung, die Wissenschaften und Religion für die Bildung des deutschen Nationalgeistes gewonnen haben." —

Je richtiger und gewichtiger diese amtliche Begründung der Zusammensetzung des künftigen Herrenhauses ist, um so unbegreiflicher und ungeheuerlicher ist die völlige Auslassung der Kunst. Es ist sicher noch niemals der Bedeutung eines Standes, dem Werte eines Berufes und der tiefdringenden Kraft einer großartigen Lebenserscheinung — das alles ist doch die Kunst — so ins Gesicht geschlagen worden, wie hier; keine noch so schroffe Ablehnung und Bekämpfung könnte so niederschmetternd wirken, wie dieses völlige Übersehen, als wäre dieser ganze Teil der Welt nicht vorhanden. Danach gehören Kunst und Künstler nicht zu den Berufen und Ständen, „in die das Volk sich im öffentlichen Leben hauptsächlich gliedert". Aus diesen Kreisen werden keine „durch die Achtung ihrer Mitbürger ausgezeichnete Männer" berufen. Die Kunst gehört nicht, wie Handwerk, Wissenschaft und Kirche, zu den „großen tragenden Gewalten des öffentlichen Lebens", sie spielt offenbar keine Rolle in der geistigen Entwicklung, die hier vertreten werden soll, sie hat auch nichts zu suchen in einer „Vertretung des geistigen Lebens" und sie hat also offenbar nicht zur „besten deutschen Eigenart" beigetragen.

Aber wohl verstanden, so unverzeihlich, so beschämend für den Verfasser dieses Entwurfes das Übergehen der Kunst und der Künstlerschaft ist, dafür, daß so etwas überhaupt möglich ist, trifft nicht ihn am letzten Ende die Schuld, sondern — die Künstlerschaft. Der preußische Minister des Innern kann bei der nun einmal herrschenden Auffassung von der fachlichen Vorbildung eines Staatsmannes in künstlerischen Dingen durchaus Barbar sein. Aber der preußische Minister des Innern würde niemals einen großen Stand übersehen können, wenn dieser Stand vor der Öffentlichkeit sich eine so eindrucksvolle Vertretung zu schaffen vermocht hätte, wenn er sich im öffentlichen Leben als Stand so bemerkbar gemacht und seine Rechte so tapfer gewahrt hätte, wie außer ihm alle anderen Berufskreise des Volkes. Darum genügt es auch nicht, daß die Künstler jetzt über diese Mißachtung schimpfen, sie müssen vor allem daran denken, den eigenen Fehler zu beseitigen: sie müssen sich — organisieren.

Ach ja, ich weiß, wir haben der Künstler-Organisationen und Organisatiönchen aller Art übergenug. Ich kenne Künstler, die einem Dutzend von Berufsorganisationen angehören, und wenn es darauf ankommt, müssen sie erkennen, daß sie doch nicht organisiert sind, daß sie keine Standesvertretung haben. Wir haben eben, und das gilt für sämtliche Kunstgebiete, lauter Organisationen, die entweder nur Sondergruppen der Künstlerschaft zusammenfassen oder nur Sonderziele verfolgen. Das ist sicher oft wertvoll für die Künstler und auch verdienst-

voll für die Kunst. Aber im Gesamtorganismus Staat mit seinen großen Lebensbetätigungsformen — Landwirtschaft, Handel, Industrie, Handwerk, Wissenschaft, Kirche — kann als Gegengewicht nur zur Geltung gelangen eine alle Kräfte zusammenschließende Gruppe „Kunst". In ihr hat alles Platz, was irgendwie mit Kunst zusammenhängt. Auch in „Handel und Industrie" sind die denkbar größten Gegensätze und nach weit auseinanderliegenden Zielen strebende Abteilungen; aber neben die anderen Lebensmächte und, wo es not tut, gegen sie finden sich alle zur Einheit zusammen. Das macht sie stark und unübersehbar. Man bewilligt dieser großen Gesamtheit eine starke Vertretung. Wie die Gesamtzahl dieser Vertreter nachher auf die einzelnen Sondereinrichtungen und Sondergruppen verteilt wird, ist eine spätere Sorge; die Hauptsache ist, daß einmal dieser Lebenskreis überhaupt eine möglichst starke Vertretung gewinnt.

Machen wir uns diese unwiderleglichen Tatsachen klar, so ergibt sich nach meinem Gefühl das für die Kunst und Künstlerschaft Notwendige von selbst. Wir brauchen zunächst den Zusammenschluß aller Kräfte, die unter den Begriff „Kunst" fallen, die sich, um es von der anderen Seite anzusehen, im öffentlichen Leben vertreten fühlen würden, wenn am Uhrwerk der Staatsmaschine ein Rad „Kunst" eingearbeitet wäre.

Wir haben für die Kunst kein Seitenstück zu den Universitäten, die als die berufenen Vertreter der Wissenschaft allseitig anerkannt sind. Unsere Kunstakademien reichen dazu nicht aus, weniger, weil sie das ganze literarische Gebiet nicht einbeziehen, als weil sie trotz allem doch mehr Fachschulen sind. Außerdem wird auf diesen Gebieten, zumal in der Musik, der größte Teil der Kunstausbildung privatim vermittelt, während andererseits die rein wissenschaftliche Behandlung in den Lehrplan der Universitäten miteinbezogen ist. Wir haben auch kein Ministerium der schönen Künste, das vielleicht als Folge einer kräftigen Vertretung im Herrenhause erstehen würde. Daß endlich dem Kultusministerium trotz aller gelegentlichen Festreden Wissenschaft und Kirche viel näher am Herzen liegen, erhellt aus der Möglichkeit des diese Erörterungen anregenden Falles. (Übrigens zeigt sich hier, wie wenig unsere verschiedenen Ministerien auch bei ihren wichtigsten Arbeiten untereinander den nötigen Anschluß suchen. Denn wenn der Minister des Innern bei der Aufstellung der Vertreter des geistigen Lebens den Kultusminister zugezogen hätte, wäre die Kunst sicher nicht so ganz vergessen worden.)

Die Künstlerschaft ist also mehr noch, als alle anderen Stände, auf die private Organisation angewiesen. Diese wird, genau wie die zu erstrebende öffentliche Vertretung, nach Kunstdisziplinen erfolgen. Wir erhalten also als erste Unterabteilungen der Gesamtorganisation Kunst: die Wortkunst (für diesen Teil besser, als Dichtkunst), die bildende Kunst und die Tonkunst. Für jede dieser Hauptgruppen ergibt sich wieder eine Dreiteilung in schaffende, lehrende und angewandte Kunst. Bei jedem der drei Gebiete ist die Verteilung etwas anders, aber es können doch diese Grundlinien als gemeinsam anerkannt werden. Bei der bildenden Kunst würden zur lehrenden Abteilung nicht nur die Kunstschulen, sondern auch die großen Gruppen der Zeichenlehrer, die ja an unsern Schulen immer mit dem diese beherrschenden Philologentum im Streite liegen, ferner die Kunstgelehrten und die Museumsverwalter zugehören. Die angewandte Kunst umfaßt das ganze Gebiet des Kunstgewerbes. In der Musik erstehen die drei Gruppen besonders deutlich, wenn natürlich auch der einzelne Musiker gleichzeitig allen dreien angehören kann. Aber hier zeigt sich besonders klar, daß die Lebensinteressen des Komponisten, des Konzertkünstlers und überhaupt des ausübenden Musikers und des Musiklehrers vielfach auseinandergehen und darum auch eine besondere Vertretung erheischen.

Am wenigsten leuchtet die Dreiteilung zunächst bei der Wortkunst ein. Doch geht das auch hier mit einigem guten Willen. Das weite Gebiet der Dichtkunst wird man als den ausgesprochen schöpferischen Teil ansehen, während das gesamte übrige Schriftstellertum und die Presse die beiden anderen Gruppen der lehrenden und angewandten Wortkunst umfassen. Eine besondere Vertretung wird man dem Theater zuerkennen müssen, was auch durchaus seiner hervorstechenden sozialen Bedeutung entspricht.

Es ist ganz natürlich, daß die Anfänge der Organisation immer bei möglichst kleinen Gruppen einsetzen. Je engere Fachgrenzen gezogen werden, um so gemeinsamer sind auch alle Lebensbelänge, um so klarer ergeben sich die zu vertretenden Forderungen. Nach oben zu müssen sich dann die lockeren Gesamtverbände der einzelnen Disziplin zuletzt im ganz losen Bande die Kunst überhaupt zusammenfinden. Für die Vertretung der übrigen Welt gegenüber aber ist dieser letzte allgemeine Zusammenschluß die Hauptsache. Er liegt aber auch im Dienst der Sache, denn es ist ganz klar, daß für die künstlerischen Fragen im allgemeinen immer die Gesamtkünstlerschaft, gleichgültig, welcher Disziplin der einzelne angehört, Verständnis haben wird. Auf diese großen Richtlinien aber kommt es an; werden sie gewahrt, so kommen auch die Sonderinteressen der einzelnen Untergruppen zu ihrem Rechte.

Auch rein praktische Erwägungen gebieten ein Auftreten im höchsten Zusammenschluß, damit ein möglichst starker Eindruck dafür zustandekommt, welch weites Gebiet unseres geistigen und sozialen Lebens, aber auch welch zahlenmäßig starker Berufsstand hier nach Vertretung verlangt. Wenn eine einzige riesige Organisation nach ihrem Rechte verlangt, macht es einen viel stärkeren Eindruck, als wenn hundert Grüppchen ihre Einzelgesuche verpulvern. Im übrigen ist es ganz natürlich, daß bei solchen Darlegungen der einzelnen Gruppen die Sonderinteressen und damit die Gegensätzlichkeiten hervortreten und auf den Außenstehenden verwirrend wirken. Der fühlt dann gar nicht, daß im Grunde alle diese getrennt Auftretenden das gleiche wollen.

Nach allen diesen Erwägungen erscheinen mir die Aussichten für eine Vertretung der Künstlerschaft im Herrenhause sehr trüb. Es wird kaum möglich sein, so rasch, wie es in diesem Falle notwendig wäre, eine Standesorganisation zu schaffen, die von der Behörde und von der Allgemeinheit als „berufen“ anerkannt wird, das Präsentationsrecht für das Herrenhaus auszuüben. Die Versuche, durch raschen Zusammenschluß der vorhandenen Organisationen eine solche Vertretung zu schaffen („Deutscher Ausschuß für Kunst“) sind mir bekannt. Solange aber wichtige der bestehenden Organisationen mit ihrem Anschluß aus irgend welchen Gründen zurückhalten, werden solche Gründungen von seiten des Staates nicht als autoritativ anerkannt werden. Als weitere Schwierigkeit kommt hinzu, daß die meisten der bestehenden Organisationen entweder rein örtlich oder deutsch, d. h. das gesamte Reich umfassend, angelegt sind. Die ersteren können nicht den Anspruch erheben, das ganze Preußen zu vertreten, die anderen werden es aus staatsrechtlichen Gründen nicht dürfen. Kunstangelegenheiten sind bekanntlich bei uns verfassungsgemäß Sache der Bundesstaaten. Es werden aber einzelne Bundesstaaten, es wird vor allem Preußen, eine Organisation als preußische Standesvertretung nicht anerkennen, wenn ihre Mitgliederschaft sich aus ganz Deutschland, vielfach auch noch aus Österreich rekrutiert.

Diese notwendigen Voraussetzungen der Standesorganisation so schnell zu erfüllen, daß sie für die bevorstehende Zusammensetzung des Herrenhauses noch entscheidend in Wirkung treten kann, halte ich für unmöglich. Es wird also für die Vertretung der Kunst im Herrenhause bei dem bisherigen traurigen Zustande bleiben, wenn nicht der König von Preußen bei seinem Berufungsrechte die Kunst besonders begünstigt und so, wie es in der Begründung heißt, „die danach noch verbleibenden Unbilligkeiten ausgleicht“. Aber das bliebe in jedem Falle ungenügend: e i n e G n a d e, s t a t t e i n e s R e c h t e s. Auch gilt die königliche Berufung immer der Person und nicht dem Vertreter des Standes. Jedenfalls ist der Betreffende niemals als Vertrauensmann von seinem Stande erkoren.

Sollen wir nun angesichts dieser trüben Aussichten die Hände müßig in den Schoß legen?

Nein, und abermals nein!

Es kann gar nicht genug agitiert werden für die Vertretung der Künstlerschaft im Herrenhause. Erstens zur Belehrung der Staatsbehörden, zweitens zur Aufklärung des Publikums, drittens und vor allem aber zur Aufstachelung der Künstlerschaft. Die schwere Niederlage, die die Künstlerschaft in diesem politischen Lebenskampfe bereits erlitten hat und für den Sonderfeldzug um den Platzgewinn im Herrenhause vermutlich erleiden wird, muß auch dem Saumseligsten und Eigenbrödlerischsten klarmachen, daß es nicht wie bisher weitergehen kann. Eine

möglichst großzügige und allumfassende Organisation ist einfach Lebensbedingung für die öffentliche Geltung der Kunst, und diese Organisation wenigstens muß als Preis, als Erfolg der jetzigen Kämpfe zustandekommen. Wird sie erreicht, so ist viel gewonnen und es werden sich dann Einrichtungen schaffen lassen, die auch neben einer Vertretung im Herrenhause bestehen müßten, die aber vor allem, solange diese fehlt, die Interessen der Kunst im Staate wahrzunehmen haben. Wir denken hier an eine Art von Kunstrat, der von dieser Organisation gewählt, zu allen Kunstfragen des öffentlichen Lebens Stellung zu nehmen hätte. Es sollte nicht schwerhalten, diesem Kunstrat ein solches Gewicht des Ansehens zu verschaffen, daß auch der Staat in allen Kunstfragen sich an ihn wenden, jedenfalls aber den Darlegungen dieses Kunstrates Gehör schenken und Gewicht beilegen würde. Auch auf die Parlamente würden die Meinungsäußerungen und Wünsche einer solchen erlesenen Berufsvertretung starken Eindruck machen. Endlich aber könnte gerade ein solcher Kunstrat „deutsch“ sein, die bestehenden Organisationen brauchten nicht erst bundesstaatlich umgearbeitet zu werden, denn als beratende Stelle wird auch der eifersüchtigste Partikularismus eine solche Standesvertretung nicht ablehnen. Also auf in den Kampf zum Heile der Kunst und der Künstler.

Karl Storck

Im Schatten der Gorgo

Kriegsbücher

„Es ist jetzt nie und nirgends möglich, den Begleiterscheinungen des Krieges gänzlich auszuweichen. Sein Schatten huscht verdunkelnd und verzehrend über alles.“ Mit dieser Beobachtung bestätigen nach mehrwöchentlichem Aufenthalte in St. Moritz einige verschiedenen Völkern angehörende Gäste den Gedanken, mit dem ein junger deutscher Offizier die Urlaubsreise in die Schweiz angetreten hat: „Ich kann mir augenblicklich gar nicht vorstellen, daß einen der Gedanke an den Krieg und die Kameraden draußen auch nur zehn Minuten lang völlig verlassen und daß einem irgend etwas anderes auch nur eine halbe Stunde lang wichtiger erscheinen kann.“

Um diesen Gedanken herum und aus ihm heraus hat Fr. W. v. Oestéren seinen Zeitroman „Der Schatten der Gorgo“ geschrieben. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. ℳ 4.50, geb. 6 ℳ.) Der ganze Roman spielt in St. Moritz, streng genommen in einem einzigen Gasthof. Und auch die Einheit der Zeit ist so streng gewahrt, daß sich die Ereignisse innerhalb der kurzen Urlaubszeit des deutschen Offiziers vollständig zu Ende spielen. Ein ausgesprochener Gesellschaftsroman auch in dem Sinne, daß die Mitspieler sämtlich der „Gesellschaft“ angehören, sei es durch Geburt und Stellung, sei es, daß sie im Schatten des Krieges ihre dunklen Geschäfte so gewinnreich betrieben, daß sie nun im strahlenden Lichte des „Grand Hotels“ sich aufspielen können.

Das Bild ist vermutlich an Ort und Stelle genau studiert und das Gemenge der Gäste ist noch internationaler, als zu Friedenszeit, jedenfalls kommt einem diese Internationalität in einer Zeit besonders zum Bewußtsein, in der anderwärts die Angehörigen dieser Völker nur mit den Waffen in der Hand sich begegnen, die hier am gleichen Tische essen, miteinander plaudern, flirten, Freundschaft schließen, sich in Liebe finden oder auch endgültig scheiden. In alle diese persönlichen Erlebnisse greift der Krieg mehr oder weniger ein. Wie er manchen Hochstapler hier sein Glück machen läßt, so holt er sich mit dem Fangseil des Verfolgungswahnes den Deserteur.

Der Verfasser bewegt mit großem Geschick die große Zahl der mitspielenden Gestalten und versteht es, für eine ganze Reihe unter ihnen uns wärmere Teilnahme abzugewinnen. Er hat auch fremde Völker gut beobachtet und weiß sie so scharf zu charakterisieren, daß er des äußerlich bleibenden und sehr störend wirkenden Mittels, durch grammatikalische sprachliche Wendungen den Fremden zu kennzeichnen, hätte entraten können.

Wenn so der Schatten des Krieges selbst ins neutrale Land hineindunkelt, wie sehr muß er erst in den vom Krieg betroffenen Ländern über alles „verdunkelnd und verzerrend huschen“. Das heißt, diese Länder stehen ja nicht im Schatten des Krieges, sondern mitten darin, und da er so dunkle riesige Schatten wirft, muß doch auch eine starke Lichtquelle vorhanden sein. Wird es nun nicht an der Fähigkeit und am Willen des Miterlebens liegen, ob einer mehr im Schatten oder im Lichte steht? Wir hören oft: Der Frauen Anteil am Kriege sei Leid und Leiden. So ständen sie ganz im Schatten des Krieges, denn wo die Tat ist, ist Licht. Aber entwickelt sich nicht gerade aus diesem tiefen Leide das Mitleid, und erwächst nicht aus diesem die Tat? Und wird nicht diese Art des Tuns um so mehr ins Licht führen, als sie über das Einzeldasein hinauswächst ins gemeinsame Ganze? Nie konnte sich die Kraft des sozialen Gedankens stärker und schöner offenbaren, als jetzt, wo er sich so ganz im Gefühl auflösen konnte, wo der kalte Begriff Staat sich als gleichbedeutend mit dem warmen Erleben der Brüderschaft erwiesen hat. Jawohl, erwiesen hat. Wir haben die Tatsache erlebt, und dürfen uns durch keine noch so trübe nachherige Herabstimmung diesen Besitz rauben lassen.

Freilich wird nur der wahrhaft national Gesinnte als einzig echter Volksgenosse dieses Glück der sozialen Zugehörigkeit voll erfahren können, weil nur ihm es möglich ist, alle Einzelerlebnisse immer wieder ins Gesamte einmünden zu lassen. Dagegen bleibt der betonte Sozialismus allzu leicht gerade an diesem Einzelnen kleben, genau so, wie die dem Sozialismus als politische Bewegung entsprechende Kunsttechnik des Naturalismus. Dann freilich muß ein Kriegsroman eigentlich die ganze Welt im Schatten der Gorgo zeigen, verdunkelt und verzerrt.

Sehr kennzeichnend für diese ganze geistige Einstellung ist Clara Viebigs vielgerühmter Kriegsroman „Töchter der Hekuba“ (Berlin, Egon Fleischel & Co., 5 M). Es ist ein Buch der Daheimgebliebenen, und so treten die Männer eigentlich nur so weit hervor, als sie Frauenschicksal bestimmen. Zu dieser Frauenreihe hat Clara Viebig treue Porträtstudien gemacht. Für das Gesamtbild kommt es nur immer darauf an, wen man sich zum Porträtieren aussucht. Jedenfalls ist es sehr bezeichnend, daß auch bei Clara Viebig, die den Vorwurf eines bewußten Nationalismus, falls er überhaupt jemals gegen sie erhoben worden wäre, durch diesen Roman entkräftet, nur eine einzige durch ihre Erziehung nationale Frau zu wirklich fruchtbarer Arbeit fürs Ganze gelangt. Alle anderen Frauen aus den gebildeten und einfachen Ständen gehören nur sich selbst und ihrem Schmerze, sie schwingen sich höchstens zur Teilnahme an einem Einzelschicksal auf und erfahren darum auch nicht den Segen der Hingabe ans Ganze. Sie sind nicht gesegnet und vermögen kein Segen zu sein; ihr Erleben bleibt klein, selbst wenn das ihnen widerfahrene Geschick groß ist.

So ist mir dieses Buch, dessen künstlerische Fähigkeiten der sicheren Gestaltung und Zusammenfassung eines mannigfach auseinanderstrebenden Inhalts ich voll anerkenne, ein niederdrückendes Zeugnis für jenes schwächliche, weil trotz allen sozialen Geredes und aller Menschlichkeitsphrasen durchaus selbstsüchtige Kriegserleben, das auch in der herrschenden Richtung unserer Politik zum Ausdruck kommt.

Das Leid der Frau ist auch der Inhalt von Ida Boy-Eds Roman „Die Opferschale“. (Berlin, August Scherl. 4 M.) Das Buch verfehlt sich der Tatsächlichkeit gegenüber darin, daß seine Verfasserin im Gegensatz zur Viebig fast in jeder Frau eine in erhobenen Händen die Opferschale tragende Priesterin sieht. Das ist sicher zu optimistisch, aber für die tiefste Wahrheit des deutschen Erlebens von 1914 — im Sommer dieses Jahres spielt der Roman — zutreffender, als die gedrückte Schwäche des anderen Buches. Es ist im übrigen trotz etlicher „romanhafter“ Bestandteile eine achtbare Arbeit vornehmen Unterhaltungscharakters.

Den Krieg als Überschatter einer bestehenden Welt und damit als Lichtträger für eine neue, schildert in einem trotz mancher Einschränkungen sehr wertvollen Buche Friedrich Freksa (Berlin, Egon Fleischel. 4 M). Es liegt vorerst nur der erste Band dieses Romans „Gottes Wiederkehr“ vor, und eine eingehendere Würdigung müssen wir uns bis nach Erscheinen des zweiten versparen, der freilich nach dem Vorwort schon vorliegen müßte. Der Verfasser sieht

„das Göttliche in einem Volke, das, in sich selbst einig, sich seiner Kraft bewußt ist und weiß, daß es kraft göttlichen Zwanges berufen ist, eine Aufgabe auf dieser Erde zu erfüllen“. Der erste Band läßt uns an einer Reihe Männer verschiedener Stände und Berufe sehen, wie dieser göttliche Volksgedanke von anderen Trieben und Zeitgedanken überwuchert war; wie nun plötzlich der große Krieg in diese selbstsichere Welt hineinfährt und sie über den Haufen wirft. Aber viel stärker, als diese Zerstörung, ist der Aufbau. Denn indem diese Menschen überrannt und an ihrer bisherigen Welt irre werden, werden sie gleichzeitig zu Werkzeugen des Gottes im deutschen Volke. Es ist viel geistig Starkes und in der Gestaltung der Menschen, wie auch in der Schilderung von Kriegserlebnissen künstlerisch Wertvolles in dem Buche, das nur hie und da noch die Spuren eines allzu bewußten Artistentums trägt, dem der Verfasser selber durch den Krieg entrissen worden ist. Doch wird, wenn erst das Ganze vorliegt, in ruhiger verweilender Nacharbeit hier ein dauernd wertvolles Kriegsbuch geschaffen werden können.

Von den Männern in Freksas Roman findet der Gutsbesitzer sich am leichtesten in die Aufgaben der neuen Zeit. Das Verwachsensein mit der Scholle bedeutet auch die innigste Verbindung mit dem Volkstum, so daß sich auch dieses ganz von selbst zur stärksten Betätigung erhebt, wenn aus dem Naturtrieb heraus jene verteidigt werden muß. Das ist der Inhalt von Arthur Brausewetters Roman „Wer die Heimat liebt, wie Du“ (Braunschweig, Georg Westermann. 4 ℳ), denn im Titel klingt der andere Vers mit, „der ist in tiefster Seele treu“.

Ein Roman aus Ostpreußen, wo ja in der Tat die Bewohner noch in ungemindertem Maße ihrem Boden verwachsen sind. Die Tage der Russennot und der Erlösung. Hundert kleine Züge in zahlreichen Einzelschicksalen. Viel Leiden, viel Tun. Aber das mannigfache verwächst zur Einheit, daß alles wie ein Selbstverständliches geschieht. Keine große Gebärde, keine Schönrednerei. Nichts wird als besonders wichtig hervorgehoben: man harrt nur aus und erfüllt seine Pflicht. Gerade dadurch wächst dieses prunklose Volk in Schönheit und Größe hinein. Der einzige, der Schwierigkeiten hat, der Pfarrer Hans Warsow, erleidet sie, weil er kein Ganzer ist, wie die anderen, kein Naturmensch mehr, wie sie, darum nicht mehr so klar in seinen Instinkten und der Schwächung hingegeben, die in allem abwägenden Überlegen liegt. Freilich trägt ihn dann der Sieg über diese Widerstände auch höher. Man spürt dem Buche das persönliche Miterleben an, und so sind die in ihm vorgeführten Einzelschicksale Typen für das Gesamterleben der großen Zeit.

Es ist, als wachse das innere Licht, je näher wir dem grausigen Kampfe kommen. Da hat Wilhelm Schreiner aus zahlreichen Briefen und mündlichen Zeugnissen, für die er sich die sichere Unterlage und den geschichtlichen Rahmen im genauen Studium der Schlachtfelder und aller militärischen Geschehnisse hinzugeholt hat, unter dem Titel „Der Tod von Ypern“ jene Herbstschlacht in Flandern geschildert, die, wenigstens seelisch, im Sturm der jungen Regimenter unter dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles“ gipfelte. Wir leben mit, wie die akademische Jugend den Krieg erlebte und in heiligem Opfergeiste die Wahrheit ihres Liedes betätigte: „Hab und Leben dir zu geben, sind wir allesamt bereit; sterben gern zu jeder Stunde, achten nicht des Todes Wunde, wenn's das Vaterland gebeut“. Ja, alles schweige an kritischen Bedenken, an Besserwissen und Andersmachen gegenüber jenen Schicksalstagen unserer Jugend, jeder neige sich dieser Schönheit eines singenden Sterbens. — Das Buch (Oranien-Verlag Herborn. Geb. 5 ℳ) ist kein Roman. Zahlreiche Bilder der Landschaft, Pläne und Kartenskizzen betätigen auch äußerlich den Anspruch auf zuverlässige Geschichtsdarstellung. Die Individualisierung der diese Ereignisse Erlebenden beeinträchtigt die geschichtliche Wahrheit im höheren Sinne nicht; drum wünsche ich das Buch vor allem auch in die Hände der Jugend.

Nirgendwohin entsendet die Gorgo des Krieges düsterere Schatten, als in die Gefangenenlager, zumal wenn diese im kalten Sibirien liegen. Und fast empfinde ich als stärkste Dunkelheit, daß die unsagbaren Leiden, die niederträchtigen Quälereien, denen unsere gefangenen Volksgenossen vielfach ausgesetzt waren und sind, das deutsche Blut der Daheimgebliebenen nicht

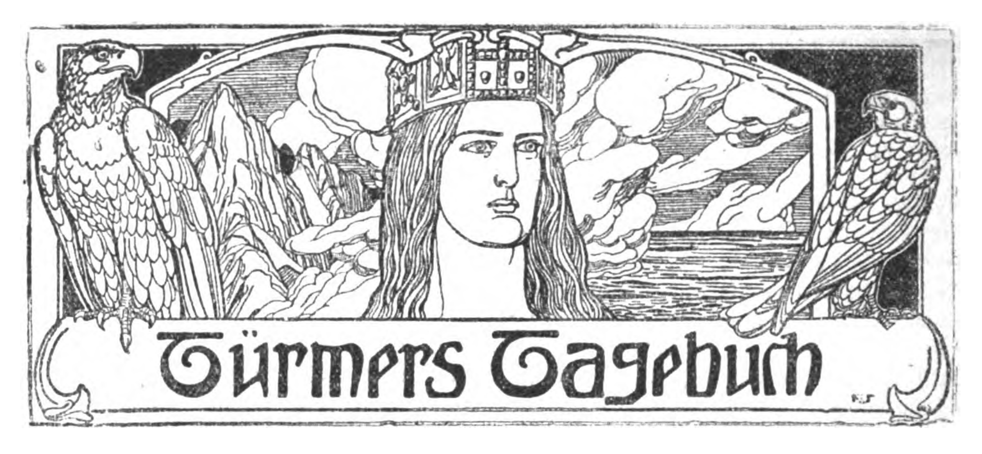
derartig in empörte Wallung bringt, daß das beglückungsduselige Gerede in Brest-Litowsk davon erstickt wird. Zunächst beweist uns durch die Tat eure Menschenwürde; schafft das Unrecht aus der Welt, mit dem sich Rußland unseren Gefangenen gegenüber für alle Zeit befleckt hat! Man kann Gustav Schröders „Die Flucht von der Murmanbahn“ (Berlin, Grote, 2,50), in dem dieser einfache Torgauer Husar seine Erlebnisse erzählt, nur mit herzzerreißender Empörung lesen. Daß man daraus herausgerissen wird ins Licht hinein, danken wir diesen prächtigen deutschen Burschen, die nie verzagen, im Erdulden ebenso stark sind, wie im Handeln und schließlich auch die Flucht durchsetzen und in heißer Liebe zur Heimat zurückkehren, die immer mehr dem Fluche der Lauheit erliegt.

Das Buch wirkt vor vielen anderen ähnlichen Inhalts durch die ungesuchte Einfachheit und Lauterkeit seines Verfassers. Jeder spürt, hier ist jedes Wort wahr, und auch mit den Gefühlen wird nichts vorgemacht. Da es ein scharfsichtiger Mensch, ein tüchtiger Mann und ein warm empfindender Deutscher geschrieben hat, ist gerade dank dieser unbedingten Wahrhaftigkeit, dieser vollkommenen Sachlichkeit ein Kunstwerk entstanden. Das gilt sogar von der Bildhaftigkeit der Rede. Dafür will ich ein Beispiel anführen. Es ist auf der Fahrt aus dem Typhuslager in Dauria nach der Murmanbahn. Das Schiff zieht durch die nördlichen Breiten. „Es litt mich nicht unten. Ich stieg wieder auf Deck. Die Sonne ritt auf den Wellen. Rot tauchte sie allmählich unter. Ich stand lange und sah ihr nach. Wie ein starker Feuerschein lag es in der Luft, und der verging nicht. Der ganze östliche Horizont flammte und brannte. Über das Wasser schien die Glut auf das Schiff zuzulaufen. Lange Strahlen schossen von dem fernen Herde auf und stachen spitz gegen den Himmel. Über diesen Lichtregen kann wohl einer in Entzücken geraten. Mich hat er traurig gemacht. So stark aber stand ich unter der Macht der glutenden Schönheit, daß ich des Windes und des Meeres Stimme nicht vernahm, den kalten Atem der Luft nicht spürte. Mir schien, die Sonne sei kaum in die Wellen gesunken, da brach sie aufs neue rotleuchtend hervor. Es war die Zeit der langen, langen Tage. Ist uns das Licht oft zur Qual geworden.“

Leuchtet so dem dafür begabten Auge in der Nacht des Elends die Sonne der Schönheit, wie sollte da im behaglichen Daheim einem humorbegabten Menschen diese durchleuchtende Kraft nicht auch für diese unfreudige Zeit treu bleiben? Der Späße und Witze sind ja viel gemacht worden, und der sogenannten Kriegshumoresken in Zeitungen und auf der Bühne ist kein Ende. Aber Humor war auch in der besten Friedenszeit ein so karg gedeihendes Gewächs, daß zumeist Ersatz dafür geboten wurde. Um so dankbarer sind wir für ein wahrhaft fröhliches Buch in ernster Zeit, erst recht, wenn die Fröhlichkeit von diesem Ernste geschaffen ist. „Winkelglück“ heißt es (Leipzig, Quelle & Meyer. 2,40 ℳ) und ist ohne Verfassernamen erschienen; ich möchte aber aus manchen Anzeichen auf Karl Busse schließen, verstände dann allerdings nicht recht, weshalb er sich gerade bei seinem besten Werke nicht zur Vaterschaft bekennt. Mit gesunder Behaglichkeit und jenem überlegenen Schmunzeln, dem alles Pharisäertum fremd ist, das sich selbst also mitschuldig weiß der etwa gegeißelten Schwächen, sind hier jene Zustände aufgegriffen, die uns in der Heimat als Kriegslasten und Kriegsunglück erscheinen, solange wir mit dem wirklichen Kriege nicht in Berührung gekommen sind. Da ist es dann das Schöne am Buche, wie über diese Widerwärtigkeiten mit den kleinen Mitteln des Lebens der Sieg davongetragen wird. Wie Leberecht Hühnchen auf seine Art dem Geschick ein Schnippchen schlägt und sich so sein Winkelglück rettet. Das Kunststückchen der „Schiebewurst“ wird dann zum Symbol einer sieghaften Weltklugheit. Zum gleichen Endziel wäre ja auch durch verstandesmäßigen pflichtbewußten Verzicht zu gelangen, aber es ist ja doch viel netter, wenn man ans gleiche Ende kommt und dabei dauernd sich im Gefühl des Besitzes wähnen kann.

Winkelglück. Auch in diesen Winkel erstreckt sich der Schatten der Gorgo. Aber aus dem schreckhaften Medusenhaupt ist ein rundes Vollmondsgesicht geworden. **Karl Storck**





Der Krieg

Der Staatssekretär von Kühlmann hat sich im Hauptausschusse des Reichstages auf die Lage berufen, die er und die anderen jetzt verantwortlichen Männer im Osten und den dort zu lösenden Fragen vorgefunden hätten. Er deutete an, daß er selbst und Graf Hertling für den Lauf der nach Osten betriebenen Politik nicht verantwortlich seien, weil ihre Vorgänger die entscheidenden Schritte getan hätten und die „Zwangsläufigkeit" der Entwicklung ihre Nachfolger darauf festlege, die Politik zu Ende zu führen, die jene begonnen.

„Die politische Zwangsläufigkeit in diesem Sinne", bemerkt hierzu Heinrich Claß in der „Deutschen Zeitung", „erinnert an das Schicksal in der griechischen Tragödie und an die Lehre von der Vorherbestimmung des Menschen; sie nimmt eine strenge Gesetzmäßigkeit der politischen Ereignisse an und scheidet damit den gestaltenden Willen des Staatsmannes aus.

Das Wort ‚Zwangsläufigkeit' mag Harmlosen oder Halbgebildeten unendlich überlegen klingen — politisch ist es die trostlose Übertragung des Dichterwortes: ‚Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären' auf das politische Gebiet in dem Sinne, daß schwache und schlechte Politik, nachdem sie einmal betrieben wurde, nicht nur als geschichtliche Tatsache hinzunehmen sei, sondern folgerichtig und widerstandslos bis zu ihren letzten verderblichen Folgen durchgeführt oder sich doch gewissermaßen selbst überlassen werden müsse.

Gegen die Lehre von der Vorherbestimmung der Menschen hat sich das Bewußtsein der Selbstverantwortung aufgelehnt, gegen das gesetzmäßige Walten eines blinden Schicksals hat sich das Selbstgefühl der handelnden Persönlichkeit aufgebäumt — soll sich das deutsche Volk nun der Herrschaft sogenannter politischer Zwangsläufigkeit widerstandslos unterwerfen?

Dies ist keine ‚Doktorfrage', sondern eine solche von politisch-praktischer Bedeutung, die sogar sehr ernst ist und jeden Tag brennend werden kann. Man braucht nur an den Westen zu denken, an Belgien, Frankreich und England, und dann

weiter zu erwähnen, daß die Vorgänger der heutigen Verantwortlichen in ihrer Politik nach dieser Richtung und jedem einzelnen dieser unserer Feinde gegenüber unbestreitbare Fehler begangen und Schwächen gezeigt haben, mit denen sie — wenn man eine politische Zwangsläufigkeit anerkennt — der Zukunft die verhängnisvollen Linien vorgezeichnet hätten. Und weiter: es ist doch ausgeschlossen, daß Herr von Kühlmann nur für den Osten die politische Zwangsläufigkeit anerkennt; er wird ihre Gesetze auch für den Westen gelten lassen, und käme dann notwendig da zu denselben Ergebnissen wie dort, d. h. zum Gehenlassen, zur Entsagung, zum politischen Nein.

Dabei sei noch die Frage offengelassen, ob die Grundlagen der politischen Zwangsläufigkeit allein von der Regierung gelegt zu sein brauchen, also ihr bedauernswertes Vorrecht wären, ob nicht vielmehr auch der Reichstag dabei mitwirken könnte; wäre dies — im Sinne des Herrn von Kühlmann gedacht — der Fall, so würde, wie diese Volksvertretung nun einmal beschaffen ist und solange sie die unverdiente Ehre genießt, das deutsche Volk zu vertreten, die Gefahr solcher Zwangsläufigkeit — in unserm Sinne — noch gesteigert werden.

Deshalb ist es ein dringendes Gebot bejahender deutscher Staatskunst, das gefährliche und unmännliche Schlagwort der Zwangsläufigkeit abzulehnen, und in aller Ruhe auszusprechen, daß hinter ihm sich jeder Unfähige, Willenlose und Nervenschwache verstecken kann.

Wir leben im Kriege, und die aus Versailles jetzt gekommene Antwort auf das Friedenswerben der mittelmächtlichen Wortführer in der Regierung, der Volksvertretung und der Presse läßt annehmen, daß wir so lange in diesem Zustand auszuharren haben, bis eine letzte Waffenentscheidung gefallen ist: da wollen wir eine naheliegende Frage aufwerfen, was ein pflichtbewußter Offizier sagen würde, wenn man den Begriff der Zwangsläufigkeit auf den Krieg übertragen wollte? Was wäre, um gegenständlich zu reden, aus unserem Vaterlande geworden, wenn seine Erretter Hindenburg und Ludendorff das Gesetz des militärischen Vorgehens oder im gegebenen Falle Zurückgehens durch die Maßnahmen ihrer Amtsvorgänger dauernd hätten bestimmen lassen? Man weiß, daß diese durch ihre Maßnahmen die Bedingungen zu gewissen Zwangsläufigkeiten gegeben haben — wenn die Nachfolger solcher Gesetzmäßigkeit sich gefügt hätten. Aber mit dem selbstherrlichen Entschluß seiner starken und schöpferischen, bejahenden Persönlichkeit hat Generaloberst von Hindenburg, unterstützt und beraten von seinem ebenbürtigen Stabschef Ludendorff, sich durch sein Handeln zum Herrn der Lage gemacht, damit eine neue Lage geschaffen — und so wurde das Vaterland gerettet.

Nehmen wir einen Vorgang aus der hohen Politik: man weiß, daß Herr von Bismarck-Schönhausen, als er Minister wurde, nach innen und außen eine Erbschaft antrat, die voller Elemente zwangsläufiger Wirkung war; er war aber noch so wenig angegriffen von gewissen Anschauungen und Neigungen, war andererseits so gesund und starknervig, daß er das Gesetz der politischen Zwangsläufigkeit nicht kannte, sondern mit gutem Mute und rücksichtsloser Entschlossenheit ans Werk ging; und er hat durchgesetzt, was seinen König und sein Preußen zunächst rettete und dann zu unvergleichlichem Ruhme führte. Erinnern wir uns

besonders, was er selbst als sein politisches Meisterstück ansah: die Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage. Wir wissen doch, daß das Londoner Protokoll des Jahres 1852 die — mit Herrn von Kühlmann zu reden — ‚zwangsläufige‘ Folge von Olmütz war und den Tiefstand des preußischen Ansehens zum Ausdruck brachte; Herr von Bismarck-Schönhausen benutzte diese unerfreuliche Urkunde zu dem erfreulichen Zwecke, Preußen aus der von seinen Vorgängern überkommenen Lage herauszuführen; sie wurde in seiner Hand eine brauchbare und scharfe Waffe — und da ein Mann von Wille und Entschluß sie handhabte, zerschlug sie alle Zwangsläufigkeiten Manteuffelscher Erbschaft.

Ich meine, diese kurze Betrachtung genügt schon, um die Hohlheit und Unhaltbarkeit des neuen Schlagworts darzutun; da wir aber in einer Zeit leben, die die letzten Dinge der Politik auch da, wo es für ein ganzes Volk — das eigene Volk — auf Tod und Leben geht, nach den Grundsätzen des Einzellebens und der einzelmenschlichen Sittlichkeit spießbürgerlich beurteilt, so sei doch noch daran gerührt, was ein tüchtiger Kaufmann sagen würde, wenn man ihn dauernd wegen geschäftlicher Fehler und Mängel seines Geschäftsvorgängers an die Kette legen wollte.

Nein: das Leben wird bestimmt von den Lebenden. So wenig es einen ‚Geist der Zeiten‘ in dem bekannten Sinne gibt, so wenig gibt es politische Zwangsläufigkeit. Jeder hat freilich an seinen eigenen Fehlern zu tragen — aber er kann sie gut machen, wenn er ein Mann ist; das gleiche gilt von den Fehlern anderer, für die man einzustehen hat. Im staatlichen Leben kann jeder politische Mißgriff eingerenkt werden, wenn ein Staatsmann die Geschäfte führt: der wird jedes Tun und Lassen auf der andern Seite, jedes Geschehen auf der eignen jeden Augenblick gespannt verfolgen und sehen, wie er eine neue Lage schaffe oder wie er eine von den andern geschaffene neue Lage ausnutzt.

Bleiben wir bei diesem Kriege, und in ihm, und bei Herrn von Kühlmann: gewiß, er und der ihm übergeordnete Reichskanzler haben im Osten die Bethmannsche Erbschaft übernehmen müssen, womit genug dafür gesagt ist, daß sie fürchterlich war. Aber ist nicht in den Monaten, in denen die neuen Herren im Amt sind, allerhand im Osten geschehen, was eine neue Lage im hochpolitischen Sinne schuf oder unschwer schaffen ließ: deutsche Siege, die fortschreitende Zersetzung und Auflösung in Rußland, die Haltung der Polen sowohl in Preußen, wie in Galizien und vor allem in Kongreß-Polen — es sei nur an die letzte Kundgebung der Warschauer Regierung nach Litauisch-Brest verwiesen, die Bände spricht. Also: man kann sagen, daß fast jeder neue Tag die Gelegenheit geboten hätte, unter Bethmanns Erbschaft einen festen dicken Strich zu ziehen und von neuem anzufangen — anzufangen im Bismarckischen Sinne, oder um bei diesem Kriege zu bleiben, politisch im Osten zu tun, was Hindenburg und Ludendorff Ende August 1914 militärisch dort getan haben.

Dies muß geschehen, wenn nicht politisch im Osten verspielt werden soll, was eine unvergleichliche Feldherrnkunst dort im Bunde mit einem über alles Lob erhabenen Heere gewonnen hat. Wer jetzt die Abschnitte im zweiten Bande Stegemanns über die Kriegführung im Osten liest, vermag erst zu ermessen, was

dort geleistet wurde, und wird nicht verstehen können, daß dies alles im Sinne der weiteren Zukunft umsonst gewesen sein soll, weil — ja, weil wir das Unglück hatten, Herrn von Bethmann Hollweg als Reichskanzler zu haben, weil er zu seinen Fehlern auf allen anderen Gebieten auch solche nach dem Osten hin beging, und weil Herr von Kühlmann sie als gegebene Tatsachen mit „zwangsläufiger' Wirkung ansieht.

Auf diese Art ist dem deutschen Volke freilich nicht zu helfen.

Herr von Kühlmann ist sicherlich ein Mann, der auf der Höhe der Bildung steht, der auch über diplomatische Fähigkeiten verfügen mag — der politische Gestalter, der Einsicht mit Willen und Kraft verbindet, der sein Volk führen könnte, der so falsche Gesetze wie das von der politischen Zwangsläufigkeit zerschlagen könnte, ist der scheinbar überzeugte Vertreter des Selbstbestimmungsrechts der Völker nicht."

Es sind nicht die schlechtesten Deutschen, die von solchen peinlichen Unzulänglichkeiten und Wirrsalen gestoßen, bis in den Schlaf verfolgt werden und mit der Sorge in den neuen Tag gehen: welches neue Unheil wohl wieder auf der Lauer liege? Es sind die, in denen, ob sie schon nicht zu den „Verantwortlichen" zählen, das Gefühl, an der Verantwortung mitzutragen, am lebendigsten, der Sinn, meinetwegen „Instinkt", für völkische Wirklichkeiten und Notwendigkeiten der sicherste ist. Daß diese Geradegewachsenen, Geradeausschreitenden, die sich durch das ohrenbetäubende Gebimmel einer internationalen, dazu meist feindlichen und zum ausschließlichen Gebrauch deutscher politischer Narrheit erfundenen Phraseologie nicht von ihren klar erfaßten Zielen in die Irre führen lassen, — daß gerade diese Leute als Steine des Ärgernisses geringschätzig und gehässig beiseite geschoben, in die dunkelste Ecke gedrückt werden, ist eben — nur in „Deutschland" möglich. In England stehen sie an der Spitze, führen sie das politische Geschäft, amtlich oder nichtamtlich. Kein englischer Staatsmann oder Politiker von größerem Einflusse, der nicht — „Allengländer" wäre. Aber in England bedarf es solcher Wortprägungen nicht, weil jeder Engländer als Engländer fühlt und handelt; weil diese Gesinnung dort einfach selbstverständlich ist, und wer dafür eine besondere Bezeichnung erfinden sollte, nur ausgelacht und für einen Idioten erklärt werden würde.

Aber Tatsachen haben ihre eigene, unverrückbare Logik, und so wird auch der Tag kommen, an dem man auch diesen Verlästerten und Verhöhnten wird mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Und vielleicht dämmert er von ferne schon herauf? Vielleicht! — wer möchte nach all den gehäuften, nicht zu überbietenden, beispiellosen Erfahrungen und Enttäuschungen gewisse Anzeichen, die auf eine Wendung zum Besseren, zum einzig Richtigen, weil einzig Möglichen, hinzuweisen scheinen, nun schon als sichere Erfüllung begrüßen? Aber daß solche Anzeichen in jüngster Zeit zutage getreten sind, und zwar nicht ganz vereinzelt nur, das soll auch unumwunden anerkannt werden.

Da war einmal die feste Haltung, die Graf Hertling, spät zwar, doch noch immer nicht zu spät, im entscheidenden Augenblicke den Rüstungsstreikern entgegensetzte, richtiger: ihren Führern, die sich in Konventikeln, u. a. einem „Arbeiter-

rat“ nach bolschewistischem Muster, aufgetan hatten. Es folgte eine kleine, aber auserlesene Reihe ziemlich unmißverständlicher Winke und Warnungen der „Norddeutschen Allgemeinen“ an die werte Adresse des talentvollen Herrn Bronstein (russische Aussprache für Braunstein), der es zurzeit für gut befindet, sich „Trotzki“ zu nennen, aber bei der Mehrzahl „seiner“ Russen (aus Pietät) egal als Bronstein geht. — Und dann kam der Friedensschluß mit der Ukrainischen Volksrepublik. Dies ist eine Tatsache, deren Folgen und Wirkungen sich heute noch nicht annähernd übersehen lassen, die daher weder über- noch unterschätzt werden darf, auf alle Fälle aber als erheblicher Posten auf unserer Gewinnseite zu buchen ist, als ein Erfolg mit weitschauenden Entwicklungsmöglichkeiten. Es kommt nun alles darauf an, was aus dem Metall dieser Tatsachen geschmiedet wird, welche politischen Folgerungen wir aus ihnen ziehen werden.

Nach der ganzen Lage der Dinge, wie sie schon seit langem gegeben war, an dieser Stelle des öfteren umrissen wurde, jetzt aber in geklärter Zielstrebigkeit offen zutage tritt, sollte das eigentlich keine Frage mehr sein. Mit der zur Autosuggestion gewordenen Vorstellung des alten, einheitlichen russischen Imperiums muß endlich gebrochen, der hypnotisiert auf die „Petersburger Politik“ hinstarrende Blick auf die Randvölker des ehemaligen Imperiums gelenkt werden. Denn wenn wir hier wieder einmal in einer weltgeschichtlichen Schicksalsstunde versagen, dann in der Tat könnten auch die Toten wieder auferstehen und das — vielleicht mit der phrygischen Mütze ausstaffierte — Gespenst des alten Imperiums, das sich an die Spitze des slawischen Heerbanns aller Länder stellte, unser und ganz Mitteleuropas Schicksal werden. Die slawische Gefahr wird auch nach einer Neuordnung, wie sie jetzt im früheren Zarenreiche sich anzubahnen scheint, nicht aus der Welt geschafft sein, und es wird aller Wachsamkeit, aller politischen Weisheit und Tatkraft, aber auch kluger Zurückhaltung bedürfen, um sie niederzuhalten. Vor zweierlei haben wir uns in erster Reihe zu hüten: unsere Finger, gleichviel in welcher Richtung, in den brodelnden Hexenkessel der inneren, sozialen russischen Auseinandersetzungen zu stecken, nicht minder aber — wohlgemerkt! — den Russen mit unseren wirtschaftlichen Liebesbezeigungen gar zu stürmisch ins Haus und um den Hals zu fallen. Die Kreise, die sich nicht genugtun können in Warnungen und Beschwörungen: „Rußland“ doch nur ja nicht durch Gebietsabtrennungen zu kränken, es dafür aber um so enger mit wirtschaftlichen Freundschaftsbanden zu umschlingen, könnten uns keinen gefährlicheren Rat geben. Eben die aufreizende Vorstellung, in solche Bande geschlagen zu werden, in wirtschaftliche Abhängigkeit von uns zu geraten, oder schon geraten zu sein, hat uns nicht an letzter Stelle die Feindschaft, ja den Haß der russischen Bourgeoisie zugezogen. Und das sollen wir uns wieder und womöglich in noch verstärktem Maße auf den Hals laden, nur damit die interessierten Herren Finanzleute, die sich mit Vorliebe Georg Bernhards und seiner „Vossischen Zeitung“ als Sprachrohr zu bedienen wissen, ihren „wirtschaftlichen“ Gefühlen freien Lauf lassen können. Die Herren sollten sich aber einmal das Geschäft auch von einer anderen Seite ansehen und sich dann ganz nüchtern die Frage vorlegen, ob sie dabei auch wirklich auf ihre Rechnung kommen, ob sie nicht vielleicht die Rechnung ohne den Wirt gemacht

haben. Denn der würde nicht Rußland, sondern England sein. Die „Deutsche Tageszeitung“ stellt uns nur vor Tatsachen, wenn sie schreibt:

„Nachdem die dem Rigaischen Meerbusen vorgelagerten Inseln Oesel, Dagö und Moon genommen waren, war die estländische Bevölkerung und war man hauptsächlich in Reval wie von etwas Selbstverständlichem davon überzeugt, daß die Deutschen nun in Reval einrücken und sich damit des Finnischen Meerbusens ebenso wie der Herrschaft über die gesamten baltischen Provinzen versichern würden. Der gleichen Auffassung war man in Petersburg. Die russischen Besatzungen wurden bis auf einen ganz geringen Rest zurückgezogen, ein zu Reval liegender halbfertiger Kreuzer nach Kronstadt geschleppt, kurz die Regierung war vollkommen auf die Räumung Estlands gefaßt und hatte de facto verzichtet. Es kam anders. Die Bevölkerung wartete vergebens auf den deutschen Befreier und Beschützer, aus der sicheren Hoffnung wurde Erbitterung und Verzweiflung, daß die Deutschen sie im Stiche gelassen hätten und das Vertrauen nicht verdienten. Die Russen aber nahmen diesen deutschen ‚Akt weiser Mäßigung‘ natürlich als äußere und innere Schwäche, und die Quittung haben sie nachher zu Brest-Litowsk gegeben, nachdem die deutsche Regierung dort noch dazu mit dem edlen Grundsatze des Selbstbestimmungsrechtes der Völker aufgetreten war. In Estland aber begann die Anarchie und das Schreckensregiment der Soldateska und anderer Banden. Von den Deutschen im Stich gelassen, ohne Möglichkeit, von Petersburg aus Schutz zu erhalten, hat man sich dann von Reval aus nach Stockholm gewandt, und zwar an den englischen Gesandten, gleichzeitig mit der Bitte um Schutz und gleichzeitig mit dem Anerbieten, Reval in Zukunft als Freihafen unter englische Patronage zu stellen.

Wir brauchen wohl nicht den Beweis zu führen, daß die britische Regierung dieses Anerbieten nicht schroff zurückgewiesen hat. Die deutsche Regierung hätte damit eine drastische Quittung — sicher nicht die letzte — auf ihren Leitsatz vom Selbstbestimmungsrechte der Völker. Aber das wäre es nicht allein, sondern es käme das Folgende in Betracht: Die deutsche Regierung und die staatsmännisch weitblickende Resolutionsmehrheit haben dauernd geheimnisvoll und überlegen angedeutet, die Sache mit der Anwendung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker im Osten sei im Grunde ein ungeheuer feiner Schachzug. Man erreiche damit in vollkommener Freiwilligkeit und Unabhängigkeit der baltischen Bevölkerungen nicht nur eine große wirtschaftliche Zukunft, sondern beherrschenden Einfluß eben durch den Handel und die Wirtschaft. Deswegen sei es so töricht und kurzsichtig von den Annexionsfanatikern, an der Anwendung des Selbstbestimmungsrechtes Anstoß zu nehmen und Gebietshoheit zu verlangen. Wir erlauben uns nun bescheiden die Frage aufzuwerfen, wie die Dinge denn nun aussehen werden, wenn der englische wirtschaftliche und politische Einfluß in Reval sitzt und von dort aus nach dem Hinterlande ausstrahlt? Was wird dann Riga bedeuten. was die anderen schönen Pläne?“

Wird man sich an den „Akten weiser Mäßigung“, die nur maßloser Verwirrung und maßlosen Greueln Vorschub geleistet, Enttäuschung und Erbitterung auf unseren freilich schon etwas ramponierten **Bittsteller-Zylinderhut** geladen haben, — **wird man**

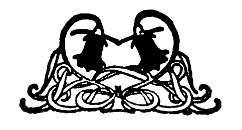
sich an den „feinen Schachzügen", bei denen man regelmäßig im eigenen Netze sich verfing, nun endlich genug getan haben? Was die gegebene Lage von uns heischt, das läßt sich doch jetzt ohne das Opfer besserer Einsicht nicht mehr verkennen: auf die baltischen Provinzen die feste väterliche Hand legen und ihnen im engen Anschluß an das Deutsche Reich, ihr altes Mutterland, eine gesicherte und glückliche Zukunft gestalten; darüber hinaus, Hand in Hand mit Schweden, Finnland von den roten Einbrecher- und Mörderbanden befreien und Finnlands Selbständigkeit und Unabhängigkeit sicherstellen. Denn auch das ist ein wesentliches deutsches Interesse, denn damit wird nicht nur das Großrussentum vom Norden bis zum Süden aus seiner durch Raub und rohe Gewalt aufgerichteten Herrschaft über Kulturgebiete vertrieben, auf die es von Rechtes wegen keinerlei Anspruch hat, die ihm völlig wesensfremd, in allen Errungenschaften des menschlichen Geistes unendlich überlegen sind, — es wird auch ein dicker Strich durch Englands satte Rechnung auf die Herrschaft über die Ostsee gemacht. Die große Masse des russischen Volkes wird den baltischen Provinzen nach Jahr und Tag keine Träne mehr nachweinen, denn der Russe hat sich dort nie heimisch gefühlt, sie als „Ausland", geradezu als „Deutschland" angesprochen, genau wie ihrerseits die baltischen Deutschen von jemand, der nach einem inneren russischen Gouvernement verreist war, als etwas ganz Selbstverständliches sagten: „Er ist nach Rußland verreist." Was aber im Augenblicke nicht nur eine völkisch-politische, sondern eine Pflicht der Menschlichkeit ist, das ist Rettung der nicht besetzten baltischen Gebiete vor der völligen Verwüstung und Vernichtung durch die vertierten großrussischen Horden, denen alles lebende Wesen und tote Gut dort wehrlos preisgegeben ist. Es wird nirgends in der Welt begriffen, wie wir, die wir die nächsten dazu sind, mit verschränkten Armen dem zusehen, wie nicht einmal politisch ein Finger gerührt wird, wo soviel entsetzliche Not aus tiefster Qual täglich uns seine Hilferufe gellend in die Ohren schreit. Soll es künftig, statt: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist", etwa heißen: „Schäme dich, Deutscher zu sein!"

Von den nächsten Schritten unserer Reichspolitik wird vieles, wenn nicht alles abhängen — was wird sie tun? Die „Tägliche Rundschau" glaubt in der Lage zu sein, „entgegen mancherlei Auslandstimmen und auch bei uns zutage getretenen Tatsachen nicht entsprechenden Auffassungen, nochmals zu versichern, daß die kürzlich hier zwischen den maßgebenden deutschen Instanzen und dem Grafen Czernin als verantwortlichem Leiter der österreichisch-ungarischen Politik stattgehabten Konferenzen nach weitreichender, gründlicher Aus- und Durchsprache zu Ergebnissen geführt haben, die nach mehr als einer Seite hin in die Wirklichkeit umgesetzt zu werden bestimmt sind. Es sind dabei alle im Rahmen einer entschlossenen Politik in Frage kommenden Probleme nicht nur berührt, sondern so weit gefördert worden, daß ihre Durchführung in absehbarer Zeit in die Erscheinung treten dürfte. Ob es dabei von den Angehörigen eines erst noch zu bildenden Staates, dessen ganze Zukunftshoffnungen auf dem deutschen Schwert beruhen und der noch gar nicht in staatsrechtlicher Durchbildung besteht, politisch klug ist, Forderungen zu erheben, die den Bestand des Deutschen Reiches territorial zu bedrohen geeignet

sind, werden die Herren selber zu entscheiden haben. Gefahren, die als solche offen angekündigt werden, schiebt man am besten weit zurück. Anderseits werden Völker, die in Loyalität auf historisch legitimen Wegen den Schutz und die Rückendeckung des Deutschen Reiches nachsuchen, nicht im Stich gelassen werden können. Um so weniger, wenn ihnen eine in Freiheitsphrasen trunkene Nachbarschaft mit Feuer und Schwert oder Unterwühlung ihrer künftigen Fundamente droht. Deutschland wird diese Grundsätze in jedem Fall zur Anwendung bringen und germanisches Blut, wo es erkennbar spricht, zu stützen und zu schützen wissen. Daß die deutsch-österreichische Politik durch die eingehende Aussprache eine noch stärkere Einheitlichkeit erfahren haben dürfte, steht außer Zweifel. Die Bahn ist auf weit hinaus entschlußreif und frei."

Nach diesen, wenn auch in sehr weitem Rahmen gehaltenen und einer Nachprüfung sich entziehenden Andeutungen könnte man ja bei einigem guten Willen wohl hoffen, daß in der Tat ein neuer Geist in unsere verstaubten Amtsstuben eingezogen sei. Sollte sich diese Hoffnung erfüllen und nicht abermals schmählich enttäuscht werden, dann dürfte die Reichsregierung der rückhaltlosen und tatkräftigsten Unterstützung auch aller der Kreise sicher sein, die aus Gewissenszwang die bisherige Haltung unserer Politik auf das schärfste bekämpft haben. Einmütig würden sie sich dann hinter die Regierung stellen und diese erkennen lassen, welche Kräfte ihr schon längst für die großen Aufgaben der Gegenwart und Zukunft deutschen Wesens und deutscher Weltgeltung hätten zur Seite stehen können, wenn sie nicht selbst sie gebunden, von sich gestoßen hätte! Aber vorläufig heißt es leider immer noch: Abwarten! Die Art, wie Braunstein-Trotzkis angeblicher „Frieden mit Rußland" der deutschen Öffentlichkeit amtlich übermittelt wurde, erinnerte bedenklich an sehr üble „Zwangsläufigkeiten"; nicht minder die Manöver, mit denen man, als man sich den Schaden besehen hatte, Deckung nach der einen und nach der anderen Seite suchte. Hirsch in der Tanzstunde: „Eins — zwei — drei — mit der Frau an der Magd, an der Bank vorbei."

Als letzte Hoffnung bleibt noch immer die, daß die Tatsachen sich stärker erweisen, als Staatsmänner, die sie meistern wollen.





Die tschechischen Schoßkinder

Endlich durfte auch im Deutschen Reiche einmal die Wahrheit über die auf Kosten der Deutschen verhätschelten Schoßkinder der Monarchie ausgesprochen werden, nachdem es bisher nach Möglichkeit verhindert wurde. Vierundzwanzig deutsche Abgeordnete, so ließ sich die „Vossische Zeitung" aus Wien berichten, haben im Reichsrat eine Interpellation eingebracht, die sich mit der an das französische Volk gerichteten Broschüre „Détruisez l'Autriche-Hongrie!" und der in London erschienenen Schrift „Bohemia's Case for Indepedence" befaßt. Verfasser der beiden Schriften ist Dr. Eduard Benesch, ehemals Privatdozent für Soziologie an der tschechischen Universität in Prag.

„In diesen Broschüren gesteht Benesch mit geradezu zynischer Offenheit die im Laufe des Krieges von tschechischen Regimentern begangenen Hochverrätereien ein. Er macht keinen Hehl daraus, daß sie die Reihen der Armee verlassen haben, um der Entente zum Siege zu verhelfen, aus deren Händen die Tschechen sich dann das heiß ersehnte Geschenk des tschechisch-slowakischen Staates holen wollten. Unfähig, aus Mangel an genügender Vorbereitung eine regelrechte Revolution heraufzubeschwören, bediente man sich des Hilfsmittels des passiven Widerstandes. Dazu gehörte, daß alle tschechischen politischen Parteien entschlossen waren, Österreich keine Treue mehr zu halten, daß die Zeitungen trotz der Zensur feindselige Artikel brachten, daß die Bevölkerung keine Kriegsanleihe zeichnete und es unterließ, der Regierung Lebensmittel zu liefern. Die tschechischen Soldaten aber — und das bezeichnet Dr. Benesch als den wichtigsten Dienst für die Entente — weigerten sich systematisch, zu marschieren und für die Monarchie zu kämpfen. Alle über sie verhängten Strafen hatten nur den einen Erfolg, daß sie bei erster gegebener Gelegenheit zu den Russen übergingen. Mit Stolz nennt Benesch das 11., 28., 35., 36. und das 88. Regiment, welches aber bei dem Versuche, überzugehen, von preußischer Garde und ungarischen Honveds in ein Kreuzfeuer genommen wurde. Nach der Berechnung des Verfassers haben sich von 600000 Tschecho-Slowaken bis Anfang 1916 ungefähr 350000 Mann den Russen und Serben ergeben."

Und mancher brave reichsdeutsche und deutschösterreichische Soldat, der ausgezogen war, die Monarchie vor dem Untergange, die Krone der Habsburger vor der Zerbröckelung zu retten, hat den hinterlistigen, tückischen Verrat der geliebten Tschechen mit seinem blühenden Leben bezahlen müssen! Der deutschen Blutopfer dieser feigen Buben sind mehr gewesen, als bei uns bekannt geworden ist, die Blüte Deutschösterreichs ist dahingesunken, deutschösterreichische Völkerschaften müssen darben, weil ihnen die Tschechen von ihrem Überfluß die Lebensmittel verweigern. Die Tschechen haben ihre teuren Leben und Kassen geschont und tragen derweilen ihre wohlgefüllten Bäuche mit grunzendem Behagen zur Schau.

Wann, deutscher Tor, wirst du einmal klug werden? Wann, wenn sie ihre Hausbrände mit deinem Blute löschen wollen,

Forderungen stellen und Bürgschaften verlangen? Am St. Nimmerleinstag? — Keines stellt sich selbst so in den Schatten, verlegt sich selber so den Weg zur Wohlfahrt und Größe, wie du, mein armes, liebes, kluges, törichtes deutsches Volk! Gr.

*

Alles für Polen!

Zur Wiederaufrichtung großpolnischer Herrlichkeit scheint kein Mittel zu gut oder — zu schlecht. Der „Deutsche Kurier“ nagelt folgenden beschämenden Tatbestand fest:

„Das Wolffsche Telegraphen-Bureau, dessen Art der Veröffentlichung man in vielen Fällen als halbamtliche Ausdrucksweise bezeichnen darf, bringt eine Meldung, die eine Erklärung des polnischen Regentschaftsrates wiedergibt. Nimmt man diese Meldung auf Treu und Glauben als der Wahrheit entsprechend hin, dann steht man vor dem Eindruck, als hätte der polnische Regentschaftsrat eine Kundgebung erlassen, die sich gegen russische Anmaßung richtet. Nun ist man aber zum Glück nicht allein auf die mitunter recht stark verschlammte Quelle des WTB. angewiesen. Auch in diesem Falle ist auf anderen Wegen Kenntnis dieser polnischen Erklärung in die deutsche Presse gelangt. Danach lautet ein wesentlicher Absatz darin folgendermaßen:

‚Die jetzt im Gang befindlichen Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk fordern, da sie vitale polnische Angelegenheiten betreffen, die unbedingte Teilnahme einer Vertretung des polnischen Staates mit beschließender Stimme. Die polnische Regierung stellt fest, daß alle Übereinkommen, die über das Geschick Polen entscheiden und die Rechte des polnischen Volkes präjudizieren, durch das polnische Volk nicht als gesetzlich bindend werden anerkannt werden, sofern sie mit Übergehung der Vertretung des polnischen Staates zustande kommen werden. Die Festsetzung des Verhältnisses Polens zu anderen Staaten für die Zukunft kann einzig aus dem eigenen durch fremde Faktoren nicht beengten Willen des Volkes fließen.‘

Mit einem Schlage erhält die Sache dadurch ein anderes Aussehen. Die Spitze der polnischen Erklärung richtet sich also nicht gegen Rußland, sondern gegen das Deutsche Reich. Das WTB. hat sich durch die absichtliche Verstümmelung der Nachricht dem Vorwurf ausgesetzt, nach einem zweifelhaften Gutdünken die öffentliche Meinung über eine wichtige Frage falsch zu unterrichten. Den Polen aber kann man auf ihre Anmaßung kaum etwas erwidern, solange von höherem Orte ihre Politik nicht nur gebilligt, sondern — wie dieses Beispiel zeigt — offenbar geradezu gefördert wird.“

Man wird schon ganz verwirrt —: blutet, kämpft, darbt und duldet das deutsche Volk eigentlich noch für sich, oder für die Polen, Slovenen, Tschechen und wer sonst immer „Forderungen“ oder „Schadenersatz“ bei uns anmeldet? Wollen wir unsern Laden nicht als „Germania, kostenfreie internationale Versicherung mit unbeschränkter Haftung“ auftun? Gr.

*

Vom „Vorwärts“ totgeschwiegen!

Die „Deutsche Zeitung“ stellt fest:

Die Beisetzung des Charlottenburger Polizeiwachtmeisters Thimian, des Opfers der Ausstandsausschreitungen in Moabit, hat der sozialdemokratische „Vorwärts“, obwohl sie unter Beteiligung der Vertreter der höchsten Behörden und unter Anteilnahme von Tausenden erfolgt ist, nicht mit einer Zeile zu erwähnen für gut befunden. Aus welchen Gründen wohl? Hat ihn etwa daran das Wohlwollen gehindert, das er denen bezeugen will, die unmittelbar oder mittelbar am Tode des pflichtgetreuen Beamten Schuld haben? Soll das Totschweigen des „Vorwärts“ eine Huldigung darstellen, die er den revolutionären gewalttätigen Ausständigen bringen will? Fürchtet er die Gunst der ruchlosen Radau- und Mordgesellen zu verscherzen, denen der Verblichene zum Opfer gefallen ist? Der Geistliche hat in seiner Trauerrede den Toten

als ein Muster der Pflichttreue gefeiert, um den jeder gute Deutsche trauern müsse. Er hat gesagt, der Verblichene sei ein Opfer seines Diensteifers für Kaiser und Reich geworden, und seine Erschießung als eine feige Tat gebrandmarkt. Hat der „Vorwärts“ nicht den Mut, diese Brandmarkung zu wiederholen und sich das damit ausgesprochene gerechte Urteil zu eigen zu machen? Vermag er nicht beizupflichten, daß der Beigesetzte ein Opfer seines Diensteifers für Kaiser und Reich geworden ist, und will er sich von den guten Deutschen, die um den Gefallenen trauern müssen, ausschließen?

*

Die Straße als Obrigkeit

Der „Vorwärts“ wurde wegen klarer, bewußter Durchbrechung einer Zensurvorschrift auf drei Tage verboten. Aber da lief die Behörde übel an! Herr Philipp Scheidemann stellte sich im Reichstage hin und befahl kurz und bündig: „Ich rate Ihnen, das Verbot gegen den ‚Vorwärts‘ sofort aufzuheben, damit das Volk nicht andere Mittel anwendet!“ Umgehend wurde dem Befehl Folge geleistet: schon am nächsten Tage durfte der „Vorwärts“ wieder erscheinen.

An den „Vorwärts“-Redakteur und früheren Vorsitzenden des sozialdemokratischen „Bundes der Kriegsbeschädigten“ Erich Kuttner war ein Gestellungsbefehl ergangen. Der Gestellungsbefehl ist alsbald wieder rückgängig gemacht worden.

In Frankfurt a. M. veranstalteten die zur Sprengung einer Versammlung der Vaterlandspartei aufgebotenen Rotten nach glücklich vollbrachter „Tat“ einen Triumphzug durch die Straßen, brachten u. a. in verständnisvoller Dankbarkeit der „Frankfurter Zeitung“ vor deren Gebäude ihre Huldigung dar, ließen die sympathische Weise der Marseillaise und den Ruf: „Nieder mit dem Krieg! Nieder mit Hindenburg!“ ertönen, nachdem sie sich, wie in dem sozialdemokratischen Bericht vielsagend betont wurde, zu „Bataillonen“ formiert hatten. Die Vaterlandspartei kann kaum noch größere öffentliche Versammlungen abhalten. Teils von amtswegen, teils von der Straße wegen. Im ganzen Reiche sind „Bataillone“ organisiert, die sich bei jedem Versuch des Bundes zusammenrotten, jeden vaterländischen Vortrag durch wahnsinniges Gebrüll, Johlen, mitgebrachte Lärminstrumente, also gröbliche strafbare Ausschreitungen, trotz allen gütlichen Zuredens, physisch unmöglich machen. Die Obrigkeit scheint beide Augen zuzudrücken, oder vielmehr: wir haben eine neue Obrigkeit bekommen, — die Straße hat die Sache in die Hand genommen.

Wenn man „höheren Orts“ etwa glaubte, der Unfug richte sich ja nur gegen die Vaterlandspartei, und es sei unklug, diesem mißliebigen Bunde gesetzlichen Schutz angedeihen zu lassen, so wird man sich durch den Streik in den Rüstungswerkstätten mit seinen Begleiterscheinungen hoffentlich eines Besseren haben belehren lassen. Hier mußte endlich die starke Hand gezeigt werden. Wird man nun aber begreifen, daß eine Regierung ohne ein Regierungssystem ein Widerspruch in sich selbst, also keine Regierung ist? Daß man selbst in die Grube fallen muß, wenn man den Boden, auf dem man steht, untergraben läßt? — Was würde man wohl von einem militärischen Befehlshaber sagen, der mit verschränkten Armen kaltlächelnd zusähe, wie seine Truppen vom Feinde aufgewiegelt werden? Gr.

*

Front und Probierstreiker

Zahlreiche Zuschriften einfacher Soldaten an die Tageszeitungen bekunden, welche Stimmung der Probestreik in den Rüstungswerkstätten an der Front hervorgerufen hat. Es ist die nämliche, die sich in den Feld- und Grabenzeitungen, u. a. auch der „Grabenpost“ der Division von Hertzberg Luft macht:

Immer können wir es hier draußen noch nicht recht fassen, daß es daheim unter unserm Volk, insbesondere in unserer Arbeiterschaft, Kreise geben soll, denen die russischen Bolschewikis näher stehen — als wir hier draußen, wir ihre Brüder!!

Dreieinhalb Jahre haben wir ihnen daheim das Raubgesindel vom Hals gehalten, haben wir ihnen ohne Neid gegönnt, daß sie unverhältnismäßig hohe Löhne eingesackt haben. Dreieinhalb Jahre sind wir, bald in Galiziens Glutsonne, marschiert, bald haben wir in den verschlammten Gräben Frankreichs in eisiger Winternacht treue Wacht gehalten — nicht zuletzt auch für euch, die ihr an der Werkbank friedlich schafftet und jede Nacht im warmen Bett lagt.

Habt ihr einmal den Glücksschimmer in unsern Augen gesehen, wenn wir aus all dem Elend und Jammer, aus Not und Gefahr heraus ein paar karge Tage daheim verleben durften? — Und ihr habt die ganzen Jahre hindurch in diesen geordneten Verhältnissen leben dürfen! Wißt ihr, was es heißt, den Körper voll Ungeziefer zu haben und zum Nachtessen nichts als ein Stück Kommißbrot und einen Schluck lauwarmen Feldküchenkaffees?

Und wollt gerade ihr uns in den Rücken fallen, uns die Waffen vorenthalten, mit denen wir uns und euch schützen sollen? Bedenkt ihr denn nicht, daß jeder Stollenrahmen, jede Granate, auf die wir vergeblich warten, mit Blut und Leben aufgewogen werden muß?

England hat bei den Streiknachrichten hörbar aufgeatmet — Wilson reibt sich vergnügt die knochigen Hände und pfeift durch die Zähne: „Endlich doch — —!“ In London herrscht allerorts helle Freude. Extrablätter mit der Überschrift: „Der Zusammenbruch der Mittelmächte“ fanden reißenden Absatz.

Soweit habt ihr es also glücklich mit eurem Streikrummel gebracht — jetzt hat die Bande mal wieder für ein paar Monate neuen Mut. Von uns aber hier draußen müssen viele Tausende mehr ins Gras beißen — viel tausend Kinder mehr werden um ihren Vater jammern — — —!

Vergeßt aber nicht, daß wir einst von euch, die ihr daheim friedlich habt wirtschaften können, Rechnungslegung verlangen werden. Bedenkt, daß ihr nur die Verwalter unserer Volksgüter seid, während der Kern des Volkes — die Besitzer draußen unter den Waffen stehen.

Wer in diesen Wochen des Daseinskampfes unseres Volkes uns hier draußen im Stich läßt, ist Verräter und Betrüger am gemeinsamen Gut — vergeßt das nicht!

*

Kriegsverlängerer

Den Mißbrauch, ja die Fälschung dieses Begriffs, etwa nach dem Schema „alldeutsch-schwerindustriell“, kennzeichnet treffend Georg Cleinow in den „Grenzboten“:

„Was heißt denn Kriegsverlängerer? Wer ist ein Kriegsverlängerer? Der in machtvollen Schlägen den Gegner in möglichst kurzer Zeit zu werfen sucht und dazu seinem Volke gewisse übersehbare Blutopfer auferlegt, oder derjenige, der durch Verschleppung und Hinzögern der Entscheidungen immer neue Kräfte unter neuen Schlagworten in das Völkermorden einführt und der Nation unübersehbare Opfer aufbürdet? Erinnern wir uns doch, wie aus dem serbisch-österreichischen Konflikt der russisch-österreichische und der deutsch-englische Krieg wurde. Es ging doch damals zunächst um die Frage, ob Österreich-Ungarn seine weltgeschichtliche Mission und damit seine Daseinsberechtigung überhaupt gegen die Ansprüche Rußlands und Italiens aufrecht erhalten sollte. Ein siegreiches zarisches Rußland konnte die von ihm abgewandte Revolution wohl auch in die Habsburgischen Lande tragen. Nun schüttelt die Revolution den russischen Staatskörper zu Tode, und ihre Führer brauchen Siege über die Nachbarvölker, um sich selbst, wie es die Bureaukratie des Zaren versuchte, durch Krieg, jetzt Revolution genannt, an der Macht zu erhalten. Jetzt sollen nicht nur die von uns besetzten und schlecht und recht in Ordnung gehaltenen Gebiete dieser revolutionären Kriegspest ausgeliefert werden, sondern auch die Völker Deutschlands und Habsburgs, die durch Heldentum auf dem Schlachtfelde und Geduld daheim den Krieg aus ihren eigenen Landen zu vertreiben und fernzuhalten vermochten. Unter Anleitung der Bolschewiki soll der deutsche Arbeiter womöglich die Grundlagen seines Wohl-

standes nach russischem Muster vernichten. Konnte der Zar den Krieg nicht in unsere Grenzen tragen, so soll es jetzt die ‚gleichmachende' Revolution. Also unter anderen Formen soll der Krieg ausgedehnt, mit anderen Schlagworten neue Gegnerschaften hergestellt und gegeneinander getrieben werden. Nicht wir, die wir solchem Wollen ein energisches Veto entgegensetzen, sind Kriegsverlängerer, sondern jene, die die Regierungen zur Nachgiebigkeit gegen die Russen auffordern, nur um schnell zum Frieden zu kommen. Wenn die Regierung den Kriegszustand um zehn Jahre verlängern will, möge sie den falschen Propheten folgen!"

Mit dem „Selbstbestimmungsrecht" ist es nicht anders:

„Von russischer Seite wird ziemlich unverhüllt der Grundsatz vertreten, daß von einem Selbstbestimmungsrecht der Völker nur solange die Rede sein könne, wie es den Russen gefällt. Ihre Formel von der Selbstbestimmung stellt also die selbe Scheinheiligkeit dar wie die, mit der die Bureaukratie der Zaren seit mehr als einem Jahrhundert die sogenannten Fremdvölker in gute Russen umzuwandeln strebte. Früher mußten die Randgebiete sich dem moskowitischen, jetzt sollen sie sich dem anarchischen Imperialismus der Bolschewiki unterwerfen. Das ist der ganze Unterschied. Im übrigen verfahren die Räuberbanden der Bolschewiki in den baltischen Provinzen noch willkürlicher und grausamer wie die Hängegendarmen Murawjews es seinerzeit in Litauen getan haben."

Aber unseren armen, geistig wehrlosen Arbeitermassen darf nach wie vor der blutige bolschewistische Irrsinn eingeimpft werden, und von unseren politischen Vertretern in Brest-Litowsk f.nd lange keiner den Mut, dem Nationalrussen Trotzki (früher Bronstein) die Wahrheit zu geigen. Nur der „Militär", der General Hoffmann, war Mannes genug, durch sein Eingreifen die „Situation" vor dem völligen Versinken in den Sumpf der Lächerlichkeit zu retten. Zum Dank dafür und zur diebischen Freude des Gott, wie talentvollen Herrn Bronstein (jetzt Trotzki) wurde er dann von der Spree bis zur Donau als „Kriegsverlängerer" und „Friedensstörer" angepöbelt! — Blamierte Mitteleuropäer, „spotten ihrer selbst und wissen nicht wie"! Gr.

*

Staatliche Verleitung zum Spiel

In den preußischen Haushalt für 1918 ist der Steuerertrag aus dem Totalisator mit 11,6 Millionen Mark eingestellt worden, d. i. mit dem doppelten Ertrag des Jahres 1917. Man denkt also nicht daran, das Wettspiel am Totalisator, das schon so manchen geldlich oder sittlich zugrunde gerichtet hat, aufzuheben, rechnet vielmehr mit der durch die unlautern Gewinne des Kriegsgeschäftes gesteigerten Spielsucht und will daran — profitieren. Der angenommene Ertrag hat einen Wettumsatz von rund 140 Millionen Mark im Jahre 1918 zur Voraussetzung. Sollten die maßgebenden Kreise über diese staatliche Begünstigung des Spielteufels keinerlei Bedenken gehabt haben? Ist niemand da, der diese Verleitung der Massen zum Spiel an den Pranger stellt? Nicht nur der Verlierer wird durch das Wettspiel geschädigt. Ein altes deutsches Sprichwort sagt: „Jeder Kreuzer gewonnen im Spiel, Trägt dem Teufel Prozente viel!"

*

Gericht gegen Polizei

Man wird sich wohl im allgemeinen darüber einig sein, daß selten genug gegen die Höchstpreisüberschreitungen vorgegangen wird. Aber mehr als bedenklich ist, wenn die mit der Überwachung betraute Polizei nun gar immer auf die Gefahr hin handelt, daß ihr eine andere Behörde in die Arme fällt, nämlich das Gericht. Der Vorgang spielt sich neuerdings gewöhnlich folgendermaßen ab: die Polizei sendet Strafbefehle, der Bestrafte legt vor Gericht Berufung ein, und das Gericht findet fast immer Gelegenheit, die Polizei zu berichtigen. Etwa geborene Rivalität? Eifersucht auf Machtbefugnisse? Es gibt kaum eine Zeitungsnummer, die nicht derartige Fälle enthält. Da

erniedrigt zum Beispiel das Gericht zwei nacheinander erlassene Strafbefehle (also Wiederholungsfall) von 40 ℳ und 200 ℳ auf zusammen 30 ℳ! Man sollte das nicht für möglich halten, aber das Beste kommt noch, die Begründung nämlich: das kaufende Publikum sei selbst an den Phantasiepreisen schuld, indem es sie nicht nur bezahle, sondern sogar biete! (Urteil des Amtsgerichts Allenstein.) Eine Blüte von Logik! Vielleicht läßt man demnächst gar einen Halsabschneider laufen, weil ein andrer auch Hälse abgeschnitten hat! Wo kommen wir hin, wenn die Gerichte eine Schutzeinrichtung für den Wucher werden?

*

Titel und Sprachgefühl

Es ist erreicht. Die schönen Worte Lehrer und Oberlehrer, und das minderschöne aber sinnentsprechende Professor sind aus dem Wörterbuch unserer Mittelschulen gestrichen, dafür rücken Schulreferendar, Schulassessor und Studienrat ein. Wenn die Herren, die so unermüdlich um diesen Gewinn gekämpft haben, deutsch sprechen müßten, wie verlegen wären sie, die Wortbedeutung mit dem damit bezeichneten Amte in Verbindung zu bringen! Was soll denn der Berichterstatter und Beisitzer im Schuldienst? Welche Verminderung im Vergleich zu der männlich selbständigen Stellung des Lehrers?! Aber auch der in zwölfjähriger Ausdauer ersessene Studienrat! Überhaupt der ganze „Rats"-Koller in unserm Titelwesen! Wie ist er sprachwidrig. Denn er soll doch eine „Erhöhung" bedeuten. Ist aber der Richter, der richtet, also zu einer entscheidenden Handlung berufen ist, nicht mehr, als ein Gerichtsrat, der nach dem Wortsinn bloß zu raten hat. Und liegt im Anwalt des Staates nicht eine höhere Würde, als das Wortungetüm „Staatsanwaltschaftsrat" trotz seiner maulsperrenden Aufdringlichkeit auszudrücken vermag?

Die hohle Eitelkeit dieses Titelunfugs kann sich in nichts armseliger offenbaren, als in dieser Versündigung gegen das Sprachempfinden. Ja: Deutsch sein heißt sachlich sein! Wo ist hier ein Sachliches? Hatten die Lehrer der höheren Lehranstalten Angst davor, mit denen der unteren verwechselt zu werden? War das so schlimm? Wurden sie dadurch weniger? Oder werden sie dadurch mehr, wenn sie in Zukunft mit den Juristen verwechselt werden? Denn daß in der Praxis das „Schul" trotz der Volltönigkeit des Vokals bald verschluckt werden wird, ist klar. Bedeutet aber dann dieser Titelgewinn nicht eine Herabsetzung des Standes, der nun durch eine Verwechslung mit einem andern oder durch die äußerliche Annäherung an ihn zu gewinnen hofft?! K. St.

*

Dem Verdienste seine Krone

Aus Erbenheim bei Wiesbaden wird berichtet, daß dort der Land- und Gastwirt Heinrich Stemmler das Verdienstkreuz für Kriegshilfe erhalten habe. Es ist dies derselbe Landwirt, der Ende Juli 1917 zur Zeit der schlimmsten Ernährungsnöte den Zentner Kartoffeln zu 100 Mark verkaufte! Der Mann erhielt mit Recht das „Verdienst"-kreuz.

*

Karl Brögers neues Bekenntnis

Unter den hunderttausenden von Gedichten, in denen sich die Begeisterung der ersten Kriegstage entlud, wirkte des Arbeiters Karl Bröger „Bekenntnis" der Liebe zu Deutschland gleich einer beglückenden Offenbarung. „Immer schon haben wir eine Liebe zu Dir gekannt, bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt." Auf den Lippen nicht, aber im Herzen brannte das Wort „Deutschland". Und ob das letzte Wort: „Herrlich offenbarte es erst deine größte Gefahr, daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war" insofern zu viel sagte, als kein Unterschied zwischen arm und reich, zwischen vornehm und niedrig zu sehen war, sondern eben das Volk als Volk in großer Liebe auferstand, — wir jubelten doch gerade über dieses Bekenntnis, weil es von einer Seite kam, von der aus es oft anders geklungen hatte. Gewiß, wer den deutschen

Arbeiter wirklich kannte, wußte, daß die feindlichen Worte wohl auf den Lippen, aber nicht im Herzen gewesen waren.

Ach, wie dick hat sich giftiger Meltau auf die damals so glühend aufgebrochenen Rosenknospen gelegt! Wehe, dreimal wehe den Gärtnern, die das haben geschehen lassen! Aber wehe auch uns, wenn wir darob jenes hochsommerlichen Blühens vergessen wollten! Ich wehre mich um das Glück jener Stunde und lasse es mir nicht rauben, denn es ist die Quelle, aus der ich die Kraft trinke zu einem Kampfe, den ich sonst angewidert längst aufgegeben hätte. Und so trete ich hier auch an als Zeuge gegen den Karl Bröger von heute.

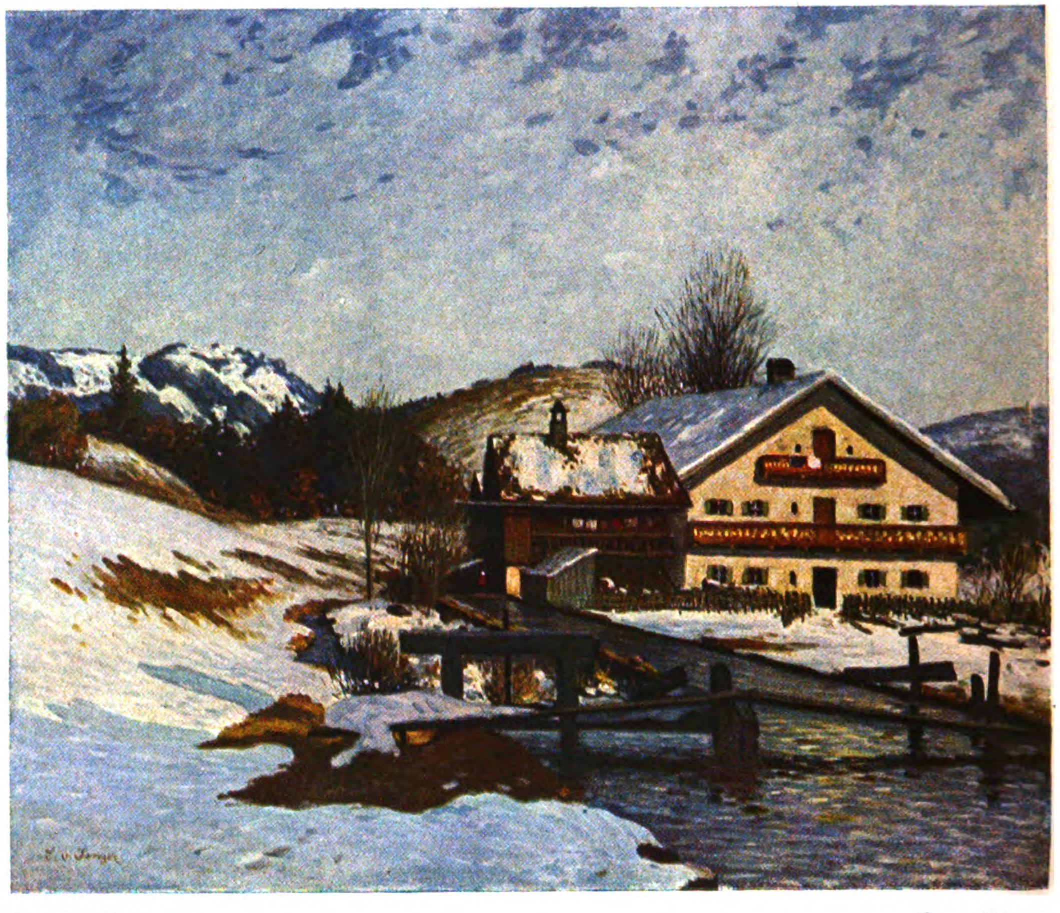
Die „Fränkische Tagespost" bringt von ihm folgende Zuschrift, die nun die Runde durch die Presse macht und je nach dem parteipolitischen Standpunkte ausgebeutet wird:

„Zum zweiten Male widerfährt meinem Gedicht ‚Bekenntnis' die Ehre eines Zitats in öffentlicher Reichstagsverhandlung, und wieder klingt dieses Zitat vom Regierungstisch her. Es scheint, daß die Regierungsmänner die bewußten zwei Zeilen des Gedichtes endgültig dem Schatz ihrer politischen Schlagwörter einverleibt haben. Dazu muß doch gesagt werden: Das Gedicht ‚Bekenntnis' ist 1914 entstanden, in einer Zeit also, wo wir dem Krieg noch gefühlsmäßig ganz anders gegenüberstanden als im 4. Kriegsjahr. Ich habe bei den Versen ganz unpolitisch gedacht, bedauere es aber nicht, daß sie recht bald politisch aufgefaßt und verwendet worden sind. Natürlich besteht auch nicht der mindeste Anlaß, das Gefühl, dem die Verse entflossen sind, heute zu verleugnen. Nur muß klar und deutlich gesagt werden: an das Deutschland der Tirpitz, Reventlow, der Vaterlandspartei und der Eroberungspresse ist in dem Gedicht mit keinem Wort gedacht! Gemeint ist das neue, freie Deutschland, das Deutschland politischer und bürgerlicher Gleichheit und Gerechtigkeit."

Nein, mein deutscher Bruder Karl Bröger, du täuschest dich! Du hast nicht an das „neue freie Deutschland" gedacht, denn es war ja eine alte Liebe, die du längst im Herzen trugest, die sich nur in der Stunde der Gefahr dir über die Lippen drängte. Du irrst dich auch darin, daß du in den Versen „unpolitisch" gedacht habest. Du hast vielmehr im höchsten Sinne politisch gedacht, denn du fühltest dich einen Teil deines Volkes als eines einheitlichen Lebewesens. Du fühltest damals keinerlei Unterschiede zwischen dir und den anderen. Deshalb vermochtest du damals dich von parteipolitischem Denken freizuhalten, ja du mußtest es, weil du eben rein deutsch fühltest. Warum willst du dich jetzt verkleinern und nachträglich dein Gedicht parteipolitisch abstempeln? Denn das tust du durch die Abwehr. Dein Gedicht verdanktest du und danken wir einer Stunde, in der du fühltest, daß auch alle jene in der Liebe zu ihrer Mutter dir gleichwertige Brüder seien, in denen du als Parteimann Gegner gesehen hattest. Du warst guten Gaubens und setztest darum auch den guten Glauben bei den andern voraus, konntest wenigstens an die Gutgläubigkeit Andersdenkender glauben. Warum willst du dich jetzt so arm machen und den für unlauter halten, der seine Liebe zur deutschen Mutter anders betätigt, als es einer Partei gefällt? Du hast dich in großer Stunde als Dichter bewährt, im alten guten Sinne des Seher- und Priestertums. Warum opferst du nun dieses Große um eines Kleinen willen? Wenn schon Tausende und aber Tausende die Weihe jener heiligen Stunde verloren haben und über dem parteipolitischen Zweck das große Ziel Deutschland aus den Augen verloren haben, gebietet dir nicht gerade dein Beruf als Dichter, erneut das Bekenntnis zum Großen, Ganzen abzulegen? Gerade du als Dichter darfst heute dem Kriege „gefühlsmäßig" nicht anders gegenüberstehen, als 1914. Dein Deutschland ist heute in nicht geringerer Gefahr, als damals, und so bist du berufen, den Zänkern um Kleines das große Wort erneut zuzurufen:

„Unser blühendes Leben für deinen dürrsten Baum, Deutschland!" Karl Storck

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Der Frühling naht — L. v. Senger

Beilage zum Türmer



XX. Jahrg. Zweites Märzheft 1918 Heft 12

Riga · Von W. A. Krannhals

Wo ist die Stadt in deutschem Land,
Die klammernd fest aus Hand in Hand
Das Erbe gab der großen Zeit,
Der tönenden Vergangenheit?
Riga!
Du bist es!

Ragt auf, ihr Türme, lichtgeklärt!
Ragt auf, ihr Mauern, rotgewehrt!
Aus grünem, tiefgefurchtem Land,
An schwerer Wässer starkem Strand,
Riga!
Rag' auf!

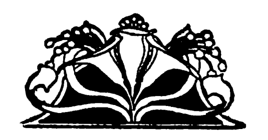
Vom Turme weh' der Glocken Klang
Stürmend ins Land den hehren Gang.
Kling auf und schwinge übers Meer!
Kling auf und wirf den deutschen Speer!
Riga!
Kling auf!

Wirf! — Zitternd er in der Eiche steht.
In deinen Wäldern, sturmdurchweht,
Singt ein Lied, ein Lied von Ruhm,
Von heiligem deutschem Bürgertum.
Riga!
Wirf!

Wirf weit übers Meer!
Wirf weit! Rauschend trägt ihn die Woge daher,
Gen Nordland, gen Westland! Blut erwacht!
Binde die Kette zu alter Pracht!
Riga!
Binde!

Riga, deine Söhne bluten im Tod,
Standen und starben in deutscher Not,
Stehen und sterben, Held zu Held!
Deine Söhne, Riga, für deine Welt!
Riga!
Steh!

Dein Banner wiegt sich im Sonnengold!
Auf, auf! Die Fahne zum Sturm gerollt!
Zur Arbeit im Sturme bist du bestellt!
Zur Arbeit, zum Siege der deutschen Welt!
Riga, zum Siege!
Riga, zum Sturm!
Es dröhnen die Glocken
Im heiligen Turm:
Riga, du bist bestellt
Zur Arbeit für Deutschlands Welt!
Riga!



Vogelfrei?

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Unter den Schreckensnachrichten aus den unbesetzten Ostseeprovinzen schoß wie eine Feuersäule die höllische Botschaft empor: „Der baltische Adel ist für vogelfrei erklärt worden!"

Was heißt hier „Adel"? Was heißt hier „baltisch"?

Der Deutsche wird für vogelfrei erklärt, und nicht nur der Deutsche, sondern auch alle die Nichtdeutschen, die Letten, Esten und Juden, die zu den Deutschen halten.

Die Vogelfreiheit des Deutschen ist keine Neuigkeit vom Tage. Sie bestand vom Ausbruch des Krieges an und besteht auch heute: soweit nicht der deutsche Schwertarm reicht, ist der Deutsche auf der ganzen Welt vogelfrei.

Nur war die Tatsache hier in einem Brennspiegel aufgefangen, der keinen Raum ließ für Verschleiern und Verschieben in die bequemen Nebelweiten entrückter Weltmöglichkeiten. Nur wenige Kilometer vor unserer Front lohte der Scheiterhaufen, — — wurde sie nicht in letzter Minute noch gerettet, dann ging auch deutsche Ehre in Qualm und Blutstank auf und die Asche der Gerichteten wurde in alle Winde verstreut!

Viel fehlte nicht an dem Autodafé. Was derweilen von den bolschewistischen Mörderbanden hingeschlachtet, unter ihren Henkersfäusten in den Kasematten und auf dem „Abtransport" irrsinnig geworden ist, den letzten Seufzer ausgehaucht hat, — all das vernichtete, geschändete Leben erwacht nicht wieder zum rosigen Licht. Wir mußten ja abwarten, welcher Honig den Lippen Herrn Trotzki-Braunsteins etwa noch für uns entfleußen möchte. Bis es diesem Gentleman nicht beliebte, die Verhandlungen physisch unmöglich zu machen — moralisch und politisch waren sie's ja schon längst —, hatten unsere politischen Vertreter sich selbst gebunden, damit aber auch das deutsche Schwert in die Scheide gedrückt. Nun ist es herausgeflogen — hei, wie weichen vor dem blanken, blitzenden die giftigen Gaswolken erstickender Phraseologie, der Ludergeruch bolschewistischen Höllenbrandes!

Welche Gunst aus namenlosem Elend erblüht hier wiederum einer deutschen Politik, der die eiserne Logik der Tatsachen die Qual der Wahl erspart; die darum auch keiner ihrer gehorsamen „Rechtfertigungen" mehr bedarf; die nur das deutsche Schwert vollenden zu lassen braucht, was es so befreiend begonnen hat, um dann — die Früchte zu ernten. So sollte man meinen, so wäre es für jedes andere Volk eine Selbstverständlichkeit, die auch bei uns für jedes andere Volk ohne weiteres als solche anerkannt und — wenn sie sich gegen uns richtete — mit Eifer und Geifer verteidigt werden würde. Aber was andere dürfen, das dürfen wir bekanntlich und selbstverständlich noch lange nicht, und schon ertönt aus unserer Mitte auf irgendeinen „Funkspruch" aus Petersburg der gebieterische Ruf, das kaum gezogene Schwert, das diesen Funkspruch erst erzwungen hat, wieder in die Scheide zu stecken!

Soweit kann ja unser „Auswärtiges“ nun kaum heruntersteigen, obwohl Herr von Kühlmann schon vor dem Funkspruch Herrn Braunstein seines nach wie vor unentwegten Entgegenkommens (die „Grundlagen“ der Friedensverhandlungen hätten sich „nicht verschoben“!) versichert hat. Danach könnte man fast annehmen, daß auch Tatsachen wenig oder keinen Eindruck machen. Hält man sich dann noch vor Augen, welche Tatsachen schon früher ein gütiges Geschick uns geradezu auf dem Präsentierteller dargeboten hat, von unserer politischen Leitung aber unbenutzt, unberührt fahren gelassen wurden, dann weiß man wirklich nicht mehr, was man noch glauben und was man nicht in Zweifel ziehen soll.

All das furchtbare Elend, all die Wirrnisse brauchten nicht zu sein, sie konnten mit den denkbar geringsten Mitteln, opferlos, abgewendet werden! Als uns die bolschewistische Regierung den Waffenstillstand anbot, hatte sie, die russische Regierung, als selbstverständlich erwartet, daß wir auf der Räumung der nichtbesetzten Teile Baltenlands unbedingt bestehen würden, hatte sie sich nicht nur damit abgefunden, sondern auch bereits die entsprechenden Befehle zur Räumung ergehen lassen! Dafür erbringt Paul Rohrbach in seiner Zeitschrift „Deutsche Politik“ die Beweise. „Was man nicht rechtzeitig besaß,“ schickt er dort voraus, „war die Einsicht, daß den maximalistischen Führern zwar alles am Waffenstillstand lag, gar nichts aber am Frieden, das heißt am Frieden mit dem gegenwärtigen Deutschland und Österreich-Ungarn. Sie brauchten den Waffenstillstand absolut notwendig, denn die bewaffneten Soldatenbanden, die heute die Stelle des russischen Heeres einnehmen, wollten unter keinen Umständen mehr kämpfen, und sie waren für Lenin, Trotzki und Genossen nur zu haben, wenn diese ihnen Sicherheit vor unseren Kugeln und Granaten gaben. Hatten die Maximalisten aber den Waffenstillstand in der Tasche, so beabsichtigten sie von vornherein gar nichts anderes, als die weitere Verhandlungszeit dazu zu benutzen, um Deutschland und Österreich-Ungarn von innen heraus zu revolutionieren. Das haben sie sogar offen herausgesagt, und es war merkwürdig genug, daß man nicht gleich darauf geachtet und es nicht gleich so ernst wie nötig genommen hat.“

Dann aber gibt Rohrbach den Bericht eines Augenzeugen der Vorgänge in Estland wieder, von dem zwar einzelnes in die Tagespresse übergegangen ist, der aber erst in dem nachstehenden Zusammenhange seine volle, durchschlagende Bedeutung gewinnt:

„Zur Erreichung des Waffenstillstandes wären Lenin und Trotzki zu allem bereit gewesen. Als Beweis kann dafür angeführt werden, daß wenige Tage vor Beginn der Verhandlungen Befehle vom Zentrobalt, d. h. dem maximalistischen Ministerium in Petersburg, an die Revaler Marinestation und die Kriegswerften eintrafen, mit der sofortigen Räumung derselben und Überführung der Materialien nach Kronstadt und Petersburg anzufangen, da in den nächsten Tagen Waffenstillstandsverhandlungen mit der deutschen Obersten Heeresleitung beginnen würden, die als Bedingung bei denselben die Räumung

von Liv- und Estland verlangen werde; daher müßte soviel wie möglich bis zum Abschluß des Waffenstillstandes evakuiert werden. (Dieser Befehl ist von unserem Gewährsmann selbst in Reval gesehen.) Aber noch mehr! Nachdem die Waffenstillstandsverhandlungen eingeleitet waren, verbreitete sich die Nachricht, daß am nächsten Tage höhere deutsche Offiziere mit einigen Mannschaften von Riga oder Ösel aus eintreffen würden, um in Reval die Anlagen von Werften und Kriegshäfen zu übernehmen. Die kommandierenden Persönlichkeiten der Werft und des Kriegshafens und eine große Menschenmenge wartete um 4 Uhr nachmittags auf dem Bahnhofe, um die Deutschen zu empfangen. So fest war alles überzeugt von der Räumung und Übergabe des Gebietes.

Um so tiefergehend war der Eindruck, nicht nur im baltischen Gebiet, sondern auch in Petersburg, als der Waffenstillstand zu den bekannten Bedingungen ohne die russischerseits schon als selbstverständlich angesehenen Zugeständnisse abgeschlossen war. Der maximalistische Diktator Anwelt verkündete triumphierend, daß Deutschland nichts mehr gegen die Maximalisten zu unternehmen wagen würde, weil die deutschen Maximalisten das nicht dulden würden. Gleichzeitig ist der Terror, den er mit seinen Roten Gardisten in Reval und den maximalistischen Räuberbanden auf dem flachen Lande ausübt, ein so starker, daß das kleine, nicht einmal eine Million starke Bauernvolk der Esten völlig eingeschüchtert ist. Seine einzige Hoffnung war noch, durch Deutschland den Schutz vor der maximalistischen Anarchie und Anerkennung seiner Selbständigkeitsbestrebungen in Anlehnung an das Deutsche Reich zu finden. Diese Hoffnung ist jetzt aufgegeben. Am 15. Januar d. J. trat der estnische Landtag zu einer Geheimsitzung zusammen, weil er aus Furcht vor den Maximalisten nicht mehr öffentlich zu tagen wagte. Auf dieser Sitzung wurde der Beschluß der vorigen Tagung voll aufrecht erhalten, unter allen Umständen die Loslösung von Rußland zu betreiben, aber keine Entschließung für deutschen Schutz zu fassen, weil auf Deutschlands Hilfe nicht zu bauen und die Rache Rußlands die Esten schutzlos treffen würde. Dagegen hoffen die estnischen Führer, Anschluß an einen skandinavischen Bund unter dem Schutze Englands zu finden und sind bereit, die Häfen des Landes als Freihäfen den Engländern zu übergeben. In der führenden estnischen Zeitung ‚Postimees' hat Tönnisson bereits auch einen aufklärenden Artikel gebracht, worin er sein Volk warnt, trotz der großen Not, die es von den Maximalisten auszustehen hat, voreilige Entschlüsse zu fassen, da es noch eine große Weltmacht gebe, die im Kriege nicht besiegt würde, und nicht gewillt sei, mit den Maximalisten und der Anarchie zu paktieren."

Zu dieser Darstellung fügt Rohrbach aus einer privaten Nachricht noch hinzu, daß die estnischen Soldaten in Reval bereits Kränze wanden, um sie beim Einzug den Deutschen umzuhängen, als die Nachricht des Waffenstillstandes ohne weitere deutsche Forderungen kam!!

Daß es nicht an unserer Obersten Heeresleitung gelegen hat, noch liegen wird, daran noch Worte zu wenden, hieße unseren einzigen Rettern nächst unserem

Herrgott zu nahe treten. Was diese Männer an Unheil nur verhüten konnten, haben sie verhütet, und das ist mehr als heute von weiteren Kreisen auch nur geahnt, geschweige denn gewürdigt wird. Einer späteren Zeit bleibt die tief beschämende Erkenntnis vorbehalten, welchen Dank wir ihnen in Wahrheit schulden. Für heute genügt es, an die vielen Hin- und Herfahrten zwischen dem zivilen und dem militärischen Hauptquartier zu erinnern, neuerlich an die wilde, aber sehr zielbewußte und sehr — berechnete Wühlarbeit gegen Ludendorff, die nicht etwa nur von unseren Feinden betrieben wird, die mitten unter uns verständnisvolle, eifrige Gönner und Genossen findet! . . .

Darüber sollten sich unsere Regierung wie auch unsere bürgerlichen Parteien endlich klar und schlüssig werden: mit Leuten, die nach dem Vorgange des „Vorwärts" die Greuel der bolschewistischen Mordgesellen für „Mache" und gar — köstlich, wenn's nicht so sterbenstraurig wäre — für offiziöse (!) Mache erklären; die für die seelischen und körperlichen Qualen, die Abschlachtungen der Balten kein Sterbenswörtchen des Abscheus oder der Teilnahme, nur eisige Gemütsruhe, wenn nicht zynischen Hohn übrig haben, nur weil diese Opfer angeblich den „besitzenden Klassen" angehören, — mit solchen Entarteten läßt sich keine deutsche Politik, überhaupt keine Politik machen. Bekam es doch der „Vorwärts" unter dem elenden Vorwande, die Nachrichten über die Greuel in Est- und Livland seien „Schreckensbilder" und „deshalb" (!) habe er „nicht darüber berichtet", also nach seinem eigenen Geständnis, fertig, diese Tatsachen totzuschweigen, seinen Lesern geflissentlich vorzuenthalten, wie er ja auch die Ermordung des Polizeiwachtmeisters Thimian bei den Krawallen der Berliner Probierstreiker totgeschwiegen hat! —

Nach den kläglichen Erfahrungen, die er selbst damit gemacht und — was noch etwas schwerer wiegt — dem deutschen Volke bereitet hat, darf man wohl hoffen, daß Herr von Kühlmann nicht mehr ganz so freudig wie einst in des Reichstages Sündenblüte aus der Grammophon-Walze der unseligen Kriegsverlängerungs-Entschließung vom 19. Juli 1917 — dies ater! — „die Stimme seines Herrn" erkennen wird. Halbheiten können uns aber auch nichts nützen, nicht uns, nicht anderen, nicht einmal den, unseren Internationalen so sehr am Herzen liegenden Feinden, denn die müssen ja unter der ins Unendliche verschleppten Kriegsverlängerung ebenso leiden. Vielleicht wirkt diese Rücksicht purgierend? — Ein auch nur halbwegs annehmbarer und dauerhafter Friede mit „Rußland" wird nicht zustande kommen, bevor wir nicht selbst in den von uns befreiten und in der Befreiung begriffenen Ländern klare und gesicherte Verhältnisse geschaffen haben, Zustände, auf deren Widerstandsfähigkeit und Dauerhaftigkeit die Bevölkerungen rechnen können. Wohlverstanden: rechnen können. Denn wenn sie das nicht können, werden sie sich in keiner Weise an uns binden, nicht einmal sich zu uns hingezogen fühlen, sondern vorsichtige Zurückhaltung üben und sich nach einem stärkeren und verläßlicheren Halt umsehen. Das ist so natürlich, daß wir ihnen daraus nicht den leisesten Vorwurf machen könnten. Was jetzt unternommen wird, ist gut, es braucht nur zielbewußt durchgeführt und sichergestellt zu werden, dann werden

wir sehen, wie viel leichter und schneller wir zum Ziele und zum Frieden gelangen. Aber es muß eben bis zum Ende durchgeführt, es darf nicht wieder auf halbem Wege stehen geblieben und umgekehrt werden —: „Anton, steck' den Degen ein!" Wenn wir soweit sind, dann wollen wir über das Nähere und Weitere verhandeln und werden ganz gewiß keine Unmenschen sein, die das arme Großrußland verhungern lassen oder die Letten und Esten vergewaltigen wollen — viel näher liegt die Gefahr in der entgegengesetzten Richtung, und vor ihr muß für alle Fälle schon jetzt auf das dringendste gewarnt werden.

Höhere Fügung hat das Schicksal Baltenlands in die Hände der deutschen Macht gelegt; nicht nur um ihrer Stärke willen, sondern auch, weil das Wohl und Wehe dieses Landes auf das engste mit dieser Macht verkettet ist, weil wir dem Lande gar nicht besser dienen können, als indem wir die Macht ausüben und behaupten. Denn es unterliegt ja nicht dem geringsten Zweifel, daß eine Reihe von selbständigen litauischen, lettischen, estnischen Zwergstaaten ihre Selbständigkeit gar nicht behaupten können, daß sie bei der nächsten Gelegenheit den mächtigeren Nachbarn zum Raube und zum Fraße fallen müssen, die nicht daran denken werden, auf ihr Volkstum oder ihre „demokratischen Freiheiten" irgendwelche Rücksicht zu nehmen. Wann hätten sich wohl die Polen oder die Großrussen je von solchen Rücksichten beschweren lassen?! Selbständige Zwergstaaten im Ostseegebiet wären nur Zankäpfel zwischen den größeren Staaten, — eine herrliche Gelegenheit für England, in einem solchen neuen Balkan die Karten zu unserem Unheil zu mischen und die Haupttrümpfe in die Hand zu bekommen.

Stellt die Welt, wie es das kleine Bulgarien in vorbildlicher Weise getan hat, erst vor vollendete Tatsachen, gewinnt das Vertrauen der Bevölkerungen durch Klarheit, Kraft und Zuverlässigkeit eurer Entschlüsse und Handlungen, — dann wartet doch einmal erst ab, wie das „Selbstbestimmungsrecht der Völker" sich entscheiden wird. Nicht das entwurzelter, verhetzter, trotz aller verstiegenen Phraseologie kulturloser Halb- oder Viertelgebildeter, sondern die breiten Schichten, die fest im Heimatsboden und in alter Bauernkultur wurzeln, den tragenden und überwiegenden, daher berufenen Teil der Bevölkerung bilden. Schon heute — diese Zeilen werden am 21. Februar geschrieben — wird gemeldet, daß ein estnisches Regiment sich unter deutschen Oberbefehl gestellt hat, die übrigen drei estnischen Regimenter die Versicherung gegeben haben, nicht gegen uns zu kämpfen. Und in der inzwischen von den Bolschewisten unterdrückten „Dorpater Zeitung" legt ein Lette unter dem 23. Januar folgendes Bekenntnis ab: „Wird Kurland an Deutschland angegliedert, so kann, so darf und wird der Wunsch eines jeden sein Volk aufrichtig liebenden Letten nur der sein, daß dann auch Livland und Lettgallen unter deutschen Schutz kommen, denn sonst wäre das lettische Volk zerspalten und müßte zugrunde gehen. Sollte die deutsche Staatsregierung diesen berechtigten und aufrichtigen Wunsch des lettischen Volkes nicht berücksichtigen wollen, so müßte das jetzt so furchtbar heimgesuchte lettische Volk zugrunde gehen und die deutsche Regierung verfluchen. Also rufen wir zur deutschen Regierung hinüber: Habt ihr Kurland, den einen Teil

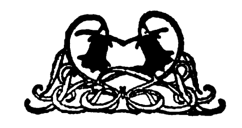
von uns, genommen, so nehmt doch auch den anderen. Nehmt auch Livland und Lettgallen, nehmt uns so bald als möglich; der Hauptteil, das Mark des lettischen Volkes, nämlich die lettischen Landwirte, warten ungeduldig und verzweifelt darauf, daß ihr kommt und sie von den unerträglichen Verhältnissen erlöst und ihnen Schutz gewährt."

Der Weg ist gewiesen; es ist der gerade Weg, der einzige, der zum Ziele führt. Lassen wir uns abermals durch die Schaumschläger draußen und die schellenlauten Toren drinnen von ihm abdrängen, laufen wir wieder Irrlichtern und Sümpfen nach, ziehen wir unsere Schwerthand von dem durch sie Gewonnenen zurück, dann gnade Gott dem unglücklichen, preisgegebenen Baltenlande, dann gnade Gott den Treuesten der Treuen, dann sind sie wieder und bis zu ihrem, nur noch beschleunigten Untergang — vogelfrei!

Aber nicht nur — und das bedenket wohl! — die baltischen Deutschen. Nein, die Deutschen auf dem ganzen weiten Erdenrunde außerhalb der engen, dann vielleicht noch enger gezogenen Grenzen des Reiches, und nicht zuletzt auch die Deutschen der Habsburger Monarchie. Man bedenke wohl, auf wen sich dann eigentlich unser Bündnis mit Österreich noch stützen sollte? Beispiele, sagte Graf Czernin sehr richtig, wirken ansteckend. Wenn die „Welt" an einem solchen Schulfalle, wie dem baltischen, gesehen und erfahren haben sollte, daß es zwar ein „Deutsches Reich", aber keinen Rächer deutschen Blutes und deutscher Ehre gibt, dann wird sie es schon auf ihr „Weltgewissen" nehmen, sich die schlüssige Folgerung nutzbar zu machen —: „Vogelfrei!"

Wie viele Deutsche würden dann aber noch mit diesem Brandmal auf der Stirn herumlaufen wollen, um sich ins Gesicht spucken zu lassen? Dann könnte ja noch zur Tugend und Würde werden, was Bismarck einst mit grimmem Schmerze als verächtliches Laster höhnte: daß kein Volk eine solche Behendigkeit zeige, aus der eigenen Haut in eine fremde zu schlüpfen, wie das deutsche ...

Nein und tausendmal nein! Dahin kann und wird es nicht kommen. So gott- und ehrverlassen wird kein deutscher Reichstag und kein deutscher Staatsmann sein! Das ist meine feste freudige Zuversicht. Mag noch so viel geirrt und gefehlt worden sein: sich selbst das Urteil der Ehrlosigkeit sprechen, das wird das deutsche Volk nie und nimmer! Dafür haben sich seine Besten, sein heiliger Frühling nicht geopfert, daß diese Toten aus ihren Gräbern aufstehen und das Volk, für das sie sich geopfert haben, als treulose Trüger verfluchen müßten! In heiligem Gedenken an sie werden wir tun, was Pflicht und Ehre gebieten, und unser Kaiser, der an den Senat der freien und Hansestadt Lübeck bewegten Herzens schrieb: „Der Notschrei aus dem Baltenlande soll nicht unerhört bleiben", wird uns Führer darin sein.



Hindenburg — Siegwart

Von W. A. Krannhals

Du bist uns Schwert,
Bist Schild uns und Bereiter
Des Wegs der tausend blutigen Dornen,
Zur Höhe auf des Ruhmes goldner Leiter
Führ' uns dein Arm!
Es woben dir des Lebens dunkle Nornen
Ein Seil,
Das bindet klingend dich dem Volk,
Aus dem du wuchst,
Ein Baum der Kraft,
Der seine Wurzeln tief in deutsches Erdreich treibt,
Von mächtigem Stamm,
Der fest und unerschüttert bleibt
In allem Sturm!
Ein Turm
Bist du,
Hoch ragend ob dem Volke,
Bist eine schwere Wetterwolke
Jedem Feind!
Uns bist du Freund,
So innig tief verehrt,
Daß wir nur scheu uns dir zum Gruße neigen:
Siegwart bist du,
Vor dem die Feinde schweigen,
Du, Hindenburg,
Du edles deutsches Schwert!



Des Vaters Eiche

Von Reinhold Braun

März war über der Hallig mit lauem Winde und lockender Sonne. Er war in diesem Jahre besonders milde gekommen. Die Marsch schimmerte schon selig im leisen Ergrünen, und die Bäume und Sträucher in den umbuschten kleinen Gärten waren voll unbändigen Knospendranges. Aus der schwarzen Erde überall aber quoll der feuchte, lebendige Ruch der Fruchtbarkeit.

Es war an einem Samstagnachmittag, als der alte Halligkantor mit seinem einzigen Enkel Knud, dem Sohne des tapferen Niß Nissen, der für die Hallig fern im Flandrischen gefallen war, nach der „alten" Warf schritt. Der Junge trug einen blinkenden Spaten auf der Schulter. Es war ein Bild voll Helle und Kraft, das die beiden miteinander gaben.

Die alte Warf war die höchste im kleinen Dorfe und — die älteste; denn sie hatte eine Tausendjahrgeschichte und war darum einstimmig vom Gemeinderat als die würdigste Stätte erwählt worden, den Heldenhain zu tragen.

Großvater und Enkel schritten rüstig zu. Der Alte war eine prachtvolle Friesengestalt; der lange weiße Bart und das schöne, edle Greisengesicht, dazu der starke Gang gaben ihm etwas Hoheitsvolles. Er war auf der kleinen Hallig alt geworden.

Nun schritten sie über die Brücke aus grobem, festem Holze, die über den Graben lief, der die Warf mit seinem dunklen, stillen Wasser umschloß. Im Gemeinderat war der Kantor aufgestanden und hatte gesagt, die Wurt müsse recht wie eine Burg aussehen, wie in früheren Zeiten die alten Häuptlingsburgen dagestanden hätten, ein Zeichen der Freiheit und stillen Herrschaft zugleich; denn die, denen dort zur Ehre Eichen gepflanzt werden sollten, müßten den Halligleuten, vor allem den jungen, stille Führer sein. Und da das Wort des ehrwürdigen Mannes voll Gewicht war, tat man nach seinem Sinne.

Hinter dem Grabenrande stieg die Warfböschung steil an und trug auf ihrer Höhe festes, einhegendes Buschholz, das schon im ersten, zartesten Grün stand. Unten aber am Grabenrand leuchteten zur Sommerzeit weiße, stolze Lilien. Und vor ihnen blauten dann die kleinen, feinen Blüten der Männertreu keusch und in Fülle, während oben im Hegebusch die Vögel nisteten, und niemand durfte ihnen ein Leides tun.

Auf dem höchsten Punkte der Warf aber stand die junge, schon jetzt stattliche Linde, die Linde des Friedens, und an ihrem Fuße lag mächtig und breit ein alter Hünenstein wie ein Treugesell. Um die braunen, aufknospenden Äste und Zweige des Baumes schwang heute unsagbar süß und zart das helle, goldne Licht der Märzsonne.

Sieben junge Eichen standen im Halbkreise um die Linde und standen so weit von ihr und voneinander ab, daß sie für die fernste Zeit Raum zur Entfaltung genug hatten. Es waren die ersten Gedächtniseichen für die Gefallenen aus dem

schwersten aller Kriege. An jedem Stamme hing eine schlichte, graue Eichentafel mit dem Namen des Helden, seinem Geburtstage und dem Tage und Orte seines Todes. — —

Schweigend schritten die Beiden über den Rasengrund der Warf, und der Alte nahm, als er in die Nähe der Gedächtniseichen kam, den Hut ab.

Hier war heiliges Land.

Er schritt zu einer freien Stelle, die schon für einen neuen Eichbaum gezeichnet war.

Der Knabe folgte ihm mit geröteten Wangen.

Schweigend und ernst nahm nun der Greis seinem Enkel den Spaten aus der Hand, tat langsam den ersten Stich und hub — fast zärtlich — die schwere Erde aus. So Stich um Stich. Seine Bewegungen hatten etwas Feierliches, Priesterhaftes, und aus seinem Gesicht sprach Ergriffenheit.

Nachdem er die Erde in einem Ringe ausgehoben hatte, reichte er stumm dem Knaben den Spaten. Nun grub der weiter, um vollends die Pflanzgrube auszuheben. In den Bewegungen des Dreizehnjährigen lag die zurückgehaltene Kraft der Jugend und eine schöne Bedächtigkeit; denn seine junge Seele fühlte auch schon die Weihe des Ortes und des Augenblickes. An dieser Stelle sollte morgen des Vaters Eiche gepflanzt werden, und die Halligleute würden dabei sein, und der Pastor würde eine schöne Rede halten.

Er sah sich schon morgen im stillen Zuge schreiten mitten unter den Alten zwischen dem Großvater und der Mutter, und er selbst trug auf seiner Schulter den jungen Eichstamm.

Seine Wangen röteten sich mehr und mehr. War's das Graben, das ihn warm machte, oder kam die Glut aus seiner Knabenseele?

Sinnend und wohlgefällig ruhte des Alten Blick auf dem Enkel.

Ja, der würde einmal ein rechter Friese werden und seines Vaters Sohn.

In des Alten Augen war ein Leuchten.

Der Knabe hatte die Grube nun vollends ausgehoben und schaute den Großvater an.

Wie einer Eingebung folgend, trat er dann zu ihm hin, gab ihm stumm die Hand und sah ihn an mit seinen hellen Augen. Dann sprach er: „Großvater, ich will einmal so werden, wie der Vater gewesen ist!" Da legte der Alte langsam den freien Arm um den Knaben und nickte.

Dann tat er etwas, was er ganz selten zu tun pflegte: er küßte den Enkel und küßte ihn auf die Stirn.

Dann wandte er sich mit ihm dem Meere zu, das da lag, eine leise, atmende, unendliche Glut. Im Lichte der sinkenden Sonne standen sie Hand in Hand.



Die Kaffeeklappe

Von Max Jungnickel

Hinter der Front ein Nest, angeschossen, die Straßen von Wagenrädern zerwühlt. Früher, als es noch Frieden war, tat das Städtchen so einfach und versonnen. Es lebte so seinen Tag hin, den einen wie den andern. Aber das ist schon lange her. Jetzt, im Kriege, ist das Städtchen laut und marktschreierisch geworden. Ein feldgrauer Jahrmarkt mit Lachen und Fluchen, Peitschenknallen und Regimentsmusik und Schreien, und von fernher das Wummern der Geschütze. Die Fensterscheiben, die dreckigen Häuseraugen im Städtchen, klirren. —

Und Herbst ist's. —

Am Marktplatz ein Schild: Kaffeestube.

Ein langgedehnter, schmaler, niedriger Raum. Schulbänke stehen darin, und hinten, an Stelle des Lehrerpultes, steht ein Schanktisch, vollgetürmt mit Zigarettenschachteln, Zigarrenkisten, Kakes und mit einem dampfenden Kaffeebottich. Fünf ganze Pfennige die Tasse Kaffee. Eine Luft ist in der Kaffeestube, eine Luft, die einen mit ihren Krallen würgt und an die Wand drückt. So nach Leder und Zigarren und Schützengraben und Mist.

Die Kaffeestube schwelt. Ein Rembrandtdunkel zieht nachtvogelhaft über die Köpfe der Feldgrauen, die hier vor sich hindösen und das warme Kaffeegesöff in den kalten Magen kippen. Andere sprechen laut vom Kriege und fluchen, daß sich die verräucherten Feldherren, die an den Wänden kleben, auf die Straße flüchten möchten. Andere, die vom Urlaub kommen, schimmern von Heimat und haben das Herz irgendwo in einem deutschen Städtchen vergessen. Das sieht man ihnen durch das Kaffeeklappendunkel an. Versprengte, wie zerrissene, bartstopplige Banditen sitzen sie da, den Zigarettenqualm durch die Lunge paffend. Und hinter jeder Rauchwolke her die Frage: Wo ist meine Kompagnie? Faule Ordonnanzen, großmäulige Offiziersburschen, behäbige Trainkutscher — alles durcheinander.

Manche schlafen. Manche schnarchen, den verwilderten Kopf auf die Fäuste gepflanzt oder auf die Bank geschmissen. Einer kommt herein mit einem Knüppel in der Hand und einem schüchternen, lieben Sanitätshund an der Kette. Und der Hund wimmert vor Kälte und schüttelt sich, und die alte, dreckige Landsturmhand streichelt den Hund und drückt ihn. —

Die Kaffeeklappe summt. Immer dunkler wird's. Einer kramt ein Schützengrabenlicht aus dem Tornister und brennt es an. Das Dreiecklicht glänzt auf wie ein sehnsüchtiger Heimatsgedanke. Und die Rauchschwaden ziehen lüstern in das Licht.

Vorm Schanktisch wird geschrien und gelacht und Kaffee verkauft. An der Erde sitzen drei und spielen Skat auf einer Kiste. Ein junger Kerl sitzt beim Licht und schreibt eine Ansichtspostkarte. Ja, eine Ansichtspostkarte, die das lausige Etappennest zu einem lieblichen Städtchen hinaufschwindelt. Der Soldat, der hinten den Kaffee ausgibt und die Kasse führt, beträgt sich wie ein saugrober

Herbergsvater. Einer geht zum Klavier und spielt ein paar Takte; eine verwilderte Geige mischt sich darein.

Das Licht geht aus. Die Kaffeeklappe träumt. Sie grübelt eine Sehnsucht aus, und die Sehnsucht krallt sich durch die dreckigen Waffenröcke und kriecht in jedes Herz hinein. Es ist, als kämen die Sprüche wieder und die Fibel-Rätsel, die einst, vor langen Jahren, auf den Schulbänken lagen.

Die Kaffeestube träumt die ganze Nacht.

Und draußen fallen die kalten, windverwehten Herbststerne in die Pfützen der nächtlichen Gassen.



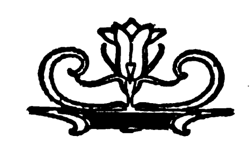
Wintermärchen · Von W. A. Krannhals

Das Glockenspiel Mariens, das zur Nacht
Die heimlich fromme Weise singen läßt,
Hält wie erstarrt die lichten Klänge fest;
Nur lange noch erbebt ein Ton mit Macht
Und rinnt in alle Gassen nieder,
Tief zur Nacht.

Es ruht ein Nebel über allem Leben,
Der alles Scheinen wie in Rauch erstickt,
Daß matt nur und in Schlaf gedrückt
Die hohen Giebel sich vom Himmel heben,
Der seiner Sterne Leuchten zaghaft nur
Herniederschickt.

Doch wenn am Morgen still das Licht sich breitet,
Eh' noch die Stadt dem Schlafe ganz entronnen,
Ist wie aus tiefverschwiegnen Märchenbronnen
Ein weißer Blütenglanz bereitet,
Der alles dunkle Leben zärtlich
Eingesponnen.

Im Seidenglanze prangen alle Bäume
Und stehen zauberhaft entrückt
Und fürchten, kaum daß sie geschmückt,
Das Ende ihrer lichtgewebten Träume,
Und stehen reglos,
In sich selbst verzückt.





Hindenburg oder Napoleon

Die Sehnsucht des deutschen Volkes, seinen Kampf ums Dasein, um sein Recht und seine Freiheit unter der Ägide eines großen Namens zu führen, hat man stillen zu können geglaubt, indem man es zum Testamentsvollstrecker Napoleons machte. Denn dieser hat „selbst den Kampf gegen England als Hauptziel seines Lebens angesehen." — Und doch ist schon lange der Mann „bei uns auf dem Plan", in dem sich der auf restlosen, also auch England niederringenden Sieg hindrängende Volkswille verkörpert.

Was soll uns neben Hindenburg noch Napoleon?

Wohl nur auf deutschem Boden konnte die von Napoleon im Tone eines verkannten Heilandes gepredigte gemütvolle Auffassung Wurzel schlagen, daß sein Kampf ausschließlich England gegolten und die Freiheit der Menschheit bezweckt habe. Denn nicht zufrieden mit einer verstandesmäßigen Erfassung dieses „Phänomens", hat man ihm hier früh auch die Herzen geöffnet. Schon Immermann spottet: es „begann eine kindische Vergö.terung vor ihm zu keimen. Er war nach Meinung mancher Menschen eigentlich ein durchaus guter und braver Mann gewesen, ein Apostel vernünftiger und gemäßigter Ideen. Man begriff schwer, warum dieser sanfte Charakter nicht Landprediger geworden war".

Es ist das alte deutsche Verfahren: die eigenen Eigenschaften dichtet man einem Fremden an, um dann anbetend vor einem Ideal niederzuknien. So entstand Goethes Iphigenie, so der Diomedes in Schillers „Siegesfest", so endlich der an der Befreiung der Menschheit sich zugrunde richtende Napoleon. Nein! Die etwas kostspielige Liebhaberei, andere Völker selbstlos zu befreien, ist eine deutsche Spezialität. Napoleon wollte — übrigens: natürlich — Englands Herrschaft durch die Frankreichs ersetzen. Das beweist sein Frankreichs Handel und Industrie begünstigender Protektionismus. Beiläufig durchkreuzte er durch diesen sein Kontinentalsystem, eine Tatsache, die nicht gerade für seine staatsmännische Einsicht spricht. Vor allem aber vergaß er nicht sich selbst. So beschlagnahmte er im November 1806 die aus englischen Manufakturen stammenden Gelder und Waren in Hamburg, um sie dann für 16 Millionen Franken ihren Besitzern zurückzugeben. Diese Maßregel schadete doch England nicht! Aber sie nützte dem Geldbeutel des Völkerbefreiers.

Ja, hier liegt sogar das Leitmotiv seiner gesamten Politik. Schon seine 1897 zum ersten Male veröffentlichten Briefe beleuchten grell seine Geldgier und die Schamlosigkeit, mit der er sie befriedigte. Einmal sucht er einen Strohmann, der für ihn 10 Millionen auf eine preußische Anleihe zeichnen soll. Schmunzelnd berechnet er den Gewinn auf 10 v. H. Ein anderes Mal schreibt er seinem Pariser Vertrauensmann, daß ein von seinem Bruder Ludwig aufgenommenes Anlehen für die Hälfte des Wertes zu haben sei. Da sei wohl ein Geschäft zu machen. Gelegent-

lich zählt er mit Genugtuung auf, was er für seine „außerordentliche Domäne" zurückgelegt hat: von den Gütern der deutschen Mediatisierten eine viertel Milliarde, von dem Besitz spanischer Adeliger 300 Millionen — insgesamt wohl eine Milliarde. Diese Summe zu vermehren, ist ihm jedes Mittel recht. Zuweilen leiht er Geld aus, aber auf Wucherzinsen und nur gegen einwandfreie Sicherheit. Selbst Banknoten fälscht er, österreichische, englische, russische. Und ausdrücklich verlangt er einmal von seinem Spießgesellen Fouché die Übersendung von 200 Millionen dieses Falschgeldes zur Verwendung „im Krieg und im Frieden". So hat er ja seine Geldgier auch durch den soeben erst feierlich beschworenen Tilsiter Frieden so wenig zügeln lassen, daß er unmittelbar nach der Unterzeichnung die durch den 25. Artikel dieses Vertrages geschützten preußischen Kapitalien, die im Herzogtum Warschau angelegt waren, „beschlagnahmte". Was kümmerte es den Heiland Europas, daß so Tausende um ihren Unterhalt betrogen wurden — namentlich die Ärmsten der Armen! Wie denn u. a. der preußischen Offizierswitwenkasse ihre Fonds entzogen wurden.

Bisher sah man in dieser „Politik" Napoleons, soweit man sie überhaupt sehen wollte, nur die geradlinige Fortsetzung der Politik der Republik. Denn als diese sich auf ganz Europa stürzte, wollte sie ja diesem „die Segnungen der Revolution" bringen, nämlich die Assignatenmakulatur, wofür sie dann gute Münze eintauschte. Neuerdings aber hat Karl Leyst in seiner Schrift: „Hindenburg oder Napoleon, Die Offenbarung unserer Kraft" (Verlag Gustav Braunbeck, Berlin) einen ganz andern Zusammenhang erschlossen. Danach ist die Geldgier eine wesentliche Feldherrneigenschaft Napoleons.

Das zeigt schon ein kritischer Blick auf „die Wiege seines Ruhmes". Handelt es sich doch da zumeist um Siege anderer, die Napoleon diesen (z. B. Massena) abkauft! Daran schließt sich dann eine ungeheure, kostspielige Reklame. Einmal im Rufe des „Unbesiegbaren", sich selbst aber seiner sehr begrenzten Fähigkeit wohl bewußt, muß er auch später darauf bedacht sein, stets eine große Zahl militärischer Talente zur Verfügung zu haben. Das aber verschlingt, zumal die Forderungen der Marschälle ständig steigen, Unsummen. Und so ist der Heiland schließlich genötigt, um schnöden Geldgewinn neue Kriege zu führen. Dabei geraten jedoch Gewinn und Kosten in ein um so ärgeres Mißverhältnis, als gleichzeitig noch eine andere Kräfteverschwendung betrieben wird.

Charakteristisch nämlich für Napoleons Feldherrnkunst ist der Mehrheitssieg. In seinen 10 Kriegsjahren hat er nur zwei Minderheitssiege erfochten. Und von diesen verdankt er den bei Austerlitz selbständigen Manövern Soults, den bei Ligny Wellingtons Verrat. Dagegen weisen Friedrichs d. Gr. 10 Kriegsjahre 8 Minderheitssiege des Königs auf. Und da überhaupt in der ganzen Kriegsgeschichte seit 1631, soweit sie bereits abgeschlossen vorliegt, die Mehrzahl aller Siege solche der Minderheit sind (von 95 nicht weniger als 53), so erhellt, daß Napoleon unter den siegreichen Feldherren den untersten Platz einnimmt. Übrigens hat schon Bernhardi betont, daß Napoleon „nur an der Spitze einer Übermacht ganz in seinem Element" gewesen ist, ohne daß er jedoch mit einer solchen immer gesiegt hätte (Eylau, Aspern).

Und endlich! Wie verwandte er die mit ängstlicher Sorgfalt zusammengetriebenen Massen? Regelmäßig hat er den Erfolg durch brutalen, massierten Frontalangriff und Durchstoß, höchstens noch mit gleichzeitiger Bedrohung einer Flanke zu erzwingen gesucht (Schlieffen).

Bis zur letzten Phase der Schlacht ist also Napoleon der rücksichtsloseste Verschwender, weil er durch die Masse ersetzen muß, was ihm an Talent, geschweige denn an Genie fehlt. Das durchaus selbstverständliche Ergebnis aber dieser schlechten Wirtschaftsführung ist sein Untergang, der nicht ein unheimliches Rätsel ist, vor dem man mit Schauern der Andacht die Waffen des Verstandes zu strecken hätte. Denn nur scheinbar ist die grundsätzliche Mehrheitsstrategie vorsichtig; in Wahrheit ist sie leichtfertig, da sie „Fleisch und Blut der noch nicht geborenen Nationalkraft im voraus aufzehrt".

Sollte aber doch noch jemand zur Rettung Napoleons auf die Tatsache hinweisen, daß

er doch jahrelang Europa beherrscht hat, so sei darauf erwidert, daß er zu einer Zeit emporkam, als überall die Mittelmäßigkeit, ja die Minderwertigkeit herrschte, und daß ja auch bei uns seit Jahren ein betriebsamer Herr nur dank seiner unverfrorenen Reklame eine Rolle spielt, die in geradezu lächerlichem Verhältnis zu seinem Können und seinen Leistungen steht.

Befreit aufatmend nehmen wir Abschied vom Napoleonkultus als dem Gipfel der Ausländerei, als der krassesten Verleugnung des deutschen Geistes. — — —

Der erste Appell an das deutsche Gewissen zur Selbstbesinnung war Blücher, in dem sich der Geist der Befreiungskriege am vollkommensten verkörpert. Der zweite war Bismarck, der Fleisch gewordene Einheitsgedanke. „Wenn aber der Richter starb, so wandten sie sich und verderbten es mehr denn ihre Väter, daß sie anderen Göttern folgten, ihnen zu dienen und sie anzubeten.“ (Richt. 2, 19.) Zum dritten Male ergeht jetzt der Ruf an uns zu vorbehaltloser, unbedingter Hingabe an den deutschen Geist, zum uneingeschränkten Bekenntnis zu unsers Volkes Art. Wollen wir uns wieder nur zu jener „kritischen Liebe“ aufschwingen, die ein pädagogischer Nüchternheitsapostel entdeckt hat und als das idealste Gefühl für das eigene Volkstum preist? Nein wahrlich! mit dem Hinken auf beiden Seiten ist's nicht mehr getan. Zu laut klopft Gott an das deutsche Gewissen durch Hindenburgs Taten, durch Hindenburgs Persönlichkeit.

Im Gegensatz zu Napoleon ist Hindenburg grundsätzlicher Minderheitssieger. Als solcher nimmt er unter allen Feldherren seit Gustav Adolf den ersten Platz ein. Nicht genug aber damit, daß Hindenburg mit einer Minderheit von Sieg zu Sieg eilt, einen Feind nach dem andern niederschlägt — bei Tannenberg zermalmt er ein fast um das Doppelte überlegenes Heer durch eine tagelang vorbereitete und sich vollziehende Umfassungsschlacht trotz Clausewitzens Grundsatz: „Konzentrisches Wirken gegen den Feind ziemt dem Schwächern nicht.“ Und auf Tannenberg folgt Masuren, folgt die Winterschlacht. Ja, Hindenburg macht die Umfassung, die Napoleon nie gewagt hat, mit einer Angriffsminderheit, die Napoleon ängstlich möglichst vermieden hat, zu seinem täglichen Kunsthandwerk.

Ephemere Volkstribunen mögen ihren — Geist vergeblich, wie bei seiner Beschaffenheit erklärlich ist, anstrengen, um die weltgeschichtliche Bedeutung Tannenbergs zu erfassen. Für den, der sehen will, ist Tannenberg typisch für den Weltkrieg, diesen Minderheitsfeldzug im Großen, und damit von prophetischer Vorbedeutung: es verbürgt uns den Sieg des sparsam wirtschaftenden Genies. Sollte auf die Herren, die alle Heeres- und Flottenfragen nur vom Sparsamkeitsstandpunkte aus zu betrachten pflegen, nicht wenigstens die Gegenüberstellung Eindruck machen: Napoleon hat ungeheure Summen in eine Reklame à la Barnum gesteckt, um plundrige Gefechte zu „unsterblichen Schlachten“ aufzuplustern — zur Meldung der größten Vernichtungsschlacht der Weltgeschichte genügten 24 Zeilen? Hier konnte man Worte und Geld sparen, weil laut genug die ehernen Tatsachen sprachen: 95000 Gefangene, 90000 Tote, 500 Geschütze, unzählbares Kriegsmaterial! — Und endlich widerlegt Tannenberg — um seine weltgeschichtliche Bedeutung zu erschöpfen — mit seinen jüngeren Geschwistern für immer die bisher herrschenden Mehrheitstheorien.

Und nun, deutsches Herz, öffne dich weit! Du hast selbst in dem, der deinem gewaltigsten Freiheitsdichter als ein der Hölle entstiegener Vatermördergeist erschien, den Menschen gesucht. Jetzt tritt vor dich der Mensch Hindenburg. „Er ist ein deutscher Sohn seines Landes, ein frommer Held, der das Vertrauen seines Volkes als höchsten Schatz wahrt und immer erfüllt hat. — Er ist das Gewissen der Wahrheit. Nur der Geist der reinen Sache spricht aus ihm ohne Beimischung irgendeines Begehrens. — Er vereint die erfahrungsgereifte Weisheit des Genies mit der Vollkraft des Mannes und bietet im 70. Jahre das Bild der majestätischen Erscheinung Cromwells mit dem Schnellblick des Prinzen Eugen, dem glänzenden strategischen Verstand Moltkes, der Lebenskraft Blüchers zusammengefaßt in einer dem Alter Trotz gebietenden Einheit. Wo ist ein Mann in der Welt, der in solcher Not seines Volkes die höchste

Verantwortung, die eine sterbliche Seele je getragen, mit ähnlichen Taten von Erz und Geist bis zur unzerstörbaren Sicherheit unterbaut?" (Leyst.)

In diesem Helden pocht der Herrgott zum dritten Male an dein Gewissen. Willst du dich nur mit „kritischer Liebe" zu ihm bekennen und zu dem Deutschtum, das Gott in ihm der Welt offenbart? Zertrümmere die Altäre der Götzen! Erhebe Hindenburg auf den Schild, daß an seiner Größe sich dereinst auch die Völker begeistern, die jetzt dich vertilgen wollen, daß auch ihre Seele genesen möge von dem napoleonischen System, das England ihnen jetzt aufgezwungen hat!

So allein dienst du dir und der Menschheit in Wahrheit.

Professor Hans Haefcke



Stoßtruppen, Sturmangriff

Die deutschen Heeresberichte haben in neuerer Zeit viel von Stoßtruppen und Sturmangriffen zu melden gehabt. Ein großer Teil der Leserwelt wird nicht genau wissen, was er sich unter „Stoßtruppen" denken soll. Es sind das besonders ausgesuchte, ausgebildete und beherzte Leute, die den größeren Sturmangriffen der Infanterie voraneilen, ihren Erfolg vorbereiten und erleichtern sollen. Zu allen Zeiten hat es solche Vorkämpfer gegeben. Schon die Ilias des Homer nennt die Ruhmestage solcher hervorragenden Helden in den ἀριστεῖαι des Diomedes, Ajax, Agamemnon, Achilles. Das Schweizer Volk preist noch jetzt bewundernd den Tod Arnolds von Winkelried, der sich in der Schlacht bei Sempach opferte mit den Worten: „Ich will euch eine Gasse machen." Das gleiche haben in der Landsknechtszeit viele Deutsche getan. Um nämlich den Einbruch in den lanzenstarrenden feindlichen Haufen zu ermöglichen, sprangen besonders schneidige Leute, die man „Katzbalger" nannte, an die feindlichen Speere und suchten sie mit Fäusten oder kurzen Waffen zur Seite zu drücken. Dies Beginnen war begreiflicherweise beinahe immer sicherer Tod. Bei Leiterstürmen stiegen die sog. „Eichtatzen" vorn weg. Bei dem Sturm auf Stuhlweißenburg unter Kaiser Maximilian schlitzten sie sich die Hosen über dem Knie mit Messern auf, um besser klettern zu können. Nachher wurden die Schlitze mit farbigem Tuch unterfüttert. Es kam die „gerissene" oder „geflammte" Mode auf, die sich in ihren Nachklängen bis heutzutage bei unserer Frauenwelt erhalten hat. Nicht auf einzelne beschränkte sich aber der Vorkampf und die Selbstaufopferung. In den Schlachten, die der Landsknechtsvater Georg von Frundsberg führte, zog der „Verlorene Haufe" den Hauptkräften voran und brach die Bresche in die Phalanx der Feinde. Während der Feldzüge Friedrichs des Großen ging den Infanterieangriffen eine Anzahl ausgewählter Bataillone auf dem Offensivflügel voraus — die „Attacke" genannt. Bei Kolin verblutete sie, bei Leuthen entschied sie den Sieg. In den Kriegsläuften des 19. Jahrhunderts wurden besondere Truppen, wie dies in den berührten Fällen geschehen war, selten ausgeschieden. Erst der jetzige Weltkrieg hat die Tätigkeit der Vorkämpfer in den „Stoßtruppen" wieder aufleben lassen. Schon der Name deutet an, daß sie nur beim Angriff verwendet werden sollen. Er entspricht dem deutschen Nationalcharakter — dem Furor teutonicus. Deshalb stößt die Ausbildung zu einer besonders kühnen Art desselben bei den Mannschaften auf freudige Aufnahme.

Die Stoßbataillone nun, die der jetzige Krieg gezeitigt hat, bedürfen eines besonderen Ersatzes. Man sieht bei ihnen nur schlanke, sehnige, kräftige, übermittelgroße Gestalten, kühne, magere Gesichter, in denen scharfblickende Augen funkeln. Ein solches Bataillon mit seinen Stahlhauben und seinem Sturmgerät bietet wohl den kriegerischsten Anblick, den man sich denken kann. Die Spezialausbildung ist eine außerordentlich vielseitige. Verlangt wird eine

hervorragende turnerische Gewandtheit, unbedingte Vertrautheit in der Handhabung von Maschinengewehren, Granatwerfern usw., im Schleudern von Handgranaten und in allen den Pionierarbeiten, die zum Beseitigen oder zum Herstellen von Hindernissen erforderlich sind, Beherrschung aller Kniffe im Gebrauch kurzer Waffen für den Nahkampf, Kenntnisse in der Verwendung und Ausbesserung von Fernsprechleitungen, Verständnis im Gebrauch der Flammenwerfer und vieles andere mehr. Letztere begleiten in der Regel die Stoßtruppe; bei den Franzosen hat auch die gewöhnliche Infanterie für jedes Bataillon mehrere Flammenwerfer. Diese ungeheuerliche Waffe besteht aus einem Schlauch, der meist auf 4—5 m eine breite Flamme von etwa 3000 Hitzegraden ausströmt. Sie ist zur Ausräucherung von Blockhäusern, Unterständen usw. besonders geeignet und allseitig gefürchtet.

Der Angriff eines Sturmbataillons ist nun militärisch das Interessanteste, was man sehen kann. Auffallend ist zunächst die Dünnheit der Angriffslinien. Man sieht nur wenige Leute, denn diese bewegen sich mit wahrer Indianergewandtheit durch das Gelände, jede Deckung auf das geschickteste benutzend. Sie bewegen sich aber nicht in gewöhnlichem Laufschritt, sondern rennen schnell wie die Wiesel und schlüpfen durch Granattrichter und Gräben, über Drahtverhaue und Spanische Reiter mit der Schmiegsamkeit schnell gleitender Schlangen. Kein Granattrichter ist tief genug, dessen Sohle nicht in kühnem Sprung rasch erreicht und dessen nach dem Feinde zugekehrte Seite nicht blitzschnell besetzt würde. Die Gewehre lassen die Sturmtruppen meist zurück, oder diese werden durch den kürzeren Karabiner ersetzt. Sie sind dafür überreichlich mit Maschinengewehren ausgerüstet, welche die moderne Waffentechnik gering an Gewicht und leicht tragbar herzustellen gewußt hat, ohne Beeinträchtigung der Feuerwirkung. Ein Maschinengewehr hat nach allgemeiner Erfahrung die gleiche Feuerwirkung wie ein Zug mit Einzelgewehren bewaffneter Infanterie. Es kommt nun darauf an, die Maschinengewehre in der unmittelbaren Nähe des Feindes so rasch wie möglich ihr Feuer eröffnen zu lassen. Ihre Träger nehmen sie daher zuweilen gar nicht vom Rücken herab, sondern werfen sich hin und lassen ihren Körper als lebende Lafette benutzen. Es ist nun klar, daß beim Angriff die Feueretappen nur kurz sein können. Es gilt, den Ansturm rasch vorwärts zu tragen. Deshalb springen die Angreifer blitzschnell von Trichter zu Trichter, von Graben zu Graben, von Deckung zu Deckung; das Ganze vollzieht sich so schnell, daß man den einzelnen Phasen des Angriffs mit den Augen kaum zu folgen vermag. Selbstverständlich tritt bei diesem „Vorwärtsfließen“ die eigentliche Führung zurück und macht der Initiative der einzelnen Gruppe Platz. Das setzt große Intelligenz, unbedingte Selbstverleugnung und eisernen Siegeswillen voraus. Das hohe Pflichtgefühl, die allgemeine Bildung und ethische Erziehung des deutschen Volkes macht es für diese Kampfform ganz besonders geeignet.

Nicht immer fechten die Stoßtruppen in ganzen Bataillonen, sondern sie werden oft in kleineren Einheiten an die Sturmtruppen der Infanterie verteilt. Selbständig aber fechten sie vielfach im Kleinkrieg. Dieser bietet mit seinen Überfällen, Hinterhalten, nächtlichen Unternehmungen ein reiches Feld für ihre Tätigkeit. Das ist nun nicht etwa so zu verstehen, als ob die Stoßbataillone allein sich darin betätigten. Die gesamte Infanterie, Jäger, Pioniere führen den Kleinkrieg Tag für Tag, Nacht für Nacht. Die Stoßtruppen, die in nicht übergroßer Zahl vorhanden sind, treten aber oft als Führer und Leiter auf und sind nach dem Urteil eines erfahrungsreichen Offiziers vergleichbar dem „Sekt in der Bowle“. Sie eilen daher den großen Sturmangriffen der Infanterie nur voran und erleichtern sie mit allen Mitteln ihrer vielerprobten Kampfgeübtheit.

Die großen Sturmangriffe, wie sie beispielsweise am Dunajec 1915, bei Verdun, an der Somme 1916, bei Zborow Zalocze, Riga, Jakobstadt 1917 und vor allem zwischen Tolmein und Flitsch vor kurzem an der Isonzofront durchgeführt worden sind, erheischen auch für die Massen der Infanterie eine besondere Vorbereitung und Ausbildung, die in folgendem kurz beleuchtet werden mag.

Man wird dazu, wenn angängig, Regimenter verwenden, die aus jüngeren Jahrgängen bestehen und die sich schon bewährt haben. In der deutschen Armee ist das Vertrauen selbstverständlich, das Offiziere und Mannschaften untereinander verbinden muß. Das Gefühl, schon manchen Strauß zusammen durchgefochten zu haben, wird dieses Vertrauen noch erhöhen, das geheimnisvolle Band, das den oberen genialen Feldherrn mit der gesamten Truppe verbindet, ist dazu eines der Imponderabilien, die den Erfolg gewährleisten. Dem Sturm muß eine Zeit der Ruhe vorangehen, die der speziellen Vorbereitung gewidmet wird. Ausreichende Verpflegung spielt dabei eine große Rolle. Schon Friedrich der Große sagte, daß von einem hungrigen Magen keine Disziplin zu verlangen sei. Von einem durch Mangel geschwächten Organismus sind keine außergewöhnlichen körperlichen Leistungen zu erwarten. Diese erfordert aber der Sturmangriff in höchstem Maße. Die Ausbildung nun, die erst in kleineren, dann in größeren Verbänden vor sich gehen wird, bedingt die größte Sorgfalt. Nicht zum wenigsten wird das Durchschreiten durch Wald, Sumpf und schwieriges Berggelände zu üben sein, ohne daß die gegenseitige Verbindung abreißt. Die Handhabung der Sturmwaffen, Geräte und Hilfsmittel bildet einen Hauptteil der zu bewältigenden Aufgaben. Die nötige Ausbildungsfrist vor den großen Sturmaktionen ist den deutschen Truppen stets gewährt worden. Daß die Stärkung der Disziplin dabei Hand in Hand gehen muß, ist selbstverständlich. Die verhältnismäßige Ruhe oder besser gesagt die Kampfpause stärkt die Nerven, die besonders im Stellungskrieg durch das monatelange Ausharrenmüssen im schwersten feindlichen Artilleriefeuer naturgemäß gelitten haben.

Die moderne Kriegführung bereitet jeden Sturm bzw. Durchbruchsversuch durch gewaltiges Artillerie- und Minenwerferfeuer vor, denn es gilt, die feindlichen Feldbefestigungen tunlichst zu zerstören, die Verteidiger zu entmutigen und die feindliche Artillerie niederzuhalten. Die Artilleriebeobachter werden sich mit den Führern der Sturmtruppen in Verbindung setzen und ihren Anliegen gerecht werden. Fliegernachrichten werden festzustellen haben, ob die Hindernisse vor den feindlichen ersten Linien auch so zerstört sind, daß sie keine unüberwindbare Schranke mehr bilden. Ein Irrtum in der Beurteilung würde schwere Verluste zeitigen, vielleicht den ganzen Erfolg in Frage stellen. Eine Überschätzung der eigenen Artilleriewirkung ist zu vermeiden. Wenn sie materiell aber auch geringer sein mag, als es bei der Feuerabgabe scheint, so ist doch ihre moralische Wirkung meist eine ganz gewaltige. Dies trat z. B. beim Beginn der zwölften Isonzoschlacht in einem Grade hervor, daß die Italiener beim Herankommen der deutschen Sturmkolonnen vom Artilleriefeuer halb betäubt erschienen. Vor dem eigentlichen Kampf werden die Angriffstruppen in Sturmstellungen zusammengezogen. Diese werden der feindlichen Beobachtung möglichst entzogen. Oft liest man in den Heeresberichten, daß Angriffe gar nicht über die Vorbereitung hinauskamen, da vernichtendes Feuer in ihre erkannten Bereitstellungen einschlug. Die feindlichen Flieger sind daher durch die eigenen fernzuhalten. Der Luftkampf gewinnt dadurch eine ungeheure Bedeutung. Wer in ihm Sieger bleibt, hat einen wichtigen Siegesfaktor erstritten.

Der eigentliche Sturmangriff muß schnell, unter möglichster Ausnutzung des Geländes und der vorhandenen Deckungen vor sich gehen. Seine Gliederung nach der Tiefe wird das Überraschungsmoment beim Gegner voll auszunutzen suchen. Der Ansturm selbst erfolgt nun in rasch aufeinanderfolgenden Wellen, sowohl im einzelnen als in den größeren Verbänden. Diese bilden große, zusammenhängende Fronten. Sind sie zu überblicken, so gewähren sie einen imposanten Anblick und sind von großer moralischer Wirkung. Wie diese Gliederung nach der Tiefe durchgeführt wird, entzieht sich hier der Wiedergabe, aber ein seelisches Moment darf hier angeführt werden, da es einen Einblick in das deutsche Gemütsleben gestattet. Man läßt die einzelnen Gruppen der Sturmkompagnien sich zusammenfinden, je nachdem Freundschaft, Bekanntschaft und engere Heimat den Zusammenschluß natürlich machen. Die Burschen aus einem Dorf kämpfen dort Schulter an Schulter.



Der lobenswerte Ehrgeiz erwacht, auch der Zaghafte sucht es seinen mutigeren Genossen gleichzutun. Die wechselseitige Hilfe im Nahkampf wächst zum opferwilligen Freundesbeweis. Der Gruppenführer ist womöglich aus dieser Genossenschaft zu wählen. Er wird die nötige Autorität besitzen, auch wenn er keine höhere Charge bekleidet. Die uralte germanische Neigung zur Stammesgliederung kommt hier zum Ausdruck — unter diesen Verhältnissen ist sie eine glückliche und segensreiche. Der Anlauf selbst beflügelt die Schritte. Die einzelnen Sprünge müssen aber nicht zu ausgedehnt sein, damit Atem und Kräfte nicht bei der Verfolgung versagen. Dieser darf der Feind nicht durch Eintritt der Dunkelheit entzogen werden. Dazu ist Tageslicht auch bei Wintertagen vonnöten. Danach ist der Angriffsanfang zu bemessen. Jetzt in Flandern greifen die Engländer meist nicht vor zehn Uhr vormittags an. Der Einbruch selbst erfolgt unter lautem Hurraruf und unter möglichstem Lärm von Signalen und Trommeln. Je lauter gebrüllt wird, desto mehr Eindruck macht es auf den Feind. Schon die alten Römer erschraken vor dem „ululatus" der Zimbern und Teutonen. Der erste Anlauf muß das Eindringen in den Feind bringen. Jedes Stutzen, jedes Zaudern ist ein Vorzeichen des Mißlingens. Der Nahkampf muß in wildem Kraftgefühl, mit übermütigem Bewußtsein körperlicher Überlegenheit gesucht werden und jeden Widerstand niederschmettern. Der Angriff kann durch die Führung weder aufgehalten noch in andere Richtung geleitet werden. Nur der Verlauf des Kampfes ist bestimmend für seinen Abschluß. Erst nach der Erreichung des gesteckten Zieles tritt die Führung wieder in ihr Recht.

Das Verhältnis der Infanterie nach geglücktem Einbruch zur eigenen Artillerie (Sperrfeuer) würde eine taktische Beleuchtung erfordern, die über den Rahmen dieser kurzen Darlegung hinausgehen würde. Dagegen ist hervorzuheben, daß der Moment des Durcheinanders, der nach dem Eindringen in die feindliche Front eintritt, möglichst bald überwunden werden muß, um einem Rückschlag zu entgehen. Schnellstes Sammeln und weiterer Vorstoß gegen die feindlichen rückwärtigen Linien ist geboten unter Bereithaltung von nachfolgenden Reserven, die nötig sind für alle möglichen Eventualitäten. Die feindlichen Flüchtlinge sind der beste Schutz gegen das feindliche Feuer der zweiten und dritten Linien. Je unmittelbarer ihnen gefolgt werden kann, desto besser, denn ihnen geht der entnervende Schrecken voran. Das Operationsziel des Tages ist den höheren Führern bekannt. Ein Darüberhinausschießen der vorderen Sturmtruppen ist natürlich und schadet selten, das „Durchgehen ist oft der Nährboden für viel weitere Erfolge". Die Hauptkräfte haben aber die Aufgabe, sich schnell zu ordnen, das Gewonnene zu sichern, nach vorn aufzuklären, nach den Seiten hin die Verbindung zu erneuern und nach rückwärts zu berichten. Die eigene Ermüdung darf nicht zur Ursache einer Versäumnis dieser wichtigen Aufgaben werden. Richtige und erschöpfende Nachrichten von vorn geben allein der höheren Führung die Möglichkeit, die feuerflüssige Lava des Angriffs zweckmäßig weiterzuleiten. Oft sind alle Verbindungen zerrissen. Infanterieflieger müssen dann ihr Bestes tun, dazu der Truppenhund und — so wenig glaubwürdig dies klingt — die Brieftaube. Von akustischen Signalen seien Sirenen, Hupen und andere Lärminstrumente, von optischen die Lichtstationen, Raketen und Leuchtkugeln genannt, welch letztere vorzugsweise bestimmt sind, gewisse Formen des Feuers der eigenen Artillerie anzufordern.

Aus Vorstehendem dürfte hervorgehen, welch riesenhafte Aufgaben zum Gelingen jedes großzügigen Sturmangriffs, jedes Durchbruchs der feindlichen Front zu bewältigen sind. Die Heeresleitungen der Mittelmächte haben sie vielfach glänzend gelöst, ihre Gegner trotz aller gebrachten Opfer an Menschen und Munition noch niemals. Das beweist, daß unsere Offensivkraft der feindlichen überlegen ist. Die Zeit der Stoßtruppen und Stürme ist noch nicht vorbei, ja sie scheint im Westen und Süden in erneuter Kraft aufleben zu sollen. Deutschland kann ihrer Weiterentwicklung mit voller Zuversicht entgegensehen.

Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne



Kurland und Preußen

In diesen Tagen, da über das Schicksal unseres Heimatlandes entschieden werden soll, — so schreibt ein treuer deutscher Kurländer in der „Libauschen Zeitung" — ist es nicht ohne Interesse, den so überaus engen ununterbrochenen Beziehungen nachzugehen, welche Kurland während der ganzen Zeit seiner kurzen Selbständigkeit mit dem Herzogtum und späteren Königreich Preußen verbanden. Diese Beziehungen waren keineswegs bloß wirtschaftlicher, sondern weit mehr politischer Natur, denn noch ehe die livländische Staatenkonförderation auseinandergefallen war, bald nach der im Jahre 1525 erfolgten Begründung des Herzogtums Preußen, begann der erste Herzog, Albrecht, nach der Oberherrschaft über Livland (zu dem auch Kurland gehörte) zu streben, um auf diese Weise ein starkes einheitliches Staatswesen zu schaffen. Im geheimen nahm er adlige Vasallen aus dem Erzstift Riga und dem Ordensgebiet Kurland als seine Agenten in Dienst und Sold und dahin zielte ebenso die von ihm 1529 bewirkte Ernennung seines jüngeren Bruders Wilhelm, Markgraf von Brandenburg, zum Koadjutor des rigaischen Erzstiftes. Wilhelm war später der letzte rigaische Erzbischof, vermochte jedoch die weitgehenden Pläne seines ehrgeizigen Bruders nicht zu verwirklichen. Dagegen kam 1560 die Vogtei Grobin durch Verpfändung für 50000 Taler zu Preußen, aber Herzog Albrechts Tod, 1568, schien die weiteren kurländischen Pläne zu vereiteln, da sein Sohn Albrecht Friedrich sich als sehr unfähig erwies. Er wurde 1573 geisteskrank, so daß an seiner Stelle sein Verwandter Albrecht von Ansbach die Regentschaft und die Politik Herzog Albrechts übernahm, die er nun eifrig fortsetzte. Er trat in Beziehungen zum Stift Pilten, das weite Gebiete Westkurlands umfaßte und das er nach dem Kronenburger Traktat vom 15. April 1585 für 30000 Taler gleichfalls in Pfand nahm. Damit hatte der Besitz Preußens in Kurland, wenngleich nur als Pfand, die weiteste Ausdehnung erhalten. Durch Heirat und Kauf brachte Herzog Wilhelm diese Gebiete später wieder zu Kurland.

Sehr eng waren die verwandtschaftlichen Verbindungen zwischen dem kurländischen und preußischen Herzogshause. Die Gemahlin Herzog Gotthards, Anna von Mecklenburg, war eine Nichte Herzog Albrechts, der diese Heirat vornehmlich vermittelte und betrieb, und nicht weniger als drei Prinzessinnen aus dem Hause Hohenzollern bestiegen Kurlands Herzogsstuhl: Sophie, Luise Charlotte und Elisabeth Sophie, die Gemahlinnen der Herzöge Wilhelm, Jakob und Friedrich Kasimir, und endlich heiratete die älteste Tochter Friedrich Kasimirs einen Hohenzollern, den Markgrafen Albrecht Friedrich von Brandenburg-Schwedt.

Als nach der Schlacht bei Poltawa (1709) im Osten eine neue Konstellation entstand, begann Preußen, um der wachsenden Macht Rußlands zu begegnen, wieder aggressive Pläne in bezug auf Kurland zu verfolgen. Ein Teilungsplan, nach welchem Westpreußen, Samaiten und Kurland zu Preußen kommen sollten, fand polnischer- und russischerseits keine Billigung, doch kam es, als mit dem Tode Herzog Friedrich Wilhelms (1711) das Erlöschen des kurländischen Herzogshauses nahegerückt war, 1718 zu Petersburg zu einem Vertrage, wonach Markgraf Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt die Herzogin-Witwe Anna heiraten sollte; infolge der großen Jugendlichkeit des 1705 geborenen Markgrafen wurde die Vollziehung indes hinausgeschoben. Peters des Großen Nachfolgerin, Katharina I., behielt den preußischen Plan wohl im Auge, schlug aber an Stelle des Markgrafen, den preußischen Thronfolger, den späteren König Friedrich II. vor, der die Prinzessin Elisabeth, seine dereinstige erbittertste Gegnerin, heiraten und Herzog von Kurland werden sollte. Andere Rücksichten geboten dem König Friedrich Wilhelm I., obwohl er Kurland als einen „fetten Bissen" ansah, diese Absicht aufzugeben, wie auch ein im Jahre 1732 zwischen Preußen, Österreich und Rußland geschlossener Vertrag, laut welchem Kurland nach dem Aussterben der Kettlers als Gebunde-

genitur an Preußen kommen sollte, nicht ratifiziert wurde. Biron durchkreuzte einstweilen die weiteren Absichten, und sein Regierungsantritt verschaffte dem russischen Einfluß vollends Eingang in Kurland. Erst sein Sohn Peter suchte hiergegen Anschluß an Preußen, das wohl die Entwicklung der Dinge mit großer Sorge betrachtete, sich aber zu keiner entscheidenden Politik aufzuraffen vermochte. Ein am 7. Mai 1792 zwischen Rußland und Preußen geschlossener Allianzvertrag räumte Preußen gewissermaßen das Recht eines Garanten ein, indem ein geheimer Artikel bestimmte, daß Rußland ohne Preußens Zustimmung Kurland seiner Selbständigkeit nicht berauben dürfe. Was jedoch diese Formel in Wirklichkeit bedeutete, bewiesen die späteren Ereignisse, indem sich Rußland die „freiwillige" Unterwerfung Kurlands anbieten ließ, wie solches auch am 17. März 1795 erfolgte und dadurch Preußen der Möglichkeit eines Einspruchs beraubte.

Nun handelt es sich, schließt der ungenannte Verfasser, wieder um den Besitz unseres Heimatlandes. Es wiederholt sich die in der Geschichte so oft zu beobachtende Tatsache, daß Fragen, die erst in einer späteren Zeit endgültig entschieden werden können, schon lange vorher im Vordergrund des Interesses gestanden haben. Der von Preußen schon vor so vielen Jahrhunderten angestrebte Besitz Kurlands bedeutet letzten Endes nichts anderes als die Herrschaft über die Ostsee, und hoffentlich wird unserem Lande nunmehr in engem Anschluß an das mächtige Deutsche Reich eine gedeihliche Entwicklung beschieden sein.

— — Ein heißer Wunsch, eine heilige Hoffnung nur? Und vielleicht — schon eine schmählich getäuschte?

Der Geifer des Thersites

(Alfred Kerrs gesammelte Schriften)

Ich werde die Pfandleihe nie vergessen, in der ich einmal in Hamburg an einem sonnigen Junitag meine Uhr versetzte. Es sind mehr als zwanzig Jahre her; aber ich werde sie nie vergessen.

Man mußte von einer lebhaften Verkehrsader abbiegen und durch ein Gewirr von Gassen und Gäßchen in den ältesten Teil der Hansastadt hineinwandern. Mir schien es ein Weg durch die Hölle zu sein. Kein frischer Luftzug drang jemals hierher. Die eingesperrte Atmosphäre stagnierte, wie das Wasser in einem Sumpf. Die wurmstichigen Häuser standen zu beiden Seiten wie baufälliges Gerümpel und drohten sich über das schmale Gäßchen in die Arme zu fallen. Mauerwerk und Balken strömten einen unerträglichen Modergeruch aus. Verwesung und Fäulnis von Jahrhunderten stiegen einem in die Nase. Die warme Sonne rief hier nicht Leben, sondern nur Gestank hervor. Die Rinnsteine bemühten sich, eine Wolke von üblen Dünsten zu dem blauen Himmelsstreifen hinaufzusenden, der weit oben in den dunklen Kerker hinabblickte. Es stank aus den Kellerlöchern heraus, wo zur ewigen Schande unserer Zeit Menschen hausten. Es stank aus den Schlächterläden. Es stank aus den Schnapskneipen. Es stank aus alten zerfallenen Lagerhäusern, deren herausgefallene Fenster und Fensterrahmen durch vorgeschlagene Bretter ersetzt waren. Es stank nach verdorbenen Küchenabfällen. Es stank nach tierischen Exkrementen. An einigen Punkten stank es nach Morast und Schlamm. Es stank aus jedem Winkel.

In einem alten großen Eckhaus zwischen zwei Gäßchen befand sich die Pfandleihe im ersten Stock. Das von den Jahren dunkel und schmutzig gewordene Mauerwerk buchtete an einigen Stellen nach außen, wie es geschieht, wenn so ein alter überfälliger Kasten in sich zusammenzusinken droht. Nur der Erker der Pfandleihe da oben sprang noch leidlich stolz heraus und beherrschte mit seinen Fenstern beide Gäßchen. In den Fenstern aber waren Kasten mit Taschenuhren, Wanduhren usw. aufgestapelt.

Ich hätte gern einen tiefen Atemzug getan, um mich auf die Reise in das Haus zu rüsten. In dieser Gasse aber waren tiefe Atemzüge verboten.

Ich begnügte mich also mit einem Zögern und drückte dann die alte schwere Haustür mit meinem Körper auf.

Nein, das war unmöglich! Hier konnte man auch nicht zehn Minuten leben.

Selbst an diesem hellen Sommertag war der Hausflur so dunkel, daß ich nur mit Mühe die breite Holztreppe entdeckte, die in den ersten Stock hinaufführte. Die eingesperrte Luft wurde nie erneuert und nie durch einen Sonnenstrahl erfrischt.

Im ersten Stock verkündete ein großer Anschlag an der Tür, daß das Geschäft an den jüdischen Feiertagen geschlossen sei. Nach einem neuen Zögern vorübergehender Mutlosigkeit trat ich ein und befand mich nun im eigentlichen Innern der Hölle.

Hinter dem Ladentisch war nur so viel Raum, daß sich ein Mensch notdürftig hin und her bewegen konnte. Alles andere war mit den verschiedensten Gegenständen vollgestellt. Die blinden Fensterscheiben waren fest verschlossen. Das ganze Erkerzimmer nebenan diente, wie offenbar jedes verfügbare Plätzchen, als Lagerraum und schien mit Anzügen, Überziehern, Betten usw. vollgehängt und vollgestopft zu sein. Durch ein Meer von lähmenden Gerüchen schnitt ein scharfer Kampfergeruch hindurch.

An einem Stehpult hinter dem Ladentisch stand eine freundlich und hausmütterlich aussehende Jüdin, die in einem riesenhaften Geschäftsbuch schrieb. In der Ecke zur Rechten saß in einem fettigen Schlafrock ein alter, in sich zusammengesunkener Jude mit unrasiertem, unsauberem Gesicht, der mit zitternden Fingern Geld zählte. Aus dem Erkerzimmer aber kam ein totenbleiches Gesicht mit tiefschwarzem Bart heraus. Nie wieder habe ich die zwei Augen gesehen, die in diesem Gesicht brannten. Mit unheimlichem Feuer funkelte in ihnen die Gier. Das Gesicht war, wie alles in diesem Raum, von der Schwindsucht gezeichnet. Die leichenblassen Züge aber wurden von den glühenden Augen mit einer dämonischen Begehrlichkeit übergossen.

In diesen Augen brannte der Wille zum Leben, der dem gebückten, aber von Natur großen Mann in diesen Räumen zu atmen möglich machte. In diesen Augen verzehrte sich der Heißhunger nach den sinnlichen Genüssen der Welt in einem kranken Feuer. In diesen Augen war alles von der skrupellosen zitternden Gier verschlungen. In diesen Augen stand: „Ich werde raffen, raffen, raffen und dann will ich genießen, genießen, genießen."

Mehr als zwanzig Jahre sind seitdem ins Land gegangen, aber die dunklen Augen in dem leichenblassen Gesicht habe ich nie vergessen können.

* * *

Als ich mich an das Studium der fünf Bände machte, in denen Herr **Alfred Kerr** seine Theaterkritiken gesammelt hat, sahen sie mich wieder an. Auch in diesen Büchern ist die freundliche Lust am Dasein zu einer kranken Gier geworden. Auch hier ist die Anmut der Sinnlichkeit zu einem verzehrenden Hunger entartet. Auch hier ist die Grazie des fröhlichen Genießens zu einem heiseren Schrei der Brunst herabgesunken. Auch hier ist die Lebensfreude zu einem unsauberen Abgrund geworden. Auch hier hat die skrupellose Gier alle Güter der Seele zerfressen.

Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts gleicht die deutsche Dramenkunst einer Stute, die auf den Hengst wartet, heißt es im ersten Band auf Seite 46 und 47. Ihre Säfte stauen sich dick und träge, soll ihr stockendes Blut rascher kreisen: so muß eine Hengstindividualität sie bespringen. Sie muß umgewühlt, umgerüttelt, umgeliebt werden. . . Aus Norwegen kommt endlich der große Beschäler, den sein Weg zufällig vorbeiführt. Er sprengt sie fast. In ihrem Innern kehrt sich das Unterste zu oberst usw. — In der schamlosen Ausmalung des an sich dreisten Bildes verrät sich unbewußt der Mensch.

Wenn ich aus der großen Erlebniswelt meiner Sommer in die Welt der unbedeutenden Theaterkritik zurückkehre, erzählt Herr Kerr im zweiten Band auf Seite 11 und 12, ist die Kunst weggeblasen, „ich lande nach einer unerhörten Natur ... zuletzt in Paris und ich verachte zum ersten Male diese Stadt (nach vierzehn Tagen bete ich sie trotzdem an). Ein krüppelig-nordisches Nest ... aber man kommt in ein Stück von Feydeau, hieß es nicht ‚Occupe-toi, d'Amelie'?, das ist einem etwas, nicht weil ich eine Kultur, sondern weil ich ein Frauenzimmer im Hemd sehe; ein Frauenzimmer spielt einen ganzen Akt im Hemd, weil es Lebensglanz ist; weil alle lachen; weil die Erinnerung an kein Drama mitspricht."

Auf Seite 143 des ersten Bandes wird die lyrische Leier gestimmt. „Die Reize des venetianischen Abenteurerstückes haben mich mit vielem versöhnt, das Hofmannsthal vorher geschrieben hat. Hier ist etwas Blut; und leichtes und feines Blut... ‚Die Kirchen stiegen wie Häuser der verschwiegenen Lust empor.' O Salute! O San Marco! O Santa Maria Formosa! Ein Wehen haucht durch dieses Stück. Wer Venedig lieb hat, wird es lieben ... es ist das Venedig eines vergangenen Säkulums, wo Mütter ihre Töchter, Brüder ihre Schwestern feilhielten, ohne daß ein Schatten von Unglimpf, Widrigkeit und Spielverderben darauf fiel."

Wenn Herr Kerr sich an Schauspielerinnen im Hemd und an dekadenten Bildern aus dem alten Venedig erquickt hat, wird er zwischendurch auch einmal philosophisch. Erster Band Seite 32: „In dem unsterblichen Bel ami fragt ein alter Schriftsteller den jüngeren Kollegen, aufrichtig wie die meisten Franzosen: ‚Was soll mir das Ziel, der Ruhm, wenn ich ihn nicht in der Form von Liebe pflücken kann?' und er fügt die wundervollen Worte als Warner hinzu: „Encore quelques baisers, et vous serez impuissant." — — Herr Kerr geht hier von der wehmütigen Stimmung aus, die einen alternden Dichter wie Ibsen befallen kann, wenn er zurückblickend sieht, daß er ewig die Kunst über das Leben setzte. Von dieser herbstlichen Stimmung aber bis zu einer Auffassung, die im Ruhm eine Münze sieht, für die man Liebesgunst erwirbt, ist ein sehr weiter Weg. Aber bezeichnend für Herrn Kerr ist die Philosophie allerdings. Was soll der Ruhm, wenn ich ihn nicht als Geschlechtsakt genießen kann? Bringt mir Ruhm! Viel Ruhm, lauten Ruhm, internationalen Ruhm! Man hat mir gesagt, daß man Weiber dafür kaufen kann. Die Augen aus der Pfandleihe beginnen zu funkeln.

Nicht einmal die Majestät des Todes vermag die Gedanken von der Welt abzulenken. Im Gegenteil: Wenn der Tod sich nähert, gilt es erst recht, den letzten Rest der sinnlichen Welt mit heißem Durst zu trinken. Nur ja nichts versäumen! Nur ja nichts übriglassen! Handle nicht wie Sokrates, der vor der Hinrichtung die dunkle Ewigkeit in der Seele fühlte und die Welt als nichtigen Tand belächelte. Handle wie jene, von denen seine Schüler im Kerker berichten, daß sie sich in der letzten Stunde vor dem Tod Schöne kommen ließen. Hänge am Leben bis zum äußersten!

Übertreibe ich damit die Daseinsgier des Herrn Kerr? Ach nein! Als Brahm starb, fiel einmal ausnahmsweise das komödienhafte Getue von ihm ab und er schrieb ein ergriffenes gutes Feuilleton, das den 5. Band einleitet. Selbst hier aber, wo von Darmkrebs, Zuckerkrankheit und Operation die Rede ist, bricht der unanständige Hunger nach der sinnlichen Welt durch. Er vertritt den sonderbaren Standpunkt, daß die Ärzte die doch aussichtslose Operation hätten unterlassen und den todkranken Brahm von seinem unvermeidlichen Schicksal unterrichten sollen. „Er hätte dann zuletzt furchtbare Tage gefühlt, doch er hätte noch ein paar Wochen mit Bewußtsein, in tiefen Zügen (wenn er etwa selbst reglos in einem Stuhl am Fenster saß und nach der Sonne blickte) — — er hätte noch dieses schwindende Sein genossen, etwas tiefer geschmeckt. Etwas länger. Unzerschnitten."

Wie dieses verzweifelte Sichanklammern an die Welt, wenn die Schatten der Ewigkeit bereits schwarz emporwachsen, auf einen deutschen Leser wirkt, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. In ihrer vollen Häßlichkeit zeigt sich die Philosophie des Herrn Kerr aber doch erst,



wenn er das alte tapfere Friesenwort umkehrt und den Satz „Leewer Sklav as dood" als seine Überzeugung ausspricht. Was ihm dabei als lobenswert eingeräumt werden muß, ist Konsequenz und zynische Aufrichtigkeit. Daß der ruchlose Satz in seiner schriftstellerischen Arbeit den Charakter eines unlogischen Einfalls trägt, kann man nicht behaupten. Wer so gierig das Leben begehrt, vermag nicht anders zu denken. Wenn selbst der Ruhm, das edle Vorrecht unsterblicher Geister, nur als Unterstützung eines möglichst lebhaften Geschlechtsgenusses Wert hat, bleibt nichts anderes übrig, als sich mit allen Organen an die Sinnlichkeit anzuklammern. Der häßliche Satz zieht nur die letzte Konsequenz der Anschauungen, die fortgesetzt von Herrn Kerr vertreten werden. Die Gemeinheit wirft in ihm die letzten Hüllen. Die gierigen Augen aus der Pfandleihe entbrennen in schamlosem Feuer. Freiheit? Was schert mich eure Freiheit! Würde? Ich beleihe keine Würde! Heldentum? Ein lebendiger Hund ist immer noch besser daran, als ein toter Held. Wie kann ich genießen, wenn ich nicht lebe? Entmannt mich! Ich kann immer noch essen und trinken. Macht mich zum Sklaven! Solange ich atme, besitze ich noch etwas von der Welt. Speit mir ins Gesicht! Laßt meinen Bart von eurem Speichel triefen! Was macht's? Laßt mich kriechen, wenn ich nur in der Welt bleibe. Wer sagt euch, daß ich mich nicht rächen werde, wenn ich nur lebe, lebe, lebe!

Von hier aus muß man auch die Selbstanpreisungen verstehen, die wie ein kranker Wahn überall in den Schriften schwelen und das unheimliche Flackerlicht des Irrsinns über die Zeilen zucken lassen. Wer den Mann nicht kennt, könnte an mehr als einer Stelle besorgt werden. Es ist aber nur halb so schlimm. Herr Kerr ist ein viel zu leerer Kopf, um durch nervöse Überreizung den Verstand zu verlieren. Es handelt sich nicht um obere Kräfte, die zu fein und zerbrechlich waren. Es handelt sich um eine pathologisch starke Entwicklung der unteren. Nicht ein zerstörter Geist, nur eine übermäßig entwickelte Gier dringt auf uns ein. Wie soeben in der Selbstentwürdigung jede Scham verloren ging, so hier in der Selbstanpreisung. Fragt einmal jenen Mann in der Pfandleihe, was ihm nach seiner Meinung zukommt! Seine Augen werden auf euch losfunkeln und seine heisere Stimme wird keuchen: „Alles, alles, alles!" In der gleichen Weise zittert die Gier des Herrn Kerr vor brünstigem Verlangen. Er könnte leicht etwas verlieren. Er könnte leicht um einige Prozent des Ruhms kommen, den ihm die Schönen des Kurfürstendamms in Schäferstunden umwechseln sollen. Also fordern, an sich raffen, nur ja nicht schüchtern sein. Je dreister und schamloser man ist, um so mehr bekommt man. Der Mann in der Pfandleihe wird's zu jeder Zeit bestätigen. Wißt ihr, wer ich bin? Ich bin ein Künstler. Nach zweitausend nutzlosen Jahren der Kritik ist das Frührot meiner Rezensionen fällig geworden. In meinen Arbeiten steckt ein Stück äußerster Menschenkunst, das nie zuvor in der Welt war. Es gibt in Deutschland kein Stück so konzentrierten Schrifttums wie dieses Buch. Die Dichter haben keine Sprachkraft. Sprachkraft ist in meiner Kritik. Die Kritik wird hier sichtbar eine Schwester der anderen Künste und ist emporgerauscht zu himmlischen Wiesen. Wenn jemand sagt: „Die Kunst des Kritisierens ist hier seit Lessing am stärksten ausgebildet", tut er mir nicht genug. Ich gab Möglichkeiten des Ausdrucks für eine schlaffere Menschheit. In der Entwicklung der Menschensprache leuchtet hier unverwechselbar ein Kilometerstein. Ich bin ein Jahrhundertschriftsteller. Mein Werk fordert den Platz neben göttlich-dunkelsten und göttlich-klarsten Komödien Dantescher Bezirke usw. usw.

Um aus dem raschen Anlauf dieses Witzes in einen mehr gesetzten Ton zu fallen: was in den vorliegenden fünf Bänden an sprachlicher Ohnmacht und Häßlichkeit geboten wird, hat noch keine voraufgegangene Zeit ihren Lesern zu bieten gewagt. Die Herrschaft des Kurfürstendamms mußte erst unsere Literatur zerrütten und zersetzen, bevor diese grauenvolle Barbarei möglich wurde. Herr Kerr ist jüdischen Stammes, und es gehört zu seinen Vorzügen, daß er sich mit einer Art Inbrunst zum Judentum bekennt. Der Mangel an plastischer Phantasie aber, der jüdische Schriftsteller so häufig kennzeichnet, ist bei ihm in geradezu erschreckender Weise

vorhanden. Jedesmal, wenn er sich auf sein Dichtertum besinnt und ein breiteres episches Bild zu entwerfen versucht, bricht er hoffnungslos zusammen. Es entfaltet sich nie eine malerische Anschauung, es entsteht immer nur eine Häufung von leeren abstrakten Sätzen. Das aber darf natürlich nicht sein. Wenn man Jahrhundertschriftsteller ist, muß man, zum Teufel, doch irgend eine Wirkung hervorbringen. Einen Stoß muß der Leser kriegen. Auffallen muß man. Helfe, was helfen kann.

Und nun geht's los: Er zerstört den natürlichen Rhythmus der Prosa. Er zerhackt und zerstückelt die Sätze und wirft dem Leser die blutigen Fetzen ins Gesicht. Er setzt die einzelnen Worte so knallig hin, daß sie wie rohe bunte Flecke aus wesenlosen Sätzen herausschreien. Seine Sprache wirkt wie ein Indianer, der sich zum Kriegstanz angemalt hat und mag auf der ästhetischen Stufe des Indianertums ihre Bewunderer finden. Da er doch keine Anschauung zu geben vermag, mengt er in seinen Schilderungen alles in der wirrsten und wüstesten Weise durcheinander. Dem Leser flimmert's vor den Augen wie ein irrsinniger Hexensabbat. Sprachliche Ehrfurcht und sprachliche Tradition sind ihm fremd. Er kommt vielleicht nicht buchstäblich, wohl aber in übertragener Bedeutung unmittelbar aus dem Getto. Er vergewaltigt die einzelnen Worte, wo es seinem armseligen Verstand interessant erscheint. Das Gefühl, daß ein Wort ein lebendes Wesen ist, ist ihm fremd. Im Interesse der Originalität dreht er ihm das Genick um, bis das Gesicht nach hinten sitzt. Respekt vor überkommenen und ererbten Dingen? Wann hätte je ein Parvenü Respekt gekannt? „Wirken will ich, wirken, wirken", schreit in ihm die Gier aus der Pfandleihe. Ich zerreiße, ich zerfetze, ich würge, ich vergewaltige, alles gleichviel: wenn ich nur wirke. Auf diese Weise entstehen verstümmelte Leichen und Mißgeburten? Mag sein. Auch verstümmelte Leichen und Mißgeburten haben ihre Wirkung. Kann mein Stil kein Bildersaal sein, will ich ihn zu einer Schreckenskammer machen. Auffallen muß man, auffallen, auffallen! Da sein, da sein, da sein!

Wer sich von dem Inhalt der fünf Bände aus beruflichen Gründen ein Bild machen muß, ist in einer verzweifelten Lage. Immer wieder läßt er das Buch sinken; immer wieder treibt ihn sein Pflichtgefühl zu erneuter Lektüre; immer wieder erschrickt er vor der gleichen abstrakten Anschauungslosigkeit; immer wieder dröhnt ihm das Wischiwaschi leerer ästhetischer Phrasen ins Ohr. Ich wage die Behauptung, daß es nie einen lebenden Menschen geben wird, der diese fünf Bände durchzulesen vermag. Wollte es jemand aus perversem Ehrgeiz unternehmen, einfach, um sagen zu können: „Ich bin der Jahrhundertmensch, der den Jahrhundertschriftsteller gelesen hat", seine Angehörigen müßten ihn frisch vom Studiertisch in ein Sanatorium bringen. Nur selten, ganz selten wird man in dieser Feuilletonsammlung durch ein gutes Feuilleton unterhalten. Nur selten, ganz selten erheitert ein boshafter Witz. Nur selten, ganz selten ist etwas pikanter Klatsch serviert. In grauer Eintönigkeit herrscht der Stumpfsinn, den Herr Kerr für die beklagenswerte Zukunft geschrieben hat, den uns Lebenden vorzuenthalten er aber leider nicht menschlich genug dachte.

In dem Satz „Leewer Sklav as dood" hat Herr Kerr den eigentlichen Kern und die Summe seiner Weltanschauung ausgesprochen. Was er sonst an Ansichten verkündet, läuft immer darauf hinaus, die Welt so niedrig und stinkend zu machen, daß dieser Satz der schrankenlosen Gier zum Allgemeingut werden kann. Wir sahen bereits, wie er den Ruhm seiner Ehrwürdigkeit und seiner Weihe entkleidete, um ihn zu einem Zahlungsmittel im geschlechtlichen Verkehr zu machen. Er greint erheblich darüber, daß er sein kostbares Blut im Dienst der Kritik verströmen muß, anstatt im Bett oder auf einer Chaiselongue genußreiche Stunden zu erleben. Wie aber soll es verhindert werden? Wie soll die Welt von ihm und seinesgleichen erobert werden, wenn sie sich nicht in die Presse und in die Literatur werfen? Wie soll die allgemeine Besudelung eintreten, in der allein ihre Gedanken zur Herrschaft reifen können? Wie soll Berlin vorwärts kommen, wenn er sich nicht opfert? Da sind zum Beispiel die Helden! Gibt es etwas Dümmeres, etwas Roheres, etwas Verrückteres als einen sogenannten Helden?



Den Menschen, die noch Helden verehren, muß schlechterdings ein Licht aufgesteckt werden. Was ist im Grunde ein Held? Ein Mann mit großer Tatkraft, aber zurückgebliebenen geistigen Fähigkeiten, antwortet Herr Kerr. Mit anderen Worten: ein starker, aber leider etwas dummer Kerl. Wer noch nicht gewußt haben sollte, was er von Hindenburg zu halten hat, wird sich an der Hand dieses Satzes leicht ein Bild machen können. Der irische Jude Shaw hat's erfaßt. Er hat's verstanden, die Heldenschafsköpfe einmal gründlich lächerlich zu machen. Dem differenzierten Kurfürstendamm gegenüber müssen die Helden als primitive Kaffern ohne Kultur angesehen werden. Wie kommen sie überhaupt zu ihrem sogenannten Ruhm? Durch den Zufall. Ein blöder Zufall bringt sie in die Höhe. Was wären Cäsar und Napoleon ohne den Zufall?! Was wäre Hindenburg, wenn er nicht zufällig den Weltkrieg erlebt hätte? Was ist überhaupt die Weltgeschichte? Ein Tohuwabohu. Ein Chaos. Ein irrsinniges Auf und Ab von Zufälligkeiten. Ihr sucht in dem „schwachsinnigen Weltgeschehen" einen tieferen Sinn und infolgedessen eine tiefere Tragik. Ihr Narren! Es gibt keine Tragik! Ein großer Tragiker würde heute ein großer Hanswurst sein. Es gibt bestenfalls eine Tragikomik; eine Tragik also, die sofort durch ein überlegenes Grinsen erstickt wird. Laßt euch doch (hier hört man den Haß des Herrn Kerr förmlich zischen) laßt euch doch von den „großen Körperlingen" nichts weißmachen, die an Helden und Tragik und Eroberer glauben! Die haben in ihrer Wildnis nichts geleistet und nachher durch ihre dummen Rassetheoretiker ausposaunen lassen, daß sie das Salz der Erde seien. Laßt euch aufklären. Glaubt nicht an überkommenen Schwindel. Nieder mit der Weihe des Ruhms! Nieder mit den Helden! Nieder mit der Tragik! Im Meckern der Shaw und Wedekind liegt die Kultur der Differenzierten. —

Was ist nun diesem aufrichtigen Philosophen des Kurfürstendamms das gewaltige historische Drama, unter dem gegenwärtig die Welt erbebt? Was es ihm nach seiner gesamten Anschauung notwendig sein muß: ein „viehisches Begebnis", das „stinkende Nachwirkungen" haben wird; der „elendeste Rückfall", eine „Bluts-Widerlichkeit"; ein „Vortrab der Spät-Entafften". Ich rate den deutschen Lesern: merkt euch diese Anschauungen wohl. Hier wird angekündigt, wie Herr Kerr und seine weit verbreitete Sippe den Krieg zu behandeln gedenken, wenn er vorbei sein wird. Hier kann man ahnen, welches Los den „stinkenden Nachwirkungen" unserer vaterländischen Ergriffenheit beschieden sein soll. Wie Ruhm, Heldentum, Tragik, Schicksal, wie alles Große und Weihevolle, alles Dunkle und Ehrwürdige von der Feder des Herrn Kerr besudelt wird, soll auch der erhabene Inhalt eines beispiellosen historischen Kampfes auf das Niveau eines „viehischen Begebnisses" herabgedrückt werden. Hier faßt man am leichtesten, was es mit diesem Schriftsteller im Grunde auf sich hat. Wundert ihr euch, daß er gelegentlich Witz hat? Bucklige erhalten oft den Stachel des Witzes, um sich wenigstens auf diese Weise schützen zu können. Hier aber habt ihr den stechenden Haß des Buckligen gegen die Helden; die Freude des Häßlichen am Beflecken; die Lust des Niedrigen am Herabziehen; die Rachsucht von unten her. Nehmt alles nur in allem: ihr habt den Geifer des Thersites in 5 Bänden und solltet euer Volksleben sorgfältig hüten.

Oder wißt ihr nicht, daß in diesem Geifer ein konzentriertes Gift steckt?

Erich Schlaitjer





Christian Wagner †

„Tausend Male werd' ich schlafen gehen,
Wandrer ich, so müd und lebenssatt:
Tausend Male werd' ich auferstehen.
Ich Verklärter, in der seligen Stadt.

Tausend Male werde ich noch trinken,
Wandrer ich, aus des Vergessens Strom;
Tausend Male werd' ich niedersinken,
Ich Verklärter, in dem seligen Dom.

Tausend Male werd' ich von der Erden
Abschied nehmen durch das finstre Tor;
Tausend Male werd' ich selig werden,
Ich Verklärter, in dem seligen Chor."

Der in diesen Versen sein Weltbekenntnis sang, wäre wohl auch dann geruhig in den Tod gegangen, wenn ihm nicht in der jetzigen Daseinsform fast dreiundachtzig Lebensjahre vergönnt gewesen wären. Christian Wagner, der Dichter und Bauer von Warmbronn im württembergischen Oberamt Leonberg, ist Mitte Februar schlafen gegangen. Und so wird die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit wieder einmal etwas lebhafter auf diese eigenartige Dichtererscheinung hingelenkt. Die Feier des achtzigsten Geburtstages hat in der Hinsicht ihre volle Wirkung nicht getan, weil sie in die lauteste Zeit des Krieges fiel. Und doch wäre gerade in dieser Zeit des großen Sterbens der verklärte Glaube des einfachen Mannes manchem ein Trost geworden. Denn an ihm hatten sich der Seligpreisungen manche erfüllt. Er war reinen Herzens und schaute Gott in allen Geschöpfen; er war friedfertig und erfuhr den Segen der Kindschaft Gottes; er war in gewissem Sinne geistlich arm, und so war das Himmelreich in ihm. Denn diese geistliche Einfalt ist ja nicht Dummheit oder höchstens so, wie sie das deutsche Märchen versteht, wie der junge Parzival dumm ist. Diese „Dummheit" ist die Quelle der Weisheit. Solche Menschen werden nicht „kompliziert" durch die addierende Anhäufung von Wissensstoff, sondern in ihrer Einfalt werden sie durchdrungen von einem großen Gedanken und ordnen ihm das ganze Weltall ein. Es ist viel Mißbrauch getrieben worden mit der Kennzeichnung Christian Wagners als Bauerndichter. Aber das Bauerntum, in dem der Dichter geboren und bis ans Ende verharrt ist, kann doch zu allererst dem einfachen Gemüte die Erkenntnis bringen, daß alle Kraft auf Erden unvergänglich ist und sich nur immer in neue Gestalt umsetzt. So wird dann alle Erscheinung Ausdruck und Offenbarung einer gleichen Urkraft; alles, was da ist, ist Bekundung des gleichen Lebens; die Welt ist eine große Familie, und Geschwister sind alle ihre Geschöpfe.

Für einen solchen Geist bedarf es dann keiner wissenschaftlichen Kenntnis des Brahmanentums; es genügt ihm, daß dem Brahminen aller „Leib" heilig ist, daß er nicht tötet, um sich selbst als Brahminen zu fühlen. Da er aber nun gleichzeitig deutscher Bauer bleibt, für den ein zweckloses Tun unsinnig ist, versteht er auch den in ihm liegenden Zwang zur Dichtung als einen Beruf zum Wirken. Auf den Gedanken eines Dichtens um seiner selbst willen kommt ein solcher Mensch nicht, und so fühlt er in sich noch einen Dritten, einen Seher künftigen Lebens, und sein Dichten verfolgt den Zweck: „daß der Mensch die Wunderschrift verstehe in dem heiligen Buche der Natur, und das Gotteswandeln in der Flur mit den eignen Gottesaugen sehe". In dieser Dreiheit hat sich Christian Wagner an der Spitze seines ersten Buches vorgestellt:

„Unsrer Drei
O Leser sind's, die dieses Buch geschrieben,
Und deren Wesen haften drin geblieben:
Oswald der Seher ist dabei,
Der Wegbereiter
Des reinen Menschentumes auf der Leiter
Der Zukunftsmelodei.
Der andre ist ein sonderbarer Gast,
Von Indiens Gefilden hier zur Rast,
Du kannst ihn sehn, wenn du ihm wirst begegnen,
Die Tiere um sich sammeln, sie zu segnen.
Der dritte ist ein Landmann wie sie sind.
Einfältig, arm, obgleich ein Sonntagskind;
Doch etwas ist zu schätzen an dem Blöden:
Mit Geistern und mit Blumen kann er reden."

Die Dreiheit ist aber zur vollkommenen Dreieinigkeit geworden: Beobachter, Sinnierer und Lehrer. Man kann diese eigentümliche Erscheinung am besten in den drei Bänden seiner „Sonntagsgänge" (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer, 1885—90) kennen lernen. Als Fünfzigjähriger hat er dieses Erstlingswerk veröffentlicht, das uns auf jeder Seite bekundet, wie der Mann geworden ist. „Wie ich dazu komme, als einfacher Landmann Gedichte zu schreiben, fragen mich die Leute. — Ich weiß es selbst nicht oder richtiger gesagt: weil ich muß. — Jede Blume erzählt mir ihre Geschichte, und vollends wann ich durch den Wald gehe." (Vorwort zum Band 2.) — „Ich erzähle von Schwabens heiliger Flur und seinen Blumen. Nicht von ihrer botanischen Stellung, anatomischen Zusammensetzung, Staubfädenzahl, Kletterform, Nutzen oder Schaden derselben, und dergleichen. Denn das ist schon längst und schon oft geschehen; nein, ich erzähle von ihnen, ich möchte sagen ‚Seelenleben', das heißt, welchen Eindruck sie auf mich gemacht, oder das, was sie mir, dem unwürdigen Sonntagskinde, vertraut haben. Es mag Torheit sein, ich weiß es nicht. . . Ich möchte eine größere Wertschätzung des Lebens einführen, nicht gleich der Menschenschätzung nach Marken oder Gulden, sondern nach seinem wahren, unbezahlbaren Werte." (Vorwort zum 1. Band.)

Der Blumenmärchen und -Balladen sind viele gedichtet worden. Die Christian Wagners erhalten ihre Sonderstellung, weil das für ihn nicht Sage ist, sondern eingekleidete Wahrheit. Für ihn sind die Blumen bloß eine andere Formgebung, eine andere Stufe des Menschenstoffes. Und wieder auf anderen Stufen sind Stein, Tier und Gestirne. Gerade die „Sonntagsgänge" lassen uns verfolgen, wie dem Manne das alles zur Einheit verwächst. Und wenn auch in den späteren Gedichtsammlungen, für die man am besten zu der von Hermann Hesse getroffenen Auswahl (München 1912) greift, vielfach wertvollere künstlerische Gedichte stehen, so ist doch der eigenartige Mensch uns in diesem Erstling am nächsten. Denn hier bewährt sich, zuweilen erschütternd, fast immer beglückend, was dieser ungeschulte Bauer stolzbescheiden als eigene Lebensfrucht bekennt:

„O, kein Geheimnis birgt das Weltgeschick
Und keine Rätsel sind je ausgeweitet,
Die nicht gelöst und alsobald gedeutet
Der einfach stille fromme Kindesblick."

Karl Storck



Gustav Klimt †

Sämtliche Nachrufe auf den am 6. Februar in Wien verstorbenen Gustav Klimt betonen den Gegensatz zwischen seiner körperlichen Erscheinung und seiner Kunst. Da war ein gewaltiger stiernackiger Bauernkörper, alles massig und schwer; aber was diese klobigen Hände schufen, erstrebte mit allen Künsten und Klügeleien den Eindruck ausgesuchtester Feinheit und gepflegter Vornehmheit. Je nach der Gesamteinstellung der Beurteiler, wird dieser Gegensatz als besonderer Reiz genossen und als Grund zur Ablehnung der Gesamtpersönlichkeit benutzt.

Ich sehe in diesem äußeren Gegensatz zunächst keinen inneren Widerspruch. Die Wirklichkeit zeigt es sehr oft und Bildnisse der Vergangenheit bestätigen es, daß in körperlich kleinen Menschen eine Sehnsucht nach dem Großen, umgekehrt in Großen eine Vorliebe für das Feine und Zarte ist. Was die Menschen untereinander angeht, sehen wir es alle Tage. In Frenssens neuem Roman heißt es gegen Schluß: „Stell' dir bloß vor, wenn es nicht so wäre (daß gerade so verschiedene Menschen zueinander hingezogen werden), wenn gleich und gleich sich liebten: der Weiche den Weichen, der Unsichere den Unsicheren, der Zornige den Zornigen, der Rundköpfige den Rundköpfigen! Was würde das für Kinder geben. Die Eigenschaften der Eltern würden sich in den Kindern verdoppeln und es gäbe die unleidlichsten Erscheinungen. — — Nun aber läßt die Natur diejenigen sich lieben, die verschieden untereinander sind und erreicht damit, daß die Kinder mit ihrem Wesen und ihrer Art wieder in der Mitte der Schöpfung stehen."

Sollte, was für die Menschen gilt, dem Künstler nicht recht sein? Freilich, unser heimlichstes Verlangen von der Kunst geht wohl nicht auf das, was „in der Mitte der Schöpfung" steht, sondern wir möchten gerade etwas, in dem ein Wollen oder Vermögen ins Höchste gesteigert wird, gewissermaßen seine Verkörperung erhält. Aber was so bei uns Empfangenden ganz Sehnsucht ist, wird es nicht auch vom Schöpferischen nur aus Sehnsucht gestaltet werden können? Ist es nicht diese Sehnsucht nach einem über uns Stehenden, die den Glauben weckt? Nur der Glaube aber versetzt Berge, nicht die wirkliche Kraft. Aber Sehnsucht ist nicht gleich Verlangen. Der Sprachgeist eröffnet den Blick in die Tiefe. Sehnsucht gilt dem über uns Stehenden, Verlangen richtet sich nur auf etwas außer uns Liegendes. Jene ruft den Einsatz unserer vollen Kraft, unserer ganzen Persönlichkeit auf; das Verlangen kann sogar aus einer Schwäche kommen und uns im Spiele erfüllt werden.

Dieses Spielerige haftet in der Tat der Kunst Gustav Klimts an. Daher die Übertreibung. Er malt einseitig das Weib. Aber es ist keine starke Sinnlichkeit voll überschäumender Freude, sondern Wollust mit sehr bewußtem, man möchte sagen verstandesmäßigem Genießen. Darum sind diese Frauen nicht bloß zart, sondern morbid; nicht fein empfindsam, sondern sensibel nervös. Es ist sehr bezeichnend, daß man nur mit Fremdworten auskommt; in solchen Fällen handelt es sich immer um undeutsche Dinge. Es steckt viel Orientalisches in Klimts Kunst, und da es wohl nicht vom Blute herkommt, mag es in der Umwelt begründet sein, in der er sich bewegte, und ist von ihm bewußt als Reizmittel mehr hineingearbeitet. Es liegt überhaupt außerordentlich viel kühl Verstandesmäßiges und kalt Berechnetes in dieser scheinbar vor Aufregung zitternden, stets erregten Kunst. Wie seine Freunde erzählen, besaß Klimt in Schränken und Schüben peinlich geordnet ganze Sammlungen von farbigen Seiden- und Damastmänteln, glitzerndem Schmuck, japanischen Dolchen und Schwertern, mit denen er die Gestalten behing, die er malen wollte, mit denen er sie nicht nur dekorierte, sondern zu einem dekorativen Vorwurf machte.

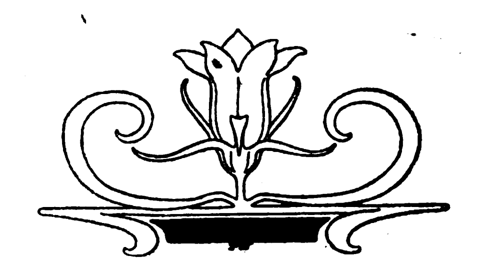
Klimt und die von ihm geführte Wiener Sezession sind Hauptschuldige an der unheilvollen Verwechslung der Begriffe dekorativ und monumental. In seinem eigenen Schaffen ist daraus der stärkste äußere Zwiespalt entstanden, als die bei ihm vom Unterrichtsministerium

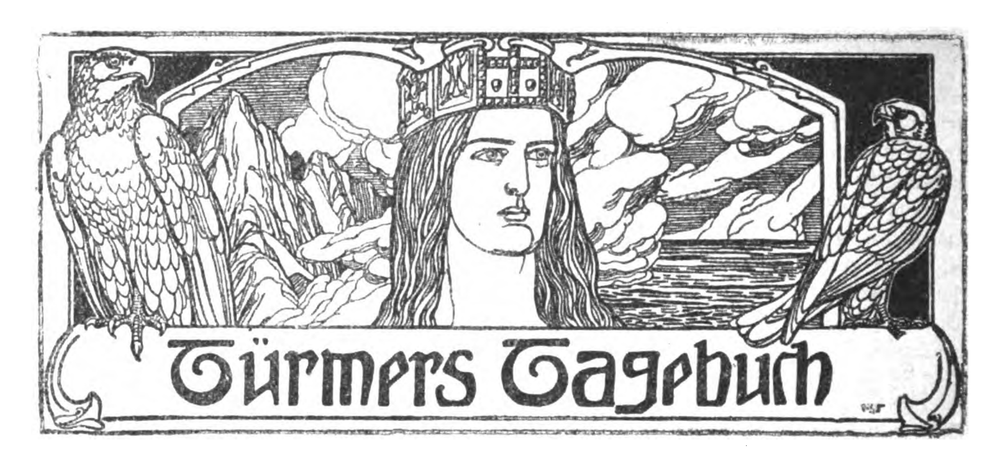


bestellten Gemälde für die Aula der Wiener Universität von dieser abgelehnt wurden. Das geschah sicher nicht nur, weil der übliche Inhalt dieser Darstellung der Fakultäten fehlte, sondern aus dem instinktiven Empfinden heraus, daß diesen Bildern, die als eigenartige Gesichte auftraten, jeder wirklich tiefere Gehalt abging. Ich bin kein großer Verehrer des Belgiers (ursprünglich doch wohl vlamischen Blutes) Fernand Khnopff, und habe auch bei dem durch den malaischen Bluteinschuß zwiespältigen Jan Toorop Widerstände zu überwinden. Aber wieviel tiefer gegründet, wie unendlich reicher an Innengehalt, sind diese beiden Künstler, deren starker Einfluß auf Klimt unverkennbar ist. Am Ende liegt doch immer alles an der geistigen Einstellung. Klimt ist vom Kunstgewerbe hergekommen und ist letzterdings Kunstgewerbler geblieben. Selbst seine Frauenporträts, entschieden weitaus das beste in seinem Werke, möchte man sich am liebsten als Wandfüllungen in einem jener preziösen — wieder ein Fremdwort — weiß oder mattgelb getönten Innenräume vorstellen, die für das Wiener Kunstgewerbe charakteristisch sind, ohne doch das altvertraute Wesen des Wiener Geistes zu atmen. Auch das scheint ein Fremdgewächs, das allerdings in dem für alles Gefühlsspielerische günstigen Wiener Boden gut gediehen ist.

Wir erkennen längst, wie notwendig unserer Kunst die Verbindung mit dem Handwerk täte, wie sie vor allem die große deutsche Kunst des 14. bis 16. Jahrhunderts zeigt. Aber wir wollen ja nicht, durch das Wort „Kunsthandwerk“ verführt, dabei Handwerk mit Kunstgewerbe verwechseln. In diesem liegt doch zu stark das Ausschmücken eines Gegebenen und damit ein von außen Hinzutun, nicht ein von innen heraus Gestalten. Nur dieses aber ist notwendig, jenes ist Luxus oder doch gewollt. Notwendigkeit, „heilige Not“, wie Wagner es nannte, allein aber ist Urquell einer wirklich bedeutenden Kunst. Ohne sie kommt es höchstens zu einem glänzenden Können.

Karl Storck





Der Krieg

Eine politische und moralische Unterlassungssünde von einschneidender Bedeutung, über die man im Reiche sich viel zu leicht hinwegsetzt, um nicht zu sagen hinwegsieht, wird in einem Briefe an den Türmer aus der Schweiz mit dankenswerter Klarheit zur Sprache gebracht. „Sie bezeichnen", so schreibt der geschätzte Verfasser, „den gegenwärtig in Deutschland tobenden Kampf der Geister als einen Kampf der Kraft mit der Schwäche. Ganz recht, doch fürchte ich, wird der Ausgang dieses Kampfes mehr noch durch die Fehler und Unterlassungssünden der nationalen Richtung beeinflußt als durch die Agitation ihrer Gegner. Über diese Fehler möge mir ein offenes Wort gestattet sein.

Wer eine Politik durchsetzen will, die voraussichtlich im Auslande wie im Inlande auf starke Hemmnisse stößt, muß dafür Sorge tragen, daß möglichst viele Volksgenossen an dem gesteckten Ziel der Politik nicht bloß ideell, sondern auch *materiell* interessiert sind. Dieser wichtige politische Grundsatz ist von den nationalen Politikern Deutschlands bisher ungebührlich vernachlässigt worden. Nehmen wir z. B. Kurland und Litauen. Sie sind seit zwei Jahren in deutscher Hand. Die Russen hatten die einheimische Bevölkerung größtenteils fortgeführt und damit die an sich schon dünne Bevölkerung dieser Gebiete noch mehr vermindert. Was hätte nun näher gelegen, als sofort in die eroberten menschenleeren Gebiete einige zehntausend deutsche Bauern zu verpflanzen? Hunderttausende deutscher Bauern wirtschaften in Norddeutschland auf ärmlichem Sandboden und unzureichendem Besitztum, vergeuden Arbeitskraft und Kapital im Ringen mit einer kargen Natur. Ihre Arbeit wäre in den fruchtbaren Fluren Kurlands und Litauens wahrscheinlich weit produktiver gewesen, als auf ihrem heimischen Boden. In meiner westfälischen Heimat leben viele Bauernsöhne auf den Gütern ihrer Väter, *verzichten auf die Ehe*, weil es nicht möglich ist, bei den teuren Bodenpreisen sich eine annehmbare Existenz zu gründen. Für diese biederen und arbeitsamen Leute wäre Kurland ein Dorado. Hätten wir ihnen und ihren sich mühselig auf unfruchtbarer Scholle plackenden Berufsgenossen

im besetzten Gebiet die Möglichkeit zur Schaffung einer besseren Existenz geboten, dann wären heute Hunderttausende deutscher Familien mit ihren teuersten Hoffnungen am politischen Schicksal der Ostprovinzen interessiert, und dann wäre in der öffentlichen Meinung ein weit größerer Resonanzboden für die nationalen Forderungen vorhanden.

Haben wir etwa in Belgien dafür gesorgt, daß weite Kreise in Deutschland ein starkes Interesse am politischen Schicksal des Landes gewinnen? Mit nichten. Die bäuerliche Ansiedlung ist zwar in Belgien kaum durchführbar, dafür aber standen uns andere Mittel zur Verfügung, um Belgiens Schicksal mit dem des Deutschen Reiches zu verketten. Wir haben aber eine Politik getrieben, als ob das Gegenteil unsere Absicht wäre. Wir erheben z. B. in Belgien eine monatliche Kriegskontribution von 60 Millionen Franken, das sind acht Franken auf den Kopf der Bevölkerung des Landes. Das deutsche Volk bringt monatlich mindestens drei Milliarden Mark, gleich 3 und ¾ Milliarden Franken, also monatlich mehr als fünfzig Franken für Kriegskosten auf. Wenn wir die Kriegslasten Belgiens ebenso hoch geschraubt hätten, wie die des deutschen Volkes, dann hätte Belgien bisher etwa 12 bis 15 Milliarden Franken zu Deutschlands Kriegslasten beisteuern müssen. Bei einer solchen Summe dürften nicht viele Zeitungen in Deutschland es wagen, einen glatten Verzicht im Westen zu empfehlen, denn die Aussicht, dem belgischen Staate eine solche Riesensumme zurückzuerstatten, würde auch die hinter den deutschen Börsenblättern stehenden Kreise stutzig machen. In gleicher Weise hätten wir die Reichtümer der besetzten französischen Gebiete zur Stärkung unserer wirtschaftlichen und politischen Position verwenden müssen. Aus Belgien und Nordfrankreich zusammen hätten wir, wenn wir dieselben Ansprüche an die dortigen Einwohner gestellt hätten, wie an die des Deutschen Reiches, zusammen etwa 20 Milliarden Franken herausholen können. Dann könnten wir bei den Friedensverhandlungen zu unseren Feinden sagen, entweder überlaßt ihr uns die besetzten Gebiete, dann werden wir ihnen die Kriegsauslagen ganz oder teilweise ersetzen, oder wir geben euch die Gebiete zurück und überbinden euch die Pflicht zur Entschädigung.

Hier muß auch noch ein Wort über die deutsche Politik in den besetzten Gebieten gesagt werden. Bei Anlaß der Rückwärtsverlegung der deutschen Stellungen in Frankreich auf die Hindenburglinie konnte man in ausländischen Blättern lesen, daß die einheimische Bevölkerung der preisgegebenen Gebiete besser ernährt gewesen sei als die deutschen Soldaten. Womit haben es diese Franzosen eigentlich verdient, daß ihnen unsere Verwaltung eine bessere Ernährung zuteil werden läßt, als den deutschen Helden im Schützengraben? Aus Belgien berichten schweizerische Beobachter, die das Land 1914, 1915 und 1917 bereisten, daß die Lebensmittel dort billiger und reichlicher seien, als in vielen Städten Deutschlands, was auch durch Nachrichten aus französischer Quelle bestätigt worden ist. Eine in Deutschland erschienene Publikation über die Wirksamkeit des deutschen Generalgouvernements in Belgien zitiert den Ausspruch eines belgischen Großindustriellen: ‚Wir haben uns nicht zu beklagen und wir beklagen uns auch nicht.' Und heute lese ich in einer schweizerischen Zeitung,

daß die deutsche Verwaltung in Rumänien die im Februar vorigen Jahres eingeführte Brotkarte bereits im Juli wieder abgeschafft hat, da bei den in Rumänien reichlich vorhandenen Getreidemengen eine Regelung des Konsums zwecklos sei. Gleichzeitig erfährt man aber, daß Deutschland aus Rumänien nicht einmal das dorthin gelieferte Saatgetreide zurückerhalten kann. Eine solche Politik widerspricht meines Erachtens aufs schärfste dem Zweck des Krieges, der doch darin besteht, die Kriegslasten so weit als möglich dem Feinde aufzubürden und dem eigenen Volke die Folgen des Krieges zu erleichtern. Nach den Klagen, die man hier in der Schweiz von so vielen Seiten über die Unzulänglichkeit der vom Reiche an die Wehrmannsfamilien gewährten Unterstützung hört, ist das nicht geschehen. Es wäre besser, wenn statt der belgischen Großindustriellen die Angehörigen der deutschen Soldaten sprechen könnten: Wir haben uns nicht zu beklagen und beklagen uns auch nicht, wenigstens nicht über handgreifliche Ungerechtigkeiten. Wer aber kann es als gerecht erachten, daß der Staat von dem einen Bürger fordert, daß er Leben und Gesundheit für ihn einsetze und seine Familie zum Überfluß darben oder die kargen Ersparnisse aufbrauchen lasse, die sie erübrigt hat, während andere Bürger gar kein persönliches Opfer zu bringen brauchen, sogar Gewinn auf Gewinn häufen können. Ich kann auf Grund meiner Beobachtung im neutralen Ausland, wo manche Stimmungen freier zu Worte kommen, nur aufs dringendste davor warnen, die aufreizende Wirkung dieser Ungleichheit zu unterschätzen. Beim schweizerischen Militär, wo ähnliche Verhältnisse bestehen, hat über die Ungleichheit der verlangten Opfer eine Erbitterung Platz gegriffen, die das Militär zu einem Bollwerk der Sozialdemokratie gemacht hat. Bei den letzten Wahlen gab beispielsweise das Basler Regiment fast 70 % sozialdemokratischer Stimmen ab, während bei den daheimgebliebenen Bürgern die Sozialdemokratie nur etwas über 40 % der Stimmen einheimste. Im schweizerischen Bürgertum hat aus Gründen, die ich hier nicht lange zu erörtern brauche, über die immer deutlicher zutage tretende Militärfeindlichkeit eine wahre Bestürzung Platz gegriffen, und die führenden Zeitungen des Landes befürworten dringend eine sofortige Erhöhung des Mannschaftslohnes auf mehr als das Doppelte und außerdem eine weit liberalere Praxis bei den Unterstützungen der Angehörigen der Soldaten. Das Deutsche Reich hätte es noch leichter als die Schweiz, gegen seine Wehrmänner freigebig zu sein. Wenn die Millionäre Belgiens und Nordfrankreichs im selben Maße zu den Kriegslasten herangezogen würden wie das deutsche Volk, so könnten damit etwa 300 bis 400 Millionen Franken monatlich verfügbar gemacht und es könnte somit den vielleicht zehn Millionen Unterstützungsberechtigten pro Kopf 30 bis 40 Franken monatlich, einer vierköpfigen Familie also 100 bis 120 ℳ monatlich mehr zugewendet werden.

Noch einmal sei es gesagt, weil es zu wichtig ist: Wer eine Politik durchsetzen will, die große Widerstände zu überwinden hat, der muß das Ziel dieser Politik in kräftigen materiellen Interessen breiter Volkskreise verankern. Sonst baut er sein Haus auf Sand. Es scheint mir nötig, daß dies eimal klar gemacht wird, denn nur zu viele Anhänger einer nationalen Politik scheinen

in ihrem Idealismus diese Wahrheit völlig zu übersehen. Ich habe ein ganzes Jahr lang täglich eine der großen deutschen Provinzzeitungen nationaler Richtung gelesen und während des ganzen Jahres keinen einzigen Artikel gefunden, der sich mit der Frage befaßte, wie die Kriegsfolgen für Mittelstand, Beamte und Arbeiter erträglicher gemacht, die Lasten des Krieges gerecht verteilt werden können. Es braucht keine Prophetengabe, um einzusehen, daß eine solche Einseitigkeit die Gefahr schwerer Rückschläge heraufbeschwört und die politischen Wasser auf die Mühle der Sozialdemokratie leitet.

Man hält mir vielleicht entgegen, daß wir durch das Kriegsrecht gebunden seien, von der rücksichtslosen wirtschaftlichen Ausnutzung der besetzten Gebiete abzusehen. Das ist meines Wissens nicht der Fall. Die Haager Abkommen ziehen dieser Ausnutzung allerdings sehr enge Schranken. Aber sie sind in diesem Kriege nicht verbindlich. Sie enthalten nämlich die sogenannte Solidaritätsklausel, wonach sie nur dann Rechtskraft haben sollen, wenn alle am Kriege beteiligten Staaten sie ratifiziert haben. Serbien und Montenegro, also gerade die Staaten, die den Funken ins Pulverfaß warfen, haben dies nie getan, ebenso war ihnen die Türkei nicht beigetreten. Aber wenn sie oder andere Verträge uns auch die gleichen Schranken setzen, so ist doch zweierlei zu bedenken. Erstens haben unsere Gegner so manche Verträge gebrochen, daß wir füglich berechtigt sind, ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Zweitens aber ist ein Kriegsrecht, das den Besiegten günstiger stellt als den Sieger, offenbar ein Widersinn, es peinlich zu beachten, eine Torheit. Wenn wir die Haager Verträge skrupulös einhalten wollen, dann könnten wir Frankreich bis zu den Pyrenäen und Rußland bis zur Wolga erobern mit dem Erfolg, daß der Sieger den Frieden weit dringender nötig hätte als die Besiegten, weil es ihm nicht erlaubt wäre, seine Kriegslasten auf die unterlegene Partei abzuwälzen."

Auch wer nicht alle Einzelheiten in diesen Ausführungen unterschreiben möchte — ich für mein Teil wüßte wenig gegen sie einzuwenden —, wird doch ihre grundsätzliche Richtigkeit nicht bestreiten können. Ohne allen Zweifel aber ist es heilsamer, derartige Fragen und Sorgen in aller Offenheit zur Erörterung und Prüfung zu stellen, statt, wie das ein früheres, kläglich zusammengebrochenes System zu schwerem Schaden versucht hat, sie dadurch aus der Welt zu schaffen, daß man durch vermeintlich luftdichte Absperrung von der Öffentlichkeit den Schein ihres Nichtvorhandenseins vortäuschte. Die hier zur Sprache gebrachte Frage ist aber heute in noch ganz anderem Sinne und Maße „aktuell", als in der ersten Kriegszeit, und sie wird es von Monat zu Monat mehr.

Auf alle Fälle ist eine ausreichende, großzügige, von aller kleinlichen Pfennigfuchserei, bureaukratischen Schwerhörigkeit und Schwerfälligkeit freie Fürsorge für unsere Kriegsteilnehmer nicht nur unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit, sondern auch ein elementares Gebot der Staatsvernunft. Es fehlte nur noch, daß gegen dieses Gebot gesündigt würde, und dann könnten wir was erleben, das unsere bequeme Parteiphilister- und Kriegsgewinnlerweisheit sich nicht träumen läßt! In welchem erbarmungslosen Lichte stehen dann aber die in ihrer Entblößung da, die sich als die einzig

wahren Führer, Freunde und Vertreter der „breiten Massen“, wie insbesondere auch der Kriegsteilnehmer, nicht zuletzt Kriegsbeschädigten aufspielen, aber die nächstliegenden Mittel zu ihrer Versorgung mit den tiefsten Brusttönen sittlicher Entrüstung weit von sich weisen, und wenn sie ihnen geschenkt würden! Kann da noch von einem ehrlichen Willen zur praktischen Hilfe die Rede sein, oder scheint es nicht vielmehr auf die Förderung gewisser enger Parteizwecke und Machtgelüste abgesehen? Für dergleichen Liebenswürdigkeiten durch schöne Worte als „Ersatz“ für die entsprechende Daumenbewegung hat der Berliner Volksmund einige kräftige Worte geprägt: „Wat ick mir dafor koofe!“ oder: „Mit Redensarten besoffen machen“. Steine, statt Brot.

Und das Brot wächst sozusagen vor unserer Tür! Allein die drei Ostseeprovinzen Kurland, Livland und Estland haben einen Flächenraum von rund 93800 qkm und sind also ebenso groß wie Bayern und Württemberg zusammen oder wie die drei nordöstlichen preußischen Provinzen Pommern, Ost- und Westpreußen. Das fruchtbare, jedoch noch riesige ungenutzte Flächen enthaltende Land, dessen Kultur und Ernteerträge um so höhere werden, je weiter man von Kurland hinauf in den Norden nach Estland schreitet, ernährte vor dem Kriege 2,6 Millionen Einwohner. Nach den Berechnungen namhafter reichsdeutscher Fachleute vermag jedoch die Ertragfähigkeit des Bodens mit Leichtigkeit so weit gesteigert zu werden, daß 4,5 Millionen Einwohner ihr reichliches Auskommen finden und daß dank einer solchen Erhöhung der menschlichen Arbeitskraft und der dadurch bedingten Nutzbarmachung des gesamten Landes nach und nach jährlich 1 Million Tonnen Getreide (Roggen, Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte), 100000 Stück Pferde, 100—120000 Stück Rindvieh, 800—900000 Stück größerer Läuferschweine und 36 Millionen Liter Spiritus nach Deutschland ausgeführt werden könnten. Kurz gesagt heißt das: Deutschland würde einen großen Teil seiner ausländischen Einfuhr an Nahrungsmitteln aus den Baltischen Provinzen beziehen, und das Hungergespenst wäre für immer gebannt!

Man wird nun fragen: woher nimmt man nutzbares Land, um es zu besiedeln, und woher sollen die Siedler kommen? Darauf antworten die „Stimmen des Ostens“:

„Jeder Kriegsteilnehmer, der in Kurland war, weiß, daß unzählige seiner Kameraden den sehnlichen Wunsch haben, sich im neuen Ostland, dem mit deutschem Blut bezahlten Boden niederzulassen. Uns ist bekannt, daß Offiziere und Mannschaften, von den günstigen Bodenverhältnissen und dem so überaus anheimelnden Charakter des Landes angezogen, den festen Entschluß gefaßt haben, sich hier eine neue Heimstätte zu bereiten, und ihnen mögen noch viele aus dem übervölkerten Vaterlande nachfolgen, deren Landhunger innerhalb der bisherigen Grenzen des Reichs nicht gestillt werden kann. Dazu kommen noch die deutschen Kolonisten aus der Ukraine, aus Groß-Rußland, aus dem Kaukasus usw., die in einer Gesamtzahl von über zwei Millionen in ihren reichen Dörfern saßen, während des Krieges aber zu einem beträchtlichen Teile von den Russen von Haus und Hof verjagt worden sind. Ein großer Teil von ihnen wird sich gleichfalls in den Baltischen Provinzen ansiedeln wollen, wohin schon vor dem Kriege etwa 20000 von ihnen ausgewandert waren. An Siedlern mangelt es also wahrlich nicht. Aber woher nimmt man das Land für sie?

Da trifft es sich glücklich, daß die deutschen Großgrundbesitzer in den Baltischen Provinzen ein Drittel ihres alten, angestammten Besitzes, der nicht selten schon an die 700 Jahre sich in ein- und derselben Hand befindet, den deutschen Kriegsteilnehmern und Landhungrigen zum billigen Friedenspreise zur Verfügung stellen.

Das ist ein groß gedachter, segensreicher und vollkommen freiwilliger Entschluß. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts befand sich der gesamte Grundbesitz in deutsch-baltischer Hand. Dann wurde dem lettischen und estnischen Bauer im friedlichen Abteilungsverfahren mehr als die Hälfte übergeben, die andere Hälfte des Landes aber ist noch heute rechtliches Eigentum der deutschen Besitzer. Sie können nach dem Gesetz frei darüber bestimmen und schädigen keine andere Nationalität, wenn sie ihr Verfügungsrecht am Boden ausüben. Von ihrer Hälfte am gesamten Lande wollen sie ein Drittel der Ansiedlung von Reichsdeutschen, vor allem von Kriegsteilnehmern zur Verfügung stellen und dadurch Hunderttausenden neue Heimstätten und die Möglichkeit zu selbständiger landwirtschaftlicher Betätigung verschaffen.

Die Gesamtfläche, die im Hinblick auf den nach dem Kriege auch in Deutschland unbedingt zu erwartenden Landhunger eine ungemein wertvolle Grundbesitzreserve darstellt, beträgt für alle drei Baltischen Provinzen zusammen etwa 1350000 Hektar. Auf dieser Fläche könnten mindestens noch 540000 Menschen (d. h. 40 auf den qkm mehr, als bisher dort wohnen) angesetzt werden, ohne daß auch nur die Bevölkerungsdichtigkeit des dünn besiedelten Ostpreußen (55,8 auf den qkm), erheblich überschritten wäre. Man mache sich die Größe dieser Zahlen einmal klar und man wird begreifen, welch außerordentliche Werte hier den deutschen Kriegsteilnehmern in den Schoß gelegt sind, welche Quelle der Kraft und Gesundheit hier dem deutschen Volke erschlossen wird.

Es ist Pflicht der deutschen Regierung, das Anrecht der deutschen Krieger an diesem Lande, das durch kostbares Blut erworben ward, mit starker Hand zu schützen. Darüber hinaus ist es Deutschlands Pflicht, dafür zu sorgen, daß die deutschen Ansiedler, die in so großer Zahl die baltischen Lande bevölkern sollen, für die Dauer unter deutschem politischen, militärischen und wirtschaftlichen Schutz stehen. Sie haben Anrechte auf das Land und haben daher auch Anrechte auf die Selbstbestimmung in diesem Lande. Ihre Stimme muß heute durch die Deutsche Regierung zur Geltung gebracht werden, da sie selber erst nach Durchführung der Besiedelung dazu imstande sind.

Deutschlands Interesse fordert aber auch gebieterisch den Schutz für die Deutschbalten. Zwar bilden sie zahlenmäßig die Minderheit im Lande, was aber das Eigentum an ihm angeht und die schaffenden Werte in ihnen, sind sie ganz entschieden in der Mehrheit. Fast der gesamte Handel, die Industrie, mehr als die Hälfte des städtischen und fast der halbe ländliche Besitz sind in ihren Händen.

In zahllosen Erklärungen, die der deutschen Regierung unterbreitet worden sind, haben die verfassungsmäßigen Vertretungen der drei Provinzen wie auch sämtliche deutsche (und zahlreiche estnische) Organisationen

des gesamten Gebiets die Bitte um Deutschlands Schutz ausgesprochen. Angesichts dieser Tatsachen besteht des Deutschen Reiches Legitimation, für das Baltenland einzutreten, ihm Ordnung und Wiederaufbau des Zerstörten zu ermöglichen, zu Recht, und es ist jedem Einsichtigen klar, daß kein anderes Reich ein so großes Interesse daran hat, das Schicksal der Baltischen Provinzen mit dem seinen zu verknüpfen, wie Deutschland."

Es ist ja eigentlich eine internationale Sehenswürdigkeit, eine „Kuriosität", daß „die Legitimation des Deutschen Reiches, für das Baltenland einzutreten", im Deutschen Reiche erst noch bewiesen werden muß, und Graf Reventlow hat vollkommen recht, wenn er in der „D. T." klarstellt, daß Debatten, wie sie im Reichstage und in der Presse bisher über den Gegenstand gepflogen worden sind und weiter gepflogen werden, in jedem anderen Lande der Welt eine Unmöglichkeit wären. „Das gerade in der deutschen Hungerfriedensmehrheit (der Graf ist unverbesserlich! D. T.) so begeistert bewunderte Großbritannien würde angesichts einer ähnlichen Frage keinen einzigen Bürger in seinem Reichsbezirke aufweisen, der auch nur daran dächte, ein wie jetzt das Baltentum bedrohtes Britentum im Stiche zu lassen. Allerdings, der Brite macht aus solchen Dingen keine ‚allgemeingültigen Prinzipien' und Doktrinen, sondern es bedeutet für ihn eine selbstverständliche Notwendigkeit, vorausgesetzt immer die praktische Durchführbarkeit der erforderlichen Aktion. Wo diese aber besteht und außer Frage ist, da denkt weder der Brite noch der Franzose daran, weitere Fragen sich zu konstruieren, sich aus ihnen Hindernisse zu bauen und diese bald für Parteizwecke, bald für Ideale der Menschheit und der internationalen Solidarität mit Fleiß und Verschmitztheit auszubauen.

Es müßte selbstverständlich sein auch für uns Deutsche, daß die Befreiung von Stammesgenossen, die Bewahrung ihres Daseins, ihrer Werke und ihres Wirkens vor dem Untergange keine Gefühlsfrage ist, sondern eine solche praktischer auswärtiger Politik im eminenten Sinne des Begriffes. Diese in die Augen springende Wahrheit ist für Engländer und Franzosen alten Datums und wie gesagt selbstverständlich: sie brauchen nicht darüber nachzudenken und Untersuchungen anzustellen, die Selbstverständlichkeit ist ihnen die gleiche wie diejenige des Essens und Trinkens. Man könnte sich in Deutschland vielleicht auch daran erinnern, daß dieser Annexionsfanatismus, wie er sich den sozialdemokratischen Äußerungen zufolge in den Baltischen Provinzen in Gestalt des Vormarsches anbahne, im Grunde nichts anderes sei als Nationalitätenpolitik. Für Nationalitätenpolitik haben wir gerade in der sozialdemokratischen Presse viel feierliche und erhebende Zustimmungsäußerungen gefunden. Auf das Baltikum will man sie freilich im deutschen Sinne nicht angewendet wissen, weil das deutsche Element dort viel zu schwach vertreten sei. Wollten diese politischen Richtungen bei uns die Frage gründlich und guten Glaubens untersuchen, so würden sie zugeben müssen, und zwar angesichts jahrhundertelanger geschichtlicher Ereignisse und Entwicklungen, daß es lange nicht immer auf das zahlenmäßige Verhältnis der Bevölkerung ankommt, um ein Land, von nationalem Gesichtspunkte gesehen, zu charakterisieren. Der springende Punkt für die Charakteristik ist vielmehr die aufbauende,

zivilisatorische und kulturelle Kraft eines Volkes, einer Nationalität. Die Baltischen Provinzen tragen, was auch nirgends bestritten worden ist, den Stempel des baltischen Deutschtums. Wir hegen keinerlei finstere Pläne gegen die Esten und die Letten, hoffen vielmehr zuversichtlich auf wachsend gute Beziehungen mit ihnen, aber die Tatsache, daß das Deutschtum für die Entwicklung der Baltischen Provinzen im positiven Sinne von jeher maßgebend war und heute ist, das wird kein Lette und kein Este bestreiten. Ebensowenig kann mit vertretbarem Grunde bestritten werden, daß es die deutschen Balten gewesen sind, welche die Letten und Esten vor der Verrussung bewahrt haben. Die Stimmungen und Feindschaft dieser Bevölkerungen gegen die deutschen Balten sind teils russische Züchtung, teils, und zwar neuerdings, diejenige deutscher Sozialdemokraten und Demokraten.

Lehnen wir das Gefühlsmäßige als Grund und Motiv für die auswärtige Politik eines Russenreiches unbedingt ab, so bleibt dabei natürlich, daß gleichwohl das Gefühl der Stammesgleichheit und des Hilfsbedürfnisses vorhanden ist und der politischen Aktion normalerweise Schwungkraft und frohen Widerhall im ganzen Volke geben sollte. Auch so betrachtet ist die Stimmung im Deutschen Reiche, als Ganzes zusammengefaßt, unverständlich, wenn es sich nicht eben um Deutsche handelte, und unerfreulich unter allen Umständen. Die Frage der Erhaltung und Sicherung des deutschen Baltentums ist, wie gesagt, im Grunde eine überaus klare, politische Forderung der Notwendigkeit und hat mit Gefühlen ebensowenig zu tun wie mit Eroberungs- und Annexionswut. Sie bedeutet auch in keiner Weise die mit Recht berühmte ‚Vergewaltigung‘ fremder Völker, sondern sie bedeutet deren Schutz und später ihre Sicherung, mithin Befreiung.“

Von Disteln darf man keine Trauben erwarten, von „Volksvertretern“ wie den „Unabhängigen“ mit ihrem Herrn Cohn als Wortführer gegen die Balten kein Verständnis für deutsch-völkische Notwendigkeiten, geschweige denn für deutsche Ehre. Aber auch Redner anderer Parteien im Reichstage (Sitzung vom 20. Februar) konnten aus ihrem Schlafrock und Pantoffeln nicht heraus. Um so höhere Anerkennung, um so wärmerer Dank gebührt den Männern, die sich frei und freudig zu den für „vogelfrei“ erklärten Brüdern im Baltenlande bekannten. In glänzender Rede rief der Abgeordnete Dr. Stresemann in den Saal: „Wir können nicht tatenlos zusehen, wie diejenigen, die durch sieben Jahrhunderte deutsche Sprache und deutsche Kultur gerettet haben, hingemordet werden, bloß weil sie Deutsche sind. Dann wären wir kein Volk von Ehre!“ — das Haus lohnte ihm und ehrte sich selbst durch stürmischen Beifall. Und der Abgeordnete Graf Westarp fand Worte, wie sie schöner an dieser Stelle und in diesem Augenblicke nicht gesprochen werden konnten: „Man kann sich in der ganzen Welt umsehen, ohne daß man Deutsche findet, die so treu und fest durch alle Bedrängnisse und Verfolgungen hindurch ihr Deutschtum aufrechterhalten haben, wie es die Deutschen dort getan haben, an denen sich viele im Deutschen Reiche ein Muster nehmen könnten.“





Ein gefährliches Spiel

Schimpfen und jammern wir nicht soviel über die Polen, sie haben von ihrem Standpunkte aus ganz recht —: warum sind wir so dumm! Und das muß man ihnen lassen: auf den Umgang mit Staatsmännern verstehen sie sich aus dem ff. Wenn der polnische politische Führer mit der Faust auf den Tisch haut, so hat das eine ganz andere Wirkung, als wenn z. B. unser Herr von Kühlmann das gleiche tut. So sind sie denn auch in der Cholmer Frage schon drauf und dran, ihr Schäfchen doch noch ins Trockene zu bringen. Im Friedensvertrage mit der Ukraine ist bekanntlich das Cholmer Land, auf das die Polen ebenso wohlbegründete Ansprüche erheben, wie etwa auf Schlesien, Ostpreußen, Westpreußen, Posen, Danzig usw. usw., der Ukrainischen Volksrepublik zugeteilt worden. Aber — das gibt's nicht! schreien die Polen, schlagen wild um sich, wissen aber auch sofort den Hebel an der richtigen Stelle anzusetzen, indem sie der Wiener Regierung die Gefolgschaft aufsagen. Und die Wirkungen bleiben nicht aus. Im ungarischen Abgeordnetenhause eröffnet Ministerpräsident Dr. Weterle, daß in der Cholmer Frage mit den Ukrainern eine neue Vereinbarung zustande gekommen sei. Dann unterstreicht er, was auch der österreichische Ministerpräsident besonders betont habe, daß nämlich der ukrainische Friedensvertrag laut dem Punkt 9 nur dann ins Leben trete, oder nur dann in Geltung bleibe, wenn sämtliche Punkte erfüllt würden. Wenn nur ein einziger Punkt nicht erfüllt werde, trete der ganze Vertrag außer Kraft, und es habe eine neue Vereinbarung zu erfolgen. In der Cholmer Frage sei nun eine neue Vereinbarung zustandegekommen, welche die Gewähr enthalte, daß die Wünsche der Bevölkerung und die ethnographischen Verhältnisse berücksichtigt werden, und daß diese Frage unter der Mitwirkung Polens gelöst wird. „Ich hoffe, daß unter Aufrechterhaltung des ganzen Friedensvertrages auch diese Frage zur gegenseitigen Beruhigung unter Beachtung der polnischen Interessen gelöst wird."

Das ist eine recht sonderbare, verschleierte Sprache, aus der man, ohne ihr Gewalt anzutun, die Andeutung herauslesen kann, daß Österreich-Ungarn unter Umständen bereit sei, den Polen auf Kosten der Ukrainer und der klaren Vertragsbestimmungen Zugeständnisse zu machen. Die juristische Spiegelfechterei mit dem „Punkt 9" ist nur geeignet, diesen Verdacht zu verstärken, nicht aber das Vertrauen der Ukraine auf die Ehrlichkeit unserer politischen Entschließungen. Wir wollen uns des Urteils, ob diese Politik vom österreichisch-ungarischen Standpunkte aus zweckmäßig ist oder nicht, bundesfreundlich enthalten, für uns bedeutet sie aber ein ganz gefährliches Spiel. Zwischen Ukrainern und Polen bestehen unverjährte scharfe politische und nationale Gegensätze, die Ukrainer sind von den Polen ihrer Freiheit beraubt und unterdrückt worden, bis dieses Joch, nach einem kurzen Wiederaufleben ukrainischer Selbständigkeit, vom russischen abgelöst wurde. Lassen wir bei den Ukrainern den Glauben aufkommen, daß wir es mit ihnen nicht ehrlich meinen, daß wir sie in einem kritischen Augenblicke nur politisch und

wirtschaftlich ausnützen wollten, um uns dann bei den Polen Liebkind zu machen und sie auf Kosten der Ukraine großzupäppeln, dann hätten wir bei den Ukrainern für immer verspielt, die Polen nicht versöhnt, nur noch übermütiger und anmaßender, die Ukrainer aber uns zu Feinden gemacht! Mag Österreich-Ungarn in der ukrainischen Frage tun was ihm gut dünkt, — wir dürfen bei den Ukrainern nicht einen Augenblick den Zweifel aufkommen lassen, als ob wir es mit ihnen nicht durch und durch ehrlich meinten. Unsere ganze künftige Ostpolitik steht auf dem Spiele, das Spiel ist doppelt hoch und gefährlich, nachdem wir es glücklich fertig gebracht haben, uns ein souveränes, in keiner Weise gebundenes Polen in den Pelz zu setzen. Keinerlei Augenblicksrücksichten dürfen uns von dieser klaren Erkenntnis und den aus ihnen zu ziehenden Folgerungen abdrängen. Die Strafe würde früher folgen, als unsere Ahnungslosen sich träumen lassen.

Leider kommt der ungeheure Ernst dieser wie so mancher ähnlich liegender Frage unserer breiten Öffentlichkeit, ja nicht einmal einem größeren Teile unserer Volksvertreter und der anderen „berufenen" oder nicht berufenen Politiker zum Bewußtsein. In den Zeitungen werden sie mit der ganzen Müllfuhre der Tagesneuigkeiten auf einen Haufen ausgeschüttet, und nur die wenigsten halten es für der Mühe wert, sie auszusondern und in das ihnen gebührende Licht zu stellen; die meisten wissen wohl überhaupt nichts mit ihnen anzufangen, und die Offiziösen, — nun, die müssen ja die bekannten zarten Rücksichten auf die bekannten, sehr empfindlichen Stellen nehmen, sofern ihnen selbst ein Talglicht aufgegangen ist, was leider auch nicht immer der Fall ist.

Wir haben uns schon mit dem unbezahlbaren „Polen" einen Durchzieher quer übers ganze Gesicht zugezogen, der noch in vollem Safte steht und dessen Narben wir nicht, wie der Bursch seinen Schmiß, als Ehrenmal zur Schau tragen werden. Nun sei's endlich genug mit solchem freiwilligen Versuchskaninchentum. Unsere Operateure und ihre Gehilfen haben's ja nicht auszubaden, aber unsere Feldgrauen, unser ganzes abgehetztes, aus tausend Wunden blutendes Volk. Jetzt sendet uns ein gnädiges Geschick die Freundschaft der Ukraine als das wirksamste Gegenmittel gegen die polnische Gefahr —: wollen wir auch dieses in sträflicher Verblendung in den Sand schütten, um uns als Retter fremder Nöte anzubieten?

Narren, echte und unechte, laufen genug bei uns herum, die das haben möchten, und es könnte schon dazu kommen, wenn nicht rechtzeitig Alarm geschlagen und mobil gemacht wird. Lassen wir uns wieder in die Ecke drücken, wie mit Polen, uns vor die vollendete Tatsache stellen, dann dürfen wir uns ja freilich mit dem schönen Troste abfinden: das ließe sich nun eben nicht mehr rückgängig machen, man solle daher lieber den Mund halten, alles weitere besorge dann schon die treue brave „Zwangsläufigkeit".

J. E. Frhr. v. Gr.

*

Ein „mitteleuropäischer" Skandal

Unter diesem Stichwort wird in der „Süddeutschen Zeitung" auf einen Notstand hingewiesen, der schon jedes rein menschliche Rechts- und Billigkeitsgefühl empört, für deutsches Empfinden aber geradezu unerträglich ist:

Es ist wohl in weiten Kreisen des Reiches unbekannt geblieben, daß unmittelbar an seinen Grenzen ein sehr wertvolles Stück deutschen Volkstums zwar nicht durch den äußeren Feind, wohl aber durch einen nicht minder tödlichen und aufreibenden inneren Krieg der Verzweiflung und dem Untergange nahegebracht wird. Noch dazu ein Stück deutschen Volkstums, dessen Söhne für die gemeinsame Sache Deutschlands und Österreich-Ungarns unverhältnismäßig hohe Blutopfer gebracht haben. Die Regimenter des böhmischen Erzgebirges wie die Deutschen Böhmens überhaupt haben so hohe Verlustziffern aufzuweisen, wie selbst die tapfersten reichsdeutschen Truppen nicht, und haben manche Scharte auswetzen

müssen, die durch das Verhalten gewisser österreichischer Mitbürger entstanden ist. Dafür hungern und frieren die Kinder und Frauen dieser Braven, und ihr Elend ist mit keinem Notstand an irgend einer Stelle der verbündeten Reiche zu vergleichen. Das Erbitterndste daran aber ist, daß diese Notlage leicht zu überwinden wäre, wenn die Staatsgewalt nicht jede Herrschaft über die tschechischen landwirtschaftlichen Gebiete verloren hätte, die planmäßig die Aushungerung der Monarchie anstreben. Die Gebiete Innerböhmens schwimmen bekanntlich noch immer in Fett, wie sich jeder flüchtige Reisende leicht überzeugen kann, da die menschenfreundlichen Nachbarn ihren Überfluß prahlerisch zur Schau tragen. Der allzu nationalistischer Gesinnung gewiß nicht verdächtige Berichterstatter des „Berliner Tageblatts" teilt mit, ein Beamter der Prager Statthalterei habe ihm die Lage so bezeichnet: die Wiener Regierung habe über das tschechische Böhmen ungefähr so viel Gewalt, wie Petersburg über Finnland. Der ehrwürdige Abt Helmer des Stiftes Tepl teilte schon im Frühherbst, wie die Zeitschrift des Vereins für das Deutschtum im Ausland berichtet, im Herrenhaus Zahlen mit, die weder von der Regierung noch von den Tschechen widerlegt worden sind, dafür aber von diesen mit wüsten Verleumdungen des hochstehenden und verdienten Mannes beantwortet wurden. Im Bezirk Gablonz, der 80000 Einwohner hat, sind in einem halben Jahr gegen 8000 Personen an Hungerödem erkrankt, beinahe 300 an Unterernährung gestorben; für ganz Böhmen erhöhen sich diese Zahlen auf etwa 70000 und 1000. Besonders erschütternd wird die Lage der deutsch-böhmischen Gebirgsbewohner noch dadurch, daß sie im Grunde genommen gerade durch das Bündnis und für dieses leiden. Wären sie Deutsche an irgendeiner erreichbaren Stelle des neutralen oder feindlichen Auslandes, so würde man im Reich längst diese beispiellosen Zustände zu bessern versucht haben. Rafft sich nicht endlich die österreichische Regierung selbst auf, so wird doch nichts übrig bleiben, als daß sich die reichsdeutsche Öffentlichkeit, von Mitleid und einem trotz allem nicht zu unterdrückenden Volksbewußtsein getrieben, dieser im doppelten Sinne als Blutzeugen des Bündnisses leidenden „Auslandsdeutschen" annimmt. Die österreichische Regierung wird sich dann diese Art von „Einmischung", so beschämend sie wäre, wohl oder übel gefallen lassen müssen.

*

Österreichs Nichtbeteiligung

Ministerpräsident Ritter von Seidler erklärte zu Beginn der Sitzung vom 22. Februar im österreichischen Abgeordnetenhause, daß sich Österreich-Ungarn an der gegenwärtigen militärischen Aktion Deutschlands gegen Rußland nicht beteiligen werde: „der Einmarsch österreichisch-ungarischer Truppen in die Ukraine, mit der wir im Einverständnis stehen, erfolgt nicht".

Heute so, morgen so, bemerkt die „T. R.": Zuerst hieß es, Österreich mache den neuen Ostfeldzug nicht mit, die Wiener Blätter schrieben, für Österreich sei der Krieg im Osten beendet, was Deutschland tue, gehe sie nichts an. Unterm 20. dagegen wurde aus dem k. und k. Kriegspresseamte gemeldet: „Ein Eingreifen unserer Truppen hängt lediglich von der örtlichen Lage und der Kräftegruppierung ab", worunter eine Beteiligung Österreichs unter gewissen Umständen verstanden werden konnte. Nach der neuen Erklärung Seidlers ist an der Nichtbeteiligung Österreichs nicht mehr zu zweifeln, und an uns wird es demnach liegen, für die Aufrechterhaltung des hauptsächlich für Österreich in Frage kommenden „Brotfriedens" sorgen zu müssen!

*

So wird's gemacht

Ein paar Stichproben zur Kennzeichnung des Geistes der „Frankfurter Zeitung" und wie es ansonsten gemacht wird. Ich nehme die „Frankfurter", weil sie in der Form noch am erträglichsten ist. Am 16. Februar:

„Es erscheint uns als ausgeschlossen, sowohl aus allgemeinen politischen Gründen wie mit Rücksicht auf die Grundsätze, zu denen die Reichsregierung und die Reichstagsmehrheit sich in der Friedenspolitik bekannt haben, aber vor allem wegen der Tatsache, daß die verschiedenen leitenden Instanzen des Reiches sich im Großen Hauptquartier geeinigt haben, daß nun etwa ein Angriffskrieg an verschiedenen Teilen der östlichen Front beginnt und zum Zwecke der Eroberung neues Gebiet besetzt wird. Ein derartiges Vorgehen würde ja nicht nur unserer bisherigen Friedenspolitik widersprechen, sondern auch — was nicht zu unterschätzen wäre — bedenklichen Mißdeutungen und noch bedenklicherer Ausbeutung dieser Mißdeutungen im neutralen und feindlichen Auslande unterliegen."

Am 19. Februar ist die „Frankfurter Zeitung" so freundlich, zuzugeben, daß sich „annehmen" (!) ließe, die Zustände in den baltischen Provinzen seien „tatsächlich entsetzlich". „Aber — so sehr man aus allgemeinen Gründen der Menschlichkeit" [Gründe der engsten Blutsverwandtschaft gibt es hier anscheinend nicht, obwohl man sich doch in den eigenen Kreisen eines vorbildlichen Familiensinnes rühmen darf!] „wünschen muß, daß" usw. — man soll (und das ist der Zweck der Übung) die Finger davon lassen. Dann weiter unten:

„Über eins vor allem wird die Regierung klare Auskunft geben müssen. Was jetzt auch unternommen werden möge, dazu darf es unter keinen Umständen führen, daß von gewisser Seite neue Eroberungsziele gesteckt werden. Es ist in Brest Litowsk und im Deutschen Reichstage erklärt worden, daß wir die Völker an unserer Ostgrenze selbst über ihr künftiges Schicksal entscheiden lassen wollen. Das bezog sich auf die Länder, die uns der Lauf des Krieges besetzen ließ. Um so weniger kann daran gedacht werden, etwa Gebiete, die heute noch gar nicht in unserer Gewalt sind, uns anzueignen. Davon darf gar keine Rede sein. Was geschieht, soll nach Gründen der politischen und militärischen Zweckmäßigkeit geschehen, aber es darf nicht neue Möglichkeiten für eine sinnlose und gefährliche Eroberungspolitik schaffen. Es wird nicht ausbleiben, daß die Bolschewiki und die Entente das dennoch uns vorwerfen werden. Um so klarer und unzweideutiger muß die Regierung jede Möglichkeit einer solchen Politik ausschließen. Tut sie es nicht — was aber nicht anzunehmen ist —, so müßte der Reichstag sie mit unerbittlicher Strenge zu einer solchen Erklärung zwingen."

Nur keine deutsche Machtverstärkung, um Gottes willen! Strengstens verboten! Aber das nur nebenbei. — Die „Frankfurter Zeitung" kann diese alten Ladenhüter nur an den Mann bringen, indem sie ihnen anreizende Etiketten aufklebt, immer nur von „Eroberung", „Aneignung" usw. spricht, gruselige Vorstellungen von wilder Vergewaltigung erweckt und durch dick aufgetragene Farben alle die feineren Abstufungen und Möglichkeiten verwischt und vorwegnimmt, die sich jede durchdachte Politik bereithalten muß. Man kann und muß sogar „erobern" und „sich aneignen", wenn man im Kriege überhaupt etwas erreichen, wenn man sich später auch mit einem Teile des Gewonnenen schon zufrieden geben will. Wer ein Spiel gewinnen will, muß Trümpfe in der Hand haben, je stärkere, um so besser. Sollte der Intellekt der „Frankfurter Zeitung" wirklich nicht ausreichen, diese doch sehr, sehr einfache Lagerung der Dinge zu erfassen? Und sollte sie vollends vor der üblen Nachrede der „Bolschewiki und der Entente" in die Knie sinken? Sollte sie auch nur glauben, Unterlassungen irgendwelcher Art könnten auf diese Bolschewiki und diese Entente einen so tiefen moralischen Eindruck machen, daß sie auf die vergifteten Waffen der Verleumdung und Verhetzung beschämt verzichten würden? Aus der Hand zu schlagen sind sie ja leider nicht — wozu wären denn sonst Erfindungen erfunden worden? — Das sind starke Zumutungen der „Frankfurter Zeitung" und schon „lügenhaft zu verkellen", aber — schadet nicht! — es wird gedruckt, steht in der „Frankfurter Zeitung", wird von Hunderttausenden kritiklos gelesen und geglaubt, — wer sich anderer Meinung zu sein herausnimmt, wird als „Kriegsverlängerer", „wilder Annexionist"

und so weiter niedergebrüllt. Gründe, Beweise verfangen da nicht, sie wollen davon nichts wissen. Daß sie es hinterher mit ihrem eigenen Blut oder Gut ausbaden müssen, ahnen diese Armen nicht. Es genügt ihnen, sich an dem bloßen Schall der Vokabel „Frieden“ zu berauschen, und für diesen schmalzigen Ohrengenuß verrichten ja die aus allen Fenstern herausgestellten Grammophone gute Arbeit.

So wird's gemacht. Und das ist immer noch die feinere Arbeit. Die gröbere kann man vom „Berliner Tageblatt“ über den „Vorwärts“ (die selbe Garnitur in Knallrot) bis hinab in die „Produktenkeller“ der „Unabhängigen“ verfolgen. Es liegt Musik in der Sache, alle Instrumente sind aufeinander eingespielt, alles klappt ... Gr.

*

Ein politisches Wilhelm-Busch-Album

Die „Deutsche Zeitung“ schreibt:

„Als der Verhandlungsjammer mit den russisch-jüdischen Anarchisten von deutschen Bolschewisten und interfraktionellen Einfaltspinseln empfohlen und als die Krone der ‚Realpolitik‘ gepriesen wurde, schrieb das ‚Aftonbladet‘ in Stockholm (23. 9. 1917): ‚Schon beginnt die Spannkraft des Umfassungsringes nachzulassen. Im Osten verwittert er von Tag zu Tag. Man wundert sich nur, warum die deutsche Diplomatie der Obersten Heeresleitung Abwarten anriet. Sollte man in Deutschland nicht begreifen, daß die Gefahr des Handelns nur gering ist, während die winkenden Vorteile unschätzbar sind?‘ Man hat das im Deutschland Erzbergers und Scheidemanns, Theodor Wolffs und der ‚Frankfurter Zeitung‘ nicht begriffen, wie so vieles andere auch nicht. Dafür muß man die neue Erkenntnis mit einer neuen Verlängerung des Krieges um mehrere Monate bezahlen. Aber das ist unter großen Geistern, unter wahrhaften Realpolitikern ja ganz egal. Demokratische Doktrinen sind allemal eine Kriegsverlängerung wert. Weil wir diese Kriegsverlängerung nicht wollen, weil wir die Wahrheit sagen mußten und sagten, weil wir die russischen Banditen ebensogut kannten, wie wir die Wilhelmstraße kennen, deshalb fiel man wie eine Meute wilder Hunde über uns her. Wir waren Staatsverbrecher, erschwerten Herrn v. Kühlmann sein hehres Tun usw. Vielleicht lesen wir auch morgen in der alljüdischen Presse, daß allein wir schuld sind an der Pleite von Brest-Litowsk. Es gibt ja nichts, was zu dumm ist, um nicht in ihren Spalten zu glänzen. Wenn am Nordpol ein Eisberg kentert, sind die ‚Alldeutschen‘ schuld.

Es ist nicht übertrieben: wer sich die Mühe macht, die Brester Zeitspanne unserer alljüdischen Presse und ihrer parlamentarischen Nachbeter sich zu Gemüte zu führen, der hat ein politisches Wilhelm-Busch-Album vor sich, wie es heiterer nicht sein kann. Wenn man aber bedenkt, daß diese Geister bei uns Politik machen durften und sie wohl gar weiter machen dürften, packt einen der Menschheit ganzer Jammer an. Wie lange sollen wir das noch ertragen? Soll die Mannestat deutscher Heere, soll des deutschen Volkes Schicksal auf die Dauer Spielzeug politischer Kinder und Spekulationsobjekt talmudischer Rabulisten bleiben? Auch Deutschlands Urkraft hat schließlich einmal ein Ende.“

*

Eine erschütternde Anklage

erhebt die „Deutsche Zeitung“ (Nr. 101):

Werden wir dort oben von den einst so blühenden deutschen Ordensländern noch viel mehr als einen großen Leichnam finden? ... Wir waren, weiß Gott, nicht in den Krieg gezogen, um jene Länder zu befreien oder gar zu erobern. Aber die Wucht der Tatsachen hatte es uns zur Pflicht gemacht, jenes alte deutsche Ordensland in seiner höchsten Not zu retten. Mit dem Beginn der Verhandlungen in Litauisch-Brest — damals stritt man um die Abgrenzung der Kompetenzen. War die Rettung Livlands und Estlands eine militärische oder war es eine politische Frage? Die Entscheidung scheint für den politischen Charakter dieser Frage gefallen zu sein. Von

Rußland wäre nicht nur die sofortige Zusage der Einstellung einer grauenhaften Verwüstung jener Länder zu erreichen gewesen, als deren Folgen die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ jetzt ein erschütterndes Gemälde tiefsten inneren Verfalles uns zeigt, es wären auch Bürgschaften für solche Zusage zu erlangen gewesen, Bürgschaften, die jene Länder vor den plündernden, brennenden, raubenden, mordenden Horden dauernd geschützt, weil sie uns zur Sicherheit des Landes die militärische Macht dort gegeben hätten, die wir jetzt, da es sich fast um einen Leichnam nur noch handelt, uns nehmen müssen. Das wäre von Rußland im Waffenstillstandsvertrag zu erreichen gewesen, weil Rußland nach dem Ende des Krieges schrie. So glänzend hatten Führung und Heer die militärische Lage gestaltet. Weshalb also haben wir die deutschen Vorposten im Nordosten der barbarischen Zerstörungswut preisgegeben? Ein siegreiches Heer will stets die Ausnutzung seiner Siege, um so mehr, als solche Ausnutzung zur Rettung der baltischen Lande aus höchster Todesnot Gewissenspflicht schien. Aber die Kompetenzen! Die Rettung Livlands und Estlands war Politik. Graf Hertling hatte damals noch mit manchen Widerständen zu kämpfen; die Schwierigkeiten seiner Stellung veranlaßten ihn, Herrn v. Kühlmann die Führung nach außen, wenn auch zaghaft, ganz zu überlassen. Der aber glaubte mit Forderungen in Brest-Litowsk nicht erscheinen zu dürfen. Und Scheidemann weilte in Stockholm ...

Livland und Estland wurden verwüstet. Die Brandfackel tat ihr grausam Werk. Wer zählt die Ermordeten? Tausende fielen unter der Schreckensherrschaft. Hätten wir retten können! Deutsche Truppen nähern sich jetzt Reval. Deutsche Truppen haben es bis Dorpat nicht mehr weit. Finden sie heute viel mehr als einen großen Leichnam? Ein erschütterndes Gemälde tiefsten inneren Verfalls. — Das Land hat Schreckliches gesehen unter Iwan dem Schrecklichen. Und ein Jahrhundert später berichtete der Feldmarschall Scheremetjew aus Livland an Peter den Großen: „Ich habe Dir zu melden, daß der allmächtige Gott und die allerheiligste Gottesmutter Deinen Wunsch erfüllt haben. Im feindlichen Lande gibt es nichts mehr zu zerstören. Nichts steht aufrecht, außer Reval und Pernau und hin und wieder ein Hof am Meer. Sonst ist von Reval bis Riga alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Die Orte stehen nur noch auf der Karte.“ Seitdem sind zwei Jahrhunderte vergangen. Und wieder wurde das Land verwüstet. Es gibt nichts mehr zu zerstören. Und diese dritte große Prüfung des Landes wird stets in der Geschichte verknüpft bleiben mit dem Namen Richard von Kühlmanns, der, da der Todesschrei der Deutschen in Livland und Estland die Luft erfüllte, mit Herrn Braunstein zu Brest vom Frieden der Versöhnung sprach.

*

Radek — Parabellum — Sobelsohn

Das Ungeheuerlichste haben sich unsere Vertreter in Brest-Litowsk bieten lassen, als sie es geschehen ließen, daß ein Herr Radek als einer der russischen Unterhändler an den Friedensverhandlungen teilnahm. Über diesen Mann schrieb das „Correspondenzblatt der Generalkommission der (sozialdemokratischen) Gewerkschaften Deutschlands am 17. April 1915: „Unter dem Pseudonym Parabellum verbirgt sich ein Mann, der der deutschen Sozialdemokratie durch den Namen Radek bekannt geworden ist. Unter diesem Namen war er Redakteur eines Parteiblattes geworden, ohne politisch organisiert zu sein. Er suchte später in einem anderen Orte um Aufnahme in die Partei nach, die aber abgelehnt wurde. Dabei wurde bekannt, daß er aus der polnischen Partei wegen ehrenrühriger Dinge ausgeschlossen worden war. In Bremen fand er dennoch Aufnahme, wogegen sich ein Protest an den Chemnitzer Parteitag 1912 richtete. Die Angelegenheit wurde — nach wiederholten Debatten, in denen Aug. Bebel erklärte, daß es sich um ‚eine Persönlichkeit‘ handele, ‚über deren moralische Qualitäten, nach dem, was wir hier gehört

haben, wohl keinerlei Meinungsverschiedenheiten bestehen. Ich will der Persönlichkeit nicht einmal die Ehre antun, ihren Namen zu nennen' — dem Jenaer Parteitag 1913 überwiesen und dort dadurch erledigt, daß einem Antrage des Parteivorstandes zugestimmt wurde, wonach Personen, die aus einer Bruderpartei ausgeschlossen sind aus Gründen, die auch in der deutschen Partei zum Ausschluß führen würden, die Mitgliedschaft in letzterer nicht erwerben können. Später fand sich ein Schiedsgericht polnischer Genossen in Paris zusammen, das den Ausschluß Radeks aus der polnischen Partei als zu Unrecht erfolgt erklärte. Dieser Radek hat seit dem Kriegsausbruch in gleicher Richtung wie Pannkoek gearbeitet, um das Vertrauen der sozialdemokratischen Arbeiter zur Reichstagsfraktion zu zerstören, wobei er allerdings unter dem Namen Parabellum die ausländische Presse, in erster Linie die ‚Berner Tagwacht', bevorzugt. Sein wirklicher Name ist aber auch nicht einmal Radek, sondern Sobelsohn. Sobelsohn-Radek-Parabellum verlangt Protestaktionen gegen den Krieg und verübelt es der Reichstagsfraktion, daß sie für die Kriegskredite gestimmt hat. Nach seiner Meinung hat das Proletariat mit diesem Kriege überhaupt nichts zu tun, sondern es müsse danach trachten, den Übergang von der kapitalistischen Produktion zu höheren Produktionsformen möglichst schmerzlos durchzuführen."

Tatsächlich ist also der deutschen Regierung zugemutet worden, mit „einer Persönlichkeit" zu verhandeln, der wegen ihrer „moralischen Qualitäten" Bebel nicht einmal die Ehre antun wollte, ihn mit Namen zu nennen!

*

Finnland und wir

Im Sommer 1912 bereiste die finnischen Ortschaften ein „festländischer" Wanderredner, der in öffentlichen, kostenlosen Vorträgen die Finnen ermahnte, ihre Viehzäune nicht länger aus Holz herzustellen, denn so werde dieses Holz dem Exporthandel entzogen (!) und letzterer habe dadurch etwas höhere Einkaufspreise zu zahlen. Statt der rückständigen Stabzäune solle man Stacheldraht und gewalzte Träger vom Festland beziehen. — Dagegen lehnte sich viele Entrüstung auf. Sowohl vom Standpunkt des Heimatschutzes wie von dem des Viehschutzes und überhaupt gegen solche pfennigfuchserische Happigkeit des festländischen Geschäfts.

Nicht zu wenigst die ausländische Unternehmerzudringlichkeit hilft in dem ländlichen Finnland das sozialdemokratische Denken verbreiten. Und der Vorsitzende des deutschen Reichstagshauptausschusses, Fehrenbach, hätte wahrlich etwas Gescheiteres tun können, als bei der Begrüßung des unabhängig gewordenen Finnland schon mit dem Zaunpfahl der „wirtschaftlichen" Hoffnungen Deutschlands zu winken. Deren Betonung bei jeder unpassenden Gelegenheit gehört zu dem, wodurch Neudeutschland sich den übrigen Völkern so unleidlich zu machen versteht. Von dem Herrn Fehrenbach gilt dabei weiter nichts Böses, als daß er kritik- und kenntnislos eben auch nur so mitredete; vorläufig noch Höhergestellte haben ja gleichfalls den Takt hierfür verloren. ed. h.

*

„Internationale Gerechtigkeit"

Auf der Jubiläumsversammlung (25.) des Bundes der Landwirte sagte der bekannte Führer des Bundes Dr. Roesicke u. a.:

„Die Demokratie setzt sich für die innere Kolonisation ein. Sie will unseren heimkehrenden Kriegern Kriegerheimstätten schaffen. Wenigstens den Kriegsbeschädigten. Wir halten das gewiß mit ihr für richtig, gut und zweckmäßig; aber wenn man das will, wenn man, wie ich z. B., außerordentlich die Kriegerheimstätten gefördert sehen möchte, dann muß man doch zweifellos auch das Siedlungsland haben, auf dem sie angesiedelt werden sollen. Aber die angeborene Farbe der Entschließung wird sofort von des Gedankens Blässe angekränkelt. Und das Siedlungsland, das vor den Toren Deutschlands liegt, die baltischen Provinzen und Litauen, wo wir nur zugreifen brauchen, denn wir haben sie mit unseren Truppen besetzt, dieses Siedlungsland geht dahin.

Warum? Weil die Friedensresolution vom 19. Juli und weil das Selbstbestimmungsrecht der Völker dahinter steht. Das Selbstbestimmungsrecht — ein ödes Wort oder ein Wort mit tiefem Inhalte, soll es nicht nur Phrase sein, und soll es nicht den Sinn haben, daß eine beabsichtigte Schädigung Deutschlands darin liegen soll. Dann kann man sich denken, daß es die Absicht der Gerechtigkeit haben soll. Wenn man aber gerecht sein will, dann muß doch die Gerechtigkeit zuerst bei uns anfangen und nicht bei den Feinden.

Wir brauchen Siedlungsland, und unsere Stammesangehörigen in Estland und Livland brauchen unsere Hilfe. Aber da versagt es. Gegen das Siedlungsland ist diese Resolution: und haben Sie schon im ‚Berliner Tageblatt' und in der ‚Frankfurter Zeitung' gelesen, daß man sich dafür eingesetzt hätte, unseren Stammesangehörigen in Livland und Estland zu helfen? Ich habe nichts davon gelesen. Ja, wären das Polen, dann würde die ganze Demokratie schon einen Schrei der Entrüstung ausgestoßen haben. Wo haben wir denn die internationale Gerechtigkeit? Aber eine nationale Ungerechtigkeit, eine Ungerechtigkeit Deutschlands haben wir. Wir suchen damit Gerechtigkeit anzuwenden, daß wir unsere Feinde bevorzugen und uns selbst zurückstellen."

*

Schamlos

Wenn englische und französische Zeitungen über die deutschen Feldgrauen herziehen und den verhaßten „Hunnen" oder „Boches" arge Barbareien und Schandtaten andichten, so wollen sie dadurch den Haß beleben und die Kriegslust entfachen nach dem bekannten Rat, daß der Zweck das Mittel heiligt. Was soll man aber dazu sagen, daß in einer deutschen Zeitung von einem angeblich deutschen Schriftsteller oder gar Kriegsberichterstatter deutsche Frontsoldaten als Räuber und Barbaren, als „Hunnen" und „Boches" im übelsten Sinn unbeanstandet hingestellt werden konnten!

Am 6. Februar brachte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", das halbamtliche Blatt der Reichsregierung, ein „pikantes Feuilleton" von Hermann Essig mit der Überschrift „Mondwechsel", eingeleitet mit dem Satze: „Die zehnte Korporalschaft der Spitzenkompagnie war eine Gruppe von Plünderern und Räubern."

Es handelt sich um einen deutschen Truppenteil. Die Korporalschaft will von einem russischen Bauern ein „russisches Dreckschwein" kaufen und da sich der Bauer weigert, so läßt Essig die Korporalschaft es in der Nacht stehlen und den Raub in eine Kapelle bringen, wo das Schwein zerlegt wird. Essig schildert mit teuflischem Behagen: „Dort hinein (in die Kapelle) wankte die Russin (das geraubte Schwein) von keuchenden Soldaten getragen, niedergelegt auf die Steinplatten vor der knisternden Ewigkeit."

„Das Zerlegen geschah elektrisch, insofern die Taschenlampen endlich leuchten durften. Mit fieberhafter Hast! Und dann mußte man die Spuren verwischen. Das Blut auf den Fliesen war nicht wegzubringen. Es war Krieg, wer wollte wissen, ob man hier nicht im Nahkampf gearbeitet hatte. Nur die Gedärme mußten verduften. Schwapp! sie flogen auf die Kanzel."

Schließlich heißt es: „Aber die Russin rächte sich. Ihr Fett führte ab wie Rizinus. Oder war es der Ausbruch der zurückgehaltenen Angst? Die ganze Kompagnie hatte Durchfall."

Eine andere Korporalschaft raubt vor Riga einen Hofhund. Essig erzählt: „Der Hund hatte die Größe eines Kalbes, und wenn er nackt wäre, würde man es nicht mehr wissen, ob es ein Hund gewesen war, wenn man gar den Schädel abtrennte. Die Idee war gut. Der Unteroffizier grinste vor Vergnügen über seinen Einfall und pfiff seiner Siebenten.

Als diese den Hof betrat, hatte das schöne Tier bereits den Schuß empfangen und lag verendet am Boden... Man zog dem Hunde das Fell glatt über die Ohren. Und in der Tat sah es einem Reh gar nicht so unähnlich in der Rothauttoilette, besonders wenn man den Schwanz abhackte und den Kopf vom

Rumpfe hieb. Die Kutteln ersäufte man in der Dunggrube... Man hatte wenigstens Zeit zum Rehbraten. Der Unteroffizier der Siebenten wurde vom Chef sogar extra belobt und erhielt für seine Entschlossenheit im allgemeinen noch das Eiserne Kreuz.

Der Zehnten lag, scheint's, das Tempelschwein immer noch im Magen, sie aß nichts von dem Rehbraten, desto mehr die übrige Kompagnie. Der Küchenchef frug nicht. Ein Braten schnobbert immer feiner als Kochfleisch."

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hat nur eine kleine Auflage und wird wenig gelesen. So blieb das widerwärtige Essigerzeugnis mit der Blutbesudelung der Kapelle und mit der Herabwürdigung des Eisernen Kreuzes unbemerkt. Voraussichtlich wird aber die Lästerung von englischen, französischen und amerikanischen Zeitungen übersetzt und weiterverbreitet werden als deutsches Eingeständnis deutscher Barbarei, halbamtlich beglaubigt durch das offiziöse Gepräge der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung". Zu einer ähnlichen Selbstentwürdigung haben sich, soweit ersichtlich, nicht einmal die sozialdemokratischen Blätter herbeigelassen. Verachtet wird der Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt. Von deutscher Denkart zeigt Hermann Essig mit seiner Sensation um jeden Preis keine Spur, verdiente vielmehr eine Entlohnung aus englisch-französisch-amerikanischen Geheimgeldern, da er den feindlichen Entstellungen, Verdächtigungen und Verleumdungen bedenkenlose Vorspanndienste leistete. Eine derartige Vaterlandsentwürdigung würde in den feindlichen Staaten rücksichtslos unterdrückt worden sein, wäre dort undenkbar gewesen. In Deutschland aber findet sie eine Stätte im halbamtlichen Blatte der Reichsregierung! Auch — „Zwangsläufigkeit"?

*

Die Polen und der Friede

Bei den Verhandlungen des Reichstags über den Friedensvertrag mit der Ukraine haben die Polen denn doch ein anderes Echo gefunden, als sie erwartet hatten. Selbst in freisinnigen, sozialdemokratischen und Zentrumskreisen, stellt die „T. R." fest, verlor man angesichts der maßlosen Angriffe der Polen, wie Herr Fehrenbach das ausdrückte, „die Lust zur Gerechtigkeit", d. h. zur einseitigen sentimentalen Parteinahme. Die Polen haben es immer verstanden, die Sympathien, die ihnen aus der Ferne so überreich entgegenströmen, in der Nähe zu verscherzen. Wer sie nur aus Büchern oder Zeitungen oder gesellschaftlich kennt, schwärmt für sie; wer mit ihnen als Nachbar zu tun hat oder gar ihrem politischen Einflusse unterstand, haßt sie oder mißtraut ihnen. Die Litauer, Ukrainer und die galizischen Ruthenen haben ihren nicht mehr zu überbietenden Haß gegen die Polen nicht aus dem Leeren geschöpft, und unsere deutschen Polenfanatiker müssen doch endlich einsehen, daß alles Entgegenkommen und alle Opfer, die wir für die Befreiung Polens gebracht haben, bei der polnischen Menge weder Dank noch Anerkennung, sondern Kritik und gesteigerte Empfindlichkeit und Großmannssucht gezeitigt haben. Bethmann hat ihnen zuliebe mit der Schaffung des unabhängigen Polens einen früheren Frieden mit Rußland, der unter Stürmer und Kerenski zu haben gewesen wäre, verhindert; aber er hat nicht erreichen können, daß die Polen auch nur die Unantastbarkeit der heute zu Preußen gehörenden polnischen Landesteile anerkannten. Ein anderer Staatsmann als der Liebling der Reichstagsmehrheit vom 19. Juli hätte allerdings die Unabhängigkeit Polens nicht ausgesprochen, ehe er nicht eine feierliche bindende Erklärung der Kongreßpolen nicht nur, sondern auch der österreichischen und preußischen Polen in der Tasche gehabt hätte, die ihren Verzicht auf die Erwerbung Posens und Westpreußens aller Welt dargelegt hätte. Heute erleben wir's, daß die österreichischen Polen im Vertrauen auf Wilson und die Schwäche der österreichischen Regierung die Wiedervereinigung deutscher Landesteile mit Großpolen feierlich fordern und man sich in Warschau in offene Opposition zu den Mittelmächten stellt.

Nur unsere deutschen Bolschewiki, die

„Unabhängigen", widersetzten sich Schulter an Schulter mit den Polen standhaft dem Frieden. Die Ledebour und Haase-Herzfeld schreien zwar nach dem Frieden, lehnen aber den ersten Frieden, der sich uns bietet, rundweg ab, erklären sich also für den Krieg, indem sie ihn verlängern. Und es gibt immer noch Bäh-bäh-Schafe genug, die ihnen, und wenn's zur Schlachtbank ginge, besinnungslos nachtrotten.

*

Eine Empfehlung an unsere Bolschewiki

Von einem Deutschen, der am 5. Februar aus Moskau geflüchtet ist, erhält der „Berliner Lokal-Anzeiger" eine längere Schilderung der dortigen Zustände, aus der die folgenden bezeichnenden Stellen besondere Beachtung verdienen:

„Die Verhältnisse sind derart verwirrt, daß bis unmittelbar vor meiner Abreise jeder, aber ausnahmslos jeder der dortigen Einwohner, mit dem ich sprach, den dringenden Wunsch äußerte: ‚Möchte doch nur euer Wilhelm endlich hierher kommen und Ordnung schaffen! Sonst bekommen wir niemals wieder Ordnung.' Nicht nur in Moskau, sondern ebenso im Wjetkar-Gouvernement ist mir gegenüber dieser Stoßseufzer von durchweg intelligenten Russen immer wieder ausgestoßen worden. . .

Von Politik will ich nicht sprechen; ich verstehe nichts von ihr. Aber dies sei erwähnt: Als in verschiedenen Städten Deutschlands die Streiks stattfanden, wurden tags darauf in Moskau Extrablätter und Zeitungen mit der Riesenüberschrift: ‚Revolution in Deutschland' verkauft. Welchen ungeheuren Schlag das dem Ansehen Deutschlands versetzt hat, läßt sich nicht schildern. Etwas uns Schädlicheres hätte überhaupt nicht geschehen können."

*

Deutsch in Ungarn

Der Herausgeber der bekannten „Danzers Armee-Zeitung" (Wien) schreibt an den Türmer:

Sehr geehrte Schriftleitung!

Sie fordern in Ihrer letzten Ausgabe — nach der trefflichen „Deutschen Arbeit" — „Volksrechte für Deutschungarn": aber die Schilderung, die Sie hierbei von den Zuständen in Ungarn geben, steht noch hinter der Wirklichkeit zurück.

In Ihrem Aufsatz heißt es beispielsweise: „100000 Deutsche allein in Ofenpest an der Donau und eine einzige aus reichsdeutschen Mitteln erhaltene deutsche Schule!"

Diese Tatsache muß noch erläutert werden, damit man sie richtig würdigen kann. Erstens ist die Zahl der Deutschen in Ofenpest mehr als doppelt so groß, hatte doch Pest noch vor einem Menschenalter einen vorwiegend deutschen Charakter. Zweitens aber darf diese einzige deutsche Schule in Pest ausschließlich nur von Kindern reichsdeutscher Eltern besucht werden, — den Hunderttausenden von eingeborenen Deutschen ist auch diese eine Schule strengstens verboten!

Die Siebenbürger „Sachsen" besitzen allerdings eigene deutsche Schulen: aber diesen ist es wieder strengstens verboten, deutsche Kinder aus anderen Teilen Ungarns aufzunehmen. Wenn der Leiter einer deutschen Schule in Hermannstadt es wagen würde, das Kind eines schwäbischen Bauers aus Südungarn einzureihen, liefe die Schule Gefahr, geschlossen zu werden.

Äußerst bezeichnend ist auch das Theaterwesen in Ofenpest. Im Jahre 1881 brannte eines Tages (wörtlich: eines Tages, ohne daß die Ursache aufgedeckt werden konnte, und ohne daß der Brand sonst ein Opfer gefordert hätte) das „Deutsche Theater" ab, und seither kennt die Stadt, in der gut zweihunderttausend Deutsche wohnen, und wo gut eine halbe Million Deutsch so gut wie Madjarisch spricht, keine deutsche Bühne mehr. Nur in Tingeltangels kommen zuweilen, sparsam bemessen, deutsche Spaßmacher zu Worte. In der Pester Hofoper wird natürlich Madjarisch gesungen, Gäste dürfen, wenn sie Madjarisch nicht können, auch fremde Sprachen gebrauchen, ausgenommen die deutsche! So kann man in Pest den Lohengrin hören, wobei alles madjarisch singt, der hohe Gast aus

Dresden oder Frankfurt aber singt den Lohengrin — italienisch! (Um ganz genau zu sein: im Jahre 1915 durfte zum ersten Male ein deutscher Gast auf der Bühne der ungarischen Hofoper eine Wagnerrolle deutsch singen, — doch war dies eine vielbemerkte Ausnahme.) Käme nicht manchmal Reinhardt oder Barnowsky auf ein paar Abende, hörte Pest niemals deutsche Laute von der Bühne.

Warum nehmen sich die Deutschen in Österreich nicht kräftiger ihrer Brüder jenseits der Leitha an? Kurzsichtigkeit und Mißverstand spiegeln uns Deutsch-Österreichern immer wieder eine angebliche Interessenharmonie zwischen den Deutschen in Österreich und den Madjaren in Ungarn vor. Und seit sich unsere Tschechen rücksichtslos auf den Kampf gegen den Dualismus verlegt haben, glauben unsere Deutschen, zumindest unsere Sudeten-Deutschen, eben darum verpflichtet zu sein, den Dualismus und die madjarischen Ansprüche verteidigen zu sollen. Unsere Alpen-Deutschen, die nicht so unmittelbar durch den örtlichen Kampf mit den Tschechen in Bann geschlagen sind, pflegen die Verhältnisse in Ungarn schärfer zu beurteilen. Die Deutschen im Reiche, die die großen Zusammenhänge sehen und besser die Rolle erkennen mögen, die hier jedem einzelnen Volk zugewiesen ist, wären wohl in der Lage, hier ausgleichend und aufklärend zu wirken.

Carl M. Danzer.

*

Eine sonderbare Rechnung

Durch die Presse ging in den letzten Tagen eine im Wortlaut ganz gleiche, also wohl von oben, wenn auch ohne Quellenangabe eingegebene Mitteilung über die Teilung der Vorräte der besetzten rumänischen (auch italienischen) Gebiete zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, die eine Berichtigung falscher Gerüchte und eine Klarstellung des Tatbestandes sein sollte. Danach „hat aus Rumänien seit der Besetzung des Landes bis heute Deutschland 630 000 Tonnen, Österreich-Ungarn 756 000 Tonnen Getreide einschließlich Mais erhalten." Zur rechten Beurteilung dieser Zahlen sei zu berücksichtigen, daß das Verhältnis zur Einwohnerzahl zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn 7:5 beträgt, und daß im Frieden Deutschland 5½ Millionen Tonnen Getreide einschließlich Mais einführen muß, während Österreich-Ungarn eine nennenswerte Einfuhr in diesen Dingen überhaupt nicht nötig hat.

Das soll eine Berichtigung irriger Berechnungen sein, die offenbar darauf hinausliefe, daß Deutschland bei der Teilung der Vorräte aus Rumänien seinem Bundesgenossen gegenüber benachteiligt worden wäre! Eine Klarstellung, die zur Beruhigung brotneidiger Gemüter dienen soll!

Eine sonderbare Logik und noch sonderbarere Rechnung. Jeder Volksschüler wird, wenn man ihm die Aufgabe stellte, herauszurechnen, was von den 1386000 Tonnen aus Rumänien uns und was jenen zukäme, herausbringen, daß nach dem Verhältnis der Bevölkerungszahl 7:5 Deutschland 808500 Tonnen und Österreich-Ungarn 577500 Tonnen hätte erhalten sollen. Also sind wir tatsächlich ganz bedeutend zu kurz gekommen, zumal da ja auch darauf hingewiesen wird, daß Deutschland Getreideeinfuhr in großem Maß bedarf, während das verbündete Land Ausfuhrland ist. Wenn dieses im letzten Jahr keine gute Ernte hatte, daß es Zuschuß bedurfte, so wäre schließlich nichts zu sagen. Aber die unsrige war auch nicht gerade glänzend.

Es ist also eine sonderbare Rechnung, wir mögen sie ansehen, wie wir wollen. Entweder sind unsre Rechenkünstler an leitender Stelle schlechte Rechner oder sind wir überhaupt die Dummen, die immer und überall nachgeben. Wir sind für Österreich-Ungarn in den Krieg eingetreten, wir haben für unsere Bundesgenossen unsre Westfront mehr als einmal entblößt und deshalb Abertausende dort opfern müssen, um auf der andern Seite Luft zu schaffen, wir haben uns die Czerninschen Friedensgedanken suggerieren und aufoktroyieren lassen und stehen jetzt in Gefahr, unsere Brüder in den baltischen Provinzen und unsere Vettern in den vlamischen nicht erlösen zu dürfen, die uns, weiß Gott, näher am Herzen liegen, als Tschechen und



Slovenen, — und geben auch von den sauer und blutig verdienten Vorräten Rumäniens her, was der andere in seiner angeborenen Bescheidenheit für sich in Anspruch nimmt!

Sind wir denn Kautschuk, daß wir immer und überall nachgeben? Sonderbare Rechnung das. Und sonderbares Volk, wir Deutschen! In Waffen Stahl, in Zivil — Kautschuk. G. R.

*

Hardens „Kriegsaufsätze"

Die „Wahrheit" bringt folgende Mitteilung:

Der falsche Prophet im Grunewald, der in gleicher Weise für das verräterische Italien wie für das heuchlerische Amerika als Verteidiger auftrat und die deutsche Sache diskreditierte, wo und wie er nur konnte, wird für seine politische Brunnenvergifterei nun auch noch klingenden Lohn erhalten. Für zwei Bände „Kriegsaufsätze" erhält Maximilian Harden-Witkowski wohl das höchste Honorar, das je ein deutscher Schriftsteller auf einmal für ein Werk bezogen hat. Da der Preis der beiden Bände, die gleich in einer Auflage von 20000 Exemplaren ausgegeben werden, auf 25 Mark festgesetzt wurde, entfallen laut Vertrag als Anteil für Harden sofort zirka 125000 Mark. An das Erscheinen des Buches stellte Harden die Bedingung, daß sämtliche Aufsätze vom Kriegspresseamt gänzlich freigegeben werden; diese Freigabe soll bereits erfolgt sein. Man weiß in der Tat nicht, was man dazu sagen soll. Sind diese „Kriegsaufsätze", die so viel Schaden angerichtet haben, wirklich so leichten Herzens für die Veröffentlichung in Buchform freigegeben worden? Es wäre unverständlich! Weniger überrascht wird man darüber sein, daß Harden-Witkowski auch aus diesem „Geschäft" wieder einen Riesen-Rebbach herausschlägt. Die stattliche Auflage von 20000 Exemplaren deutet darauf hin, daß sich der Verleger von der Neugier der Vielzuvielen ein großes Geschäft verspricht. Damit wird er sich hoffentlich verrechnet haben; denn es ist kaum anzunehmen, daß es in deutschsprechenden Ländern 20000 so dumme Menschen gibt, daß ein solcher Absatz zu erzielen wäre. Wir bedauern jedenfalls schon heute jeden, der es unternimmt, sich durch dieses Satz-Labyrinth hindurchzuwinden.

*

Herr A. H. Fried

Aus Wien wird dem Türmer folgender Brief des bekannten Friedenspreisträgers der Nobelstiftung und früheren Herausgebers der „Friedenswarte" A. H. Fried übersandt. Er ist an einen in Wien sehr bekannten Großhändler und Großindustriellen, Freund Frieds, gerichtet, der auch Wiener ist, derzeit aber in Bern lebt. Da der Brief von dem Empfänger in Durchschlägen versandt wird, jedenfalls doch, um Stimmung für die Ideen Frieds zu machen, also als politische Flugschrift anzusehen ist, nehmen wir keinen Anstand, ihn zu veröffentlichen. Für die Echtheit verbürgt sich unser Gewährsmann, dessen Persönlichkeit keine Zweifel zuläßt. Herr A. H. Fried schreibt:

Bern, Coisystraße 1, den 28. I. 1918.

Sehr verehrter Herr Kommerzialrat!

Durch De Jong höre ich öfter von Ihnen und war besonders erfreut über ihre mit der unsern völlig übereinstimmende Ansicht über die letzte Wilsonbotschaft. Es ist mir ein Rätsel, wie man daran vorbeigehen konnte. Hier war der Haken ausgelegt, an dem der endgültige Friede angehängt werden konnte. Hier oder nie. Schon vor 2½ Jahren habe ich zu unserem früheren (österr.) Gesandten gesagt, ob wir es notwendig haben, uns für die Wahnideen der Alldeutschen im Reich zu opfern. Ich glaube, er billigte damals mit feinem Lächeln meine Ansicht. Was aber vor 2½ Jahren bloß richtig gewesen ist, ist jetzt schreiend brennende Wahrheit geworden. Meiner Ansicht nach hätte Graf Czernin nach der Rede des General Hoffmann nicht bloß erkranken sollen; es wäre angezeigt gewesen, wenn er Brest-Litowsk verlassen hätte. Man spricht immer so viel vom „Prestige" der Monarchie. Ich glaube, das „Prestige" würde es erfordern, nunmehr zu zeigen, daß man sich von den Eisenfressern draußen nicht mehr ins Schlepptau nehmen läßt.

Die Sozialdemokraten haben ihre Aufgabe auch nicht verstanden. Sie sind zufrieden mit den schönen Geschenken, die ihnen aus den verschiedenen Ressorts versprochen wurden. Wir bekommen den Frieden doch nicht, wenn wir uns nicht auf uns, d. h. Österreich auf sich selbst, besinnen und kurzerhand eines Tages auf eigene Faust abschließen. Wenn wir die große Giftgasoffensive, die nach Frankreich geplant ist, mitmachen oder nur dulden, dann bleibt uns der Krieg noch drei Jahre am Halse, und wir werden uns seiner nicht mehr erretten können. Es ist jetzt ein so kritischer Augenblick für unser Land und unser Volk, daß man wirklich nichts ungeschehen lassen soll, um eine günstige Wendung in diesem letzten Augenblick noch herbeizuführen.

Morgen spricht Hertling. Ich wage gar nicht zu hoffen, daß er den Anregungen Lloyd Georges und Wilsons entgegenkommen wird. Was dann? Und demnächst wird auch Graf Czernin sprechen. Er hätte es in seiner Hand, den Faden mit Amerika weiter zu spinnen. Ich bitte Sie, machen Sie Ihren Einfluß geltend, damit nicht ein definitiver Bruch zwischen der Monarchie und Amerika herauskommt; denn gerade zwischen Wien und Washington kann der Friede gemacht werden. Das ist hier die Ansicht aller, die klar sehen.

Werden wir Sie bald hier haben? Es wäre sehr wichtig. Hier ist es auch immer sehr interessant.

Bitte, bestätigen Sie mir den Empfang dieses Briefes und seien Sie, sehr geehrter Herr Kommerzialrat, auf das beste gegrüßt von Ihrem hochachtungsvoll

ergebenen

Dr. A. H. Fried

(eigenhändige Unterschrift).

*

Das Eiserne Kreuz in Österreich

Man schreibt uns aus Wien:

Irgendeine empfindsame Stelle hatte Anstoß daran genommen, daß die österreichischen Heeresangehörigen, die das Eiserne Kreuz besitzen, diese Auszeichnung nach deutscher Art in Gestalt eines schwarz-weißen Bändchens im Knopfloch tragen. Und so erschien kürzlich ein Erlaß, wonach die österreichisch-ungarischen Heeresangehörigen angewiesen wurden, das Eiserne Kreuz so anzulegen wie die österreichisch-ungarischen Orden. In österreichischen Offizierkreisen hat dieser Erlaß einige Verwunderung hervorgerufen.

*

Wasser auf ihre Mühlen

Die sonst im allgemeinen mustergültig geleitete Bilderbeilage („Zeitbilder") der „Deutschen Zeitung" veröffentlicht ein Gedicht „Viktoria"!, das mit den Versen anhebt:

„**In die Kniee, Völker!** Hört ihr das Rauschen?!
Der **preußische Adler** in stolzem Flug,
Er regt seine Schwingen zum Siegeszug!
In die Kniee, Völker, beugt euch, zu lauschen!"

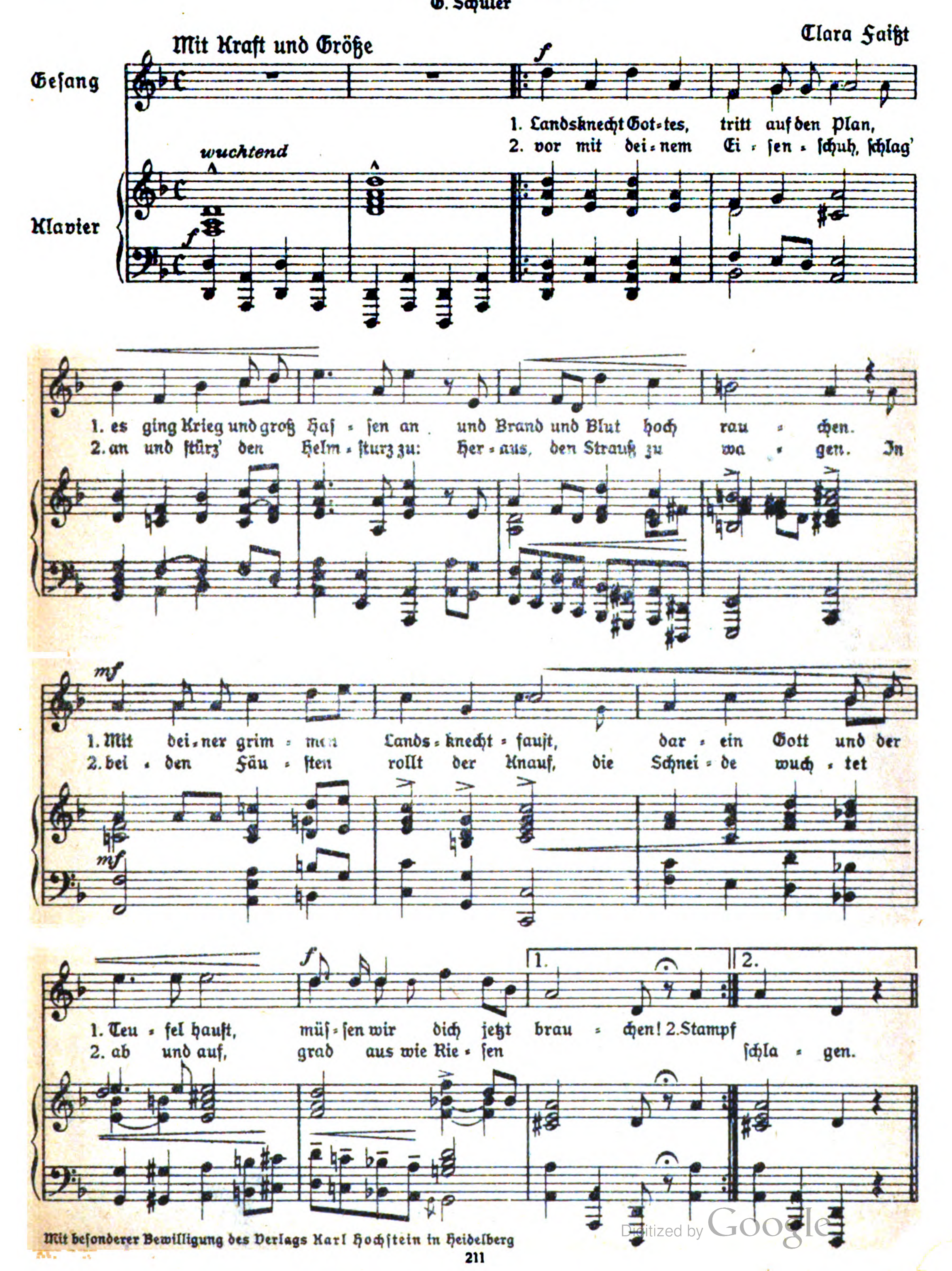
Wir haben so wenig Überfluß an völkischem Selbstbewußtsein, daß uns ein Mehr davon niemals schaden kann und jedenfalls einem Weniger bei weitem vorzuziehen ist, wenn es da ein Weniger überhaupt noch gibt. Aber solche Wendungen, wie: „In die Kniee, Völker!" sollte man sich doch lieber versagen — sie sind Wasser auf die Mühlen der auf solche Angriffspunkte nur lauernden Gegner. Überdies entsprechen sie auch echtem deutschen Empfinden nicht. Wir führen nicht Krieg, damit die „Völker" vor dem „preußischen Adler" in die „Kniee" sinken, sondern um die Anerkennung unserer Ebenbürtigkeit und Unabhängigkeit zu erzwingen, unser Haus und seinen Ausbau nach den Maßen unserer Entwicklung und unserer Leistungen zu sichern und in freiem, friedlichem Wettbewerbe mit den anderen um die Palme zu ringen. Das ist alles, aber es ist gerade genug, rhetorische Überschwenglichkeiten und spielerisches Pathos im papierenen Panzer auszuschalten. Gr.

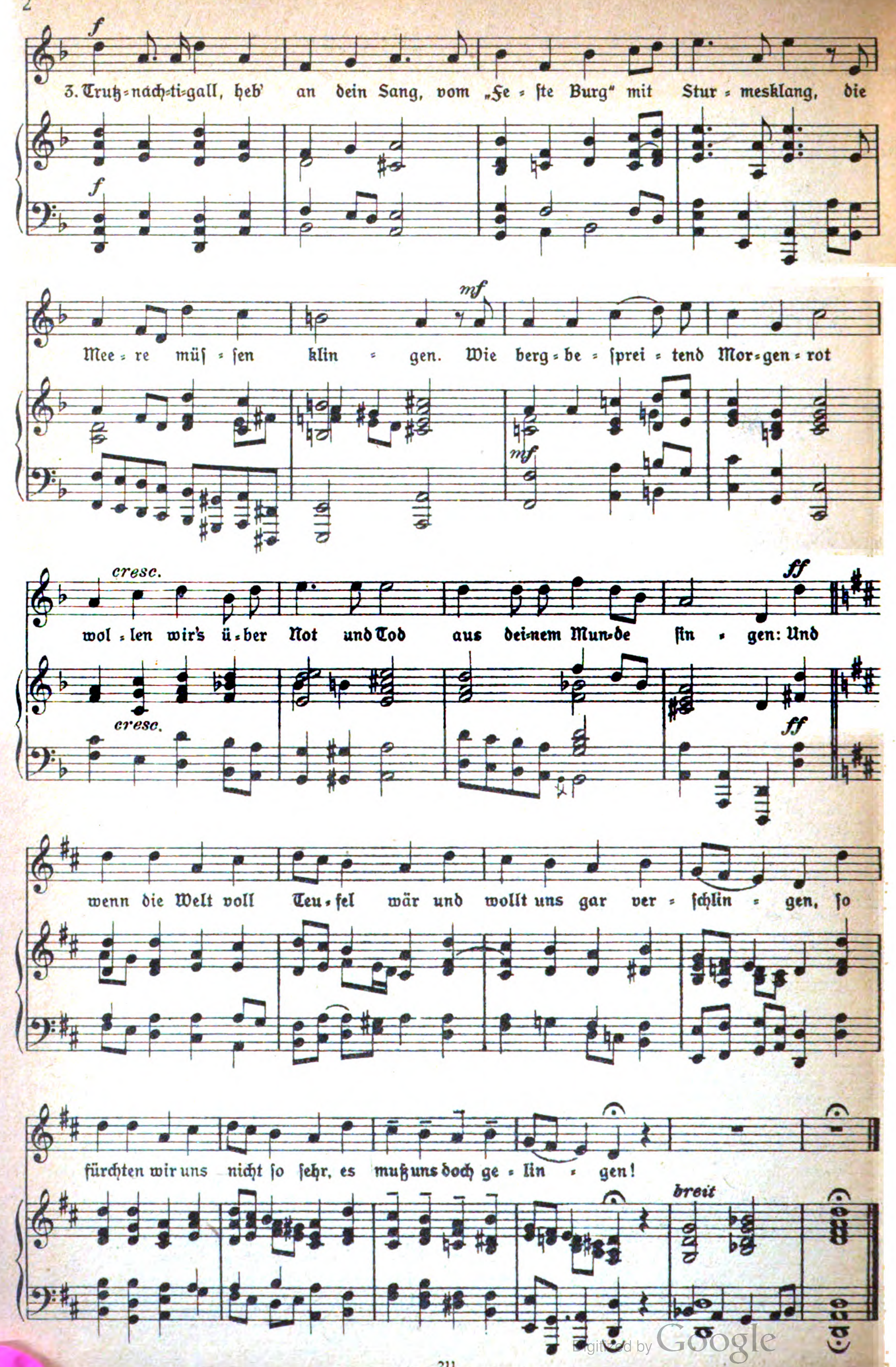
Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Der Türmer
Notenbeilage zu Heft 1 — Kriegsausgabe — 1. Oktoberheft 1917

Landsknecht Luther

G. Schüler

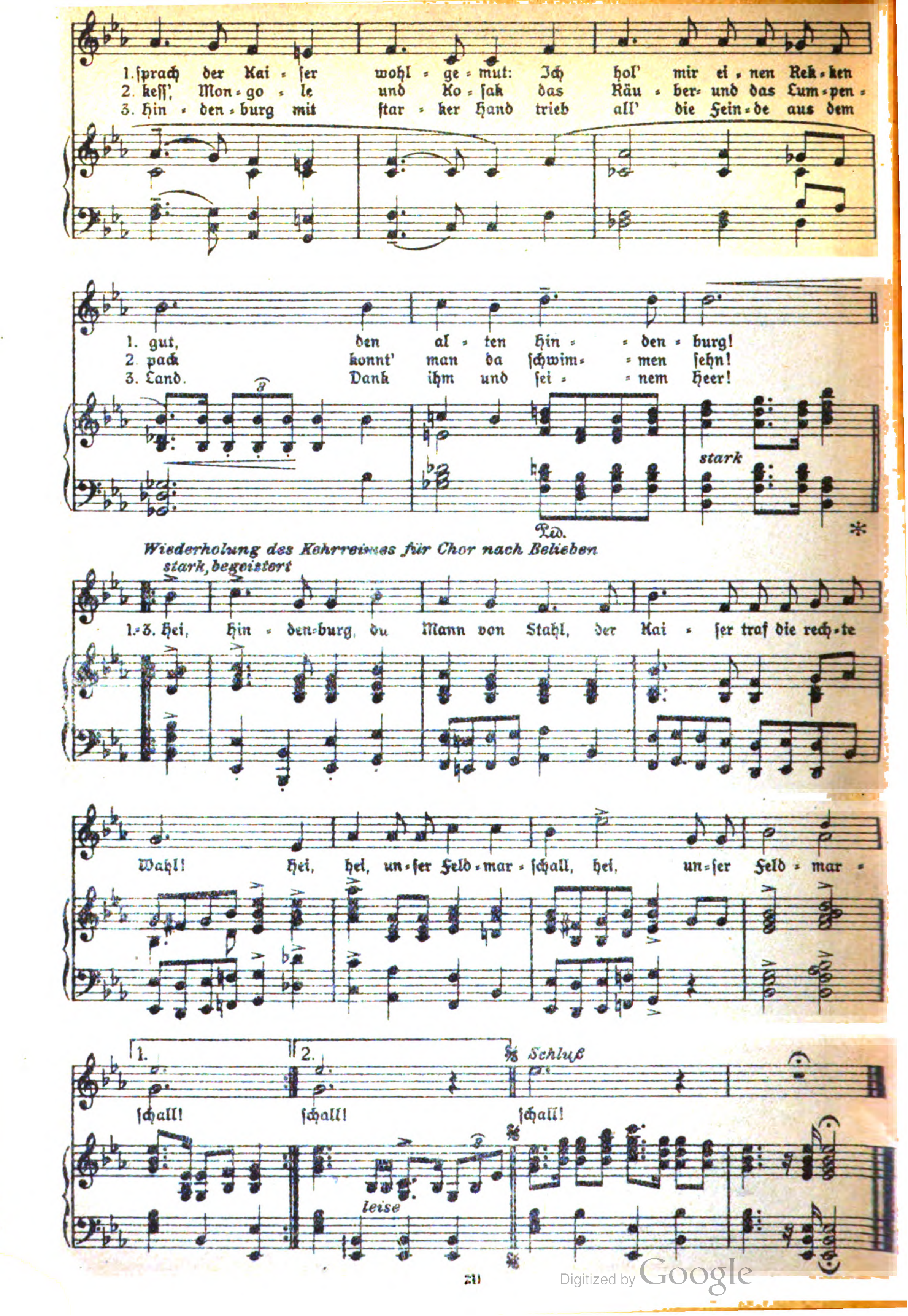



f
3. Trutz-nach-ti-gall, heb' an dein Sang, vom „Fe-ste Burg" mit Stur-mesklang, die
mf
Mee-re müs-sen klin-gen. Wie berg-be-sprei-tend Mor-gen-rot
cresc.
ff
wol-len wir's ü-ber Not und Tod aus dei-nem Mun-de sin-gen: Und
wenn die Welt voll Teu-fel wär und wollt uns gar ver-schlin-gen, so
fürchten wir uns nicht so sehr, es muß uns doch ge-lin-gen!
breit

Das Lied vom alten Hindenburg

Hermann Kirchner, Op.54




1. sprach der Kai - ser wohl - ge - mut: Ich hol' mir ei - nen Rek - ken
2. kess', Mon - go - le und Ko - sak das Räu - ber- und das Lum - pen -
3. Hin - den - burg mit star - ker Hand trieb all' die Fein - de aus dem
1. gut, den al - ten Hin - - den - burg!
2. pack konnt' man da schwim - - men sehn!
3. Land. Dank ihm und sei - - nem Heer!
stark
Ped.
Wiederholung des Kehrreimes für Chor nach Belieben
stark, begeistert
1.-3. Hei, Hin - den-burg, du Mann von Stahl, der Kai - ser traf die rech - te
Wahl! Hei, hei, un - ser Feld - mar - schall, hei, un - ser Feld - mar -
1. schall!
2. schall!
Schluß
schall!
leise

Der Türmer
Kriegsausgabe

Notenbeilage zu Heft 2 — 2. Oktoberheft 1917

Begegnung

(H. Heine)

H. Drechsler, Op. 29 Nr. 1




rall.
Au = = = gen an,
mf
und mein
p rall. espressivo
p
Herz ist so er = schrok=ken, daß es kaum dir fol = gen kann.
p
rall.
mf
p
rall.
p
Tempo I
mf
Wenn du mir vor = ü = ber wandelst
cresc.
und dein Kleid be=rührt mich nur,
f
ju = belt dir mein Herz und stür = misch folgt es dei = ner schö = = nen
f
Spur.
rall.
lento

Kurzes Gedächtnis

(Paul Heyse)





p
3. A - ber wie das Küſ - ſen tu', haſt du nicht ver - geſ - ſen?
4. Ob ſie es ge - lernt im Nu, geht ſie ſelbſt zu fra - gen.
mf
Non me ne ri - cor - do più;
Non me ne ri - cor - do più!
iſt's ein Ding zum Eſ - ſen?
wird ſie frei - lich ſa - gen.
f
Non me ne ri - cor - do più;
Non me ne ri - cor - do più!
iſt's ein Ding zum Eſ - ſen?
wird ſie frei - lich
3.
4.
ſa - gen.

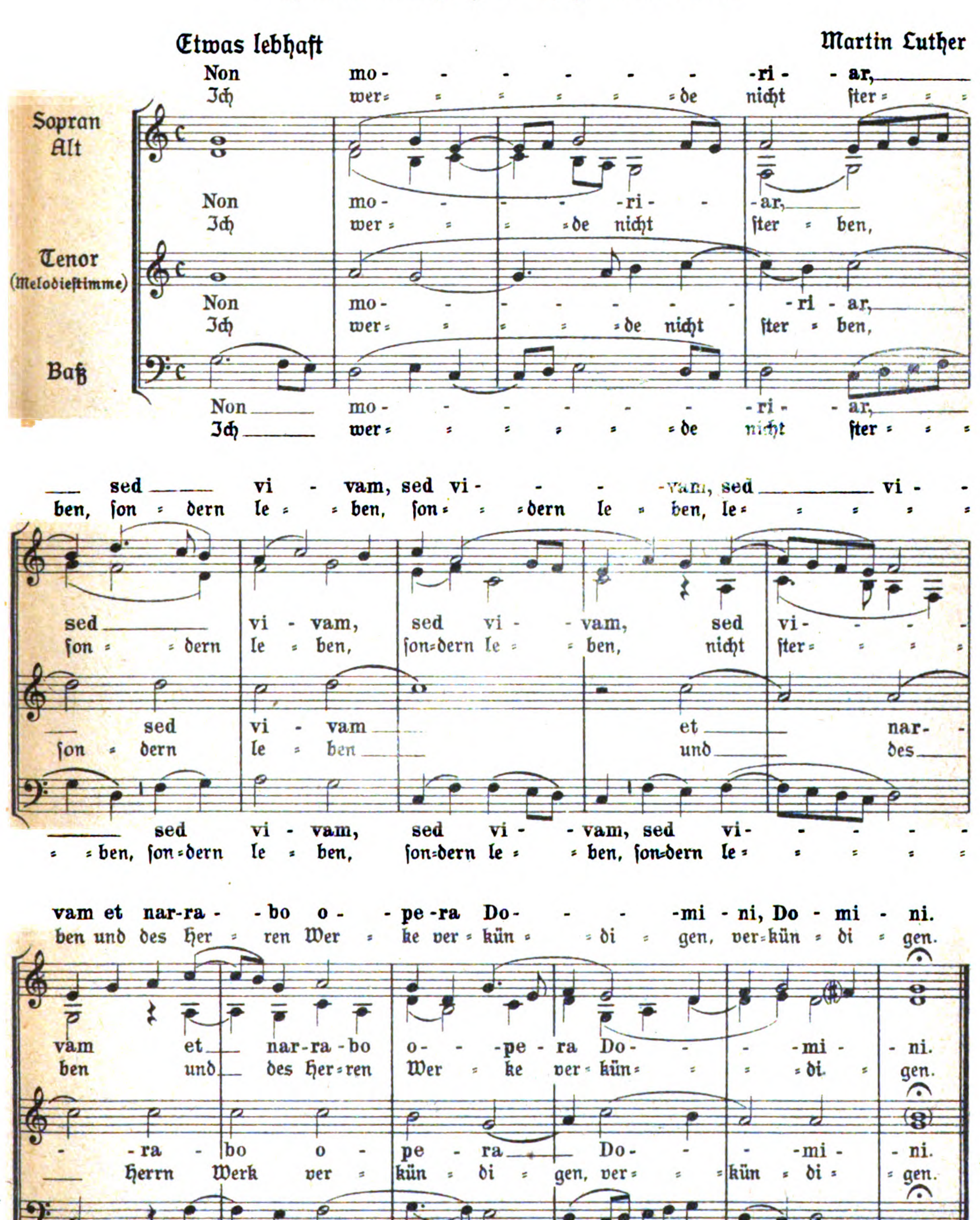
Der Türmer

Kriegsausgabe

Notenbeilage zu Heft 3 — 1. Novemberheft 1917

Non moriar, sed vivam!

Ich werde nicht sterben, sondern leben!



Und wenn die Welt voll Teufel wär'

Aus der Kantate

„Ein' feste Burg ist unser Gott"

Joh. Seb. Bach





und woll = ten uns ver = schlin = =
gen,


so fürch = ten wir uns nicht so
sehr,
es soll uns
doch ge = = lin = = = gen.


Der
Fürst
die
ser
Welt,


wie sau'r er sich stellt,
tut
er uns doch nichts,


das
macht er ist ge = = richt't,



ein Wört- -lein kann ihn
fäl- - -len.

Der Türmer
Kriegsausgabe

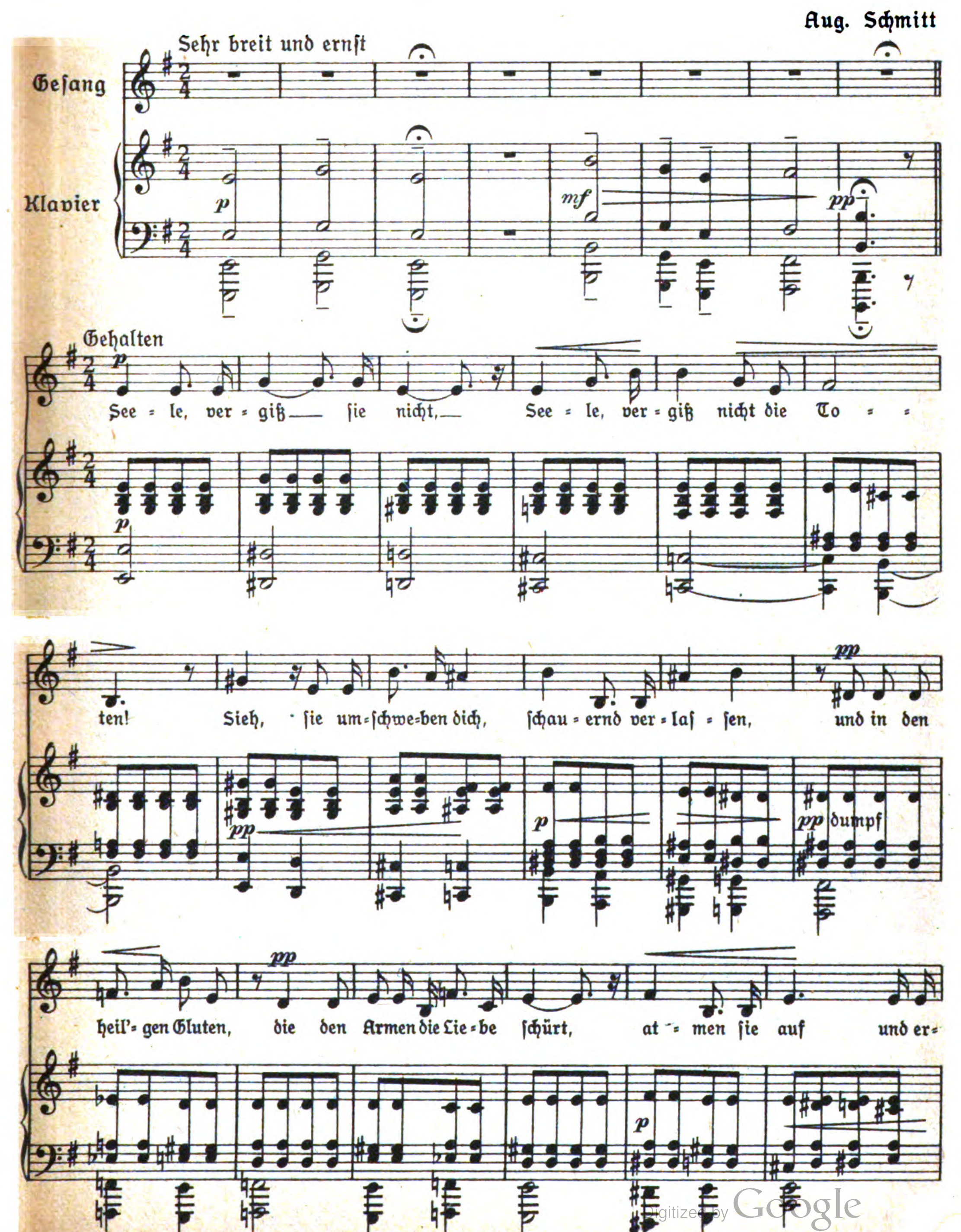
Notenbeilage zu Heft 4 — 2. Novemberheft 1917

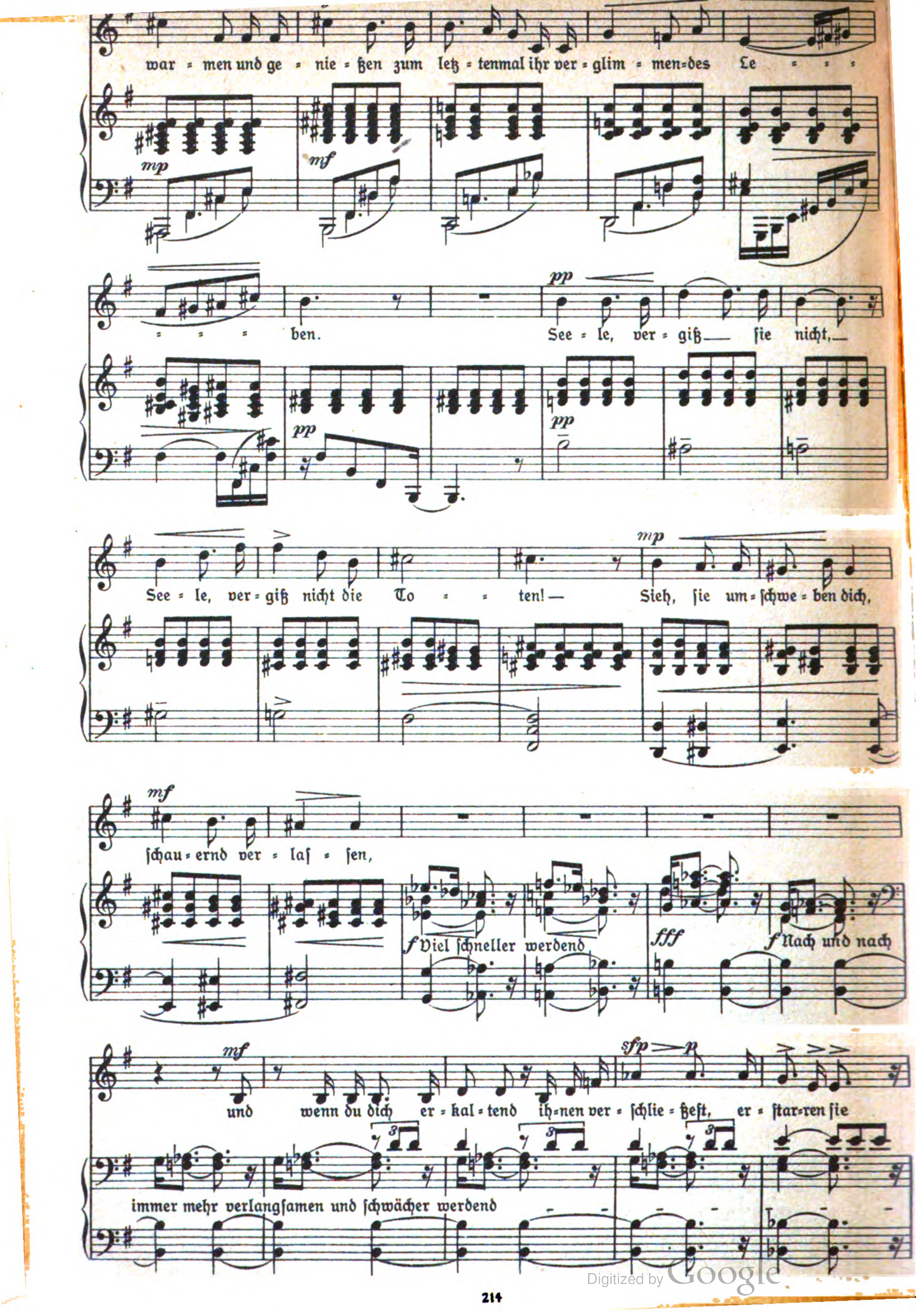
Dem Andenken meines lieben Freundes Otto Laux

Requiem

Friedrich Hebbel

Aug. Schmitt




war = men und ge = nie = ßen zum letz = tenmal ihr ver = glim = men=des Le = = = = = = ben.
See = le, ver = giß — sie nicht, —
See = le, ver = giß nicht die To = = ten! —
Sieh, sie um = schwe = ben dich,
schau = ernd ver = las = sen,
und wenn du dich er = kal = tend ih=nen ver = schlie = ßest, er = star=ren sie
mp
mf
pp
sfp
p
fff
f Viel schneller werdend
f Nach und nach
immer mehr verlangsamen und schwächer werdend


bis hin=ein in das Tief=ste.
Ungleich schneller und erregter
Dann er=greift sie der Sturm der Nacht,
ppp
ff
f
dem sie, zu=sam=men=ge=krampft in sich, trotz=ten im Scho=ße der Lie=be,
pp
f
ff
p
pp
Noch erregter
und er jagt sie mit Un=gestüm durch die un=end=li=che
ff
Sehr heftig
Wü=ste hin, wo nicht Le=ben mehr ist, nur Kampf


Sehr breit und wuchtig
los=ge=laf=fe=ner Kräf = te um er = neu = er = tes Sein!
fff
sfff fortklingend
fff
ffff
Sehr langsam und mit größter Anmut
Gehalten (Wie zu Anfang)
See = le, ver=
ppp Sehr weich und zart
pp
pp
pp
Mit Pedal (klingen lassen)
giß sie nicht, See = le, ver = giß nicht die To = = ten!
den nächsten Takt nachklingen lassen
ppp
langsamer werdend
ppp




Sehr breit und wuchtig
los=ge=laf=fe=ner Kräf = te um er = neu = er = tes Sein!
fff
sfff fortklingend
fff
ffff
Sehr langfam und mit größter Anmut
Gehalten (Wie zu Anfang)
See = le, ver=
ppp Sehr weich und zart
pp
pp
pp
Mit Pedal (klingen laffen)
gifz fie nicht, See = le, ver = gifz nicht die To = = ten!
den nächften Takt nachklingen laffen
langfamer werdend
ppp
ppp

Drei alte Weihnachtslieder

mit Klavierbegleitung von

Justus Hermann Wetzel

1. Geistliches Wiegenlied



1. fein.
2. Kind.
3. lein.

Sin-get und klin-get dem Kin-de-lein klein, dem zar-ten sü-ßen Je-su-lein,

sin-get und klin-get, ihr En-ge-lein rein, mit tau-send sü-ßen Stim-me-lein.

2. Von der Geburt Jesu Christi

Aufführungsrecht vorbehalten
Nachdruck verboten

(Heinrich Elmenhorst)
(1681)

Joh. Wolfg. Franck 1681
Satz von J. H. Wetzel




f
mf
1. ge - ben, der un - ter tau - send aus - er - korn, der Held, die Wonn', das Le - ben. Wie
2. schau - et, ein klei - nes Kind, lag un - be - quem der Krip - pen an - ver - trau - et, war
3. Kin - de, es kann in dir fein sanf - te ruhn, komm, faß es nur ge - schwin - de. Dies
f
p
1. freu - et sich mein Herz und Geist, be - geh - ret itz und al - - - ler -
2. ein - ge - wik - kelt und im Stall, ein Pil - ger, der viel Un - - - ge -
3. Kind ist vol - ler Freundlich - keit, dir la - chets in der Gna - - - den -
cresc.
f
1. meist sich für den Sohn zu bük - ken, dies Kind an sich zu
2. fall und Leid für uns - re Schul - den ge - hor - sam wollt - te
3. zeit, Kind, Wun - der - sohn, Kraft, Ra - ter, Held, Fried - fürst, E - wig -
p
f
1. drük - ken.
2. dul - den.
3. va - ter.
2. Das
3. Komm
f
p

(Schubart)

Christian Fr. Dan. Schubart 1786
Satz von J. H. Wetzel





Vierteljährl. (6 Hefte) 5 Mark Einzelne Hefte 90 Pf.

Inhalt des zweiten Märzheftes:

Bezugsbedingungen des Türmers: Der Türmer erscheint halbmonatlich, Anfangs und Mitte jeden Monats.
Der Bezugspreis beträgt für das Vierteljahr (6 Hefte) 5 Mark, für einzelne Hefte 90 Pfennig. Bestellungen nehmen entgegen die Buchhandlungen, die Postanstalten und der Verlag des Türmers (Greiner & Pfeiffer) in Stuttgart.

Anzeigen-Annahme: Berthold Giesel in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38. Preis für die 45 mm breite Zeile 1 Mk. Beilagen nach Übereinkunft.

Empfohlene Bildungs-Anstalten für Söhne

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. 5 Laborat.
Programm frei.

---

sorgf. Pflege, Erziehung, Unterricht u. Vorbild. z. ein Lebensber. find geistl.
Zurückgebliebene
in dem Schröterschen Institut, gegr. 1873. Dresden-N., Oppelstraße 44.
Prospekt Hyg.-Ausst. Dresd. Silb. Med.

Vorbildung z. Einjähr., Prim., Abit. Pr[illegible] Dr. Harangs Anst. Halle S. 30

Glauchau i. Sa.
Pädagogium
Erziehungs- und Unterrichtsheim f. nervöse, willensschwache schwer lernende Knaben mittlerer und höherer Schulen.
Prosp. d. d. Leiter: K. Richter.

Einjährig.-Institut.
Unübertroffen schnell! Nicht Jahre, Monate genügen! Urlauber auch im höheren Alter bestand. nach 4-6 wöchentl. Vorbereitung. Volksschüler ohne sprachliche Vorkenntnisse in 6 Monaten. Seit Gründ. 1875 2320.
Direktor Wolff, Hamburg, Grindel-Allee 29

Dr. Kramer's Institut
Harburg a. Elbe
beginnt zu Ostern das 49. Semester 1916 best. 39 Einj., Ostern 1917 sämtl. Prüflinge. Prospekt mit Referenz. frei.

Institut Boltz Ilmenau i. Thür. Einj.-Abitur. Pr. fr.

Kieler Privat-Realschule, Kiel
Vorschule, Klassen VI—U. II (I) und **Sonderkurse** für Einjährige, Fähnriche, Seekadetten u. sämtl. Schulprüfungen schnell u. sicher. Günstigste Erfolge. Mäßige Preise. Prospekte und Berichte
Dir. Dr. Heine.

Knaben-Pensionat **Goetheschule** Offenbach a. M.
Realklassen, verbund. m. Vorschule
erteilt Einjährigenzeugn.
Die häuslichen Aufgaben werden unter Aufsicht der Lehrer in der Anstalt angefertigt. Mäß. Preise.
Prospekt durch die Direktion.

Schülerheim Wernigerode
bereitet vor zum Abitur.-, Fähnrich-, Einj.-Examen.
Besondere Damenkurse.

Prospekte von den hier anzeigenden Bildungs-Anstalten liegen zu einem großen Teil in unserer Geschäftsstelle aus oder werden auf Verlangen gegen Porto-Ersatz zugesandt von der Anzeigenverwaltung des Türmer, Berlin W. 35.

Zurückgebliebene Schüler höherer Lehranstalten
werden bei grundsätzlicher Berücksichtigung ihrer Eigenart schnell und sicher gefördert durch den Besuch des
Pädagogiums zu Barsinghausen bei Hannover.
Streng geregeltes Pensionat. Stete Aufsicht. Vorbereitung für alle Examina energisch, nachhaltig und kurz. **Direktor K. Thur.**

Wald-Pädagogium Bad Berka i. Th.
Erziehungsschule nach Godesberger Art.
Gesundes Waldleben. Strammes Schulleben. Familienhäuser. Kunst.
10 Morgen Wald. Feld u. Spielplätze. Werkstatt, Luftbad, Liegekur, Sport.
Realschule · Gymnasium · Realgymnasium
— Eigene Landwirtschaft und Viehzucht sichern die Ernährung. —

---

vorm. Dühringsche höhere Privatschule / Direktor Erler
Vorschule bis Prima aller Schulen. Umschulung u. Einschulung. Vorbereitung zur Einjährigen-Prima-Abiturienten-Prüfung, Notprüfungen. Arbeitsstunden. Freiprospekt. Auf Wunsch Pension. Berlin W. 50, Ranke-Str. 20.

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen.
Leit. Dr. Schünemann, Berlin, Zietenstr. 22, gegründet 1888, bereitet zu allen Notprüf., auch Beurlaubte oder Kriegsteilnehmer zur Reifeprüfung u. bes. zur Fähnrichpr. vor.

Breslau, Vorbereitung Dr. Kloeters (vorm. Jock), Gothestr. 132
zum Einj.-, Fähnrich- und Abitur.-Examen (auch Damen). Allein 40 Abiturienten bestanden die Reifeprüfung.

Bublitz, Pom. Einj.-, Prim.- u. Fähnr.-Anst. O.-Tert. bestand. schon nach 5 Woch., U.-Tert. nach 7 Mon., Quart. nach $1^1/_4$, Dorfsch. n. $1^1/_2$ Jhr. die Einj.-Prüfg. Gute Kost. Pfr. Kranenberg.

Vorbereitungsanstalt für das Einjährigen-, Prima- u. Abiturienten-Examen zu Bückeburg. Unter staatlicher Aufsicht.
Schnelle und sichere Förderung in kleiner. Klassen durch grundsätzliche Berücksichtigung der Eigenart eines jeden Schülers. • Familieninternat. • Reichliche und gute Verpflegung. Beschleunigte Kriegssonderkurse für Notprüfungen.
Gute Erfolge. Prospekt und Jahresbericht durch den Direktor

Darmstadt. Pädagogium M. Elias. Vorbereitg. z. Einjährig.-, Priman.-, Fähnrich- u. Abiturient.-Exam. (auch Damen). 1916/17 bestanden 67 Schüler ihre Prüf.: seit Kriegsbeginn 125 Schüler.

Dresden, Vorbereitungs-Institut Riss (vorm. Pellatz)
Einj., Fähnr., Prima, Abitur., — auch Damen.
Gegr. 1860. · Marschnerstr. 3 · Pensionat. · Prospekt.

Essen a. R. Institut Brenken. 114 Einjähr. seit Kriegs-Ausbruch bis 1. August 1917 bestanden. Pension preiswert!

Frankfurt a. M. Prof. Dr. Brunner, Einjährigen-Institut. Prospekte frei.

Gießener Pädagogium.
Höhere Privatschule für alle Schularten. Sexta—Oberprima
Einjährigen-, Primareife-, Abiturienten-Prüfung.
Schülerheim in etwa 25 000 qm großem Park. Gute Verpflegung. Charakterbildung durch Arbeit und Pflichten. Musik. Sport.
Drucksachen durch Dir. Brackemann, Giessen a. d. L., Wilhelmstr. 16. Nähe Universität.

Das **Evang. Pädagogium, Godesberg a. Rh.**
Gymnasium, Realgymnasium und Realschule mit Einjährigen-Berechtigung
bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht in kleinen Klassen, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehung in Gruppen von 10 bis 20 Knaben in den 15 Wohnhäus. der Anstalt. Viele körperl. Bewegung bei reichl., vernünftiger Ernährung.
Jugend-Sanatorium in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztl. pädagog. Institut. | Zweiganstalt in Herchen a. d. Sieg in ländlicher Umgebung und herrlicher Waldluft.
Drucksachen durch den Direktor **Prof. O. Kühne in Godesberg a. Rh.**

Briefe

„Berliner Lokal-Anzeiger“: Der neue Droschkentarif. Diese Erzählung ist vorgeahnt, aber sonst buchstäblich wahr. Ich stand am Anhalter Bahnhof und wollte zum Potsdamer. Das ist eine kurze Strecke, aber es regnete Strippen, und ich hatte den neu gewendeten Rock an. Da riskiert man doch lieber trotz des neuen Droschkentarifs eine Fahrt, und ich knüpfte mit einem Kutscher Verhandlungen an. Zuerst fragte er: „Wo wollen Sie denn hin?“ Ich nannte mein Ziel, und er brummte: „So weit?“ Dann musterte er mich mißtrauisch und fragte endlich ganz freundlich, aber doch unverblümt: „Haben Sie Vermögen?“ Da ich eine Abschrift meiner Steuererklärung nicht bei mir hatte, zeigte ich ihm stolz mein Scheckbuch. Achselzucken und die gewichtigen Worte: „Das kann langen oder auch nicht. Haben Sie eine Erbschaft zu erwarten?“ — „Ich habe eine alte Tante“, antwortete ich, setzte dann aber als ehrlicher Mann hinzu, „aber sie ist noch sehr rüstig.“ „Das schadet nichts!“ entschied er. „Bis wir hinkommen, können Sie schon geerbt haben.“ Ich durfte einsteigen. Sowie der Wagen sich in Bewegung setzte, fing der Zeiger der Taxameteruhr an zu rotieren wie ein Flugzeugpropeller, und wenn das Pferd halb so schnell gewesen wäre, hätte ich den Mann mit den Siebenmeilenstiefeln eingeholt. Durch das schlecht schließende Fenster regnete es hübsch sacht hinein; aber die Zeit verging, und wir kamen bis zum Museum für Völkerkunde. Da stürzte das Pferd und blieb liegen; der Zeiger rotierte fort. Hilfsbereit stieg ich aus, naß war ich sowieso, und fragte den Kutscher, ob der Gaul vielleicht wünsche, als Berliner Kriegspferd in das Museum aufgenommen zu werden. Das ginge nicht an. Er sei nicht exotisch, sondern einheimisch. Meine Theorie wurde nicht beachtet, und so warf ich die Frage auf, ob er vielleicht glaube, in seinem Erbbegräbnis angekommen zu sein. Der Kutscher schenkte dem keine Beachtung, sondern sagte nur wehmütig: „Das Tier hätten Sie so um 1890 sehen müssen. Da war es ganz anders.“ Ich glaubte ihm, denn damals mußte es ein Pferd in den besten Jahren gewesen sein. Endlich kriegten wir es wieder hoch und fuhren weiter. Am Ziel übergab ich dem Kutscher nach Einsicht in den Taxameter mein Scheckbuch, mit der Bitte, das ganze Konto übernehmen zu wollen. Aber es reichte nicht, und ich gab das Portemonnaie gleich mit. Zufällig kam ein Bekannter hinzu und begrüßte mich ostentativ. Er schien stolz darauf, den Leuten zu zeigen, daß er einen Bekannten habe, der sich eine Droschkenfahrt leisten könne. Der dumme Kerl war nicht wenig erstaunt, und es geschah ihm recht, als ich ihn um fünf Mark anpumpte. Dr. M. P.

Papiernöte. Hin und wieder, so liest man im „Tag“, hat bereits ein goldener Sonnenstrahl vom blaßblauen Himmel gegrüßt, es ging so etwas wie Frühlingsahnen durch die Welt, und da denkt natürlich jeder sorgsame Familienvater, der draußen in der Laubenkolonie ein Stückchen Land gepachtet hat, an die Feldbestellung. Selbstverständlich sollen Nutzgewächse gezogen werden, in erster Linie nahrhafte Hülsenfrüchte — Erbsen und Bohnen. Man könnte sich ja das Saatgut, wie manches andere, wohl verschaffen, ohne hohe Behörden zu belästigen, aber der jedem Deutschen innewohnende Bürgersinn verschmäht den Schleichweg: man will mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung im Schweiße seines Angesichts sein Land beackern, damit man später mit gutem Gewissen den Segen der Ernte bergen kann. Also auf zum Gemeindevorstand, und hier wird die Bitte um eine Anweisung auf

einiges Saatgut an Erbsen und Bohnen mit geziemender Bescheidenheit vorgetragen. Mit Stirnrunzeln wird erwidert: „Da müssen Sie eine Saatkarte haben!“ Auf die weitere schüchterne Frage, wo man sich wohl in den Besitz eines so kostbaren Dokuments setzen könne, erhält man die Antwort, Carl Heymanns Verlag halte solche Karten zum Verkauf bereit. Hier wird einem nun bedeutet, daß nur fünf Stück zu vierzig Pfennig abgegeben werden. Man braucht aber doch nur zwei — ganz gleichgültig, man muß fünf erwerben, mit den übrigen dreien kann man anfangen, was man will. Unter fünf Stück werden nicht abgegeben. Eine Saatkarte, wie sie uns vorliegt, hat aber die Größe eines halben Foliobogens und ist gewiß für große Latifundien, aber nicht für ein Stückchen Laubenland, das man mit einem Tafeltuch bedecken kann, gedacht. Jedenfalls gehen die drei überflüssigen Exemplare der Saatkarte zugrunde, und bei den ungezählten Gesuchen, die in ähnlicher Weise jetzt an die Behörden gerichtet werden, wird eine recht beträchtliche Menge von Papier verschwendet, das in dieser Zeit der ausgesprochenen Papiernot ganz bestimmt eine zweckmäßigere Verwendung finden könnte. Ganz abgesehen von dem nutzlos ausgegebenen Geld. Bei den Zeitungen ist die Papiernot zur öffentlichen Kalamität geworden, die schwere Geschäftsschädigungen im Gefolge hat, für die Neudrucke von allen möglichen Karten aber stehen, wie es scheint, ungemessene Mengen von Papier zu Verfügung, als ob man sich durch Neudrucke vor Fälscherkunststückchen schützen könnte. Das Format der Postkarten muß verkleinert, aber Kartenformulare müssen für übermäßiges Geld gekauft werden, um dann in Papierkörben zu versinken — man fragt sich vergebens, wo in diesen Zwiespältigkeiten noch Sinn und Verstand zu finden ist.

Polnische Konfitüren. Der „D. Z.“ wird geschrieben: „Wie bekannt, sind seit einigen Monaten in sämtlichen Kolonialwaren- und Konfitürengeschäften Deutschlands polnische Bonbons zum Preise von

9 bis 11 Mark das Pfund zu haben. Jeder einzelne dieser Bonbons ist zunächst in dünnes, weißes und dann noch in starkes, buntes Papier eingewickelt. Abgesehen davon, daß wir alle Tage zu hören bekommen, wir müßten mit Papier sparen, was sich auch besonders bei der nationalen Presse unangenehm bemerkbar macht, ist es auch eine unzulässige Geldschneiderei und Bewucherung des kaufenden Publikums, das für den doch reichlich hohen Preis einen großen Teil für Papierumhüllung bezahlt. Die äußere Umhüllung ist mit bunten Figuren und Aufschriften bedruckt. So fiel mir kürzlich schon Papier in die Hände, das folgendermaßen gestaltet war: ein französischer Poilu, ein englischer Matrose und ein russischer Soldat stehen zusammen und reichen sich die Rechte — wohl zum Zeichen der entente cordiale. Dahinter stehen die entfalteten Trikolore, der Union Jack und die russische Fahne. Darunter sind noch kriegerische Embleme: Trommel, Kanonenrohre, Säbel usw. Die Firmenaufschrift ist auf einer Seite in polnischer, auf der anderen Seite in russischer Sprache angebracht. Und das wagt die polnische Industrie nach Deutschland zu verkaufen, nachdem eben erst Polen durch die Gewalt deutscher Waffen seine nationale Selbständigkeit erlangt und von der russischen Knutenherrschaft befreit ist!"

„Polnische Konfitüren"! Tu l'as voulu, George Daudin.

Energische Mitarbeiter sucht auf dem Anzeigenwege eine neu zu begründende „Zeitung im Sinne Nietzsches", mit dem schönen Titel „Der Willensmensch". Zeitungen, bemerkt die „D. T.", waren bisher weniger auf energische als auf tüchtige Mitarbeiter angewiesen; Energie wurde in dem Anzeigenteile der maßgebenden Berliner Blätter hauptsächlich von der Masseuse verlangt und angeboten. Daß es sich bei dem neuen Willensmenschen um den Willen zum Sieg handelt, glauben wir nicht, obgleich ein starker Zuschuß von Mitarbeiter-Energie auf diesem Gebiete den Flaumacher-Redaktionen nur sehr nützlich wäre.

Aus der Sammelmappe der mehrheitssozialistischen „Internationalen Korrespondenz":

Leipziger Zustände.

Das Sozialdemokratische Parteiblatt für Leipzig gibt von der Redaktion der „Leipziger Volkszeitung" folgende Schilderung:

„Zählen wir doch die Herrschaften einmal an den Fingern her, die zurzeit in der Redaktion der ‚Volkszeitung' ihr Unwesen treiben! Da ist erstens der würdige Chefredakteur, ein Gesinnungschamäleon, über das ernsthafte Leute lachen müssen. Da ist zweitens ein Herr, der Regierungssozialisten bettelt, sie möchten ihn reklamieren helfen. Drittens kommt in Frage ein Sohn seines Vaters, sonst ein unbeschriebenes Blatt. Das vierte Prachtexemplar wurde als Wirrkopf schon vor zwanzig Jahren bezeichnet und vor noch nicht langer Zeit ausgelacht, als er den Wunsch nach einem Ministersessel aussprach. Kürzlich übrigens öffentlich als Verleumder gestäupt. Der fünfte ist jener seltsame Maifeier-Enthusiast, der selber keine Einbuße am Lohn erleiden will und deshalb am 1. Mai arbeitet, auch nach seiner Anstellung als Parteiblattredakteur sich um Abführung des Maiobolus herumzudrücken sucht, dafür aber um so niederträchtiger gegen die Gewerkschaftsführer stänkert.

Die windigen Helden spielen sich zurzeit als die geistigen Führer des gesamten werktätigen Volkes auf. Danach bemißt sich das Gewicht ihrer frechen Rotwürfe."

Daß die Herren Block, Prager, Geyer, Seeger usw. sich durch diese Porträts





geschmeichelt fühlen, möchten wir bezweifeln.

Dr. Breitscheid.

Von dem Kandidaten der Unabhängigen Sozialdemokratie für die Reichstagsersatzwahl in Niederbarnim, Dr. Rudolf Breitscheid, erzählt die Leipziger „Freie Presse", daß er zahlreiche Bittgesuche an einen bekannten sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten der Mehrheit geschrieben habe, daß dieser sich für seine Freilassung vom Militärdienst verwenden möchte. Nicht etwa jetzt für die Zeit der Reichstagswahl, sondern lange bevor von dieser die Rede war. Inzwischen habe Breitscheid weiter auf die Sozialisten geschimpft, die sich mit der Regierung eingelassen und kompromittierten. Selbst in einem bürgerlichen englischen Blatt habe Breitscheid noch während des Krieges der Sozialdemokratie nachgeredet, sie hätte am 4. August die Kriegskredite nur für bestimmte Gegenleistungen bewilligt.

Zeitgemäß! In Nr. 61 des Militär-Wochenblatts zeigt die Buchhandlung Schönfeld-Berlin Napoleons Leben, Briefe und Gespräche in sechzehn Bänden an. Aus den empfehlenden Urteilen seien folgende Sätze O. F. Gensichens herausgegriffen: „Überdies hat die Verbreitung der Memoiren und Briefe Napoleons noch den Vorteil, daß sie den Helden (!), der als Feldherr, Staatsmann, Gesetzgeber, Verwaltungsbeamter und Finanzgenie unvergleichlich dasteht, auch als den ersten Prosaschriftsteller aller Zeiten und Völker zur Geltung bringt. Solchen wunderbar wechselnden Stil hat niemand vor und nach ihm geschrieben. Nur die schönsten Stellen der Bibel, des Thucydides, des Cäsar, des Tacitus und des jugendlichen Goethe der Wertherzeit lassen sich mit der Prosa Napoleons vergleichen."

Man stelle sich vor, in England oder Frankreich wolle jetzt im vierten Jahr des Weltkriegs etwa ein Bewunderer Friedrichs des Großen an die Herausgabe von dessen Werken gehen! Dr. F. E. S.

Hundenamen. Im „Volkserzieher" zu lesen:

Sehr geehrter Herr Schwaner! Man hört hier jetzt in Kleinstädten wie auch schon auf Dörfern sehr oft unsere schönen deutschen Knaben- und Mädchennamen als Namen für Hunde. Besonders weibliche Hunde laufen fast überall als „Grete", „Herta" und dergleichen herum. Ich glaube kaum, daß ein Engländer oder Franzose eine derartige Taktlosigkeit begehen würde, und gerade in sogenannten besseren Familien findet man heute diese Unschönheit sehr häufig. Vielleicht finden Sie einen Raum im „Deutschmeister", darauf hinzuweisen, daß das deutsche Gretchen kein Name für Hunde in deutschen Familien ist.

Mit deutschem Gruß
Ihr Udo Ehren.

Lieber Herr Ehren! Es gibt noch viel Schlimmeres. Neben uns wohnte bis zum Sommer 1914 ein deutscher Regierungsbeamter, der eine Engländerin zur Frau hat. Diese Leute nannten ihren ruppigen Rattenfänger „Mike" (spr. Meik). Als die englische Kriegserklärung kam, taufte die stolze Engländerin ihren Hund um in — „Michel"! Was würde wohl einer deutschen Frau in London geschehen sein, die nach dem 4. August 1914 ihren Köter „John Bull" umgetauft hätte?! Eine andere „gebildete" Familie hier in unserem Grunewaldneste nennt ihren Hund „Wotan"; ja, ich habe schon „Baldur" rufen hören: Baldur als Hund! Was dagegen zu tun ist? Die Behörde bitten, daß sie solchen Unfug abstellen läßt. Eigene Vorstellungen nützen nicht, da dieser Art Leuten Empfindung und Willen fehlt, die Gefühle ihrer tiefer veranlagten Mitmenmenschen zu achten.

Wilhelm Schwaner.

Ein ordnungsmäßiger Bezugsschein gibt noch kein Recht auf Lieferung einer Ware. Vor etwa einem Vierteljahre wollte ich mir noch ein Paar Schuhe kaufen. Da meine seitherigen Lieferanten keine mehr hatten, trat ich in ein Geschäft, dessen Kunde ich seither nicht war. Von der Tochter wurde mir ein Paar mit passender Nummer vorgelegt. Ich wollte gerade zur Anprobe schreiten, als der Geschäftsinhaber in den Laden trat und mir erwiderte: „Die muß ich für meine Kunden aufheben.“ Bestellt waren sie aber nicht. Ich entgegnete: „Bevorzugung von Kunden gibt es jetzt nicht, sie ist sogar strafbar, wie aus verschiedenen Gerichtsentscheidungen hervorgeht.“ Ich beschwerte mich nun auf der Polizei, aber mir wurde erwidert, daß sich nicht dagegen einschreiten ließe, da ja ausdrücklich auf der Rückseite des Bezugsscheines zu lesen sei, daß er noch kein Recht auf Lieferung in sich schließe. Da mir diese Auffassung doch sehr eigenartig erschien, wandte ich mich nach Berlin an die Reichsbekleidungsstelle und bat um ihre Auffassung. Diese Behörde machte sich nun die Sache sehr leicht und hat überhaupt keine Auffassung in der fraglichen Angelegenheit; denn sie schickte mein Schreiben ohne jegliche Bemerkung an die Polizeibehörde zurück. Die ganze Angelegenheit ist gewiß sehr lehrreich. Es kann tatsächlich vorkommen, daß jemand unter den Umständen überhaupt keine Schuhe bekommen kann, weil ihm erwidert wird: „Sie haben ja bis jetzt auch nichts bei mir gekauft.“ Wie es mit Schuhwaren steht, ebenso kann es mit Kleidern stehen. Merkwürdige Zustände! B.

Bargeldloser Verkehr. Es soll keineswegs bestritten werden, daß der bankmäßige Ausgleich von Geldverpflichtungen ohne Inanspruchnahme der Bestände an Bargeld von mehr oder weniger großem Nutzen ist. Aber dem jetzt allerorten erklingenden Feldgeschrei nach „bargeldlosem Verkehr“ sollte entgegengetreten werden. Wir leiden ja dank der Einführung unerschöpflicher Mengen schmutziger Papierwische gar nicht an einem Mangel an „Bargeld“; den fragwürdigen Überfluß von Bargeld noch zu steigern, besteht also gar kein Bedürfnis. Wenn z. B. eine Ortskrankenkasse ihren Kunden ohne Einschränkung nahelegt, ihre Krankenkassenbeiträge durch Postschecküberweisung oder gar Zahlkarte einzuzahlen, um die Kassenboten zu entlasten, so erscheint solche Werbung doch recht verfehlt. Es handelt sich bei den Kunden der Krankenkasse in der Regel nur um kleine Beträge, deren Bareinzahlung am einfachsten und zweckmäßigsten ist, weil damit die geringste Arbeit verknüpft ist; und wenn wegen „militärischer Einberufungen“ Arbeit gespart werden soll, so dient man schlecht „der vaterländi-

schen Pflicht mit der Einführung der Postschecküberweisung", indem man um ein paar Mark willen ein halbes Dutzend Beamte mit Buchungen und Botengängen belastet. —y

Soldaten- und Beamtendeutsch. „Im Kriege verspricht nur Einfaches Erfolg. Es handelt sich daher um die Erlernung und Anwendung einfacher Formen. Alle Künsteleien sind untersagt. (Hätten wir das doch auch auf der „inneren Front" beherzigt!) — Die Infanterie ist die Hauptwaffe. Im Verein mit der Artillerie kämpft sie durch ihr Feuer den Gegner nieder. Sie allein bricht seinen letzten Widerstand. Sie trägt die Hauptlast des Kampfes und bringt die größten Opfer. Dafür winkt ihr auch der höchste Ruhm. — Das bloße Niederringen des Feindes ist ein halber Sieg. Vollkommen wird er durch die Verfolgung, deren Ziel die Vernichtung des Gegners ist. Ohne kräftige Verfolgung wird der geschlagene Gegner bald zu neuem Widerstande bereit sein, der durch erneuten Kampf gebrochen werden muß." (Aus dem Exerzier-Reglement für die Infanterie.)

„Mit dieser Vorschrift steht in innerem Zusammenhang die Vorschrift in § 31 Abs. 5 des Kriegssteuergesetzes (§ 69 Abs. 2 des Besitzsteuergesetzes), dagegen besagt sie nichts für die Frage der Miterstattung der auf den zu Unrecht bezahlten Abgabebetrag entfallenden Zinsen (§ 31 Abs. 3 des Kriegssteuergesetzes), was schon daraus erhellt, daß die Vorschriften in § 69 Satz 2 des Besitzsteuergesetzes und in § 31 Abs. 5 des Kriegssteuergesetzes sich entsprechen, während eine Verzinsung der Abgabe durch den Steuerschuldner nur im Kriegssteuergesetz vorgesehen ist." (Aus einer Verfügung des Reichsschatzamtes vom 25. Juli 1917 an den Herrn Finanzminister.)

Soldaten und Beamte: wie sie sprechen und schreiben, so denken und handeln sie auch. Zwei Welten . . . W.

Freigesprochener Wucher! Die Preise für Kümmelkörner sind, wie bekannt, während des Krieges erheblich in die Höhe gegangen. Während in Friedenszeiten Preise von 15 Mark für einen Zentner Kümmel gezahlt wurden, stiegen sie während des Krieges bis zu 2000 Mark. Wie seinerzeit berichtet, hatte sich im November 1917 vor dem Schöffengericht in Leer (Ostfriesland) ein Gutsbesitzer aus dem Rheiderlande wegen übermäßiger Preissteigerung zu verantworten. Er hatte Kümmel zum Preise von 1100 und 1200 Mark für den Zentner verkauft. Das Schöffengericht, das einen Preis von 200 Mark für den Zentner in Anbetracht der Verhältnisse für angemessen hielt, verurteilte den Angeklagten zu einer Geldstrafe von 79500 Mark. Interessant ist jetzt zu hören, daß die Strafkammer in Aurich, die sich mit der Berufung des Angeklagten und des Staatsanwalts gegen dieses Urteil zu befassen hatte, den Angeklagten freisprach, weil sie annahm, daß er im Glauben gewesen sein könne, der gebotene Preis sei nach Lage der Sache berechtigt. Man darf nach diesem freisprechenden Urteil gespannt darauf sein, ob auch die anderen Landwirte aus dem Rheiderlande, bei denen das Kriegswucheramt Preistreibereien ermittelt hatte, straffrei ausgehen werden.




UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 059667391